Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

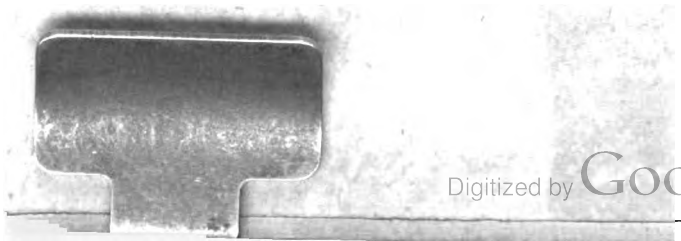
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google


Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Jahrbücher

für

wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben

von der

Societät für wissenschaftliche Kritik

zu

Berlin.

Januar 1836.

Berlin,

Verlag von Duncker und Humblot.

1836.

Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Digitized by Google

Mitglieder und Mitarbeiter.

Abegg, in Breslau.
Abeken, in Osnabrück.
Albrecht, in Göttingen.
Aschbach, in Frankfurt a. M.
v. Baer, in Petersburg.
*Bartels.
Barthold, in Greifswald.
Baur, in Tübingen.
Bauer.
F. Benary.
A. Benary.
Bernhardy, in Halle.
Beseler, in Basel.
Bessel, in Königsberg in Pr.
Billroth, in Halle.
Binder, in Heidenheim.
*Boeckh.
v. Bohlen, in Königsberg in Pr.
Bonnell.
*Bopp.
v. Brandt.
Burmeister.
Capellmann, in Düsseldorf.
Carus, in Dresden.
Clarus, in Leipzig.
Damerow, in Greifswald.
Daub, in Heidelberg.
Dieterici.
Diez, in Bonn.
*Dirichlet.
Dirksen.
Dove.
Droysen.
Drumann, in Königsberg in Pr.
Ellendt, in Königsberg in Pr.
Encke.
Erdmann.
Ewald, in Göttingen.
v. Felgermann.
Feuerbach, in Erlangen.
Förstemann, in Halle.
Fr. Förster.
Fricke, in Hamburg.
Friedländer.
*Gabler.
*Gans.
Gerhard.
Gloger, in Breslau.
Glückselig, in Prag.
Goldfuss, in Bonn.
Göschel.
Göttling, in Jena.
Graff.
v. Griesheim.
v. Gruber, in Stralsund.
Haase, in Schulpforta.
v. d. Hagen.
*v. Henning.
*Heffter.
Heydemann.
Heyse.
Hiecke, in Zeitz.
Hinrichs, in Halle.
*Hirt.
Homeyer.
Hornschuch, in Greifswald.
*Hotho.
*Fr. Hufeland.
Hunger, in Erlangen.
Ideler.
J. Ideler.
Johannsen, in Copenhagen.
v. Karajan, in Wien.
Kleine, in Duisburg.
Klöden.
Kosegarten, in Greifswald.
Krüger, in Quedlinburg.
Kufahl.
Kühne, in Leipzig.
Lange.
G. Lange, in Worms.
Lappenberg, in Hamburg.
Lehmann.
Lehnerdt, in Königsberg in Pr.
Lehrs, in Königsberg in Pr.
Leo, in Halle.
Leupoldt, in Erlangen.
*Link.
Lisch, in Schwerin.
Lobeck, in Königsberg in Pr.
Lorinser, in Oppeln.
Lucas, in Königsberg in Pr.
*Marheineke.
Matthäi, in Verden.
Matthäi, in Göttingen.
Matthies, in Greifswald.
Mayer, in Bonn.
Meinicke, in Prenzlau.
F. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
G. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
H. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
Michelet.
Minding.
Mittermaier, in Heidelberg.
Mullach.
v. Müffling, in Münster.
Johannes Müller.
Müller.
Münch, in Stuttgart.
Naumann, in Bonn.
Naumann, in Freiberg.
Nebenius, in Carlsruhe.
Nees v. Esenbeck, in Breslau.
Neue, in Dorpat.
Niethammer, in München.
Nöggerath, in Bonn.
Pelt, in Kiel.
Petermann.
Petersen, in Kreuznach.
v. Pfuel, in Neufchatel.
Phillips, in München.
Pinder.
Plafs, in Verden.
Pohl, in Breslau.
Pott, in Halle.
Purkinje, in Breslau.
Ranke, in Quedlinburg.
Ratzeburg.
Rauter, in Strafsburg.
Reinganum.
v. Riese, in Bonn.
Carl Ritter.
Rosenkranz, in Königsberg.
Rötscher, in Bromberg.
Fr. Rückert, in Erlangen.
Rühle v. Lilienstern.
v. Rumohr, in Copenhagen.
Rust, in Speier.
Sachs.
Schmidt, in Erfurt.
Schmidt, in Bielefeld.
Schoell.
Schömann, in Greifswald.
Schön, in Breslau.
Schott.
Schubert, in Königsberg in Pr.
*Joh. Schulze.
*C. H. Schultz.
Sohncke, in Königsberg in Pr.
Spiker.
v. Stägemann.
Steffens.
Stern, in Göttingen.
Strauss, in Tübingen.
Streckfufs.
*Toelken.
Trendelenburg.
Uckert, in Gotha.
Ulrici, in Halle.
*Varnhagen v. Ense.
Vatke.
Voigt, in Königsberg in Pr.
Wachsmuth, in Leipzig.
Walter.
Weber, in Bremen.
Weifse, in Leipzig.
Wendt, in Göttingen.
Wendt, in Posen.
Wiegmann.
Wilda, in Halle.
*Wilken.
v. Willisen.
Wilmans.
Windischmann, in Bonn.
v. Winterfeld.
Witte, in Halle.
Wolff, in Wien.
*Zumpt.

Digitized by Google

Inhalt des Januar-Heftes.

Jahrbücher No. 1—20.

Seite

v. Beust, geognostische Skizze der wichtigsten Porphyrgebilde zwischen Freiberg, Frauenstein, Tharandt u Nossen. Freiberg, 1835. — Nöggerath. . . 153

L. v. Buch, über Terebrateln, mit einem Versuche sie zu classificiren und zu beschreiben, eine in der königl. Akademie der Wissenschaften gelesene Abhandlung. Berlin, 1834. — H. G. Bronn. . . . 20

Bunsen und Berthold, das Eisenoxydhydrat, ein Gegengift der arsenischen Säure. Göttingen, 1834. — Stannius. 15

Dourn Kérakanoutean Hajkaznean Lézoui. i. e. Porta Grammatices linguae Haicanae (i. e. Armeniacae). Venedig, 1833. — Petermann. 97

Fries, Årsberättelse om nyare zoologiska arbeten och upptäckter, till Kongl. Vetenskaps-Academien afgifven den 31. Mars 1832. Stockholm, 1832. — Detsamma 1833. — Detsamma 1834. — Gloger. . . . 157

Fausto, tragedia di Volfango Goethe. Traducione di Giovita Scalvini. Milano, 1835. — Alfr. Reumont. 55

G. W. F. Hegel's Vorlesungen über die Aesthetik. Herausgegeben von Dr. H. G. Hotho. Erster Band. (Sämmtliche Werke Hegel's. Bd. X. Erste Abtheilung). Berlin, 1835. — Rosenkranz. . . 1

Krause, novae theoriae curvarum originariae et vere scientificae specimina quinque prima. Edidit Prof. Henr. Schröder. Monachii, 1835. — Minding. 91

Lommatzsch, die Wissenschaft des Ideals oder die Lehre vom Schönen. Berlin, 1835. — Weisse. . 121

Mohl, Beiträge zur Anatomie und Physiologie der Gewächse. Erstes Heft. Ueber den Bau und die Formen der Pollenkörner. Bern, 1834. — Schultz. 111

Seite

Pabst, Adam und Christus. Zur Theorie der Ehe. Wien, 1835. — Göschel. 57

Peters, neue Curvenlehre. Grundzüge einer Umgestaltung der höheren Geometrie durch ihre ursprüngliche analystische Methode. Dresden, 1835. — Minding. 91

Samlede tildeels forhen utrykte Afhandlinger af R. K. Rask. Udgivne efter Forfatterens Död af H. K. Rask. Förste Deel. Med Bidrag til Forfatterens Levnet af N. M. Petersen. Köbenhavn, 1834. — Johannsen. 129

Steiner, Geschichte und Topographie des Maingebietes und Spessarts unter den Römern. Darmstadt, 1834. — Reinganum 118

H. Stephanus, Thesaurus Graecae linguae. Vol. I. Fasc. 2—5. Vol. II. Fasc. 1—4. Paris, 1831—1835. — Poppo. 39

Vatke, die biblische Theologie. Erster Band. — Auch unter dem Titel: Die Religion des Alten Testaments nach den kanonischen Büchern entwickelt vom Lic. W. V. Erster Theil. Berlin, 1835. — Ewald. . 81

W. Vollmer, vollständiges Wörterbuch der Mythologie aller Nationen. Eine gedrängte Zusammenstellung des Wissenswürdigsten aus der Fabel- und Götterlehre aller Völker der alten und neuen Welt. Stuttgart, 1835. — A. Schöll. 141

Y-king, antiquissimus liber, quem ex latina interpretatione P. Régis aliorumque ex societate Jesu P. P. edidit Julius Mohl. Vol. I. Cum 4 tabulis. Stuttg. 1834 — W. Schott. 29

Digitized by Google

Schuldirectoren und Lehrer

erlauben wir uns beim bevorstehenden Anfange eines neuen Semesters auf folgende

Schulbücher

aufmerksam zu machen, welche bereits in mehrere hiesige und auswärtige Gymnasien und Schulen eingeführt worden sind:

Heinsius, Dr. Th., kleine theoret.-prakt. deutsche Sprachl. für Schulen u. Gymnasien. 13te verb. Ausg. $\frac{1}{6}$ Thlr.
— — der Redner und Dichter; oder Anleitung zur Rede- und Dichtkunst. 5te verb. Ausgabe. $\frac{3}{4}$ Thlr.
Wackernagel, Dr. K. E. P., Auswahl deutscher Gedichte für höhere Schulen. 2te verm. Ausgabe. $1\frac{1}{2}$ Thlr.
Pischon, F. A., Leitfaden zur Geschichte der deutschen Literatur. 3te verbesserte Ausgabe. $\frac{1}{2}$ Thlr.

Frings, M. J., kleine theoretisch-praktische französische Grammatik für Schulen und Gymnasien. $\frac{2}{3}$ Thlr.
Herrmann, F., Lehrbuch der französischen Sprache für den Schul- und Privat-Unterricht. Enthaltend: 1. Eine französisch-deutsche Grammatik der französischen Sprache, mit Uebungen zum Uebersetzen in's Deutsche und in's Französische. 2. Ein französisches Lesebuch mit Hinweisungen auf die Grammatik und Wörterverzeichnissen. Dritte, verbesserte Auflage. $\frac{2}{3}$ Thlr.
— — neues franz. Lesebuch; oder Auswahl unterhaltender und belehrender *Erzählungen* aus den neueren franz. Schriftstellern, mit biograph. u. literar. Notizen über die Verfasser und erläuternden Anmerk. $\frac{1}{6}$ Thlr.
Büchner, K., und F. Herrmann, Handbuch der neueren französischen Sprache und Literatur, oder Auswahl interessanter, chronologisch geordneter Stücke aus den besten neueren französischen Prosaisten und Dichtern, nebst Nachrichten von den Verfassern und ihren Werken. Prosaischer Theil. $1\frac{1}{3}$ Thlr.
— — Dasselbe. Poetischer Theil. $1\frac{1}{3}$ Thlr.
Heussi, Jac., neues englisches Lesebuch, oder Sammlung prosaischer und poetischer Aufsätze von den vorzüglichsten neueren englischen Schriftstellern, nebst einem Wörterverzeichnisse. Zum Gebrauch in Schulen und beim Privatunterrichte. $\frac{5}{6}$ Thlr.

Pischon, F. A., Leitfaden zur allgem. Gesch. der Völker u. Staaten. 1ster Theil. Gesch. des Alterthums. $\frac{1}{2}$ Thlr.
— — Dasselbe Zweiter Theil. Geschichte des Mittelalters. $\frac{1}{2}$ Thlr.
Als Handbuch für Lehrer, welche den Leitfaden beim Unterrichte zum Grunde legen, erschien von demselben Verfasser:
Lehrbuch der allgem. Geschichte der Völker u. Staaten. Erster Theil. Geschichte des Alterthums. $1\frac{1}{2}$ Thlr.
Roon, Albr. v., Grundzüge der Erd-, Völker- und Staatenkunde, ein Leitfaden für höhere Schulen, zunächst für die Königl. Preufsischen Cadetten-Anstalten bestimmt. Mit einem Vorwort von K. Ritter. In 2 Abtheilungen mit einem Anhange. Nebst 26 Tabellen. $2\frac{2}{3}$ Thlr.
(Einzeln: die 2 Abth. $1\frac{2}{3}$ Thlr. — Die 26 Tabellen 1 Thlr.)

Heussi, Jac., Lehrbuch der Arithmetik für Schulen, Gymnasien und den Selbstunterricht. Enthaltend: eine gründliche und leicht faſsliche, den Erfordernissen der neueren Pädagogik angemessene Darstellung des Kopf- und Zifferrechnens, und deren Anwendung auf das bürgerliche Leben und auf besondere Geschäftszweige. 4 Theile. $1\frac{1}{2}$ Thlr.
Der *dritte* Theil auch mit dem besonderen Titel: Sammlung arithmetischer Aufgaben. $\frac{5}{12}$ Thlr.
Lacroix, S. F., Anfangsgründe der Arithmetik. Nach der 17ten Originalausgabe aus dem Franz. übersetzt, und mit einigen Anmerkungen versehen. $\frac{2}{3}$ Thlr.
— — Lehrbuch der Elementar-Geometrie. Neu übersetzt und mit Anmerkungen versehen von L. Ideler. Mit 7 Kupfert. $1\frac{1}{3}$ Thlr.
Wilde, E., Geometrie für Bürgerschulen und die unteren Klassen der Gymnasien. Mit 9 Kupfert. $1\frac{1}{6}$ Thlr.
Hirsch, Meier, Sammlung von Beispielen, Formeln und Aufgaben aus der Buchstabenrechnung und Algebra. 4te durchgesehene Ausgabe. $1\frac{1}{3}$ Thlr.
(Das Egen'sche Handbuch zu dieser Aufgaben-Sammlung, welches eine Zeitlang nicht vollständig zu haben war, ist jetzt in 2ter verb. Auflage wieder zu bekommen. Preis beider Bände $4\frac{1}{3}$ Thlr.)

Wöhler, Dr. F., Grundrifs der Chemie. Unorganische Chemie. Dritte verbess. Auflage. Mit Königl. Würtemb., Grofsherzogl. Hess. und der freien Stadt Frankfurt Privilegien. $\frac{2}{3}$ Thlr.

Heinsius, Dr. Th., Vorbereitung zu philosoph. Studien. Für höhere Schulen und den Selbstunterricht. $\frac{2}{3}$ Thlr.

Schuldirectoren und Lehrern, welche eines oder das andere der vorstehenden Bücher, Behufs der Einführung, näher prüfen wollen, sind wir sehr gern erbötig, ein Exemplar zur Ansicht zu überlassen. — Die Preise, welche zwar bereits sehr niedrig gestellt sind, sollen bei Abnahme einer Partie Exemplare noch ermäfsigt, auch für arme Schüler Frei-Exemplare beigegeben werden.

Duncker & Humblot in Berlin.

Gedruckt in Berlin bei **J. F. Starcke.**

Digitized by Google

Jahrbücher

für

wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben

von der

Societät für wissenschaftliche Kritik

zu

Berlin.

Jahrgang 1836.

Erster Band.

Berlin,

Verlag von Duncker und Humblot.

1836.

Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Digitized by Google

Schuldirectoren und Lehrer

erlauben wir uns beim bevorstehenden Anfange eines neuen Semesters auf folgende

Schulbücher

aufmerksam zu machen, welche bereits in mehrere hiesige und auswärtige Gymnasien und Schulen eingeführt worden sind:

Heinsius, Dr. Th., kleine theoret.-prakt. deutsche Sprachl. für Schulen u. Gymnasien. 13te verb. Ausg. $\frac{1}{6}$ Thlr.
— — der Redner und Dichter; oder Anleitung zur Rede- und Dichtkunst. 5te verb. Ausgabe. $\frac{3}{4}$ Thlr.
Wackernagel, Dr. K. E. P., Auswahl deutscher Gedichte für höhere Schulen. 2te verm. Ausgabe. $1\frac{1}{2}$ Thlr.
Pischon, F. A., Leitfaden zur Geschichte der deutschen Literatur. 3te verbesserte Ausgabe. $\frac{1}{2}$ Thlr.

Frings, M. J., kleine theoretisch-praktische französische Grammatik für Schulen und Gymnasien. $\frac{2}{3}$ Thlr.
Herrmann, F., Lehrbuch der französischen Sprache für den Schul- und Privat-Unterricht. Enthaltend: 1. Eine französisch-deutsche Grammatik der französischen Sprache, mit Uebungen zum Uebersetzen in's Deutsche und in's Französische. 2. Ein französisches Lesebuch mit Hinweisungen auf die Grammatik und Wörterverzeichnissen. Dritte, verbesserte Auflage. $\frac{2}{3}$ Thlr.
— — neues franz. Lesebuch; oder Auswahl unterhaltender und belehrender *Erzählungen* aus den neueren franz. Schriftstellern, mit biograph. u. literar. Notizen über die Verfasser und erläuternden Anmerk. $\frac{1}{2}$ Thlr.
Büchner, K., und F. Herrmann, Handbuch der neueren französischen Sprache und Literatur, oder Auswahl interessanter, chronologisch geordneter Stücke aus den besten neueren französischen Prosaisten und Dichtern, nebst Nachrichten von den Verfassern und ihren Werken. Prosaischer Theil. $1\frac{1}{3}$ Thlr.
— — Dasselbe. Poetischer Theil. $1\frac{1}{3}$ Thlr.
Heussi, Jac., neues englisches Lesebuch, oder Sammlung prosaischer und poetischer Aufsätze von den vorzüglichsten neueren englischen Schriftstellern, nebst einem Wörterverzeichnisse. Zum Gebrauch in Schulen und beim Privatunterrichte. $\frac{5}{6}$ Thlr.

Pischon, F. A., Leitfaden zur allgem. Gesch. der Völker u. Staaten. 1ster Theil. Gesch. des Alterthums. $\frac{1}{2}$ Thlr.
— — Dasselbe Zweiter Theil. Geschichte des Mittelalters. $\frac{1}{2}$ Thlr.
Als Handbuch für Lehrer, welche den Leitfaden beim Unterrichte zum Grunde legen, erschien von demselben Verfasser:
Lehrbuch der allgem. Geschichte der Völker u. Staaten. Erster Theil. Geschichte des Alterthums. $1\frac{1}{2}$ Thlr.
Roon, Albr. v., Grundzüge der Erd-, Völker- und Staatenkunde, ein Leitfaden für höhere Schulen, zunächst für die Königl. Preufsischen Cadetten-Anstalten bestimmt. Mit einem Vorwort von K. Ritter. In 2 Abtheilungen mit einem Anhange. Nebst 26 Tabellen. $2\frac{2}{3}$ Thlr.
(Einzeln: die 2 Abth. $1\frac{2}{3}$ Thlr. — Die 26 Tabellen 1 Thlr.)

Heussi, Jac., Lehrbuch der Arithmetik für Schulen, Gymnasien und den Selbstunterricht. Enthaltend: eine gründliche und leicht faſsliche, den Erfordernissen der neueren Pädagogik angemessene Darstellung des Kopf- und Zifferrechnens, und deren Anwendung auf das bürgerliche Leben und auf besondere Geschäftszweige. 4 Theile. $1\frac{1}{2}$ Thlr.
Der *dritte* Theil auch mit dem besonderen Titel: Sammlung arithmetischer Aufgaben. $\frac{5}{12}$ Thlr.
Lacroix, S. F., Anfangsgründe der Arithmetik. Nach der 17ten Originalausgabe aus dem Franz. übersetzt, und mit einigen Anmerkungen versehen. $\frac{2}{3}$ Thlr.
— — Lehrbuch der Elementar-Geometrie. Neu übersetzt und mit Anmerkungen versehen von L. Ideler. Mit 7 Kupfert. $1\frac{1}{3}$ Thlr.
Wilde, E., Geometrie für Bürgerschulen und die unteren Klassen der Gymnasien. Mit 9 Kupfert. $1\frac{1}{6}$ Thlr.
Hirsch, Meier, Sammlung von Beispielen, Formeln und Aufgaben aus der Buchstabenrechnung und Algebra. 4te durchgesehene Ausgabe. $1\frac{1}{3}$ Thlr.
(Das Egen'sche Handbuch zu dieser Aufgaben-Sammlung, welches eine Zeitlang nicht vollständig zu haben war, ist jetzt in 2ter verb. Auflage wieder zu bekommen. Preis beider Bände $4\frac{1}{3}$ Thlr.)

Wöhler, Dr. F., Grundrifs der Chemie. Unorganische Chemie. Dritte verbess. Auflage. Mit Königl. Württemb., Grofsherzogl. Hess. und der freien Stadt Frankfurt Privilegien. $\frac{2}{3}$ Thlr.

Heinsius, Dr. Th., Vorbereitung zu philosoph. Studien. Für höhere Schulen und den Selbstunterricht. $\frac{2}{3}$ Thlr.

Schuldirectoren und Lehrern, welche eines oder das andere der vorstehenden Bücher, Behufs der Einführung, näher prüfen wollen, sind wir sehr gern erbötig, ein Exemplar zur Ansicht zu überlassen. — Die Preise, welche zwar bereits sehr niedrig gestellt sind, sollen bei Abnahme einer Partie Exemplare noch ermäfsigt, auch für arme Schüler Frei-Exemplare beigegeben werden.

Duncker & Humblot in Berlin.

Gedruckt in Berlin bei **J. F. Starcke.**

Digitized by Google

№ 1.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1836.

I.

G. W. Fr. Hegel's Vorlesungen über die Aesthetik. Herausgegeben von D. H. G. Hotho. Erster Band. XX. 547 S. gr. 8. (Sämmtliche Werke Hegel's. Bd. X. Erste Abtheilung). Berlin, 1835. bei Duncker und Humblot.

Die Geschichte der Aesthetik ist bis auf die Revolution, welche sie durch Kants Kritik der Urtheilskraft empfing, hinlänglich bekannt. Man hat sich ziemlich allgemein darüber verständigt. Kant blieb noch in dem Formalismus der Entgegensetzung des Sinnlichen und Geistigen stehen, wenn er auch in der aufblitzenden Idee eines intuitiven Verstandes, der das Allgemeine mit dem Besonderen zugleich erschaue, momentan darüber hinauskam. Diesen Mangel ergänzte Schiller bekanntlich in seinen mannigfaltigen Abhandlungen, wozu in der jüngeren Zeit noch sein Briefwechsel mit Goethe getreten, der eine Menge specieller ästhetischer Fragen erörtert; ein Amerika der Poetik, das auch einst seinen Columbus finden wird. Schiller erkannte nicht, wie Winckelmann, die Schönheit unmittelbar in ihrer Idealität, aber er rang heldenmäfsig sein ganzes Leben hindurch, die Einheit des Geistigen und Sinnlichen als das Wesen des Schönen zu begreifen. Wenn nun die Kantische Philosophie im Gegensatz zur früheren Wolfischen Lehre den Begriff des Schönen zuerst objectiv bestimmte und Schiller diese Bestimmung zur concreteren Entfaltung fortführte, so hielt sich doch die ganze Entwicklung noch in einem kritischen Zuschnitt; die unzureichenden Begriffe, die man vorfand, wurden abgewiesen, berichtigt; eine neue höhere Ansicht wurde eingeleitet. Aber die Aesthetik bedurfte eines Princips, durch welches sie selbstständig für sich, unabhängig von dem reflectirenden Verstande, auftreten und aus sich ihren inneren Zusammenhang entfalten konnte. Diesen Standpunkt, den Schiller besonders vorbereitete, empfing sie durch die Schelling'sche Philosophie, mit welcher alle späteren Leistungen in mehr bewufstem oder unbewufstem Zusammenhang stehen und welche, obschon ihr Urheber nirgends etwas Systematisches darüber gab, vornehmlich in den Ruf gekommen ist, von der Kunst ein gründliches Verständnifs zu besitzen. Allein nicht im Einzelnen ist die grofse Bedeutung dieser Philosophie zu suchen, sondern in ihrer ganzen, leichtfafslichen, enthusiasmirenden Anlage, welche mit einem Zauberschlage in den Mittelpunkt des Absoluten versetzte.

In der Kantischen Philosophie stand das Objective dem Subjectiven, das Physische dem Moralischen, das Sinnliche dem Geistigen, das Reale dem Idealen als *heterogen* gegenüber, eine Entgegensetzung, welche Schelling dadurch vernichtete, dafs er die Trennung jener Bestimmungen der Sphäre der *Erscheinung* anwies. In dem *Wesen* als der *Einheit* aller Erscheinungen müsse die Entgegensetzung jener beiden Potenzen und Factoren Null sein; in der Erscheinung hingegen müfste auch wegen ihres Ursprunges aus dem indifferenten Grunde der eine Factor den andern *an sich* haben, so dafs die Differenz des Absoluten im Gegensatz des Realen und Idealen nur eine *quantitative* wäre. In der Reihe der Erscheinungen, worin der Factor der Realität überwiegt, in der Natur, wie in der Reihe derjenigen, worin der Factor der Idealität überwiegt, in der Geschichte, bleibt der Gegensatz unausgeglichen, wodurch eben die Forderung eines *Handelns* entsteht, in welchem beide Potenzen eben so indifferenzirt werden, als sie es an sich im Absoluten sind. Dies ist das *künstlerische*, welches auf der ästhetischen Anschauung als der *productiven Ineinsbildung* des Realen und Idealen beruht. Offenbar mufs dies Handeln beide Momente in sich wiederspiegeln, denn der Künstler handelt einerseits *unbewufst*;

Digitized by Google

Digitized by Google

№ 1.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1836.

I.

G. W. Fr. Hegel's Vorlesungen über die Aesthetik. Herausgegeben von D. H. G. Hotho. Erster Band. XX. 547 S. gr. 8. (Sämmtliche Werke Hegel's. Bd. X. Erste Abtheilung). Berlin, 1835. bei Duncker und Humblot.

Die Geschichte der Aesthetik ist bis auf die Revolution, welche sie durch Kants Kritik der Urtheilskraft empfing, hinlänglich bekannt. Man hat sich ziemlich allgemein darüber verständigt. Kant blieb noch in dem Formalismus der Entgegensetzung des Sinnlichen und Geistigen stehen, wenn er auch in der aufblitzenden Idee eines intuitiven Verstandes, der das Allgemeine mit dem Besonderen zugleich erschaue, momentan darüber hinauskam. Diesen Mangel ergänzte Schiller bekanntlich in seinen mannigfaltigen Abhandlungen, wozu in der jüngeren Zeit noch sein Briefwechsel mit Goethe getreten, der eine Menge specieller ästhetischer Fragen erörtert; ein Amerika der Poetik, das auch einst seinen Columbus finden wird. Schiller erkannte nicht, wie Winckelmann, die Schönheit unmittelbar in ihrer Idealität, aber er rang heldenmäfsig sein ganzes Leben hindurch, die Einheit des Geistigen und Sinnlichen als das Wesen des Schönen zu begreifen. Wenn nun die Kantische Philosophie im Gegensatz zur früheren Wolfischen Lehre den Begriff des Schönen zuerst objectiv bestimmte und Schiller diese Bestimmung zur concreteren Entfaltung fortführte, so hielt sich doch die ganze Entwicklung noch in einem kritischen Zuschnitt; die unzureichenden Begriffe, die man vorfand, wurden abgewiesen, berichtigt; eine neue höhere Ansicht wurde eingeleitet. Aber die Aesthetik bedurfte eines Princips, durch welches sie selbstständig für sich, unabhängig von dem reflectirenden Verstande, auftreten und aus sich ihren inneren Zusammenhang entfalten konnte. Diesen Standpunkt, den Schiller besonders vorbereitete, empfing sie durch die Schelling'sche Philosophie, mit welcher alle späteren Leistungen in mehr bewufstem oder unbewufstem Zusammenhang stehen und welche, obschon ihr Urheber nirgends etwas Systematisches darüber gab, vornehmlich in den Ruf gekommen ist, von der Kunst ein gründliches Verständnifs zu besitzen. Allein nicht im Einzelnen ist die grofse Bedeutung dieser Philosophie zu suchen, sondern in ihrer ganzen, leichtfafslichen, enthusiasmirenden Anlage, welche mit einem Zauberschlage in den Mittelpunkt des Absoluten versetzte.

In der Kantischen Philosophie stand das Objective dem Subjectiven, das Physische dem Moralischen, das Sinnliche dem Geistigen, das Reale dem Idealen als *heterogen* gegenüber, eine Entgegensetzung, welche Schelling dadurch vernichtete, dafs er die Trennung jener Bestimmungen der Sphäre der *Erscheinung* anwies. In dem *Wesen* als der *Einheit* aller Erscheinungen müsse die Entgegensetzung jener beiden Potenzen und Factoren Null sein; in der Erscheinung hingegen müfste auch wegen ihres Ursprunges aus dem indifferenten Grunde der eine Factor den andern *an sich* haben, so dafs die Differenz des Absoluten im Gegensatz des Realen und Idealen nur eine *quantitative* wäre. In der Reihe der Erscheinungen, worin der Factor der Realität überwiegt, in der Natur, wie in der Reihe derjenigen, worin der Factor der Idealität überwiegt, in der Geschichte, bleibt der Gegensatz unausgeglichen, wodurch eben die Forderung eines *Handelns* entsteht, in welchem beide Potenzen eben so indifferenzirt werden, als sie es an sich im Absoluten sind. Dies ist das *künstlerische*, welches auf der ästhetischen Anschauung als der *productiven Ineinsbildung* des Realen und Idealen beruht. Offenbar mufs dies Handeln beide Momente in sich wiederspiegeln, denn der Künstler handelt einerseits *unbewufst*;

Digitized by Google

dies ist seine Genialität und kraft ihrer ist ihm die Tiefe der Werke, welche er schafft, selbst nicht vollkommen durchsichtig; es ist ein Naturdrang, der ihn zur Entäufserung treibt. Andererseits ist er sich aber seiner Hervorbringung auch *bewufst*; er producirt mit Besonnenheit und die formelle Seite der Kunst, ihre technische Vollendung gehört seinem Verstande, seinem Fleifse an; sie kann erlernt werden, was mit der schöpferischen Begeisterung unmöglich ist, als in welcher der Künstler nicht sich selbst bestimmt, vielmehr bestimmt wird. Im wahrhaften Künstler sind beide Elemente, der zeugenden *Nothwendigkeit*, wie der ausbildenden *Freiheit*, ganz ineinander aufgegangen. Folglich müssen sie auch im *Kunstwerk* als Eins gesetzt sein. Wollte der Künstler die Natur in dem Sinne *nachahmen*, dafs er sie nur als ein Gegebenes copirte, so würde er mit solchen treuen Abschilderungen nur zurückstofsen. Oder wollte er von einem *Begriff*, einem Ideal ausgehen, welches gegen die natürliche Beleibung sich gleichgültig verhielte, so würde er nur verblasene Gestalten hervorbringen. Die Kunst *verwirklicht* also die *Versöhnung* von Natur und Geist, von Nothwendigkeit und Freiheit, von Endlichem und Unendlichem und ihre Werke sind daher *Götter*. Nichts, was der Erscheinung angehört, kann über sie hinausgehen. Der Cultus der Religion kann nur durch die Kunst ein würdiges Organ finden, denn, was in der *Andacht* nur subjectiv existirt, das ist in den Werken der Kunst objectiv vorhanden. Sie haben also wesentlich eine religiöse Bedeutung und ihr Genufs ist Reproduction der göttlichen Begeisterung, die sie gebar.

Das sind die Grundzüge von Schellings Lehre, welche er 1) am Schlufs des Systems des transcendentalen Idealismus, 2) in den Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums, 3) in einer wunderschönen Rede über das Verhältnifs der Natur zu den bildenden Künsten, kurz aber eindringlich und mit heiligem Enthusiasmus auseinandersetzte. Angewendet, wie man es nennt, d. h. in einer besonderen Erscheinung der Kunst nachgewiesen, hat Schelling seine Principien, so viel uns bekannt geworden, nur an Dante's göttlicher Komödie. Den Versuch einer speciellen Bearbeitung der Aesthetik nach seiner Ansicht machte Ast. Indem Schelling die Kunst auf's Engste mit der Religion verschwisterte, erregte er eine unendliche Begeisterung für die Kunst, welche mit der Blüthe der romantischen Schule, mit den kritisch-historischen Bestrebungen der beiden Schlegel, mit dem unvergefslichen Frühling der Heidelberger Jahrbücher u. s. w. zusammentraf. Freilich wurde damals auch der Grund zu viel seichtem Gerede von der Göttlichkeit der Kunst gelegt; die ästhetisirenden Theegesellschaften glaubten hinlänglich für Tiefe gesorgt zu haben, wenn sie einem Kunstwerk das Prädicat „göttlich" ansprützten und Schelling selbst mufste sich in den Anmerkungen zur erwähnten Rede gegen solchen verstandlosen Leichtsinn bitter erklären.

Den nächsten Fortschritt aus dieser Periode machte Jean Paul. Er war, seiner philosophischen Confession nach, Kantianer und starb über dem Studium der Herbartschen Psychologie. Allein durch seinen poetischen Genius war er eben so sehr der Schellingschen Philosophie zugeneigt, woraus in seiner Vorschule zur Aesthetik in speculativer Beziehung ein gewisses Gemisch hervorging. Das Vorzüglichste dieses classischen Werkes, das im Gleichmaafs der stylistischen Behandlung vielleicht unter allen Leistungen Richters den ersten Kranz verdient, ist unstreitig die gediegene Auseinandersetzung des *Humors* und der mit ihm zusammenhängenden Formen. Durch die englische Literatur, durch Sterne, durch Shakespeare war die deutsche Bekanntschaft mit dem Humor erweckt und die Deutschen zeigten bald, dafs er auch ihnen nicht fehle. Allein es mangelte an einer klaren Begriffsbestimmung dieses chamäleontischen Elements, welches gegenwärtig bis zur Almosenbettelei und grimassirenden Frazzenhaftigkeit der buchhändlerischen Industrie heruntergesunken ist, damals aber noch, als v. Hippel, Tieck und Arnim in ihrer Jugendfrische, Jean Paul selbst und Andere wirkten, eine ganz andere Bedeutung hatte. Jean Paul ging vom Begriff des *Widerspruchs* zwischen dem Endlichen und Unendlichen aus, eine Auffassung, welche ihm nur durch die Schelling'sche Philosophie möglich wurde. Dem Selbstbewufstsein des Geistes von seiner inneren Unendlichkeit, seiner an und für sich seienden Göttlichkeit steht die Zusammenhanglosigkeit, Zufälligkeit, Endlichkeit der gemeinen Welt gegenüber. Der Humor ist nun, seinem Princip nach, nichts Anderes, als die *subjective Ausgleichung* dieses Contrastes. Es entsteht eine Beschränkung der einen Welt durch die andere. Eine wird immer in die andere reflectirt. So

Digitized by Google

wird das Gewöhnliche erhoben; dem Unbedeutenden wird Bedeutung geschafft, die Prosa in Poesie verwandelt. Umgekehrt bringt der Humor das Erhabene, Unendliche dem Menschen in eine trauliche Nähe. Sein bald heiteres bald wehmüthiges Lächeln erhält den Menschen im Mittelpunkt der Dinge.

Was nun durch Schelling im *Allgemeinen* begründet, durch die Schlegel im *Historischen*, durch Jean Paul im *Theoretischen* weitergeführt wurde, fafste Solger *systematisch* zusammen, indem er die Formen des Unendlichen und Endlichen näher zu dem Gegensatz der *Phantasie* und des *Verstandes* bestimmte. Die Hauptsache bei Solger ist die Verbindung, worin er alle Elemente der Kunst brachte, in seinem Erwin und in der nach seinem Tode von Heyse herausgegebenen Aesthetik. Am berühmtesten aber ist er durch seine Lehre von der *Ironie* geworden, welche seitdem zu den Geheimnissen der sogenannten höheren Aesthetik zu gehören schien. Sie soll das Bewufstsein ausmachen, dafs das Endliche, auch in seiner höchsten Vollendung, doch immer nur ein *verschwindendes Dasein* hat, nicht das Unendliche an und für sich selbst ist. Aus diesem theologischen Gesichtspunkt erscheine auch die höchste menschliche That, die heiligste, weil beschränkt und nichtig, auch als komisch. Tragisch sei die Ironie darin, dafs alle Blüthe des erscheinenden Daseins dem Untergang zuwelken *müsse*. Populair könnte man dies so ausdrücken: Gott mufs über die Welt, die er, als eine in sich nichtige schafft, eben so sehr lachen, wenn er ihren inneren Widerspruch, als weinen, wenn er ihren durch ihr Dasein als Erscheinung bedingten Untergang anschaut. Das aber soll eben der Humor davon sein und hieraus dem Künstler die Weihe der Begeisterung zuströmen. Man sieht bald, dafs diese Aesthetik die furchtbare, in sich selbst zusammensinkende Anstrengung gemacht hat, den Spinozismus, welchen Hegel so treffend Akosmismus nannte, auf die Kunst anzuwenden. Colerus erzählt, dafs Spinoza, wenn er seinen Wirth van der Spyk im Haag besuchte, zuweilen Spinnen fing, die er mit einander kämpfen liefs, oder Fliegen, die er einer Spinne zur Beute in's Netz warf. Wenn nun die Thierchen sich balgten, so konnte der sonst so ruhige Mann in helles Lachen ausbrechen. Die Macht der Substanz manifestirte sich ihm in dieser Tragikomödie.

Seit dieser Zeit sind nun eine Menge von Aesthetiken erschienen, welche in besonderen Beziehungen Werth haben, ohne jedoch einen durchgreifenden Fortschritt zu bewirken. Trahndorf leistete in begriffsmäfsiger Bestimmung des Technischen Ausgezeichnetes; für das tiefere Streben, das bei ihm unverkennbar ist, wurde er durch die abstracten Kategorieen von Sein, Erkennen und deren Vermittelung in der Liebe gehemmt. Weifse unternahm eine streng dialektische Behandlung der Aesthetik, an welcher als ein grofses Verdienst hervorgehoben werden mufs, dafs er das Negative des Schönen, das Häfsliche, als ein nothwendiges Moment in die Entwicklung mitaufnahm. Mit seiner Lehre vom Genius verirrte er sich freilich; statt mit der Objectivität der Kunst in ihren Werken, in ihrer geschichtlichen Realisirung zu schliefsen, endigte er die Wissenschaft, wie ein Lustspiel, mit dem Bund der Ehe, wofür ihn Herbarts Witz in der Halleschen Literaturzeitung derb genug geifselte. Aus der Herbart'schen Schule selbst hat Bobrik eine Darstellung der Aesthetik gegeben, welche mehr an die Vorschelling'sche psychologische Manier erinnert, allein durch Scharfsinn der Bestimmungen, durch zartes Gefühl für das Schöne und lebendige Darstellung sehr anziehend ist. Endlich ist noch des Buches von Lommatzsch als eines solchen zu erwähnen, welches recht verständig und in recht gebildeter Diction eine vollständige Aufspeicherung aller Hauptmomente des Schönen und eine Auseinandersetzung aller Künste, aller Arten derselben enthält. Andere Arbeiten, welche entweder, wie die Webersche Aesthetik, das Bedürfnifs der Conversation befriedigen, oder, wie die Wiener Aesthetiken, mit der Verfertigung von Kunstwerken, mit Anweisungen zum Kupferstechen u. s. w. sich beschäftigen, können hier nicht in Betracht kommen.

Gewifs war nun Hegel's Leben für Erschaffung einer Aesthetik insofern höchst günstig, als es alle Studien umfafste, welche die Bildung dieser Wissenschaft unter uns bis vor einigen Jahren durchlaufen ist. Denn in seine Jünglingszeit fiel noch die Aufregung, welche Lessings Laokoon veranlafst hatte und in den Abend seines Lebens der heftige Streit über die Ironie. Hegel hat daher mit allen zwischen diesen beiden Punkten liegenden Wendungen der Wissenschaft jene wohlthuende Vertrautheit, welche aus dem Miterleben einer Krisis entspringt. Er ist überall, auch in den vom fortrauschenden Zeitstrom bereits mehr ver-

Digitized by Google

wischten Nüancen zu Hause. Hegel war gegen keine Erscheinung gleichgültig, sondern lebte, wie man vornehmlich aus seinen vermischten Schriften sehen kann, das Leben der Völker und der Literatur in aller Breite bis auf das Unbedeutende hin mit durch. In solcher vielseitigen Theilnahme und Aufmerksamkeit bewährte sich seine innere Stärke. Wie ein grofser Feldherr auch vom gemeinen Soldaten Notiz nimmt und solche Durchdringung der Totalität ihm die Sicherheit seines Handelns erhöhet, so hatte auch Hegel ein Interesse für die zahlreichen Dii minorum gentium der Literatur. Nirgends aber blieb er ein passiver Spiegel. Bei aller Hingebung an das, was der Tag brachte, erhielt er sich in seiner Eigenthümlichkeit, ohne daran zu denken. Seine Unbefangenheit war die Kraft seiner Reaction. Wie sehr er auch mit den Zeitproductionen sich ersättigen machte, so wufste er doch Allem, was an ihn kam, einen belebenden Odem einzublasen. In der Aesthetik versteht er auch dem an sich längst Bekannten theils durch die besondere Stellung, die er ihm im Zusammenhange des Ganzen ertheilt, theils durch seine energische, frappante Ausdrucksweise den Reiz der Neuheit zu geben, wie z. B. bei den Begriffen der Fabel, der Metapher und ähnlicher so überraschend der Fall ist. Gegenstände, über die er schon weit früher sich ausgesprochen, wie, um etwas anzuführen, Jacobi's Woldemar, erscheinen in frischer Beleuchtung. Es ist das alte Urtheil und doch ein anderes, weil Hegel nichts aus dem Gedächtnifs als fertig wieder aufnahm, sondern Alles immer von Vorn aus der Sache selbst hervorbrachte. Auch abgetragene Streitigkeiten, wie über den Vorzug der Vossischen Luise vor Goethe's Herrmann und Dorothea, über die historische Treue der dramatischen Darstellung u. dgl. treten in neuen Beziehungen auf. Im Maafshalten vollends ist H. ein seltener Mensch. Er ist gegen Goethe, Schiller und Shakespeare von tiefster Verehrung erfüllt, aber es ist keine Spur von Manie vorhanden; er übersieht ihre Mängel nicht. Sein Enthusiasmus ist immer nur der der Vernunft. Wo sie ihm nicht entgegenlächelt, bleibt er ungerührt. So feurig seine Seele ist, wenn er in einem Kunstwerk, wie Goethe's Iphigenia, den ächten Geist des Schönen begrüfsen darf, so zauberreich dann seine markige Rede strömt, so ungenirt, so naiv trocken spricht er im Gegenfall seinen Tadel aus. Er scheut sich dann nicht, die Ausdrücke trivial, roh, barbarisch, flach, geschmacklos und ähnliche gegen jene Lieblinge zu gebrauchen, denn eine Parteilichkeit, welche im unbedingten Loben und Rechtfertigen den Schein der Tiefe sucht, ist ihm fremd. Unbestechlichen Blicks erkennt er das Object als das, was es ist und mit keuschem Ernst spricht er die gewordene Erkenntnifs aus.

Von Allem, was Hegel lehrte, war wohl die Aesthetik gerade derjenige Theil, welcher dem gröfseren Publicum am Dunkelsten blieb. Es fafste im Allgemeinen die Ansicht, dafs sie sich zwar auf das Logische und sittlich-Religiöse der Kunstwerke verstehen möge, dafs ihr aber die wahren Mysterien des Schönen verschlossen seien. Nur einem beweglichen Gemüth, einem warmen, poetischen Sinn sei die Wissenschaft der göttlich-freien Kunst offen; mit dem Zwang dürrer Scholastik könne sie sich unmöglich befreunden. Hegel aber, der Protector der Dialektik, der Feind aller holden Unmittelbarkeit, dessen Gorgonenhaupt alles Individuelle mit Vernichtung bedrohe, sei der trockenste aller Philosophen. So bildete sich das Vorurtheil, als sei es der Hegelschen Aesthetik in der Kunst nicht um das Schöne, sondern um die von den Kunstgebilden verhüllte Wissenschaft zu thun. Sie gestehe dem Schönen kein eigenthümliches Gebiet zu, sondern erblicke darin nur eine geschickte Maskirung logischer, ethischer und theologischer Kategorieen. Das Amt der Wissenschaft sei die Zerstörung solcher Illusion; sie erhebe dadurch den Geist von der niedern, erdnahen Form der Vorstellung und Anschauung, welche ihn in der Kunst fessele, zur sonnenhellen Höhe des speculativen Denkens. Jedes Kunstwerk, auch das schlechteste d. h. kunstloseste, müsse sich daher, weil es allgemeine Bestimmungen in sich enthalte, als vernünftig rechtfertigen lassen, wie ein Lieblingsausdruck der Hegelianik laute. Da jedoch, nach dem Dafürhalten Hegel's und seiner Schule, der Weltgeist in seiner Philosophie endlich die Spitze der Culturpyramide betreten habe, so begreife man eigentlich nicht, wozu fernerhin noch ein Kunstleben existiren solle. Es habe ja seine Schuldigkeit gethan, die Geburt der sich selbst als alle Wahrheit wissenden Speculation vermitteln zu helfen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 2.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1836.

G. W. Fr. Hegel's Vorlesungen über die Aesthetik. Herausgegeben von D. H. G. Hotho.

(Fortsetzung.)

Wir sind überzeugt, dafs durch die nun vorliegende Aesthetik das Publicum über diese durch Mifsverstand erzeugte und durch Gehässigkeit verbreitete Ansicht vollkommen enttäuscht werden und sich im Stillen zuweilen schämen wird, wie es diese und jene früher nicht ungern geglaubte Absurdität dem Hegelschen Genius habe zutrauen können.

Sollten wir nun das Eigenthümliche der Hegelschen Aesthetik im Allgemeinen angeben, so würden wir daran zunächst die *Form* hervorheben. Die Meisterschaft Hegel's in der Darstellung ist hier von Neuem zu bewundern. Er war der dialektischen Entwicklung im höchsten Grade Herr. Aber bei dem ungeheuren Sachreichthum, den er besafs, war es recht die Lust dieses leidenschaftlich gründlichen Mannes, abstracte, allgemeine Bestimmungen durch allseitige Ausführung im Concreten, durch Verfolgung der Dialektik bis in die Zuspitzung des Einzelnen, so zu sagen, auf die Probe zu stellen. Die Treue und Sorgsamkeit, mit welcher in der Aesthetik das Einzelne von ihm behandelt ist, mufs entzücken. Er wird hier so zugänglich, milde und farbenreich, als er, dem heiteren Spiel des Details gegenüber, in den Conturen des Ganzen streng und erhaben ist. Das Treffende des Ausdrucks, dem sich nichts entziehen kann, der sich bis in die Eingeweide der Dinge wühlt und sie offenbar macht, ging bei ihm aus seiner Intimität mit der Sache, aus seiner Rücksichtslosigkeit auf alles ihr Jenseitige hervor. Als in einem ungemischten deutschen Stamm geboren, hat er einen Vorrath von höchst passenden alterthümlichen Worten und durch die Geschmeidigkeit und Kraft seiner Phantasie eine Mannigfaltigkeit neuer Combinationen, welche ihm ungesucht aus der jedesmaligen Anschauung zufliefsen. Auch lateinische und französische Ausdrücke weifs er sehr glücklich zu gebrauchen. Einige neuere Schriftsteller wollen uns durch Einmischen französischer Wörter das Gefühl ihrer feinen pariser Bildung geben; sie wollen uns groben Deutschen aus ihrem Salonleben einige Brocken zuwerfen. Von solcher Eitelkeit weifs H. nichts. Bedient er sich eines fremdländischen Wortes, so mufs man ihm wegen seines specifischen Werthes fast immer Recht geben, namentlich wenn er komische Effecte beabsichtigt oder recht akademisch und akroamatisch exponirt. Wenn in den Schriften der Schule, wie das nicht anders sein kann, ein unverkennbarer, durch ihn bedingter Typus herrscht, wenn hier nothwendig gewisse Schlagwörter und Constructionen wiederkehren, so ist bei Hegel immer noch eine Seite offen, wo er, wir möchten sagen, über sich selbst hinausgeht, wo er neue Goldmünzen ausprägt, welche von da an im literarischen Verkehr nicht mehr entbehrt werden können und daher selbst in feindliche Lager den Weg zu finden wissen.

Sodann würden wir in Bezug auf den Inhalt die *sittliche Würde* hervorheben, welche mit wunderbarer Hoheit diese Vorlesungen durchdringt. Hegel's Unbefangenheit, seine zähe Objectivität, war ganz dazu gemacht, die Stellung der Kunst zu allen übrigen Gebieten fest in's Auge zu fassen und keinem durch Vorliebe Unrecht zu thun. Bei der glühendsten Begeisterung für die Kunst treffen wir doch nichts von jener eine geraume Zeit modisch gewordenen dithyrambischen Trunkenheit, welche den als einen der Mysterien des Geistes Unwürdigen zerreifst, der nicht der Schönheit als dem unbedingt Höchsten zu opfern sich bereit finden läfst. So sehr er die Göttlichkeit der Kunst anerkennt, so steht ihm doch ihr Grund, die Heiligkeit der Religion und die Wahrheit der Wissenschaft höher. Nur müssen wir sogleich hinzufügen, dafs diese Stufenfolge des Schönen, Guten und Wahren bei ihm den

Digitized by Google

Sinn hat, in ihrer Totalität die Momente des Einen absoluten Geistes auszudrücken, wodurch denn der Vorwurf einer abstracten Subordination des einen Moments unter das andere wegfällt. Nicht wenig sonderbar wird es Vielen klingen, wenn wir berichten, dafs H. ganz ernsthaft eine Untersuchung darüber anstellt, ob auch die Kunst einer wissenschaftlichen Betrachtung werth sei? Dies Mifstrauen gegen die Kunst, ob nicht das Denken sich vergeude, wenn es sich mit ihr zu thun mache, ist in unserm Jahrhundert vielleicht nur H. in den Sinn gekommen. Es ist dies nicht die Besorgnifs der Frömmigkeit, die über dem bunten, freundlich gegenwärtigen Kunsthimmel die ernste Ewigkeit zu vergessen sich ängstet, die, wie das germanische Mittelalter, in den schönen Göttern die Verkleidungen höllischer Dämonen fürchtet: es ist vielmehr die speculative Besonnenheit, welche sich auf solche Weise aus dem Vorurtheil des Tages, aus dem Rausch des Dilettantismus, aus den Präconisirungen der Parteien, dem Nebel der schwanken Kritik, zur Klarheit und Würde des Begriffs heraufhebt.

Hegel's Centrum ist nicht eine blofse Indifferenz des Realen und Idealen, sondern die *Idee des Geistes*. Die *Freiheit* ist daher die Geliebte, welcher sich H. überall mit tiefster Sehnsucht zuwendet. Daher bei Untersuchungen über die Natur seine unverholene Freude, wenn er zeigen kann, wie sie noch in Zwittergestalten ausschweift, wie sie noch der äufserlichen Nothwendigkeit und ihrem Gesellen, dem Zufall, unterworfen ist, der Geist aber in der Fülle der Gewifsheit seiner selbst mit der Nothwendigkeit als der eigenen, von ihm selbst gesetzten, sich versöhnt weifs. Daher auch sein Drang, an einem Kunstwerk zunächst den geistigen Gehalt herauszukehren, der ihn sogar zu Fehlern verleitet, nämlich in das Politische oder Religionsphilosophische zu weit überzugreifen. Daher seine ernste Stimmung, welche eben so schneidend der in sich verliebten Moralität wie der ästhetischen Verweichlichung entgegentritt. Daher endlich die freie Weite seines Gemüths, welche das Individuelle immer in der Consonanz mit dem Geiste eines Volkes, mit dem allgemeinen Weltzustand empfindet und doch, bei aller plastischen, fast feierlichen Sittlichkeit, wieder harmlos genug ist, gefügig, mit kindlicher Hingebung, in die ganze Oberfläche der Erscheinung sich einzulassen. — Aus dieser Sympathie Hegel's für objective Sittlichkeit erklärt sich seine Neigung zur *historischen* Auffassung der Kunst. Bis auf ihn, bei den schon oben Genannten, wie früher bei Bouterweck, Bendavid, Kant, Eberhard, Meier, Home und Batteux, ist die Aesthetik überwiegend die Theorie des Schönen und der Kunst gewesen und das Geschichtliche mehr unter dem Gesichtspunkt des *Beispiels* aufgenommen worden. Bei H. scheint sich die Sache fast umzukehren. Zwar geht auch er von der Idee als solcher aus, allein im Verlauf drängt sich bei ihm die geschichtliche Bildung der Kunst beständig als das Element hervor, von dem er, weil die Idee darin zur *concreten Bestimmtheit* gekommen, den Ausgangspunkt der Eintheilungen entnimmt. Das Urtheil der Zeit ist in dieser Hinsicht über H. mit sich selbst im Widerspruch. In Ansehung der logischen Idee hat man nämlich gesagt, sie sei, alle früheren Standpunkte der reinen Speculation in sich versammelnd, nur ein geschicktes Aggregat vorgefundener Bestimmungen, ein mit einem gewissen Schein von Nothwendigkeit zurecht gemachtes Arrangement der Principien, welche Andere entdeckten, während H. selbst nichts wahrhaft Progressives erfunden habe. Man machte also der Logik den Vorwurf, dafs sie zu historisch, dafs sie eine *zur Form eines Systems eingezwängte Geschichte der Speculation* sei. Umgekehrt behauptete man in Ansehung der Geschichte, dafs H. dieselbe durch seine Logik tyrannisire. Er habe einmal in ihr die abstracten Schemata, unter welche er den empirischen Stoff wohl oder übel unterbringe, wodurch er denn die Geschichte zu einem *Schattenspiel logischer Begriffe* mache. Die Wahrheit ist, dafs H. im Logischen gerade so genau und gewissenhaft war, als im Historischen und durch seine Vertrautheit mit dem einen wie mit dem andern Element das eine durch das andere erleuchten konnte. In seiner Logik sind die Bestimmungen von solcher Schärfe und Reinheit, dafs man in einem wahrhaft durchsichtigen Krystalltempel wandelt. In seinen historischen Darstellungen aber entzückt jene saftige Localfarbe, welche von der Atmosphäre des ursprünglichen Bodens noch gleichsam umduftet wird. Die erschöpfende Prägnanz, mit welcher er welthistorische Epochen, Individuen, Kunstwerke zeichnet, ist auch eins der vielen aufserordentlichen Talente, welche Gott diesem wunderbaren Manne geschenkt hatte. In der Aesthetik ist der grofse Fund, den er in historischer

Digitized by Google

Beziehung machte, die Unterscheidung des symbolischen, plastischen und romantischen Styls, eine Theilung, welche mit der der Geschichte in die orientalische, antike und moderne zusammenfällt.

Die Idee des Schönen ist in der Bestimmtheit des Kunstschönen das Ideal. Aber das Ideal mufs sich in sich selbst unterscheiden; es ist kein Abstractum. Durch seine Besonderung entstehen die eben genannten Grundformen aller künstlerischen Darstellung. Für die Bestimmung des Einzelnen ist aber noch die specifische Individualisirung nothwendig, welche durch die einzelnen Künste, durch die Differenz des darstellenden Materials in der Architectur und Sculptur, in der Malerei, Musik und Poesie hervorgebracht wird. So ergeben sich drei Theile der Aesthetik.

Der erste, welcher also vom Ideal handelt, betrachtet 1) das Schöne an und für sich; 2) das Naturschöne; 3) das Ideal selbst. Das *Schöne* ist die Idee, wie sie aber nicht die Idee als logische, im abstracten Element des Denkens, das Wahre und Gute an sich ist, sondern in der objectiven Realität der sinnlichen Erscheinung existirt. Das Innere des Begriffs und dessen Aeufserlichkeit sind in ihm untrennbar. Es ist interessant zu bemerken, wie die Aesthetik in ihrem Anfang, auf dem platonischen Standpunkt, die Schönheit noch mit der Wahrheit und Güte abstract identisch setzte, dagegen die neuere, seit Baumgarten, umgekehrt mit der Reflexion auf das Sinnliche, auf den äufseren Schein, anfing. — Das unmittelbare Dasein des Schönen ist allerdings das *Naturschöne*, denn das natürliche Leben hat den Begriff zu seiner Seele. Die besonderen Formen sind hier einerseits die abstracten Bestimmungen für das *Verhältnifs der Theile* der Gestalt: Regelmäfsigkeit, Symmetrie, Gesetzmäfsigkeit, Harmonie; andererseits ist es die Einheit des sinnlichen Stoffs *in sich* d. h. die Reinheit der Farben, Töne u. s. f. Aber wie sehr die Naturgestalt entzücken möge, so ist sie doch, weil das Innere in ihr ein Inneres bleibt, unfähig, dem Geist eine letzte Befriedigung zu gewähren. Die Seele als das flüssige Band aller Glieder scheint nur trübe durch das Aeufsere hindurch, welches in einer beständigen Abhängigkeit von anderem Aeufsern, von zufälligen Umständen ist, wodurch die Schönheit unaufhörlich beeinträchtigt und verkümmert wird. Auch der schönste Organismus, der menschliche, ist dem Druck der Natürlichkeit unterworfen. Wegen solcher Mangelhaftigkeit mufs der Geist über das Naturschöne hinausgehen und ein Schönes erschaffen, welches nicht blofs an Dauerhaftigkeit dem schwankenden Zustande des Natürlichen entrissen, sondern überhaupt von der Unangemessenheit befreit ist, welche die Idee als Naturleben, als nur entäufserte, in der Aeufserlichkeit nicht in sich zurückkehrende, an sich hat. Diese Entwicklung, von der wir kaum einen Prospect hier gegeben, ist von H. mit einer ungemeinen Liebe gearbeitet; alle Naturformen, vom Krystall an durch die Vegetation und Thierwelt hin ist er durchgegangen; auch das Elementarische der landschaftlichen Schönheit ist nicht vergessen. — Da sich also das absolut Schöne in der Natur nicht findet, so mufs es durch den Geist selbst erschaffen werden. Das *Ideal* ist die schöne Individualität, welche die Bedürftigkeit des Naturstandes von sich abgestreift hat und in ihrem Aeufseren nur die Idee, nichts Anderes, darstellt, so dafs das Sinnliche völlig vom Geistigen durchdrungen ist. In der Bestimmtheit des Ideals mufs unterschieden werden 1) das Ideal an sich; 2) die Handlung; 3) die Aeufserlichkeit, in welcher die Idee sich auf eine adäquat entsprechende Weise darstellt. Das Ideal an sich ist die kummerlose, *ruhige* Schönheit, welche nur den unsterblichen *Göttern* möglich ist. Wo die Individualität als erdgeborene in den Gegensatz geräth, der zur *Handlung* auffordert, verschwindet die selige Ruhe. Das Handeln ist aber *a*) durch den *allgemeinen Weltzustand* bedingt. Im *heroischen* Zeitalter beschliefst das Individuum aus sich heraus seine Thaten und nimmt auch reuelos alle Consequenzen derselben auf sich. In Zeiten aber, wo ein Volk in den Unterschieden der Stände und der Regierung zum Staat sich durchgebildet hat, wird das Individuum durch tausend Schranken in seinem Thun gehemmt. Jeder Act desselben mufs sich nach allgemein gültigen Normen richten. Alles wird controlirt. Der Mechanismus des Ganzen zerstört die Poesie des Individuellen und das Handeln ist um so vortrefflicher, je prosaischer es ist, denn die Prosa ist nichts als die zur Form von Gesetzen und Grundsätzen herausgearbeitete praktische Vernunft, welche das Thun des Einzelnen regelt. Die Kunst wird daher eine natürliche Neigung zum Heroenalter haben oder wenigstens gern solche Zustände hervorsuchen, welche das vielfach Beschränkte des conventionellen Zustandes in den Hin-

Digitized by Google

tergrund stellen, weshalb bei ihr fürstliche Geschlechter den Vorzug haben, weil aus ihnen die Selbstständigkeit des Handelns, dessen umfassende Bedeutung, unmittelbar hervortritt. *b*) Durch das bestimmte Verhältnifs des Individuums zum allgemeinen Weltzustand ergiebt sich die *Situation* desselben. Wo das Substantielle an und für sich dargestellt wird, ist gar keine Situation. Wo es, wie oft bei den griechischen Göttern, in einem Spiel folgelosen Handelns begriffen ist, da ist die Situation harmlos.

(Der Beschlufs folgt.)

II.

Das Eisenoxydhydrat, ein Gegengift der arsenigen Säure. Von Robert Wilhelm Bunsen, Privatdocent zu Göttingen, und Arnold Adolph Berthold, Dr. med. etc. Göttingen, 1834. Dietrich. 100 S. 8.

Sollten die in vorliegender kleinen Schrift mitgetheilten Beobachtungen und Versuche sich bestätigen, wie es nach den in Paris und in Würtemberg gemachten Erfahrungen allen Anschein hat, so könnte dieselbe unbedingt als eine der wichtigsten und erfreulichsten Erscheinungen in der Literatur der Toxicologie begrüfst werden. Leider ist uns zu eignen Untersuchungen über ihr Object: das Eisenoxydhydrat als Gegengift der arsenigen Säure keine Gelegenheit geworden, weshalb wir uns auf ein blofses Referat beschränken müssen. Nach einer kurzen Einleitung werden von den Verfassern die bisher als Gegenmittel in Vorschlag gebrachten Stoffe einer Prüfung unterworfen. Von einem Antidote der metallischen Mittel verlangen die Verf., dafs dasselbe eine völlig unauflösliche Verbindung mit denselben eingehe. Die von Toussaint-Navier in Vorschlag gebrachten Schwefelalkalien sind nicht allein an sich schädlich, sondern sie fällen auch die arsenige Säure niemals vollständig. Völlig nutzlos ist die von ihm angewendete Eisenfeile. Ein schwefelsaures Eisenoxydulsalz, das er unter dem Namen Hépar martial gleichfalls empfiehlt, ist nach Orfila giftig und besitzt auch nicht einmal die Fähigkeit, einen Niederschlag in der Auflösung der arsenigen Säure hervorzubringen. Die Talkerde geht mit dieser Substanz ebenfalls keine unauflösliche Verbindung ein. Die von Casimir Renauld vorgeschlagene Auflösung von Schwefelwasserstoffgas in Wasser ist, in gröfseren Quantitäten genossen, nicht allein schädlich für den Körper, sondern das durch Zersetzung des Schwefelwasserstoffgas gebildete Schwefelarsenik vermag durch die im Darmkanale enthaltenen Schwefelalkalien aufgelöset zu werden; ausserdem aber äufsert der Schwefelwasserstoff auf die feste arsenige Säure fast gar keine Einwirkung. — Der zweite Abschnitt der Schrift handelt vom chemischen Verhalten der Eisenoxydsalze und namentlich des Eisenoxydhydrates zur arsenigen Säure. In den Auflösungen des schwefelsauren, salpetersauren und chlorwasserstoffsauren Eisenoxydes bringt die arsenige Säure weder für sich, noch in ihren Verbindungen mit den Basen, lung hervor. Ist dagegen das Eisenoxyd an eine s Säu re, z B. an Essigsäure gebunden, so findet eine v Fäl ung des Oxydes Statt; der gebildete Niederschl aus arsenigsaurem Eisenoxyd. Eine gleiche Zersetzu nu n auch das Eisenoxydhydrat, in welchem das Wa eine noch schwächere Verwandschaft mit dem Eisen bunden ist, als die Essigsäure. Um 1 Theil arsenige fällen wird eine Quantität Eisenoxydhydrat erforde wenigstens 10 bis 12 Theilen Eisenoxyd entspricht. man die Substanzen vorher oder setzt man die arse in kleinen Portionen zum Füllungsmittel, so erfolgt d noch leichter. Die Gegenwart von Ammoniak, Chlor gen und anderen Salzen hindert die Fällung der arsen nicht. — Ehe die Verf. nun zu ihren Versuchen über samkeit des Antidotes gegen arsenige Säure überging suchten sie, wie grofs die Quantität des Giftes sein che den Tod der zum Versuche benutzten Thierart einer gewissen Zeit unfehlbar herbeiführt. Bei ganz wohl, als auch bei halbjährigen Kaninchen, mochte mit Speise angefüllt sein, oder mochten sie länger fastet haben, hatte eine Gabe von ¼ Gran aufgelö pulverisirter arseniger Säure den Tod binnen 6—7 S Folge. — Das Eisenoxydhydrat für sich allein kann Thieren ohne Nachtheil in grofsen Dosen genomme Auch innerhalb des thierischen Körpers beruhet die des Eisenoxydhydrates auf chemischer Verbindung de der arsenigen Säure zu arsenigsaurem Eisenoxyde. mufs das Antidot wenigstens in der zur Neutralisati nommenen Arseniks erforderlichen Menge gegeben wer aber im Darmkanale Gerbestoff, Schwefelwasserstoffg dere Stoffe vorkommen können, welche zum Eisen eine nähere Verwandtschaft haben, als das Arsenik ersteres in gröfserer Dosis verabreicht werden. Da Verbindung des Giftes mit dem Gegenmittel hervor arsenigsaure Eisenoxyd ist, wie auf dem Wege des von den Verfassern gefunden ward, fast ganz ohne E auf den thierischen Organismus. — Im nächsten Absc von der Wirkung des Arseniks auf den thierischen K handelt und es werden die, seiner unter den verschiede dingungen Statt habenden Einwirkung, folgenden Ersc analysirt. Die Verf. zeigen, wie das Arsenik seine keit auf alle Organe und Systeme des Körpers äufse auf diejenigen, mit denen es unmittelbar in Berühr dann auf das Blut und vermittelst dieses auf den übri nismus. — Der 5te Abschnitt ist der Exposition einer len Behandlungsweise der Vergiftung durch arsenige widmet. Zugleich werden hier die an Hunden und chen über die erfolgreiche Wirkung des Eisenoxydhydr diese Intoxication angestellten, sehr interessanten Vers fuhrlich mitgetheilt. — Am Schlusse des Werkchens von der Anwendung des Antidotes als äufserliches M mentlich bei Arbeitern in Berg- und Hüttenwerken die

Stan

Digitized by Google

№ 3.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1836.

G. W. Fr. Hegel's Vorlesungen über die Aesthetik. Herausgegeben von D. H. G. Hotho.

(Schluſs.)

Erst mit der *Collision*, d. h. mit der Entgegensetzung und Spannung der Individuen durch ein und dasselbe Interesse kommt es zur Unruhe der wahrhaften Situation, deren Widerspruch *c*) nur durch das *Handeln* aufgehoben werden kann. Seine Energie empfängt das Individuum aus den allgemeinen theils affirmativen theils negativen Mächten der Sittlichkeit. In der gediegenen Einheit mit einer von ihnen hat es seinen *Charakter*, der sich im Affect als *Pathos* äuſsert. Ohne solchen substantiellen Inhalt, mit welchem das Subject ganz zusammengeschlossen, ist ächtes Pathos unmöglich. — Mit dieser Innerlichkeit des Gemüths muſs nun aber auch die äuſsere Umgebung, der erscheinende *Ausdruck* zusammenstimmen, nicht bloſs in Bezug auf Zeit, Ort, Drapperie, sondern, um den Reflex des Geistes concreter Weise zur Anschauung zu bringen, bis auf das Singuläre hin. Der *Künstler*, welcher das Ideal im Kunstwerk für ein Publicum hervorbringt, muſs daher die Idee sogleich in sinnlicher Form vor sich haben. Er muſs sich zur Sache, die er darstellen will, ganz entäuſsern können, worin allein auch die ächte *Originalität* liegt, welche nicht in individueller Seltsamkeit, bizarrer Laune, abstracter Idiosynkrasie, sondern in der *Objectivität* selbst bestehen muſs.

Auf diese herrliche Auseinandersetzung folgt der zweite Theil, die Entwicklung des Ideals zu den *besondern Formen* des Kunstschönen. Die symbolische *sucht* die Idee in ihr angemessener Weise darzustellen. Aber weil sie sucht, bleibt Inhalt und Form noch auseinander. Die Form bedeutet nur den Inhalt, ist mit ihm nicht in concreter Einheit. Die plastische *erreicht* diese Einheit. Form und Inhalt gehen gänzlich ineinander auf. Die Bedeutung schlägt überall durch; das Innere ist im Aeuſseren; das Aeuſsere selbst ist also kein Aeuſseres mehr gegen das Innere, sondern selbst das Innere und das Innere ist auch nichts mehr für sich, sondern hat sich ganz der Oberfläche preisgegeben. Von Seiten der Kunst ist diese Identität das Höchste. Aber der Geist kann, wenn er sich in seinem absoluten Selbstbewuſstsein zum Inhalt macht, wenn also die individualisirende Particularität zersprengt wird, durch seine Tiefe die Form hinter sich lassen. Er *überschreitet* sie. Dann findet das Umgekehrte, wie bei der Symbolik statt. Diese bildet das Innere dem Aeuſseren ein, während sie selbst noch den Begriff des Inneren sucht. Hier ist der Begriff, die Idee schon vorhanden, aber es genügt kein Gefäſs mehr, sie in sich aufzunehmen. Der Geist erreicht sich wahrhaft nur im Geist, in sich selber. Diese Form ist die romantische Kunstform, die letzte denkbare.

Der vorliegende Theil der Aesthetik begreift nur die Entwicklung der *symbolischen* Kunstform. Es wird von H. unterschieden: 1) die *unbewuſste* Symbolik, d. h. diejenige, welche den Inhalt, der äuſserlich dargestellt werden soll, noch nicht von dem Mittel der Darstellung als einem Zeichen für die Sache trennt, wie im ganz unkünstlerischen Parsismus, dem das Licht, das natürliche, unmittelbar mit den Ideen des Wahren und Guten zusammenfliefst. Mehr Sonderung enthält schon die phantastische Symbolik der Inder. Am höchsten aber steht hierin die ägyptische Symbolik, weil sie, nicht so willkürlich und maaſslos, wie die Indische, eine genauere Congruenz der Bedeutung und des sie versinnbildenden Objects enthält. 2) Tritt das Bewuſstsein darüber hervor, daſs die in sich unendliche Substanz durch keine äuſserliche Objectivität erschöpft werden könne, so entsteht die Symbolik der *Erhabenheit*. Einerseits ist sie die pantheistische, welche im Einzelnen das Universum spiegelt, wie sie im Indischen,

Digitized by Google

Muhammedanischen, selbst im Christlichen, hervorgetreten ist. Andererseits ist sie die monotheistische, welche das Irdische und Endliche mit dem Göttlichen und Absoluten contrastirt und sich des Unendlichen nicht sowohl in der Affirmation, als in der Negation, im Verschwinden des Endlichen, in der Abhängigkeit und Furcht des Menschlichen bewufst wird. 3) Endlich kann die Symbolik den Gegensatz von Bild und Sache fixiren, so dafs sie, *mit Bewufstsein über ihren Unterschied*, beide *vergleichend* auf einander *bezieht*. Geht sie dabei *a*) vom *Aeufserlichen* aus, um dasselbe in einen geistigen Inhalt hineinzuziehen, so entsteht Fabel, Parabel, Sprichwort, Apolog, Metamorphose. Geht sie *b*) umgekehrt von der *Bedeutung* aus und legt sie in eine mehr oder weniger conforme Aeufserlichkeit, so entsteht Räthsel, Allegorie, Metapher, Bild und Gleichnifs. *c*) Durch die *Trennung* der Sache und des sie darstellenden Bildes mufs aber das Wesen des Symbolischen zerstört werden, denn die Identität des Objects und des vom Subject bei ihm Geahnten und Gedachten wird offenbar immer lockerer. Die Einheit, als ein zuletzt ganz *willkürliches* Beziehen, fällt auseinander. Im Lehrgedicht benutzt der herrschende Gedanke das Bild nur noch als einen Schmuck; in der beschreibenden Poesie dagegen wird Gedanke und Empfindung an das gegebene Object, es zu begeisten, herangebracht. Im Epigramm endlich spitzt sich der Gedanke für sich schon so zu, dafs das Object, woran er sich lehnt, zum blofsen Rahmen des geistigen Inhalts herabgesetzt wird.

Es leuchtet ein, dafs Hegel mit dieser letzteren Entwicklung sich verirrt hat. In sich ist sie zwar folgerichtig, gehört aber nicht hieher, wo die symbolische Kunstform ganz allgemein zu betrachten war, sondern in die Poesie, welche natürlich auch in der Gestaltungsweise betrachtet werden mufs, die sie innerhalb der verschiedenen Kunstformen empfängt. Vieles Andere, das uns theils zweifelhaft, theils unvollständig scheint, müssen wir bis zum Erscheinen des zweiten Theils aussetzen. Jetzt würde eine solche Kritik voreilig sein. —

Auf das dankbarste will ich noch erwähnen, was mein Freund Hotho für diese Vorlesungen gethan hat. Zwar wäre es insoweit unnöthig, als er selbst im Vorwort die Sache so umsichtig besprochen hat und jeder, welcher in den von ihm herausgegebenen Vorstudien für Leben und Kunst die meisterhafte Charakteristik Hegels gelesen hat, ihm den gröfsten Beruf für solche Arbeit zuerkennen wird. Auch bin ich insofern kein competenter Richter, als ich nicht selbst Hegels Zuhörer gewesen bin. Ich hatte aber Gelegenheit, vor drei Jahren in Berlin das Material zu sehen, aus welchem diese so schön stylisirte, so wohl verkettete Arbeit hervorgegangen ist. Ohne die Hefte, welche sorglich von emsigen Zuhörern nachgeschrieben und an Hotho freundlich mitgetheilt wurden, ohne seine eigene Nachschrift dürfte freilich das Unternehmen unmöglich gewesen sein. Ein derber Stofs Folioblätter von verschiedener Gröfse lag vor mir. Hier war eine Seite hindurch die geläufigste Entwicklung. Plötzlich brach sie ab. Es folgten fragmentarische Sätze, einzelne nur durch Buchstaben zusammengeheftete Worte. Dicht daneben lag ein Zettel, woranf, aber in anderer Ordnung, oder etwas ausgeführter, dasselbe stand. Da war ein Häkchen, eine Notiz einzuschalten, die sich verloren in irgend einer nur ihm recht bewufsten Ecke fand. Mit Hegel's unverwüstlicher Gedankenkraft paarte sich ein bienenartiger Fleifs, der sich in der Aesthetik durch Zusammentragen sorgfältig gewählter Beispiele, die ad paginam citirt wurden, versichtbarte. Kreuz und queer waren sie mit soliden Zügen eingeschrieben. Es war die reizendste, geistvollste, ahnungsreichste Verwirrung. Aber welch' eine aufopfernde, mühselige Arbeit, diese disjecti membra poëtae zu einem so organischen Ganzen zusammenzubringen, dafs nichts verloren ging, dafs das Schleppende der privaten Wiederholung vermieden wurde, und dafs Hegel dennoch sich selbst in Anordnung und Ausdruck bis auf das Kleinste hin anerkennen müfste, wobei nur nicht zu vergessen, was Hotho auch einschärft, dafs Hegel nicht so schrieb, wie er sprach!

Rosenkranz.

III.

Leopold von Buch, über Terebrateln, mit einem Versuche sie zu classificiren und zu beschreiben, eine in der königlichen Akademie der Wissenschaften gelesene Abhandlung. Berlin, 1834. 124 S. 4. mit 3 lithogr. Tafeln.

Unter den fossilen Ueberresten einer früheren Thierwelt sind keine, welche dem Gebirgsforscher wie dem

Digitized by Google

Zoologen zugleich so wichtig, so belehrend sind, als die aus den Ordnungen der Cephalopoden und der Brachiopoden unter den Mollusken: dem ersteren, weil sie durch die ganze Reihe der Gebirgsformationen bis zur gegenwärtigen Schöpfung hindurchgehen, — weil verschiedene Unterabtheilungen, Geschlechter oder Gruppen derselben einer jeden gröfseren Gebirgsschichten-Abtheilung bezeichnend angehören, — und weil solche in den sekundären Gebirgs-Bildungen wenigstens etwa die Hälfte aller darin fossil vorkommenden Arten hinterlassen haben, so dafs in keiner Gebirgsschichte bezeichnende Ueberreste derselben leicht völlig mangelten; — des Zoologen Interesse aber erregen sie vorzüglich, weil sie über die frühere Thier-Bevölkerung unserer Erdoberfläche hauptsächlichen Aufschlufs geben, weil sie einen sehr grofsen, oder periodisch selbst den gröfsten und vorwaltendsten Theil derselben ausmachten und endlich weil sie eine Menge von Formen andeuten, welche jetzt gänzlich oder fast gänzlich aus der Reihe lebender Wesen verschwunden sind, und welche, wenn wir sie genauer kennten, manche grofse Lücke in unsern Systemen ausfüllen würden. In den beiden erwähnten Mollusken-Ordnungen sind jedoch: unter den Cephalopoden die Ammoniten, unter den Brachiopoden die Terebrateln die artenreichsten und daher für den Geognosten die wichtigsten, für den Systematiker bei weitem die schwierigsten, aber ohne ihre Bearbeitung durch den letzteren gleichwohl für jenen nur wenig brauchbare Geschlechter. Hr. v. Buch hat es seit einer Reihe von Jahren zu seiner Aufgabe gemacht, auf seinen unermüdeten Reisen wie zu Hause, in den grofsen Grabstätten der Natur wie in den Museen der Sammler die Formen, die Verwandtschaften, das Alter und die Verbreitungsweise dieser Ueberreste zu beobachten und hat die Ergebnisse seiner Forschungen in zwei schönen Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften in Berlin vorgelegt. — Wir haben hier jedoch nur die Aufgabe, von seiner Arbeit über die Terebrateln zu sprechen. Wo zweihundert und mehr Arten in einem Geschlechte enthalten sind, da müssen die Formen derselben sich vielfältig einander nähern und mufs die Unterscheidung derselben, die richtige Auffassung des Charakters einer jeden Species aufserordentlich schwierig werden. Sind die Individuen aber, wie es bei Terebrateln der Fall ist, an irgend eine Unterlage angeheftet, vermögen sie ihre Geburts-Stelle nicht mehr mit einer andern zu vertauschen, so ist ihre Form mehr oder weniger von dem einem jedem Individuum zu Theil gewordenen Raum abhängig, wie sich ihre Gröfse, Textur, Farbe u. dgl. nach dem unausgesetzt gleichbleibenden Einflusse andrer äufserer Agentien richtet. Leben diese Thiere endlich gesellig beisammen, so mufs sich bei den Individuen einer jeden der verschiedenen von ihnen gebildeten Gruppen wieder eine gewisse Beharrlichkeit derjenigen Merkmale gestalten, die sonst nach den Individuen wechseln, so dafs auch die Unterscheidung von Art und Varietät hier mit ungewöhnlichen Schwierigkeiten verknüpft ist. Rechnet man zu diesen Formen Aenderungen, welchen gleichzeitig nebeneinander bestehende Individuen einer Art unterworfen sind, diejenigen noch beträchtlicheren hinzu, welche die fortschreitende Entwickelung des Erdkörpers in aufeinanderfolgenden Perioden, in Zeitabschnitten von vielen Jahrtausenden, hervorrufen mufs, so wird die Aeufserung des ausgezeichneten Paläontologen Defrance erklärlich werden, dafs er, je länger er sich mit dem Studium fossiler Körper befasse, desto weniger wisse, was eine Art sei; — und dafs diese Schwierigkeit bei den Terebrateln vorzugsweise eintrete, hat Ref. selbst leider mannigfaltig erfahren. Die eigenthümliche Gestalt endlich der mit zwei Falten versehenen Arten dieses Geschlechtes bedingt aufserdem noch sehr grofse Formverschiedenheiten bei jungen und bei alten Individuen.

Wir müssen uns daher freuen, den Verf. vor allen Dingen die Form der Schaale auf die Organisation des Thieres selbst zurückführen zu sehen, um auf diesem Wege am zuverläfsigsten zu ermitteln, welche ihrer Charaktere wesentlich, und, welche nur zufällig seien. Er hatte zwar von Owen's neuer Zergliederung der Brachiopoden noch keine Detail-Kenntnifs haben können: wir nehmen aber nun nach dem Erscheinen dieser Arbeit nicht wahr, dafs durch dieselbe eine wesentliche Aenderung der auf frühere Zergliederungen gestützten Ansichten des Verfs. hätte bewirkt werden dürfen: nur würden die sogenannten Ovarien etwa eine andere Deutung bekommen haben. Er leitet aus der Lage des Thieres in der Muschel, aus der Stellung der Armhalter, aus der Zahl und Anheftungsweise der Muskeln und aus dem Vorhandensein eines zweifachen Herzens und Blutkreislaufes die ungleichklap-

Digitized by Google

pige, gleichseitige Beschaffenheit der Muschel als wesentlich ab, wenn auch individuelle Verhältnisse mitunter sogar dieses Gesetzliche zu modifiziren vermögen, und die eine Seite des Thieres so unabhängig von der anderen werden kann, dafs sie durch eine Lücke der Muschel aufser aller Verbindung mit einander kommen, oder die eine kümmert, wo die andere gedeihet. Er weiset den wesentlichen Unterschied der gewöhnlichen Falten der Schaale von den Rippen nach, welche letztere aus der symmetrischen Bildung der rechten und der linken Hälfte der beiden Klappen hervorgehen, auf jeder daher in 2—4facher Anzahl vorhanden sind, welche darnach insofern variiren, ob sie in beiden Klappen einander gegenüberstehen oder nicht und im letzten Falle die andern einschliefsen oder von ihnen eingeschlossen werden, und deshalb denn überhaupt viel wesentlichere Eintheilungs-Momente abgeben, als die Falten, welche nur mehr als Modifikationen der Oberfläche anzusehen und daher für sich allein genommen nur werth sind, zur Bestimmung der Spezies verwendet zu werden. So führt diese rationelle Entwickelung des Baues der Schaale zu einer wichtigen und folgenreichen Unterordnung der Klassifikations-Merkmale, welche dem Verf. eigenthümlich ist. Zwischen der Spitze der gröfseren Klappe und ihrem Schlofsrande hat *Delthyris* eine dreieckige Oeffnung, durch welche der Muskel heraustritt, mittelst dessen sich das Thier äufserlich anheftet. Diese Oeffnung aber ist bei *Terebratula* bis auf ein kleines rundes Loch oben in der Spitze durch zwei Schaalenstücke geschlossen, welche Valenciennes zuerst angedeutet und *pièces accessoires* genannt hat; die aber gewöhnlich zu einem einzigen Stücke unter einander verwachsen. Dieses Stück, vom Verf. Deltidium genannt, ist später wieder fast von allen Systematikern völlig übersehen worden, und freilich auch bei den meisten fossilen Exemplaren theils durch anhängendes Gestein, theils darch die starke Einkrümmung des Schnabels verdeckt, so dafs man nicht einmal immer, ob es vorhanden sei oder fehle, sehen kann, und diesem letzteren Umstande allein verdankt Dalman's Genus *Atrypa* seine Entstehung. Der Verf. aber hat dieses Stück einer genaueren Untersuchung bei möglichst vielen Species unterworfen und sich hiedurch die Ueberzeugung verschafft, dafs es einigen, bei natürlichen Gruppen beständigbleibenden, wesentlichen Abänderungen unterliege, indem es nämlich bald einfach ist und die Schnabelöffnung entweder unten und an den Seiten umgiebt (umfassendes Deltidium), oder nur von unten her daran stöfst (sektirendes D.), bald aber in der Jugend wirklich der Länge nach in zwei Hälften getrennt ist, deren Trennuug auch in späterer Zeit durch eine Art Naht noch angedeutet bleibt, nachdem das Deltidium ein umfassendes geworden ist (diskretes D). Das Deltidium liegt, wie die Oeffnung der Delthyren, in der Mitte eines dreieckigen ebenfalls auf dem Schlofsrande aufstehenden Schlofsfeldes (area), welches bei jenen gleich dem Schlofsrande gerade, bei den Terebrateln aber gewölbt und viel weniger deutlich von der übrigen Oberfläche der Schaale abgeschieden ist, dessen meistens ebene Form wir aber nicht von dem mechanischen Aufliegen dieser Stelle auf einem fremden, äufseren Körper (S. 18) herleiten möchten. Die Betrachtung dieser Verhältnisse führt zu zwei wichtigen Ergebnissen, nämlich: der innigen Verwandtschaft des mit ungeheurer Area versehenen Geschlechtes Calceola mit Delthyris, dessen Oeffnung dort nur durch eine Naht oder eine Linie angedeutet erscheint, — und der generischen Uebereinstimmung des Geschlechtes. *Strygocephalus* mit Terebratula, da sein bisher angegebener Hauptcharakter nur in einem discreten, später verwachsenden Deltidium bestehet, das auch anderen Arten zukommt, obgleich der Verf. selbst wieder nicht läugnen will, dafs diese Muschel noch manche andre sehr auffallende Abweichungen von der gewöhnlichen Form der Terebrateln darbiete. Auch *Terebratulites gryphus* (*Uncites* Defr.), welches der Verf. als synonym mit *Gypidia Conchidium* Dalm. und mit *Pentamerus Knightii* Sow. ansiehet, verbindet er mit den übrigen Terebrateln; wir glauben aber diese Identität mit Grund bezweifeln zu müssen, indem uns eine jede dieser Arten auffallende Merkmale darbietet, die sich an den andern nicht finden; sind auch leider, obschon uns sehr schöne alte und junge Exemplare zu Gebote stehen, noch nicht im Stande gewesen, mehrere einzelne Theile, insbesondre das Deltidium, so aufzufinden, wie sie der Verf. angiebt.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 4.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1836.

Leopold von Buch, über Terebrateln, mit einem Versuche sie zu classificiren und zu beschreiben, eine in der königlichen Akademie der Wissenschaften gelesene Abhandlung.

(Schluſs.)

Da bei allen Brachiopoden die Armhalter so mannigfaltige Formen anzunehmen vermögen, so hat dem Verf. die Benennung *Spirifer* mit Recht unpassend geschienen für ein Genus, worin nur wenige Arten den durch den Namen angedeuteten Charakter besitzen, während er dagegen wieder manchen Spezies von Terebratula mit gleichem Rechte wie jenem zukommen würde. Die Namen können und müssen nicht immer den Charakter ausdrücken; aber es ist ein von Linné her beobachtetes und logisches Gesetz, daſs sie nichts dem Charakter Widersprechendes bezeichnen sollen. So hat der Verf. mit Goldfuſs u. A. den Dalman'schen Namen *Delthyris* vorgezogen, der zwar wohlklingend, aber weder richtig gebildet sein dürfte, noch die Priorität vor dem von König seit 1825 gebrauchten Namen *Trigonotreta* hat. — Eine fernere wichtige, dem Verf. eigenthümliche Beobachtung lehrt, daſs bei manchen Terebrateln die Falten in gleicher Anzahl schon an den Buckeln vorhanden sind, wie sie an dem ihnen gegenüberstehenden Muschelrande (am Stirnrande), nur viel gröſser, erscheinen, während sie bei anderen durch Theilung und Einschaltung an Zahl zunehmen, aber an Gröſse fast nicht gewinnen, — und daſs diese zweierlei Arten oder der gänzliche Mangel von Falten mit den verschiedenen *Deltidium*-Arten in einer festen Beziehung stehen; obschon andrerseits der Verf. selbst gestehet, daſs unter den einfachen Falten wohl hin und wieder auch Dichotome vorkommen können, weshalb in gewissen Fällen dieses Merkmal um so mehr an praktischer Anwendbarkeit verliert, als das Deltidium selten deutlich erscheint. Abgesehen von noch einigen spezielleren Betrachtungen gelangt nunmehr Hr. v. B. zu einer schematischen Uebersicht des groſsen Heeres der Terebrateln, die wir als ein sehr erschntes Mittel des Anhaltes mit Freuden ergreifen, und welche sich auf folgende Weise darstellt:

Schaale

- **mit Falten.** Das Deltidium
  - **umfassend.** Falten einfach: ***I. Plicosae.*** Stirne der Schaale
    - höher als die Mitte: ***Pugnaceae***
    - tiefer als die Mitte: ***Concinneae***
  - **sectirend.** Falten gespalten: ***II. Dichotomae.***
- **ohne Falten.** Die (2—4) Rippen
  - von den Buckeln an: ***T. Costatae.*** Rippen auf beiden Klappen
    - alternirend: so daſs die Rippen der groſsen Klappe auſser denen der kleinen liegen. Deltidium discret. ***III. Loricatae.***
    - sich entgegenstehend: ***IV. Cinctae.***
  - von der Mitte an: die der gröſsern Klappe liegen nach innen: ***V. Laeves.*** Gröſsere Klappe in der Mitte
    - vertieft: ***Jugatae***
    - erhöhet: ***Carinatae***

Digitized by Google

Die Abtheilung Plicosae ist ganz ausgestorben; die gefalteten Arten herrschen in älteren Formationen vor, die glatten entwickeln sich mehr in den jungen.

Nach diesem Schema finden wir nun 97 Arten ausführlich beschrieben, mit ihren Synonymen versehen und nach ihrem Vorkommen in den Gebirgsschichten genau geprüft. Das Verwandte steht überall beisammen, nur dafs eine Art unter die Dichotomae gerathen mufste, die (wir konnten bei dieser das Deltidium noch nicht prüfen) von manchen Plicosae zu unterscheiden fast nicht möglich ist (*T. subsimilis*). So scheint uns auch die Unterabtheilung der *Concinneae* in *Inflatae*, bei welchen beide Klappen neben im rechten Winkel zusammenstofsen sollen, und in *Alatae*, wo dieser Winkel spitz wäre, der Art zu sein, dafs zuweilen Varietäten derselben Art, zumal Alters-Varietäten, theils in die erste, theils in die zweite dieser Gruppen gesetzt werden müfsten, und dafs mithin nicht nur diese selbst, sondern auch manche in ihnen stehende Arten lediglich auf künstlicher und willkürlicher Abgrenzung der Merkmale beruhen dürften: aber wie viel sich Ref. in diesem, wie in einigen anderen Fällen auch selbst versucht hat, so mufs er eingestehen, dafs er diesem Uebelstande noch zur Zeit nicht abzuhelfen wüfste, da alle Merkmale, welche man an die Stelle der obigen setzen könnte, demselben Vorwurfe unterliegen. Und dennoch erheischt die Unzahl der hier vorkommenden Formen nothwendig irgend eine weitre Abtheilung derselben, einen Ruhepunkt zwischen ihnen.

Drei Dinge sind es, durch welche sich die Behandlung der einzelnen Arten von Seiten des Verfs. aufs Vorzüglichste auszeichnet: 1) ihre gründliche Beschreibung aus allen einigermaafsen erheblichen Gesichtspunkten, wobei aufser den schon erwähnten Merkmalen auch die in Zahlen ausgedruckten Längen- und Winkel-Verhältnisse überall mit berücksicht werden; — 2) die Aufstellung wirklicher Spezies, wie sie aus der Untersuchung einer sehr grofsen Anzahl von Individuen und Formen von mannigfaltigen Fundstätten allein hervorgehen kann, und wodurch eine grofse Zahl der bis jetzt aufgestellten Arten, oft 3—4—5 in eine, zusammenfallen; 3) die sehr gründliche Erörterung der geognostischen Beziehungen. Dagegen aber, wenn wir auch gerne in Alles einstimmen, was der Verf. über den Werth einer Beschreibung gegen den einer blofsen Diagnose (S. 31) sagt, so können wir doch nur bedauern, dafs neben seinen musterhaften Beschreibungen nicht auch noch Diagnosen mitgetheilt worden sind. Er hat zwar in den Beschreibungen durch gröfseren Druck dasjenige hervorzuheben gesucht, was die Art „von der ihr zunächst stehenden" vorzüglich und auffallend absondern kann: dies aber ersetzt eine gute Diagnose nicht wirklich, und läfst es, bei dem Schwanken so vieler Merkmale, nicht selten zweifelhaft oder doch äufserst schwierig herauszufinden, zu welcher von verschiedenen sich nahe stehenden Arten der Verf. diese oder jene Form gezählt wissen wolle. Die bis jetzt nicht, oder nur weniger gut abgebildet gewesenen Arten sind auf den Tafeln dargestellt.

Betrachten wir nunmehr die Arten im Einzelnen, so glauben wir einige derselben als künstliche bezeichnen zu müssen, ohne jedoch die Mittel selbst zu besitzen, sie auf natürliche Merkmale zu gründen: wie *T. lacunosa* und *T. subsimilis*; — *Terebratula alata* und verwandte; — *Ter. vicinalis*, *T. digona* und *T. lagenalis*; — *T. biplicata* und *T. perovalis*, wozu Schlotheim's *T. bicanaliculata* und *T. bisuffarcinata* gehören. — Bei einigen andern ist die vom Vf. sonst so strenge beachtete Priorität der Benennung aus Gründen, die uns nicht bekannt sind, übersehen worden: wie *Terebratulites pectunculatus* Schloth. bei *T. rostrata* Sow., — *Terebratula grandis* Blumenb. bei *Terebratulites giganteus* Schloth., wogegen in einem anderen Falle, bei *T. Theodori* für *T. acutiosta* Ziet., die Priorität in Anspruch genommen worden ist, wo sie keine Berücksichtigung verdiente, da Zieten's Name wenigstens mit einer sehr guten Abbildung begleitet ist, während sich der Schlotheim'sche nur in einem anonymen Kataloge ohne jeden weiteren Zusatz als der Worte „ohne Fundort" befindet. Nach unserer Ansicht aber dürfen nur solche Namen um die Priorität konkurriren, welche mit (guten) Diagnosen, Beschreibungen, Abbildungen oder bei öffentlich herausgegebenen Sammlungen mit natürlichen Exemplaren begleitet sind. — Alles was Ref. bis jetzt unter dem Namen *T. variabilis* gesehen, oder früher von Schlotheim selbst erhalten hat, gehört mit Hrn. v. Buch's *T. rimosa* zusammen, nur dafs durch Zerstörung der obersten Schaalenschichte die gewöhnlichen Charaktere der wohlerhaltenen Muschel sowohl als des Kernes verschwunden sind, auch die Anzahl der Falten gewöhnlich etwas geringer ist. Die *T. concentrica* scheint

Digitized by Google

uns mit unserer *T. heterotypa* verwechselt zu sein. *T. primipilaris* Schloth. ist die *T. parallelepipeda* des Heidelberger Comptoir's und von T. Wilsoni nicht verschieden.

Eine Uebersicht der Arten nach den Formationen und eine Uebersicht aller dem Verf. bekannt gewordenen Artbenennungen macht den Schluſs des Werkes. Es wird uns eine der erfreulichsten Erscheinungen sein, die wir erwarten, wenn es dem Vf. gelingt, auch jene Arten zu studiren, zu beschreiben und nach dem obigen Plane zu behandeln, die in dem Texte dieses Werkes noch nicht mit aufgenommen werden konnten, und im Interesse für dieses Werk selbst erlauben wir uns den Wunsch wiederholt auszudrücken, daſs er dann der vollständigeren Ubersicht der Arten auch Diagnosen beifügen möge. Was die nach unserer Ansicht künstlichen Arten betrifft, so müssen wir der Zeit anheim stellen, ob es überhaupt gelingen wird, sie natürlicher zu begründen.

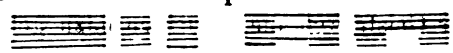
H. G. Bronn.

IV.

Y-king, antiquissimus Sinarum liber, quem ex latina interpretatione P. Régis aliorumque ex societate Jesu P. P. edidit Julius Mohl. Vol. I. Cum quatuor tabulis. 1834.

Y-king heiſst ***Kanon der Verwandlungen*** oder ***Versetzungen.*** Dieses wegen seines mystischen Gepräges räthselhafteste aller Werke aus dem chinesischen Alterthum zerfällt in einen Text und einige sogenannte Commentare. Die Entstehung des ersteren verliert sich in die Sagenzeit; aber auch die letzteren gehören zum Theil noch einer Periode an, in welcher die Historie kein sicherer Haltpunkt ist.

Für die heutige Welt — sowohl die chinesische als die europäische — sind aber nur die alten *Commentare*, und auch diese nur mit *späteren* Commentaren gelesen, der verständliche Theil des Y-king oder sein *wahrer Text.* Denn dasjenige, was die Vorzeit als Text überliefert hat, ist nicht in chinesischen Schrift-Charakteren abgefaſst, und überhaupt eigentlich gar keine Schrift, sondern eine Anzahl *sechsxciliger Figuren* (Hexagramme), zusammen *vier und sechzig*, deren horizontal über einander stehende Zeilen ganz oder gebrochen und nach den Regeln der Versetzung geordnet sind. Beispiele:

 u. s. w.

Schenken wir nun zunächst dem, was die Chinesen selbst über Ursprung, Zweck und Geschichte dieser Hexagramme im Wesentlichen sagen, unsere Aufmerksamkeit.

Als *Fu-hi*, der erste Bildner der chinesischen Nation, dessen Zeitalter noch weit jenseit der Erfindung der Cyklen liegt, eines Tages am Ufer des Hoang-ho verweilte, stieg ein phantastisches Thier, das *Lung-ma* oder *Drachen-Pferd*, aus den Fluthen, und brachte ihm auf seinem Rücken eine mit lauter *schwarzen* und *weiſsen Punkten* bezeichnete Tafel *). Die Punkte waren symmetrisch geordnet. Der *schwarze* Punkt ist Symbol des materiellen, trägen, unvollkommenen Princips (*Yn*); der *weiſse* Punkt aber, Symbol des Belebenden, Durchdringenden, Schaffenden in der Natur (*Yang*). Fu-hi vertauschte die weiſsen und schwarzen *Punkte* der gröſseren Deutlichkeit wegen mit *ganzen* und *gebrochenen Linien* oder Zeilen. Er wählte für das Yang *drei* ganze, für das Yn, *drei* gebrochene Zeilen, und bildete durch Versetzung beider zunächst *acht Trigramme*, die Symbole des Himmels, der Erde, und der vornehmsten Urstoffe oder Elemente.

Der *Himmel* (☰) ist das sichtbare *Yang*; die *Erde*, (☷) das sichtbare *Yn*; und die übrigen sechs Urstoffe — *Berge*, das *Feste* (☶); *Wasser*, das *Flüssige* (☵); *Wind* oder *Luft* (☴); *Donner*, vielleicht als Repräsentant des *Schalles* überhaupt (☳); *Feuer* (☲), und *Bergwasser* (☱) — durch Vermischung Beider entstanden: eine Vermählung des Lebens mit der Materie, welche unmittelbar den Elementen und mittelbar allen Naturwesen ihr Dasein gab. *Berge*, *Wasser* und *Donner* haben zwei Theile *Yn* und ein Theil *Yang*; bei *Wind*, *Feuer* und *Bergwasser* ist dies umgekehrt, und wo man die Quantitäten gleichmäſsig vertheilt hat, stehen sie, wie Figura zeigt, wenigstens in anderer Ordnung.

Die ursprünglichen acht Trigramme (*Kua*) des Fu-hi stellen gleichsam den Rahmen der Schöpfung vor. Sie verdanken ihr Dasein dem ersten rohen Versuche, die Erscheinungen in der Natur auf allgemeine Gesetze

*) Sie wird abkürzungsweise *Ho-thu* (d. *Flufstafel* oder *Flufs-Mappe)* genannt.

Digitized by Google

zurückzuführen. Die Kühnheit dieses Versuches imponirte aber der Nachwelt in solchem Grade, dafs eine Offenbarung der Geisterwelt die erste Idee dazu geben mufste *). So brachte eine überirdische Schildkröte dem Erfinder der Schreibekunst die Schriftcharaktere, und ein ähnliches Thier dem alten Kaiser *Yü*, dem Fluthen-Bändiger, das Prototyp einer Welt-Karte.

In der Folge verdoppelte entweder Fu-hi selbst, oder, wie Andere berichten, Fürst *Wen-wang*, die Zahl der Linien, welche Himmel und Erde vorstellen, und erhielt nun, vermöge einer neuen Versetzungs-Operation, vier und sechszig *Hexagramme*. Auf diesen erweiterten Urtext des Y-king beziehen sich, wie schon angedeutet, sämmtliche Commentare, sowohl die älteren als die neueren.

Mag nun Wen-wang, der im zwölften Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung lebte, an den Verwandlungen selbst Antheil gehabt haben oder nicht: so viel ist sicher, dafs Er und sein Sohn *Dscheu-kung* für die ersten Erklärer dieser vorweltlichen Räthsel gelten. Sowohl diese hochverdienten Männer des chinesischen Alterthums, als ihr würdiger Nachfolger *Khung-dsö* (Confucius) behaupteten, Fu-hi habe mit seinen Kua die Verwandlungen dieser sichtbaren Welt bezeichnen wollen. Wen-wang's und seiner Nachfolger Commentare sind aber eine *Schöpfung für sich*. Diese drei Weisen entwickeln ihre sämmtlichen politischen und moralischen Maximen aus den Kua, oder dichten sie vielmehr in die Kua hinein: eine Art von allegorischer Interpretir-Methode, auf die wir bald zurückkommen werden.

Diese zwiefache Bedeutung der Hexagramme des Y-king erhellt aus den verschiednen Definitionen, welche die Chinesen selbst davon geben. So besitzt Rec. eine chinesische Ausgabe des bekannten *San-dsü-king* mit kurzen Anmerkungen, in denen es mit Beziehung auf das Y-king heifst: „Wen-wang wufste die acht Kua des Fu-hi sehr zu schätzen, und verfafste demzufolge das Y-king. Er verwandelte die acht Trigramme des Fu-hi durch (Vermehrung und) Versetzung in 64 Hexagramme, in denen er Himmelskunde und Erdkunde, Wachsen und Abnehmen des *Yn* und *Yang*, *Böses und Gutes in menschlichen Dingen*, Bewegung und Ruhe versinnbildet *). Dscheu-dschün-hie sagt: grofsartig, fürwahr, ist das Y-king! Es ist der Urquell alles Lebens!"

Die Sprüche oder Epigraphen des Wen-wang, welche in allen Ausgaben unmittelbar hinter den einzelnen Kua stehen, charakterisirt eine mehr noch als lakonische Kürze des Ausdrucks. Dabei enthalten sie, gleich denen des Dscheu-kung, Anspielungen auf gleichzeitige Begebenheiten, von denen selbst die chinesische Geschichte das Detail nicht kennt. Man glaubt, Wenwang habe seine Weisheit absichtlich in Nacht und Nebel gehüllt; denn dieser Fürst war Zeitgenosse und Vasall des Tyrannen *Dscheu-sin* (1154—1124 vor Chr.), der das schnurgerade Gegentheil seiner sittlichen und politischen Maximen geltend machte. Folgen wir dem, was die Geschichte über jene Zeit aufbewahrt hat.

*) Die Erfindung der *Schreibekunst* wird nicht dem *Fu-hi*, sondern dem *Tsang-hie*, einem angeblichen Minister des alten Kaisers *Hoang-ti*, zugeschrieben. Die Schrift-Elemente der Chinesen waren nicht ganze und gebrochene Linien, sondern rohe Nachzeichnungen sinnlich wahrnehmbarer Objecte. Sie traten an die Stelle der mit Knoten versehenen Schnüre oder Strickchen (die *Quipos* der Peruaner), in deren Zeitalter auch die Erfindung der *Kua* fallen mag. Es scheint wenigstens Beachtung zu verdienen, dafs die schwarzen und weifsen Punkte oder Kügelchen der Flufs-Tafel (s. oben), wie die Chinesen sie zeichnen, durch Linien verbunden sind, als wären sie an Schnüren aufgereiht. Schon in dem Anhang zum eigentlichen Y-king (den *Hi-dsö*) heifst es: „Im höchsten Alterthum (schang-kù) bediente man sich geknüpfter Stricke, welche die vollkommenen Weisen der Folgezeit mit Schrift-Charakteren vertauschten." Dies wiederholt unter Anderen auch Kaiser Sching-dsu (Khang-hi) in der Mandschuischen Vorrede zur ersten Ausgabe des grofsen Wörterspiegels der Mandschu-Sprache (Blatt 1.).

*) Der mandschuische Wörterspiegel sagt unter *Kua (dsidschuchun)*: „so heifsen die von unten nach oben (s. am Schlusse) geschriebenen Trigramme des Fu-hi, in denen er alle Grundwesen darstellte und das Gute und Böse im Menschen versinnbildete (*niyalma-de sain echeï arbun tuaburengge*)." — Pater Jakinth Bitschurin nennt das Y-king in seiner chinesisch-russischen Ausgabe des San-dsü-king, „ein sehr altes Buch, in welchem *Sittenregeln* (*nrawstwennüya prawila*) gegeben sind, und zugleich bemerkt wird, was für Folgen die Beachtung oder Hintansetzung derselben nach sich zieht." Eine solche Definition pafst noch auf manches chinesische und nicht-chinesische Werk.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 5.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1836.

Y-king, antiquissimus Sinarum liber, quem ex latina interpretatione P. Régis aliorumque ex societate Jesu P. P. edidit Julius Mohl.

(Schluſs.)

Unter Dscheu-sin, dem 28sten und letzten Kaiser der Dynastie Schang oder Yen, kam das chinesische Reich in eine furchtbare Lage. Von einer schlauen Buhlerin umgarnt, zog der Kaiser von allen Geschäften sich zurück; durch dieses Weib angereizt, beging er die empörendsten Grausamkeiten. Unter den Lehensfürsten, welchen dieser brutale Terrorismus zu Herzen ging, ragte Wen-wang an Weisheit und Edelmuth hervor. Es schien ihm unwürdig, den zerrütteten Staat zu verlassen, und nicht minder, aus Todesfurcht zu verstummen, wie Andere vor ihm gethan. Dennoch hätte ihm ein Moralisiren im gewöhnlichen Stile unfehlbar das Leben gekostet.

Damals lagen die Kua des Protoplasten Fu-hi in Staub und Vergessenheit, oder sie wurden von Gauklern und dem rohen Pöbel zu unwürdigen Zwecken gebraucht. Wen-wang brachte sie wieder zu Ehren; er knüpfte an jede Figur, für sich allein betrachtet, eine möglichst unklar abgefaſste Maxime, und hielt auf diese Weise der Mitwelt und dem Tyrannen in einem trüben Spiegel ihre Pflichten vor. Der Gute und der Schlechte werden nach ihren Merkmalen charakterisirt; die gute und die schlechte Staatsverfassung von allen Seiten geschildert. So erhielten die Kua eine höhere und edlere Bedeutung; sie wahrsagten dem vorwitzigen Individuum nicht ferner Glück oder Unglück; wohl aber belehrten sie den Menschen darüber, wie er durch eigne Willenskraft zur Glückseligkeit gelangen und dem Unglück ausweichen könne.

Ohne dem ehrwürdigen Wen-wang zu nahe treten zu wollen, behaupten wir doch, daſs er sehr unklug gehandelt hätte, wenn seine Belehrungen in dieser Form an die *Mitwelt* gerichtet gewesen wären. Um wesentlichen Nutzen zu stiften, waren sie im Ganzen nicht faſslich genug; aber immer noch zu klar, als daſs sie ihn vor einem politischen Märtyrerthum schützen konnten. Und was für eine Entschuldigung hätte denn sein Sohn *Dscheu-kung*, der zweite Erklärer, dessen Stil nicht weniger an Dunkelheit laborirt? Er, der als Minister seines Bruders *Wu-wang*, des gerechtesten und liberalsten Fürsten, das Y-king commentirte? Warum spricht selbst Khung-dsö in seinen Noten *zu* den Noten Beider eine räthselhaftere Sprache als z. B. im Lün-yü und Ta-hio? Die alterthümliche Breviloquenz des Y-king ist nicht viel auffallender als die, welche im *Schu* und *Schi* vorherrscht; auſserdem aber hat der mystische Ur-Text des Buches ansteckend wirken können. Wie leicht bringt heilige Scheu oder schwärmerische Begeisterung den Menschen dazu, daſs er dunkle Texte mit nicht viel helleren Commentaren begleitet?

Dscheu-kung folgt in seinem Commentar einer anderen Methode als Wen-wang. Während Letzterer das Hexagramm alle Mal in seiner Totalität auffaſst, knüpft der Erstere an jede der sechs Zeilen besondere Betrachtungen, in denen ein und derselbe Gegenstand von verschiedenen Seiten beleuchtet wird.

Von denjenigen Commentaren zum Y-king, die unter Khung-dsö's Namen bekannt geworden, hat man nur *zwei* in Form und Inhalt für authentisch erklärt. Nach dem Zeugniſs der Geschichte projectirte Khung-dsö (551—478 vor Chr.) noch am Abend seines Lebens, mit seinen früheren Erklärungs-Versuchen unzufrieden, ein neues Werk über das Y-king; allein der Tod verhinderte die Ausführung dieses Planes.

Der erste dieser Commentare steht im Texte unmittelbar hinter den Noten Wen-wangs; der andere ist zwischen die Bemerkungen Dscheu-kung's zu den einzelnen Zeilen jedes Kua eingeschoben. Beide sind also dem eigentlichen Y-king einverleibt. Die sogenannten

Digitized by Google

Hi-dsö, nicht von Confucius abgefafst, sondern von seinen Schülern zusammengetragen, kann man als einen Anhang zum Y-king betrachten. Sie bilden, von dem Uebrigen gesondert, ein kleines Buch für sich. Khung-dsö's Sprache ist allerdings klarer und gleichsam gelöster, als die seiner Vorgänger. Sie erhebt sich öfter zum Rhythmus *).

Bevor wir nun einige Proben von der Interpretir-Methode der fürstlichen Weisen geben, werfen wir zunächst einen Blick auf die vorliegende lateinische Ausgabe des Y-king, welche zwei Bände umfassen wird. Die dabei zum Grunde liegenden Manuscripte, schon hundert Jahre lang Eigenthum zweier öffentlichen Bibliotheken in Paris, haben drei Missionare aus dem Jesuiten-Orden zu Verfassern. Das Meiste und Beste davon verdankt man aber dem Pater Régis, der noch im Jahre 1736 zu Peking lebte. Der verstorbene Abel-Remusat erlaubte unserem Landsmann, Hrn. Dr. Mohl aus Stuttgard, die Benutzung derselben, und ermunterte ihn aufserdem, sie als ein Ganzes zum Drucke zu besorgen. Das Verdienst des Herausgebers ist um so gröfser, als der Nichtkenner des Chinesischen bis jetzt nur mit dürftigen Fragmenten vorlieb nehmen mufste **).

Das ganze Werk der erwähnten drei Missionare (Régis, de Maillac und du Tartre) zerfällt in *drei* grofse Abtheilungen. Die erste umfafst eine Geschichte und Kritik des Y-king sowohl als der übrigen kanonischen Bücher. In der zweiten findet man eine Uebersetzung des *Textes* (d. h. der ältesten Commentare, doch ohne die Noten Khung-dsö's) und der geschätztesten späteren Ausleger, nebst zerstreuten Anmerkungen des Paters Régis. Die dritte Abtheilung endlich begreift eine Uebersetzung der sogenannten *Hi-dsö* (s. oben).

In dem vorliegenden ersten Bande ist die ganze erste Abtheilung und ein Stück von der zweiten enthalten. Das Geschichtliche und Kritische findet sich unter folgenden Rubriken: 1) de libri Y-king causis, argumento et interpretatione (elf Kapitel); 2) dissertationes et notae criticae in primam partem commentarii Y-king: sieben kurze Dissertationen und eine achte von sehr bedeutendem Umfang, weil diese zugleich über die anderen kanonischen Bücher sich erstreckt. Alles verkündet erstaunliche Belesenheit in dem älteren historischen und philosophischen Fache der chinesischen Litteratur, und die redlichste Bemühung, den Gegenstand so gründlich und erschöpfend, als möglich, zu behandeln. Auch mufs man hin und wieder dem Scharfblicke der Verfasser das verdiente Lob zuerkennen, ihre *Methode* aber läfst viel, sehr viel zu wünschen übrig. Alles ist zerrissen und zerstückelt, ein wahres Labyrinth von Gelehrsamkeit, und oft gerade das am wenigsten Interessirende mit ermüdendster Weitschweifigkeit vorgetragen. An unnöthigen Wiederholungen fehlt es auch nicht. Es ist, mit einem Worte, eine ganz taktlose Behandlung, welche die Uebersicht ausnehmend erschwert, und in der man sich Belehrung über einzelne Punkte aus allen Ecken zusammensuchen mufs. Eine besonnene, überschauende Verarbeitung dieses reichen Materials, die wohl nirgends mehr Noth thut, als in gelehrten Forschungen über das Y-king, würde sehr dankenswerth sein.

Aus der zweiten Abtheilung entlehnen wir die Erklärung des ersten *Kua* (*Himmel*), dessen Figur, wie schon bemerkt, aus sechs *ganzen* Linien besteht. Wen-wang's Epigraphe dazu lautet:

Grofs. Durchdringend. Angemessen. Dauerhaft.

„Mit diesen Worten — sagt der Erklärer *Dschang Kö-lao* *) — wollte Wen-wang den besten Regenten schildern, dessen Regierung ein Abbild des Himmels ist. Der Himmel offenbart sich aber vornehmlich in *vier* Eigenschaften. Seine Kraft ist 1) so *grofs*, dafs sie die Welt umfafst; 2) so *durchdringend*, dafs sie Alles hervorbringen kann; 3) den Dingen so *angemessen*, dafs Jedes seinen eigenthümlichen wunderbaren Nutzen giebt; 4) so *dauerhaft*, dafs sie immer fortwirkt, und niemals sich erschöpft."

Eben so mufs der Fürst, wenn seine Regierung vollkommen gut sein soll, dafür sorgen, 1) dafs sie auf Alle, auch die Niedrigsten, sich erstrecke; 2) dafs er die Geschäfte *durch sich selbst* verwalte; 3) dafs er

*) Ein schönes Beispiel davon, in welchem die wunderbare Kraft des chinesischen Ausdrucks recht anschaulich wird, findet man in *Premare's Notitia Linguae Sinicae p.* 194—95.

**) Die schätzbarste ältere Notiz über das Y-king (von Pater Visdelou) findet sich in einem Anhang zu Gaubil's übersetztem Schu-king, herausgegeben von Deguignes d. A. (Paris, 1770) S. 401 ff.

*) War ein populärer Ausleger des Y-king, des Schu-king und der Szö-schu. Er lebte unter der Dynastie Ming. (1368—1628 *unserer* Aera).

Digitized by Google

den Völkern Nutzen schaffe; 4) dafs er im Wachen und Wohlthun ausharre.

Mit den angeführten wenigen Worten rief also *Wen-wang* den übrigen Lehensfürsten seiner Zeit sowohl als dem Tyrannen die Form der *alten* Regierung ins Gedächtnifs *).

Dscheu-kung hat das erste Kua mit *sieben* Sprüchen (von Pater Régis *Epiphoneme* genannt) begleitet. Der Erste derselben lautet:

Wenn der Drache verborgen ist, so kann man ihn nicht gebrauchen.

Erklärung: wenn ein Mann gleich so gewaltig und scharfsinnig wäre, wie der Drache **), so bleibt er doch unnütz, bevor er aus seiner Verborgenheit an das Licht tritt. Keine Art von Tüchtigkeit nützt der Welt, so lange sie nicht ihren angemessenen Wirkungskreis hat.

Zweites Epiphonem:

Der Drache ist heraus: er steht auf freiem Felde. Der grofse Mann mufs Nutzen gewähren.

D. h. Wenn er an's Licht getreten ist, offenbart er zuerst seine bis dahin verborgenen Kräfte, und zwar so, dafs er schon Nachahmung verdient, auch wenn er das Höchste noch nicht erreicht hat.

Drittes Epiphonem:

Der Weise beobachtet sich täglich ***), und fühlt jeden Abend grofse Besorgnifs. Wenn er in Gefahr kommt, sei es ohne seine Schuld.

D. h. Wenn der grofse Mann eine hohe Stufe erreicht hat, so darf er nicht etwa rasten und feiern. Der Neid und Hafs seiner Mitbewerber dürfen nicht durch seine *Schuld*, sondern müssen durch seinen *Ruhm* erregt werden. Nur tägliche Wachsamkeit kann die Feinde zu Schanden machen.

Viertes Epiphonem:

Wenn der Weise aus dem Abgrund emporsteigt, so ist er darum nicht schuldig ****).

D. h. Man kann es dem Weisen nicht verargen, wenn er von seinen ausgezeichneten Gaben Gebrauch machen will, und demzufolge aus seinem Dunkel hervortritt, um der Welt nützlich zu sein.

Fünftes Epiphonem:

Der Drache hat sich zum Himmel emporgeschwungen. Der grofse Mann verdient Gehorsam.

D. h. Wenn ein Mann von ungewöhnlichen Eigenschaften den Gipfel des Ruhms erstiegen hat, so ist er dazu berechtigt, dafs Alle ihm gehorchen.

Sechstes Epiphonem:

Wenn der Drache sich vergeht, so hat er Ursache zur Reue.

D. h. Hat ein grofser Mann die höchste Stufe der Macht und Herrlichkeit erreicht, so mufs er in den Schranken seiner Pflicht bleiben; sonst drückt ihn das Schicksal bald wieder hinab, und es bleibt ihm nur noch die Reue.

Letztes Epiphonem:

Siehst Du eine Anzahl Drachen ohne Kopf, so ist dies ein gutes Zeichen *).

D. h. Sieht man eine Versammlung weiser Magnaten, in welcher derjenige, der bis dahin Aller Haupt war, nicht mehr den Vorsitz führt, so darf man sich Glück wünschen. — Anspielung auf die gegen den Tyrannen *Dscheu-sin* verbündeten Magnaten, welche nachmals einen Sohn des Wen-wang und Bruder des Dscheu-kung zum Kaiser wählten.

Es wäre ein besonderes Werk dazu erforderlich, wenn man aller der Theorieen, die, von der Schule des Confucius unabhängig, seit mehr als tausend Jahren auf den Urtext des Y-king gebaut worden sind, mit einiger Ausführlichkeit gedenken wollte. Fast jede ketzerische Sekte, auch die Alchymisten nicht ausge-

*) Wir übergehen der Kürze wegen die ferneren Beziehungen auf geschichtliche Ereignisse.

**) Der *Drache* (*lung*) ist das Emblem der gröfsten moralischen und intellectuellen Stärke.

***) *dschung-jï* (im Texte) heifst sonst nicht *quotidie*, wie Régis übersetzt, sondern *den ganzen Tag*. *Khian-khian* (bei Régis: *sibi invigilat*), erklärt Khang-hi's WB. durch *king pü sï, rastlos wirkend.*

****) Régis ist hier unverständlicher als das Original. Er übersetzt: *videtur assurgere. Est in profundo. Nulla est culpa.* Das ganze Epiphonem besteht aber, nach unserer Ansicht, nur aus einem Vorder- und Nachsatz, die streng wörtlich so lauten: *si forte exultet in abysso, nulla (est)* culpa. Der Text hat erst nach *abyssus* ein trennendes o.

*) Ein letztes, also *siebentes* Epiphonem haben Dscheu-kung's Commentare nur bei den Kua *Himmel* und *Erde*. Alle übrigen Kua begleiten nur *sechs* Epiphoneme, den sechs Zeilen jedes einzelnen entsprechend. Jedes Epiphonem zu den übrigen Kua ist, je nachdem es auf eine *ganze* oder *gebrochene* Linie sich bezieht, mit *Neun* oder *Sechs* überschrieben; denn *Neun* ist der Zahl-Ausdruck des Yang oder Vollkommenen, wie *Sechs* das Unvollkommene numerisch darstellt.

Digitized by Google

schlossen, hat in den Trigrammen oder Hexagrammen des Fu-hi die Grundlinien ihres Systems entdeckt oder wiedergefunden, und bändereiche Werke darüber geschrieben. Das Buch Y-king ist ein kleiner, unscheinbarer Knäuel oder Kokon, aus dem man ungeheuere, die Geister umhüllende und verdüsternde Gewebe herauszuspinnen gewufst.

Wilhelm Schott.

V.

Thesaurus Graecae linguae, ab Henrico Stephano constructus. Post editionem Anglicam novis additamentis auctum, ordineque alphabetico digestum tertio ediderunt Car. Bened. Hase, inst. reg. Franc. soc. etc. etc., [et alii]. Volumen primum. Fasc. 2. aufser von Hrn. Hase herausgegeben von G. R. Lud. de Sinner u. Theobald Fix, ἅγιος — ἀδέω. Fasc. 3. von denselben ἀδέω — αἴθων. Fasc. 4. von Hase und Fix, αἴθων — ἀκρατής. Fasc. 5. von Hase, Fix und Theoph. Luc. Frid. Tafel, ἀκρατής — ἁλώφυτος. Volumen secundum von Hase, Wilhelm Dindorf und Ludwig Dindorf. Fasc. 1—4., B — διάκονος. Paris, 1831—1835. Gebr. Firm. Didot. Fol.

Ueber diese gröfste philologische Unternehmung der neuesten Zeit ist in diesen Blättern gleich nach Erscheinung der ersten Lieferung des ersten Bandes von dem der Wissenschaft und seinen Freunden zu früh entrissenen Passow ein vorläufiger Bericht erstattet worden. S. Jahrg. 1831. no. 89 ff. Da seit jener Beurtheilung das Werk bedeutend fortgeschritten ist, und 8 neue Lieferungen des neuen Thesaurus uns vorliegen, so scheint es nicht unzweckmäfsig wieder auf denselben zurückzukommen, und zu betrachten, in wiefern theils die in der ersten Anzeige gemachten Hoffnungen erfüllt, theils die ebendaselbst geäufserten Wünsche berücksichtigt sind, endlich welche Mängel noch sonst übrig bleiben. Es mufs dabei zuerst erwähnt werden, dafs in der 2ten Lieferung des 1sten Bandes die Herausgeber zu den Hülfsmitteln, welche ihnen schon früher zu Gebote standen, so viele neue erlangt zu haben erklären, dafs man nach dieser Erklärung die Hoffnungen von diesem Werke und die Anforderungen an dasselbe sehr bedeutend zu steigern berechtigt ist. Nämlich nach der Vorrede zu jener Lieferung S. 3 ffg. hat Hr. Hofrath Ast von der 3ten Lieferung an das ganze Werk hindurch alles, was sich auf die Grăcität des Plato bezieht, abzufassen übernommen; Hr. Barker hat eine Reihe von Bemerkungen und Artikeln, die für die englische Ausgabe des Stephanus zu spät eingegangen waren, übersandt; Hr. Hofrath Creuzer hat die von ihm gesammelten Ergänzungen zu den Wörterbüchern mitzutheilen versprochen; Hr. Quatremère hat seine Unterstützung für die Voces peregrinae von der 3ten Lieferung an zugesagt; Hr. Geel hat ein mit reichlichen Anmerkungen Valckenaer's versehenes Exemplar von Scapula's Wörterbuch, welches bei der englischen Ausgabe des Stephanus nur in Auszügen für den Buchstaben *A* benutzt war, und ein Exemplar des Ammonius mit Anmerkungen desselben holländischen Gelehrten mitgetheilt; Hr. Hofrath Jacobs hat zu dem Buchstaben *A* werthvolle Zusätze übersandt und die Fortsetzung derselben versprochen; eben so hat Hr. Prof. Osann eine grofse Menge Zusätze eingeschickt und den Empfang andrer hoffen lassen; Hr. Ritter Peyron hat Auszüge aus unedirten Grammatikern der turiner Bibliothek angeboten; Hr. Prof. Rost hat den Artikel ἄν zu bearbeiten übernommen; Hr. Prof. Struve hat seine Supplemente zu den Buchstaben *B. Γ. Δ.* eingesandt; Hr. Prof. Tafel hat mehrere Artikel des Wörterbuches abzufassen sich anheischig gemacht, Hr. Hofr. Weigel hat seine Unterstützung für die medicinischen und botanischen Ausdrücke zugesagt; die oxforder Universität, welche die Absicht gehabt hatte eine neue Ausgabe von Constantin's Wörterbuche zu besorgen, und den Hrn. Dr. Cramer damit beauftragt hatte, hat alle von diesem gesammelten Materialien den französischen Herausgebern des Stephanus überlassen; die Herren Ludwig und Wilhelm Dindorf haben sich verpflichtet von *B* an mehrere Buchstaben zu bearbeiten. Aufserdem sind noch entweder gute Rathschläge oder einzelne Unterstützungen des Unternehmens von Hermann, Alex. v. Humboldt, Heinrich, Sturz, Goeller, Voemel eingegangen, von andern, z. B. in Deutschland von Kiefsling und Krueger, versprochen worden.

(Die Fortsetzung folg.)

Digitized by Google

№ 6.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1836.

Thesaurus Graecae linguae, ab Henrico Stephano constructus.

(Fortsetzung.)

Endlich ist von Hrn. Kopitar, Conservator der kaiserlichen Bibliothek zu Wien, die Benutzung eines in jener Büchersammlung befindlichen Exemplares des Thesaurus zugesichert worden, in welchem sich von Stephanus selbst, wie es scheint, und wie von unsern Herausgebern sehr wahrscheinlich gemacht wird, verfafste Verbesserungen, Anmerkungen und Zusätze zu dem Thesaurus finden. Gegen diese vielen neuen Hülfsmittel kommen die Nachtheile, welche dem Werke durch den Verlust zweier Mitarbeiter an demselben erwachsen konnten, nicht in Anschlag. Der eine von diesen ist Nicol. Demetriades Manos aus Constantinopel, seit 1816 in Frankreich ansäfsig. Er, dessen Kenntnisse und Liebe zu den Wissenschaften von Hrn. Ambr. Firm. Didot sehr gepriesen werden, hatte sich mit einem grofsen historischen, biographischen und literarischen Wörterbuche über das alte Griechenland beschäftigt, und deshalb die Bearbeitung der Eigennamen in dem Thesaurus übernommen, starb aber schon den 20sten Nov. 1831. Sein Verlust, so wie der von Sinner, scheint durch den Zutritt von Tafel vollkommen ersetzt.

So viel über die günstigen und ungünstigen Verhältnisse, welche auf die Gestalt dieses Werkes seit dem Erscheinen der Passowschen Beurtheilung haben einwirken können. Wir wollen nun, da wir nicht annehmen können, dafs letztgenannte Recension den meisten unserer Leser im frischen Gedächtnifs oder zur Hand sei, zunächst kurz angeben, was Passow an dieser neuen Ausgabe des Thesaurus zu rühmen fand, und was er noch vermifste. Er lobt zuerst die *Vollständigkeit* in den Wörtern, welche die Londoner Ausgabe weit übertreffe, und wobei besonders auch die Aufnahme mythisch-historischer und geographischer Eigennamen zu gedenken sei, wiewohl von dieser Seite noch manches zu thun übrig gelassen sei. Ferner wird das in Ansehung der Angabe der Bedeutungen, syntaktischen Eigenthümlichkeiten und Citate beobachtete Verfahren lobend anerkannt, indem sich die pariser Gelehrten mit Recht hierin das Abkürzen und Wegwerfen des in der englischen Ausgabe unnütz und urtheilslos aufgehäuften Materials zu einem Hauptgeschäft gemacht hätten, ohne sich dadurch hindern zu lassen wahrhaft Nützliches aus Schriftstellern und ihren Commentatoren nachzutragen. Dazu komme die Bezeichnung der Sylbenlängen, welche von den pariser Herausgebern zuerst in diesen Thesaurus aufgenommen und auf eine einsichtsvolle Art durchgeführt worden sei. Zweitens wird auch die *Richtigkeit* sowohl in den hinzugekommenen lexikalischen Thatsachen als auch in den Anführungen gerühmt. Was drittens die *Anordnung* betrifft, so erklärt sich Passow einstimmig mit den Herausgebern über die Rückkehr zur alphabetischen Ordnung. Endlich viertens wird noch die *Gleichförmigkeit* gelobt, welche daraus hervorgehe, dafs Hr. Hase sich der Leitung des ganzen Unternehmens und der Revision der ganzen Arbeit unterzogen habe. Während diese Punkte gerühmt werden, beschränken sich die Wünsche, welche Passow hinzufügt, aufser dem, was oben schon von den Eigennamen bemerkt ist, auf folgende: 1) dafs Raumersparnifs durch eine etwas compendiösere Art zu citiren gewonnen werde; 2) dafs der Unterschied von Naturlängen und Positionslängen durch ein eigenes Zeichen bemerklich gemacht werde; 3) dafs die sehr schwierige Unterscheidung der verba passiva, media und deponentia und der einer jeden dieser 3 Klassen angehörenden Verbalformen mit Hinsicht auf den wechselnden Gebrauch der verschiedenen Zeitalter volle Berücksichtigung finde, worüber sich aus der ersten Lieferung nichts entscheiden lasse;

Digitized by Google

4) dafs in der äufsern Einrichtung aufser den schon genannten noch sonst einige kleine Uebelstände verbessert werden, namentlich die auf der letzten Silbe betonten Wörter aufser dem logischen Zusammenhange mit dem Acut statt des Gravis versehen, da, wo neue Artikel, und wo nur verschiedene Bedeutungen beginnen, verschiedene Typen gebraucht werden, bei unregelmäfsigen Substantiven und Verben gleich zu Anfange die Irregularität angedeutet werden möchte; endlich 5) dafs einige Schriftsteller, wie Thucydides, Plato und die attischen Redner, mehr benutzt werden möchten.

Ref. wundert sich zwar, dafs der treffliche Mann sich auf diese Wünsche und Erinnerungen beschränkt, und theils nicht no. 3 und 5, offenbar die wichtigsten, noch etwas erweitert, theils einige andre eben so erhebliche und noch erheblichere Ausstellungen übergangen hat. Ehe wir jedoch zu diesen Punkten fortgehen, wollen wir sehen, in wiefern das Lob und der Tadel, welchen unser seliger Freund über die erste Lieferung ausgesprochen hat, auch in den folgenden sich bewährt. Was also zuerst den Reichthum und die Vollständigkeit der Wörter betrifft, so zeichnen sich dadurch die neuerschienenen Lieferungen eben so vortheilhaft aus als die erste. In allen ist eine Masse neuer Wörter nachgetragen, und in dieser Hinsicht das bisher an vielen einzelnen Orten zerstreute Material so sorgsam zusammengestellt worden, dafs man in mehrern Lieferungen nicht leicht ein Wort, das kein Eigennamen ist, vermissen wird. In den Eigennamen aber findet sich fortwährend die schon von Passow beklagte Mangelhaftigkeit und Inconsequenz. So fehlen in der zuletzt uns zugekommenen Lieferung oder der 5ten des Buchstabens *A* von ganz bekannten Namen *Ἄλαισα* aus Strab. oder *Ἄλεσα* aus Diod., Stadt Siciliens, und *Ἀλεσινοί*, *Ἀλβανία*, die Landschaft am Kaukasus, und *Ἀλβανοί*, deren Bewohner (welches Wort nur von den Bewohnern Alba Longa's unter *Ἄλβα* erwähnt ist), unser vaterländischer Strom *Ἄλβις*, *Ἀλήιης*, der berühmte Heraklide, *Ἀλκιβιάδης* u. a., von minder berühmten Namen z. B. *Ἀλαγονία* (Paus.), *Ἀλαζία* (Strab.), *Ἄλβιον Ἰντιμέλιον* und *Ἀλβιγαῖνον* (ders.), *Ἄληξ* (Thuc.). Unter *Ἀλαβώς* stehen nur die Worte: *Ἀλαβώς*, Hesychio *ποταμός*, fluvius. Aber diese Glosse des Lexikographen bezieht sich, wie schon dessen Erklärer bemerken, auf den Eigennamen eines sicilischen Flusses, der bei Diod. IV, 18. *Ἀλαβών*, bei Plutarch. *Ἀλαβώς* heifst. Sorgfältiger und planmäfsiger als die Herausgeber des ersten Bandes haben die Gebrüder Dindorf im 2ten die Eigennamen behandelt. Hier, wo Ludw. Dindorf dieselben gesammelt hat, wird man wenigstens so berühmte Namen, wie wir oben in dem 1sten Bande als fehlend verzeichnet haben, nicht vermissen; die von ganz barbarischer Form und unbekannte afrikanische und spanische Flecken sind absichtlich weggelassen worden.

Gehen wir dann von den Wörtern selbst zu deren Bedeutungen, Constructionen und den dafür gegebenen Citaten fort, so kann auch hier der Reichthum gerühmt werden. Doch wird man hier schon in einzelnen Artikeln manche Wendung ungern vermissen. So in den neuesten Lieferungen unter *ἀληθής* die Redensart *ἡ ἀπὸ τοῦ ἀληθοῦς δύναμις* Thuc. VI, 34., unter *ἀλγύνω* Constructionen wie *τούτων οὐδέν με ἀλγυνεῖ* Soph. Phil. 66. und *ἀλγύνομαι τοῦτο* das. 1021, unter *ἄλμος* aus Athen. II, 52. *ἡ ἅλμος* substantivisch als Arzneimittel (s. *ἄδιψος*), in einer der neuesten Lieferungen des 2ten Bandes unter *γράφω* die Stelle des Sophocles *ὥστ' οὐ Κρέοντος προστάτου γεγράψομαι* und der Gebrauch von *γεγραμμένον* als casus absolutus bei Thuc. V, 56., unter *γυῖον* die Homerische Redensart *γυῖα λέλυνται*, unter *γυμνός* die Xenophontische Redensart *γυμνὸς πρὸς τὰ τοξεύματα* und andres mehr, was in der Recension in der Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft 1835. no. 41. 42. nachgewiesen ist. Die meisten Mängel der Art zeigen sich bei den Partikeln, die überhaupt ungenügend behandelt sind. So ist in der neuesten Lieferung des 1sten Bandes unter *ἀλλά* der bei Xenophon häufige Gebrauch, nach dem es zu Anfang einer Rede oder einer Antwort vermöge eines gedachten Gegensatzes als nachdrückliche Versicherungspartikel steht, gar nicht erwähnt; eben so wenig das Vorkommen von *αλλά* nach Comparativen statt *ἤ*. Ferner fehlen viele Partikelverbindungen mit *αλλά*; z. B. aus Xenophon *αλλά γέ τοι, αλλὰ δή καί, ἀλλὰ καὶ — τοι* und *αλλά τοι καί, ἀλλ' οὐδὲ μήν*, die sämmtlich aus den Indicibus zur Cyropaedie und Anabasis entlehnt werden konnten; ferner aus Homer *ἀλλ' ἤτοι, ἀλλά περ, αλλά τε*, die sämmtlich bei Passow stehen. Dafs in dem 2ten Bande die Behandlung der Partikeln nicht vollständiger ist, kann das gegen das Ende der genannten Recension über *δέ* Bemerkte lehren.

Dagegen findet sich auch manches Ueberflüssige.

Digitized by Google

So sind mehrmals über eine und dieselbe Bedeutung eines Wortes, das weder in seiner Formation noch in der Construction etwas Merkwürdiges hat, die Stellen eines und desselben oder verwandter Schriftsteller gehäuft, und dann noch dazu gewöhnlich vollkommen ausgeschrieben. So in dem neuesten Hefte des ersten Bandes unter ἄλγος, ἀλίμενος u. a. Unter ἁλίσκομαι, überhaupt, wie wir unten sehen werden, einem der am schlechtesten gerathenen Artikel, wird der passivische Gebrauch von ἁλούς, ἁλῶναι und andern Formen dieses Aorists, den schon Stephanus durch einige Stellen genügend erläutert hatte, und der aus jeder Grammatik bekannt ist, mit einer Masse Beispiele der Tragiker belegt. Dafs das Verfahren in dem 2ten Bande nicht anders beschaffen ist, hat die erwähnte Beurtheilung an γραπτέον, γυμνύτης, δεῖγμα, δείκνυμι u. a. nachgewiesen. Bisweilen, wiewohl selten, ist auch, statt durch einige Einschaltungen nachzuhelfen, der ganze Artikel noch einmal wiederholt. So unter ἀλείφω, wo, nachdem erst sowohl die Bedeutung *ungo* als die *incito* mit den schon durch Einschaltungen erweiterten Worten des Stephanus erläutert ist, noch einmal die eigentliche sowohl als die angegebene bildliche Bedeutung in einem besondern Abschnitte mit Belegen von Wakefield und Tafel versehen wiederkehrt.

Dafs die Bezeichnung der Sylbenlängen auf eine einsichtsvolle Art durchgeführt sei, was Passow an der ersten Lieferung rühmt, kann Rec. in den übrigen nicht zugestehen; er vermifst in dem eingeschlagenen Verfahren allzusehr Consequenz. Denn während die Länge und Kürze der Vocale, sofern sie nicht durch die allgemeinen Regeln feststeht, entweder bei jedem Worte eines Stammes, oder bei dem zuerst genannten, oder bei dem Grundworte angegeben sein sollte, findet man hier willkürlich bald einen dieser Wege, bald keinen von allen dreien eingeschlagen. So ist bei sämmtlichen Ableitungen von ἀκροάομαι die Länge des zweiten ᾱ bemerkt, hingegen unter den Ableitungen von ἀκριβής die Länge des ῑ nur bei ἀκριβάζω und ἀκριβεί. Das seltsamste Verfahren ist bei ἄκρατος beobachtet; denn nachdem bei ἀκρατοκώθων, ἀκρατοποσία, ἀκρατοπότης, ἀκρατοπώλης, ja bei ἄκρατος selbst keine Quantität angegeben ist, fängt dieselbe plötzlich von ἀκρᾱτέστερος an zu erscheinen, und zeigt sich ununterbrochen in ἀκρᾱτότης, ἀκρᾱτοφόρος, ἀκρᾱτόφρων, ἀκρᾱτοχολής. Dafs das Verfahren in dem 2ten Bande nicht consequenter ist, lehrt die angeführte Recension S. 331. Wir gehen zu der Richtigkeit der Thatsachen und Citate fort: Hier hatte Passow sich so geäufsert, die *durchgängige* Richtigkeit werde durch den Namen des Mannes verbürgt, der an der Spitze des Ganzen stehe. Der Ausdruck *durchgängig* darf aber hier offenbar nicht zu scharf gefafst werden, da in einem so grofsen Werke nach der Beschränktheit der menschlichen Kräfte es undenkbar ist, dafs nicht eine Anzahl Irrthümer sich einschleichen sollten. In dem 2ten Bande sind diese namentlich in den Citaten gar nicht selten, wie in der angeführten Recension nachgewiesen ist. In der neuesten Lieferung des 1sten Bandes finden sich solche falsche Citate nur sehr selten, z. B. unter ἀληθής, wo fälschlich λέγειν τἀληθῆ aus Xen. Cyr. I, 6, 19. citirt ist, und unter ἄλιθος, wo Xen. Anab. VI, 3, 5. statt VI, 4, 5. steht. Dagegen ist dort zu tadeln, dafs ein paar Mal offenbare Irrthümer des Stephanus nicht berichtigt sind. So sind unter ἁλίσκομαι die von diesem angeführten Formen ἁλίσκω, ἥλισκον, ἁλώσω, nicht als ungriechisch bezeichnet, und der Partikel ἀλλά sind Bedeutungen eingeräumt, die sie unmöglich haben kann, als utrum, an, quamobrem, ferner dafs sie bisweilen überflüssig sei. (Aehnliche Dinge sind freilich auch im 2ten Bande unter γοῦν ungerügt geblieben). Sehr selten sind neue Irrthümer hinzugekommen, wie wenn Ast S. 1509 dem ἀλλά die Bedeutung etenim beilegt, oder Tafel, um den Gebrauch von ἀλλά statt ἤ nach ἄλλος (es findet sich aber nur nach οὐκ ἄλλος) zu erweisen, sich S. 1514 auf Stellen beruft, wie Dion. Hal. A. R. X, 38. οἵ γε, τὰ γὰρ ἄλλα, ὅσα ὑβρίζοντες διατελοῦσιν, ὡς ἅπαντες ἐπίστασθε, σιωπῶ, ἀλλ' εἰς τοῦτο προελήλυθασιν ὑπερηφανίας, und das. Kap. 39. ἐῶ τἄλλα· ἀλλ' εἰ νῦν ἄρχοντες ὑμῶν τί οὐ πεπόνθασι τῶν δεινῶν;

Was die Anordnung betrifft, so hatte sich Passow begnügt die gewählte alphabetische Folge zu billigen. Auch lassen sich in der That in dieser Hinsicht nur sehr geringe Forderungen an diese Arbeit machen, da, wenn das ursprüngliche Werk vollständig und unversehrt wiedergegeben werden sollte, keine andre Ableitung und Anordnung der Bedeutungen gewählt werden durfte. Nur darauf war zu sehen, dafs die Zusätze an den passendsten Stellen und in gehöriger Folge eingeschoben würden. Und das ist in der Regel geschehen, so dafs hauptsächlich nur bei längern Artikeln einige Nachläfsigkeiten vorkommen; wie wenn unter

Digitized by Google

ἀλλά, nachdem der Gebrauch desselben in Aufmunterungen schon durch Stellen wie ἀλλὰ θαῤῥοῦντες ὁρμώμεθα. ἀλλ' ἴωμεν und ähnliche S. 1508 u. 1509 zu Anf. belegt ist, erst besonders gelehrt wird: ἀλλά exhortatorium — c. coni. ἀλλ', εἰ δοκεῖ, πλέωμεν· oder wenn die Partikelverbindung ἀλλ' οὐ μὲν δή S. 1515 weit getrennt von ἀλλὰ μὲν δή S. 1510 und ἀλλ' οὐ, ἀλλ' οὐ μέντοι und ähnlichen S. 1513 aufgeführt ist. Jedoch sind auch in dem leicht übersehbaren Artikel ἀλλήλων schon S. 1527 einige Beispiele des Neutr. ἄλληλα aus Plato beigebracht, obgleich erst S. 1528 gelehrt wird: Ἄλληλα etiam dicitur genere neutro. — Endlich die Gleichförmigkeit, die Passow deshalb erzielt zu sehen hoffte, weil Hase sich der Leitung des ganzen Unternehmens unterzogen hatte, ist dadurch einigermafsen verloren gegangen, dafs der 2te Band von den Gebrüdern Dindorf offenbar selbstständig, blofs mit Benutzung der ihnen übersandten Materialien und darunter auch von Beiträgen von Hase, ausgearbeitet worden ist. Diese Selbstständigkeit beurkundet sich schon dadurch, dafs diese Gelehrten dem 2ten Bande eine eigene Vorrede vorzusetzen für nöthig erachtet haben, in der sie die von ihnen beobachteten Grundsätze kurz entwickeln. Stimmen diese auch im Allgemeinen mit dem ganzen Plane des Werkes, wie natürlich, überein, so zeigt sich doch in dem, was über Beachtung und Nichtbeachtung der Eigennamen und über Etymologie gesagt ist, schon einige Verschiedenheit von dem, was in den Vorreden zu dem 1sten Bande gelegentlich über diese und ähnliche Punkte erinnert ist. Diese Verschiedenheit bestätigt sich, wenn man die Bearbeitung einer oder der andern Lieferung jener beiden Bände unter einander vergleicht, weshalb Rec. für nöthig befunden hat, sowohl oben als im Folgenden die Belege aus den neuesten Lieferungen des 1sten und des 2ten Bandes zu entlehnen. Sollen hier gleich die Hauptunterschiede beider Bearbeitungen und die Vorzüge, welche die eine vor der andern hat, zur Sprache gebracht werden, so hat die Dindorfsche vor der des ersten Bandes das voraus, dafs in ihr gröfsere Consequenz in Anführung der Eigennamen beobachtet, gröfsere Aufmerksamkeit auf die Formen verwandt und in einigen Artikeln (wie δείδω) der attische Sprachgebrauch sorgfältiger als in dem ersten Bande erläutert ist. Sie steht hingegen darin nach, dafs in ihr in der zuletzt erwähnten Hinsicht allzu grofse Ungleichheit zwischen den einzelnen Artikeln herrscht; dafs die Berichtigung falscher Etymologien weit mehr als in dem 1sten Bande, wo namentlich Tafel in der zuletzt erschienenen Lieferung das Etymologische besser berücksichtigt hat, versäumt ist; dafs auf die Genauigkeit und Richtigkeit der Citate geringere Sorgfalt verwandt ist. In allen übrigen Punkten sind die Vorzüge und die Mängel beiden Bearbeitungen gemein.

So weit haben wir untersucht, ob das, was Passow an der ersten Lieferung zu rühmen fand, auch durch die folgenden sich bewährt hat. Gehen wir nun weiter zu der Betrachtung fort, ob die von jenem Kenner damals ausgesprochenen Wünsche in Erfüllung gegangen seien, so ist dieses von dem ersten zu bejahen, indem die bei den Citaten der ersten Lieferung gerügte Weitläuftigkeit abgestellt ist, nach welcher z. B. Plato nach 3 Ausgaben zugleich angeführt zu werden pflegte, obgleich die Stephanischen Zahlen in allen bessern neuen Ausgaben am Rande bemerkt sind. Dagegen ist der Unterschied der Naturlängen und Positionslängen durch kein eigenes Zeichen kenntlich gemacht, was Ref. auch nicht tadeln will, da in einem Wörterbuche zunächst nur die Naturlänge in Betrachtung kommen kann, und wo über die Position bei schwankendem Gebrauche etwas zu bemerken ist, dieses doch nicht durch ein blofses Zeichen geschehen kann, sondern eine besondere Entwickelung verlangt. Der erste wichtige aber unter den von Passow geäufserten Wünschen oder der 3te in der oben aufgestellten Reihe ist nicht genug beachtet worden. Ob nämlich ein Verbum ein Deponens oder Medium ist, ob es im ersteren Falle den Aorist in Medialform, oder in passiver Form, oder in beiden bei demselben oder bei verschiedenen Schriftstellern bildet, oder endlich gar keine Tempora aufser Präsens und Imperfectum hat, oder, wie manche neuere Grammatiker zu sprechen pflegen, ob es ein deponens medium, passivum, medio-passivum, defectivum ist, wird nirgends ausdrücklich gesagt, oder durch irgend ein Zeichen angegeben, so dafs man genöthigt ist das Urtheil jedesmal durch Durchlesung des ganzen Artikels und Betrachtung der in demselben vorkommenden Formen zu abstrahiren. S. z. B. ἁλάομαι, γλίχομαι, δεδίσκομαι oder δειδίσκομαι = δέχομαι u. a.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

№ 7.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1836.

Thesaurus Graecae linguae, ab Henrico Stephano constructus.

(Schluſs.)

Die unter 4) oben von Passow im Betreff der äuſsern Einrichtung gerügten 3 Uebelstände sind unverändert beibehalten worden. Was unter ihnen den falschen Gebrauch des Gravis statt des Acutus auſser dem logischen Zusammenhange betrifft, so entschuldigen ihn die Herausgeber in einer der französischen Uebersetzung der Passowschen Beurtheilung in der 3ten Lieferung des ersten Bandes S. LX beigefügten Anmerkung theils damit, daſs dasselbe Accentuationssystem von Stephanus selbst und den Engländern befolgt worden sei, und sich in den besseren Handschriften in der Regel finde, theils damit, daſs, wenn sie die Accente hätten corrigiren wollen, dieses oft nicht hätte ausgeführt werden mögen, und so eine schwankende Orthographie entstanden wäre. Wir wollen uns hierbei beruhigen, da die ganze Sache zu unbedeutend ist, als daſs es sich verlohnte darüber viele Worte zu verlieren. Mehr zu tadeln sind die Herausgeber, daſs sie auch in diesen Heften nicht selten einen Absatz bei neuen Bedeutungen oder Entwickelungen verschiedener Verfasser eben so gut als bei neuen Artikeln machen, ohne den Unterschied durch Verschiedenheit der Schrift oder irgend ein Zeichen anzudeuten. So z. B. unter ἀχροάομαι, ἀλγέω, ἀλεγίζω, ἀλείφω, ἀλήθεια, ἀληθής, ἀλήτης. Je leichter sich dieser störende Uebelstand, wenn er einmal zur Sprache gebracht war, vermeiden lieſs, um so mehr zu tadeln ist, daſs Passow's Erinnerung nichts gefruchtet hat. Auch die von diesem gewünschte Bezeichnung der anomalen Substantiva und Verba als solcher ist nicht erfolgt. Fragen wir endlich, ob Thucydides, Plato und die attischen Redner, deren genügende Benutzung Passow vermiſste, jetzt mehr und hinlänglich zu Rathe gezogen seien, so ist dieses von Plato allerdings zu bejahen. Da dessen Sprachgebrauch jetzt von Ast erläutert ist, so ist er, wie zu erwarten war, vollständig beachtet; ja es ist in dieser Hinsicht wohl zuweilen zu viel geschehen, und eine Menge Citate zusammengestellt, wo ein Theil derselben einem besondern Lexicon Platonicum zu überlassen war. Gegen diese Platonische Fülle sticht nun die armselige Benutzung des Thucydides und der attischen Redner, die sich in den meisten der vorliegenden Hefte ganz gleich bleibt, gewaltig ab. So erscheint unter ἀλλά neben einigen hundert Platonischer Stellen Thucydides ein einziges Mal in einem noch dazu von Stephanus schon angeführten Beispiele, Isocrates etwa 4 Mal, einige Redner gar nicht, so daſs man glauben möchte, entweder es sei dieses eine Lieblingspartikel von Plato, oder Thucydides und einige Redner hätten sich derselben aus einer Grille gröſstentheils enthalten, während sie doch bei ihnen oft genug vorkommt. Unter ἁλίσκομαι, einem Verbum, dessen Flexion bei den Attikern in mehrern Formen (vgl. unten) streitig ist, wird Thucydides, der dasselbe oft und mehrmals in jenen streitigen Formen gebraucht, nicht ein einziges Mal angeführt. Ferner unter ἀλκή wird dieses Wort aus attischen Prosaikern nur einmal aus Thucydides von Stephanus selbst in der Redensart ἐς ἀλκὴν τρέπεσθαι beigebracht, sonst nur aus Herodot und Schriftstellern der κοινὴ διάλεκτος. Thucydides bedient sich aber jenes Substantivs in mehrfacher Weise, als ἐκ πολλοῦ ἔχοντες ἀλκήν IV, 32., τὸ καταφρονεῖν τοὺς ἐναντίους ἐν τῶν ἔργων τῇ ἀλκῇ δείκνυσθαι VI, 34., πρὸς τοὺς Πελοποννησίους καὶ τοὺς ἀστυγείτονας παρόμοιος ἡμῶν ἡ ἀλκή I, 80. Im 2ten Bande herrscht bis gegen das Ende des 3ten Heftes dieselbe Vernachläſsigung des Thucydides, Isocrates und andrer Redner. Unter dem Worte δείδω aber werden wir plötzlich mit Citaten aus Thucydides überschüttet, und dasselbe Verfahren findet sich unter δεινός, δείκνυμι und noch unter einem oder dem

Digitized by Google

andern der folgenden Artikel. Dann tritt aber im 4ten Hefte allmählig wieder gröfsere Magerkeit in dieser Beziehung ein; einige Worte, wie *διακελεύομαι*, und Bedeutungen von Wörtern, die bei Thucydides vorkommen, werden nicht aus ihm citirt, und Citate, die sich bei Stephanus aus diesem Schriftsteller finden, mehrmals nicht näher nachgewiesen. So unter *διά* S. 1101 *διὰ φυλακῆς ἔχειν* (II, 81.), S. 1102 *τὰ γὰρ διὰ πλείστου πάντες ἴσμεν θαυμαζόμενα* l. VI. (nämlich Kap. 11.), S. 1105 *διὰ τὸ ἄσμενοι ἂν ἐξελθεῖν* (IV, 106.), das. Thuc. II. (nämlich 18.) *εἰ μὴ διὰ τὴν ἐκείνου μέλλησιν*, das. Thuc. III. (nämlich 67.) *καὶ τὴν νῦν ἐρημίαν δι' ἑαυτοὺς ἔχουσι.* Eben so unter andern Wörtern, z. B. unter *διαβάλλω* S. 1110 Thuc. V. (nämlich 45.) *ὅπως ἐν τῷ δήμῳ διαβαλὼν αὐτούς* etc.

Da nun also in dem ganzen ersten Bande und einem grofsen Theile des 2ten sowohl Thucydides als die Redner ungenügend benutzt sind, so ergiebt sich, dafs schon deshalb die attische Sprache nicht hinlänglich erläutert sein kann. Dazu kommt, dafs selbst Xenophon, obgleich er wegen des vorhandenen Wörterbuches von Sturz viel gleichmäfsiger zu Rathe gezogen worden ist, doch mehrmals nicht genügend beachtet ist. So haben wir schon oben angeführt, es sei das Wort *ἀλκή* unter den attischen Prosaikern nur aus Thucydides angeführt, bei dem es deshalb wohl bisweilen auch getadelt worden ist; es steht aber auch bei Xenophon. Derselbe konnte, wie wir schon oben bei *ἀλλά* an einigen Beispielen gezeigt haben, mehrere übergangene Partikelverbindungen darbieten. Einige andre Beispiele zu tadelnder Vernachläfsigung dieses Schriftstellers werden unten folgen. Unter diesen Umständen hätte also, da Thucydides, Plato, Xenophon und die klassischen Redner die einzigen wahrhaft attischen Prosaiker sind, Passow statt nur einiger Schriften, deren gröfsere Benutzung zu wünschen wäre, geradezu die attischen Prosaiker überhaupt erwähnen können; was Rec. oben mit den Worten andeutete, es könnte der 5te Wunsch Passow's noch etwas erweitert werden. Dieses wird sich noch mehr bestätigen, wenn wir zu dem ersten der von dem genannten Gelehrten übergangenen Mängel dieses Werkes fortgehen.

Wir rechnen solcher Mängel überhaupt 3; nämlich 1) dafs man nicht in den Stand gesetzt wird, die Wörter nach den einzelnen Stilgattungen, Dialekten und Zeitaltern zu unterscheiden; 2) dafs auf die Formen der Wörter, deren Flexion streitig, schwankend oder wenigstens anomal ist, zu wenig Rücksicht genommen ist; 3) dafs oft nicht auf die Gelehrten verwiesen wird, die genauer und ausführlicher über einen Sprachgebrauch oder eine Bedeutung eines Wortes gehandelt haben. Gewifs 3 sehr wichtige Mängel!

Betrachten wir zunächst den ersten, so wollen wir bedenken, wie sorgsam die Griechen in einer Menge Wörter den Sprachgebrauch der Poesie und der Prosa scheiden, wie jene eine grofse Anzahl Wörter und Wortbedeutungen für sich allein hat, andre blofs der Prosa überläfst, während in andern der Sprachgebrauch beider Redegattungen entweder zusammenfällt oder doch in gewissen Schriften vermischt wird; wie ferner jede Art der Poesie, besonders die epische, lyrische, das Drama, die Komödie und mehrere Arten der Prosa, wie da historische und oratorische, ihre besondern Wörter und Wendungen haben; wie endlich diese Unterschiede und Aehnlichkeiten durch die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Dialekte und durch die im Laufe der Zeit vorgehenden Veränderungen in der Sprache vielfach durchkreuzt werden. Sucht man über alle diese Gegenstände in den gewöhnlichen Handwörterbüchern, z. B. von Schneider und Passow, Rath, so findet man sich gänzlich verlassen. Nicht einmal, ob ein Wort dichterisch oder prosaisch, attisch oder nicht attisch ist, welches die beiden ersten schon einem Anfänger überall aufstofsenden Fragen sind, ist aufser in sehr wenigen Fällen bemerkt. Um so mehr müfste in dem vorliegenden grofsen Wörterbuche auf diese Unterscheidungen Rücksicht genommen und die Sphäre des Gebrauches jedes Wortes und jeder Bedeutung sorgfältig bezeichnet werden. Sehr erleichternd für die Benutzung wäre es dabei gewesen, wenn gleich zu Anfange jedes Artikels, der ein rein poetisches, oder unattisches und unklassisches (etwa der Septuaginta, dem Neuen Testament, Kirchenvätern und Byzantinern angehörendes) Wort behandelt, dieses durch gewisse Abbreviaturen oder Zeichen als solches kenntlich gemacht wäre. Wollte man aber dieses Erleichterungsmittel dem Leser etwa deshalb nicht gewähren, weil man voraussah, bei einer Anzahl Wörter würde es zweifelhaft bleiben müssen, in welche Klasse sie zu ziehen wären, so mufste wenigstens um so mehr dafür gesorgt werden, dafs es möglich wäre aus den Anführungen die Sphäre des Gebrauches der Wörter genügend zu erkennen.

Digitized by Google

Dieses ist aber keineswegs der Fall, vielmehr mufs der Thesaurus den Leser nicht selten zu falschen Urtheilen in dieser Beziehung verleiten. Schlägt man z. B. ἀλάομαι auf, so mufs man dieses Wort der attischen Prosa für ganz fremd halten, da es aus keinem einzigen attischen Prosaiker citirt ist; und doch steht es einmal bei Thucydides (II, 102.), in Isocr. Paneg. und bei Demosth. Παράπρ. Ferner die Verbindung desselben Verbi mit dem Accusativ des Raumes wird man nach den Citaten für blofs dichterisch erklären müssen; ἀλᾶσθαι ὁδούς aber sagt wenigstens auch Appian. Unter δαψιλής steht kein einziges Beispiel eines Attikers, und doch findet sich das Wort bei Xenophon und andern. Λαίς, epulum, mufs man nach den gegebenen Citaten blofs für dichterisch und Herodoteisch halten, es kommt aber auch bei Xenophon und Appian vor. Man vergleiche auch δανειστής u. a. Dafs auch auf die Aeufserungen der Grammatiker über die Güte und den Gebrauch der Wörter nicht immer geachtet ist, möge ἀλείπτης lehren, von welchem nicht bemerkt ist, dafs es nach Pollux III, 154. ἀδόκιμον und nach demselben VII, 17. οὐκ ἐν χρήσει war.

Für den 2ten der oben angedeuteten Mängel haben wir die nicht genügende Beachtung der zweifelhaften und überhaupt anomalen Flexionen erklärt. Schlagen wir z. B. ἁλίσκομαι auf, so finden wir darüber, ob richtiger ἑάλων oder ἥλων, ἑάλωκα oder ἥλωκα gesagt werde, blofs die einander widersprechenden Behauptungen der alten Grammatiker angeführt. Wer von diesen Recht hat, und in wie weit, ist weder gesagt, noch aus Beispielen zu erkennen, die gerade für den Indicativ ἥλων oder ἑάλων sehr dürftig sind, während für nicht streitige Formen wie ἁλούς und ἁλῶναι nach dem, was oben erinnert ist, eine Menge Beispiele sich vorfinden. Auch welchen Schriftstellern ἁλῴην statt ἁλοίην zuzugestehen sei, wenn es überhaupt zu dulden ist, wird nicht gelehrt, sondern es sind auch hierüber widersprechende Stellen des Thomas Mag. citirt.

Eben so ungenügend wie die eigentlichen verba anomala sind die verba defectiva behandelt. So ist unter ἀλάλκω oder ἀλαλκῶ nicht bemerkt, dafs dieses Verbum bei den klassischen Dichtern durchaus nur αὐθυπόστακτον ist, und unter ἁλιταίνω ist wegen der Flexion nicht auf ἁλιτέω verwiesen. Auch ist einige Male bei den Formen nicht genug auf die Varianten geachtet. So ist sowohl unter ἀλέω als wieder unter ἀλήθω aus Thucydides IV, 26. ἀληλεσμένος angeführt, ohne den Zusatz, dafs Bekker dafür ἀληλεμένος aufgenommen hat. Ferner ist Ἅλιαι, locus Argolidis, aus Thuc. I, 105. citirt, ohne Hinzufügung der Bemerkung, dafs dort statt ἐς Ἁλιάς, da die Stadt unter diesem Namen sonst nirgends vorkommt, in mehrern neuen Ausgaben der Name der Einwohner durch Veränderung des Accentes in ἐς Ἁλιᾶς hergestellt worden ist.

Endlich ein 3ter wesentlicher Mangel ist das Fehlen der Verweisungen auf die Gelehrten, die über gewisse Formen, Constructionen und Bedeutungen besonders gehandelt haben. So unter dem oft erwähnten ἁλίσκομαι ist wegen ἥλων und ἑάλων, ἥλωκα und ἑάλωκα, weder auf Buttmann, noch auf Bremi zu Aeschines, noch auf die Ausleger zu Xenophon verwiesen. Unter ἀλλά findet man bei ἀλλ' ἤ über die so schwierige Frage, wie diese Partikeln zu der Bedeutung nisi gekommen seien, nur die eine Erklärung, nach welcher sie aus ἄλλο ἤ entstanden sein sollen, gewissermafsen bemerkt; die andern Erklärungen, unter denen, wenn Krueger's besonderes Programm über diese Partikeln den Herausgebern noch nicht zugekommen war, wenigstens die Hermannsche ihnen nicht unbekannt sein durfte, sind durch nichts angedeutet. Im 2ten Bande vermifst man im 3ten Hefte z. B. unter γνωτός und γνωστός die Verweisung auf Hermann zu Soph. Oed. R. 361., unter γόνυ wegen seiner Flexion bei den Tragikern aus Elmsley zu Eur. Med. 318., unter γραφή im gerichtlichen Sinne wegen der Arten derselben und des genauern Unterschiedes von δίκη auf die neuern Werke über das attische Gerichtswesen, unter δαΐος und δηΐος über das Verhältnifs dieser Formen bei den Tragikern auf Hermann zu Soph. Aj. 778. u. s. w.

Was endlich die äufsere Einrichtung betrifft, so herrscht in den aus Xenophon beigebrachten Citaten in dem 2ten Bande der Uebelstand, dafs sie bald mit den von Zeune und Schneider eingeführten Paragraphenzahlen, bald mit den ältern versehen sind, ohne dafs hinzugesetzt ist, welche von beiden gemeint sind. Die nähere Nachweisung über diesen Punkt ist in der angeführten Beurtheilung in der Zeitschrift für die Alterthumswissenschaften gegeben. In dem ersten Bande finden sich gewöhnlich in älteren Paragraphen, z. B. unter ἀλλοδαπός, ἀλλοῖοι, ἀλλοιοῦσθαι, obgleich diese bisweilen wegen ihrer Länge sehr unbequem und in vielen neuen Ausgaben gar nicht angemerkt sind.

Digitized by Google

Dafs ungeachtet dieser einzelnen Mängel das ganze Unternehmen sehr nützlich bleibt, und der neue Thesaurus sowohl den ursprünglichen als die englische Ausgabe bei weitem übertrifft, bedarf nicht erst noch einer erneuerten Versicherung.

Poppo.

VI.

Fausto, tragedia di Volfango Goethe. Traducione di Giovita Scalvini. Milano, 1835. *Silvestri. XL. u.* 253 *S. kl.* 8.

Der Antheil, den man neuerlich in Italien an teutscher Literatur zu nehmen begonnen, hat ohne Zweifel auch gegenwärtige Uebersetzung veranlafst, wie jene des Wilhelm Meister, der Jungfrau von Orleans, der Maria Stuart, Bürgerscher Balladen und anderer Werke, welche in den letztern Jahren erschienen sind. Herr Scalvini hatte aber eine ungleich bedeutendere Aufgabe, als der Car. Maffei und Frau Hedwig de' Battisti Scolari, welche die Schillerschen Dramen in recht schönen, wohlklingenden Versen wiedergaben. Er hatte mit unsäglichen Schwierigkeiten zu kämpfen, und wenn er auch alles Mögliche gethan hat, so fragt es sich doch noch, ob er eigentlich auf den Dank seiner Landsleute rechnen kann — ob dieser italienische Faust den auch bis jenseit der Alpen gedrungenen, fast märchenhaften Ruf der Urschrift rechtfertigen, ob man den Charakter des Gedichts begreifen, seine Schönheiten empfinden werde? Wir fürchten, nein. Was Hr. Sc. nicht erreicht hat, liegt indefs viel weniger an ihm, seinem Talent und seiner Gewandtheit, als in der Sache selbst. Die italienische Sprache ist eine derjenigen, die sich am wenigsten dazu eignen, ein solches Unternehmen gelingen zu machen. Ihre Feierlichkeit verträgt sich wenig mit jener Art des Leichten, Einfachen, Naiven, welche wir in manchen Scenen finden — sie werden schwerfällig, unbehülflich, oder laufen Gefahr ins Gemeine zu fallen. Dies ist z. B. in den launigen Stellen, in den Volks-Auftritten der Fall; so haben u. A. Fausts Unterhaltungen mit Gretchen einen so fremdartigen Anstrich bekommen, dafs man sich nur mit Mühe überredet, dafs es dieselben Worte sind. Und doch sind es diese Worte: denn Hr. Sc. hat mit grofser Gewissenhaftigkeit gearbeitet, er hat den Begriff richtig aufgefafst, und wir entsinnen uns nicht, auffallenden Uebersetzersünden begegnet zu sein, wie seine französischen und englischen Vorgänger sie sich zu Schulden kommen liefsen. Sein Fleifs und seine Genauigkeit verdienen alles Lob, namentlich wenn man die metrisch übertragenen Stellen, die Lieder, die Geistergesänge, die Auftritte in der Hexenküche, auf dem Blocksberge u. s. w. vergleicht. Er hat sich selbst nicht die Mühe verdriefsen lassen, den Walpurgisnachtstraum wiederzugeben, welcher freilich in seiner italienischen Gewande eine mehr als komische Figur macht. Doch hat er sich nicht selten eines Vorzugs seiner Sprache begeben: wir meinen die markige Gedrängtheit, deren sie fähig ist. Fast überall ist er breiter als sein Original, und büfst dadurch nicht wenig an Kraft und Ausdruck ein. Lieber hätte er Worttreue bisweilen aufopfern mögen, wenn er dadurch eine mehr poetische Wendung, höhern Schwung der Sprache, charakteristische Kürze erzielen konnte. Jetzt aber erhalten wir nicht selten eine matte Umschreibung, welche die Wirkung der Urschrift auch nicht im entferntesten ahnen läfst.

Bringt man aber alle Hindernisse in Anschlag, welche erst das Idiom, dann das Wesen der Dichtung selbst, in den Weg legen, so kann man dieser Arbeit, blofs als Uebersetzung betrachtet, Anerkennung nicht versagen. Der Faust wird niemals in fremder Sprache genügend wiedergegeben werden, wenn sich nicht etwa ein Dichtergenie dazu findet, wie Schillers Wallenstein es in Coleridge, Oberon in Sotheby trafen. Dafs Hr. Sc. mit seiner schwierigen Aufgabe ernstlich gerungen, dafs er mit Liebe gearbeitet hat, beweiset fast jede Seite seines Buches. Freilich, an „Fliegenschnauz' und Mückennas'" würde noch mancher scheitern. — Um eine Probe der Uebersetzung zu geben, lassen wir hier das bekannte Flohlied folgen, wobei freilich der hinderliche Umstand war, dafs im Italienischen der Floh weiblich ist.

V'era un re che avera in corte
Una pulce molto rara;
E quel re l'amava forte,
Come un figlio ci l'avea cara.

Il re disse: Olà, il sartore!
Il sartor venne a gran fretta.
Fa una vesta a Monsignore,
Fagli brache e mantelletta.

E fu avvolto in seta e in belli
Drappi ad oro ed in broccato;
Pien di nastri ebbe gli occhielli,
E una croce sul costato.

Fu ministro immantinente,
E lo sprone ebbe e il tosone *);
Trasse in corte o gni parente;
Qual fu conte e qual barone.

Ed in corte pelle, pelle
Cavalier mordeano e donne;
La regina e le sue ancelle
N'avean sempre pien le gonne.

E nessun per buon rispetto
Ardia pur grattarsi; noi,
Noi mettiam l'ugne di netto
Su ogni pulce che ci annoi.

Alfred Reumont.

*) Da sieht man den Italiener! Vliefs und Sporn — Zenith und Nadir süd-europäischer Decorationen.

Digitized by Google

№ 8.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1836.

VII.

Adam und Christus. Zur Theorie der Ehe. Von Dr. Joh. Heinrich Pabst. Wien, 1835. Gedr. u. im Verlage bei J. B. Wallishausser.

Element und *Wort* sind die beiden wesentlichen Factoren des *Sacraments*, beide unter sich wesentlich verschieden, und doch verschlungen und durchdrungen im *Sacramente*. Darum ist „*Adam* und *Christus*" die erste Auf- und Ueberschrift dieses Buches, um einerseits den wesentlichen Dualismus und kontradictorischen Gegensatz zwischen diesen beiden Wesenheiten, andererseits ihre Beziehung auf einander im Sacramente zu bezeichnen. „*Zur Theorie der Ehe*" ist die zweite und besondere Aufschrift, anzuzeigen, wie insbesondere an der *Ehe* der allgemeine Organismus zweier allerdings verschiedener und geschiedener, aber dennoch lebendig sich verschlingender Kreise sacramentalisch sich offenbaret, indem sich hier nicht allein *Natur* und *Geist*, sondern auch *Adam* und *Christus* durchdringen. Und unter beiden Ueberschriften des Titelblatts, bei dem wir zuerst verweilen, sehen wir mitten im Weltall, wie in einem unendlichen Meere, den Erdball schweben, aber gerettet und gegründet, denn es ist auf ihm errichtet das heilige Kreuz, rundum von dem heiligen Scheine umflossen, der von ihm selbst ausgehet, und an dem Kreuze sehen wir den Stachel des Todes in das Princip des Lebens, die Dornenkrone in den Blüthenkranz, den Tod in den Sieg verschlungen zum ewigen Leben.

Hiermit wird der Leser gleich zum Anfange in die Lehre des Dualismus, worüber Ref. schon früher in diesen Blättern Bericht erstattet hat, und in die daraus hervorgehende Theorie des Sacraments eingeführt. Der christliche Dualismus statuirt nicht allein einen wesentlichen Gegensatz zwischen *Gott* und der *Schöpfung*, sondern auch innerhalb der Schöpfung einen realen Unterschied zwischen *Natur* und *Geist*, welcher erst im Menschen, als dem Schlufssteine der Schöpfung, zur Vereinigung kommt. Diese wesentlichen Unterschiede können aber nach eben diesem Dualismus die wesentliche Beziehung der Schöpfung auf Gott, und der Natur auf den Geist, dem sie dient, nicht ausschliefsen. Namentlich ist der Mensch diese Vereinigung von Natur und Geist nur in so weit, als er selbst wieder mit dem Schöpfer, von dem er sie hat, in Gemeinschaft steht: mit *dieser* Verbindung mufs auch *jene* Einheit sich lösen, dem Abfalle von Gott folgt nothwendig der Zerfall von Natur und Geist, der Tod: der Tod ist der Sünde Sold. Darum bedurfte es nach dem Eintritte der Ursünde, wenn dem Tode des Menschen gewehret werden sollte, alsbald einer *neuen* Schöpfung *desselbigen* Menschen, d. h. der *Erlösung*. In demselben Momente, in welchem der Mensch abfiel und hiermit zerfiel d. i. dem Tode verfiel, mufste in ihm ein neuer Lebenskeim aufgehen, der dem einmal eingetretenen Tode sein Ziel setzte und aus dem Tode das neue Leben hervorrief. Zur Erlösung gehörte daher eben sowohl der *selbige* Mensch, Adam, als der *neue*, Christus. So trat Christus alsbald *nach*, oder vielmehr sogleich *mit* dem Falle in den Menschen ein, wodurch dieser zum *Sacramente* geweiht wurde; aber das Ziel war, dafs dieses Wort, welches in das Element sich einsenkte zur Erlösung, im Verlaufe dieser neuen Entwickelung d. h. in der Fülle der Zeit selbst Mensch, näher Fleisch werden sollte. Dieses möglich zu machen war von Gott vorgesehen: es war schon vor dem Falle für die Erlösung gesorgt, dadurch dafs das Individuum des Menschen in die Geschlechter, sexus, sich dirimirte, und hiermit zum Geschlechte, genus, wurde, dessen Glied als Menschensohn der Gottessohn, und hiermit Gott Gottmensch werden sollte. Hiermit ist die Sacramentalität Christi, und des Menschengeschlechts in der doppelten Beziehung des Geschlechts, als genus und sexus, zur Erkenntnifs gebracht. Der Engel ist unerlösbar in Folge seiner Geschlechtslosig-

Digitized by Google

keit. Hieran ergiebt sich aber auch, dafs namentlich die Ehe, als um Christi willen gestiftet, oder mit anderen Worten, als das einzige Mittel der Erlösung, das Sacrament des Menschengeschlechts ist: denn es ist keine Ehe, aufser durch Christum, und Christus ist nicht, aufser durch die göttliche Stiftung der Ehe. Die Ehe ist die Bedingung der Erlösbarkeit des Menschengeschlechts: der Ehe ist auch der Keim der Erlösung als ein heiliges Depositum anvertraut: „Des Weibes Saame soll der Schlange den Kopf zertreten."

Dieses ist aber die Geschichte des Menschengeschlechts d. h. die Entwickelung des in ihn gesenkten Erlösungsmoments, dafs der Erlöser erst in jedem einzelnen Menschen, als sein Gewissen, S. 58 flg., so dann seit Abraham im Volke, als einem Geschlechte, durch das *Gesetz* sich vernehmen läfst, bis er mittelst der Incarnation als ein menschliches *Individuum* mitten unter die Menschen tritt, alle Völker zu versammeln. Erst nach vollbrachter Erlösung dirimirt sich das allgemeine Sacrament des Menschengeschlechts d. h. die Verbindung der Natur und des Geistes in Christo, der Bund Adams und Christi, ohne welchen kein Mensch ist, in die einzelnen — *sieben* Sacramente, welche die unterschiedenen Verhältnisse des Menschen zu Christo und dem von ihm gesandten heiligen Geiste in den verschiedenen Kreisen seines Lebens ausdrücken. Dahin gehört das Sacrament des *Altars*, welches einmal dem ganzen Menschengeschlechte im Meſsopfer, einmal jedem einzelnen dargebracht wird: ferner das Sacrament der *Buſse*, der *Taufe* und der *Firmung*; — es ist aber allen Sacramenten gemein, dafs überall der alte Adam von Christo überwunden und hiermit zugleich das antinomische Verhältnifs beider Adame herausgestellt wird, wie es denn auch am Ende Christus ist, durch welchen in der *letzten Oelung* der Stachel des Todes gebrochen, hiermit Leben und Unsterblichkeit an's Licht gebracht wird.

Es sind nun noch zwei Sacramente übrig, welche sich selbst wieder zu einander wie *Adam* und *Christus*, oder wie *Welt* (Staat) und *Kirche*, verhalten, wiewohl beide eben darum Sacramente sind, weil in Beiden Beides ist, Adam und Christus, aber je in verschiedener Stellung und Combination. Das Sacrament der Laien, das weltliche Sacrament, ist der *Ehestand*; das Sacrament des Priesters, das geistliche Sacrament, die *Weihe* zum *ehelosen Stande*: der Cölibat. *Hier*, so viel es unter dem Gesetze des alten Adam möglich ist, Aufhebung der Geschlechtlichkeit, Sieg über die Begierde des Fleisches, Ausgleichung der Natur und des Geistes zur Ruhe und Harmonie, hiermit Darstellung des neuen Adam auf der Basis des Geschlechts; *dort* die Verbindung der Geschlechtlichkeit, Ergänzung des Fleisches zu Einem Fleische unter der Herrschaft des auf jeder Seite selbständig sich behauptenden Geistes, hiermit Darstellung des alten Adams, in welchen Christus eingesenket ist, um dessentwillen Geschlecht, Geschlechtlichkeit, und Ehe gestiftet sind.

Aus der Sacramentalität der Ehe folgt also nicht, dafs alle Menschen dazu berufen sind, sondern es sind nur viele hierzu, und hiermit nach der Seite des Fleisches zur Fortpflanzung des sacramentalen Geschlechts, berufen, etliche sind aber zur Ehelosigkeit berufen, und diesen ist dafür das Sacrament der priesterlichen Weihe bestimmt.

An der *Ehe* ist mithin die *natürliche* Seite, der *alte Adam*, der ihren Grund bildet, nicht zu übersehen: die Natur hat in der Ehe unter der Herrschaft des Geistes um Christi willen ihr Recht: und alle sentimentale Vergeistigung ist eitle Verflüchtigung des materiellen und substantiellen Inhalts der Ehe, welche eben deswegen, einmal geschlossen, von allen Stimmungen der Seele unabhängig ist.

Aus dem Dualismus nun, der nicht allein Natur und Geist, sondern auch Adam und Christus ebensowohl verschieden und geschieden, als in durchgehender Beziehung und Verschlingung weifs, ergiebt sich an der *Ehe* erstens deren *Sacramentalität*, d. h. das Verhältnifs, welches in der Ehe das Menschengeschlecht zu Christo gewinnt, und Christus dem Menschengeschlechte darreicht, also das Verhältnifs zwischen Adam und Christus, zweitens das Verhältnifs, welches sich in der Ehe zwischen Natur und Geist vermittelt, und einerseits als *ausschliefslich*, (Monogamie), andererseits als *unauflöslich* sich erweiset.

Die *Sacramentalität* ist bereits erklärt, sie ruhet auf dem Verhältnifse *Adams* und *Christi* im *Geschlechte*; und das äussere Zeichen dieses Sacramentes bestehet in nichts Anderem als in dem Konsense der drei dazu erforderlichen Autoritäten, mit deren gleichzeitigem Eintritte die Ehe geschlossen und das Sacrament gespendet ist. Diese drei Autoritäten sind 1) die Brautleute, 2) die Kirche an Christi Statt, 3) der Staat an Adams Statt, denn die Ehe gehört auch dem ganzen Ge-

Digitized by Google

schlechte Adams an. Erst durch diese drei Konsense in Einem ist der Begriff der Ehe vollendet. Dies ist daher die *Sacramentalität* des Ehebundes: in welcher sich das grofse Wort: „es ist nicht gut, dafs der Mensch allein sei" manifestirt; die *Ausschliefslichkeit* und *Unauflöslichkeit* ruhet hingegen auf dem Verhältnisse zwischen *Natur* und *Geist*, aber ihr Grund ist eben deswegen wiederum Christus, ohne welchen jenes Verhältnifs nicht ist. Es ist daher um Christiwillen, dafs in der Ehe Zwei Ein Fleisch werden, (Matth. 19, 5. Eph. 5, 31.) d. h. die *Natur* oder das *Fleisch* in beiden wird Ein Fleisch zweier Geister in Christo. Daraus folgt aber, dafs, wie vor der Ehe in jedem noch vereinzelten Individuum das Fleisch als hörig unter der Herrschaft des einzelnen Geistes stand, nunmehr in der Ehe das Fleisch, welches Ein Fleisch geworden ist, auch unter der Doppelherrschaft des Geistes steht, und jedem Geiste ganz angehört. Darum sagt der Apostel: „Das Weib ist ihres Leibes nicht mächtig, sondern der Mann: desselbigengleichen der Mann ist seines Leibes nicht mächtig, sondern das Weib." 1 Kor. 7, 4. Wie nun vorhin aus dem Verhältnisse *Christi* zu *Adam* durch die Einsenkung des schöpferischen Erlösers in das Menschengeschöpf die Sacramentalität der Ehe folgte, so ergiebt sich auch aus dem Verhältnisse der Hörigkeit oder Leibeigenschaft, in welchem das Fleisch zum Geiste steht, die Ausschliefslichkeit und Unauflöslichkeit der Ehe, weil der Geist der Herr der Natur ist, um Christi willen, d. h. so gewifs, als Christo die Herrschaft über Geist und Natur gebührt. Indem der Geist über die Natur des andern Geistes, welche nun nicht mehr für sich ist, die Herrschaft gewinnt, ist diese Herrschaft unauflöslich: der Geist kann das Eins gewordene Fleisch selbst nicht wieder emancipiren, weil er selbst unter der Herrschaft Christi steht. So wenig die Seele in dem einzelnen Menschen einen andern Leib annehmen kann, als den, der ihr gegeben ist, so wenig kann der Mann eine andere Frau, die Frau einen andern Mann annehmen neben dem ersten Ehegatten: das ist die *Ausschliefslichkeit*, Monogamie. Und so wenig die Seele von ihrem Leibe sich scheiden kann, sie werde denn unfreiwillig durch den Tod geschieden, so wenig kann ein Gatte willkührlich von dem andern sich scheiden, er werde denn unfreiwillig durch den Tod geschieden. Das Alles folgt unmittelbar aus der Ehe selbst, weil in ihr der Leib meines Ehegatten mir ebenso wohl gehört, als meiner, einer wird des andern, als leibeigen. Kann ich nun meinen Leib nicht willkührlich umwechseln und scheiden, so bin ich ebenso wohl mit dem Leibe des Ehegatten unzertrennlich verbunden. Ehescheidung ist ein Suicidium: und beides ist die Verletzung eines Sacraments, weil sowohl der Mensch, als der Ehestand, ein Sacrament ist.

So weit der Verf.: wir haben ihm, wie sich gebührt, das erste Wort eingeräumt: aber nur in einem kurzen, ungenügenden Auszuge, welcher zu der inhaltreichen Schrift wie das Allgemeine zu dem lebenvollen, konkreten Ganzen sich verhält, aus welchem ein evangelischer Christ um so mehr Nahrung erlangen kann, je klarer er sich seiner Stellung in der evangelischen Kirche bewufst ist. Eben darum konnten wir die Theorie der dualistischen Philosophie von der Ehe in ihrer Uebereinstimmung mit der Lehre der katholischen Kirche referiren, ohne die durchgehende polemische Protestation gegen den irenischen, weil höhergestellten sogenannten Protestantismus, einerseits, und gegen die dem Protestantismus wesentlich angehörige logische Philosophie, andererseits, zu berühren.

Jetzt müssen wir aber von Seiten der evangelischen Kirche wenigstens dieses hinzufügen, dafs weder die *Rechtmäfsigkeit* des ehelosen Standes, noch die *Sacramentalität*, *Ausschliefslichkeit*, und *Unauflöslichkeit* des Ehestandes als Gegensätze der katholischen d. h. objectiven Seite gegen die evangelische d. h. subjectiv-objective Seite der Kirche angesehen werden können.

Auch wir wissen, glauben und bekennen, 1) dafs der ehelose Stand auch sein Recht und seine Heiligung hat, wie wohl er nur durch Verkümmerung der Natur errungen oder gegeben wird, Matth. 19, 12.; aber wir setzen hinzu: es ist besser freien, als Brunst leiden: und es ist in der Regel eine Ueberhebung des Menschen sich darüber erhaben zu dünken, daher der Ehestand die Regel bleibt, eben weil der Menschheit nicht allein das Geschlecht, als Genus, sondern auch die Sexualität wesentlich ist. Es läfst sich nicht der Himmel auf Erden realisiren. Darum müssen wir es als einen Irrthum erkennen, wenn von der allgemeinen Herstellung des *äusserlichen* Priesterthums und Cölibats die Heilung des Unglaubens erwartet wird. Das Geschlecht ist selbst sacramental. 1 Petr. 2, 9.

Wir müssen ferner einstimmen, 2) dafs wenn zum

Digitized by Google

Sacramente eben nur dieses durchgehende Mysterium, in welchem Irdisches und Himmlisches, Tod und Leben, Mensch und Christus zusammen kommen, verstanden wird, der eben darum *heilige* Ehestand einen sacramentalischen Charakter hat. Wir wissen auch, und bekennen es, dafs der Ehestand ein *heiliger*, und *heiligender* Stand ist um Christi willen. 1.Cor. 7, 14. Aber weil in jenem allgemeinen Sinne das ganze Leben des Menschen und des Menschengeschlechts von Schritt zu Schritt, selbst das gemeine Essen und Trinken, oder was wir thun, 1. Cor. 10, 31. ein Sacrament und Mysterium ist, so haben wir das Sacrament in der *Welt* von dem Sacramente in der *Kirche* geschieden, und dieses in engere Gränzen gezogen *), ohne dafs wir damit grade abgeschlossen hätten, so sich uns etwa in der heiligen Schrift, als dem immer fort quellenden Wasser des Lebens, ein weiterer Aufschlufs ergeben möchte. Es geschieht uns daher bitter Unrecht, wenn der ehrenwerthe Verf. S. 182 flg. der Reformation vorwirft, dafs sie in diesem *allgemeinen* Sinne die Sacramentalität der Kirche und der Ehe negirt, und durch diese Empörung des Staats gegen die Kirche die Grundpfeiler aller Ordnung untergraben habe. Die Geschichte spricht, ohne dafs es unsererseits weiter einer Vertheidigung bedarf.

Und wie bei uns 3) Niemand die simultane Monogamie läugnet, so läugnet auch Niemand in der katholischen Kirche die successive Polygamie, welche nach jedem christlichen Bekenntnisse voraussetzt, dafs die frühere Ehe entweder durch den Tod gelöset ist, oder als null, als keine Ehe sich erwiesen hat.

Aber eben so wenig ist 4) die *Unauflöslichkeit* der Ehe eine Unterscheidungslehre: denn wir wissen auch, was Christus lehrt: Was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden. Matth. 19, 6. Allein ob 5) eine Ehe geschlossen ist, d. h. ob eine Verbindung da ist, die Gott zusammengefügt hat, das ist eine Frage, welche jede Kirche, und in jeder Kirche jeder *Staat*, dem die Ehe auch angehört, mit gewissenhaftem Ernste zu untersuchen hat. Dieses ist das Kapitel von der *Ehescheidung*, worin wieder die Kirchen insofern einig sind, als keine sich unterfangen kann, eheliche Verbindungen zu scheiden, sondern nur sich unterwinden mufs, zu prüfen, ob sie wirklich geschlossen, oder, wenn geschlossen, dennoch innerlich und äufserlich zerfallen und zerbrochen sind, wie Natur und Geist selbst in der Ursünde. Und wenn diesem Zerfalle Gott selbst zusehen mufste, wie sollte die Kirche oder der Staat *mehr* thun können?

So weit scheinen also die Kirchen wenigstens in ihren Principien einig zu sein: darum wissen wir uns auch evangelischer Seits mit den Brüdern in der katholischen Kirche in Christo verbunden, und es ist uns gegeben, diese katholische Kirche, ob sie auch nicht ablassen will uns zu schmähen und zu excommuniciren, dennoch zu lieben und zu ehren, als eine Schwester in anderer und doch concentrischer Verbindung zu begrüfsen, und selbst in den Vorzügen ihres Cultus, die uns zur Zeit mangeln, ohne Neid und Mifsgunst anzuerkennen: wir könnten ihr sogar wesentliche Vorzüge einräumen, und doch unseres Standpunkts ohne Wanken gewifs und sicher sein.

Nun sei es uns aber auch erlaubt, die Verschiedenheit beider Kirchen und Philosophieen in Beziehung auf die Lehre von der Ehe, oder vielmehr in Beziehung auf das Kapitel von der Ehescheidung näher zu berühren. Denn der Unterschied in Betreff der Sacramentalität ist schon angedeutet: er beruht nur darin, dafs nach unserer Lehre noch mehr als Element und Wort zum Sacrament gehört, weil im letztern Sinne dem Christen Alles Sacrament ist.

Die Lehre von der Ehe, namentlich von der sogenannten Ehescheidung ist auch um so wichtiger, als eben unsere Zeit daran krank liegt, während die Literatur an Forschungen und Aufklärungen darüber immer reicher wird, und gleichzeitig fast überall auch die Gesetzgebung von der Seite des Staats in Bewegung kommt, um das Verhältnifs des Staats zur Kirche, *wo möglich*, zu finden. Dazu gehört nicht mehr und nicht weniger, als gründliche *Erkenntnifs*, oder das *Wissen*, welches jedoch sein Verhältnifs zum Glauben nur insofern zum Bewufstsein bringen kann, als es selbst aus dem Glauben erwachsen ist.

*) Joh. Fr. von Meyer: Inbegriff der christl. Glaubenslehre. 1832. S. 229 folg. Dr. Phil. Marheineke: die Grundlehren der christlichen Dogmatik als Wissenschaft. 2. Aufl. 1827. §. 536. bis §. 570.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 9.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1836.

Adam und Christus. Zur Theorie der Ehe. Von Dr. Joh. Heinrich Pabst.

(Fortsetzung.)

Auch der ehrenwerthe Verfasser der vorliegenden Schrift, ein gewichtiges und stimmfähiges Mitglied der Literatur, erwähnt eine Menge anderer Stimmen dieser Zeit, wenn er sie auch zum grofsen Theile zum Schweigen verweiset. Dahin gehören Klee, v. Moy, Rost, Liebetrut, Märklin, Eggers, und der anonyme Verf. der Schrift: „*Ueber die heutige Gestalt des Eherechts*", die unser Verf. als einen kläglichen Hülferuf aus dem Schoofse des Protestantismus bezeichnet, der sich gern retten möchte, aber an sich nicht genug hat, sondern Hülfe bedarf, — — und zwar, wie er meint, von einer andern Kirche. *Kläglich* ist allerdings in unserer Zeit jeder Hülferuf des *Glaubens* insofern, als er nach Hülfe schreit, und dennoch die *Erkenntnifs* verschmäht, welche ihm die Philosophie anbietet und anbieten mufs, weil sie selbst aus ihm hervorgegangen ist, und keine andere Quelle, keinen andern Grund hat, als den Glauben, aber auch kein anderes Resultat. Der Glaube würde nicht so kläglich nach Hülfe schreien, wenn er sie nicht vermifste, und er würde sie nicht vermissen, wenn er seinem eigenen autochthonischen Wachsthume zur Erkenntnifs nicht selbst widerstände: andererseits würde der Staat, als die weltliche Seite, die Seite Adams, nicht so kläglich nach einem Vernehmen mit der Kirche, als der geistlichen Seite, sich umsehen und umthun, wenn er seiner Gemeinschaft mit der Kirche in der *Erkenntnifs* sich bewufst werden könnte. Was Wunder, wenn in unserer wunderlich bewegten, vielgewichtigen Zeit so viele Stimmen in der Literatur und so ernstliche Bewegungen im Staatsregimente durcheinander sich vernehmen lassen! Wo so viele ihre Stimmen abgeben, da darf auch Referent, indem er ein ernstes und ehrenwerthes Votum katholischer Seits referirt hat, sein eigenes Votum deliberativum hinzufügen, wiewohl er nicht weifs, wiefern es *an der Zeit* ist: aber das weifs er, dafs es seine Zeit finden wird.

Die grofse Frage, um die es sich handelt, kann nicht gründlich verstanden, noch weniger beantwortet werden, ohne zugleich ein doppeltes Verhältnifs zu berühren. Das erste Verhältnifs ist der Unterschied der katholischen Kirche gegen die evangelische, in welcher die Objectivität der Kirche, die Autorität, zur subjectiven Aneignung, also nicht zur Subjectivität, sondern zur Subject-Objectivität, der Gehorsam zur Freiheit sich zu entwickeln sucht. Das zweite Verhältnifs betrifft den Unterschied zwischen Kirche und Staat, welcher leichter zur Einsicht kommt, als die unauflösliche Einheit und eheliche Gemeinschaft zwischen beiden. Wir erinnern hier nur an das Verhältnifs der Advokatie, welches der Sachsenspiegel so vortrefflich im ersten Artikel zur Einleitung bildlich erläutert. Ein Theil mufs dem andern dienen, — so weit sein Arm reicht. Beide dürfen sich darum nicht verlassen, weil sie sich in der Erscheinung nicht vollständig identificiren können. —

Nach dem Gesagten kann darüber kein Streit sein, dafs eine wirkliche Ehe unauflöslich ist. Matth. 19, 6. Marc. 10, 11. 12. Luc. 16, 18. Eben so wenig kann bestritten werden, dafs sie ein Mysterium ist, oder ein Geheimnifs, in welchem Leib und Seele, Element und Wort, Natur und Geist, Adam und Christus verbunden sind. Eph. 5, 32. Es ist hier ein inneres Verhältnifs, das kein Menschenauge äufserlich erkennen kann.

Damit ist aber nicht ausgeschlossen, dafs sich das Innere auch äufserlich kund gebe. Indem sich das Geheimnifs der Ehe äufsert, wird es auch Anderen kundbar: so wird die Ehe auch von der Gesellschaft, in welcher sie sich befindet, von Kirche und Staat, als Ehe anerkannt.

Indessen ist die äufsere *Erscheinung* nicht so leicht von dem *Scheine* zu unterscheiden, welcher auch trügen kann. Darum bedurfte es für die Gesellschaft und zur Rechtsordnung bestimmter und fester

Digitized by Google

Kriterien, an welchen Kirche und Staat das wirkliche Dasein einer Ehe erkennen können. Je wichtiger das Verhältnifs ist, welches wir als Ehe bezeichnen, desto förmlicher mufs das äufsere Kennzeichen sein, wodurch sie zur Anerkennung gelangt, um so viel, als es möglich ist, Täuschungen zu vermeiden. Es ist daher unter den Christen frühzeitig, wiewohl nicht sogleich ursprünglich, zum Gesetze geworden, dafs zur äufsern Anerkennung der Ehe eine öffentliche und ernstliche Erklärung der ehelichen Vereinigung vor dem Altare erfordert wird. Diese Erklärung wird von den Eheleuten sich gegenseitig, und zugleich dem Stifter des Ehestandes und der Gemeinde abgeleistet: die Gemeinde vertritt der Geistliche. Eine solche Erklärung, *Trauung* genannt, begründet mithin einen vollgültigen Beweis für das Dasein der Ehe: aber es ist damit, wohl zu merken, der Gegenbeweis nicht ausgeschlossen. Namentlich und besonders würde aber in unsern Zeiten getrauten Personen Gewalt und Unrecht geschehen, wenn die Trauung als ein unumstöfslicher Beweis einer unauflöslichen Ehe angesehen würde, da diese Trauungen unter einem laxeren Eherechte geschlossen und dadurch selbst laxer geworden sind.

Wie die *Trauung* in der christlichen Gemeinde das äufsere Kennzeichen ist, welches das Dasein der Ehe bekundet, und das *Wort* enthält, welches die Eheleute halten sollen, und wobei die Gesellschaft sie festhalten soll, so mufs es auch Kriterien geben, welche den Gegenbeweis liefern. Denn die Trauung kann auch eine Lüge *gewesen* oder später *geworden* sein: die *Erscheinung*, welche sich in der Trauung ausspricht, kann ein leeres *Schein* gewesen oder geworden sein. Es bedarf kaum einer Ausführung, dafs eine Trauung ohne Ehe, so wie eine Ehe ohne Trauung möglich ist. Es mag wohl schon manches Menschenpaar vom Altare zurückgekommen sein, ohne dafs es ein Ehepaar geworden, so wie es auch Ehen geben kann, die der Herr verbunden hat, ohne dafs ein Geistlicher und die Gesellschaft davon etwas erfahren hat. Daher der Unterschied zwischen matrimonia publica et clandestina. Dennoch können Kirche und Staat letztere nicht anerkennen, weil sie sie nicht kennen, während umgekehrt Kirche und Staat alle getraute Ehen anerkennen müssen, mithin als Ehen, d. h. als unauflösliche Geschlechtsverbindungen zu behandeln haben, bis — das Gegentheil bewiesen wird. Da der Beweis der Ehe durch die Trauung *äufserlich* ist, und mithin der Täuschung unterworfen sein kann, so mufs nothwendig auch der Gegenbeweis aus geeigneten *Thatsachen* gestattet werden.

Dieser Gegenbeweis erfordert mithin *Thatsachen*, welche den Schein enthüllen, und die Lüge aufdecken. Solche Thatsachen nennen wir *Ehescheidungsgründe*: Ehescheidungsgründe sind mithin nichts anderes als Kriterien, an welchen wir äufserlich erkennen können, dafs die angebliche Ehe doch keine war, — (*Nichtigkeitsgründe*) — oder dafs sie es nicht mehr ist, es zu sein aufgehört hat, — (*Ehescheidungsgründe* im engeren Sinne) —. Es ist nicht zu beschreiben, welche heillose Mifsverständnisse und praktische Mifsgriffe und Mifsbräuche dieses einzige ungeschickte *Wort* verursacht hat, denn es führt auf den Irrthum, als wenn es der Richter wäre, welcher eine Ehe scheiden thäte; und ruft hiermit das Gotteswort gegen sich heraus: *Was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden!* So wenig der Richter der Ehebrecher ist, so wenig scheidet er: aber eben darum hat er sich wohl zu hüten, dafs er nicht an einer Ehescheidung thätigen Theil nimmt, die Ehebruch sein würde.

Der Verf. hat vollkommen Recht, dafs über eine wirkliche Ehe keine Macht auf Erden zu disponiren hat S. 197, so wenig, — und wir setzen hinzu, noch weniger, — als über die Ehe zwischen Leib und Seele im einzelnen Menschen, denn im letztern Falle kann der Staat die Todesstrafe verhängen, aber eine wirkliche Ehe kann er nicht scheiden, sondern er kann nur untersuchen, ob eine solche da ist.

Nur aus dem angegebenen Gesichtspunkte ist daher eine Ehescheidung zu rechtfertigen, nämlich insofern als sie keine eigentliche Ehescheidung ist, sondern vielmehr der Akt, wodurch für die Gesellschaft bekundet wird, dafs eine Ehe *nicht*, oder wenigstens *nicht mehr* vorhanden, mithin im letztern Falle *gebrochen* ist. Denn dabei bleibt es immer, dafs eine wirkliche Ehe unauflöslich ist.

Die katholische Kirche gilt in Beziehung auf ihr kirchliches Eherecht als die strengere und ernstere. Es stehet aber zu behaupten, dafs sie es sich mit dieser angeblichen Strenge sehr leicht und zu leicht macht, und in dieser Beziehung vielmehr als leichtfertig anzusehen ist, indem sie bei dem Buchstaben stehen bleibt. Was ist leichter, als bei dem abstrakten Dogma von der Unauflöslichkeit der Ehe stehen zu

Digitized by Google

bleiben? Damit ist man aller Prüfung überhoben, *Dasein* und *Schein* zu unterscheiden. Zwar läfst sich die katholische Kirche auch hierauf ein, indem sie *Nichtigkeits-Erklärungen* über die Ehe ausspricht, allein sie bleibt bei Kriterien stehen, welche den Anfangspunkt der Ehe betreffen, als wenn sie sich nicht auch später ereignen könnten, und für diesen Fall auf den Anfang zurückzuschliefsen nöthigten. Es ist wohl zu merken, dafs sich auch die katholische Kirche dieser Rücksicht nicht ganz hat entziehen können, und selbst auf Gefahr der Inconsequenz darauf hat eingehen müfsen. Sie statuirt unter gewissen Bedingungen die Auflösung eines matrimonium ratum sed non consummatum (S. 197). Nach ihr kann auch das Votum castitatis selbst die schon geschlossene und vollzogene Ehe *) brechen; aber der Ehebruch soll sie nicht auflösen können, während ein früherer Ehebruch die spätere Ehe, welche dadurch nicht gebrochen ist, annullirt und auflöset **).

Eben darum ist die evangelische Kirche auch in dieser Beziehung die strengere, ernstere, gewissenhaftere und konsequentere, die es sich mit so wichtigen und heiligen Verhältnissen nicht so leicht machen darf, sondern in Grund und Wesen des Verhältnisses einzugehen angewiesen ist. Sie darf sich die Frage und Mühe nicht verdrieſsen lasseu, die diese Untersuchung erfordert: sie folgt ihrem Haupte, wenn sie in die Schwachheit der menschlichen Verhältnifse heruntersteigt, um nicht alles, was den Namen der Ehe trägt, zusammen zu werfen; sie hat zu viel Achtung vor der Ehe, um das Wort von der Unauflöslichkeit wirklicher Ehen an Scheinverhältnisse wegzuwerfen: sie hat aber auch zugleich zu viel Einsicht von der Macht der menschlichen Freiheit, um denjenigen ein heilig Gut aufzunöthigen, die es verkennen und verschmähen. Es ist daher ein grundloser Vorwurf, wenn es in der Vorrede zu obiger Schrift heifst, dafs „die „Reformation es war, die in dem Augenblicke den „Keim der Zerrüttung in den Organismus der Gesell„schaft warf, und dem Staatskörper die tiefste und „schwerste Wunde schlug, als sie dem Lebensquell „des Geschlechts, der Ehe, die heilige Weihe nahm, „und so recht eigentlich den Gräuel der Verwüstung „an heiliger Stätte aufrichtete."

*) Dr. Heinrich Klee: die Ehe. Mainz, 1833. S. 114 flg.
**) Ebendas. S. 112 flg.

Die Reformation hat vielmehr erst dadurch die Ehe in ihrer sacramentalen Heiligkeit anerkannt, dafs sie alle Scheinverhältnisse davon unterscheidet, und bei diesen die Scheidung zuläfst.

Allerdings müssen aber die Thatsachen, welche die Präsumtion der Ehe zu entkräften geschickt sein sollen, nach dem Vorgange der älteren und ernsteren Zeiten nur auf solche Momente beschränkt werden, welche nach Möglichkeit die Gewifsheit der Auflösung zu bekräftigen geeignet sind. Denn es könnte demohngeachtet der Fall eintreten, dafs diese Kriterien, welche die Auflösung beweisen sollen, ebenso gut täuschen, als das Kriterium, welches die Existenz der Ehe begründet.

Es kann hier auf die Worte des ersten Philosophen unserer Zeit aufmerksam gemacht werden, um zugleich den evangelischen Boden dieser Rechtsphilosophie zu erweisen. „Die Ehe", so heifst es in Hegels Philosophie des Rechts *), „ist nur *an sich*", d. h. nur als wirkliche, „*unauflöslich*, denn wie Christus sagt: Nur um ihrer Herzenshärtigkeit ist die Scheidung zugestanden" d. h. nur darum, weil die Herzen so hart sind, dafs sie doch nicht in der heiligen Gemeinschaft der Ehe leben. „Weil die Ehe das Moment „der" blofs natürlichen „Empfindung enthält", oder wie es ein andermal heifst **), weil sie nach ihrer natürlichen Seite, dem natürlichen Herzen angehört, aus welchem hervorkommen arge Gedanken, Mord, Ehebruch, Hurerei, Lästerung etc., darum „ist sie nicht „absolut, sondern schwankend, und hat die Möglich„keit der Auflösung in sich. *Aber die Gesetzgebun„gen müssen diese Möglichkeit auf's höchste er„schweren*, und das Recht der *Sittlichkeit* gegen das „*Belieben* aufrecht erhalten."

Es fragt sich nur, nach welchem *Prinzipe* diese Erschwerung der Ehescheidung zu beurtheilen ist, denn ohne *Prinzip* wird die Theorie des Kirchenrechts eben so schwankend, als es die Ehen sind, deren losem Schwanken vorgebeugt werden soll: sie kann Allerlei ausbessern, und im Einzelnen Gutes stiften: aber für sich selbst kommt sie nicht eher zur Ruhe, bis sie ein Prinzip gefunden hat, welches ihr Gewifsheit und Vertrauen giebt.

Dieses Prinzip ist damit noch nicht gegeben, oder

*) Hegel's Werke. VIII. 227.
**) Hegel's Encykl. der phil. Wiss. §. 400. dritte Aufl.

Digitized by Google

wenigstens nur negativ bezeichnet, wenn es zur Einsicht kommt, dafs die Ehescheidung der *Willkühr* der Parteien, dem *Belieben*, entrückt werden mufs: wiewohl schon hiermit die *vertragsmäfsige Ehescheidung* fortfallen würde, und gleichzeitig ein ernsteres aller Täuschung und Illusion vorbeugendes Prozefs- und Beweis-Verfahren an die Hand gegeben ist. Wie könnte auch im Ehescheidungsprozesse das Geständnifs der Parteien entscheiden, welche sogleich als Lügner auftreten, indem sie ihren eigenen öffentlich erklärten Consensus matrimonialis der Lüge oder sich selbst des Wortbruchs zeihen?

Dagegen sind damit die *materiellen Ehescheidungsgründe* noch nicht bestimmt. Dafs zu einer sogenannten richterlichen Ehescheidung d. h. zu dem Ausspruche des Richters über die faktisch nachgewiesene Auflösung der Ehe ein hinreichender Grund, d. h. eine Thatsache, wodurch die Ehe wirklich aufgelöset und unheilbar gebrochen ist, nothwendig erfordert wird, das folgt schon aus dem Gesagten, denn der Richter scheidet nicht, sondern prüft blofs, ob Thatsachen vorliegen, welche die Auflösung bezeugen. Damit stimmt auch das Wort des Herrn überein, welcher sich gegen diejenige Partei unter den Juden erklärte, die die Ehescheidung auch *ohne Grund* für zulässig erklärte. Christus fordert vielmehr einen *Grund*, ratio sufficiens, λόγος. Matth. 5, 32. 19, 9. Er bezeichnet auch diesen Grund näher, als λόγος πορνείας, und läfst keinen andern Grund zu, denn wer aus einem andern Grunde geschieden ist, den erklärt Christus für nicht geschieden, und eine Wiederverheirathung eines nicht, oder aus einem andern als dem angegebenen Grunde, Geschiedenen für Ehebruch, μοιχία.

So bestimmt ist die Vorschrift! Desto mehr fragt es sich, was unter dem λόγος πορνείας zu verstehen sei? Das Leichteste ist, bei dem *Buchstaben* stehen zu bleiben: πορνεία heifst *Hurerei* und Hurerei ist nichts anders als das *Fleischesverbrechen*, welches eigentlich in der vollständigen Ausführung des Concubitus bis mit zur immissio seminis bestehen müfste, wenn es beim Buchstaben bleiben soll. Nach dieser buchstäblichen, allerdings sehr bequemen Interpretation ist jede vor dem Altare beglaubigte Geschlechtsverbindung nur allein auflöslich, wenn das Fleisch in der fleischlichsten Weise verunreinigt worden ist. Aber so leichten Kaufes ist über das inhaltreiche Wort nicht hinweg zu kommen. Christi Wort ist Geist und ist Leben: es kann nicht so fleischlich verstanden werden. Er sagt zuvor selbst, dafs der Ehebruch auch in Gedanken, mit den Augen und Begierden im Herzen verübt werden könne. Und wo diese Gedanken in *Thatsachen* übergehen, da hat der Richter, wenn sie auch nicht in dem grobsinnlichen Akte des Fleischesvergehens sich kundgeben, selbstredende, äusserliche Kennzeichen der Auflösung, welche dem äusserlichen Kennzeichen der Eheschliefsung kontradictorisch entgegen stehen. Insofern diese Kennzeichen trügerisch und zweideutig bleiben, können sie allerdings das unzweideutige äussere Kennzeichen der Trauung nicht entkräften. Allein es bleiben auch noch viele Thatsachen ausser dem Fleischesverbrechen stehen, welche nach Befinden die innerste Zerrüttung der Ehe noch deutlicher bekunden, als eine vielleicht in einem einzigen unglücklichen Augenblicke der bösen Lust begangene Fleischessünde, welche doch auch allein noch nicht die Ehe scheidet, sondern erst dann, wenn sie nicht verziehen wird, unter dem Hinzutritte des ausdrücklichen Antrags des verletzten Theils die Auflösung begründet. Die vorstehende Auslegung des Wortes Christi ist auch keineswegs eine selbsterdachte: sie ist vielmehr historisch und kirchenrechtlich begründet, exegetisch und dogmatisch gerechtfertigt: auch der strenge *Augustinus* geht darauf ein. Vergl. Caus. 28. qu. 1. can. 5. II. Auf dieser Ansicht beruhen namentlich die schon in dem älteren, strengeren Kirchenrechte gangbaren anderen Ehescheidungsgründe, welche als solche betrachtet werden, die entweder den λόγος πορνείας an sich tragen, oder dem das Band der Ehe lösenden Tode gleichgestellt werden. Die Geschichte des Kirchenrechts beweiset selbst schon, dafs bei der buchstäblichen Interpretation nicht stehen geblieben werden konnte.

Könnte sich aber auch die Theorie von dieser historischen und kirchenrechtlichen Basis lossagen, um desto strenger bei dem *Worte* der Schrift buchstäblich stehen zu bleiben, so entsteht daraus nur wieder ein Konflikt mit der Schrift selbst. Denn der Apostel Paulus nennt noch einen *andern* Ehescheidungsgrund, 1 Kor. 7, 15: nach ihm berechtigt *bösliche Verlassung im Unglauben* den gläubigen Theil zur Scheidung und Wiederverheirathung.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 10.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1836.

Adam und Christus. Zur Theorie der Ehe. Von Dr. Joh. Heinrich Pabst.

(Schluſs.)

Daraus folgt, daſs Christus nicht allein den Fleischesact gemeint haben kann, wenn er sagt: Wer sich aus einem andern Grunde, als aus dem Grunde der *Hurerei* scheidet, der ist nicht geschieden: denn *bösliche Verlassung* ist ein anderer Grund, wenn der Grund der Hurerei, λόγος πορνείας, auf den engsten buchstäblichsten und fleischlichsten Sinn beschränkt wird.

Wird hingegen die *Hurerei*, πορνεία, nach dem durchgehenden Sprachgebrauche der heiligen Schrift alten und neuen Testaments nicht allein fleischlich, sondern symbolisch verstanden, und darunter aller Abfall von Gott und seinen Geboten, alle Untreue und Befleckung, welche in untrüglichen *Thatsachen* sich zu Tage legt, alles gottlose Leben inbegriffen, welches in bestimmten äuſserlichen Handlungen zum Aergerniſs wird, und das innerste Wesen der Ehe zerrüttet, und diese nicht bloſs entheiligt, sondern faktisch auflöset, so ist sofort zwischen den Worten Christi und seines Apostels nicht allein aller Widerspruch gehoben, sondern auch der sich gegenseitig bestätigende innerste Zusammenhang vermittelt: denn der Unglaube ist unter Hinzutritt der Thatsache böslicher Verlassung auch ein Abfall von der Ehe und dem Stifter, eine Untreue, πορνεία. Der Apostel sagt den Christen, daſs sie sich nicht von ihren ungläubigen Ehegatten trennen sollen: darum setzt er auch nur den Fall voraus, daſs die letzteren es thun, und für diesen Fall erlaubt er den Christen die Wiederverheirathung. Wie in der heiligen Schrift der Ehebund selbst als ein Sacrament, womit Christus in Adam sich einsenkt, den Menschen vorgehalten wird, so ist er auch eben deswegen das durchgehende, nicht willkürlich gewählte, sondern wesentliche Bild des Bundes mit Gott in Christo; und umgekehrt der Ehebruch das Bild des Bruches mit Gott, des Abfalls von Christo: welchem Niemand wehren kann nach der Freiheit, die dem Menschen mitgegeben ist.

Aus dem Gesagten dürfte hinlänglich hervorgehen, daſs die heilige Schrift nur das *Princip* über Ehe und Ehescheidung vorschreibt, aber sich nicht auf die *Aufzählung aller einzelnen Ehescheidungsursachen* einläſst *).

Das Princip ist: Die Ehe ist unauflöslich nach ihrem Wesen: aber die menschliche Herzenshärtigkeit schlieſst oft das Wesen der Ehe aus: aus diesem Grunde ist die Scheidung solcher Verhältnisse, welchen der Name der Ehe bis dahin nicht versagt werden konnte, nachgelassen, wenn ein *Grund* dafür nachgewiesen wird: es ist aber nur ein Grund zuläſsig, nämlich der λόγος πορνείας, der Grund der *Untreue* oder des *Abfalls*, und für den äuſsern Richter noch überdies ein äuſserer, thatsächlicher Grund der Untreue, eine Thatsache, wodurch sich diese Untreue unzweideutig zu Tage legt.

Um dem Konflikte zwischen Matth. 5, 32. u. 1 Cor. 7, 15. zu begegnen, ist oft gesagt worden, daſs Christus das *jüdische* Gesetz erkläre, und Paulus das Verhältniſs christlicher Ehegatten zu *Heiden* im Auge habe. Daraus folgt aber nur noch mehr, daſs für die *wirklichen Christen* weder das Eine, noch das Andere gesagt ist: denn wirkliche Christen fügen nicht, wenn sie durch die Trauung in die Ehe treten, und darum lassen sie sich auch nicht scheiden, sondern wo sie fehlen, da beharren sie nicht im Falle, sondern vergeben einander. Darum ist unter den Christen eine wirkliche, christliche Ehe, und diese unauflöslich. Die Auf-

*) Vergl. das N. T. mit Einl. und erklärenden Anmerkungen. Herausgegeben durch Otto v. Gerlach. Berlin u. Stettin, 1835. — I. S. 99. Anm. 2.

Digitized by Google

lösung trifft mithin nur die *natürlichen* Verbindungen, welche den Namen der christlichen Ehen tragen, aber sie wird auch nur zugelassen, wenn die Eheleute sich ihre Schande selbst nachweisen, womit sie sich auch innerhalb der christlichen Kirche ihr Urtheil selbst sprechen, ohne dafs sie darum, wie in der katholischen Sphäre, der Kirche selbst verlustig würden.

Aber es ist, ehe wir weiter gehen, noch ein anderer Konflikt zu lösen, ein Konflikt, der sich in der heiligen Schrift selbst findet. Der Herr sagt *zweimal: Ehescheidung*, es sei denn um *Ehebruchs* willen, ist *Ehebruch*. Matth. 5, 32. — 19, 9. und zweimal ohne diese Einschränkung: *Ehescheidung* ist *Ehebruch*. Marc. 10, 11. 12. Luc. 16, 18. Dort wird eine Ausnahme, hier keine statuirt. Das heifst aber nichts anders, als: entweder folgt die Ehescheidung dem Ehebruche, oder sie ist selbst Ehebruch, — entweder hat die Ehescheidung einen Ehebruch, er sei fleischlich oder dem gleich, zum Grunde, — dann kann der Richter Geschehenes nicht ungeschehen machen, — oder sie hat keinen Grund, und wird darum selbst zum Ehebruche, wenn ihr eine Wiederverheirathung folgt, — und dann kann der Richter nicht Ja dazu sagen, sondern er mufs sein Veto aussprechen, um den Ehebruch zu hindern, welchen die Wiederverheirathung enthalten würde. —

Diejenigen, welche den fleischlichen Ehebruch als den einzigen schriftmäfsigen Ehescheidungsgrund ansehen, und selbst die bösliche Verlassung, welche Paulus als einen hinreichenden Grund zur Auflösung des Vinculum anerkennt, blofs auf die damaligen Verbindungen der Christen mit heidnischen Ehegatten beschränken, pflegen einen hauptsächlichen Anhalt darin zu finden, dafs die Ehe, als Geschlechts-Verbindung, das natürliche Verhältnifs zur Basis hat, und das Mysterium derselben zunächst in der Einheit des Fleisches wurzelt. Die Prämissen müssen auch, wie der Verfasser gründlich gezeigt hat, zugegeben werden: durch die Ehe werden Mann und Frau Ein Fleisch. Dieses vereinte Fleisch kann also nur wieder zerrissen werden, so sagen sie weiter, durch einen Fleischesakt, der das Fleisch factisch befleckt und zerreifst. Allein mit diesem Nachsatze ist — *zu Viel* bewiesen: denn daraus würde folgen, dafs jedes Fleisches-Vergehen eo ipso scheidet, auch ohne Hinzutritt des Willens seiten des andern Theils die Trennung bewirkt. Dies ist gleichwohl nicht der Fall: Fleischessünde scheidet allein nicht, sondern erst d wenn sie die Trennung der Gemüther zur Folge Wie könnte es auch unter *Menschen* anders sein, dafs dem Geiste die Entscheidung gebühre? J Ansicht liegt aber auch überdies ein doppelter Irr zum Grunde, wovon jeder dem andern widerspr Der erste Irrthum beruht auf dem subjectiven I einer vollkommenen, engelreinen Ehe unter Sün welches der Herr als eine hoffärtige Vermesse abweiset, indem er den Menschen zu ihrer Dem gung vorhält, dafs Keiner rein und jeder böse danke ein das Fleisch befleckender Ehebruch ist, M 5, 28. ohne dafs dadurch allein ein Grund zur S dung entsteht. Der zweite Irrthum ruhet, im W spruch mit dem ersten, in der unwürdigen Vor lung, als wenn die Ehe *blofs* auf dem Fleische und sen Einheit beruhe, während sie als ein sittliches religiöses Band den ganzen Menschen mit Leib Seele ergreift, folglich auch die Verletzung di Bandes von jeder Seite ausgehen, und in Folge geheimen Zusammenhangs zwischen Natur und die andere Seite des Menschen anstecken kann. solche einzelne Verletzungen für sich allein kö gleichwohl niemals eine Ehescheidung begründen: s bestände keine Ehe; denn es ist keine Ehe voll men rein und heilig, so gewifs *Adam* ihre Basis det: sie soll und kann aber täglich erneuert, g nigt und geheiligt werden in *Christo*, so gewifs *stus* das Sacrament der Ehe ist, innerhalb und au halb seiner Kirchen. Den *Adam* in der Ehe l nen heifst die menschliche Natur verkennen: *stum* in der Ehe läugnen heifst die Bestimmung Ehe verkennen.

Der innerste Grund der sogenannten Ehes dung, der unheilbare Schade, welcher die Auflö der Ehe begründen kann, ist daher eigentlich w das Fleischesverbrechen, noch die bösliche Ve sung, noch irgend eine einzelne Thatsache überha sondern, wie die Schrift sagt, die *Herzenshärtigk* σκληροκαρδία, oder die *Verstockung*, welche unter sten nicht stattfinden sollte, aber, wo sie doch s findet, als ein Factum anerkannt werden mufs, wel kein Mensch ändern kann. Auch wird in der Regel Schuld, wenn sie den Bruch bis zur Auflösung des bandes selbst vollendet, zweiseitig sein, und, wenn

Digitized by Google

einseitig ist, — in der Regel — nur *Separation* zur Folge haben können. In dieser Herzenshärtigkeit des natürlichen Menschen liegt jedenfalls der eigentliche Schade: und so lange sie unter den Christen fortdauert, so lange dauert auch die mosaische Gesetzgebung fort, welche aus dieser Ursache die Scheidung duldet. Aber eben darum folgt auch die Berechtigung und Verpflichtung des Richters, die Herzenshärtigkeit und die dadurch bewirkte Zerrüttung der Ehe in jedem einzelnen Falle gründlich zu prüfen, und momentane Störungen von unheilbaren Zerrüttungen gewissenhaft zu unterscheiden. Und dazu bedarf es eines festen Anhalts im Gesetze.

Nach dem Gesagten ist es daher der evangelischen Lehre auf Grund der Schrift vollkommen angemessen, dafs in dem Staate wie in der Kirche, welche gleich jenem das Moment der Aeusserlichkeit und Unvollkommenheit in der Erscheinung nicht verläugnen kann, die sogenannte Ehescheidung aus den geeigneten Gründen, welche entweder den λόγος πορνείας an sich tragen oder dem leiblichen Tode gleich stehen, nachgelassen und geduldet werden mufs. Denn wie wir die Ehe selbst nur durch *äussere* Kennzeichen erfahren, so können wir auch an solchen *äusseren* Kennzeichen ihre *Nullität* oder *Auflösung* wahrnehmen.

Gegenwärtig kommt es demnach hauptsächlich darauf an, dafs sich Kirche und Staat, die Kirche von Innen nach Aussen, der Staat von Aussen nach Innen, gegenseitig unterstützen, um die Ehe und das Eherecht zu der ihnen angemessenen Bestimmung *allmählig* zu erheben. Was die Kirche durch Schule und Predigt, durch das Sacrament und die Seelsorge vermittelt, das kann der Staat seinerseits mit Vorbehalt weiterer Entwickelung durch Gesetzgebung und Obrigkeit unterstützen, indem er auf Grund des historischen Kirchenrechts die Ehescheidungsgründe nach obigem Prinzipe beschränkt, die Ehescheidungen selbst zur Prüfung der Herzenshärtigkeit erschwert, die Ehebruchsstrafen schärft, wie schon die Heiden gethan *), Ehescheidungsstrafen hingegen, welche andererseits Prämien sind, möglichst ausscheidet, und das Verfahren selbst, welches pro matrimonio dem Geistlichen, contra matrimoninm dem weltlichen Richter gebührt, nicht allein würdiger, sondern auch strenger fafst. Aber Ehescheidungen gänzlich abzuwenden, sind weder Kirche noch Staat vermögend: es ist eine Ueberhebung und Vermessenheit, wenn sie sich solcher Macht unterfangen.

Auch unser Autor kann nicht läugnen, dafs dem *subjectiven* Bruche der Ehe weder Kirche noch Staat wehren kann: aber er meint, S. 139, dafs dieser sündliche Bruch erst zur wirklichen, *objectiven* Auflösung werde, wenn Kirche und Staat ihre Anerkennung hinzufügen und zur Sünde Ja sagen. Wir fragen: Können Kirche und Staat Geschehenes ungeschehen machen? müssen sie die factische Sünde nach ihrem Dasein nicht anerkennen? Sind die Gebrechen in ihrem Schoofse geheilt, wenn sie ignorirt werden? Oder dient es nicht vielmehr zu einer heilsamen und demüthigenden Anerkennung ihrer Unvollkommenheit, wenn wir uns dieser Zerwürfnisse ohne Beschönigung bewufst werden? Wollte der Staat innerlich getrennte und äusserlich zerfallene Verhältnisse zum Schein durch Zwang äusserlich zusammenhalten, so wird er selbst eine offenkundige Lüge, den Schein ohne Wesen fördern, und an einer leeren formellen Aeusserlichkeit haften bleiben, nachdem nicht allein das Innere verschwunden, sondern auch das Verschwinden desselben äusserlich geworden ist. Dagegen sollte allerdings zum Zeichen, dafs die Sünde nicht gebilligt, sondern nur als factisch anerkannt wird, in jedem Ehescheidungsurthel nach einer festen Formel die Scheidung als ein von den Parteien selbst verschuldeter beklagenswerther Bruch, den die Autorität nicht ändern, noch heilen kann, sondern um der menschlichen Herzenshärtigkeit willen dulden mufs, ohne Schonung herausgestellt werden.

Es ist ferner vortrefflich und beherzigungswerth, was der Verf. über die grofse, folgenreiche Wichtigkeit einer Auflösung des *Ehebandes* mit der Wirkung der *Wiederverheirathung* sagt, S. 195. Der Ernst der Sache kann nicht genug beherzigt werden, denn durch die Wiederverheirathung wird die Möglichkeit eines Rücktritts abgeschnitten. Immer wird aber dabei von dem Verf. vorausgesetzt, dafs eine wirklich noch bestehende Ehe geschieden, und dadurch simultane Polygamie, mithin Ehebruch unabänderlich veranlafst werde. Wenn nun aber die fragliche Verbindung den heiligen Namen der Ehe nur erlogen hat, wenn

*) Vergl. Ueber Ehesachen, insbesondere Ehescheidung, uneheliche Vaterschaft, Stuprum, und Bordelle. Ein Beitrag zur Revision des Pr. Allg. Landrechts. Von F. v. G. Minden, 1836. S. 42.

Digitized by Google

alle äussere Kennzeichen die Auflösung bekunden und das äussere Kennzeichen, woran wir auch nur die Ehe erkennen konnten, widerlegen, würde dann nicht durch Verweigerung der Ehescheidung Kirche und Staat die Parteien, die zum Ehestande berufen sind, S. 142 flg. ihrem Berufe entgegen zur Ehelosigkeit verurtheilen, und gegen das Wort Gottes: „es ist nicht gut, dafs der Mensch allein sei!" sich versündigen? Oder gebührt ihnen etwa das Recht zu solcher Verurtheilung, weil es dem Herrn selbst zusteht? — Es können allerdings in jener Beziehung so gut wie in dieser Versehen vorfallen, weil die äussere Kirche und die Obrigkeit nicht infallibel sind; es ist gewifs auch in der katholischen Kirche manche wirkliche Ehe annullirt und dadurch simultane Polygamie veranlafst worden. Aber was folgt daraus, wenn die Angst vor einer Polygamie, welche der Ehescheidung entgegentritt, der Besorgnifs vor einem berufswidrigen Cölibate, welches für die Scheidung spricht, und diese wieder jener in die Arme gejagt wird? und ein Gewissensbedenken — nur dem andern zuläuft? Es folgt nichts anderes daraus, als dafs diese doppelte Besorgnifs vor Scylla und Charybdis alle diejenigen, welche in Kirche und Staat das Amt verwalten, vorsichtig, streng und wach erhalten soll, damit, so viel an ihnen ist, Alles genau erwogen werde. Darum ist es an der Zeit, die leichtsinnigen Scheidungen zu zügeln, und jede Scheidung zu erschweren, womit auch den Parteien nicht unrecht geschieht, denn sie haben ihr eigenes Wort vor dem Altare gegen sich. Darum thut es Noth, dafs jeder Ehescheidung die *geistliche* Vorhaltung auf Grund der von selbst redenden *Schriftstellen* vorausgehe: es thut auch Noth, dafs dieselbe ernste Vorhaltung auch nach erfolgter Scheidung bei einer Wiederverheirathung der zweiten *Trauung* vorausgehe: die Vorhaltung möchte auch darauf zu erstrecken sein, dafs das Ehescheidungsurthel, welches den ihm vorausgegangenen Bruch nur als geschehen anerkenne, als dem Irrthume unterworfen, kein Ruhekissen für das Gewissen des Geschiedenen sei, wenn er doch nicht geschieden sein sollte. Mehr aber kann nicht geschehen: der Mensch kann sich seines Amts nicht darum entziehen, weil er es nicht ohne Fehl versehen kann.

So viel pro aris et focis, nicht allein gegen die Angriffe des Verf., sondern auch gegen die Schäden im eignen Hause, nur dafs diese nicht unserer Lehre, sondern uns selbst zur Last fallen. Darum können wir auch diese Schrift als eine ernste Weckstimme in unserer verworrenen Zeit, deren Spuren sie selbst trägt, und als ein Wort zu seiner Zeit gegen theoretischen Pantheismus und moralischen Libertinismus nachdrücklich empfehlen: in dem Grunde, welchen Niemand anders legen kann, als er gelegt ist, fühlen wir uns ohnehin mit unserm Gegner vereinigt, und sind ihm für seine gewichtigen Mittheilungen dankbar verpflichtet.

In Beziehung auf die *Philosophie*, welche der Herr Verf. mit vollem Rechte als das von Gott für diese Zeit zu einer neuen Ausrüstung des uralten Glaubens bereitete Werkzeug begrüfst, ist nur noch dieses im Allgemeinen zu bemerken, dafs die *realen* Unterschiede, welche der *Dualismus* des Verstandes lehrt, von der christlichen, hiermit wirklichen Philosophie des *Monismus* nicht geläugnet werden können, denn die *formellen* Unterschiede, welche die letztere nachweiset, sind weder unwesentlich, noch unwirklich, da die Form selbst wirklich und wesentlich ist, weil sie dem Inhalte angehört. — —

In Beziehung auf die Ehe schliefsen wir mit den gewichtigen Initial-Motto's der vorliegenden Schrift, wie wir mit ihrem Titelblatte begonnen haben.

Es ist ein göttliches Wort, welches der Verf. dem Abschnitte von der Theorie der Ehe insbesondere zum Wahlspruch vorgesetzt hat: *Sacramentum* hoc magnum est, ego autem dico, in Christo et in ecclesia; aber es ist auch nach dem Wahlspruche, den er der ganzen Schrift als Denkspruch zur steten Erinnerung vorgesetzt hat, von ihm selbst nicht minder beherzigt worden, was Augustinus (de conj. adult. I. 34.) sagt: Quaestionem de conjugio obscurissimam et implicatissimam esse non nescio. Nec audeo profiteri, omnes sinus ejus vel in hoc opere vel in alio me adhuc explicasse, vel jam posse, si urgear, explicare. Darum thue, so viel du kannst, aber — nicht mehr: denn du kannst nicht Alles, und bist auch nicht dazu bestellt. Der Prediger Salomo sagt, und hat es auch dem Referenten schon oftmals vorgehalten: *Sei nicht allzugerecht, und nicht allzuweise, auf dafs du nicht dich, noch deinen Bruder verderbest!*

C. F. Göschel.

Digitized by Google

№ 11.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1836.

VIII.

Die biblische Theologie wissenschaftlich dargestellt von Lic. Wilhelm Vatke. Erster Band. — Auch unter dem Titel: *Die Religion des Alten Testaments nach den kanonischen Büchern entwickelt von Lic. W. V. Erster Theil. Berlin*, 1835. *Verlag von G. Bethge.* 719 S. *in Octav.*

In die Reihe der seit längerer Zeit geltenden theologischen Wissenschaften drängt sich seit einigen Jahrzehenden eine neue, die Wissenschaft der in der Bibel enthaltenen Religion, biblische Theologie benannt. Absehend von den Erweiterungen und Fortbildungen, welche die biblische Offenbarung später im Fortgange der Kirche erlebt hat, bezweckt sie nur die Verständigung über den religiösen Inhalt der Bibel selbst, wendet sich aber, so sich selbst begrenzend, zu desto tieferer Durcharbeitung ihres eignen Gebiets, indem sie nicht blofs die höchsten Sätze aus der Bibel zieht oder überhaupt etwas Einzelnes aus ihr hervorhebt, sondern den ganzen weiten, hohen und niedern, reinen und gemischten Religions-Inhalt aller biblischen Bücher in ihren Kreis zieht und Wesen, Entwickelung und Vollendung der Offenbarung, von welcher die Bibel zeugt, auf ihrem geschichtlichen Boden, so wie in ihrer ursprünglichen Art und Farbe zu erkennen sucht: ähnlich der Geschichte der alten Philosophie und gleich dieser ihrem Zwecke und ihrer Haltung nach eine historische Wissenschaft. Wirklich sucht die biblische Theologie nicht unmittelbar auf die Praxis unserer Zeit einzuwirken, wie denn offenbar die, welche sich ihrer entweder für oder gegen das in einer jetzigen Kirche Bestehende bedienen wollten, ihren Sinn und ihre Würde wenig verstanden; auf die nachbiblischen Jahrhunderte und auf unsre Zeiten Rücksicht zu nehmen, ist die Pflicht anderer Wissenschaften, z. B. der Dogmatik. Aber sofern sie die wichtigsten Resultate der Exegese zusammenfafst und in dem Mannigfaltigen, ja oft Verschiedenartigen der Bibel wieder die Einheit und höhere Uebereinstimmung erkennt, kann sie wohl einen Platz zwischen der immer mehr bei dem Einzelnen verweilenden Exegese und den übrigen theologischen Wissenschaften behaupten. Gerade in dieser Bedeutung einer im Uebergange zwischen zwei Gebieten stehenden Wissenschaft mag sie denn auch wohl für unsre Zeiten ihr Recht finden, um die Kluft zwischen Exegese und kirchlicher Dogmatik, welche manchen Unkundigen oder am Einzelnen Klebenden so ungeheuer grofs scheint, nach ihrem Vermögen zu füllen. Wenigstens ist sie, obwohl schon vor dreihundert Jahren unter Hülle und Mantel der Reformation verborgen, doch erst in neuern Zeiten abgesondert hervorgetreten, als junge Wissenschaft noch jetzt mehr auf ihre Verehrer und Begründer wartend als ihrer zu entbehren vermögend.

Das Werk, dessen erster Band hier beurtheilt wird, verspricht eine bedeutende Lücke in diesem Gebiete auszufüllen. Bei den Exegeten und denen, die mit biblischer Theologie umgehen, vermifst man so oft die tiefere Auffassung und Durchdringung dessen, was sie historisch erforscht zu haben glauben: umgekehrt auch wohl bei denen, die mit Vorliebe den Zusammenhang und das Grofse und Wahre der Gedanken suchen, die geschichtliche Geduld und Genauigkeit. An dem Vf. des obigen Werks ist dagegen vor Allem die schöne Verbindung eben so umfassender als gewissenhafter geschichtlicher Forschung mit philosophischer Schärfe und einem echt wissenschaftlichen Streben zu rühmen. Man sieht mit Vergnügen, wie er überall nur den innern Wahrheiten nachgeht, nur von der Gröfse und Wichtigkeit der zu erklärenden Gegenstände selbst sich leiten läfst. Dabei ziert ihn noch eine edle Be-

Digitized by Google

scheidenheit und wohlthuende Anspruchslosigkeit, indem er, offen und bereit für jegliche Erkenntnifs, auch im Bestreiten der Gegner seiner Ansichten nie die Grenzen der Milde und Sanftmuth überschreitet, vielmehr überall Verständigung und Versöhnung sucht.

Wie wohl der Vf. seine Aufgabe vor dem Beginne der Arbeit überdacht habe, geht aus der voraufgeschickten „allgemeinen Einleitung" S. 1—174 genugsam hervor. Der Begriff einer biblischen Theologie wird hier sehr gut und richtig bestimmt; zwar ohne dafs die Namen der neuern Bücher und der Gelehrten, deren Meinungen bestritten werden, genannt sind, da sich die Entwicklung des reinen Begriffs gern für sich bewegt: aber hinreichend deutlich für die in der Geschichte dieser Wissenschaft nicht ganz unerfahrenen Leser. Wenn man z. B. die biblische Theologie nur in dem Sinne als historische Wissenschaft gelten lassen wollte, dafs sie ohne eigenes Urtheil über die Erscheinungen und Wahrheiten, die sie umfassen mufs, bleiben solle: so zeigt der Verf., wie wenig dies in der That möglich sei, und wie man des speculativen Durchdringens auch hier so ganz und gar nicht entbehren könne. Oder, wenn andre das Gebiet dieser Wissenschaft auf die sogenannte biblische Dogmatik mit Ausschlufs der Moral begrenzen wollten: so hat der Verf. dagegen gewifs Recht, wenn er eine Trennung dieser jetzt mit gutem Rechte geschiedenen Disciplinen, der Dogmatik und der Moral, doch von der biblischen Theologie ausgeschlossen wissen will, weil die Bibel selbst ihrem Wesen nach diese Trennung nicht kennt; ja es ist dies sogar ein beiläufiger Nutzen der biblischen Religionslehre, dafs sie die Verbindung zwischen Dogmatik und Moral, welche nach wissenschaftlicher Strenge zu wissen doch auch seinen Werth hat, überall aus der ersten lebendigen Quelle am rechten Orte aufzeigt.

Eben so gründlich und umsichtig werden in dieser Einleitung die Grundsätze der biblischen Theologie mit philosophischer Strenge entwickelt; welches hier um so mehr wohlthätig wirkt, je weniger man in andern Werken dieser Art über das, was eigentlich im Sinne der Bibel Gefühl, Bild, Vorstellung, Gedanke sei, genügenden Aufschlufs oder auch nur den Versuch einer der Wahrheit der Sachen entsprechenden Erklärung findet. Da indefs sehr vieles von dem, was der Verf. hier blofs als Grundsatz aufstellt, erst durch die einzelne Ausführung sich als vollkommen richtig bewähren mufs: so verschiebt Rec. die eigentliche Beurtheilung dieser einleitenden Abhandlung bis dafs die Vollendung des Werks gekommen sein wird: namentlich kann man nach den hier gegebenen Andeutungen auf die Art, wie der Verf. das Neue Testament behandeln wird, sehr gespannt sein. Vollständig läfst sich dagegen schon jetzt der gröfste Theil dieses ersten Bandes, oder der allgemeine Theil über die Alttestamentliche Religion beurtheilen, weil der Verf. hier alles, was er über Geschichte, Begriff, Vorstufen und Hauptrichtungen der Religion des A. T. zu sagen hatte, erschöpfend dargelegt hat. Wir wenden uns daher nun ausschliefslich zu dieser Seite des Werks.

Hier ist denn vor Allem zu rühmen, dafs der Vf. dem Alten Testamente eine so umfassende, genaue, von Vorurtheilen und Irrthümern der neuern Zeiten sich möglichst entfernt zu halten strebende Untersuchung gewidmet hat. Wirklich haben sich ausgezeichnete Männer in neuern Zeiten mehr mit dem Neuen, als mit dem Alten Testamente beschäftigt, welches viele gute Folgen, aber auch den Nachtheil gebracht hat, dafs man den rechten Zusammenhang beider Testamente vergafs, oft sogar über das Alte ungerecht und einseitig urtheilte; auch die biblische Theologie hat das A. T. etwas zu stiefmütterlich zu behandeln gelernt. Je mehr auf diesem weiten Gebiete noch nachzuholen ist, desto leichter wird man eine so ausführliche Darstellung, wie die des Verfs. ist, entschuldigen; Ref. freut sich auch in vielen Ansichten und Urtheilen mit dem Verf. übereinstimmen zu können. Soll es indefs gelingen, die Religion des A. T. nach ihrem Wesen und ihrer Geschichte in wenigen grofsen, in sich selbst wahren Anschauungen und Sätzen zu schildern, so mufs vorher das ganze Geschäft der einzelnen geschichtlichen Untersuchung und Erkennung vollendet sein, da man doch jene nicht, wie die des N. T., in einem engern, hellen Kreise, sondern in einem sehr weiten, viel dunklern Bezirke erst suchen und wiedererkennen kann; nun steht aber die geschichtliche Erforschung des A. T. gegenwärtig noch auf einer sehr niedrigen Stufe und theilt noch eine Menge von Schwankungen und Erschütterungen, aus denen sie sich jetziger Zeit kaum zu retten vermag: kein Wunder also, wenn man hier oft den Versuch einer Erklärung statt ihrer selbst hinnehmen mufs und sich schon der Tüch-

Digitized by Google

tigkeit und Aufrichtigkeit des blofsen Versuchs gern freuet. Der Verf. bemerkt §. 3. sehr passend, dafs die biblische Theologie auf der einen Seite die Kanonik, Hermeneutik, Kritik und Exegese zu ihrer Voraussetzung habe, auf der andern durch ihre Ergebnisse auf diese bestimmend zurückwirke: allein in diesem Abschnitte von A. T. mufs der Verf. gar oft erst in das Gebiet der vorläufigen Wissenschaften eingreifen und manches zur biblischen Theologie im strengern Sinne nicht gehörige einmischen. So ist denn allerdings manche Frage ohne feste Lösung geblieben, manche Annahme noch nicht vollkommen gerechtfertigt, hie und da einiges Schwankende vorläufig noch schwankender geworden: aber alles dafs weniger aus Schuld des Verfs., welcher vielmehr überall mit rühmlichstem Eifer zur reinen Wahrheit strebt, als unserer Zeit, welche in historischer Kritik ihr eignes grofses Werk so wenig vollendet hat, dafs sie erst noch zahlreiche Versuche und mannigfache Kämpfe hervorruft. Dagegen findet man, wo die Geschichte leichter zu erkennen war, auch schon die wahrsten Auffassungen und tiefsten Blicke bei dem Vf., besonders bei der Geschichte der grofsen Propheten des achten Jahrhunderts v. Chr. S. 460 ff.

Es ist in der That ein ungeheures Unternehmen, schon jetzt, da die historischen Untersuchungen über die Verfasser und Entstehungszeit der Stücke althebräischer Literatur, die man das A. T. nennt, noch tobend durch einander gähren und (man täusche sich nicht!) erst sehr wenige feste Anhaltspunkte gegeben haben, eine im Einzelnen ganz vollständige, sichere Beschreibung der israelitischen Religionsgeschichte geben zu wollen. Dafs sich unser Verf., welcher dennoch, nicht abgeschreckt durch das fast völlige Mifslingen des Gramberg'schen Versuchs, das Werk kühn angefangen hat, nicht auf die Seite der kleingläubigen, kurzathmigen Gelehrten stellen würde, welche die echte Tradition festzuhalten meinend doch nur etwa das, was spätere Jahrhunderte vom Alterthume zu wissen glaubten, verstehen und vertheidigen, — dies war von seiner wissenschaftlichen Durchbildung und Feinheit zu erwarten. Dafs nicht der ganze Pentateuch von Mose, nicht alle Psalmen von David seien, und andres der Art ist, da dergleichen im Groben wahrzunehmen gar nicht so schwer fällt, jetzt in der That nicht mehr zu beweisen nöthig: aber die Aufgabe der Kritik ist nicht zur Hälfte gelöst, wenn man nach der seit 40 Jahren immer herrschender werdenden Sitte nur das Eine zu zeigen sucht, dafs dieses oder jenes Einzelne nicht so alt sei oder so beschaffen als es die Tradition wolle, während man sich nicht bemüht den zerrissenen Zusammenhang auch wieder herzustellen. Bei manchen leichtsinnigern Schriftstellern unserer Tage feiert sogar die sich selbst vernichtende Zweifelsucht schon ihren höchsten Sieg, indem sie auch das, woran historisch zu zweifeln genauer betrachtet grundlos, ja widersinnig ist, in ihren Abgrund zieht, wie Rec. z. B. aus S. 702 sieht, dafs ein neuerer Gelehrter das Widersinnige hat denken und schreiben können, der mosaische Sabbat sei erst im Zeitalter des Hiskia, am Ende des achten Jahrhunderts v. Chr., eingeführt worden. Von dieser Entartung der Kritik, welche eben so traurig und zerstörend wirkt als das gedankenlose Kleben an der Tradition, sucht sich zwar der Vf. nicht weniger frei zu halten: doch ist ihm dieſs, da diese Gefahr noch nicht so klar vorliegt und die Herrschaft negativer Kritik jetzt so allgemein ist, nicht überall eben so glücklich gelungen; wäre die Kritik durchgängig schon fester und sich bewufster geworden, so würde manches, welches jetzt matt und leblos scheint, viel heller und lebendiger, daher auch belehrender und erhebender, hervorgekommen sein. Dafs z. B. kein einziger Psalm von David sein soll, wie hier als ausgemacht (aber von wem?) angenommen wird, hat den Nachtheil gebracht, dafs die Persönlichkeit Davids nun etwas zu unvollständig gezeichnet werden mufste: wir haben zwar im Psalter nicht viele Lieder von David, aber die wenigen, welche ihm die geläuterte Kritik zuweist, lassen uns den grofsen König viel näher und herrlicher schauen, als alle historischen Berichte über ihn. Dagegen kann Psalm 59 nicht, wie S. 451 angenommen wird, aus der assyrischen Zeit sein: er ist nach vs. 12. später, und zwar, wie Rec. jetzt am wahrscheinlichsten findet, aus der Zeit der skythischen Verheerungen in Palästina unter König Josia.

Am meisten ist ohne Zweifel Behutsamkeit und Besonnenheit der Kritik an ihrem Orte in der Untersuchung der ältesten Religionsgeschichte, um welche schon die folgenden Jahrhunderte des Alterthums einen so dichten Nebelschleier gezogen haben, dafs das ursprüngliche reine Licht wieder zu erkennen sehr schwer wird. Die Zeit und die Wirksamkeit Mose's, welche

Digitized by Google

schon den grofsen Propheten des neunten und achten Jahrhunderts v. Chr. in unbestimmter dunkler Ferne dahinschwindend erschien, jetzt in ihrer geschichtlichen Vollständigkeit und Ursprünglichkeit beschreiben zu wollen, ist ein eitles, nutzloses Unternehmen: aber hat man Fähigkeit und Geduld genug, die zerstreuten Reste und Spuren mosaischer Geschichte zu sammeln, zu sichten, zu vergleichen, so kann man doch noch Bedeutendes und Wichtiges historisch erkennen, ja man wird, dies scheint dem Rec. gewifs, zuletzt finden, dafs die spätere Sage mit allen den grofsartigen Bildern, womit sie die schwindende Erinnerung an Mose zu fesseln suchte, doch nur einen schwachen Versuch gemacht hat, den Gründer der israelitischen Gemeine und den höchsten Propheten des A. T. deutlich zu beschreiben. Nach dem Verf. freilich that Mose weiter nichts, als dafs er „das Ansehen des ältern Nationalgottes befestigte, den Dienst anderer Götter zu verbannen suchte, die natürlichen Elemente der Vorstellung und des Cultus vergeistigte und den Grund zu einem reinern sittlichen Leben des Volks legte" S. 184. Allein ob damit das wahrhaft Eigenthümliche und Grofse, welches man doch, will man nicht der Sache Unrecht thun, in Mose anerkennen mufs, genug beschrieben oder auch nur angedeutet sei, kann man nicht anders als bezweifeln. Die Sache selbst ist zu wichtig und zu umfassend, um hier erschöpft zu werden: doch einige Bemerkungen mag Rec. nicht zurückhalten. Frägt man, welchen sichtbaren, zeitlichen Anfang das eigenthümliche Leben und Streben des alten Volkes Israel habe, wann die Gemeine, der Gegensatz gegen sinnliche Religion, der Dekalog und der übrige Grund ganz besonderer Gesetze und Einrichtungen zuerst entstanden sei, so weist alles auf die Zeit der Erlösung aus Aegypten als eine aufserordentliche und wunderbar erhabene und auf Mose als Stifter hin; die ganze nachmosaische Geschichte hat ohne diese Annahme oder vielmehr ohne solchen Anfang kein Licht und keine Entwickelung. Wann ist denn später der Begriff einer heiligen Gemeine entstanden? Der Verf. scheint nach S. 252 das Ende der Richterperiode für so schöpferisch zu halten: aber Propheten wie Samuel, Nathan, erscheinen nicht als Stifter und erste Gründer der Gemeine, sondern reden schon mitten in ihr; die ältesten Propheten, von denen wir Schriftliches haben, setzen immer die mosaische Zeit als Anfang der Gemeine voraus. Die Erscheinung der hebräischen Propheten, ihr Unterschied von den Propheten in heidnischen Religionen, ihre eigenthümliche Stellung gegen Volk, Priester, Fürsten und Könige ist unerklärlich, wenn nicht die Gemeine schon gestiftet war und ein grofser Geist, wie Moses, einmal in ihr nie wieder ganz verschwindende Wirkungen hervorgebracht hatte; und wenn man den Begriff der Theokratie nicht äufserlich von einer Herrschaft der Priester oder Propheten, sondern von der Erscheinung der alle Willkür und jeden Despotismus des blofsen Menschen ausschliefsenden Religion versteht, so sieht man nicht, warum er nicht von Mose gegeben sein soll, da die Propheten nach Mose immer in ihm schon handeln; wenigstens lösen sich so die S. 263. 264 erregten Zweifel gegen die gar nicht als ganz unhistorisch sich kund gebenden Erzählungen Richt. 8, 22. 23. 1 Sam. 8. Freilich meint der Hr. Verf. auch sogar positive Gründe gefunden zu haben, woraus erhelle, dafs Mose selbst noch nicht den Gott der spätern Propheten gekannt, sondern wohl gar Bilderdienst erlaubt habe: Rec. hat dies indefs noch nicht bestätigt finden können. Man mag den Namen Jehova oder vielmehr Jahve nicht für mosaisch halten, wiewohl Rec. gesteht, dafs er bis jetzt keine Spur dieses Namens aufser Mose gefunden hat, und wiewohl für Sprachkenner gewifs ist, dafs er gar keine Verwandtschaft mit Jovis und Jupiter hat. Aber dafs aufserdem noch die Stelle Amos 5, 25. dafür zeugen soll, ist ein Irrthum, da Jehova nicht frägt, ob Israel einst in der Wüste *ihm* Opfer gebracht habe, als hätte es mit Jehovas Einwilligung oder sogar auf seinen Rath andern Göttern geopfert, sondern ob es *Opfer* gebracht habe oder vielmehr keine, so dafs eben daraus erhelle, dafs Jehova Opfer nicht verlange: denn dies will der Prophet eigentlich beweisen, vergl. vs. 21—24. (vs. 26. ist mit vs. 27. auf die Zukunft als Drohung zu beziehen, vergl. Jes. 2, 20. 21. 45, 20. 46, 1. Hos. 10, 5.) Diese Erklärung ergiebt sich aus dem ganzen Zusammenhange, so wie aus der Syntax des Satzes als die einzig mögliche.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 12.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1836.

Die biblische Theologie wissenschaftlich dargestellt von Lic. Wilhelm Vatke. Erster Band. — Auch unter dem Titel: ***Die Religion des Alten Testaments nach den kanonischen Büchern entwickelt von Lic. W. V. Erster Theil.***

(Schluſs.)

Die Cherubim der Bundeslade sollen offenbar nicht Bilder Gottes selbst sein, sondern nur den Ort, wo er sich niederlasse, versinnlichen: welches also so wenig für Bilderdienst als von Mose erlaubt beweist, daſs man daraus das Gegentheil schlieſsen kann. Wie es aber endlich mit der zuletzt abgöttisch verehrten ehernen Schlange sich verhalten habe, kann man aus Num. 21, 8. schlieſsen: sie sollte das Bild des durch Jahve (Jehova) zu überwindenden Schmerzes und Elends sein; dergleichen Symbole zwar noch heidnischen Ursprungs sind, aber durch Mose andern Sinn erhalten. Demnach wäre kein Grund da, mit dem Verf. die mosaische Abkunft des Dekalogs wegen seines Ausspruchs gegen Bilderdienst anzufechten, da dieses Stück nach Sprache, Charakter, Stellung im Pentateuch und allen andern Rücksichten deutlich aus dem höchsten Alterthume stammt. Wenn aber der noch lange nach Mose fortdauernde Kampf zwischen Götzendienst und Jahve-Religion als Zeugniſs gegen Mose angeführt wird: so muſs man dem Verf. zugeben, daſs der Götzendienst nicht zufällig und grundlos eindrang, wie er dieſs sehr gut ausführt; allein eben ein Kampf dieser Art hätte gar nicht entstehen und zuletzt zum Sieg des Mosaismus über das Heidenthum führen können, wenn nicht die erste Idee einer über den sinnlichen Cultus hinausstrebenden Religion von Mose ausgegangen wäre. Verlangt man ein ähnliches Beispiel für diesen Fortgang, so bietet sich die Geschichte der in vielen Dingen den Israeliten ähnlichen Armenier zur belehrenden Vergleichung dar. Wie das Christenthum in Armenien schon vor Constantin d. G. von König und Volk allgemein angenommen und ein Jahrhundert lang ziemlich unangefochten geblieben, dann durch das seine letzte Kräfte aufbietende Heidenthum zum heftigsten Kampf gezwungen wurde, bis es endlich siegreich geworden zuletzt auch den vom Islam her anrückenden zerstörendsten Sturm glücklich bestand: eben so hat das Mosesthum erst durch den schwersten, langwierigsten Kampf sich im Bewuſstsein des ganzen Volkes festsetzen und höhere Gewiſsheit gewinnen können; nur daſs in der alten Geschichte Israels alles ursprünglicher und selbstständiger sich entfaltet. Der Kampf würde allerdings nicht so hartnäckig gewesen sein, wenn die das Sinnliche bestreitende Religion von Anfang an sich mit gleicher Kraft aller Glieder der Gemeine bemächtigt, oder schon alle Vollendung und Klarheit, die ihr Princip gestattete, entwickelt enthalten hätte; aus der geringern Entwickelung der mosaischen Religion in der ältesten Zeit entsteht das harte, gefährliche Zusammenstoſsen mit dem Heidenthume, und gewiſs durchläuft diese Religion während dessen selbst den Läuterungsproceſs, dessen herrliche Früchte in den Propheten des neunten bis sechsten Jahrhunderts an den Tag kommen: aber eben aus dieser lange dauernden Nachwirkung muſs man auf einen desto kräftigern Anfang schlieſsen, wie denn bis auf die Entstehung des Christenthums nichts in Israel Groſses gekommen ist, was nicht an Mose anknüpfte. Ein Prophet in der letzten groſsen Epoche, die an die mosaische grenzt, hat dieſs sehr wohl empfunden und beredt ausgesprochen: Jes. 59, 21. 63, 11.

Wahrscheinlich liegt es an diesem Mangel eines genügenden Anfangs, indem Mose in seiner entscheidenden Wirksamkeit nicht erkannt ist, daſs die ausführliche, oft so lehrreiche geschichtliche Darstellung des Verfs. ihren Stoff nicht nach innern, nothwendigen Wendungen und Epochen vertheilt hat. Unterschieden werden hier: 1) Mosaisches Zeitalter; 2) Richterpe-

Digitized by Google

riode; 3) Davidisch-Salomonisches Zeitalter; 4) Zehntes und neuntes Jahrhundert; 5) assyrisches Zeitalter; 6) chaldäisches Zeitalter; 7) persisches Zeitalter; 8) macedonisches und makkabäisches Zeitalter. Man kann diese 8 Zeiträume wirklich nach gewissen Merkmalen unterscheiden: doch den Ueberblick des Ganzen förderte wohl mehr eine festere Eintheilung. Ob es aufserdem rathsam sei, die kanonischen Bücher in einer solchen wissenschaftlichen Abhandlung so sehr von den apokryphischen zu trennen, da doch im A. T. beide Arten von Büchern stark in einander laufen, wird die Fortsetzung dieses Werkes lehren.

Wir könnten aus dem reichen Inhalte dieses Bandes noch eine Menge treffender Gedanken und richtiger Anschauungen hervorheben, z. B. die vortreffliche Nachweisung, dafs die mosaische Religion nicht, wie nach M. Mendelssohn noch immer wiederholt wird, blofs practisch, sondern eben so gut auch speculativ sei; oder die gegen neuere Gelehrte gerichtete kühne, aber wahre Behauptung S. 594, dafs man nur von einem niedern Standpunkte aus das Judenthum als die Religion der Verstandesreflexion betrachten könne; ferner den gut geführten Beweis, dafs die mosaische Religion in den letzten Jahrhunderten vor Chr., wie sogar die spätesten kanonischen Bücher unzweideutig kund geben, schon gänzlich sich auflöse und ihrem Verfalle nicht entgehen könne: — aber das Gesagte wird, hoffen wir, hinreichen, den Werth des angefangenen Werkes zu erkennen und seine Fortsetzung inzwischen gespannt zu erwarten. Vor dem Gramberg'schen Werke, seinem letzten Vorgänger, hat dieses unverkennbare, grofse Vorzüge, da der Vf. nicht vom zufälligen Denken und von vorgefafsten Meinungen, sondern von der Schärfe und dem Ernste der Philosophie ausgeht, und die Leser nicht zu verletzen oder zu verdüstern, sondern zu erheben und zu erleuchten durchaus bemüht ist.

Ewald.

IX.

1. *Novae theoriae curvarum originariae et vere scientificae specimina quinque prima. Auctore Car. Christ. Frid. Krause. Edidit Prof. Henr. Schröder. Monachii*, 1835. *Sumptibus editoris.* 1 *Bd.* 4.
2. *Neue Curvenlehre. — Grundzüge einer Umgestaltung der höheren Geometrie durch ihre ursprüngliche analytische Methode. Von Dr. Adolph Peters. Dresden*, 1835. *bei Walther.* 1 *Bd.* 8.

Das unter 1. genannte Werk, ein Theil des mathematischen Nachlasses seines nunmehr verewigten Verfs., enthält einen Versuch, die Geometrie in ihren Anfängen philosophisch zu begründen; sodann entwickelt es eine Methode für die Behandlung der Curven, welche der Vf. selbst als eine aus metaphysischer Speculation hervorgegangene bezeichnet, und von der er sehr bedeutende Erfolge erwartet. Eine nähere Kritik des metaphysischen Theiles müfste auch mehrere andere Werke desselben bekannten und geachteten philosophischen Schriftstellers berücksichtigen; Ref. wird sich darauf beschränken, nur aus dem vorliegenden Werke dasjenige hervorzuheben, woran die hier vorgeschlagene Methode zunächst sich anschliefst. Der Vf. gelangt also auf dem Wege einer logisch-metaphysischen Entwickelung dahin, an der Linie die einfache Ausdehnung (Länge) als die materia s. essentia lineae zu unterscheiden, welche er der Form gegenüberstellt. Dies aber, was, nach dem Vf., an der Linie die Form ausmacht, nennt er die directio; diese sei eine doppelte, directio externa s. positio (Lage) und directio interna (Gestalt oder Form der Linie). Dafs hier die einfache Ausdehnung, welche den Charakter der Linie, im Gegensatze der Fläche und des Körpers, ausmacht, sofort als Länge bestimmt, und dadurch, genau genommen, schon auf eine Messung derselben hingedeutet wird, — dies erhält später seine Rechtfertigung. Was aber die als das Zweite genannte directio betrifft, so ist es nicht zulässig, diesen Ausdruck, wie er hier gebraucht wird, sofort durch *Richtung* zu übersetzen; vielmehr ist darunter nur etwa das räumliche Verhalten der Linie, theils gegen andere Punkte, Linien, u. s. w. oder gegen den übrigen Raum (directio externa), theils ihrer Theile gegen einander (directio interna) zu verstehen. Damit dürfte jedoch der Sprache Gewalt angethan sein, die mit dem Worte *Richtung* nicht eine so allgemeine, sondern eine bestimmtere Vorstellung bezeichnet, welche zwischen derjenigen der Ausdehnung und derjenigen der geraden Linie liegt, indem sie die erstere enthält, und in der zweiten enthalten ist. So wenigstens glaubt Ref. die Sprache verstehen zu müs-

Digitized by Google

sen, ohne über die Sehe entscheiden zu wollen. Wie es sich mit diesen Bestimmungen auch verhalten mag, immer erscheint es auffallend, dafs der Vf. gar nicht auf die Theorie der Parallellinien kommt, ein Umstand, der aus einer nicht ganz gelungenen Auffassung des Begriffes der Richtung zu erklären ist, und welcher überhaupt damit in Verbindung steht, dafs der Vf. sehr rasch zu den krummen Linien gelangt. Zwar werden in der ersten Abhandlung (protheoria generalis) einige der allgemeinsten Eigenschaften geradliniger Figuren auf eine eigenthümliche, lehrreiche Weise behandelt, und Ref. bemerkt dies ausdrücklich, um nicht mifsverstanden zu werden; wenn es aber eine strenge Begründung der Geometrie galt, so war auch die gerade Linie im Raume, in Bezug auf ihre Lage gegen Punkte und andere Gerade, auf eine umfassende, zu mehr inhaltsvoller Totalanschauung des Raumes führende, Weise zu betrachten. Aber die von dem Vf. vorgeschlagene Methode erregt dieses Bedürfnifs nicht, und es ist als habe er sich in dem Gange seiner metaphysischen Speculation nur zu sehr durch dieselbe leiten und bestimmen lassen. Zwar erklärt er umgekehrt die Methode für ein Ergebnifs der Speculation; ist es aber deswegen unmöglich, oder enthält es auch nur anscheinend einen Widerspruch, eine Rückwirkung dessen, was für das Resultat gehalten wurde, anzunehmen? Seine Metaphysik würde gewifs zum Theil eine andere geworden sein, wenn ihm die bisherigen Bearbeitungen der Geometrie mehr vorgeschwebt hätten, als eine von ihm selbst unternommene neue. Schon in den Grundbestimmungen läfst sich die Absicht erkennen, bei der Untersuchung einer krummen Linie von dem übrigen Raume zu abstrahiren, und nur die Linie selbst zu betrachten, um vorzugsweise ihre *Gestalt* aufzufassen. Gerade hierin soll ein gewisser Vorzug der Methode liegen; vielmehr aber liegt gerade in dieser Absicht die Ursache der Einseitigkeit, mit welcher die Methode behaftet ist. Eine Curve enthält zweierlei Bestimmungen, einerseits ist sie *Ausdehnung*, andererseits aber auch *Grenze;* als letztere aber ist sie nichts für sich, sondern steht nur in Beziehung zu dem Begrenzten. Obgleich der Vf. die Linie anfänglich als Grenze in der Fläche bestimmt, so fafst er sie doch nachher nur von der anderen Seite auf. Da nämlich in jeder Curve zu einer bestimmten Länge des Bogens eine entsprechende Richtungsänderung gehört, so soll der wesentliche Ausdruck einer Curve enthalten sein in einer Gleichung zwischen dem von einem bestimmten Anfangspunkte in der Curve gerechneten Bogen (l) und dem Winkel (w), welchen die Tangente am Endpunkte des Bogens mit der Tangente am Anfangspunkte bildet, welcher Winkel offenbar die Richtungsverschiedenheit in diesen beiden Stellen der Curve angiebt. (Der Vf. beschränkt sich dabei nur auf ebene Curven, bei denen deshalb auch Ref. stehen bleiben will). Ein solcher Ausdruck wird aus den gewöhnlichen Coordinatenformeln erhalten, wenn man einen Punkt in der Curve zum Anfange der Coordinaten, die Tangente daran zur Axe der x nimmt, und aus der Gleichung der Curve $f(x, y) = o$ mit Hülfe der Ausdrücke tang. $w = \frac{dy}{dx}$ und $l = \int \frac{dx}{\cos. w}$ die Coordinaten x und y eliminirt. Ausdrücke dieser Art legt nur der Vf. seiner Methode *zu Grunde*, und sieht sie als die wesentlichen und ursprünglichen an, während sie bisher in der Geometrie nur gelegentlich in einzelnen Fällen, wie z. B. bei der Kettenlinie, vorkamen. Werden die Curven nach der Form dieser Ausdrücke classificirt, so müssen die Kegelschnitte, mit Ausnahme des Kreises und der Parabel, von ihrem bisherigen Platze in das Gebiet der transscendenten Curven verwiesen werden; an ihrer Stelle würden einige vielfach verschlungene Spiralen den zweiten Grad einnehmen, während der Kreis vom ersten Grade sein, die Parabel aber schon eines logarithmisch-trigonometrischen Ausdruckes bedürfen würde. Der Erfolg spricht mithin nicht zu Gunsten der Methode, gegen welche sich auch die Einwendung darbietet, dafs eine solche Gleichung zwischen l und w, streng genommen, gar keine Construction zuläfst. Man kann zwar l aus w berechnen; aber es giebt kein Mittel, um den Punkt in der Ebene zu finden, der diesen bestimmten Werthen von l und w entspricht; denn nur ein Nothbehelf ist es, wenn hier statt eines kleinen Bogens die Sehne gesetzt wird. Ferner aber ist gar nicht abzusehen, wie nach dieser Methode solche Aufgaben zu behandeln sind, in welchen es auf mehrere Linien zugleich, auf ihre gegenseitige Lage, ihre Durchschnittspunkte, u. dgl. ankommt. Das Buch ist in dem Sinne geschrieben, als wären solche Aufgaben nur von einer untergeordneten Wichtigkeit, in Vergleich mit der Untersuchung des Laufes einer krummen Linie. Unter-

Digitized by Google

scheidungen dieser Art wurden in den bisherigen Bearbeitungen der analytischen Geometrie nicht gemacht. Diese stellen einige Coordinaten, seien es nun blofs gerade Linien, oder gerade Linien mit Kreisbogen, (Polarcoordinaten) oder noch andere, dem ganzen Raume gleichsam gegenüber, und unterscheiden die Lage jedes einzelnen Punktes durch seine entsprechenden in den Coordinaten. Solche Anstalten haben die Mathematiker getroffen, um mit einem möglichst geringen Aufwande von Mitteln den ganzen Raum zu beherrschen, und bei der Betrachtung der Figuren nicht überall in demselben gleichsam umherschweifen zu müssen. Zu ähnlichem Zwecke wird auch in der Mechanik die Bewegung in krummer Linie in mehrere geradlinigte zerlegt. Die hier vorgeschlagene Methode zieht es dagegen vor, die krummen Linien unmittelbar in ihren Windungen und Verschlingungen zu verfolgen, und wenn sie sich eine ursprüngliche nennt, so hat sie dazu in dem Sinne ein Recht, dafs sie allerdings die *Phantasie* am meisten anspricht und ihr sich als die erste darbietet, wogegen die vorhin erwähnten Hülfsmittel einer mehr gebildeten und tiefer gehenden mathematischen *Reflexion* ihr Dasein verdanken. Alsdann wäre jedoch unter dem Ursprünglichen nichts weiter zu verstehen, als der zunächst liegende unmittelbare Inhalt der Anschauung; bei dem aber nicht stehen zu bleiben ist, wenn das wahrhaft Ursprüngliche erreicht werden soll. — —

Das Werk besteht aus fünf Abhandlungen, von denen besonders die erste (protheoria generalis) und die dritte (de lineae curvae proprietatibus et symptomatibus generalioribus) die interessantesten sind. In den übrigen werden der Kreis und seine Evolvente, zuletzt noch eine andere Curve behandelt, welche der Vf. nach seinem Princip dem Kreise gegenüberstellt und daher die antiloga (sc. circuli) nennt. — Ref. hat vorzugsweise den Hauptgedanken der vorgeschlagenen Methode einer Beurtheilung unterwerfen wollen, ohne auf die, sehr sorgfältige und gründliche, Ausführung im Einzelnen näher einzugehen; und wenn er jenen nicht für so fruchtbringend halten konnte, als es der Vf. nach mehreren Aeufserungen seiner Schrift gethan zu haben scheint, so darf er um so weniger unerwähnt lassen, dafs derselbe doch, als ein bisher wenigstens noch nicht besonders hervorgehobener Gesichtspunkt, von Interesse ist, und zu einigen glücklichen Anwendungen Gelegenheit giebt.

2. Hr. Dr. Peters ist, unabhängig von dem vorigen Verf., wenn auch viel später als dieser, auf denselben Gedanken gekommen, der Theorie der Curven Gleichungen zwischen dem Bogen u der Richtungsänderung oder Wendung (w) zu Grunde zu legen. Diesen Gedanken nennt er „seine Entdeckung der ursprünglichen Methode der analytische Geometrie," bei deren Bekanntmachung er „auf günstige Aufnahme von der einen, auf heftige (?) Angriffe von der anderen Seite gefafst ist, das letztere schon deshalb, weil alles Neue, wenn auch noch so bescheiden auftretend, indem es sich doch müsse geltend zu machen suchen, einen Widerstand, besonders in den Geistern von lieber alter Gewohnheit, hervorrufe." Man kann das einräumen; nur möge der Verf. nicht rückwärts von dem Widerstande auf den Geist von lieber alter Gewohnheit schliefsen, wie es doch wohl durch seine Aeufserung nur zu nahe gelegt wird. — Die Bemerkungen, welche schon vorhin über die vorgeschlagene Methode gemacht worden sind, finden natürlich auch hier dieselbe Anwendung. Es ist in diesen Buche gleichfalls vorzugsweise von ebenen Curven die Rede; doch deutet der Verf. an, wie sich auch Curven im Raume nach dieser Methode in Gleichung setzen lassen; über die Flächen spricht er sich jedoch zwar weitläufig, aber nur unklar aus (S. 60—69). Es ist leicht zu sehen, dafs eine Gleichung zwischen zwei Winkeln (u und w) und einem Bogen als der hierher gehörige Ausdruck der Fläche zu betrachten ist, indem dieselbe, für die verschiedenen Werthe des einen Winkels (u), alle Schnitte der Fläche mit Ebenen, die durch die Normallinie des in der Fläche gewählten Anfangspunktes gehen, darstellen würde. —

Der Verf. hat sich durch seine nicht zu verkennende lebhafte Begeisterung für die Wissenschaft zu mehreren weitläufigen und nicht zur Sache gehörigen Explicationen verleiten lassen, wohin Ref. z. B. das ganze erste Capitel rechnet, welches „von dem Werthe und der Nothwendigkeit der höheren Wissenschaftlichkeit" handelt. Nebenbei bekunden dieselben noch die übermäfsige Meinung, die er von der Wichtigkeit seiner Methode gefafst hat; denn es ist keinem Zweifel unterworfen, dafs er ihr vorzugsweise das Prädicat der „höheren Wissenschaftlichkeit" beilegt. Eine Folge von Punkten im Raume, deren Auswahl nach irgend einer Regel geschehen ist, d. h. eine krumme Linie, ist aber überhaupt etwas so Zufälliges oder von anderweitig festgesetzten Bedingungen Abhängiges, dafs es für ein Mifsverständnifs gelten mufs, sie als einen für sich bestehenden Gegenstand „nicht relativ, sondern absolut" erkennen zu wollen. —

Ferd. Minding.

Digitized by Google

№ 13.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1836.

X.

Dourn Kérakanoutean) Hajkaznean Lézoui. i. e. Porta Grammatices linguae Haicanae (i. e. Armeniacae). Venedig, 1833. 132 S. 16.*

Die Zahl der armenischen Grammatiken von Armeniern und Armenisten geschrieben, ist, so wenige auch dem gröfsern Publicum bekannt geworden, doch keineswegs unbedeutend zu nennen. Die Armenier selbst fingen schon im 5ten Jahrh., dem goldnen Zeitalter ihrer Literatur, an, über ihre Sprache nachzudenken, und sie nach der Weise der Griechen, welche sie sich wie überall, so auch hier zum Muster nahmen, auch grammatisch zu behandeln; wie dies die aus jener Zeit stammende und von Cirbied (lies C'erpét) edirte Uebersetzung der griech. Grammatik des Dionysius Thrax bekundet. Gleichzeitig bearbeitete der als Geschichtschreiber und geistlicher Dichter gleich ausgezeichnete Moses Chorenensis die armenische Grammatik, im 9ten Jahrh. Hamam orientalis, im 10ten Gregor Magistros, und im 13ten Aristakes Grammaticus und Johannes Erzinkensis. Alle diese Werke sind von grofser Wichtigkeit, weil sie noch, während die Sprache eine lebende war, geschrieben wurden, und auch die beiden letztern Grammatiker des 13ten Jahrhunderts ihre Beobachtungen auf die der Frühern basirten. Später aber ging mit der alten Sprache auch fast aller wissenschaftliche Trieb bei den Armeniern verloren, und die wenigen Grammatiker, welche seit dem 14ten bis 18ten Jahrh. hervortraten, verdienen kaum der Erwähnung. Ausgezeichnet ist in dem 18ten Jahrh. der Thesaurus linguae Armenicae von dem deutschen Gelehrten Joach. Schroeder, welcher bei aller seiner Unvollständigkeit namentlich in Bezug auf die Syntax doch immer noch unter den nicht armenisch geschriebenen Grammatiken den Vorzug behauptet. — Unter den Armeniern ging auch hierin der unermüdliche Mchitar seinen Landsleuten und Schülern mit einem rühmlichen Beispiele voran, indem er eine Grammatik schrieb, welche zwar noch mangelhaft, und, weil er sich zu streng an die lat. Grammatiker anschlofs, in der Anlage etwas verfehlt ist, aber doch, wie Alles, was er geschrieben, von seinem aufserordentlichen Fleifs und Studium zeugt. Er hatte dadurch nur den Weg gezeigt und gebahnt, welchen seine gelehrten Schüler nun ihres grofsen Meisters würdig weiter verfolgten. Der als Historiker rühmlichst bekannte C'amc'ean verfafste zuerst eine ausführliche Grammatik, und dann eine kürzere zum Schulgebrauch, welche ihrer systematischen und planvollen Anordnung, wie der Deutlichkeit in der Darstellung wegen in vielen Schulen der Armenier eingeführt ist, und mehrere Auflagen (zuletzt 1831) erlebt hat. Er wurde nur durch den gründlichsten und tiefsten Kenner der Sprache, und unermüdlichen Forscher in derselben, Avetikean übertroffen, welcher ebenfalls 2 Grammatiken hinterlassen hat, eine ausführliche, deren Gebrauch für den Nichtarmenier nur dadurch etwas erschwert wird, dafs der etymologische Theil derselben in der Vulgärsprache geschrieben ist — und ein treffliches Compendium derselben. Die Grammatiken von Cirbied und von Sallantean, erstere französisch in Paris 1822, letztere armenisch in Moscau 1827 erschienen, können wir, da sie wenig eigenthümliche Forschungen enthalten, füglich übergehen; und eine ausführlichere, welche der Letztere versprochen hat, ist uns wenigstens noch nicht zu Gesicht gekommen.

Der Verfasser des vorliegenden Compendiums, welches in Vulgärsprache geschrieben nur für den ersten Unterricht in der Sprache bestimmt wurde, ist mein innigst verehrter Lehrer, der durch seine elegante Schreibart sich auszeichnende Vardapet i. e. Dr. Theol. Pater Eduard. Dem Zwecke entsprechend hat er das Ganze in dialogische Form gekleidet, und giebt aufser

*) Das é steht für das armenische kurze e, welches meist wie je ausgesprochen wird.

Digitized by Google

den Dsfinitionen der einzelnen Redetheile und technischen Ausdrücke fast nur eine tabellarische Uebersicht des ganzen Sprachgebietes. Wiewohl man in einer solchen nur für Kinder bearbeiteten Skizze am wenigsten Beweise eines gründlichen Forschens in der Sprache sucht und vermuthet: so zeigt doch die vorliegende nicht nur den practischen Sinn des Verfassers, sondern auch seine tiefe Einsicht in die Entwickelung der einzelnen Spracherscheinungen, und verdient daher vor vielen andern rühmliche Anerkennung. Sie beginnt mit den Definitionen der nothwendigsten und allgemeinsten grammatischen Ausdrücke, und geht dann sogleich zu dem Nomen und dessen Declination über, wobei die Grammatik von C'amc'ean, in deren Verständnifs und Gebrauch sie einführen soll, genau befolgt wird. So werden 10 Casus angegeben, die sich wenigstens auf 7 reduciren lassen, da der Vocativus, einige griech. Nomina propria auf *os* ausgenommen, welche zuweilen die griech. Endung *s* beibehalten, von dem Nominativus nur durch Vorsetzung der Interjection, und der Narrativus von dem Ablativus, der Circumlativus von dem Instrumentalis nur durch Vorsetzung des Präfixes *z* unterschieden sind. Da aber der Accusat. vom Nominat. sich eigentlich auch nur durch das Präfix unterscheidet; da die ursprüngliche Form des Locativus fast ganz verschwunden, und in der des Dativus aufgegangen ist, welcher aber wiederum meist mit der des Genitivus zusammenfällt; und da die Form des Ablativ sich noch nicht gänzlich durchgebildet hat: so blieben eigentlich aufser dem Nominat. nur noch der Genit. zu allgemeiner Bezeichnung der Verhältnisse der Casus obliqui, und der Instrumentalis, welcher aus der Verbindung der Copula mit der Form des Genitiv hervorgegangen, eigentlich ein Comitativus zu nennen wäre. Die Flexion zeigt sich also nur in diesen wenigen Formen, deren durchgreifende Verschiedenheiten die Zahl der Declinationen geben. Diese giebt der ehrwürdige Hr. Verf. mit denen der Nomina propria analog der Angabe des C'amc'ean auf 14 an, denen er dann noch die von 6 irregulären Nominen beifügt, so dafs, wie bei Schroeder, im Ganzen 20 Declinationen sich zeigen, welche jedoch mit denen des Letztern nicht vollkommen übereinstimmen. Und so findet sich die Zahl der Declinationen fast bei jedem Grammatiker wieder anders angegeben, so dafs aus dieser Ungleichheit schon die Unsicherheit und die Unzulänglichkeit der dabei befolgten Principien von selbst in die Augen springt. Allerdings scheint es auch gerade in der armen. Sprache schwieriger als in irgend einer andern, die Flexion der Nomina auf Ein allgemeines Princip zu reduciren; vielmehr sollte man meinen, dafs 2 verschiedene hier obgewaltet haben, da die Flexion theils durch vocalische Anhänge, theils durch innere Umwandlung, durch Eintreten eines neuen Vocals vor dem Endconsonanten hervorgebracht wird. Bemerkenswerth ist aber, dafs dies Letztere nur dann der Fall ist, wenn einer schliefsenden Liquida g' *), m, n, r, ein anderer Consonant, wozu auch die jetzt meist vocalisch ausgesprochenen *j* und v gerechnet werden, vorhergeht. Da nun diese Liquidae nach den verschiedenen Biegungen fast alle Vocale in der Flexion erhalten, so ist Recensent auf den Gedanken gekommen, dafs vielleicht ursprünglich alle Nomina eine solche Liquida zum Endconsonanten und mithin gleiche Flexion hatten, und dafs sie nur in einem grofsen Theile derselben sich mit der Zeit ganz abschliffen, und so scheinbar verschiedene Flexionsweise annahmen. Es bildet hierbei die 9te Decl. nach unserer Grammatik, welche die Adjectiva auf *r* umfafst, den Uebergang, indem dieselbe in den Cass. obl. des Singularis die Liquida grofsentheils schon abgeworfen hat, im Plural aber, nur mit der Umwandlung in *n*, noch festhält. Auch zeigt die Flexion von ajr „der Mann" (welches vielleicht ahr zu lesen ist) und von têr „der Herr", dafs der Nominat. das schliefsende *n* verloren hat, welches in den Cass. obl. noch beibehalten ist. In den Wörtern auf *i* aber, welche dieser Annahme am meisten zu widersprechen scheinen, könnte g' der Schlufsconsonant in *i* übergegangen sein. Wir hätten sonach statt 20 nur 5 Declinationen, nach den 5 armen. Vocalen a, é, i, o, u oder ou. Das lange ê ist hierbei ausgelassen, vielleicht weil diese Endung mit der des Ablativ zusammenfallen würde. Da nun aber viele Nomina bei der Flexion mit den Vocalen wechseln, so entstehen dadurch noch 2 andere Declinationen, welche man mit Avetikean *gemischte* nennen kann, so dafs die Zahl sämmtlicher auf 7 steigt.

*) g' gilt im Armenischen für eine Liquida statt des l, welches die Armenier als solche gar nicht besitzen, sondern nur als Doppelconsonant, als ll (wie im Spanischen ll) kennen; daher denn, wo der weichere Laut stehen sollte, g' = j gesetzt wird.

Digitized by Google

Die 1ste Declination umfafst sonach zuvörderst die auf *a* ausgehenden Substantiva, welche im Gen. *an* haben, deren Nom. pl. aber in vielen Nominibus in die 5te überzugehen scheint; ferner die Nomina abstracta auf *ist*, eigentlich *ian*, oder die, welche diese Endung ursprünglich hatten, aber später abwarfen. Diese haben im Gen. S. eigentlich *ean*, aber mit Ausstofsung des *e* (analog dem griechischen βοῦς, Gen. βοός) *ian*, welches dann in das einsilbige *ean* überging. Endlich rechnen wir hierzu noch die Declination der Nomin. propria, welche fälschlich die neuern Grammatiker in 3 verschiedne Decl. getrennt haben. Diese nehmen einen vocalischen Anhang, und zwar *a* (andere Nomin. pr. gehen auch nach andern Declinationen) in den Cass. obl. an, welches aber zu seiner Haltung am Ende, worauf stets der Ton ruht, noch ein j, das die Stelle des h vertritt, erhält, um lang auslauten zu können. Mit Unrecht werden eigentlich auch von unserm Verf. wie von allen Grammatikern die NN. pr. auf *a* wie Sapira hier mit aufgenommen, da diese ihrem Ursprung nach gewifs zur 3ten Decl. gehören, und *aj* aus *ai* oder *aji* abgekürzt, mithin auch das *j* wohl nicht wie bei den andern Nomin. pr. für *h* gesetzt ist, sondern seinen ursprünglichen Laut bewahrt hat. Die Nomina, welche im Gen. S. eah (einsilbig) und im Plural eajk, eajtz oder eatz haben, weichen von den übrigen hierhergehörigen durchaus nicht ab, sondern haben nur den Endvocal *è* oder *i*, welche sich an das folgende *a* nicht eng anschlossen, in das diphthongescirende é verwandelt. Bei den hierhergehörigen Nomin. patronymicis auf eank scheint sich das j in *n* erhärtet zu haben.

Die 2te Decl. begreift die Nomina, welche ein é in den Cass. obl. annehmen, wozu die Substantiva auf *g* und *r* impurum gehören; auch kujr „die Schwester" dem persischen خواهر etc. entsprechend, wird ganz nach dieser Decl. flectirt. Von Nomin. mit schliefsendem *n* findet sich hier kein Beispiel, vielleicht, weil man die Verwechselung mit der III. pers. pl. im Verbo, und mit dem Abl. der Nomina auf *ien* vermeiden wollte; und eben so fehlen auch Nomina mit dem blofs vocalischen Anhange des *é*, da dieser kurze Vocal die den Ton auf der Ultima haltenden Nomina nicht schliefsen konnte; ein *è* aber durfte aus dem oben angeführten Grunde nicht stehen. Die 3te Decl. nimmt den Vocal *i* an. Von den hierhergehörigen Nomin. haben sich nur solche rein erhalten, welche das *i* an das Ende anhängen. Hierher gehört auch giug „das Dorf" dem türkischen كوى entsprechend, welches die innere Umwandlung nach der 3ten erleidet, und den vocalischen Zusatz der 4ten erhält, wobei aber das *i* des Gen. S. noch obenein sich in *g* erhärtet hat. — Eben so sind in der 4ten Decl. nur noch die Nomina mit vocalisch auslautendem *oh* geblieben; in der 5ten dagegen finden sich noch Beispiele von beiden Formen; die erstere mit dem *r* als Endconsonanten hat sich am reinsten in dem für unregelmäfsig gehaltenen *ôr* „der Tag" welches eigentlich *aur* oder *aur* zu lesen ist, bewahrt; vermischter in den Verwandtschaftsnamen *hajr* „der Vater" *majr* „die Mutter" *ég bajr* „der Bruder", bei denen zu bemerken, dafs das *t*, welches im indisch-europ. Sprachstamm sich findet, hier wie anderswo in j übergegangen ist; in *hajr* ist aufserdem noch das *p* (wie in *hing* = panc'a, „fünf") zu *h* erweicht, und in *ég bajr* der Hauch des sanskrit. Wortes b'râtr, b'râtar, als *g* vorgetreten, und hat das *é* als Hülfsvocal erhalten. — In den hierher gehörigen Adjectiven ist das *r* nur noch im Nominat. Sing. geblieben, in den übrigen Cass. des Sing. weggefallen, und im Plur. in *n* verwandelt worden. Aufserdem findet sich aber noch eine grofse Anzahl Nomina, welche den rein vocalischen Ausgang haben.

Die 6te u. 7te Decl. umfassen solche Nomina, welche in den verschiedenen Casibus auch verschieden flectirt werden, und zwar die 6te diejenigen, welche nach der 1sten und 3ten, Gen. S. *in-é* Gen. Pl. *antz-atz*, die 7te die, welche nach der 1sten und 4ten gehen, Gen. S. *woh* Gen. Pl. eatz. Zu dieser letztern gehört auch das ganz abweichende *kin* „die Frau", verwandt mit dem pers. زن etc.

Die Adjectiven übergeht der Hr. Verf., da sie in der Flexion keine Besonderheiten zeigen, und auch das Genus, dessen Bezeichnung durch Endungen sich nicht völlig durchgebildet hat, nicht unterscheiden. Ungern vermissen wir aber hier die Angabe der Comparationsform, welche in der Syntax p. 103. abgehandelt wird. Dieselbe lautet nach der heutigen Aussprache gujn oder vielmehr kujn, ist aber ursprünglich ohne Zweifel gohn gelesen worden, und stimmt sonach genau mit der griechischen auf ων S. îyas überein. Sonst wird der Comparativ gleich dem Superlativ durch Umschreibung mit kan (cf. das lat. quam) und Vorsetzung von Adverbien, welche „mehr", „sehr" „all" oder „drei" (wie unser „dreimal" das französ. três) ausdrücken, gebildet.

Digitized by Google

Es folgen statt der Adjectiva in unserer Grammatik die sogenannten *Mittelwörter*, worunter die armen. Grammatiker diejenigen Wörter verstehen, welche mit dem Nomen und Pronomen die Flexion theilen, aber keinen bestimmten Gegenstand und keine bestimmte Person anzeigen, und so gleichsam zwischen beiden in der Mitte stehen. Es gehören hierher aufser den Zahlwörtern noch alle Pronomina mit Ausnahme der personalia, demonstrativa, und des relativum. Uns scheint diese Trennung der Pronomina nicht ganz zweckmäfsig, weil dadurch die genetische Entwickelung und gegenseitige Ableitung ganz verkannt und verwischt wird.

In Beziehung auf die Zahlwörter erwähnen wir nur, dafs mit Ausnahme der Zahlen 2 und 3 alle übrigen mit dem indisch-europ. Sprachstamm in genauer Uebereinstimmung stehen: *mi* erinnert an *μια* — *c'urk'*, *c'ork'* (wobei das k der Pluralendung angehört) an S. c'atur — *hing* an S. panc'a — *wétz* an S. sas — *évtn* an S. saptan — *ovtn* an S. astau — *inn* an gr. *ἐννεα* — *tasn* an S. dasan, *δεκα* — *hazar* an S. sahasra pers. هزار — *biur* an *μυριοι*. —

In Betreff der Pronomina glauben wir die Eintheilung in personalia, demonstrativa, und interrogativa vorziehen zu müssen, indem sich an jede dieser Klassen wieder andere anschliefsen.

Der Pronomina personalia, deren Flexion wie in den meisten Sprachen viel Eigenthümliches hat, weisen ebenfalls auf eine Verwandtschaft mit andern Sprachen hin. Das Pron. I. pers. *és*, dem S. aham entsprechend, zeigt wie dieses auch in den Casibus obl. das *m* als Pronominalstamm, nur dafs dieses im Dat., Abl. und Instr. Sing. euphonisch in *n* übergeht, und vor dem s des Accus. ganz wegfällt. Das Pron. II pers. „du, dou" entspricht in sofern dem semitischen Sprachstamm auffallend, als es in den Cass. obl. (wie dort bei den Suffixen) statt des *d* ein *k* als Stamm zeigt. Als Pron. III pers. wird *inkn* und *iur*, *ivr* angeführt, von denen das erstere zwar den Pronominalstamm enthält, aber nicht eigentlich dieses Pronomen ist, sondern, wie das *αὐτος* der Griechen „selbst" heifst, und auch mit dem Pron. 1ter und 2ter Person häufig verbunden wird. Das andere Pron. *iur*, *ivr*, entspricht dem lat. sui, und hat ebenso wie dieses keinen Nominativ. Die Armenier hatten ursprünglich 2 Wörter für das Pron. III pers., deren eines das *s* zum Stammbuchstaben hatte, wie aus den Pronn. demonstr. und possessivis zu ersehen, und entweder analog dem Pron. I pers. *én* oder dem Pron. II pers. analog *nu* (cf. Pron. dem. Gen. S. *nora*) lautete: das andere aber, wie aus dem Gen. S. *iur*, *ivr* erhellt, hiefs *iv*, oder, da dieſs in andern Fällen meist mit é geschrieben wurde, *év*, und hat sich in dieser Form theils bei der Declination in dem Instrumentalis einiger Pronomina, theils bei der Conjugation in der III pers. sing. Perf. des Verb. subst., theils endlich als Copula „und" erhalten, gerade wie in den semitischen Dialecten das *v* aus dem Pron. hû, hua entstanden ist. Von diesem Worte existirt eigentlich aufserdem nur noch Instr. S. *ivrév*, *iurév*; es besteht aber neben dieser Form noch eine verlängerte aus dem als Nominat. gedachten Genitiv entstandene mit der den Nomm. abstractis eigenthümlichen Endung éan, welche im Sing. und Plur. gebräuchlich ist. Nur der Ablat. Sing. findet sich weder von der einen noch von der andern Form, und ist daher von dem Pron. poss. genommen. Diese sind wie überall ursprünglich Genitive der Pronn. person., und erhalten auch im Nom. Sing. keinen Bildungszusatz, da dieser stets den reinen Stamm zeigt.

Dieser Klasse ganz nahe stehen die Demonstrativa, indem die Armenier an ihnen auch die Personen zugleich mit bezeichnen. Als Demonstrativstamm erkennen wir das *a*, wie im Sanskrit, welchem der die Person bezeichnende Buchstabe *s*, *d*, *n*, oder auch, wie aus den Cass. obl. sichtbar ist, mit *u*, *o*, nach der Form von *du*, *dou*, theils vor- theils nachgesetzt wird; im erstern Falle werden substantivische, im letztern adjectivische Demonstrativa gebildet. Daher sind jene den Pronn. pers. nahe verwandt, und *na* „er" *ille*, wird selbst für das fehlende Pron. III pers. gebraucht; auch werden ihre Genitive wie an den Pronn. pers. als possessiva gebraucht und flectirt. — Zu ihnen gehört das ebenfalls substantivische Pronomen „eben derselbe", welches wie jene durch Vorsetzung der verschiednen Personenzeichen auf alle 3 Personen bezogen werden kann.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

№ 14.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1836.

Dourn Kérakanoutean Hajkaznean Lézoui. i. e. Porta Grammatices linguae Haiçanae (i. e. Armeniacae).

(Schlufs.)

Gebildet scheint es aus dem Pron. pers. nach der Form des Pron. II pers. *du*, *nu*, *su*, mit Anfügung der aus *inkn* abgekürzten Silbe *in* (vielleicht der ursprünglichen Form des Pron. III pers.), so dafs *sujn*, *dujn*, *nujn*, aus su + in, du + in, nu + in entstanden ist. — Die Flexion aller dieser Pronomina hat insofern etwas Eigenthümliches, als die Endungen nicht an den Demonstrativcharacter *a*, sondern an die Personenzeichen gehängt werden, und darum meist, mit Ausnahme des Ablativ, in die Mitte zu stehen kommen. Zugleich haben wir hier, wie bei den nicht aus dem Genitiv eines andern gebildeten Pronominibus im Sing. als Charakter des Gen. ein *r*, welches dem sanskrit. *s* entspricht, und im Dativ ein *m*, welches an den Locativcharakter *âm* im Sanskrit erinnert, und sich aufserdem noch in der 4ten Decl. der Nomina, und den nach dieser flectirten Pronominibus findet. Bemerkenswerth ist hierbei aber noch, dafs eben darum, weil die Casuszeichen meist in die Mitte treten, bei diesen Pronn. und bei dem Worte *aménajn* (cf. lat. omnis) „all" „jeder" diese wie das Pluralzeichen öfter doppelt gesetzt sind. In dem Dialecte der Vedas findet sich in Betreff der Pluralendung dasselbe, cf. Bopp. Grammat. crit. L. S. ed. II in Addendis p. 323 ad §. 142.; und ebenso finden wir es in der heutigen Sprache der Armenier wieder, indem sie e. g. *indi* „mir" sagen statt des alten *ind*, und an die eigentliche Pluralendung noch die scheinbar aus dem Türkischen entlehnte, in der That aber uralte Endung *nér* anfügen. Auch findet bei diesen und andern Pronn. dasselbe nur in gröfserer Ausdehnung statt, was ibidem p. 321 sq. ad §. 131. von der Veda- und Zendsprache versichert wird, dafs nehmlich bei Pronn. der Genitiv zuweilen die Stelle des Locativ vertrete. Im Armenischen vertritt er auch die Stelle des Instrum. und Ablat., und die ursprüngliche Locativendung wird nicht nur für den Dativ, sondern auch für den Instr., Abl. und Gen. gebraucht. Da nun, wenn das Pron. vor das Substantiv zu stehen kommt, die Flexion desselben nicht überall statt findet: so setzen die armen. Grammatiker als Regel fest, dafs bei diesen Pronominibus die Casus promiscue gebraucht werden könnten.

Die Flexion von *sa*, *da*, *na* ist in unserer Grammatik nicht wie bei C'amc'ean mit der von *sujn*, *dujn*, *nujn* in einzelnen Casibus verwechselt, sondern wie dies schon der scharfsinnige Avetikean gethan, richtig getrennt worden.

Als Pron. interrogativum finden wir in den meisten Grammatiken nur *o*, *ow* (oder nach der jetzigen Aussprache *wo*, *wow*), in der vorliegenden aber mit Recht noch ein zweites, dessen Nominativ fehlt, aber aus den Cass. obl. leicht als *i* zu erkennen ist. cf. die sanskrit. Pronn. int. *ki* und *ku*, und das lat. *u* in unde, ubi. Die Flexion geht nach der der vorigen Klasse; nur existirt von dem erstern kein Instr., und wird daher von dem verwandten Relativ entlehnt; das zweite hat keinen Plural, und in dem Abl. und Vocativus ist das Pronomen selbst ganz verschwunden, und nur die Endung mit dem Präfix geblieben. Die verkürzte Genitivform des erstern, nehmlich or (jetzt wor gesprochen) giebt das Relativ, welches gleich den Pronn. poss. nach der 4ten Decl. der Nomina flectirt wird; die verkürzte Genitivform des zweiten, *ir*, ist aber als Substantiv „Sache" bezeichnend, gebräuchlich.

Wie im Sanskrit durch den Zusatz der Silbe c'it oder c'ana zu dem Pron. interrog. kas das Pron. indefinitum gebildet wird: so sehen wir auch im Armenischen durch Anfügung von *k* oder *mu* die Pronn.

Digitized by Google

indefinita entstehen. Die armen. Grammatiken confundiren hier abermals die verschiedenen Pronomina, und selbst die unsrige ist nicht frei davon. Sie geben nur 3 Pronn. indef. an; in der Wirklichkeit existiren aber deren 4, nur dafs das 4te nicht als solches erkannt worden ist: nehmlich *oḳ* (oder woḳ nach heutiger Aussprache), *iḳ*, *omn* (oder womn), und *imn*. Das letzte ist indeclinabel; da aber das Pron. *iḳ* im Nominativ sonst gar nicht vorkommt, so wird es auch nicht respectirt, und seine Casus obliqui dem Pron. *imn* untergelegt. Von *oḳ* kommt nur der Sing. vor, *omn* aber in beiden Numeris, und geht im Plural und dem Instr. Sing. nach der 1sten Decl. der Nomina auf *n*. Die Declination von *oḳ*, *iḳ* und *omn* in den übrigen Casibus des Sing. ist ganz analog der der Pronn. demonstr., und die angefügten Buchstaben werden auch hier wie dort mit Ausnahme des Ablativ von der Flexion ausgeschlossen. Merkwürdig ist, dafs das *ḳ*, dessen Ursprung in dem sanskrit. cit zu liegen scheint, auch zur Bezeichnung des Plural bei Nomen und Verbum gebraucht wird, und hier die Unbestimmtheit in Betreff der Zahl andeutet. Auch könnte man vielleicht den das Deminutivum bezeichnenden Buchstaben *ḳ* aus derselben Quelle ableiten, indem in diesem Falle die Unbestimmtheit in Betreff der Gröfse dadurch ausgedrückt wurde.

Wir gehen nun zu dem Verbum über, wo wir zuvörderst 2 Haupt- und 2 Nebentempora finden: jene sind das Praesens und Perfectum, diese das Imperfectum und Futurum, von denen das erstere der Abstammung nach mit dem Praesens, der Flexion nach mit dem Perfectum, das letztere aber umgekehrt der Abstammung nach mit dem Perf., der Flexion nach mit dem Praesens zusammenhängt. Rücksichtlich des Futurum verdient aber noch bemerkt zu werden, dafs es von dem Perf. durch Anfügung eines *tz* gebildet wird. Dieses *tz* findet sich aber auch bei dem Nomen, und bezeichnet daselbst den Gen. Plur., also das Verhältnifs der Abhängigkeit. Es drückt mithin im Armenischen das Futurum eine Abhängigkeit von der Vergangenheit aus. Ganz auf dieselbe Weise wird der Conjunctiv Praes. und der nur selten vorkommende Conj. Imperf. gebildet; und so könnte man gewissermafsen das Fut. auch als einen Conj. Perf. ansehen. Da aber das charakteristische *tz* ohne Zweifel wie im Genitiv der Nomina aus der Präposition *tz* hervorgegangen ist, so lassen sich vielleicht auch hieraus unmittelbar Fut. u. Conj. erklären; und endlich könnte man auch das s von der Sanskrit-Form des Auxiliar-Futurum und des Conditionalis syâmi, syam, hiermit vergleichen. — Aufserdem giebt es im Arm. noch einen Infinitiv, Imperativ, und die Participia für das Praef., Perf., und Futurum.

Das Verbum abstractum, welches mit Recht hier vorangestellt wird, zeigt sich im Armenischen in 4 verschiedenen Gestalten, einmal als blofse Copula, als Hülfsverbum, él „sein" und linil „werden", und dann im physischen Sinne die Existenz und das Entstehen einer Sache anzeigend, gol oder gul, welches dem sanskr. bu entspricht, und éganil „werden". Alle diese Verben mit Ausnahme des letztern sind defectiva, und entlehnen daher von diesem die fehlenden Tempora, welche in den meisten Grammatiken und so auch in unserer den Verben él und linil beigegeben werden. Die Flexion dieser Wörter schliefst sich ganz an den indisch-europäischen Sprachstamm an. So heifst von él im Praes. die 1ste Person ém, II p. és, III p. ohne alle Kennzeichen è, I p. pl. émḳ mit dem gewöhnlichen Pluralzeichen, wie auch im Sanskrit. cf. Bopp. krit. kurzgef. Gr. §. 272. II p. pl. êḳ für éskḳ, daher auch der Vocal verlängert worden, III p. pl. én cf. sanskr. anti. Nur die beiden Praeterita haben eine etwas verschiedene Flexion I p. s. *i* (ah, aj, è), II p. s. *r* (ir, ér), welches an der Stelle des s getreten ist, III p. s. *v* (év), aus dem Pron. p. III p.; im Imperf. ist statt dessen das *r* der 2ten Person beibehalten, weil es ohne Zusatz der III p. Praes. gleich wäre, und êév das armen. Ohr nicht vertragen konnte; I p. pl. aḳ, ajḳ vom Sing. gebildet, II p. pl. iḳ, êḳ für irḳ, érḳ, im letztern Falle auch mit Compensirung des ausgefallenen *r*, und III p. pl. in, én. Das Part. Praes. auf ogḳ, ugḳ scheint von gol, gul auf die übrigen Verben übergegangen zu sein. Es folgen nun die arttributiven Verben durch ausführliche Paradigmen anschaulich gemacht. Wie im Lateinischen haben wir hier 4 Conjugationen, él, al, ul, il, deren Entstehung sich auf eine doppelte Weise erklären läfst. Sehr nahe liegt in der 1sten Conjugation die Annahme, dafs sie durch Anfügung des Hülfsverbum él gebildet sei, indem sie im Praes. Imperf. etc. vollkommen damit übereinstimmt; die 4te Conjugation mit passiver Bedeutung auf *il* kann man als Passiv

Digitized by Google

von *él* oder als mit linil gebildet ansehen; die 3te Conjugation entspricht dem Verb. abstr. gol, gal; und die 2te, zu der auch viele Neutra gehören, würde demnach aus der Anfügung des Verbum gal, welches eigentlich „kommen", dann aber auch „werden" bedeutet, entstanden sein. Allein, wenn wir berücksichtigen, dafs dieser Unterschied der einzelnen Conjugationen sich grofsentheils nur in einzelnen Temporen und Worten findet: so werden wir unwillkührlich auf die Vergleichung mit dem Sanskrit geführt, wo ebenfalls der Charakter der Conjugationen mit den Specialtemporen verloren geht. In der That läfst sich auch eine Analogie dieser mit den armenischen kaum verkennen. Unsere 1ste Conjugation vergleichen wir mit der 6ten des Sanskrit, deren a wie bei ém = asmi, in é übergegangen ist; die 3te armenische auf *u* scheint mit der sanskrit. 8ten, und da viele Verben auch noch vor dem *u* ein *n* einschieben (was aber auch in den anderen Conjugationen nur meist mit vorgesetztem *a* sich findet, wie im griech. *ανω*), zugleich mit der sanskrit. 5ten Conj. zusammenzuhängen. Die 4te armenische entspricht der Bedeutung und Form nach dem Passiv des Sanskrit, indem das *ya* im Armenischen in *i* verkürzt ist. Es bliebe sonach nur die 2te Conj. auf *a* übrig, welche man entweder mit der sanskrit. 1sten zusammenstellen könnte, in der Meinung, dafs wegen der Unbiegsamkeit der armen. Stammwörter das hier eigentlich stattfindende Guna dem Conjugationscharakter gegeben, und so das *a* im Gegensatz gegen die 1ste (wie in tal = sanskr. dâ, gal = sanskr. gâ) erhalten worden sei; oder man könnte vielleicht auch das *a* aus dem Charakter der 4ten Conj. im Sanskrit. *ya*, dessen y weggeworfen wurde, entstanden sich denken, wobei dann die Verwandtschaft mit der 4ten auf *il* in Form und Bedeutung — denn es gehören auch viele Neutra zur 2ten Conjugation — deutlicher würde. Hinsichtlich der Form tritt aber diese Verwandtschaft besonders im Perf. und Fut. hervor, da beide Tempora in den intransitiven und passiven Verben vor dem Flexionsbuchstaben ein *a* einschieben. Dieses scheint aus der 2ten auf die 3te, welche auch intransitiva besitzt, und besonders auf die 4te übergetragen zu sein; wenn man nicht etwa annehmen will, dafs die 4te in dem Praesens etc. von dem sanskrit. Passivcharakter *ya*, das y als *i*, im Perf. und Fut. aber das *a* beibehalten habe, und dafs mithin dieses der 4ten ursprünglich eigen sei. Dieses *a* der Passiva und Neutra im Perf. dem *i* der 1sten Person vorgesetzt, bildet ai, wofür aj (jetzt ah gesprochen) gesetzt wurde; und dieſs ging in dem Verbum ég anil in è über, welcher Vocal auch in der 2ten und 3ten Person sich erhielt, und vor *r* und *v* in *é* verwandelt wurde. So kam es, dafs bei diesem abstrakten Verbum das Perf. eine scheinbar transitive Flexion erhalten hat.

Häufig haben die Specialtempora, wie wir nach dem Sanskrit das Praesens etc. nennen können, vor der Flexionssilbe ein *n* theils mit, theils ohne vorhergehenden Vocal eingeschoben, welche aber im Perf. etc. wegfällt. Dieses *n* findet sich namentlich auch oft bei den Verb. inchoat., welche vor der Endung den lat. und griech. Verben auf sco, *ισκω* entsprechend ein *c'* einschieben; aber *c'* geht wie *n* und wie *sc* und *σκ* in dem Perf. etc. verloren. Dieses Perfectum wird theils unmittelbar aus dem Stamme gebildet, indem seine Endungen demselben ohne Weiteres angefügt werden, theils wird ein *tz* dazwischen gesetzt, welches den charakteristischen Vocal der Conjugation vor sich hat, oder auch sich ganz an den Stamm anschliefst. In beiden Fällen fällt bei der aktiven Formation die Endung der III p. Sing. weg, und wird nur im erstern Falle bei einsilbigen Stämmen durch ein Augment (vor Vocalen und oft auch vor h und j ist dieſs ê, sonst aber vor den Consonanten é) ersetzt, welches bei einigen irregulären Verben, vielleicht nach ursprünglicher Weise, durch das ganze Perfectum sich erhält.

Nachdem der Herr Vf. die wenigen unregelmäfsigen Verben, deren Irregularität theils nur scheinbar ist, theils darin besteht, dafs der Formation der Haupttemporen (Perf. etc.) ein anderer Stamm zum Grunde liegt, in anschaulichen Paradigmen dargestellt hat, geht er zu den Participien über, welche wie in andern Sprachen auch hier von dem Verbum getrennt werden; und giebt in den 4 folgenden Kapiteln eine Uebersicht der Präpositionen, einer Anzahl Adverbien, der Conjunctionen, und Interjectionen. Passender würden vielleicht die Präpositionen erst nach den Conjunctionen abgehandelt worden sein. In Betreff der Adverbien bemerken wir, dafs jedes Adjectiv und jeder Casus des Nomen auch adverbialisch gebraucht werden kann, und dafs auch im Armenischen die Ortsad-

Digitized by Google

verbien in genauer Beziehung zu dem Pronomen stehen. Ebenso werden wir bei den Conjunctionen vielfach auf die Pronomina zurückgeführt. Von der Copula haben wir dies schon oben erwähnt; dasselbe gilt auch von der Conjunction *zi*, welche eigentlich der Accusativ des Pron. interrogat. *i* ist, aufser der Frage aber nun relativische Bedeutung erhält, und so dem lat. quod im Verhältnifs zu quid und dem griech. ὅτι im Verhältnifs zu τί entspricht. Die Conjunction *kam* „oder" erinnert ganz an das lat. *vel*; denn wie dieses mit volo, so hängt das armen. kam mit dem Substantiv kam „der Wille" (vergl. sanskr. kâma) zusammen.

Doch wir enthalten uns weiterer Bemerkungen, da der Raum dieser Blätter eine gröfsere Ausdehnung nicht verstattet, und wir ohnehin nächstens Gelegenheit haben werden, in der unter der Presse befindlichen Grammatik den etymologischen wie den syntactischen Theil derselben, welchen der Hr. Verf. kurz und bündig, aber der Deutlichkeit unbeschadet, in dem Folgenden behandelt, näher zu erörtern.

Petermann.

XI.

Beiträge zur Anatomie und Physiologie der Gewächse, von Dr. Hugo Mohl. Erstes Heft. Ueber den Bau und die Formen der Pollenkörner. Mit 6 lithograph. Tafeln. Bern, 1834. *IV. u.* 130 *S.* 4.

Die Fortschritte, welche unsere Kenntnifs des Baues und der Naturgeschichte des Pollens der Pflanzen in neuerer Zeit gemacht haben, gehören zu den interessantesten in der Physiologie, besonders insofern der Hergang des Befruchtungsgeschäftes der Blumen dadurch auf eine erfreuliche Weise erläutert worden ist. Needham war bekanntlich der erste, welcher die für die Generation der Pflanzen einflufsreiche Entdeckung machte, dafs die Pollenkörner der Lilie beim Benetzen mit Wasser eine faserige Materie aus sich entleeren, die er für den befruchtenden Stoff hielt. Kölreuters wichtige Beobachtungen über Bastarderzeugung beim Taback und anderen Pflanzenarten führten ihn natürlich auf eine genauere Untersuchung des Pollen. Er fand, dafs sich eine äufsere Schaale und eine innere zarte die Saamenmaterie in Form eines Kerns umschliefsende Membran daran unterscheiden lasse, und dafs die äufsere Schaale Ausführungsgänge der Saamenmaterie habe, welche nach ihm beim glatten Pollen als erhabene Wärzchen erscheinen, bei dem stachligen Pollen aber die Stacheln selbst seien. Doch weicht Kölreuter darin von Needham ab, dafs er das Zerplatzen der Pollenkörner im Wasser für einen widernatürlichen Vorgang hielt und dafs nach ihm die natürliche Aussonderung der Saamenmaterie auf der Narbe durch die Ausführungsgänge allmählig geschieht: Kölreuter fand den Inhalt des Pollens anfangs körnig, später durchsichtig flüssig, wogegen v. Gleichen behauptet, dafs der Inhalt überall gleichförmig und erst nach der Zumischung von Wasser körnig erscheine. Die Körner fand v. Gleichen in einer Bewegung, weshalb er sie mit den Saamenthierchen verglich, und annahm, sie würden vermöge ihrer Bewegungen durch die mit Säften erfüllten Gefäfse des Griffels bis zum Eie geführt, in welches eins derselben eindringe und sich zum Keim ausbilde. Dieser in späterer Zeit ganz wieder zerrissene Faden der Untersuchung des Pollens erhielt im Jahr 1824 durch die interessante Beobachtung von Amici eine neue Aufnahme, dafs ein auf der Narbe liegendes Pollenkorn bei Portulaca oleracea einen aus einer zarten Membran gebildeten langen Schlauch aus sich entwickele, in welchem die Körnchen der fovilla (der Needhamschen befruchtenden Materie) herabstiegen. Durch Brongniarts schöne Untersuchungen lernte man kennen, dafs die Entwickelung solcher Schläuche aus den Pollenkörnern auf der Narbe eine allgemeine Erscheinung sei, und dafs dieselben aus der inneren Haut des Pollen durch röhrenformige Verlängerung gebildet werden, welche bei einigen Pollenkörnern, z. B. von Nuphar lutea und Cucumis angulata, auch bei blofser Benetzung mit Wasser sich schon bilden. Brongniart sah die von v. Gleichen beobachtete Bewegung in der fovilla wieder, und hielt auch die Körnchen für Saamenthiere. Nach Brongniart wachsen die Schläuche der Pollenkörner durch das geschlossene Axenzellgewebe des Griffels und ergiefsen so die befruchtende Feuchtigkeit in die Höle des Fruchtknotens.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 15.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1836.

Beiträge zur Anatomie und Physiologie der Gewächse von Dr. Hugo Mohl. Erstes Heft.

(Schlufs.)

Unsere eigenen Beobachtungen haben indessen die, bei mehreren Pflanzen schon von Malpighi beobachtete Höle des Griffels bestätigt, und gelehrt, dafs der entweder einfache oder mehrfache Griffelkanal nur zuweilen durch Narbenpapillen, mit denen er oft der Länge nach im Inneren bis zum Fruchtknoten ausgekleidet ist, scheinbar verschlossen ist, und dafs also sowohl die sich aus den Pollenkörnern entwickelnden Schläuche als auch die unmittelbar auf der Narbe entleerte fovilla durch einen offenen Kanal zum Fruchtknoten gelangen kann. Die interessante Entdeckung von Ehrenberg, dafs auch die einzelnen verwachsenen Körner der Pollenmassen der Asklepiadeen dergleichen Schläuche entwickelen, die in den Griffelhals hineinwachsen, führte durch R. Browns und Brongniarts weitere Untersuchungen zu der Ueberzeugung, dafs auch bei den Asklepiadeen und Oechideen ähnliche Verhältnisse in dieser Beziehung wie bei den übrigen Pflanzen Statt finden. Nur in der Ansicht von dem Uebergang der fovilla zum Ei war man nicht einer Meinung. Amici und später auch R. Brown glaubten zu finden, dafs die Pollenschläuche sich bis in die Ovula selbst verlängern, wogegen Brongniart annahm, dafs die Schläuche sich in dem Griffel blind endeten, was jedoch die allgemeine Ansicht von dem Weg der Befruchtung nicht änderte. Durch des Vfs. vorliegende sorgfältige Untersuchungen lernen wir nun zunächst kennen, dafs die Stacheln und Körner der äufseren Schaale des Pollens das klebrige Oel desselben absondern, welches mit dem eigentlichen Inhalt der inneren Haut, der fovilla, nichts gemein hat; dafs also die Vorstellung von Kölreuter, nach welcher aus den Stacheln und Erhabenheiten der äufseren Haut die Saamenmaterie abgesondert werde, wahrscheinlich auf einer Verwechselung der fovilla mit jenen Oeltröpfchen beruht. Die fovilla im frischen unverletzten Zustande der Pollenkörner ist durchsichtig, trübt sich aber körnig, so wie sie mit Wasser in Berührung kommt; die Bewegungen der Körner hält der Vf. für allgemein physikalische Molekularbewegungen, nicht für thierisch freie, worin wir ihm im Wesentlichen beistimmen. Das Hervortreiben von Warzen oder längeren Röhren unter dem Einflusse des Wassers auf Pollen, beobachtete der Verf. nur bei denjenigen Pollenarten, bei welchen entweder schon am trocknen Korne kleine Warzen vorhanden sind, oder bei welchen die äufsere Haut porenähnliche dünnere Stellen besitzt; nie hingegen bei solchen Pollenarten, deren äufsere Haut eine völlig geschlossene Blase bildet oder welche mit Falten ohne Poren versehen ist. Dagegen entwickelen in Berührung mit der Narbenfeuchtigkeit des Stigma alle Pollenkörner ohne Ausnahme diese Schläuche. Die fovilla selbst trübt sich in Berührung mit der Narbenfeuchtigkeit, wie bei der Berührung mit Wasser. Bei dem Pollen ohne Poren scheinen sich die Schläuche auf der Stelle zu entwickeln, mit welcher sie auf der Narbenfeuchtigkeit aufliegen. Immer erreichen die Schläuche auf der Narbe eine viel gröfsere Länge als im Wasser. In Betreff der Entwickelung der Pollenkörner in den Antherenfächern stimmt der Vf. im Wesentlichen mit der zuerst von R. Brown bemerkten und später von Brongniart und besonders von Mirbel weiter verfolgten Beobachtung überein, dafs der Pollen sich in abgesondernten Zellen der Antherenfächer bildet. Nur die Zahl der Körner in jeder Zelle, welche Brongniart bei verschiedenen Pflanzen sehr verschieden angab, ist nach dem Verf. bei allen Pflanzen mit wenigen Ausnahmen 4 in jeder Zelle, wie es auch Mirbel beim Kürbis abbildet. Die hauptsächlichsten Beob-

Digitized by Google

achtungen des Verfassers beziehen sich auf die verschiedene äufsere Form des Pollens in verschiedenen Pflanzenfamilien. Nach Guillemin würden in denselben Familien ähnliche, in verschiedenen Familien verschiedene Formen anzunehmen sein. Der Verfasser bestätigt aber das schon von Fritzsche in seinen schätzbaren „Beiträgen zur Kenntnifs des Pollen" erhaltene Resultat, dafs der Satz: es stimmen die Gewächse derselben natürlichen Familie in Hinsicht auf ihren Pollen überein, als Ausnahme aber nicht als Regel zu betrachten ist, und dafs zum Theil in denselben Gattungen, ja in einzelnen Fällen selbst in derselben Anthere sehr abweichende Formen vorkommen. Die äufserst zahlreichen und genauen Untersuchungen des Verfassers in Betreff des Pollens von verschiedenen Familien sind besonders dankenswerth. Es sind von ihm 211 verschiedene Familien und aus jeder Familie mehre Gattungen oder Arten untersucht und eine sehr grofse Menge von Pollenformen abgebildet worden. Der Verfasser theilt die Pollenformen nach der Zahl ihrer Häute und nach den auf der äufseren Haut sich findenden Falten, Poren und Körnern oder deren Abwesenheit ein. Pollenkörner mit einfacher Haut zeigen besonders die sogenannten Pollenmassen der Asklepiadeen, welche der Verfasser für ein Analogon der inneren Haut des Pollens anderer Pflanzen hält. Die Pollenkörner mit doppelter Haut unterscheiden sich 1) durch Abwesenheit aller Falten und Poren auf der äufsern Haut, wie bei vielen Aroideen, Liliaceen und Euphorbiaceen. 2) Pollen mit *einer Längsfalte* auf der äufseren Haut ist fast allen Monocotyledonen charakteristisch und kommt nur bei wenigen Pflanzen mit dicotyledonen Embryonen vor. Die Form dieses Pollens ist meist ellipsoidisch und ohne Poren in der Furche. Die äufsere Haut dieser Formen ist entweder körnig und glatt (Tradescantia virg. Ornithogalum lut.) oder körnig und stachlig (Nymphaea alba) oder zellig (Hemerocallis japonica). Als abgeleitete Form rechnet der Vf. den Pollen der Orchideen hinzu. 3) Pollen mit *zwei Längsfalten* auf der äufseren Haut. Seltener, fast auch nur bei Monocotyledonen: Amaryllus, Tamus. 4) Pollen mit 3 *Längsfalten* auf der äufsern Haut. Die gewöhnlichste Form der Dicotyledonen, von ovaler oder elliptischer Gestalt. Die äufsere Haut ist entweder körnig: Ranunculaceae, Rosaceae, Cruciferae, Euphorbiaceae, Rubiaceae etc. oder kurzstachlig: Cactus, oder zellig: Armeria vulg. 5) Die äufsere Haut mit *mehr als drei Längsfalten*: mit 4 bei der Kartoffel, mit 6 bei mehreren Lebiaten, mit 8—10 bei mehreren Rubiaceen. Den Pollen von Pinus rechnet der Vf. als abgeleitete Form hierzu. 6) Pollen mit *einer Pore* auf der äufsern Haut, findet sich bei den Gräsern. 7) Aeufsere Haut mit *zwei Poren*. Kömmt auch bei Monocotyledonen häufiger vor: Colchicum. 8) Aeufsere Haut mit *drei Poren*. Findet sich nur bei Dicotyledonen: mit körniger Haut: Urticeae etc., mit zelliger Haut: Passiflora. 9) Aeufsere Haut mit 4 *Poren*. Selten: Impatiens, Myriophyllum. 10) *Mehr als vier Poren* auf der äufsern Haut in verschiedener Weise vertheilt, finden sich zerstreut bei mehreren Familien, namentlich den Caryophylleen, Thymeleen etc. Der Pollen der Onagrae und der Mimosen wird als abgeleitete Form hierzu gerechnet. Merkwürdig ist der Pollen der Mimosen. Bei den meisten besteht er aus 16 Zellen, welche so verbunden sind, dafs in der Mitte des Korns zwei Lagen von je 4 Zellen liegen, und der Umkreis von einer Reihe von 8 Zellen gebildet wird. Andere Pflanzen haben Pollen mit Längsfalten und Poren, so dafs die Poren meist in den Längsfalten liegen. Dahin gehören folgende Formen: 11) *Drei Vertiefungen und drei Poren:* Dipsaceae, Geraniaceae. 12) *Drei Falten und drei Poren*: sehr häufig bei den Polygoneen, Rubiaceen, Caprifoliaceen, Doldenpflanzen, Hülsengewächsen, Myrtaceen u. s. w. Pollen der Art mit stachliger Haut findet sich bei den meisten Syngenesisten. 13) *Mehr als drei Falten*, in jeder eine Pore: Boragineae. 14) *Sechs bis 9 Falten*, von denen 3 Poren enthalten: Lythrariae. 15) *Drei bis 4 Falten mit 6—8 Warzen.* Selten: Neurada. 16) *Drei Falten und drei nicht in den Falten liegende Warzen:* Carolinea campestris. Als abgeleitete Form rechnet der Verf. hierzu den zierlichen polyedrischen Pollen der Cichoraceen unter den Syngenesisten. Aus diesen Beobachtungen zieht nun der Vf. in Betreff der Aehnlichkeit der Pollenformen in verschiedenen Familien das Resultat: dafs im allgemeinen der einfachere oder zusammengesetzte Bau der Pollenkörner nicht in direktem Verhältnifs zu der niederen oder höheren Stellung, welche die Pflanzen in der Fa-

Digitized by Google

milienreihe einnehmen, stehe, sondern dafs dieselben Pollenformen sich in verschiedenen oft sehr entfernt stehenden Familien finden. Im allgemeinen sei zwar richtig, dafs bei den Monocotyledonen die mit einer Längsfalte versehenen Pollenformen vorherrschen, und dafs die mit drei Falten oder drei Poren versehenen beinahe ausschliefslich den Dicotyledonen zukommen; dieses sei aber auch beinahe die einzige Regelmäfsigkeit, welche sich in der Vertheilung der Pollenformen in verschiedenen Familien finde, und auch diese zeige Ausnahmen. Nach Brongniart und Guillemin sollten die Pflanzen derselben Familie auch eine gleiche Pollenform besitzen und nur die Cucurbitaceae eine Ausnahme machen. Aber nach dem Verfasser leidet auch dieses sehr viele Ausnahmen, so dafs wie aus einer Zusammenstellung der verschiedenen Pollenformen nach den Familien hervorgeht, z. B. in der Familie der Irideen 5, in der Familie der Amaryllideen 4, in der Familie der Orchideen 4, in der Familie der Rubiaceen 6, in der Familie der Apocyneen 7, in der Familie der Malpighiaceen 11 u. s. w. verschiedene Pollenformen gefunden werden, und dafs wegen dieser Nichtübereinstimmung der Pollenformen mit der sonstigen Organisation die Benutzung der Pollenform zu Gattungscharakteren nur mit grofser Vorsicht zu benutzen sei. Da nun aber auf der anderen Seite die Familie der Gräser, Cyperaceen, Thymeleen, Ericineen, Laurineen u. s. w. eine übereinstimmende Pollenbildung zeigen, so kann man nach dem Verfasser die allgemeine Regel aufstellen, dafs nahe verwandte Pflanzen Gruppen bilden, welche dieselbe oder ähnliche Pollenform zeigen, dafs aber diese Gruppen nicht auf eine regelmäfsige Weise mit den Gattungen und Familien der systematischen Botanik zusammenfallen, indem dieselben, unabhängig von der Organisation der übrigen Blumentheile, bald eine geringere bald eine gröfsere Menge von Pflanzen in sich fassen und bald nur einzelne Arten einer Gattung, wie bei Polygonum, bald einzelne Gattungen einer Familie, wie Clethra unter den Ericineen, bald einzelne Unterabtheilungen einer Familie, wie die Cichoraceen unter den Syngenesisten, und nur in seltenen Fällen ganze Familien, wie die Gräser, in sich begreifen. Nach den zahlreichen Beobachtungen des Verfassers kann man mit dieser Ansicht nur übereinstimmen, und in Betreff der Sorgfalt in den gegebenen Beschreibungen und der gelungen ausgeführten Zeichnungen nur wünschen, dafs der Verfasser die versprochene Herausgabe von ähnlichen Abhandlungen über einzelne Theile der Anatomie und Physiologie der Pflanzen nicht vorenthalte.

Dr. C. H. Schultz.

XII.

Geschichte und Topographie des Maingebietes und Spessarts unter den Römern, von Hofrath Dr. Steiner. Darmstadt 1834. 8. ***XXIV. und*** 318 ***S.***

Die gründliche Erforschung des römischen Alterthums auf deutschem Boden beginnt eigentlich erst mit den letzten Jahrzehenden des vorigen Jahrhunderts. Insbesondere gilt dies von dem Theile unseres Vaterlandes, welchen der Vf. vorliegender Schrift zum Gegenstande seiner Untersuchung gewählt hat. Dieselbe schliefst sich würdig an die schätzenswerthen Forschungen an, welche wir in neuster Zeit über verschiedene Länderstriche des römischen Germaniens erhalten haben. Mit gründlicher Sachkenntnifs, mit Darstellungsgabe und kritisch-historischem Takte ausgerüstet, überall von Autopsie geleitet, und durch seine amtliche Stellung als Historiograph des Grofsherz. Hessischen Hauses wie durch andre Beziehungen im Besitze von Quellen und Hülfsmitteln, welche nur Wenigen zugänglich sind, war der Vf. gewifs zur Lösung der schwierigen Aufgabe berufen, den reichhaltigen Stoff, den frühere theils allgemeine theils monographische Untersuchungen für diesen Gegenstand bieten, einer sorgfältigen Prüfung zu unterwerfen und zu einem gefälligen Ganzen zu bearbeiten. Als ein besonderes Verdienst dieser Schrift, die übrigens ihre Entstehung zunächst einer Aufgabe des historischen Vereins des Untermainkreises verdankt, erscheint die Beschreibung der zuerst vom Vf. im Spessart entdeckten römischen Grenzwehren, die Hervorhebung von Punkten, die zu weiteren Forschungen förderlich sein möchten, und die Aufstellung von sicher leitenden Prinzipien für die Kenntnifs und Beurtheilung römischer Niederlassung auf germanischem Boden. Für diese letztre Beziehung namentlich versucht der Vf. mit Glück manche irrige Ansicht Früherer zu berichtigen. Mit Recht knüpft er auch seine Forschungen an die Flufsgebiete, indem geographisch die römisch-deutsche Geschichte immer mit diesen beginnt. Die *Einleitung* giebt eine kurze, dabei übersichtliche und treffende Schilderung von dem ganzen Decumatenlande, welches nach dem Vf. eine gröfsere Ausdehnung hatte, als man in der Regel anzunehmen geneigt ist, und nicht blos die Ufer des Rheins und der Donau, ferner das Flufsgebiet des Neckars von seiner Quelle bis an den Rhein so wie das des Mains von Miltenberg an und der Lahn oberhalb der Bäder, sondern auch alle übrigen Gegenden zwischen diesen Flüssen umfafste. Nachdem am Schlusse der Einleitung

Digitized by Google

noch eine verdienstliche Uebersicht der hierhergehörigen *Literatur* gegeben ist, werden in der *ersten Abtheilung* des Buchs die *geschichtlichen* Hauptmomente dem Leser bündig und klar vor Augen geführt, und die Uebersicht durch die angehängte Zeittafel sehr gefordert, die sich durch Ausführlichkeit wie Genauigkeit auszeichnet, und für welche wir, was von schriftlichen Ueberresten selbst die kleinsten Denkmäler enthalten, geschickt und treulich benutzt finden. Die *zweite Abtheilung*, die ausführlichste und der Kern des Buchs, behandelt die *Topographie;* dieselbe ist durch beachtenswerthe, wenn auch in der Anordnung des Stoffs nicht ganz genügende Bemerkungen eingeleitet, welche über einen noch etwas im Dunkeln liegenden Theil der römischen Kriegskunst, nemlich über die *Taktik der Römer auf Entdeckungs- und Kriegszügen* und die *Anlegung der Wehren* wie über die *Eintheilung und Bauart* der letzteren, aufzuklären versuchen. Demzufolge ist es ein einfaches, nach Art der französischen fortifications passagères eingerichtetes und von dem Vf. mit dem Namen „Flufsabwinkelung" belegtes System gewesen, welches die Römer überall, wo sie in unbekanntes Land kamen, bald und sicher zu Herren desselben machte, welches ihnen nemlich die Richtung genau andeutete, wohin der Marsch gehen sollte, den Rücken sicherte, Lebensmittel verschaffte und den Rückzug erleichterte. Demnach wurden, wenn ein Heer in das Stromgebiet einmarschirte, von Station zu Station die Winkel der Nebenflüsse durch eine pallisadirte Wehre abgeschnitten und in den Raum dieses Abschnittes das Heer eingelagert. Von zwei Seiten durch Flufs und Bäche gesichert, hatte man nur nöthig, eine Seite der grofsen Dreiecke mit dem Limes zu sichern, hinter welchem in Zwischenräumen Sommerlager, d. h. kleinere viereckige Räume mit Wall und Graben (mansiones, castra aestiva) zum eigentlichen Lagern der Truppen aufgeworfen wurden. Während diese nur vier bis zwölf Morgen umfassten, erstreckten sich die Abschnitte über Gebiete von 2 bis 6 □ M. Diese Wehren, welchen der Vf. die Benennung *Marschwehren* giebt, waren nur zu vorübergehenden Zwecken, zu Entdeckung und Eroberung bestimmt. Verschieden von diesen Wehren waren jene, welche an der Grenze und im Inneren des Landes an den Flüssen, auf den Höhenrücken und Strafsen angelegt worden sind, und von dem Vf. *Grenz-* und *Binnenwehren* genannt werden. Der in Bezug auf Wehre bei römischen Schriftstellern so häufig vorkommende Ausdruck limes bedeutet nach ihm im Besondern eine gesicherte, befestigte Wehre, welche auf die verschiedenste Weise gebildet wurde, und nicht immer, wie so Mancher anzunehmen geneigt ist, in Wall und Graben bestand, was schon ein Blick auf den limes transrhenanus und transdanubianus, wo Wall und Graben gar oft fehlen, genugsam erweist. So finden sich diese nie auf Gebirgsrücken, wo sie durch die dominirende, mit Pallisaden versehene Höhe ersetzt wurden Die Binnenwehren, unter welchen die Kastelle (munitiones fluminum und, auf Bergen, praesidia) oben an stehen, läfst der Vf. wieder in *Flufs-*, *Höhen-* und *Strafsenwehren* zerfallen. Nach dieser Erörterung werden die einzelnen Wehren der Maingegend näher bezeichnet und bestimmt, und über die *alte Mündung des Mains* abgehandelt, welche nach der auf verschiedene Data, besonders auf die vertieften Flufsbette der dortigen Gegend, gegründeten Vermuthung des Vfs. mehr südlich, nemlich bei *Ginsheim*, gewesen sein mag. Das hierfür Gegebene, so artig es auch zusammengestellt ist, hat dem Ref., der, in dieser Gegend zu Hause, dieselbe einigermafsen kennt, die Sache doch noch nicht so recht wahrscheinlich machen wollen. Demnächst führt uns der Vf. höchst belehrend Alles vor Augen, was nur von topographischen Einzelheiten in Bezug auf das römische Alterthum im ganzen Maingebiete dem Forscher Bemerkenswerthes entgegentritt. Die Mittheilungen enthalten soviel Treffliches und Neues, dafs Ref bedauert, bei dem beschränkten Raume dieser Blätter hier in Einzelnes nicht näher eingehen zu können; er begnügt sich daher, vor Allem auf das aufmerksam zu machen, was über das Munimentum Trajani, über Ascapha (Aschaffenburg), das Niddagebiet mit vicus novus bei Heddernheim und über Miltenberg abgehandelt ist. Für Etymologie von Ortsnamen finden sich im Buche mehrere hübsche Winke. So ist z. B. die Ableitung des Namens *Höchst* (Ort an der Mündung der Nidda in den Main) von Ostium gewifs die richtige. *Heddernheim*, wo bekanntlich die Ueberreste eines Mithrasheiligthums gefunden worden sind, will der Vf. gegen die bisherige allgemeine Annahme eben so wenig von Hadrian, wie *Trennfurt* an der Nidda von Trajan abgeleitet wissen, indem die für diese Orte im Mittelalter vorkommenden Namensformen eine solche Annahme nicht füglich zulassen. Gleich belehrend, wie das in den früheren Abschnitten Enthaltene, sind die Mittheilungen der *dritten Abtheilung* des Buchs, welche von der romischen Verfassung am Main handelt. Ein beigefügtes Verzeichnifs endlich weist an 20 Lokalitäten nach, welche künftig als *Fundorte* hervortreten möchten. Die Schrift ist noch von einer *Abbildungstafel* und einer treu entworfenen und sauber gravirten *Karte* begleitet, welche das Verständnifs des Ganzen nicht wenig fördert. Nachdem der Vf. durch das vorliegende Buch seinen Beruf zu antiquarischen Untersuchungen auf eine unzweideutige Weise bekundet hat, kann Ref. den Wunsch nicht unterdrücken, dafs es demselben vergönnt sei, die von ihm versprochene römische Geschichte und Topographie des Grofsherzogthums Hessen so wie die Beschreibung des ganzen Decumatenlandes der hier angezeigten Schrift bald nachfolgen zu lassen.

Reinganum.

Digitized by Google

№ 16.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1836.

XIII.

Die Wissenschaft des Ideals oder die Lehre vom Schönen, bearbeitet von Dr. Bernh. Heinr. Carl Lommatzsch, Conrector am Kölln. Real-Gymnasium zu Berlin. Berlin, 1836. bei Reimer. X. 581 S. gr. 8.

Dieses Buch besitzt in nicht gemeinem Grade zwei Eigenschaften, von denen man meinen sollte, dafs sie hinreichen müfsten, eine interessante und belehrende Darstellung der Aesthetik abzugeben: geistiges Verständnifs der Schönheit und Kunst, und sorgsamen, verständigen Fleifs in der wissenschaftlichen Ausführung ihres Begriffs durch alle Gebiete seiner Erscheinung. Das erstere bewährt sich, weniger zwar im Einzelnen, in originellen, und wirklich Ursprünglichkeit der Auffassung und Anschauung zeigenden Urtheilen oder charakteristischen Aeufserungen über Kunstwerke oder schöne Gegenstände, — an solchen ist das Werk minder reich, als man es bei der Stärke seines Umfangs (der ohnehin schon starke Band wird durch die grofse Sparsamkeit des Drucks noch stärker) vielleicht erwarten könnte, — aber doch, auf eine wenigstens für Ref. überzeugende Weise, in der allgemeinen Auffassung der Idee der Schönheit und deren, mit vieler Gewandtheit im Ausdrucke allenthalben vollbrachten Anwendung auf ihre besondere Erscheinungsformen. Der Fleifs aber feiert, dürfen wir sagen, seinen Triumph in der vielleicht noch von Keinem der Vorgänger des Vfs. erreichten Vollständigkeit, mit welcher derselbe Alles und Jedes, was im gemeinen Leben und in der Wissenschaft, als Gattung oder Art, als Unterart, Nebenart, Abart oder Spielart der schönen Gegenständlichkeit, der künstlerischen sowohl, als auch der aufserkünstlerischen gilt, der Reihe nach aufführt, und von Allem etwas zu sagen weifs, was, wie es sich überall als durchdacht und wohl erwogen, nicht selten als fein und scharfsinnig ankündigt, so wenigstens bei flüchtigem Ueberlesen den Schein erweckt, als komme es nur auf den Leser an, um daraus auch eine gründliche und nachhaltige Belehrung zu schöpfen. Dennoch mufs Ref. nach wiederholter, aufmerksamer, und so viel er sich wenigstens bewufst ist, partheiloser Prüfung bezweifeln, ob wirklich auch bei dem besten Willen eine gediegene Belehrung über den grofsen und reichen Gegenstand aus dem Werke gewonnen werden könne; noch mehr mufs er bezweifeln, ob die Darstellung anziehende Kraft genug besitze, um in vielen Lesern den guten Willen, solche Belehrung zu suchen, zu erwecken. Wir meinen hier nicht jene oberflächliche Anziehung, die in einer leichten, gewandten und fliefsenden Schreibart besteht, — diese von einem wissenschaftlich so ernst gemeinten Werke zu verlangen, würde unbillig sein, und überdies besitzt das Werk jedenfalls den negativen, aber in den Augen Mancher viel geltenden Vorzug der Freiheit von lästiger Schulsprache und Formelzwang, — sondern die tieferliegende, die in einem wahrhaft lebendigen, organischen Gedankenfortschritte besteht, wodurch es manchem philosophischen Werke, dessen Darstellung äufserlich betrachtet, als eine harte und schwerfällige erscheint, gelingen konnte, einen geistreichen Kreis von Lesern zu fesseln und für seinen tiefsinnigen Inhalt zu gewinnen.

Sehen wir uns nach dem Grunde dieses Mifsverhältnisses um, welches, wie wenigstens Ref. zu urtheilen nicht umhin kann, zwischen den vom Vf. aufgebotenen Mitteln und dem erreichten Resultate obwaltet, so glauben wir wenigstens einigen Aufschlufs darüber in einer Aeufserung der Vorrede zu finden. Der Hr. Vf. beschuldigt dort den „modernen Geist", von welchem er übrigens sagt, dafs „schwerlich eine andere philosophische Disciplin eine so reiche Mannigfaltigkeit seiner Bewegungen darbiete, und somit die Eigenthümlichkeit seiner immanenten Thätigkeit mit gröfserer Be-

Digitized by Google

stimmtheit aufzeige", als eben die Aesthetik, er beschuldigt ihn einer „ungestümen Hast, zur wissenschaftlichen Construction zu gelangen", welche Hast sich „nur in einer Reihe von Versuchen aufgeben machte, statt in seinen (wessen?) Lösungen die volle Ruhe und Klarheit des Wissens und Anschauens gefunden zu haben." In dem Vf. scheint sich diese „Hast" aufgegeben zu haben; er scheint, obgleich er sich über das Verhältnifs seines Unternehmens zu jenen „Constructionsversuchen" (von deren Bedeutung und Verdiensten er übrigens mit vieler Anerkennung spricht) nicht ausdrücklich erklärt, die Wissenschaft „erst an ihr eigenstes Ziel führen" zu wollen, indem er an die Stelle solcher Hast die „volle Ruhe und Klarheit des Wissens und Anschauens" setzt. Leider nur will es scheinen, als ob diese „Ruhe und Klarheit" bei ihm, wie bei so manchen Andern, die in ihren philosophischen Darstellungen der Paradoxien und Kühnheiten, die von jeder eigentlich speculativen Gedankenentwickelung unzertrennlich sind, vermeiden wollten, zu einer blofs negativen Eigenschaft geworden sei. Es ist wahr, die Darstellung des Vfs. wird keinen der Anstöfse geben, welche eine gewisse moderirte, zwar philosophische und poetische, aber von den eigentlichen Mysterien der Philosophie und Poesie immer noch um einige Schritte entfernt bleibende Sinnesweise an vielen bisherigen Bearbeitungen der Aesthetik, und an denen, die sich durch wirkliche Originalität des speculativen Gedankens oder durch das Hervorbrechen eigener dichterischer Schöpfungskraft auszeichneten, am meisten nahm; aber es ist eben so wahr, dafs sie mit diesem Anstofse zugleich auch des hauptsächlichsten Reizes ermangelt, welcher, indem er den Leser zum eigenen Denken und Nachsinnen nöthigt, hierdurch die Gedanken, die in dem Werke niedergelegt sind, erst fruchtbar macht. — Wir können es nicht anders, als in der Ordnung finden, dafs aus den Arbeiten der speculativen Denker nur ein gewisser Vorrath allgemeiner, ihre dialektische Spitze abgestumpft habender und aus dem streng wissenschaftlichen Connex in einen freieren, leichter fafslichen Zusammenhang tretender Begriffe in die Denkweise der gebildeten Mehrzahl übergehe. Diese Begriffe sind auch so noch, eben als Eigenthum des gemeinen Geistes und in das Niveau gesetzt, wo sie Allen zugänglich werden, von unendlichem Werthe, und machen das aus, was man eigentlich die intellectuelle Bildung eines Volkes, eines Zeitalters nennt. Aber das speculative Verdienst, die Aufgabe eines wissenschaftlichen Werkes kann unmöglich darin bestehen, dafs es sich selbst oder *seine* Ideen und Begriffe in dieses Niveau setze, dafs es diese Begriffe genau in der Gestalt, und so zubereitet gebe, wie sie in das Bewufstsein Aller übergehen können; wenn es auch eine sehr natürliche Täuschung sein mag, welche Veranlassung giebt, dafs Manche die Philosophie zu verbessern meinen, indem sie sie auf das Niveau des (im bessern, nicht gerade im gemeinen Sinne so zu nennenden) gesunden Menschenverstandes zurückbringen. Man hat bemerkt, dafs der ein schlechter Lehrer sei, der nur gerade so viel weifs, als der Schüler eben lernen soll; und so müssen wir denn auch sagen, dafs die rechte Philosophie nicht diejenige ist, welche nur das besitzt, was von der Philosophie Gemeingut Aller werden soll.

Wir zweifeln nicht, dafs dem Hrn. Vf. und mit ihm vielleicht manchen Andern, die sein Werk nach dem äufsern Anschein beurtheilen, befremdlich dünken wird, wenn wir dasselbe trotz des Scheines einer strengen Wissenschaftlichkeit und auch wohl des aufrichtigen Strebens nach solcher, unter die hier bezeichnete Kategorie von Schriften, die zwar philosophische Gedanken haben, denen aber doch der eigentliche Lebenspuls des Philosophirens fehlt, zu subsumiren wagen. Allerdings müssen wir daher suchen, von dem Motiv dieses Urtheils, von der Beschaffenheit dessen, was wir an dem Werke vermissen und von ihm, als einem wissenschaftlichen, mit Recht fordern zu dürfen glauben, einige Rechenschaft zu geben. Das Natürlichste ist, diese Erörterung an eine Prüfung des Grundbegriffs zu knüpfen, von welchem der Verf. ausgeht; die Art und Weise der Behandlung dieses Grundbegriffs wird uns deutlich den Unterschied erkennen lehren, der zwischen dem Verfahren unsers Verfs. und dem ächt speculativen obwaltet. Es ist aber dieser Grundbegriff des Vfs., wie auch der Titel des Buches zeigt, der Begriff des *Ideales*. Er leitet alle Schönheit und Kunst von dem Ideale ab, und die Wissenschaft des Schönen besteht ihm in der Nachweisung, wie in dem Schönen das Ideal erscheine. Was aber das Ideal sei, wissenschaftlich zu sagen, dazu bedarf er eines Gegensatzes, und diesen Gegensatz giebt ihm der Begriff der *Idee*. Gern würden wir über diesen Gegensatz die eigenen Worte des Vfs. anführen; aber

Digitized by Google

wir finden keine hinlänglich prägnanten; wir müssen aus seiner etwas diffusen, und doch das eigentlich Wesentliche mehr voraussetzenden, als unmittelbar darlegenden Rede den Kern erst herausuchen. Die Meinung scheint diese zu sein. Die Idee ist der Erkenntnifsinhalt, den sich der Geist des Menschen in Gestalt der Allgemeinheit und Nothwendigkeit aneignen, und nach ihm in gleicher Gestalt strenger Gesetzmäfsigkeit und Allgemeingültigkeit sein eigenes Wollen und Handeln bestimmen kann. Die Idee umfafst daher gemeinschaftlich, was wir das *Wahre* und das *Gute* nennen; ihr Organ, wodurch sie zur Wirklichkeit wird, ist der denkende und wollende, der theoretische und praktische Geist. Neben diesen beiden Vermögen, dem denkenden und dem wollenden, besitzt aber der Geist noch ein Vermögen der *freien Bildlichkeit*, d. h. das Vermögen, Bilder und Naturgestalten, kurz eine Erscheinungswelt, die über die Gesetzmäfsigkeit und Nothwendigkeit des strengen Denkens hinausgeht, theils als von aufsen gegebene zu empfinden und anzuschauen, theils selbstthätig in sich und aus sich zu erzeugen. Dieses Vermögen nun ist es, dessen freie, aus dem Willen hervorgehende, aber nicht, wie die Sittlichkeit des Willens, unter die Nothwendigkeit der Idee gebundene Production sich zum *Ideale* steigert. „Es liegt in dem Wesen des Wollens etwas Ueberschwängliches, als welches das Unendliche der schöpferischen Thätigkeit enthällt, und sich nie ganz in der Form der Idee festhält; so zeigen sich nicht blofs die Anfänge des Wollens in der sich selbst noch vielseitig wendenden und ins Unendliche widersprechenden Willkür, sondern auch jener Gipfelpunkt geistiger Freiheit, in welcher die Idee sich selbst zum schöpferischen Leben bewegt; denn während hier im Wollen und Wissen die Bewegung und Gestaltung nach Aufsen in gemessenem Gesetz der Besonderung fortschreitet, erregt sich zugleich ein Rückgehen nach dem innersten Grunde des Geistes, theils weil das Wissen daraus nur erst seine eigene Fülle und Nothwendigkeit empfängt, theils aber auch um die fest gemessene Stellung der Idee nicht in Erstarrung ausarten zu lassen. Dieses Zurückgehen nun ist eben eine Bewegung des Willens, in der er aus dem absoluten Grunde des Geistes Leben um Leben, Fülle um Fülle empfängt, und so der wissenden Seite der Idee und ihren Bestimmungen des Daseins, worin er, als von ihr aus bestimmt und gebunden, fortwirkt, eine Welt des Seinsollenden gegenüberstellt, in welcher die schaffende Kraft des Wollens überwiegt, und das wissende Princip, von ihm selbst in Freiheit geleitet, in und mit ihm aus dem innersten Grunde des Geistes, wieder schöpferisch bestimmt wird. So wird dieser Zustand, als den Geist in seinen Tiefen bewegend, ein Zustand überschwänglicher Begeisterung, und aus dieser Erregung des Geistes wird von dem ausgehenden Willen, gegenüber der sich entäufsernden reinen Idee, ein geistiges Urbild geschaffen, in welchem sich dasjenige darstellt, was als freie Entäufserung des Absoluten *sein soll*, während sich in den Entäufserungen der reinen Idee dasjenige darlegt, was *ist* und was *sein mufs*; so stellt sich der Idee und ihrer Bildlichkeit das *Ideal* gegenüber, als jenes begeisterte Urbild des Sollens, aus den Tiefen des Geistes hervorgetreten, und in seiner Kraft dem Leben der Idee ein geistvolles, hehres Wechselspiel werdend für die eigene Bildlichkeit der Idee, welche sich in ihren fortgesetzten Entfaltungen als die bestimmte Wirklichkeit überall kund giebt" (S. 17. 18).

In diese Darlegung nun kann Ref., wenn auch mit dem Vorbehalt einer nicht durchgängigen Billigung des Ausdrucks, d. h. sowohl der Wahl der für die Bezeichnung der Begriffe vornehmlich ausgeprägten Worte, als auch zum grofsen Theile der stylistischen Formen und Redewendungen, doch dem Sinne nach in der Hauptsache einstimmen. Dafs das wissenschaftliche Verständnifs der Schönheit von ihrem Gegensatze zu dem, was der Vf. *Idee* nennt, was Ref. lieber, in bestimmterer Bezeichnung, *Idee der Wahrheit* nennen möchte, ausgehen mufs, ist auch seine Ueberzeugung; und die Bezeichnung dieses Gegensatzes bei unserm Vf. ist nicht ohne sinnreiches Verständnifs. Aber sogleich hier tritt der Mangel ein, der für die gesammte Durchführung jenes Grundgedankens in dem Buche charakteristisch bleibt, und es nicht zu einem eigentlich speculativen Interesse kommen läfst. Der Gegensatz zwischen dem, was der Vf. Idee, und dem, was er Ideal nennt, wird nicht, wie er sollte, zu der dialektischen Spitze des *Widerspruchs* gesteigert. Dafs beides, Idee und Ideal, in der Wirklichkeit, oder vielmehr (denn der Wirklichkeit wenigstens im gemeinen Sinne, gehört freilich weder das eine, noch das andere an) im Leben des Geistes neben einander Platz hat und sich ganz wohl mit einander verträgt, wird von vorn herein vorausgesetzt, obgleich eine schärfere Betrachtung beider Begriffe gezeigt haben würde, dafs der That und Wahrheit nach durch jeden von beiden der andere aufgehoben wird. Jenes „Ueberschwängliche," welches der Vf. nach den vorhin angeführten Worten in dem „Wesen des Wollens" findet, jenes „Unendliche der schöpferischen Thätigkeit", steht zu dem „gemessenen Gesetz der Besonderung", welches er, und mit Recht, als eine charakteristische Begriffsbestimmung der „Idee" anführt, nicht etwa nur in dem Verhältnifs, dafs es sich „nie ganz in der Form der Idee festhält"; sondern das Verhältnifs ist offenbar das des *Widerspruchs*: wiefern die Idee ist, kann das Ideal das nicht sein, was es zufolge der Definition sein soll, und wiefern das Ideal ist, kann die Idee das nicht

Digitized by Google

sein, was sie von der Definition zu sein vorausgesetzt wird. Andere würden hieraus folgern, dafs die Definition falsch sein müsse; wir folgern nicht dies, sondern nur: dafs ein dialektischer Widerspruch vorhanden ist, der einer Lösung durch anderweite, höhere und concretere Begriffsbestimmungen, als die widersprechenden sind, bedarf. Diesen Widerspruch nicht ausdrücklich bemerkt und hervorgehoben, die Lösung nicht durch ausdrücklichen dialektischen Fortschritt zu *höheren* Begriffen vermittelt zu haben, ist freilich für den Vf. in unsern Augen ein nicht viel geringerer Vorwurf, als in den Augen Jener es ist, den Widerspruch überhaupt zugelassen zu haben. Nur dadurch würde er für seine wissenschaftliche Arbeit ein Princip des Fortschritts erhalten, welches dem Leser Lust und Kraft gäbe, ihn bis ans Ende zu begleiten, wenn er seine Begriffsreihe zu einer Vermittelungsreihe jenes Widerspruchs, der zwischen den Ideen der Wahrheit und der Schönheit obwaltet, zu machen verstanden hätte. Wie sein Werk vorliegt, so ist in ihm die Definition der Schönheit, des Idealbegriffs, der Gegensatz dieser Begriffe zur „Idee", ein opus operatum, welches zwar das ganze Buch hindurch überall vorausgesetzt, überall in Erinnerung gebracht, ja, an jeder einzelnen Stelle, bei jeder durch die Erfahrung gegebenen Gestalt des Schönen, in den mannigfachsten Formen und Wendungen zwar, aber ohne wesentlichen Fortschritt und Bereicherung, dem Leser gewifs nicht zur Kurzweil wiederholt wird. Der wahre Fortschritt hätte darin bestanden, dafs jene concreten Gestaltungen, die besonderen Kunstformen u. s. w., jede als die Lösung eines ihr vorangehenden Widerspruchs, und zugleich als einen neuen Widerspruch erzeugend, die Gesammtheit aller aber als die Reihe der Vermittelungen einer höhern, den Gegensatz der Schönheit zur Wahrheit lösenden und versöhnenden Idee eingeführt worden wäre. Der Hr. Verf. aber, wenn er die besondern Begriffsbestimmungen auch nicht aufs Gerathewohl aus der Erfahrung aufgreift, läfst sie doch durch ein sehr äufserlich bleibendes Raisonnement entstehen, durch ein solches, in welchem die Idee von ihrem Inhalte dem Ideal als freundlicher Nachbar gar gefällig mittheilt, statt in gewaltigem dialektischen Kampfe auf Leben und Tod den Inhalt sich *abringen* zu lassen.

Man wird gegen das hier Bemerkte einwenden, dafs ohne diese Ausdrücklichkeit der dialektischen Methode, die wir hier verlangen, sehr viele philosophische Werke Bedeutung und Einfluss erlangt haben; dafs diese Forderung überhaupt auf einer Einseitigkeit der Schule beruhe. Den Ref. wird dieser Vorwurf der Einseitigkeit und der Partheilichkeit um so mehr zu treffen scheinen, als er selbst den Versuch gewagt hat, die Wissenschaft der Aesthetik in dem Sinne, den er hier als den richtigen bezeichnete, zu bearbeiten. Auch hat er im Allgemeinen nichts dagegen, wenn man ihn und den Vf. als gegenüberstehende Partheien ansehen und sein über das Buch des Letzteren ausgesprochenes Urtheil so lange nur als eine Partheistimme gelten lassen will, bis die Zeit zwischen seiner und des Verfs. Methode und Ansicht der Wissenschaft entschieden haben wird. Indefs erlaubt er sich noch die Bemerkung, dafs er als Gegensatz gegen die Darstellung des Vfs. keineswegs blofs solche Darstellungen im Sinne hat, die mit dem ausdrücklichen Bewufstsein der dialektischen Methode dieselbe in ihrer strengen, schulgerechten Form anwenden. Es giebt auch eine unbewufste Dialektik, und diese hat von jeher allen Werken von ächtem philosophischen Gehalt ihren Werth und ihre Bedeutung gegeben. Was die Aesthetik betrifft, so kennt Ref. (denn die Aesthetik ist bekanntlich die jüngste aller philosophischen Disciplinen) von jener neuesten Periode, in welcher die dialektische Methode ausdrücklich und mit Bewufstsein hervorgetreten ist, unter den umfassendern *wissenschaftlichen* Bearbeitungen desselben nur zwei von wirklicher Bedeutung und Wichtigkeit: Kants Kritik der Urtheilskraft und Solgers Erwin. Diese aber zeichnen sich eben dadurch aus, und haben den grofsen Einfluss, den sie trotz ihrer Mängel gewonnen haben und zum Theil noch ausüben, wesentlich dem Umstande zu danken, dafs sie ihre Aufgabe wahrhaft als *Problem* zu fassen wissen, und sich von Anfang bis zu Ende in Widersprüchen einherzubewegen nicht scheuen. Namentlich hat der von unserm Verf. in der Einleitung so schnöde behandelte Solger eine, zwar der Form, und auch vielleicht den Resultaten nach unvollendet gebliebene, aber dennoch wahrhaft tiefe und grofsartige Dialektik, und sein Werk wird auch jetzt noch den sinnigen Leser weit sicherer in die Mysterien dieser Wissenschaft einführen, als das Buch des Vfs. — Nicht minder ist Ref. bereit, zu bekennen, dafs auch bei dem Besitz und Bewufstsein der dialektischen Methode ein Verfahren möglich, und vielleicht gerade für die Aesthetik vorzugsweise ersprieslich ist, welches, die dialektischen Spitzen, ohne sie abzustumpfen, verhüllend, in freier, geistreicher Betrachtung einhergeht und dennoch in dem Leser unvermerkt, fast in der Weise der Poesie und Kunst selbst, das Bewufstsein der Probleme weckt, und den Weg zu ihrer Lösung zeigt. Aber um dieses Verfahren mit Erfolg einschlagen zu können, bedarf es einer ganz anders freien und genialen Herrschaft über Stoff und Darstellungsmittel, als der Hr. Vf. in vorliegendem Buche beurkundet, welchem wir nur das Verdienst sinnreicher und wohldurchdachter Einzelheiten, aber nicht auch das einer grofsartigen, in die Fortentwickelung der Wissenschaft eingreifenden, oder auch nur, für sich selbst auf der speculativen Höhe des Zeitalters stehenden Auffassung des Ganzen zugestehen können.

Weifse.

Digitized by Google

№ 17.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1836.

XIV.

Samlede tildeels forhen utrykte Afhandlinger af R. K. Rask. Udgivne efter Forfatterens Död af H. K. Rask. Förste Deel. Med Bidrag til Forfatterens Levnet af N. M. Petersen. Köbenhavn, 1834. 1 *vol. in* 8. *mit* 384 *S. und* 115 *S. Vorrede.*

Professor Rask hinterliefs bei seinem Tode aufser einer schätzbaren Bibliothek und mehreren orientalischen Handschriften eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Manuscripten eigner Hand, die er wahrscheinlich gröfstentheils zur einstigen Herausgabe bestimmt hatte, und die oft nur unvollendete Bruchstücke enthalten. Ein Verzeichnifs dieses Nachlasses, der auf die königliche Bibliothek zu Kopenhagen übergegangen und dadurch zu eines Jeden Disposition gestellt ist, wird am Schlusse dieser Relation folgen. Aus demselben Nachlasse hat der Bruder des Verstorbenen, Herr candidatus theol. H. K. Rask, eine Auswahl getroffen und dem Publicum unter dem obigen Titel übergeben. Dem Vernehmen nach wird ein zweiter Band diesen ersten aufnehmen. — Eine von Hrn. N. M. Petersen geschriebene Vorrede giebt „Beiträge zu des Verfs. Leben", worin manche aus den gedruckten Necrologen noch nicht bekannte interessante Details vorkommen. Geboren als ein äufserst zartes Kind im Dorfe Brändekilde (eine Meile von Odensee auf Fühnen) im Jahre 1787, zeigte Rask frühzeitig ein ausgezeichnetes Gedächtnifs, las die ihm gerade vorkommenden Bücher ohne Auswahl und ward zur Erlernung des Katechismus u. dergl. angehalten. Das Auswendiglernen ward eifrig fortgesetzt auf der seit 1801 von ihm besuchten Odenseer Gelehrtenschule. Dessen ungeachtet entwickelte sich in ihm selbstständiges Denken und er wirkte in dieser Hinsicht wohlthätig auf seine befreundeteren Mitschüler ein. Noch auf der Schule begann er ohne eines Lehrers Anregung und Hülfe seine Beschäftigung mit der isländischen Sprache, für welche das Interesse geweckt zu haben sein Hauptverdienst ums Vaterland ist; er selbst sagte schon 1805 in einem Briefe, dafs nordische Geschichte und Antiquitäten sein Hauptstudium sein und bleiben würden. Ohne Lexicon und Grammatik schritt er unermüdlich vorwärts im Erforschen der isländischen Sprache und theilte die Resultate seiner Studien mehreren Freunden ebenmäfsig mit. Die drei ersten Theile von Heimskringla, welche er als Belohnung seines Fleifses erhalten hatte, lehrten ihn die Formlehre der Sprache, die er durch mühsame Vergleichung der einzelnen Stellen ermittelte und später in der „Vejledning til det Islandske Sprog" niederlegte. In der Folge arbeitete er auch ein isländisches Lexicon in 2 dicken Octavbänden aus, das aber ungedruckt geblieben ist.

Die wachsende Bekanntschaft mit dem Wortschatze der isländischen Sprache, so wie die Wiedererkennung der dänischen Wörter in einer viel älteren Gestaltung und der Entstellung, welche das Dänische in der Schrift erlitten hatte, brachte Rask zu dem Vorsatze, die Schreibart der dänischen Wörter nach der Etymologie und dem Isländischen zu reformiren und zugleich der Aussprache adäquater zu machen. Zu diesen Untersuchungen über die dänische Rechtschreibung gab den äufseren Anlafs des Professors Bloch Grundrifs zu einer dänischen Rechtschreibungslehre, welcher Rask seinen Beifall ganz versagte. Es war dieser Gegenstand ihm einer der allerwichtigsten und blieb es sein ganzes Leben hindurch. Das von ihm ersonnene System befolgte er in seinen Schriften immerfort, und der Consequenz halber stand er nicht an seinen Namen, den er bisher Rasch geschrieben hatte, fortan Rask zu schreiben. Er fand inzwischen vielen Widerstand, wie sich denn die allgemeine Stimme durchaus

Digitized by Google

nicht für ihn entschieden hat, sondern im Gegentheil allgemein nach alter Weise geschrieben wird.

Wie Rask die Gleichheit der Stämme im Isländischen und anderen sanskritischen Sprachen erkannte, ward er dahin geleitet, Grammatiken von vielen andern Sprachen durchzuarbeiten. Bei dieser Gelegenheit schrieb er manche Bemerkungen über Einzelheiten in dieser oder jener Sprache nieder, denen freilich nach dem jetzigen Standpunkt der linguistischen Wissenschaft Mangelhaftes und Falsches nicht wohl fehlen kann.

Im Jahre 1809 hat Rask seine Aufmerksamkeit auf die indischen Sprachen hingewendet. Doch haben diese offenbar nicht hinlänglich auf seine sprachlichen Ansichten eingewirkt. Bei Gelegenheit seines Studiums der malayischen Sprache schrieb er eine Grammatik derselben. „Zwischen dieser und Magellaniens Sprachen steht die auf den philippinischen Inseln, welche manche Dialekte hat. Der wichtigste heifst Tagalisch. In dieser Sprache hat man einige gedruckte Bücher, Lexica u. dgl., theils gedruckt in Manilla auf der Insel Luson. In den magellanischen Sprachen ist Nichts geschrieben mit Ausnahme einiger weniger Linien in Reisebeschreibungen und der Wortsammlungen, die dort sich finden. Doch jetzt glaube ich wird geschrieben auf Tahiti. Die magellanischen Sprachen theilen sich in 2 Stämme. Diese beiden Sprachstämme haben wenig oder Nichts gemeinsam, aber der östliche, welcher gesprochen wird auf Tahiti, Neu-Seeland und den andern Inselgruppen, ist verwandt mit Tagalisch und Malayisch. Sie verhalten sich alle drei nach meinem Dafürhalten ungefähr wie

Lateinisch	Französisch	Englisch
Malayisch	Tagalisch	Tahitisch.

Ich nenne die ostmagellanische Tahitisch, denn dieser Dialekt ist am meisten bekannt durch Wortregister, kleine Proben u. s. w.; er verhält sich zum Neuseeländischen, wie Fühnisch zum Seeländischen, oder höchstens wie Dänisch zum Schwedischen."

Mangel, zum Theil sehr drückender, hinderte Rask lange Zeit an der Ausführung seines sehnlichsten Wunsches, Island zu bereisen und im Lande selbst seine Sprachkenntnifs zu erweitern. Ein isländischer Kaufmann, erfreut den Dänen Isländisch sprechen zu hören, bot ihm freie Reise an, und anderweitige Quellen brachten neue Hülfsmittel, so dafs endlich im Jahre 1813 dieser Wunsch in Erfüllung gehen konnte. Wie sehr er sich das Isländische, auch der nationalen Aussprache nach, angeeignet hatte, beweist die ziemlich bekannte Anecdote, dafs er zu einem Freunde in Island, als isländischer Bauerknabe verkleidet, mit einem Auftrage gekommen sei, ohne von Jenem erkannt zu werden. Während seines 2jährigen Aufenthalts in Island besuchte er alle die Männer, bei denen er für seinen Zweck, die Sprache und Geschichte des Landes zu studieren, einige Ausbeute erwarten durfte. Zwei sehr interessante, aus Rejkevig datirte Briefe, geben das anschaulichste Bild von seinem Leben, wie von den Merkwürdigkeiten dieses Eilandes (p. 23—31.) — Seine grofse asiatische Reise trat R. im Jahre 1816 an, unterstützt von einem Privatmanne, später von der Regierung. Er unternahm diese in der Absicht, durch Schweden, Finnland und Rufsland die Gegenden am Don zu besuchen, um zu ermitteln, welche Ueberreste von den Urvätern der Dänen oder wenigstens von den späteren Gothen sich noch finden möchten; „aber", schreibt er, „je näher ich kam, desto mehr ward ich überzeugt, dafs Nichts oder Weniges der Art auf jenen Stellen zu erwarten stand, wo umherschweifende Tartaren vor manchen Jahrhunderten hausirt hatten." Demgemäfs wünschte er weiter zu reisen nach Persien und Indien, um zu untersuchen, in wieweit die dortigen Sprachen, Religionen und Sitten mit den europäischen verwandt seien. Hiezu ward er befähigt durch Unterstützung der Regierung. Nach 2jährigem Aufenthalt in Schweden verliefs er 1818 im Febr. Stockholm, um nach Aabo zu reisen. Hier beschäftigte er sich mit dem Finnischen unter Leitung des Lectors Renwall, welcher die Ansicht hatte, dafs die Finnen in Finnland eingewandert seien von der südlichen Seite, aber die Kareler von der Gegend zwischen den Seen Ladoga und Onega, vermuthlich zu der Zeit, da die Slaven Novgorod stifteten. Erstere besetzten die Küsten, Letztere die hintersten Theile, so dafs eine lange Zeit Lappen zwischen Beiden in der Mitte des Landes wohnten, gleichwie in der skandinavischen Halbinsel; diese wurden jedoch bald nach Norden verdrängt. Von Aabo reiste R. über Vilmansstrand, Viburg und Valtisaari nach Petersburg, wo er sich längere Zeit mit Erlernung des Russischen beschäftigte, auch etwas Jakutisch kennen lernte. Sonst beschäftigte er sich mit der französischen, armenischen, arabischen und persi-

Digitized by Google

schen Sprache, die beiden letzten lernte er von Armeniern und einem Muhammedaner, einem Schiiten. Von Petersburg gieng es über Moskau, durchs Land der Kosacken nach Astrachan, einer schlechtgebauten, meist niedere hölzerne Gebäude enthaltenden Stadt, welche R. aber als besonders geeignet für das Studium der morgenländischen Sprachen den europäischen Gelehrten empfiehlt; man lebe dort mitten unter Eingebornen und dennoch in einem christlichen Lande und in vollkommner Sicherheit. Hier beschäftigte er sich vorzüglich mit Persisch; ein persischer Knabe liest einen Abschnitt vor, die Anderen lesen ihn 2 bis 3 Male nach, worauf ein deutscher Pastor Glen ihn wörtlich übersetzte. Die Einwohner sind meistens Tartaren. Von Astrachan gieng die Reise mit einer Karavane durch die turkomannischen Steppen nach Mosdok am Flusse Terek, einer kleinen, meist von Armeniern und andern Fremden, z. B. Osseten und Cirkassiern, bewohnten Stadt, dann nach Tiflis am Kur-Flufs. Die Lage dieser Stadt am Abhange eines Berges ist schön, die Häuser aber sind klein und schlecht, die Strafsen eng und winckelig, die Dächer flach. R. fand sie von allen literärischen Hülfsmitteln entblöfst und die dortigen Christen in voller Erwartung des 1000jährigen Reichs. Mit einer Karavane reiste R. ferner nach Erivan, der ersten persischen Stadt, Naqhirvan „wo Noah aus der Arche stieg", Tauris, Teheran, Kaschán, Ispahan, Persepolis, Schirás. Er klagt, dafs die Perser unwissend, mit ihrer eignen alten Sprache unbekannt und stolz seien. Wissenschaftlich gebildete Gebern existirten dort auch nicht, man müsse sie in Indien suchen, in Bombay; deshalb durcheile er dieses unbehagliche und theure Land. Doch sei ihm diese Reise nützlich wegen Erlernung des Persischen, auch des Armenischen. Aus Persepolis schreibt er (6. Juni 1820). „Nun habe ich die Keilschrift gesehen, die 40 „Säulen, der Saporen Triumphzeichen über die Römer „u. s. w. Doch alles dieses ist nicht eigentlich mein „Gegenstand, da es allermeistens stumme Denkmäler „sind. Auch die Keilschrift ist ein stummer Redner, „doch hoffe ich sie soll entziffert werden, wenn die „indischen Sprachen und Zend nur bekannter werden. „Sie geht von der Linken zur Rechten und es ist son„nenklar, dafs sie eine wirkliche Schrift, nicht ein Phanta„siespiel ist. Doch sah ich keine Inschrift mit derselben, „die vollkommen unbeschädigt bewahrt wäre. Es ist „deutlich, dafs die 40 Säulen einem Schlosse mit allem Zu„behör angehört haben. Grand erfüllt das Ganze bis zur „Höhe von einigen Ellen und die Säulen sehen aus, wie „Masten von Schiffen in einem Hafen; die Treppen „sind am besten erhalten. Man zeigt ein Badehaus, in „einer Klippe nahe beim Schlosse ausgehauen, aber da „es ein Basrelief hat, welches die Feueranbetung dar„stellt, so ist es wohl eher bestimmt zu religiösem Ge„brauch, ich vermuthe zum Begräbnifs" u. s. w. — Von Schirâz gieng R. über Kazerum, Buschehr zur See über die Insel Kisma, Maskat nach Bombay. Hier erfuhr er von einem Geistlichen der Feueranbeter, Namens Mulla Píróza, dafs man in einem Flecken bei Ispahan noch Deri spreche. R. beschäftigte sich mit Hindustani, untersuchte den Desatir ohne zu einem Resultate zu kommen, und trieb Portugiesisch; den letzten Monat in Bombay verwandte er vorzüglich darauf, die verlorne Konntnifs des Zend und Pehlvi sich anzueignen. „Ungeachtet aller Uebersetzungen der Zendavesta in Pehlvi, Persisch, Sanskrit, Guzeratisch und Französisch ist diese Sprache gänzlich ausgestorben; dasselbe gilt vielleicht in gleichem Grade vom Pehlvi. Doch giebt es Leute, die dieses zu kennen behaupten. Mulla Píróz mafste sich nicht an, eine von beiden zu kennen, aber Destúr Edelji behauptete beide so ziemlich zu verstehen." Doch nützte dieser R. nicht, schien ihm auch sehr beschränkte Kenntnifs zu besitzen. Er erwarb sich hier mehre indische Schriften. — Nach einem Aufenthalte von einigen Monaten (vom 29. Septbr. bis 21. Novbr. 1820) reiste R. nach Kalkutta, Allahabad, von den Inländern Iláhabáz gesprochen, Benares, wo er aber Nichts besah, Serampore. Von dieser ganzen Reise ist wenig mitgetheilt und hat er selbst wenig Ausbeute gehabt, weil er oft leidend und krank war, schon von Schiráz an. Dasselbe gilt von der folgenden Reise nach Madras. In Kolombo sammelte er vorzüglich die 50 Singalesischen und Palihandschriften, welche jetzt auf der königl. Bibliothek zu Kopenhagen aufbewahrt werden, indem er sie bei einem später erfolgten Schiffbruch rettete (bei Zeilon). Zunehmende Krankheit brachte R. zum Entschlufs, die Rückreise anzutreten. Von Kolombo abgesegelt litt er bei Zeilon Schiffbruch, und kehrt deshalb zurück nach Kolombo, wo er ein Buddhistisches Avatâra-Gemälde auf 37 Tafeln kaufte. Jetzt begab er sich nach der dänischen Colonie Trankebar und von da nach

Digitized by Google

nicht für ihn entschieden hat, sondern im Gegentheil allgemein nach alter Weise geschrieben wird.

Wie Rask die Gleichheit der Stämme im Isländischen und anderen sanskritischen Sprachen erkannte, ward er dahin geleitet, Grammatiken von vielen andern Sprachen durchzuarbeiten. Bei dieser Gelegenheit schrieb er manche Bemerkungen über Einzelheiten in dieser oder jener Sprache nieder, denen freilich nach dem jetzigen Standpunkt der linguistischen Wissenschaft Mangelhaftes und Falsches nicht wohl fehlen kann.

Im Jahre 1809 hat Rask seine Aufmerksamkeit auf die indischen Sprachen hingewendet. Doch haben diese offenbar nicht hinlänglich auf seine sprachlichen Ansichten eingewirkt. Bei Gelegenheit seines Studiums der malayischen Sprache schrieb er eine Grammatik derselben. „Zwischen dieser und Magellaniens Sprachen steht die auf den philippinischen Inseln, welche manche Dialekte hat. Der wichtigste heifst Tagalisch. In dieser Sprache hat man einige gedruckte Bücher, Lexica u. dgl., theils gedruckt in Manilla auf der Insel Luson. In den magellanischen Sprachen ist Nichts geschrieben mit Ausnahme einiger weniger Linien in Reisebeschreibungen und der Wortsammlungen, die dort sich finden. Doch jetzt glaube ich wird geschrieben auf Tahiti. Die magellanischen Sprachen theilen sich in 2 Stämme. Diese beiden Sprachstämme haben wenig oder Nichts gemeinsam, aber der östliche, welcher gesprochen wird auf Tahiti, Neu-Seeland und den andern Inselgruppen, ist verwandt mit Tagalisch und Malayisch. Sie verhalten sich alle drei nach meinem Dafürhalten ungefähr wie

Lateinisch	Französisch	Englisch
Malayisch	Tagalisch	Tahitisch.

Ich nenne die ostmagellanische Tahitisch, denn dieser Dialekt ist am meisten bekannt durch Wortregister, kleine Proben u. s. w.; er verhält sich zum Neuseeländischen, wie Fühnisch zum Seeländischen, oder höchstens wie Dänisch zum Schwedischen."

Mangel, zum Theil sehr drückender, hinderte Rask lange Zeit an der Ausführung seines sehnlichsten Wunsches, Island zu bereisen und im Lande selbst seine Sprachkenntnifs zu erweitern. Ein isländischer Kaufmann, erfreut den Dänen Isländisch sprechen zu hören, bot ihm freie Reise an, und anderweitige Quellen brachten neue Hülfsmittel, so dafs endlich im Jahre 1813 dieser Wunsch in Erfüllung gehen konnte. Wie sehr er sich das Isländische, auch der nationalen Aussprache nach, angeeignet hatte, beweist die ziemlich bekannte Anecdote, dafs er zu einem Freunde in Island, als isländischer Bauerknabe verkleidet, mit einem Auftrage gekommen sei, ohne von Jenem erkannt zu werden. Während seines 2jährigen Aufenthalts in Island besuchte er alle die Männer, bei denen er für seinen Zweck, die Sprache und Geschichte des Landes zu studieren, einige Ausbeute erwarten durfte. Zwei sehr interessante, aus Rejkevig datirte Briefe, geben das anschaulichste Bild von seinem Leben, wie von den Merkwürdigkeiten dieses Eilandes (p. 23—31.) — Seine grofse asiatische Reise trat R. im Jahre 1816 an, unterstützt von einem Privatmanne, später von der Regierung. Er unternahm diese in der Absicht, durch Schweden, Finnland und Rufsland die Gegenden am Don zu besuchen, um zu ermitteln, welche Ueberreste von den Urvätern der Dänen oder wenigstens von den späteren Gothen sich noch finden möchten; „aber", schreibt er, „je näher ich kam, desto mehr ward ich überzeugt, dafs Nichts oder Weniges der Art auf jenen Stellen zu erwarten stand, wo umherschweifende Tartaren vor manchen Jahrhunderten hausirt hatten." Demgemäfs wünschte er weiter zu reisen nach Persien und Indien, um zu untersuchen, in wieweit die dortigen Sprachen, Religionen und Sitten mit den europäischen verwandt seien. Hiezu ward er befähigt durch Unterstützung der Regierung. Nach 2jährigem Aufenthalt in Schweden verliefs er 1818 im Febr. Stockholm, um nach Aabo zu reisen. Hier beschäftigte er sich mit dem Finnischen unter Leitung des Lectors Renwall, welcher die Ansicht hatte, dafs die Finnen in Finnland eingewandert seien von der südlichen Seite, aber die Kareler von der Gegend zwischen den Seen Ladoga und Onega, vermuthlich zu der Zeit, da die Slaven Novgorod stifteten. Erstere besetzten die Küsten, Letztere die hintersten Theile, so dafs eine lange Zeit Lappen zwischen Beiden in der Mitte des Landes wohnten, gleichwie in der skandinavischen Halbinsel; diese wurden jedoch bald nach Norden verdrängt. Von Aabo reiste R. über Vilmansstrand, Viburg und Valtisaari nach Petersburg, wo er sich längere Zeit mit Erlernung des Russischen beschäftigte, auch etwas Jakutisch kennen lernte. Sonst beschäftigte er sich mit der französischen, armenischen, arabischen und persi-

Digitized by Google

schen Sprache, die beiden letzten lernte er von Armeniern und einem Muhammedaner, einem Schiiten. Von Petersburg gieng es über Moskau, durchs Land der Kosacken nach Astrachan, einer schlechtgebauten, meist niedere hölzerne Gebäude enthaltenden Stadt, welche R. aber als besonders geeignet für das Studium der morgenländischen Sprachen den europäischen Gelehrten empfiehlt; man lebe dort mitten unter Eingebornen und dennoch in einem christlichen Lande und in vollkommner Sicherheit. Hier beschäftigte er sich vorzüglich mit Persisch; ein persischer Knabe liest einen Abschnitt vor, die Anderen lesen ihn 2 bis 3 Male nach, worauf ein deutscher Pastor Glen ihn wörtlich übersetzte. Die Einwohner sind meistens Tartaren. Von Astrachan gieng die Reise mit einer Karavane durch die turkomannischen Steppen nach Mosdok am Flusse Terek, einer kleinen, meist von Armeniern und andern Fremden, z. B. Osseten und Cirkassiern, bewohnten Stadt, dann nach Tiflis am Kur-Flufs. Die Lage dieser Stadt am Abhange eines Berges ist schön, die Häuser aber sind klein und schlecht, die Strafsen eng und winckelig, die Dächer flach. R. fand sie von allen literärischen Hülfsmitteln entblöfst und die dortigen Christen in voller Erwartung des 1000jährigen Reichs. Mit einer Karavane reiste R. ferner nach Erivan, der ersten persischen Stadt, Naqhirvan „wo Noah aus der Arche stieg", Tauris, Teheran, Kaschán, Ispahan, Persepolis, Schirás. Er klagt, dafs die Perser unwissend, mit ihrer eignen alten Sprache unbekannt und stolz seien. Wissenschaftlich gebildete Gebern existirten dort auch nicht, man müsse sie in Indien suchen, in Bombay; deshalb durcheile er dieses unbehagliche und theure Land. Doch sei ihm diese Reise nützlich wegen Erlernung des Persischen, auch des Armenischen. Aus Persepolis schreibt er (6. Juni 1820). „Nun habe ich die Keilschrift gesehen, die 40 „Säulen, der Saporen Triumphzeichen über die Römer „u. s. w. Doch alles dieses ist nicht eigentlich mein „Gegenstand, da es allermeistens stumme Denkmäler „sind. Auch die Keilschrift ist ein stummer Redner, „doch hoffe ich sie soll entziffert werden, wenn die „indischen Sprachen und Zend nur bekannter werden. „Sie geht von der Linken zur Rechten und es ist sonnenklar, dafs sie eine wirkliche Schrift, nicht ein Phantasiespiel ist. Doch sah ich keine Inschrift mit derselben, „die vollkommen unbeschädigt bewahrt wäre: Es ist „deutlich, dafs die 40 Säulen einem Schlosse mit allem Zubehör angehört haben. Grand erfüllt das Ganze bis zur „Höhe von einigen Ellen und die Säulen sehen aus, wie „Masten von Schiffen in einem Hafen; die Treppen „sind am besten erhalten. Man zeigt ein Badehaus, in „einer Klippe nahe beim Schlosse ausgehauen, aber da „es ein Basrelief hat, welches die Feueranbetung darstellt, so ist es wohl eher bestimmt zu religiösem Gebrauch, ich vermuthe zum Begräbnifs" u. s. w. — Von Schirâz gieng R. über Kazerum, Buschehr zur See über die Insel Kisma, Maskat nach Bombay. Hier erfuhr er von einem Geistlichen der Feueranbeter, Namens Mulla Píróza, dafs man in einem Flecken bei Ispahan noch Deri spreche. R. beschäftigte sich mit Hindustani, untersuchte den Desatir ohne zu einem Resultate zu kommen, und trieb Portugiesisch; den letzten Monat in Bombay verwandte er vorzüglich darauf, die verlorne Kenntnifs des Zend und Pehlvi sich anzueignen. „Ungeachtet aller Uebersetzungen der Zendavesta in Pehlvi, Persisch, Sanskrit, Guzeratisch und Französisch ist diese Sprache gänzlich ausgestorben; dasselbe gilt vielleicht in gleichem Grade vom Pehlvi. Doch giebt es Leute, die dieses zu kennen behaupten. Mulla Píróz mafste sich nicht an, eine von beiden zu kennen, aber Destúr Edelji behauptete beide so ziemlich zu verstehen." Doch nützte dieser R. nicht, schien ihm auch sehr beschränkte Kenntnifs zu besitzen. Er erwarb sich hier mehre indische Schriften. — Nach einem Aufenthalte von einigen Monaten (vom 29. Septbr. bis 21. Novbr. 1820) reiste R. nach Kalkutta, Allahabad, von den Inländern Iláhabáz gesprochen, Benares, wo er aber Nichts besah, Serampore. Von dieser ganzen Reise ist wenig mitgetheilt und hat er selbst wenig Ausbeute gehabt, weil er oft leidend und krank war, schon von Schiráz an. Dasselbe gilt von der folgenden Reise nach Madras. In Kolombo sammelte er vorzüglich die 50 Singalesischen und Palihandschriften, welche jetzt auf der königl. Bibliothek zu Kopenhagen aufbewahrt werden, indem er sie bei einem später erfolgten Schiffbruch rettete (bei Zeilon). Zunehmende Krankheit brachte R. zum Entschlufs, die Rückreise anzutreten. Von Kolombo abgesegelt litt er bei Zeilon Schiffbruch, und kehrt deshalb zurück nach Kolombo, wo er ein Buddhistisches Avatâra-Gemälde auf 37 Tafeln kaufte. Jetzt begab er sich nach der dänischen Colonie Trankebar und von da nach

Digitized by Google

Kalkutta. Von hier gieng er am 1sten December 1822 an Bord und kam im Mai des folgenden Jahres wieder in Kopenhagen an. — Unter seinen Beschäftigungen in Indien erwähnt der Biograph, dafs er eine Sprachlehre im Sanskrit und eine Sanskritbibliothek oder eine Nachricht über die gedruckte Literatur ausarbeitete. (Vgl. darüber den Schlufs unsrer Relation). Er überzeugte sich dort immer mehr von der Identität des Odin und Buddha, wovon ein englisch geschriebener Brief p. 80 das Nähere angiebt; er kommt darin zu der Annahme „that one religious system has of old „prevailed throughout India and Persia, and that the „buddhistic, odinian, pársi and brahminical are only „branches or sects of it, the two last mentioned howe„wer the latest, and the two older ones even in near „affinity to the greek mythologie." — Einen Entwurf zu einer Paligrammatik machte er während seines ersten Aufenthalts in Kolombo. — Ueber seine Thätigkeit nach der Rückkehr sind die Seiten 83—115 nachzulesen. R. wird darin ungeachtet seiner grofsen Tüchtigkeit, theilweise zu sehr gefeiert. Wenn man z. B. p. 100 liest: „das grammatische Studium wird durch „die Wirkung, die seine Schriften allmälig haben müs„sen, einer völligen Revolution unterworfen werden; „wenn man erst recht aufmerksam geworden ist auf „den Zusammenhang in dem von ihm aufgestellten Sy„stem zwischen den indischen Sprachen und Isländisch „und Spanisch, wird auch mit Lateinisch und Grie„chisch eine völlige Veränderung hervorgehen", und Anderes der Art, so wird hier Etwas als Wirkung von Rasks Forschungen gehofft, was seit Jahren durch deutsche Gelehrte gewirkt ist. Vgl. p. 102. „Die erste „Grundlage inzwischen ist gemacht; um die asiatischen „und europäischen Sprachen und Literaturen zu ver„binden, hat er einen Weg eröffnet, den mehrere Ge„lehrte nach ihm wahrscheinlich betreten und mehr „ebnen werden." Und Bopp, Schlegel, Grimm, Bürnouf u. s. w. treten etwa in R.'s Fufsspuren?

Unter den auf die biographischen Beiträge des Herausgebers folgenden Abhandlungen R's. eröffnet die Reihe eine über die finnische Sprachklasse S. 1—46, wovon Einiges schon früher gedruckt, auch ins Deutsche übersetzt wurde von v. d. Hagen, als Anhang zur Abhandlung über die Zendsprache. Sie ist in Briefform an Nyerup eingekleidet, geschrieben a. 1819 in Petersburg.

Nach Anführung einiger seltener Russisch geschriebenen Hülfsmittel von Flerov, Müller etc. über die im innern Rufsland gangbaren finnischen Sprachen stellt er vorläufig seine Ansicht über Eintheilung der Menschenwelt in Racen, Volksklassen, Stämme, Zweige, einzelne Völker oder Sprachen, und Dialecte auf, so dafs jeder von diesen 6 dem vorhergehenden untergeordnet sei. (Vgl. die Abhandlung über Zend.) Die *scythische* Race erstreckt sich unabgebrochen von Grönland über das ganze Nordende von Amerika, Asien und Europa nach Finnmarken, und in den älteren Zeiten zur Eider oder Elbe, findet sich selbst wieder in Gallien und Spanien — zugleich vom weifsen Meere bis zu jener Seite des Kaukasus. Von dieser Race scheint daher der allergröfste Theil Europas seine ältesten Bewohner erhalten zu haben und diese scheinen zerstreut worden zu sein, zuerst durch die Einwanderung der celtischen Stämme, dann durch die gothischen und endlich durch die slavischen Stämme, welche nun den gröfsten Theil beherrschen. Rufsland beherrscht diese jetzt zum grofsen Theile, so dafs von dieser ungeheuren Race nur Mandschuer und Türken Herrschaft ausübende Völker sind. Die Bezeichnung dieser Race durch den Namen Polarvölker ist (nach R.) unpassend, so wie die Entgegensetzung einer Polar- und mongolischen Race unrichtig; die bisher angenommene Stammverschiedenheit der tatarischen, mongolischen, tungusischen Sprachen ist ungegründet, da sie in Wörtern, Endungen, Wortstellung vielfältig übereinstimmen. — Der leichteren Uebersicht wegen läfst sich die grofse scythische Race in *vier natürliche Familien* eintheilen a) die nordasiatische, b) die nordamerikanische, wozu auch die Tschuktscher auf dem äufsersten Ostende Asiens gerechnet werden, c) die tartarische, d) die mongolische, wozu auch die Tungusen gehören. Ueber diejenigen zu dieser Race gehörenden Völkerklassen, die zwischen dem Ural, den Tartaren, Russen, der Ostsee und dem Eismeer wohnen, soll die vorliegende Abhandlung Erörterungen beibringen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 18.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1836.

Samlede tildeels forhen utrykte Afhandlinger af R. K. Rask. Udgivne efter Forfatterens Död af H. K. Rask. Förste Deel. Med Bidrag til Forfatterens Levnet af N. M. Petersen.

(Fortsetzung.)

Diese sind nun: A. die finnische Völkerklasse, wovon a) der *südliche Stamm* in sich begreift folgende Völker oder Sprachen: 1) *Finnen*, wozu Ingrer, Kareler und Oloneser gehören. Sprache: rein Finnisch, nur Oloneser haben russische Wörter aufgenommen, und ein Theil der Kareler die russische Schrift, wodurch der Name karelische Sprache entstanden ist (*Vater.*) Diese Schrift ist sehr unpassend für das Finnische, das mit lateinischen oder gothischen Buchstaben geschrieben wird. Karelisch wird von den Finnen selbst für das härtste Finnisch gehalten. 2) *Esten*, deren Sprache, Estländisch, auch Revalisch genannt, sehr verwandt mit dem Finnischen, sich vorzüglich durch Abkürzung der Endungen unterscheidet. Sie verhalten sich wie Deutsch zu Holländisch. Die Rechtschreibung ist germanisirt, nicht so im Finnischen. Ein Dialect ist der *dorpatische*. — Hinsichtlich des Verhältnisses und der Vertheilung von Consonanten und Vocalen gehören diese Sprachen zu den harmonischsten auf Erden, hinsichtlich der grammatischen Anordnung vielleicht zu den philosophischsten und regelmäfsigsten. b) Der *nördliche* Stamm, wozu die Lappen gerechnet werden können, die sich in 3 Spracharten theilen, die norwegische oder 3) *finlappische*, die schwedische oder 4) *lapländische*, und endlich die *russisch-lappische*. — In diesen Spachen ist der ganze Bau derselbe, Casus giebt es 12, von denen zu 3 zusammengehören, so dafs der erste einen Anfang, der zweite eine Ruhe oder ein Sein, der dritte ein Aufhören anzeigt. Das subjective und objective Verhältnifs ist hier nicht, wie in den sarmatischen Sprachen, der Eintheilungsgrund für die Casus. Ihr System ist folgendes:

Namenform (casus)		Definitivus (nom. acc.) z. B. (der den) König.
Besitzform	—	possessivus (gen.) (des) Königs
Theilform	—	infinitivus (nom. acc.) König (drückt den französischen Theilungsartikel aus.)
Werdeform	—	Effectivus (nom. acc.) z. B. rex creatus est, creaverunt eum) regem.
Seiform	—	praedicativus, z. B. ut rex, quâ rex.
Mangelform	—	defectivus z. B. sine rege.

So folgt als nächste Numer: Zuform, Beiform, Vonform, und als letzte: Hineinform, Inform, Ausform. Diese, wie so manche andere zum Theil sehr barbarische Namen sind R.'s Schöpfung. — Keine scythische Sprache hat Geschlechtsunterschied; 2 verschiedene Declinationen entstehen durch die consonantisch oder vocalisch endenden Themata. Präpositionen regieren die Besitzform; verschiedene Bedeutungen und Beziehungen der Präposition werden durch Veränderung der Präpos. selbst hevorgebracht, z. B. päälle ist in c. Accus., aber päällä in c. Abl. Possessive pronom. werden suffigirt; persönliche pron. haben im Finnischen und Lappischen verneinende Formen, durch deren Präfigirung eine negative Conjugation entsteht, wobei dann die Verbalsuffixa ausgelassen werden. Activ und Passiv sind theils schwacher theils starker Bildung. Infinitiv und Particip haben Nominaldeclination. — Der dritte Stamm ist c) *der östliche*, wozu gehören 5) *die Tscheremisser*, ihre Sprache steht dem Finnischen sehr nahe; unter den Casus findet sich ein Instrumentalis endend auf — *done*. Der Plural wird bezeichnet durch den Zusatz *shamyts*, der sich aus den finnischen Sprachen nicht erklären läfst, sondern aus dem Tschuvaschischen entnommen scheint, wo die Pluralendung sam, zam ist. Possessive pronom. werden auch hier suffigirt nach folgender Tafel:

Tscherem:	Lapldsch	Finlappisch	Finnisch	Ungersch	
— m	— m	— m	— n	— m	mein
— t	— t	— d	— se (si)	— d	dein
— ze	— s	— s	— nsa	— ja (je,	sein
— na	— ne	Du: — me Pl: mek	— me	— im	unser
— da	— te	— de dek	— ne	— id	euer
— zt	— se	— sga sek	— nsa	— i	ihr.

Digitized by Google

Die obige Conjugation vermittelst vorgesetzter verneinender Pronomina und Auslassung der gewöhnlichen Verbalsuffixa ist auch hier gebräuchlich. Die Negation ist uke (ɯχi), verneinende Fürwörter sind om, ot, ok, on'a, oda', o'got, wie im Finnischen ein, et, ei, emne, ette, ei. — 6) *Morduinisch* gehört höchst wahrscheinlich zu derselben Sprachklasse; es ist sehr mit Russisch gemischt, vernachlässigt und unbekannt.

Andre Sprachen, wie das Ungersche, Vogulische, liegen den genannten ferner; dennoch gehören sie und andere asiatische Sprachen demselben Kreise an, den man den *Jugrischen* nennen kann. Dennoch ist R. wieder zweifelhaft, ob die jugrischen Sprachen für eine besondere Sprachklasse oder einen Stamm der finnischen Klasse anzusehen seien, und neigt sich zu der ersten Ansicht hin. Er spricht demnach

B. Von dem *jugrischen* Stamme, genannt nach den Jugrern, welche nach Schlözer und Lehrberg dieselben sind mit den Vogulern; hiezu gehören 1) die *Ungern*. Declination mit 3 Casus, zu vergleichen mit der ersten finnischen Triade, obgleich sie gewöhnlich verglichen sind mit Nomin. Genit. Accusat. — der 2te Casus endet auf — nak (nek), der dritte auf t, at, ot (et, öt). Plural bildet sich durch k, ak, ok (ek, ök) (Finlappisch k, Lapländisch h oder ch). Der Comparativ von Adjectiven bildet sich durch — bb, ebb, abb (Finlapp. eb, ab, ob, Lapl. b, ub, ubbu, Finnisch embi.) Superlativ setzt leg voran (im Finnisch. und Lapp. durch Endungen.) Verneinende Pronom. giebts hier nicht. Die Conjugation ist gedoppelt, eine *unbestimmte*, d. i. abgesondert und ohne einen bestimmten Gegenstand, eine *bestimmte*, d. i. angewandt, bezogen auf einen Gegenstand; diese haben verschiedene Personendungen. Seine finnische Sprachart hat diese Eigenthümlichkeit. — 2) Die *Voguler*, über deren Sprache R. wenig beizubringen weifs. 3) Die *Kondier* oder *obischen Ostiaken*, wie sie fälschlich genannt werden; Ostiaken ist ein tartarisches Wort, bedeutend barbari oder Fremde. Sie selbst nennen sich Khondi-Khui d. i. Khondavolk, nach dem Flusse Khonda, der in den Ob fällt. Sie wohnen an beiden Seiten des Ob; die Voguler nennen sie und sich zusammen *Mansi*, obgleich ihre Sprachen verschieden zu sein scheinen. C. Die *barmländische* Klasse begreift in sich 1) die *Sirjäner* oder *Zyräner*, 2) die *Permier*, 3) die *Votjakker*. Die Sprache von 1 und 2 verhalten sich wie Dänisch und Schwedisch. Die ganze Klasse unterscheidet sich von den finnischen Sprachen durch den Tonfall auf der letzten Sylbe. Im Sirjänischen endet der Accus. auf *ös* bei lebenden Wesen, sonst überall dem Nomin. gleich, wie im Votjakkischen, Instrumt. *ön*, Dativ *ly*, Genitiv. *lön*, Vocat. *ö*, Plur. *jös*. Im Permischen ist allenthalben *e* statt *ö* in diesen Endungen. Die Conjugation mit verneinenden Pronom. ist auch hier gebräuchlich, und zwar werden andre vor den „Grundzeiten", andere vor den „abgeleiteten Zeiten" gebraucht. — Zur Würdigung dieser Abhandlung nach unserer jetzigen Ansicht von der Nothwendigkeit, die Geschichte und Veränderung der Buchstaben in den einzelnen Wörtern der Sprachen genau zu untersuchen, ehe man sich zu Schlüssen und Resultaten berechtigt glaubt, scheint es nöthig die pag. 42 niedergeschriebene Aeufserung R's. hinzuzufügen: „ich habe über„haupt mich hier wenig bekümmert um die Rechtschrei„bung dieser Sprachen, da man, was hinlänglich ist, „sich doch leicht einigermafsen einen Begriff vom Laut „wird machen können; es bleibt auch immer unmög„lich, mit Sicherheit zu wählen zwischen oft entgegen„gesetzten Schreibarten, ohne die Sprachen selbst ge„hört und im Lande gründlich studiert zu haben, wo „sie gesprochen werden."

Die Abhandlung schliefst mit einigen Bemerkungen über das Tschuvaschische, welches R. mit Schlözer und Adelung zur tartarischen Familie rechnet; die darin vorkommenden tartarischen Wörter haben oft noch eine ältere Form als die, welche sie im Tartarischen selbst darbieten. In einigen tschuvasch. Wörtern läfst sich ein Uebergang von der finnischen zur tartarischen Familie erkennen. Man darf die Sprache weder zur finnischen Familie rechnen, noch für einen unbedeutenden tartarischen Dialekt halten, sondern mufs sie als eine selbstständige merkwürdige Sprache anerkennen, vielleicht als einen eignen tartarischen Stamm.

Die folgende Abhandlung ist ohne erhebliche Ausbeute, lose Notizen, namentlich über Rufsland, deren Bewohner der Vf. charakterisirt durch „Flüchtigkeit, Eitelkeit, Eigennutz und Gewinnsucht", und eintheilt in 2 Hauptracen, die scythische und sarmatische. Jene im Norden und Osten, diese im mittleren, inneren und westlichen Theile. In den ältesten Zeiten scheinen die finnischen Völker den gröfsten Theil des eigentlichen Rufslands inne gehabt zu haben; sie würden immer

Digitized by Google

mehr verdrängt von Russen, Deutschen und Scandinavern.

Auf einige von Viborg in Finnland, und Petersburg geschriebene Briefe, enthaltend Ort- und Reisebeschreibungen, und einige Notizen über finnische Literatur, — ferner Bemerkungen über Tartarisch, Mongolisch, Mandschuisch folgt p. 73—113 eine ausführlichere Uebersicht über die Geschichte der lappischen und finnischen Stämme. Inländische Quellen über diesen Gegenstand fehlen, fremde Verf. haben oft Vorurtheile, wodurch die Schwierigkeiten einer solchen Arbeit grofs werden. Keins dieser Völker hatte bei der Einführung des Christenthums irgend Bücher, ja keine Buchstabenschrift, die nach R. wieder in Vergessenheit gerathen sein mag. R. vindicirt ausführlich die Wahrheit der finnischen Sage, dafs die *Finnen die ältesten Einwohner im Norden seien und später durch Einwanderungen weiter gegen Norden gedrängt seien*, indem er Suhms und Hallenbergs entgegenstehende Ansicht gründlich widerlegt. Er zeigt die Wahrscheinlichkeit, dafs die Kväner und Jötner in älteren Zeiten sich über den Kiölen in das norwegische Nordland und Nummedal gerade bis zur Nordsee hin erstreckt haben, und führt Beispiele an zum Beweise, dafs Jötner im Lande verblieben sind und unter den alten Nordbewohnern gelebt haben, wobei Hallenbergs Meinung, dafs dies als Ausnahme zu betrachten sei, zurückgewiesen wird. —

(Der Beschlufs folgt.)

XV.

Dr. W. Vollmer, vollständiges Wörterbuch der Mythologie aller Nationen. Eine gedrängte Zusammenstellung des Wissenswürdigsten aus der Fabel- und Götterlehre aller Völker der alten und neuen Welt (6—8 *Lieferungen von* 10 *Bogen, Lexikonformat auf Velinpapier, mit ungefähr* 400 *Abbildungen*). *Stuttgart, Hoffmann. Erste Lieferung Abact—Aesk.* 80 *S. u.* 12 *Tafeln. Zweite Lief. Aeson-Anipt. S.* 81—240 *u.* 7 *Tafeln.*

Der Verf. erklärt selbst, für Layen, nicht für Philologen gearbeitet zu haben. Wenn diese Layen gar keine wissenschaftlichen Ansprüche machen, sondern eben nur über mythologische Namen, die ihnen aufstofsen, eine oberflächliche Auskunft erwarten, so haben sie denn hier den Vortheil aufser den Vokabeln der griechischen und römischen, auch die der orientalischen, germanischen, slavischen, afrikanischen und amerikanischen Mythologieen in Einem Buche suchen zu können. Ob sie alles finden werden, was sie suchen, ist freilich eine andere Frage. Sieht man z. B. den Artikel „*Amelot vom Garten.* Ein fabelhafter Held der Walfinger" (das ist Alles): so könnte man auch meinen, die Namen *Albrich, Alphart, Amfortas* u. dgl. zu finden; sie fehlen aber. Indefs mag sein, dafs nur die deutsche Heldensage, aus begreiflichen Gründen, zu kurz gekommen und in andern Kreisen die Vollständigkeit gröfser ist, so mufs doch bemerkt werden, dafs die innere Beschaffenheit der vorhandenen Artikel sehr ungleichartig und im Allgemeinen von der Art ist, dafs die Klasse von Interessenten, für welche das Lexikon passen soll, sich schwer ausfinden läfst. Denn vieles hier Mitgetheilte ist so trivial, dafs es Leser voraussetzt, welche nicht nur mythologischer Kenntnisse, sondern aller wissenschaftlichen Bildung ermangeln z. B. „*Agon* der Kampf. *Agonie* der Todeskampf. Die Griechen nannten ihre Wettkämpfe, in denen nicht allein auf Tod und Leben gestritten, sondern auch um geistige Vorzüge gerungen wurde, so; die berühmtesten *Agonien* [Druckfehler?] waren die pythischen, die auf dem Isthmus, zu Nemea und Olympia. Ringen, kämpfen um den Preis der *Stärke*, der *Poesie*, der *Tanzkunst*, der *Musik*, war ihr Gegenstand." Abgesehen von der Ungenauigkeit und Unrichtigkeit dieses Artikels, so mufs man, um ihn auch nur zu suchen, vollends in einem mythologischen Wörterbuch zu suchen, ungebildet sein, und ein solcher Sucher würde hier nicht nur aufs dürftigste über die Sache belehrt, sondern auch über den Namen im Zweifel gelassen, ob er *Agon* oder *Agonie* sei. Ein Solcher wird dann im Artikel *Agräos* auch nicht verstehen, warum die Erlegung eines Löwen den Alkathoos veranlafste, dem Apollon *Agräos* einen Tempel zu stiften; denn was dieser Beiname bedeute, verschweigt der Verf. Ebenso würde ein solcher Leser aus dem Artikel *Agonius* entnehmen müssen, dafs diesen Titel bei den Griechen nur Menschen, bei den Römern aber die Götter Merkur und Janus führten; und dergleichen Fehler, schiefe oder ganz falsche Bestimmungen sind mehr als angeführt werden können. Dafs daher von einer Unterscheidung der mythischen Epochen voneinander oder dichterischer Singularitäten vom Volksmythus oder pragmatischer Redactionen der Historiker von der ältern Sage, hier noch weniger die Rede sein könne, verräth der erste Anblik. Auch ist griechische und römische Mythologie confundirt, und der Verf. sagt selbst in der Vorrede: „Mit der Bezeichnung *römische* M. glaubte ich nicht behutsam genug umgehen zu können, und setzte sie daher nur denjenigen Artikeln voran, denen sie wirklich unbestreitbar zukommt, wie Acca Larentia, Ajus Locutius, Quirinus, und zählte *Jupiter*, *Venus* und *Juno* zur griech. M., weil sie, wenn auch unter andern Namen, wie Zeus, Aphrodite, Hera, doch unbestreitbar den Griechen angehörten. Uebrigens kann man annehmen, dafs, was den Griechen heilig war, auch bestimmt bei den Römern verehrt wurde, und dafs die letzteren die griech. Grundform immer annahmen, wenn sie auch ganz verschiedene Gebäude darauf aufführten" — Wer das annehmen kann und nicht weifs, dafs das Verhältnifs vielmehr umgekehrt ist und die Römer ihre eigenthümlichen Gottheiten erst späterhin mit griechischen vermehrten und zum Theil grücisirten; der freilich schreibt

Digitized by Google

nicht nur für Layen, sondern ist selbst ein Laye. Ob dies zu hart geurtheilt sei, kann man auch aus der naiven Aufzählung seiner Hülfsmittel abnehmen, die der Verf. in der Vorrede gemacht hat. Hier werden einestheils Werke angeführt, die so veraltet sind, wie *Cantari* oder *Banier*, während neuerer Mythologen, wie *Schwenck*, *Welcker*, *O. Müller*, *Völker* mit keiner Sylbe gedacht ist (und doch wird *Heffter's* Rhodos mit hohem Lob erwähnt). Anderntheils werden Schriften ganz speciellen und gar nicht in die Mythologie einschlagenden Inhalts genannt, wie *Hänefeld und Pahl* Rügens metallische Denkmale, *Hagenow's* Runensteine, mehrere archäologische Werke über einzelne Tempel und Monumente und zwar sehr vieles der Art, während der Verf. im Lexikon selbst sich auf die Kunst-Mythologie *nicht* einläßt *). „*Grimm's* irische Elfenmährchen" steht da, mit dem Beisatze: „Gehört unter die Romane"; aber *Wilh. Grimm's* deutsche Heldensage, was dem Verf. doch nöthiger gewesen wäre, als „*Wunster* Schlesien, wie es in der Sagenwelt erscheint", scheint er nicht zu kennen. In *Fr. Schlegel's* Griechen und Römern, *Goldicutt's* Antiquities of Sicily, *Roth's* Daktyliothek und mehreren andern Werken des verschiedensten Inhalts gesteht er, nichts Mythologisches gefunden zu haben; woraus man nur sieht, dafs er alles citirt, was ihm irgend vor die Hände kam. Ferner lobt er ausgemacht schwache Werke, wie die von *Martin Gottfr. Hermann*, über die Maafsen; nicht minder freilich die entgegengesetzten *mythologischen Briefe von Voss*. Von diesen rühmt er, dafs sie ausgezeichnet kritisch und ganz treu darstellend seien. Er hat sie aber nicht gelesen; sonst könnte er weder jenen *Hermann* so hoch stellen, noch, wie er in seiner Einleitung und in Artikeln des Wörterbuchs thut, die griechischen Götter aus Aegypten herleiten. Den komischsten Beweis seiner Layenschaft giebt aber der Verf. in folgender Stelle seiner Vorrede: „das Werk ist *nicht* für den *Symboliker* bestimmt, dieser findet in Creuzer's, Baur's, *Lobeck's* und anderer mehr oder minder bedeutenden Werken einen solchen Reichthum von Ideen über denselben Gegenstand, dafs man kaum begreifen kann, wie es möglich war, eins und das nämliche auf so verschiedene Weise zu behandeln." Also darum hat *Lobeck* seine lateinische Beredtsamkeit gegen die Symboliker entfaltet, um selbst unter sie gerechnet zu werden. Dafs dem Verf. der *Aglaophamos* wirklich unbekannt sei, ist auch daraus zu schliefsen, dafs er über die Mysterien blos *Ouwaroff's* Werk anführt. Obgleich er übrigens versichert, sich aller Erklärungen aus guten Gründen enthalten zu haben, ist dies doch keineswegs wirklich der Fall; wie folgendes Beispiel zeigt: „*Adytum* (*Biblisch*) das Unzugängliche. Eine geheime Abtheilung in den Tempeln der Alten, das Allerheiligste bei den Juden. Hinter den Vorhang durfte nur der Hohepriester, und wohl gar selbst dieser jährlich nur einmal treten — — — den Frevler, welcher sich unberufen dem Allerheiligsten nahete, traf der augenblickliche Tod. Da die Uebertreter des Gebotes durch den Blitz erschlagen wurden, so ist sehr wahrscheinlich, dafs Moses oder die ägyptischen Priester, von denen er seine Weisheit hatte, Kenntnisse der Physik besafsen, welche weiter gingen, als man gewöhnlich anzunehmen pflegt; sehr möglich, dafs durch die hohen Stangen, welche die Stiftshütte umgaben, durch die unzähligen Spitzen, welche auf Salomon's Tempel das Dach bedeckten (angeblich, um die Vögel am Niederlassen auf demselben zu hindern) grofse Batterien zu laden bestimmt waren, welche denjenigen erschlugen, der, ohne Kenntnifs davon zu haben, ihnen nahete. Numa P. soll ähnliche Vorrichtungen gekannt haben, und selbst durch einen Versuch getödtet worden sein. Ein Aehnliches geschah dem bekannten Delile bei einem Experiment mit der Luftelectrizität." — Gehört das — möchte man fragen — in ein mythologisches Lexikon, oder in die Geschichte der Physik, der Hierarchie, der jüdischen Baukunst? Aufgebracht wenigstens hat den Gedanken dieser Erklärung ein Professor der Physik, der humoristische *Lichtenberg*; weiter ausgeführt dann ein Bibelforscher, *Michaelis*, in den Anmerkungen zu seiner Uebersetzung des alten Testaments; fürdergetragen der kritische Philosoph *Ben David* mit Andern, die über die physikalische Weisheit ihrer Väter erfreut waren, und als Kunsthistoriker hat *Hirt* in der Geschichte der Baukunst, und der Schrift über den Tempel Salomons, die Stelle architektonisch genau nachgewiesen, wo die elektrische Batterie gestanden, deren Schläge selbst augenblicklichen Tod bringen konnten. Diese Tempelbatterie scheint also verschiedene Wissenschaften zu interessiren; so mag sie denn auch in die Mythologie gehören. Gewifs, hätte der Verf. noch Einiges aus *Schweigger's* Entdeckungen physikalischer Kenntnisse in antiken Darstellungen der Jupiters-Blitze, aus *Salverte* des sciences occultes, *Seyffarths* Beiträgen zur Kenntnifs des antediluvianischen Planeten-Alphabets, und aus den Versuchen verschiedener Gelehrten, die Götter auf Mineralien und Metalle zu reduciren, in sein Lexikon aufgenommen: so würde dasselbe die Naturwissenschaften mit der Mythologie verbinden. Aber seine kritischen Maximen sind schwer zu durchschauen. Er wirft in seinem recensus librorum in der Vorrede mit „getrübter Brillen" und ähnlichen Prädikaten um sich, erzählt bei Anführung einer Schrift von *Hirt* statt alles andern eine persönliche Anekdote, und urtheilt am Schlufs des Artikels *Admetos*, dafs „über den ehrwürdigen älteren Dichter Wieland der junge Göthe in seinem *sehr schwachen Machwerk* (letztere Worte sind grofs gedruckt), Götter, Heroen und Wieland, auf unbarmherzige und ihn nicht ehrende Weise hergefallen." —

A. Schöll.

*) Zufällige Notizen der Art giebt er zwar; wie unter Aegina eine höchstoberflächliche Beschreibung der Aeginetica; aber unter Aeakiden, wo sie hingehörten, kein Wort. Unter Amphiaraos wird die äufsere Geschichte einer kl. Tübinger Bronze erzählt, weil man sie kürzlich für einen Amphiaraos nahm; dagegen in allen übrigen Artikeln werden Kunstdarstellungen nur ausnahmsweise, selten, ohne Princip. und blos in Bezug auf die sehr zufällig ausgewählten Kupfer, die das Werk begleiten, in Erwähnung gebracht. Von Dichterdarstellungen wird wohl hie und da eine Stelle des Homer oder Ovid, wie an a. O. des Diodor oder Strabo, ausgeschrieben; wo aber Tragiker oder Lyriker einen Mythus behandelt haben, das bleibt unerwähnt, obgleich es in den meisten Fällen mit leichter Mühe aus Nitsch-Klopfer hätte abgeschrieben werden können. Des Citirens hat sich übrigens der Verf. absichtlich ganz begeben; ausgenommen dafs er gelegentlich öfter falsche Citate des Nitsch-Klopfer'schen Lexikons berichtigt; welches Verdienst Ref. nicht verschweigen will.

Digitized by Google

№ 19.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1836.

Samlede tildeels forhen utrykte Afhandlinger af K. R. Rask. Udgivne efter Forfatterens Död af H. K. Rask. Förste Deel. Med Bidrag til Forfatterens Levnet af N. M. Petersen.

(Schlufs.)

Ueber die Wanderungen der alten Nordbewohner enthält diese Abhandlung wichtige und gehaltreiche Untersuchungen, berührt aber unmittelbar nicht das sprachliche Gebiet. Sie ist besonders den Historikern zu empfehlen.

Es folgen einige Recensionen, über Lings Asarne, Stockholm 1816, über Jomsvikinga-Sagan utgifven af Hammarsköld i Götheborg 1815 (beide sind Schwedisch geschrieben), dann eine einleitende Vorlesung über das Angelsächsische (unvollendet), die wir übergehen, um die pag. 153 beginnende Untersuchung über *die Verwandtschaft des Altnordischen oder Isländischen mit den asiatischen Sprachen* etwas näher zu betrachten. Sie wird als eine Fortsetzung von des Vfs. Untersuchung über den Ursprung des Isländischen angegeben. Das Resultat dieser letzten Untersuchung war, dafs sowohl das Isländische, als auch die meisten europäischen Sprachen abstammten von einer Sprachklasse, die R. die thrakische oder phrygische nennt. Nahe verwandt mit der thrakischen Klasse werden die celtischen oder slavischen Sprachen genannt. Was im Altnordischen nicht aus dem Thrakischen erklärt werden kann, nennt der Vf. eine später aus den finnischen, tartarischen, morgenländischen u. a. Sprachen hinzugekommene Mischung und wenn man aus diesen letzteren auch Viel erklären könne, so seien sie doch nicht die Quelle. „Doch" — sagt nachher der Vf. „da die ganze Spra„che nicht allein *daraus* (aus dem Thrakischen) abge„leitet werden kann, und da eben so Vieles in den sla„vischen und celtischen Sprachen kaum erklärt werden „kann aus dem Griechischen und Lateinischen, oder „sich darauf zurückführen läfst, so würde es unterhal„tend sein, noch die wichtigsten Nebenquellen zu be„trachten." Es wäre, meint der Vf., eine Möglichkeit, den Ursprung des Thrakischen wieder aufzufinden; auch verdienten die griechische und lat. Sprache ein Forschen nach ihrem Ursprung. Hiedurch erweitere sich die Aufgabe zur Untersuchung über den Ursprung der *europäischen* oder richtiger *sarmatischen* Sprachfamilie. — Wer nun glaubt, hier namentlich eine Berücksichtigung der zu Hauptresultaten führenden indischen Sprachen zu finden, findet sich mit dem Ref. getäuscht; von nordamerikanischen Sprachen, der finnischen Sprachklasse, türkisch, tartarisch, nogaisch, cuvassisch, kaukasischen Sprachen u. s. w. ist die Rede, aber kein Wort vom Sanskrit, wornach man die Ausbeute dieser Untersuchung selbst beurtheilen mag. Sie geht bis p. 187, umfassend 34 Seiten, und hat als Hauptzweck, die Wahrscheinlichkeit einer alten Sage, wornach Isländer von Turkomannen abstammen oder mit ihnen vermischt worden seien, auch sprachlich nachzuweisen. —

Weit gehaltvoller ist die folgende Abhandlung „die Endungen und Formen der dänischen Grammatik aus der isländischen Sprache erklärt", wo der Verf. ganz Meister seines Gebiets ist.

Von den Nomina der dänischen Sprache sucht der Vf. die Behauptung durchzuführen, „dafs ihre Endun„gen gewöhnlich von dem isländischen Accusativ ent„nommen seien, z. B. steinn, Accus. stein, Dänisch „Sten; tunga, Accus. tungu, Dänisch Tunge. So sieht „man (fährt R. fort), dafs die weiblichen Wörter auf „e (wie Tunge) eigentlich nicht von der isl. Form auf „a, sondern zunächst von der auf u kommen, dessen „Aussprache der des dänischen e sehr nahe liegt." Diese Ansicht rechtfertigt der Vf. dadurch, dafs die Nomina am öftersten im Accus. gebraucht würden. — Wir können ihr nicht beipflichten. Was das Beispiel steinn anbetrifft, so ist bekannt, dafs das zweite n die

Digitized by Google

aus r entstandene Nominativendung sei; diese ist in der neueren Sprache durch Abschleifung verschwunden; auf diese Weise trifft die Nominalform *ganz zufällig* zusammen mit dem isl. Accusativ, der dort bereits einer Endung entbehrt in diesen Nomina. Dafs aber in den Femin. *e* nicht aus *a*, sondern *u* hervorgegangen sei, ist eben so unwahrscheinlich. Der Vf. führt zum Beweise das Schwedische an „wo diese „Wörter gewöhnlich ihren isländischen Nominativ auf „a behalten, aber sobald sie in Zusammensetzung „kommen, wo sie nach dem isländ. *u* haben sollten, „welches zugleich Genitiv- und Accusativendung ist, „verwechseln sie a mit *o*, *u*, oder *e* z. B. ära aber „äreslös, aerulaus." Hiegegen wenden wir ein, dafs der zwischen Nomen und Endung eingeschobene Vocal in jenem Compositum rein euphonischer Art ist (weshalb auch a, e, o wechseln, nach dem Verf. selbst), wie z. B. das i in frugifer, das o in violentus, das u in regulus u. s. w. Der schwedische Nominativ mit Beibehaltung des a ist zudem sprechender Zeuge für den Gang, den neuere Sprachen bei ihrer Entfernung von der Mutter nehmen; dafs aufserdem aereslös ein von den Schweden selbstständig nach *ihrem* Sinn für Wohlklang, nicht nach dem der Mutter, gebildetes Compositum ist, beweist das euphonisch eingeschobene s; so wenig dies seinen Grund in aerulaus hat, so wenig ist das von jener beliebte e aus u zu erklären; auch das isl. *u* soll in aerulaus doch nicht Zeichen des Genitivs oder Accusativs sein? Es wird in Compositionen bekanntlich der Regel nach das *Thema* und kein Casus gebraucht; das Thema des Worts Ehre ist Isl. und Schwed. ära, Dän. ære; in der Composition beliebt der Isl. den euphonischen Vocal u, wovor das a des Themas wegfällt wie im Genitiv aeru statt aerau, der Schwede beliebt e, wovor a ebenso wegfällt, der Däne behält das zu e abgeschliffene a als leichtesten Vocal: aerelös. — In den dänischen Pluralformen läfst sich das allmählige Abschleifen der Nominativendung noch nachweisen. Die Nomina der 4ten isl. Decl. haben im Nomin. plur. die Endung ar (Sanskrit as), welche Dänisch er werden mufs. Das r, welches lediglich Nominativendung ist, wie im Singular hestr (Pferd) fällt ab im dän. heste; im Schwed. hat es sich noch erhalten; dagegen in der 3. isl. Declin., enthaltend Mascul. auf i, denen dänische Themata auf *e* entsprechen, ist die vollständige Pluralendung mit dem Nominativzeichen erhalten; z. B. nagli bildet Isl. im Nom. plur. naglar (statt nagli-ar), im Dän. noch nicht Nagle, sondern Nagler; die Bedeutung des r war inzwischen auch hier schon vergessen, denn es bleibt im Dän. in allen Casus, im Singul. vom Plur. zu unterscheiden. Wir leiten daher auch jene erstgenannten Pluralformen nicht mit R. (p. 201) aus dem isl. Accusativ ab. In den letztgenannten erscheint die Bedeutsamkeit des r als Nominativendung noch in einigen Compositis, die nicht das Thema, sondern einen Casus in der Composition gewählt haben, z. B. der Nomin. *Süder* Isl. sidir verliert das r in *Südeläre*, wo es als Genitiv dem Isl. sida entspricht; *Herrer* wird *Herre* in *Herredag* (p. 204) Isl. herradagr; gudir, Dän. *Guder* wird *Gude* in *Gudelüre*. (Sittenlehre, Herrentag, Götterlehre). Aufser diesen Spuren einer alten Form Genitiv plur. finden sich wenige, wo dieser Casus letzter Theil eines Compositums ist, z. B. *tilbage* (zurück) enthält die alte isl. Genitivform im plur. baka, von bak; daher eigentlich: zu Rücken = zurück. — Vom Dat. pl. kommen auch nur wenige Ueberreste vor. Er endet im Isl. auf um, welches sich findet in stundum (zu Zeiten, zuweilen) und abgeschliffen zu *em* in den Präpositionen igjennem, imellem (i midlum, d. h. in den Mitten, inmitten, zwischen). — Der Artikel heifst im Isl. hinn, hin, hit; soll ein Nomen subst. mit dem Artikel deklinirt werden, so erhält das Nomen erst seine Casusendungen und diesen wird der ebenfalls declinirte Artikel angehängt (doch mit Aufgebung des Unterschiedes der Masc. und Femininform des Artikels, indem jene immer auch beim Femin. gebraucht wird). Im Dän. ist die Declin. des Nomens in diesem Falle mit wenigen Ausnahmen aufgegeben. Sie findets ich noch in Dödsens (des Todes, von Död), Landsens u. s. w. für die neuere Form Landets (des Landes). Das anlautende h des Artikels wird nach isl. Euphoniegesetzen ausgestofsen, z. B. stein mit dem Artikel heifst stein-inn Dän. Stenen, der Stein, im Plur. steinar-nir, Dän. mit Weglassung der Nominativendung Stenene (wie aus steina-ni) die Steine. — Die isl. Superlativendung ist str, -astr (mit der Nominativendung). Grimm hat nachgewiesen, dafs im Deutschen st das s dem Comparativ angehöre, das t zur Ableitung des Superl. aus jenem diene; ebenso im Isl. z. B. der alte Comparativ von stor (grofs) ist stärri (mit anomalischer Verwandlung des o zu ä statt ö, Dänisch större), Superlativ störstr, indem das r des Compar. aus s ent-

Digitized by Google

standen ist. Die Form störstr ward später erleichtert zu stöstr, aber Dänisch störste. Hiernach ist falsch, was R. behauptet, dafs die Endung str an den Compar. gesetzt werde, da sie das comparative Element bereits enthält. Erst in der Zeit des Verfalls der Sprachen kommen solche Formen vor, wie bagerst, im Deutschen äufserst, gleichwie 2 Comparativendungen im Lateinischen interior u. s. w.

Was die Conjugation der Verba im Allgemeinen anbetrifft, so ist eine merkwürdige Eigenheit der dänischen Sprache, dafs sie die dritte Person im Isländischen als Normalform recipirt hat, die auch in den übrigen Personen gebraucht wird. Z. B. elska, lieben, macht im Prs. Indicat. elska, elskar, elskar, ich, du, er liebe, im dänischen dagegen: jeg, du, han elsker, welche Form das isld. elskar ist. Die Bedeutung des r (wahrscheinlich aus dem s des Pronomen sa, er, entstanden) ist also vergessen, woraus erklärlich wird, dafs sie auch in den Plural sich eindrängt, obgleich der bessere Styl hier die 3te Person des isl. plur. elska anwendet. Die Formen der 1sten und 2ten Pers. plur. elskum, elskid sind ganz verschwunden; man sagt: vi, i, de elske oder elsker. Der Optativ, han elske, ist Isl. elski, aber jene Form bleibt ohne Veränderung in allen Personen, während diese in der zweiten sy: elskir, im Plur. elskum, elskid, elski macht. Im dänischen Imper. ist der Singul. elsk abgekürzt aus elski, aber der Plur. vom dänischen Sing. abgeleitet, elsker, nicht wie im Isl. elskid (liebet.) Oft wird der dänische Singul. als Plur. gebraucht. — Nach der Imperfectbildung theilt R. die Verba in 2 Conjugationen; die erste habe ein mehrsylbiges, die 2te ein einsylbiges Imperf. (jene ist *schwach*, diese ist *stark*.). Die erste theile sich wieder in 4 Klassen a) Imperfectendung ist ede. b) te oder de. c) de mit Vocalveränderung in der Hauptsylbe. d) enthält einige alte Ueberreste von der dritten isldisch. Klasse. Die Endung ede bleibt unverändert im S. und Pl., während sie Isl. ada, adir, adi, udum, udud, udu ist. R. meint wieder die 3te per. im Singul. und Plur. als diejenigen Formen annehmen zu müssen, woraus ede abgeschliffen sei, also aus adi und udu. Wir glauben, dafs ede entstand aus ada, und ohne Abwandlung allenthalben beibehalten ward. — Das Partic. pass. bildet sich in dieser Klasse im Isl. auf ad (Nomin. adr) ud, at, im Dänisch. et; Plur. adi (r) ada (r) ud, Dän. ede, nicht wie Einige wollen, ete, denn „wo das Wort zusammengezogen wird, wird der harte „Conson. angenommen, aber wo es verlängert oder „erweitert wird, behält man den weichen, z. B. han „elskte, aber elskede; daher elskede oder elskte auch „im part. pass." (Vgl. hiezu Grimm I, 1005.) Diese Wohllautsregel ist in andern Sprachen nicht beliebt; im Schwedisch. aber findet sie sich auch. — In der 2ten und dritten Klasse werden te und de promiscue gebraucht. Weil jedoch die 2te Klasse sich von der ersten nur durch Zusammenziehung der Endung unterscheidet, ist nach R. dort immer te zu setzen (mit Ausnahme der einsylbigen Verba) während in der dritten, wo die Veränderung des inlautenden Vocals hinzukommt, immer de zu setzen sei, mit wenigen Ausnahmen. Z. B. tänker, tänkte, aber lägger, lagde. Zur vierten Kl. rechnet R. die Verba, welche in dem Präsens einsylbig werden. z. B. vide, véd, vidte, burde, bör, burde u. s. w. — Die zweite Conjugation theilt R. wiederum in 4 Klassen nach dem Vocal des Imperfects, insofern dieser 1) a 2) e 3) o 4) ö ist, im Isl. a, ei, ó, au. Diejenige Isl. nämlich, welche ë (je) hat, ist im Dänischen verschwunden. — Bei diesen 4 Klassen ist es schwierig zu wissen, wann die Pluralform (endend auf e, welches R. aus der 3ten isl. Person Plur. ableitet, z. B. átu = åde) vom Singular geschieden wird, und wann sie mit dem Singul. gleichlautend ist; die Endungen um, ud, u sind nämlich hier weggefallen, gleichwie im Singul. das t der 2ten Person (z. B. brannt.) Vgl. darüber p. 241. 242. Auch die Participia praet. pass. der zu diesen Klassen gehörenden Verba machen Schwierigkeit, da sie bald auf en, bald wie in der ersten auf t endigen (im Sanskrit na und ta.) R. hält für die Hauptregel: das Partic. endet auf en, wenn der Vocal des Infinitivs (richtiger: der Radix) verändert wird, aber auf t, wenn er behalten oder wenn das Partic. zusammengezogen wird, also skären, funden (Inf. skäre, finde) aber givet, slidt (Inf. give, slide.) (Man darf übrigens slidt sowenig zusammengezogen nennen, wie z. B. im Sanskr. sakta, im Lat. facto; der Vocal e vertritt die Stelle des lat. und ind. i. Merkwürdig aber ist, dafs im isl. Singular die Genusverschiedenheit nicht mehr ausgedrückt wird durch die auf t folgende Endung — as, â, am, us, a, um, — da sie schon weggeworfen ist, sondern durch den Vocal vor dem t oder d, adr, ud, at, Plural adir, adar, ud. —) Die dritte Klasse der ersten Conjugation ist von allen die auffallendste, indem sie 2 Bezeichnungen des Imperfects vereinigt, die ältere, starke durch Vocalveränderung, und die jüngere, schwache, durch Zusetzung. — Die eigenthümliche Bildung des Passivs geschieht im Isl. durch Zusetzung von *st* zu allen Formen des Activ (wobei euphonische Regeln die Activform oft verändern); st ist für die noch ältere Form sc, welches entstand aus sic = sich. Das Passiv ist also ursprünglich reciproker Bedeutung, weshalb auch oft das *eigentliche* Passiv zum Unterschied von diesem reciproken durch vera, verda = werden, umschrieben wird im Isl. (seltener im Dänischen durch vorde, aber nicht selten durch blive = worden.) Da der Ursprung von st aus so, sic verscholl, ward es nicht blos mehr für die dritte Person, sondern für alle gebraucht. Im Dänischen ist st wieder abgeschliffen zu s, mit euphonischem e = es, doch wird es nicht in all den Fällen gedeutet, wie im Isl. und Schwedischen. Zu Participien und Supinum kann es, mit Ausnahme der Deponentia, nicht gesetzt werden z. B. lykkes, lykkedes, lykkets; zu wenigen Imperfecten der 2ten Konjugation darf es hinzugefügt werden, z. B. han omgikkes von gik Imperf. von gaae, gehen. Im letzten Falle wird immer e eingeschoben. —

Auf diese interessante Abhandlung folgen weniger

Digitized by Google

wichtige Aufsätze. Einige einleitende Bemerkungen zu Vorlesungen „über Isländisch" zeigen die ersprieſslichen Folgen des isländischen Studiums für Erklärung der Runen, für Verständniſs der alten nordischen Literatur, richtige Anschauung des jetzigen sprachlichen Apparats etc. Hierauf folgen: einige Bemerkungen über Grundtvigs Probe einer Uebersetzung von Sämunds Edda. Den Beschluſs macht ein Abdruck des Textes von Ottars und Ulfstens Reiseberichten, nebst einer dänischen Uebersetzung und kritischen Bemerkungen und Erklärungen, p. 289 – 384. —

Das Verzeichniſs der von R. hinterlassenen eigenhändigen Manuscripten begreift im Ganzen 122 Numern in sich. Von diesen betreffen die ersten 15 scandinavische Sprachen, worunter namentlich einer Beachtung würdig scheinen die Num. 6—9; sie handeln nämlich von dem älteren Dänisch, welches gleichsam die Mittelstufe zwischen dem Isländischen und Neudänischen ausfüllt und letzteres in seinem Entstehen auf eine ähnliche Weise anschaulich macht, wie die Ahd. und Mhd. Sprache die Entstehung des Neudeutschen aus dem Gothischen. Sie sind daher für den Herausgeber des zweiten Bandes besonders zu empfehlen. Aus demselben Grunde ist Nr. 14. „über das Alt-„schwedische" für wichtig zu erachten. Die Numern 16—35 behandeln die germanischen Sprachen, als die altgermanische, mösogothische, angelsächsische, alt- und neufriesische, plattdeutsche und holländische Sprache und enthalten theils blos Bemerkungen, theils Entwürfe zu Grammatiken und Lexicis, selten aber Vollendetes. Num. 36 und 37 geben Notizen über die kymrische und gälische Sprache, Nr. 38—40 über romanische Sprachen, No. 41—45 slavische Sprachen, als Russisch, Lithauisch, Krainisch, Albanisch. Die 3 nächsten Numern handeln von finnischen und lappischen Sprachen. 49—53 über kaukasische Sprachen. Wichtig sind auf den ersten Blick 54—60, insofern sie von Zend und Pehlvi handeln, als N. 54 Sammlungen zu einer zendischen Sprachlehre, N. 55 zu einem zendischen Wörterbuch, N. 58 zu einer Pehlvi-Sprachlehre, ebenso die Numern 61—68, als: Entwurf zu einer Sanskritgrammatik, bibliotheca Sanscritana, Sammlung zu einem sanskrit-dänischen und dänisch-sanskritischen Wörterbuch. Von No. 69 an folgen andre indische Sprachen, Hindostani, Guzurattisch, Kanaräisch, Mahrattisch, Tamulisch, Telugisch — doch gewöhnlich und fast in allen Handschriften nur lose Notizen. Von No. 77 an folgen Sammlungen zu Pali-, Elu-, Singalesi-Sprachlehren, No. 81 enthält ein Verzeichniſs von Schriften in Pali und Singalesi. Von No. 88 an über semitische Sprachen, von 98 – 103 über Jacutisch, Tartarisch, Kalmukkisch, Mantschu, Chinesisch, Aleutisch. Dann von 104—106 gemischte etymologische Sachen. Die Schlufsnumer giebt Notizen zu einer Pasigraphie, welche R.'s Lieblingsidee war. — Das Ganze klingt gröſser und bedeutender, als es ist. Vollständige Arbeiten scheinen sehr wenige vorhanden zu sein und selbst systematische Entwürfe selten; das Meiste erscheint in Gestalt von Collectaneen, die R. gelegentlich beim Studium für eine künftige Benutzung niedergeschrieben zu haben scheint. Dies gilt z. B. von den Numern 54 und 58 ganz vorzüglich, wo man nach dem Titel sich vielleicht zu recht groſsen Erwartungen berechtigt glauben mögte. Von der Zendgrammatik ist durch Bopp und Burnouf bereits weit mehr bekannt, als sich hier findet auf den gröſstentheils leeren Blättern, worauf R. offenbar erst angefangen hat zu sammeln. Noch weniger, wo möglich, findet man in No. 58 über Pehlvi.

In dem Entwurf zur Sanskritgrammatik No. 61 finden wir die Behauptung aufgestellt, daſs das Finnische sich vollkommen mit dem Sanskrit messen könne hinsichtlich der in dem Sprachbau verborgenen Philosophie. In dem inneren Sprachbau des Sansk. finde man manche unregelmäſsige Wörter, die immer ein später gestörtes Ganze verriethen und allezeit von einer Umwälzung in des Volkes Zustand zeugten. (Wir fragen billig: von welcher Sprache gilt dies *weniger* als vom Sanskr. ?) Eine Menge Wörter sei aus den finnischen, tartarischen, mongolischen Sprachen ins Sanskrit gekommen (?). Alte Biegungsformen, die nun blofs als adverbiale Endungen übrig seien, z. B. i, a, eine Präsensform auf o, seien verloren. Aus all diesem gehe hervor, daſs Sskr. keineswegs vollkommen rein, ursprünglich und unverändert sei, *Pali* übertreffe es in dieser Hinsicht wahrscheinlich und sei die älteste und kostbarste Sprache unsres Geschlechts. Doch müsse man sich jetzt begnügen mit der Sanskritsprache, obwohl sie beinahe noch unzugänglich sei. Daſs die Nomina in ihrer Grundform „welche die indischen Sprachlehrer erfunden haben", aufgeführt werden, ist nach R. eine der Hauptschwierigkeiten bei Erlernung der Sprache. — Wir haben diese Bemerkungen so ausführlich ausgezogen, um unsern Lesern gleich einen Begriff zu geben von dem Urtheil, welches R. über das Verhältniſs des Sanskr. zu andern Sprachen und über dessen Bau hatte. Es würde ohne Zweifel einiges Interesse gewähren, wenn sein ziemlich starkes, obwohl nicht vollendetes Manuscript, Allen durch den Druck zugänglich gemacht würde, weil Gottlob bereits viele Gelehrte ein Urtheil darüber haben würden, und weil R. die Sprache nicht von der Seite und mit der Gewogenheit anschaut, welche bei andern Gelehrten die allgemein verbreitete ist. R's. Vorurtheil dagegen würde wohl oft zu einer genaueren Betrachtung und Erwägung führen und so der Wahrheit näher bringen. — Ueberhaupt scheint uns der Herausgeber des ersten Bandes der gedruckten Abhandlungen die für die Wissenschaft im Allgemeinen wichtigsten Sachen nicht ausgewählt, sondern mehr auf den Norden Rücksicht genommen zu haben bei der Wahl. Hoffen wir daher auf Wichtigeres im zweiten Bande. Der besprochene Entwurf zur Sanskritgrammatik schreibt alle Sanskritwörter mit lateinischen Buchstaben, so daſs der Druck auch in Kopenhagen wenig Schwierigkeiten machen würde.

K. Johannsen.

Digitized by Google

№ 20.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1836.

XVI.

Geognostische Skizze der wichtigsten Porphyrgebilde zwischen Freiberg, Frauenstein, Tharandt und Nossen, entworfen von F. C. Freiherrn von Beust, königl. Sächs. Bergamtsassessor. Nebst einer petrographischen Uebersichtskarte und sieben Blättern geognostischer Zeichnungen. Freiberg, 1835. *bei J. G. Engelhardt. IX. u.* 110 *S. gr.* 8.

Wer nicht ein paar Decennien lang schon in der Geognosie steht und nicht die grofsen Reformen, welche sie hat durchlaufen müssen, nach und nach geschichtlich hat verfolgen können, kann beim Eintreten in die Wissenschaft leicht zurückgeschreckt werden durch die sehr mögliche Betrachtung, dafs es derselben an eigentlichen Thatsachen fehlen möchte, dafs die Auffassung der sogenannten Thatsachen sich nach der eben herrschenden genetischen Ansicht modificire und dafs die Erscheinungen entweder häufig wandelbar sein oder ein richtiges Erkennen gar nicht zulassen müfsten. Die Sache liegt aber doch, wird sie bei gehörigem Lichte betrachtet, etwas anders, nämlich lediglich darin, dafs die Kunst zu beobachten nach und nach weiter fortgeschritten ist, dafs sich die Beobachtungen selbst ungemein vermehrt haben, wodurch ein wechselseitiges Aufklären und Ergänzen derselben statt fand, dafs die dadurch hervorgegangene bessere genetische Ansicht auch dahin zurückwirkte, der Beobachtung eine gröfsere Vollkommenheit und Umsicht zu verleihen, und dafs so vieles, was früher als thatsächlich feststehend angesehen war, sich nur als Resultate ungenügender Beobachtungen darstellte. Was also den Anfänger zu jenen Fehlschlüssen über den wissenschaftlichen Werth der Geognosie verführen könnte, ist eigentlich ein Glanzpunkt derselben, nämlich das Erkennen der Riesenschritte, welche sie in kurzer Zeit vorwärts gethan hat. Die letztern werden gerade in Sachsen, wo die Werner'sche Schule ihre vermeintlichen geognostischen Wahrheiten mit der Genauigkeit ihrer Zeit prüfend gesammelt hatte, am allerauffälligsten, indem nun hier viele Lagerungsverhältnisse anders befunden werden, als sie in den Dogmen jener Schule aufgestellt worden sind. Zu dieser Kategorie gehört auch der Gegenstand der vorliegenden Schrift. Die Lagerstätten von Porphyr, welche unmittelbar vor den Thoren von Freiberg vorbeistreichen, hatte man von jeher als Lager im Gneuse betrachtet. Man hatte zwar bei Frauenstein, 5 Stunden von Freiberg, Porphyr-Gänge beobachtet, glaubte aber nicht, sie mit jenen Freiberger Lagerstätten für gleichbedeutend halten zu dürfen. Selbst eine Stimme, welche sich schon im Jahr 1814 gegen die Lagernatur jener Freiberger Porphyre erhob und die dieselben für Gänge erkannte, nämlich jene des Hrn. Ström in einem Aufsatz über den Granit (in v. Leonhard's Taschenb. VIII.) ward ganz übersehen, blieb wenigstens unbeachtet und daher ist es auch zu entschuldigen, dafs Ström's Arbeit erst dem Verf. des gegenwärtigen Aufsatzes in die Hände kam, nachdem letzter längst geschrieben war, wie er als Schlufsbemerkung zu seiner Schrift anführt. Die Untersuchung über jene Freiberger Lagerstätten, wozu er den Auftrag von dem königl. Oberberg-Amte erhielt, konnte aber gerade durch die Nichtkenntnifs jenes Vorgängers um so unbefangener geführt werden. Aus einer bedeutenden Reihe sicherer Beobachtungen schöpfte der Vf. die gewisse Ueberzeugung, dafs jene Porphyrlagerstätten sich durchaus als wahre Gänge im Gneuse verhalten.

Man könnte vielleicht sagen, dafs diese Untersuchung für die allgemeine Geognosie ohne Interesse gewesen sei, und ihr so höchstens einen lokalen Werth einräumen, da das Resultat, nach den zahlreichen neu-

Digitized by Google

ern Ermittelungen über die Lagerungsverhältnisse des Porphyrs und speciell derjenigen über seine Beziehungen zum Gneus von Zobel und von Carnall, Walchner u. A., im Voraus nicht anders zu erwarten war, als es von Hrn. v. Beust gefunden ward. Die Ermittelung aber ist gerade in der Geognosie von der gröfsten Wichtigkeit; so dürfen wir entgegensetzen, dafs dasjenige, welches als Gesetz oder Norm aufgestellt wird, auch nirgend in der Natur Widersprüche oder Ausnahmen finde. Denn wenn der Porphyr auch an vielen Punkten, wo er genau beobachtet worden ist, als abnorme Massen und speciell oft in Ausfüllungsform von Spalten erscheint, wie dies selbst bei Frauenstein der längst erkannte Fall ist, so verdiente gerade sein angenommenes Vorkommen als untergeordnete Lager im Gneise bei Freiberg um so mehr einer genauern, wiederholten Untersuchung, um, wo möglich, gleichförmige Resultate zu erhalten und keinem Einwurfe gegen die allgemeine Regel Raum zu lassen. So waren also die Untersuchungen des Hrn. v. Beust keine fruchtlosen für die allgemeine Geognosie, vielmehr waren sie von der Wissenschaft dringend gefordert, sie mufsten gemacht werden, sollte sie von einem bedeutenden Widerspruche befreiet werden. Die Beobachtungen sind auch wirklich in einer grofsen Vielzahl angestellt worden, haben allen Zweifel an dem erzielten Resultate gelöst, und bewähren so eben so sehr die Genauigkeit und den Scharfsinn des Verfassers, als sie seinen Schlüssen das Siegel der Gewifsheit aufdrücken. Ins Detail können wir ihm nicht folgen, und erwähnen daher von den Ergebnissen nur im Allgemeinen, dafs die Porphyre die Schichten des Gneuses im Grofsen unter sehr bedeutenden Winkeln durchschneiden, wenn sie auch im Einzelnen ihrem Streichen und Fallen sich bisweilen anschliefsen; dafs ihre Saalbänder häufig die unregelmäfsigsten Gestalten zeigen, obschon sie im Ganzen immer als plattenförmige Massen erscheinen, dafs die Längenausdehnung der Porphyr-Massen in den meisten Fällen ungleich bedeutender, als ihre Mächtigkeit ist, und zum Theil auf mehrere Stunden weit verfolgt werden kann, obschon sie in andern Fällen allerdings nur auf kurze Distanzen fortsetzen, wo sie dann nicht selten auf einem Zuge hinter einander liegen, und dafs die Berührungsflächen mit dem Gneuse im Allgemeinen dieselben Verschiedenheiten zeigen, welche man in dieser Hinsicht an Erzgängen wahrnimmt, theils Ablosung auf dürren Klüften, theils Lettenbestege, theils eine Breccie von Gneusbruchstücken.

Man hatte auch die Meinung und zwar nicht blos von den Freiberger, sondern auch von den Frauensteiner Porphyr-Lagerstätten aufgestellt, dafs sie stockförmige Ausscheidungen im Gneuse und folglich mit diesem von gleichzeitiger und gleichartiger Bildung seien. Was man für diese Ansicht beibringen zu können glaubte, geht der Verf. ebenfalls kritisch prüfend durch und zeigt, auch für den Rec. überzeugend, dafs dieselbe keinen gültigen Bestand habe.

So weit über den ersten Abschnitt: *Specielle Betrachtung mehrerer Porphyrlagerstätten in der Nähe von Freiberg*; in dem zweiten Abschnitt: *Beziehungen der Porphyrgänge zu der Formation des Uebergangsporphyrs*, geht der Verf. weiter, und stellt beweisend einen, wenn auch nicht ganz neuen, doch mit bestimmter Klarheit in der Wissenschaft wohl noch nicht ausgesprochenen Satz auf, nämlich, dafs die Porphyrgänge im Gneuse bei Freiberg zu derselben Formation gehören, welche, unter dem Namen des Uebergangsporphyrs bekannt, in geringer Entfernung von Freiberg an mehrern Punkten auftritt, den gröfsten Theil des tharandter Waldes einnimmt, zwischen Freiberg und Frauenstein grofse Bergzüge bildet und aus der letztern Gegend sich in weit ausgedehnten Massen nach Dippoldiswalde, Altenberg und über den Rücken des Erzgebirges nach Böhmen hineinzieht. Der Verf. giebt es gerne zu, dafs gleich den Lavaströmen, Verschiedenheiten in dem Gesteinscharakter benachbarter Porphyrzüge vorkommen, welche auf verschiedene Epochen der Bildungen hindeuten: die sämmtlichen Porphyre im Erzgebirge sind aber nicht älter als das ältere Steinkohlengebirge, und es können die Freiberger Erzgänge aller Formationen, da sie die Porphyrgänge durchsetzen, mindestens nicht älter sein, als die Bildung des Rothliegenden. Diese Erkenntnifs, welche der Verf. mit Evidenz dargethan haben dürfte, ist an und für sich von Wichtigkeit und kann zugleich zu interessanten Betrachtungen über die Genesis der Gänge führen; für letztere nimmt auch der Verf. die plutonische Bildung an, so wie er häufig auf die Aehnlichkeit der Entstehung bei Porphyren und Basalten hinweist.

Schliefslich kann Rec. nicht umhin, noch ganz besonders auf das sehr gleichartige Verhalten der

Digitized by Google

Porphyre in Niederschlesien, wie es von Zobel und von von Carnall in dem Karsten'schen Archiv sehr ausführlich beschrieben wird, mit demjenigen der Porphyre im Erzgebirge Sachsens hinzuweisen; fast zu allen Erscheinungen finden sich in beiden Gebirgen vollständige Analogien, und es verdienen die Abhandlungen von Zobel und von Carnall und die von Beust'sche miteinander studiert zu werden. Ueber die erstere Arbeit hat Rec. sich schon bei einer andern Gelegenheit vortheilhaft ausgesprochen: aber auch die vorliegende von Beust'sche, welche von einer petrographischen Uebersichtskarte und von zahlreichen Gebirgsdurchschnitten, sämmtlich nach den Felsarten illuminirt, begleitet ist, mufs er um so mehr für einen willkommenen Beitrag zur Wissenschaft erklären, als sie ihre schönen Resultate mit möglichster Schärfe und Klarheit zur vollkommenen Ueberzeugung entwickelt. Rec. wünscht daher, dafs der Verfasser in ähnlichen Forschungen fortfahren möge, denn wenn auch in Sachsen für die allgemeine und besondere Geognosie viel gethan ist, was Niemand in Abrede stellen wird, so bleibt doch noch viel dort zu thun übrig, wozu die so eben noch vor Werner's Thüre gemachten Ermittelungen und Berichtigungen einen auffordernden Fingerzeig abgeben dürften.

Nöggerath.

XVII.

Årsberättelse om nyare zoologiska arbeten och upptäckter, till Kongl. vetenskaps-Academien afgifven den 31. *Mars* 1832; *af B. F. Fries. Stockholm*, 1832. *tryckt hos P. A. Norstedt et söner.* 193 *S.* 8. *Detsamma*, 1833. *Stockh.* 1834. 123 *S. Detsamma*, 1834. *Stockh.* 1834. 208 *S.*

Die gewöhnlich sogenannten schwedischen Jahresberichte über die Fortschritte der Naturwissenschaften, mit deren Abfassung für jedes einzelne Hauptfach die Akademie der Wissenschaften zu Stockholm je eines ihrer Mitglieder beauftragt hat, haben sich nicht blofs seit einer Reihe von Jahren einen bestimmten Ruf gegründet; sondern sie scheinen auch vermöge der bequemen Uebersicht über fast alle neuere Leistungen und wenigstens stets über die wichtigsten, welche sie darbieten, überhaupt das Beispiel der Nachahmung geweckt, und namentlich in neuester Zeit das Erscheinen mancher ähnlicher Original-Arbeiten in Deutschland und sonst bewirkt zu haben. — Bei der trotz ihrer Nützlichkeit so geringen Verbreitung, welche diese Berichte im Originale in Folge der geringen Zahl von Naturforschern, denen die schwedische Sprache geläufig ist, in Deutschland finden, ist es zu bedauern, dafs durch den gegenwärtigen Mangel einer Uebertragung des zoologischen Theils dieser Nutzen für die meisten von uns verloren geht. Für alle viel beschäftigte Verehrer der Wissenschaft bleibt es selbst in grofsen Städten, und wo sonst grofse, stets mit den neuesten Erscheinungen der Literatur schnell versehene Bibliotheken existiren, immer noch schwer, das wissenswürdige Neue in ihren Fächern hinreichend zu übersehen; bei ungünstiger Lokalität wird es geradezu unmöglich für jeden, welchen nicht ein enormer Reichthum in seiner Neigung unterstützt. Der bekannte Umstand aber, dafs ungünstige Verhältnisse bei weitem am häufigsten Statt finden, trägt vorzüglich dazu bei, solchen Uebersichten, die auf alles Bessere aufmerksam machen und es nachweisen, hohen Werth zu geben.

Seit vier Jahren ist die Abfassung der Uebersicht über die Leistungen auf dem gesammten Felde der Zoologie dem Professor B. F. Fries (dem jüngeren, einem wahrscheinlichen Verwandten des rühmlich bekannten Botanikers El. Fries) anvertraut, nachdem sie vor ihm durch einige Jahre von Professor Nilsson, welcher damals in Stockholm war und jetzt wieder in Lund ist, ausgeführt worden war. Charakter und Form der Arbeit sind in beiden Fällen, der ursprünglichen Einrichtung gemäfs, dieselben geblieben; was man bei der Beschaffenheit dieser selbst nur loben kann. Das Ganze ist überhaupt für jeden einzelnen Zweig von der Art, dafs es wahrlich immer ein tüchtiges, officielles Pensum für den damit beauftragten Akademiker bleibt und gewifs einen guten Prüfstein abgiebt für den Grad des Fleifses und der Umsicht, welche er den Fortschritten in seinem Fache widmet. Indefs mufs man auch zugestehen, dafs es die Akademie ihrer Seits sich ernstlich angelegen sein läfst, ihren Berichterstattern einen Reichthum literarischen Materials zur Verfügung zu stellen, welcher in Betracht des für Schweden doch weder eben schnellen, noch immer leichten Bücherverkehrs mit dem Auslande

Digitized by Google

nicht anders als sehr ansehnlich genannt werden kann. Diefs, so wie die ganze Einrichtung der Berichte selbst, ist geeignet, immer neuerdings Belege für die in jeder Hinsicht rühmliche Art und Weise zu liefern, wie die Naturforscher des Landes, von welchem die Regeneration der Naturwissenschaften und namentlich der eigentlichen Naturgeschichte ausgegangen ist, das bei ihnen erstandene gute Beispiel nachzuahmen wissen und zu verewigen wünschen, und wie sie, indem sie bei allem Eifer doch auch stets mit wahrer, ruhiger, umsichtiger Gediegenheit zeitgemäfs fortzuschreiten verstehen, sich vor Allem dem zu bewahren gewufst haben, was anderswo zu manchen Uebereilungen oder selbst zu wirklichen Verirrungen geführt hat.

Als Haupteigenschaft literarischer Arbeiten von dieser Gattung wird vor Allem leichte Uebersichtlichkeit den ersten Platz behaupten; und für diese ist hier in solchem Grade gesorgt, dafs wohl nur Ein Mittel übrig sein möchte, dieselbe noch einigermafsen zu steigern; nämlich das Anbringen von Columnentiteln. Wir wollen unter den der oben genannten Jahrgänge den neuesten auswählen, um durch Angabe der Rubriken, unter welche der ganze Stoff geordnet erscheint, und der Seitenzahlen zugleich eine beiläufige Andeutung des Ausdehnungs-Verhältnisses zu geben, in welchem die einzelnen Materien zu einander stehen; obwohl sich diefs, wie begreiflich, jedes Mal nach äufseren Umständen, nämlich nach der Stoffmasse selbst, richtet.

Zoologie im Allgemeinen, S. 1—13; *Säugethierkunde*, 17—37; *Ornithologie*, 38—57; *Herpetologie*, 58—66; *Ichthyologie*, 67—74; *Entomologie* und *Helminthologie*, unter den besonderen Abschnitten: eigentliche Insecten, S. 75—98, Arachniden, 99—100, Krebse, Ringel- und Bienenthiere, 101—125; *Malacologie*, mit den Abtheilungen: eigentliche Mollusken, 126—33, Strahlthiere, 133—35, Infusionsthierchen, 136—40. Hierauf folgen, zweckmäfsig von der Uebersicht der Untersuchungen über die Jetztwelt getrennt und die erste Hauptrubrik, nämlich die der eigentlich so genannten Zoologie beschliefsend, diejenigen Artikel, welche die *Fauna der Vorwelt* betreffen. Der übrige Raum ist fast ganz der *Anatomie* und Physiologie gewidmet, worunter die Rubrik *Vertebrata* obenan auch die neuesten Aufklärungen über die Anatomie des Menschen enthält, und insgesammt von S. 147 - 79 fortläuft; die Rubrik Invertebrata geht von 180—98. Auf S. 187—98 steht der Bericht über *Physiologie*, der aber natürlich nicht genau von dem über Anatomie zu trennen war. Jeder dieser Artikel schliefst mit einem Verzeichnisse seiner speciellen Literatur; dem über Zoologie im Allgemeinen dagegen ist die Literatur der periodischen Schriften beigegeben. Den Schlufs des Ganzen machen, S. 201—8, die *zoologischen Schriften und Entdeckungen im Vaterlande*. Jeder einzelne Artikel aller Rubriken führt noch einen besonderen, mit kleiner Schrift gedruckten Randtitel als kurze Inhaltsanzeige.

Der Bericht selbst erscheint zwar im Ganzen nicht eigentlich kritisch, sondern mehr referirend, ist jedoch auch im letzteren Falle gewöhnlich von der Art, dafs er mit wenigen Worten den Charakter und Werth der erwähnten Arbeiten bezeichnet. Bei der grofsen Masse des Gesammtinhaltes kann natürlich im Ganzen jeder Artikel seinen Gegenstand nur in angemessener Kürze behandeln. Indefs finden sich Ausnahmen von dieser Regel, wenn ein Gegenstand entweder an sich, oder durch allgemeine Folgerungen und weitere Beziehungen an Wichtigkeit gewinnt. Dem Berichte z. B. über das Werkchen des Referenten: „das Abändern der Vögel (und Säugethiere) durch Einfluss des Klimas," welches die Rubrik „Ornithologie" eröffnet, sind vermöge der daran geknüpften Betrachtungen über die Modificationen, welche dergleichen äufsere Wirkungen nothwendig in die Bestimmung und Begränzung des vielfach so ungemein wichtigen Begriffes von species zu Wege bringen, acht volle Seiten Raum zugetheilt.

Nach diesen Angaben über den Charakter der Berichte überhaupt wird es für die Zukunft genügen, jedes Mal nur auf das erfolgte Erscheinen eines neuen aufmerksam zu machen.

Gloger.

Digitized by Google

Jahrbücher

für

wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben

von der

Societät für wissenschaftliche Kritik

zu

Berlin.

Februar 1836.

Berlin,

Verlag von Duncker und Humblot.

1836.

Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Digitized by Google

Mitglieder und Mitarbeiter.

Abegg, in Breslau.
Abeken, in Osnabrück.
Albrecht, in Göttingen.
Aschbach, in Frankfurt a. M.
v. Baer, in Petersburg.
*Bartels.
Barthold, in Greifswald.
Baur, in Tübingen.
Bauer.
F. Benary.
A. Benary.
Bernhardy, in Halle.
Beseler, in Basel.
Bessel, in Königsberg in Pr.
Billroth, in Halle.
Binder, in Heidenheim.
*Boeckh.
v. Bohlen, in Königsberg in Pr.
Bonnell.
*Bopp.
v. Brandt.
Burmeister.
Capellmann, in Düsseldorf.
Carus, in Dresden.
Clarus, in Leipzig.
Damerow, in Greifswald.
Daub, in Heidelberg.
Dieterici.
Diez, in Bonn.
*Dirichlet.
Dirksen.
Dove.
Droysen.
Drumann, in Königsberg in Pr.
Ellendt, in Königsberg in Pr.
Encke.
Erdmann.
Ewald, in Göttingen.
v. Felgermann.
Feuerbach, in Erlangen.
Förstemann, in Halle.
Fr. Förster.
Fricke, in Hamburg.
Friedländer.
*Gabler.
*Gans.
Gerhard.
Gloger, in Breslau.
Glückselig, in Prag.
Goldfuss, in Bonn.
Göschel.
Göttling, in Jena.
Graff.
v. Griesheim.
v. Gruber, in Stralsund.
Haase, in Schulpforta.
v. d. Hagen.
Hagen II. in Königsberg in Pr.
*v. Henning.
*Heffter.
Heydemann.
Heyse.
Hiecke, in Zeitz.
Hinrichs, in Halle.
*Hirt.
Homeyer.
Hornschuch, in Greifswald.
*Hotho.
*Fr. Hufeland.
Hunger, in Erlangen.
Ideler.
J. Ideler.
Johannsen, in Copenhagen.
v. Karajan, in Wien.
Kleine, in Duisburg.
Klöden.
Kosegarten, in Greifswald.
Krüger, in Quedlinburg.
Kufahl.
Kühne, in Leipzig.
Lange.
G. Lange, in Worms.
Lappenberg, in Hamburg.
Lehmann.
Lehnerdt, in Königsberg in Pr.
Lehrs, in Königsberg in Pr.
Leo, in Halle.
Leupoldt, in Erlangen.
*Link.
Lisch, in Schwerin.
Lobeck, in Königsberg in Pr.
Lorinser, in Oppeln.
Lucas, in Königsberg in Pr.
*Marheineke.
Matthäi, in Verden.
Matthäi, in Göttingen.
Matthies, in Greifswald.
Mayer, in Bonn.
Meinicke, in Prenzlau.
F. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
G. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
H. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
Michelet.
Minding.
Mittermaier, in Heidelberg.
Mullach.
v. Müffling, in Münster.
Johannes Müller.
Müller.
Naumann, in Bonn.
Naumann, in Freiberg.
Nebenius, in Carlsruhe.
Nees v. Esenbeck, in Breslau.
Neue, in Dorpat.
Niethammer, in München.
Nöggerath, in Bonn.
Pelt, in Kiel.
Petermann.
Petersen, in Kreuznach.
v. Pfuel, in Neufchatel.
Phillips, in München.
Pinder.
Plafs, in Verden.
Pohl, in Breslau.
Pott, in Halle.
Purkinje, in Breslau.
Ranke, in Quedlinburg.
Ratzeburg.
v. Raumer, in Erlangen.
Rauter, in Strafsburg.
Reinganum.
v. Riese, in Bonn.
Carl Ritter.
Rosenkranz, in Königsberg.
Rötscher, in Bromberg.
Fr. Rückert, in Erlangen.
Rühle v. Lilienstern.
v. Rumohr, in Copenhagen.
Rust, in Speier.
Sachs.
Schmidt, in Erfurt.
Schmidt, in Bielefeld.
Schoell.
Schömann, in Greifswald.
Schön, in Breslau.
Schott.
Schubert, in Königsberg in Pr.
*Joh. Schulze.
*C. H. Schultz.
Sohncke, in Königsberg in Pr.
Spiker.
v. Stägemann.
Steffens.
Stern, in Göttingen.
Strauss, in Tübingen.
Streckfuss.
*Toelken.
Trendelenburg.
Uckert, in Gotha.
Ulrici, in Halle.
*Varnhagen v. Ense.
Vatke.
Voigt, in Königsberg in Pr.
Wachsmuth, in Leipzig.
Walter.
Weber, in Bremen.
Weisse, in Leipzig.
Wendt, in Göttingen.
Wendt, in Posen.
Wiegmann.
Wilda, in Halle.
*Wilken.
v. Willisen.
Wilmans.
Windischmann, in Bonn.
v. Winterfeld.
Witte, in Halle.
Wolff, in Wien.
*Zumpt.

Digitized by Google

Jahrbücher

für

wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben

von der

Societät für wissenschaftliche Kritik

zu

Berlin.

Februar 1836.

Berlin,

Verlag von Duncker und Humblot.

1836.

Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Digitized by Google

Mitglieder und Mitarbeiter.

Abegg, in Breslau.
Abeken, in Osnabrück.
Albrecht, in Göttingen.
Aschbach, in Frankfurt a. M.
v. Baer, in Petersburg.
*Bartels.
Barthold, in Greifswald.
Baur, in Tübingen.
Bauer.
F. Benary.
A. Benary.
Bernhardy, in Halle.
Beseler, in Basel.
Bessel, in Königsberg in Pr.
Billroth, in Halle.
Binder, in Heidenheim.
*Boeckh.
v. Bohlen, in Königsberg in Pr.
Bonnell.
*Bopp.
v. Brandt.
Burmeister.
Capellmann, in Düsseldorf.
Carus, in Dresden.
Clarus, in Leipzig.
Damerow, in Greifswald.
Daub, in Heidelberg.
Dieterici.
Diez, in Bonn.
*Dirichlet.
Dirksen.
Dove.
Droysen.
Drumann, in Königsberg in Pr.
Ellendt, in Königsberg in Pr.
Encke.
Erdmann.
Ewald, in Göttingen.
v. Felgermann.
Feuerbach, in Erlangen.
Förstemann, in Halle.
Fr. Förster.
Fricke, in Hamburg.
Friedländer.
*Gabler.
*Gans.
Gerhard.
Gloger, in Breslau.
Glückselig, in Prag.
Goldfuss, in Bonn.
Göschel.
Göttling, in Jena.
Graff.
v. Griesheim.
v. Gruber, in Stralsund.
Haase, in Schulpforta.
v. d. Hagen.
Hagen II. in Königsberg in Pr.
*v. Henning.
*Heffter.
Heydemann.
Heyse.
Hiecke, in Zeitz.
Hinrichs, in Halle.
*Hirt.
Homeyer.
Hornschuch, in Greifswald.
*Hotho.
*Fr. Hufeland.
Hunger, in Erlangen.
Ideler.
J. Ideler.
Johannsen, in Copenhagen.
v. Karajan, in Wien.
Kleine, in Duisburg.
Klöden.
Kosegarten, in Greifswald.
Krüger, in Quedlinburg.
Kufahl.
Kühne, in Leipzig.
Lange.
G. Lange, in Worms.
Lappenberg, in Hamburg.
Lehmann.
Lehnerdt, in Königsberg in Pr.
Lehrs, in Königsberg in Pr.
Leo, in Halle.
Leupoldt, in Erlangen.
*Link.
Lisch, in Schwerin.
Lobeck, in Königsberg in Pr.
Lorinser, in Oppeln.
Lucas, in Königsberg in Pr.
*Marheineke.
Matthäi, in Verden.
Matthäi, in Göttingen.
Matthies, in Greifswald.
Mayer, in Bonn.
Meinicke, in Prenzlau.
F. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
G. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
H. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
Michelet.
Minding.
Mittermaier, in Heidelberg.
Mullach.
v. Müffling, in Münster.
Johannes Müller.
Müller.
Naumann, in Bonn.
Naumann, in Freiberg.
Nebenius, in Carlsruhe.
Nees v. Esenbeck, in Breslau.
Neue, in Dorpat.
Niethammer, in München.
Nöggerath, in Bonn.
Pelt, in Kiel.
Petermann.
Petersen, in Kreuznach.
v. Pfuel, in Neufchatel.
Phillips, in München.
Pinder.
Plafs, in Verden.
Pohl, in Breslau.
Pott, in Halle.
Purkinje, in Breslau.
Ranke, in Quedlinburg.
Ratzeburg.
v. Raumer, in Erlangen.
Rauter, in Strafsburg.
Reinganum.
v. Riese, in Bonn.
Carl Ritter.
Rosenkranz, in Königsberg.
Rötscher, in Bromberg.
Fr. Rückert, in Erlangen.
Rühle v. Lilienstern.
v. Rumohr, in Copenhagen.
Rust, in Speier.
Sachs.
Schmidt, in Erfurt.
Schmidt, in Bielefeld.
Schoell.
Schömann, in Greifswald.
Schön, in Breslau.
Schott.
Schubert, in Königsberg in Pr.
*Joh. Schulze.
*C. H. Schultz.
Sohncke, in Königsberg in Pr.
Spiker.
v. Stägemann.
Steffens.
Stern, in Göttingen.
Strauss, in Tübingen.
Streckfuss.
*Toelken.
Trendelenburg.
Uckert, in Gotha.
Ulrici, in Halle.
*Varnhagen v. Ense.
Vatke.
Voigt, in Königsberg in Pr.
Wachsmuth, in Leipzig.
Walter.
Weber, in Bremen.
Weisse, in Leipzig.
Wendt, in Göttingen.
Wendt, in Posen.
Wiegmann.
Wilda, in Halle.
*Wilken.
v. Willisen.
Wilmans.
Windischmann, in Bonn.
v. Winterfeld.
Witte, in Halle.
Wolff, in Wien.
*Zumpt.

Digitized by Google

Inhalt des Februar-Heftes.

Jahrbücher No. 20—40.

Seite

Berghaus, Karte von Syrien. Gotha, 1835. — K. von Raumer. 211

Lord Brougham, a discourse of natural theology, showing the nature of the evidence and the advantages of the study. London, 1835. — Göschel. . . 265

Lord Brougham, Gott und Unsterblichkeit aus dem Standpunkte der natürlichen Theologie und ihrer Beweiskraft. Aus dem Engl. von Sporschil. Leipzig, 1835. — Göschel. 265

Castelli's Gedichte. Einzige vollständige Sammlung in sechs Bändchen. Berlin, 1835. — Schöll. . . 262

Dirksen, System der juristischen Lexicographie. Leipzig, 1834. — Sanio. 177

Dirksen, Thesauri latinitatis fontium iuris civilis Romanorum specimen. — Leipzig, 1834. — Sanio. . 177

Gervinus, Geschichte der poetischen National-Litteratur der Deutschen. Erster Theil. Von den ersten Spuren der deutschen Dichtung bis gegen das Ende des 13ten Jahrhunderts. Leipzig, 1835. — Rosenkranz. 281

Graffunder, über die Sprache der Zigeuner. Eine grammatische Skizze. Erfurt, 1835. — Bopp. . 301

Hoefer, Auswahl der ältesten Urkunden deutscher Sprache im Königl. Geheimen Staats- und Cabinets-Archiv zu Berlin. Hamburg, 1835. — Lisch. . . . 293

Alex. de Humboldt, Examen critique de la géographie du Nouveau continent et des progrès de l'astronomie nautique dans les 15 et 16*me* siècles. Zweite und dritte Lieferung. — Dr. Ideler. 241

Lamartine, Souvenirs, impressions, pensées et paysages pendant un voyage en Orient (1832—1833), ou notes d'un voyageur. Paris, 1835. — K. v. Raumer. 211

Melas, Erwin von Steinbach oder Geist der deutschen Baukunst. Ein Roman in drei Theilen. Hamburg, 1834. — A. Hagen. 253

Münscher's Lehrbuch der christl. Dogmengeschichte. Dritte Auflage. Mit Belegen aus den Quellenschriften, Ergänzungen der Literatur, historischen Noten u. Forschungen versehen von Dr. von Coelln. Erste Hälfte. Cassel, 1832. Zweite Hälfte erste Abtheilung 1834. — Dr. Baur. 227

M. Antonii Mureti opera omnia ex mss. aucta et emendata cum brevi adnotatione Davidis Ruhnkenii. Studiose ab se recognita emendata aucta selectisque aliorum et suis adnotationibus instructa accurate edidit Car. Henr. Frotscher. Vol. I. Lipsiae, 1834. — N. 319

Hopkins Ramadge, Consumption curable and the manner in which nature as well as remedial art operates in effecting a healing process in cases of Consumption, explained and illustrated by numerous remarkable and interesting cases; to which is added a Mode of Treatment, by which the development of Tubercles may be prevented in persons liable thereto, from hereditary predisposition, or a bad state of the system, induced by various causes. Uebersetzt von Hohnbaum. Hildburghausen, 1835. — Stannius. 174

v. Raumer, England im Jahre 1835. 2 Theile. Leipzig, 1835. — Wachsmuth. 196

Hieronymus Savonarola und seine Zeit. Aus den Quellen dargestellt von A. G. Rudelbach. Hamburg, 1835. — Leo. 161

Thoel, der Verkehr mit Staatspapieren aus dem Gesichtspunkt der kaufmännischen Speculation. Göttingen, 1835. — J. Mendelssohn. 313

Wiegmann, Herpetologia mexicana seu Descriptio amphibiorum novae Hispaniae quae itineribus Comitis de Sack, Ferd. Deppe et Ch. Guil. Schiede in museum zool. Berol. pervenerunt. Pars I. Berolini, 1834. — Kaup. 222

Anzeigeblatt No. 1.

Seite

Litterarisches. Antikritik von Michelet. . . . 1—3

Litterarische Anzeigen . . . . . 4—8

Digitized by Google

Vortheilhaftes Anerbieten

für

Freunde der Literatur,

besonders aber für

Lesegesellschaften und Leihbibliotheken.

Die nachstehenden Werke rühren meist von Autoren her, welche zu den ausgezeichnetsten Schriftstellern unserer oder früherer Zeit gehören. Jede Empfehlung derselben ist daher überflüssig. — Um ihre Anschaffung zu erleichtern und oft an uns gerichteten Wünschen zu genügen, bieten wir sie hiermit von heute bis Ende März 1836 zu folgenden günstigen Bedingungen an. Die ganze Sammlung besteht aus 140 Bänden, welche zusammen 184⅓ Thlr. kosten; auf einmal genommen wollen wir sie aber zu 66⅔ Thlr. erlassen. — Wer für 100 Thlr. von obigen Werken wählt, soll nur 40 Thlr. bezahlen; für 50 Thlr. — nur 25 Thlr.; für 25 Thlr. — 16⅔ Thlr.; für 12 Thlr. — 9 Thlr. — Es giebt wol keine günstigere Gelegenheit für Freunde der Literatur, Lesegesellschaften und Leihbibliotheken sich eine werthvolle Sammlung neuerer literarischer Erscheinungen anzuschaffen, und ihre Bibliotheken zu ergänzen.

Alle Buchhandlungen sind in den Stand gesetzt, die vorstehenden Bedingungen zu gewähren. Berlin, den 1. Octbr. 1835.

Duncker und Humblot.

Alexis, Willibald, gesammelte Novellen. 4 Bde. 5⅓ Thlr.
— — — die Geächteten. Novelle. (Steht nicht in den „gesammelten Novellen"). 1⅓ Thlr.
Blum, K., Vaudevilles für deutsche Bühnen und gesellige Zirkel; nach dem Französischen bearbeitet. 2 Bände nebst Musikbeilagen. 2⅔ Thlr.
Boccaccio, das Decameron; übersetzt von D. W. Soltau. 3 Bde. 4½ Thlr.
Briefe eines Lebenden, herausgegeben von F. F. 2 Bde. 3½ Thlr.
Bruchstücke aus Karl Berthold's Tagebuch. Herausgegeben von Oswald. 1⅚ Thlr.
Buntes Leben. Roman, aus dem Englischen übersetzt von Th. Hell. 2 Bde. 2½ Thlr.
Chezy, Helmina v., Aurikeln; eine Blumengabe von Deutschen Händen. 1½ Thlr.
Cooper's, James Fenimore, Romane, übersetzt von G. Friedenberg.
Der Bravo. 3 Bände. . . . 3½ Thlr.
Connanchet und die Puritaner in Connecticut. 3 Bde. . . . . 3½ Thlr.
Die Prairie. 3 Bde. . . . . 3½ Thlr.
Red Rover. 3 Bde. . . . . 3½ Thlr.
Die Wassernixe oder der Streicher durch die Meere. 3 Bde. . . . 3½ Thlr.
Eichendorff, J. v., Dichter und ihre Gesellen. Novelle. 1⅔ Thlr.
Felicitas. Ein Roman von der Verfasserin der Erna. 1½ Thlr.
Friedrich, Th. H., dialogische Turnspiele. ¼ Thlr.
Furchau, F., Arkona. Ein Heldengedicht in zwanzig Gesängen. 2½ Thlr.
Goethe u. Zelter, Briefwechsel in den Jahren 1796 bis 1832. Herausgegeben v. Dr. F. W. Riemer. 6 Thle. 12 Thlr.
Grattan's Skizzen u. Romane, übersetzt von Will. Alexis, Th. Hell und K. L. Meth. Müller.
Die Erbin von Brügge. 4 Bde. . . 4½ Thlr.
Jacqueline von Holland. 3 Bde. . . 4 Thlr.
Heer- und Querstraßen, oder Erzählungen. 5 Bände. . . . . 6⅔ Thlr.
Reisebilder. 2 Bände. . . . . 3 Thlr.
Hoffmann, E. T. A., die Elixiere des Teufels. 2 Bde. 2 Thlr.
Holtei, K. v., Lenore. Schauspiel. ⅚ Thlr.
Irving's, Wash., Schriften, übersetzt von S. H. Spiker und Th. Hell.
Bracebridge Hall. 2 Bände. . . 2 Thlr.
G. Crayon's Skizzenbuch. 2 Bände. . 3 Thlr.
Erzählungen eines Reisenden. 2 Bde. . 3 Thlr.
Jonathan Oldstyle's Briefe. . . . ⅚ Thlr.
Das Alhambra. 2 Bde. . . . 2½ Thlr.
Kotzebue, A. v., Erinnerungen aus Paris. 2 Bde. 1⅓ Thlr.
— — Erinnerungen von einer Reise aus Liefland nach Rom und Neapel. 3 Theile. 3 Thlr.
Lüdemann, W. v., Züge durch die Hochgebirge und Thäler der Pyrenäen. 1⅔ Thlr.
Meisner, A. G., das Leben des Julius Cäsar, fortgesetzt von J. Ch. L. Haken. 4 Bände. 6 Thlr.
Memoiren des Grafen Alexander von T— (Tilly). 3 Bde. 6 Thlr.
Mollien, G., Reise nach Columbia. 1⅔ Thlr.
Müchler, K., Anekdoten-Almanach für die Jahre 1810. 1811. 1812. 1813. 1815. 1817 bis 1834. 23 Jahrgänge und Register. 31⅓ Thlr.
Müller, Wilh., Rom, Römer und Römerinnen. Eine Sammlung vertrauter Briefe aus Rom u. Albano. 2 Bde. 2½ Thlr.
(Nicht in der Gesammt-Ausgabe von W. Müller's Schriften enthalten.)
Ossian's Gedichte; rhythmisch übersetzt v. J. G. Rhode. 3 Theile. 4 Thlr.
Rellstab, L., Erzählungen, Skizzen und Gedichte. 3 Thle. 4 Thlr.
Rumohr, K. F. v., Deutsche Denkwürdigkeiten. 4 Thle. 4⅓ Thlr.
Die Schleichhändler, Novelle von J. v. G. 1⅓ Thlr.
Scott's, Walter, Romane, übersetzt von W. A. Lindau und S. H. Spiker.
Der Alterthümler. 3 Bände. . . 3½ Thlr.
Der Pirat. 3 Bände. . . . . 3½ Thlr.
Quintin Durward. 3 Bde. . . . 3 Thlr.
Straparola's Mährchen, übers. v. F. W. V. Schmidt. 1 Thlr.
Streckfuß, K., Gesammelte Erzählungen. 2 Bände. 2 Thlr.
Töpfer's, K., Lustspiele. 2 Bände. 3⅓ Thlr.
Trueba, D. T. de, Salvador, der Guerillaführer, übersetzt von G. Friedenberg. 3 Bände. 3⅓ Thlr.
Voß, Jul. v., Travestieen und Burlesken. ⅝ Thlr.
Woltmann, Karol. v., Die Bildhauer. Roman. 2 Bde. 3 Thlr.
Wundersage, die, von Alroy. Vom Verfasser des Vivian Grey. Uebersetzt von Th. Hell. 2 Bde. 3 Thlr.

Gedruckt in Berlin bei **J. F. Starcke.**

Digitized by Google

№ 21.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1836.

XVIII.

Hieronymus Savonarola und seine Zeit. Aus den Quellen dargestellt von A. G. Rudelbuch, Doct. d. Ph. Hamburg, 1835. ***bei Fr. Perthes.*** *(S. XVI.* 503.*)* 8.

Bei jeder Taufhandlung werden wir von neuem inne, wie die christliche Kirche ein festes Haus sei wider die Sünde. Schon die allgemeinsten Wahrheiten ihrer Lehre, schon die allgemeinsten Wirkungen ihres Daseins machen die Gräuel des Heidenthums unmöglich, und hemmen bis auf einen gewissen Grad den Entwickelungsproceſs der erbsündlichen Substanz, brechen die Gewalt des bösen Geistes. Die Taufe aber ist das Eingangsthor in dieses feste Haus. Das Haus hat auch ein Ausgangsthor; zwar nicht die einzelne Sünde, denn sie kann gebüſst und vergeben werden, und wird es dem lebendig Glaubenden, ja! es ist eines der grauenhaftesten Zeichen eines fast allgemeinen lästerlichen Misverstehens frommen Lebens, dafs man von dem, der eine fromme Lebensrichtung bekennt, Sündlosigkeit, Fleckenlosigkeit verlangt, die nur bei Gott ist, dafs man ihn verhöhnt, wenn man ihn fallen sieht, während unsere Frömmigkeit eben darin besteht, dafs wir erkennen, wie wir allzumal Sünder sind; — die Sünde also ist das Ausgangsthor nicht, aber die *Selbstgerechtigkeit* ist es, denn der Selbstgerechte hat weder Glauben noch Kirche, und aller Unglaube fängt mit irgend einer Gattung der Annahme einer Bedürfnifslosigkeit der Erlösung, mit einer Verachtung der Liebe Jesu an.

Nun ist das, was man in unserer Zeit *Bildung* nennt, ein Zaun geworden für die Selbstgerechtigkeit des Bewufstseins. Man forsche nur in den Urtheilen, wie sie die gang und gäben sind; man forsche nur nach dem, was Lob, was Tadel bringt bei der Menge der Gebildeten, nach der zu Grunde liegenden Substanz dessen, was als Lebensklugheit und zweckmäfsige Behandlung von Verhältnissen verlangt wird, und überall wird man finden, dafs das, was als legitime Basis unserer Bildung gilt, worauf sich die Menschen in einem Gefühl gesicherter Anerkennung berufen, irgend eine Gattung der Selbstgerechtigkeit ist. Hätte die Kirche nicht fast rund um diesen Anger des praktischen Unglaubens in früherer Zeit ihre Gebäude gezogen, könnten sich die Consequenzen desselben ungehemmt entwickeln, wären nicht überall im Leben noch Brücken und Stege in Resten früherer gläubigeren Zeit, die auch den Blinden helfen, wir würden sehen, wie bald alle Bänder auch der natürlichen Liebe wichen, und in neuer Gestalt die Gräuel des Heidenthums, Selbstmord einerseits und aller Pfuhl der Weltlust andrerseits zur Herrschaft kämen.

Nun hat sich ein gemäfsigtes Verhältnifs zur Sünde und zum Unglauben gebildet, ein Zustand, der keine Hölle, sondern nur ein Vorhof derselben ist:

> — *questo misero modo*
> *Tengon l'anime triste di coloro,*
> *Che visser senza fama e senza lodo* —

selten bricht die Trostlosigkeit zur verzweifelten That oder zum Wahnsinn hindurch — aber ein Leben wird geführt, was, wenn es zu Ende ist, war wie ein schaales Geschwätz — und Seufzer hört man, aber mit wie kleinen Reizen wird die angehende Zerknirschung zur Harmonie der Bildung zurückgeführt! Kein Geier frifst an Eurer Leber, ein Papagei pickt an Eure Brust oder zwickt Euch in den Finger, und Ihr stellt ihn zufrieden mit Zuckerbrod!

Das nun ist der Zustand, in welchem unsere Zeit der Umgebung Savonarolas in Florenz gleicht, fast auf ein Haar; nur mehr natürliche Erregbarkeit war in jenem Volke wegen der nationalen Grundlage. Sonst aber war derselbe Unterbau der Selbstgerechtigkeit, der damals das christliche Thun fast allgemein zu ei-

Digitized by Google

Zeugnifs der Wahrheit. Eine zahllose Menge wird für diese Lehre sterben, aber je mehr die Saat der Märtyrer wächst, desto herrlicher wird die Kirche blühen, und der Glaube wird bis an die fernsten Enden der Erde ausgebreitet werden. Meine Priester werden die Lehre alle Tage einem grofsen Volke verkündigen, und dieses sie mit Demuth und Andacht hinnehmen. Und alles dieses will ich trotz der ganzen Welt ausführen, ich wills mit Königen und Fürsten, mit allen Religionen und Secten auf Erden, mit den Mächten der Unterwelt aufnehmen, und die Pforten der Hölle sollen meine Gemeine nicht überwältigen." Ihr höret staunend und schliefset mit Recht: „*Das ist ein Werk, das nicht die Gesammtheit der Menschen, nicht die ganze Natur, nicht das Himmelsgebäude, sondern Gott allein vollbringen kann. Aber wir sehen es ja vollbracht, und wollten noch zweifeln, es sei ein Werk göttlicher Majestät und der Werkmeister wahrer und ewiger Gott! Darum erröthen und schämen sich die Ungläubigen!*"

So spricht sich Savonarola über die welthistorische Bedeutung des Christenthums aus, und in diesem felsenfesten Glauben an dessen unvergängliche Dauer bis zu der Welt Ende war ihm die bevorstehende Reformation eine Gewifsheit, eine Wahrheit, an die er glaubte, wie an Gott, von der er wufste, ehe Luther eine Ahndung davon hatte. Wie aber? steht nicht vielleicht Savonarola noch in einer unmittelbareren Beziehung zu der bald nachher in Deutschland beginnenden Reformation der Kirche, die ganz in und ganz aus seinem Sinne war? — Ei wohl! Savonarola bewegte durch sein Auftreten nicht blofs Florenz, nicht blofs Toscana, nein! das ganze nördliche und mittlere Italien. Sein Beginnen, seine Aeufserungen beschäftigten alle, die damals für höhere Interessen Sinn hatten; bewegten sicherlich und berührten den Geist aller junger Männer, die in Bologna und Padua oder in anderen Universitätsstädten des nördlichen Italiens den Wissenschaften oblagen. Unter dieser Generation von Studierenden waren aber hunderte deutscher Edelleute und reicher Bürgerssöhne, und sie waren Ritter, Amtleute der Fürsten oder hatten Stellen in den Magistraten der Städte, als nachher die Reformation in Deutschland in Gang kam. Wie viel mag das damals in Italien entzündete Licht, was seitdem eine Reihe von Jahren sich an den Erfahrungen des praktischen Lebens hatte nähren können, wie viel mag es nachgewirkt haben? Danken wir nicht die Durchführung der Reformation in Deutschland vornämlich dem Adel und den Reichsstädten? Läfst sich nicht von mehreren der bedeutenderen Förderer der Reformation die Anwesenheit in Italien während Savonarolas Auftreten oder bald hernach darthun? Fanden nicht alle Erscheinungen des geistigen Lebens in Italien damals den unmittelbarsten Anklang und die unmittelbarste Weiterwirkung in Deutschland?

Haben wir uns nun aber von der reinchristlichen Tendenz Savonarolas, haben wir uns davon überzeugt, dafs in dem Wirken der deutschen Reformatoren ein dem Wesen nach Identisches zu erblicken ist, so werden wir auch Savonarolas ganze Erscheinung mit anderen Augen messen, als diejenigen seiner Zeitgenossen, welche eben nicht wahrhaft in christlichen, sondern in verfeinerten heidnischen Ueberzeugungen lebten, und an deren Spitze Machiavelli zu nennen ist, dessen Urtheil und Anschauungsweise früher Ref. viel zu sehr bestochen hat, so dafs auch er (obwohl anerkennend, dafs durch Savonarolas Wirken einem tiefgegründeten religiösen Bedürfnifs in Florenz entgegen gekommen worden sei) doch Savonarola persönlich für eine viel zu barocke Erscheinung nahm, als dafs er dessen eignen theologischen Schriften oder den seinem Leben und Thun besonders gewidmeten Büchern eigne Studien hätte zuwenden mögen; so sind denn die, vornämlich auf die Ansicht nicht übereinstimmender Zeitgenossen Savonarolas gegründeten, Auffassungen neuerer Schriftsteller auch zum grofsen Theil in des Ref. italienische Geschichte übertragen worden, und er fühlt sich der vorliegenden gelehrten Arbeit besonders auch nach dieser Seite zu Danke verpflichtet, dafs er aus ihr nicht blofs eine Anzahl Einzelnheiten richtiger hat sehen lernen (denn darauf käme am Ende so unendlich viel nicht an), sondern dafs sein ganzer Stand- und Gesichtspunkt in Betreff Savonarolas dadurch wesentlich berichtigt worden ist.

(Der Beschluss folgt.)

Digitized by Google

№ 22.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1836.

Hieronymus Savonarola und seine Zeit. Aus den Quellen dargestellt von A. G. Rudelbach.

(Schluſs.)

Savonarola war in keiner Hinsicht ein Schwarmgeist; er hat sich nirgends unbefugt und unberufen in die Staatsangelegenheiten gemischt, und wo er in Dingen, deren Einsicht im Einzelnen ihm nicht gegeben war, zu einer Einmischung eingeladen wurde, lehnte er sie ab. Ihm war es überall um eine Reformation im Geiste zu thun, und in diesem Sinne gab er die groſsen Grundzüge, die von Nöthen waren, an. Das Einzelne, Weltliche, Formelle überliefs er Anderen, und nur wenn Streitigkeiten entstanden, wie bei Einrichtung der neuen Verfassung, oder wenn man besonders seinen Rath und seine Hülfe suchte, sprach er sich auch über solche Staatssachen aus. Ueber seine prophetischen Gaben hatte niemand klarere und richtigere Vorstellungen als er selbst, und der Verf. des vorliegenden Werkes stellt in dieser Hinsicht seine Leser durchaus auf den geeigneten Standpunkt.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen zu diesem, auch was die äuſsere Darstellung anbetrifft, vortrefflich gehaltenen Buche, wenden wir uns nun noch zu einigen specielleren Punkten.

Schon Friedrich Schlegel hat nachdrücklich darauf hingewiesen, daſs Zeiträume, welche nichts in reineren Formen Producirtes der Nachwelt hinterlassen haben, darum keinesweges immer als die roheren zu betrachten seien im Vergleich mit anderen Zeiträumen, welche uns eben die Muster der Ausdrucksweisen in Kunst und Wissenschaft hinterlieſsen. Wie weit würde sonst das 3te bis 5te Jahrhundert nach Christo unter das antike Alterthum zu setzen sein, während doch alle bewegenden Interessen, alle Aufgaben dieser Jahrhunderte unendlich tiefer, und das Werk derselben, die geistige und politische Durchführung der Herrschaft des Christenthumes im römischen Reiche ein gar nicht zu ermessen gröſseres Werk ist als die Vollbringung aller Aufgaben des in der Handhabung der äuſseren Form weit höher stehenden heidnischen Alterthumes. Indem nun der Verf. des uns vorliegenden Werkes in seiner Einleitung einen kurzen, aber für seine Zwecke durchaus genügenden Abriſs des christlichen Bewuſstseins und der Bestrebungen es zu bilden bis auf Savonarola giebt, enthält diese Einleitung nothwendig auch eine Rechtfertigung der Bildung des früheren Mittelalters im Gegensatz der Bildung, die bis auf unsere Tage als die höhere, ja! als die *Wiedergeburt* der Wissenschaften in den letzten, so depravirten Zeiten des Mittelalters ausgeschrieen wird, und welche nichts war als eine *Wiederbelebung der Motive heidnischen Lebens*. Es wäre Thorheit in Abrede stellen zu wollen, daſs auch das Studium des heidnischen Alterthums sein Recht und seine Ehre hat, aber seine höchste doch nur darin, daſs wir bei diesem Studium die Züge Gottes wahrnehmen, wie sie zu Christus hinziehen, also theils negativ wie die heidnische Welt in ihrer Sprache, ihren Begriffen, ihren sittlichen Weisen, ihrem Cultus eine Substanz entwickelt, die in sich den Keim des Todes trägt, theils positiv wie in diesem Todesproceſs eine Reihe von Arbeiten in philosophischer wie in baukünstlerischer, in politischer wie in musikalischer, in wissenschaftlicher wie in technischer Beziehung vollbracht werden, welche den Tod des heidnischen Alterthums selbst überlebend, dann der christlichen Weltbildung gedient haben. In dieser Weise demnach mag dem Studium des Alterthums seine Ehre widerfahren, daſs es nothwendig ist zur Ehre Gottes, weil diese sich auch an den Heiden offenbart hat, daſs es nothwendig ist zur Ehre Gottes, weil die Förderungen menschlicher Thätigkeit unter den Heiden auch der christlichen Welt zu Gute kommen können. *Allein* so nahm man das Studium des heidnischen Alter-

Digitized by Google

thums in der Regel *nicht* in den Zeiten der sogenannten Wiederherstellung der Wissenschaften, und diese selbst erscheint als ein Zeitraum so lästerlicher Verweltlichung, so häufigen inneren Abfalls zu einem verfeinerten Heidenthum, dafs die Ausbildung einer eigenthümlich christlichen Philosophie in der Scholastik des Mittelalters als ein weit herrlicheres Werk menschlichen Geistes gefafst werden mufs. Leider haben wir eine Geschichte der Scholastik so gut wie noch gar nicht, und doch wäre sie dringendes Bedürfnifs, denn was kaum ein ganzes Menschenleben bezwingen und in seiner Eigenthümlichkeit dem Interesse unserer Zeit wieder anzupassen vermag, haben fast alle unsere Philosophen und Theologen mit wenigen Einzelstudien abgemacht und bei Seite geworfen, oder es hat einer dem anderen nachgeschrieben. Wie würde doch das ganze Geistesleben des Mittelalters ein anderes Antlitz für uns gewinnen, wenn ein Mann mit so seltenen Gaben gesunder theologischer Speculation, wie der Verf. des uns vorliegenden Buches, es unternähme, eine weiter eindringende Geschichte der christlichen Philosophie des Mittelalters zu schreiben. Auch diese christliche Philosophie hatte die tüchtige Nahrung, welche der menschliche Geist an einzelnen Erscheinungen des heidnischen Alterthums wie an dessen ganzem welthistorischen Dagewesensein zu gewinnen vermag, nicht verschmäht; sogar mehr davon ersehnt, als ihr zu Theil ward; aber es war doch ein ganz anderes Verhältnifs dazu als das eines Boccaccio oder gar eines Machiavelli. Auch die hohe Bedeutung, die diese sogenannte Wiederherstellung der Wissenschaften für die Bildung der neueren christlichen Welt gewonnen hat, verkennt unser Verf. nicht; aber er giebt die richtige Fassung der Erscheinung dazu: „Gewöhnlich sieht man die Verbreitung gelehrter humanistischer und Sprachkenntnisse, so wie der Alterthumskunde als den Glanzpunkt besonders des 15ten Jahrhunderts und als eine welthistorische Erscheinung an, und man hat von daher eine eigne Epoche, die des Wiederauflebens der Wissenschaften datirt. Und wenn man auch so wirklich den Hebel mit dem waltenden Geiste, das mächtige *Mittel* und den Apparat mit dem, was Leben darin hauchen sollte, verwechselt hat, wenn man auch in späterer Zeit gar zu geneigt war, *die Gediegenheit der früheren wissenschaftlichen Entwickelung* über den Glanz, der das Werden der späteren verkündigte, zu übersehen, so sind doch allerdings jene Richtung und die dieselbe theils hervorrufenden, theils fördernden Ereignisse schon darum historisch wichtig und bedeutsam, weil das ganze Mittelalter, insofern es Wissenschaftliches anstrebte, sich dahin neigte und auf die Eroberung jener bis dahin verborgenen Schätze gespannt war." — — „Dieser merkwürdige Zusammenstofs und das Eingreifen dieser Weltkräfte in alle späteren organischen Bestrebungen läfst uns das höhere Walten des Herrn für sein Reich auf Erden auch bei dieser Erscheinung nicht verkennen. Unmittelbar zwar war der Gewinn davon nicht für die Kirche; zwar verdunkelte das einseitige stylistische und grammatische Treiben oft die reale Gelehrsamkeit; zwar waren viele derer, die man als Wiederhersteller der Wissenschaften rühmt, keinesweges von unbescholtenen Sitten, und selbst unter denen, die man sonst mit Recht bewundert, trifft man selten einen, der aufrichtig seine Kniee vor Christo beugte; zwar läfst es sich leicht nachweisen, dafs eben die Richtung, welche man als eine segenbringende pries, die Platonisirende, viele Keime des Unglaubens grofs zog; zwar ist es bekannt, dafs das Zeugnifs, das manchmal indirect für die Wahrheit, durch Enthüllung des Irrthums, abgelegt wurde, leicht zum Verstummen gebracht ward, dafs päbstliches Gold, hohe Würden, Ehrenbezeugungen leicht den Mund mancher verschlossen, während der römische Hof mit der oberflächlichen Distinction zwischen dem Kirchenglauben, den man als ein Gewand abstreifte, und dem Philosophiren, das man als Beruf trieb, sich vollkommen zufrieden stellen liefs; zwar wirkte die durch alle diese Erscheinungen hervorgebrachte Versteinerung des Lebens keinesweges zu Verbesserung desselben, und die Mifsbräuche wucherten fort wie bisher, ja manchmal suchte auch das Laster durch den glänzenden Schmuck hoher Bildung und Förderung der Gelehrsamkeit und Künste seine scheufsliche Gestalt zu verbergen — aber grofs war dennoch der *mittelbare* Gewinn für die Kirche, und was in der Gegenwart ganz für die Welt berechnet schien, wurde bald zu heiligem und höherem Gebrauch umgeschmiedet."

Freilich werden in unserer Zeit viele ein Aegernifs nehmen an solchen Aeufserungen des Verfs. wie des Ref., allein dadurch werden sie nur die Wahrheit dessen bezeugen, was wir oben äufserten, dafs unsere Zeit so manche schlagende Aehnlichkeit habe mit der Savo-

Digitized by Google

narolas, und wir wollen uns durch solches Aergernifs nicht irre machen lassen in dem Glauben, dafs auch in der Wissenschaft eine Adventszeit vor der Thüre sei, und wollen das vorliegende Werk als einen der Boten der schönen Festzeit begrüfsen. Denen aber, die den Kopf schütteln, antworten wir mit Savonarolas Worten: „Höre, sagt der Teufel, ich will Dir einen guten Rath geben, rühre die schmerzhaften Stellen nicht an, wenn Du in Frieden leben willst. — Ich begehre Deine Rathschläge und Deinen Frieden nicht; denn Dein Friede ist kein Friede, und Dein Krieg bricht meinen Frieden nicht."

Von den drei Abtheilungen des Buches (von denen die erste: die *Signatur des fünfzehnten Jahrhunderts*, dessen sinkende wie dessen steigende Kräfte darstellt; die zweite *das Leben Savonarolas* und die kirchlichen und politischen Bewegungen seiner Zeit behandelt) ist die dritte: *Savonarolas prophetischer und theologischer Charakter*, uns weitaus die interessanteste und belehrendste gewesen, so viel Schönes und Berichtigendes auch die ersten beiden Abtheilungen boten. Man gewinnt selbst nach der dogmatischen Seite aller Wege, wenn man des Verfs. Darstellung und Beurtheilung des dogmatischen Standpunktes Savonarolas liest, und in sie sind so zweckmäfsig die schönsten, treffendsten Stellen aus des Märtyrers Schriften verflochten, dafs man zugleich diesen immer mehr sich verklären sieht, ohne dafs einem die dunkeler bleibenden Punkte seiner Persönlichkeit verhehlt werden. Wie schön und klar ist nicht Savonarolas Ausspruch über *den* Glauben, der allein den Menschen rechtfertigt, und der ein ganz anderer ist als der blofse historische Glaube und der todte Wortglaube. Wie schön und eindringlich ist der Ausspruch Christi behandelt: Es kann niemand zu mir kommen, es sei denn dafs ihn ziehe der Vater, der mich gesandt hat. Wie lösend ist nicht die vorhergehende Auseinandersetzung der Auffassung der menschlichen Freiheit durch Savonarola, durch welche „die Freiheit des Willens in der Erscheinung zwar festgehalten, aber diese zugleich als eine gewisse Unvollkommenheit anerkannt, und damit auf eine wahrhafte *Freimachung* des Willens durch eine höhere Kraft hingedeutet wird." Eine der klarsten Expositionen Savonarolas ist endlich auch die, wo er die Natur der Sendung Christi bespricht S. 369 u. 370. Wir heben sie nicht aus, weil wir der Auszüge ohnehin schon genug gegeben haben, und jeder, den diese Dinge lebhaft interessiren, das Buch ohne Zweifel ganz lesen wird. — Im Anhange sind noch eine Reihe für die Geschichte Savonarolas wichtiger Beilagen und Urkunden gegeben. Zum Schlufs wollen wir noch Etwas, was unter die Minutien gehört, erwähnen; dafs nämlich Machiavelli den Namen Savonarola auf scuola und parola reimt, wodurch die Aussprache Savonaróla aufser Zweifel gestellt wird.

H. Leo.

XIX.

Consumption curable and the manner in which nature as well as remedial art operates in effecting a healing process in cases of Consumption, explained and illustrated by numerous remarkable and interesting cases; to which is added a Mode of Treatment, by which the development of Tubercles may be prevented in persons liable thereto, from hereditary predisposition, or a bad state of the system, induced by various causes. By Francis Hopkins Ramadge. Lond. 1834. übers. von Hohnbaum. Hildburghausen 1835.

Wol nicht leicht konnte einer Schrift ein mehr lockendes und verführerisches Aushängeschild gegeben werden, als es die vorliegende trägt. Eine Krankheit, die ein Viertheil bis ein Dritttheil des gesammten Menschengeschlechtes hinwegraffend, den ärztlichen Bemühungen zu allen Zeiten gespottet hat, wird für heilbar erklärt. Es dürfte sich daher wol der Mühe lohnen, damit kein Unkundiger getäuscht werde, kurz zu erörten, in wie weit eine Heilbarkeit der Schwindsucht möglich ist.

Schwindsucht ist der Ausgang eines Krankheitsprocesses, der auf fehlerhafter Bereitung und Mischung des Blutes beruhet. Dem individuellen Organismus ungeeignete Nahrung, oder Mangel ihm nöthiger Athmung, ihm förderlichen Wärmeeinflusses, Hemmung gehörigen Grades und gehöriger Art der Secretionen oder endlich krankhafte Beschaffenheit seiner Erzeuger wirken insgesammt auf fehlerhafte Genesis, Erneuung oder Reinigung der Flüssigkeit, die ein Gemisch ist von Stoffen, die der Körper zu seiner Gestaltung und Erhaltung sich aneignen und von solchen, die er als unbrauchbar ausscheiden soll. Lange Zeit nun vermag aus solcher fehlerhaften Flüssigkeit das Bildsame Gestalt zu gewinnen vermöge des Wirkens jener eingeborenen Kraft, die den Leib nach bestimmtem Typus sich formt. Ist der Typus der Art aber auch noch formbar aus dem vorhandenen bildsamen Stoffe, so verleihet des Blutes fehlerhafte Beschaffenheit doch dem ganzen Gebilde einen eigenthümlichen Charakter, der in dem sogenannten phthisischen Habitus dem Kundigen sich zu erkennen giebt. Er kann indefs lange das Einzige sein, woraus auch dem aufmerksamsten Untersucher das Vorhandensein fehlerhafter Mischung der Säfte offenbar wird. Die Krankheit schlummert; es findet keine Reaction gegen die vorhandenen krankhaften Stoffe Statt; es ac-

Digitized by Google

commodirt sich ihnen der sich gestaltende Organismus. Vermöge jener Modifikation der bildenden Kraft aber, die wir als Selbsterhaltungstrieb, als Heilkraft der Natur u. s. w. zu bezeichnen gewohnt sind, sucht früher oder später der lebende Organismus des in ihm angehäuften fehlerhaften Stoffes sich zu entledigen. Es erfolgt dessen Ausscheidung aus dem Blute. Dieses entledigt sich des Krankhaften aber vorzugsweise an solchen Orten, wo natürliche Ausscheidungen aus ihm Statt finden, sei es zur Bildung des Körpers, also mit den Appositionen aus dem Blute, oder zur Reinigung desselben, mit den natürlichen, normalen Secretionen. Indem Beides aus dem Blute geschieden wird, findet zugleich Secretion jenes krankhaften Stoffes, mit welchem es geschwängert ist, Statt. In erster Jugend, wo noch die Selbstgestaltung überwiegt, wird das Krankhafte vorzugsweise, wenn auch nicht ausschliesslich, in die Organe abgelagert, deren Bildung und Wachsthum hervorstechend sind: in Gehirn, Knochen, drüsenartige Gebilde; später wo es weniger auf Neubildung, als auf Erhaltung durch Purification des Gebildeten ankömmt, werden mehr die Secretionsorgane Absatzpunkte für die fehlerhaften Stoffe: Hautdrüsen, Augenliddrüsen, Schleimhäute, vor allen Andern aber die Gebilde, in welchen durch regsten Verkehr mit der Aussenwelt, das Blut vorzugsweise die erforderlichen Umwandlungen erleidet: die Lungen.

Bald hat aber jene Ausscheidung krankhaften Stoffes ganz allmälich Statt und erfolgt unmerkbar und langsam mit den normalen Appositionen und Secretionen, wobei dem individuellen Organismus Zeit gelassen wird durch Erregung antagonistischer Thätigkeit an die ihm werdende Beeinträchtigung sich zu gewöhnen, ohne dafs Gesammtreactionen erfolgten. Häufig aber hat die krankhafte Ausscheidung plötzlich Statt, wenn überhaupt mächtige Gründe obwalten, die anderweitige, bedeutende Secretionen bedingen; so während aller entzündlichen Affectionen, besonders der Secretionsorgane, wo mit der entzündlichen Ausscheidung Secretion des krankhaften Stoffes statt findet; ferner während der Ausscheidung der specifischen Gifte, die im Blute sich mehren und unter Gestalt von Pocken, Masern, Scharlach ausgeschieden werden. In beiden letztern Fällen erfolgt also die Secretion jenes krankhaften Stoffes, den wir als Tuberkelmasse bezeichnen, plötzlich.

Die Menge der krankhaften Depositionen wird aber, wie leicht einzusehen ist, abhangen, einerseits von der Stärke der Depravation der Ernährungflüssigkeit, dann aber von dem Umstande, ob nach ihrer einmal erfolgten Abscheidung, jene Einflusse, die die fehlerhafte Beschaffenheit der Säftemasse zuerst bedingten, noch obwalten, oder ob der Organismus ihnen entzogen ist. Abstrahiren wir nun von den Abscheidungen in andere Organe und fassen vorzugsweise die Lungen ins Auge. Es kann in denselben eine gröfsere oder geringere Menge Tuberkelmasse deponirt sein; der Absatz kann vollständig erfolgt oder das Blut noch mit solchem krankhaften Stoffe geschwängert und also zu continuirlicher Ausscheidung geneigt sein.

Ist eine geringe Menge Tuberkelmasse allmälich und ausschliefslich in die Lungen abgesetzt bei Tilgung aller Dispositionen zu fernerer Abscheidung der Art: so wird der Gesammtorganismus nur geringe Beeinträchtigung erleiden; er accommodirt sich meistens der in einem seiner Theile vorgegangenen Veränderung; wir finden dann häufig erhöhete Thätigkeit und vermehrten Umfang anderer Organe, die mit den Lungen in Antagonismus stehen, insbesondere der Leber oder der Nieren. Das das krankhafte Depositum umgebende Lungengewebe verdichtet sich und jenes wird von harter, knorpelartiger Kapsel umschlossen; häufig werden seine wässerigen Bestandtheile durch Thätigkeit der zunächst gelegenen Gefäfse resorbirt, ein mehr oder weniger harter, fester Kern von unbedeutender Gröfse bleibt zurück und wird dadurch, dafs die zunächst gelegenen Bronchialverzweigungen nebst den Lungenzellen sich erweitern, ganz bedeutungslos für das Organ. Findet in dem obengenannten Falle keine Accommodation von Seiten des Organismus und des Organes statt, so erfolgt Reaction gegen das abgesetzte krankhafte Product; meist ist dies bei eintretender anderweitiger fieberhafter Aufregung oder bei entzündlicher Aufregung des Lungengebildes selbst der Fall; hier hat durch vermehrte Secretion von flüssigem Stoff im Umkreise des krankhaften Productes oder durch eine in ihm selbst vorgehende Veränderung seine Erweichung Statt; es erfolgt Schmelzung des zunächst gelegenen Lungengewebes und Erguls der kranken Masse mittelst Durchbrechung eines benachbarten Bronchialastes. Von dem jedesmaligen Zustande des Gesammtorganismus wird der Einfluls abhangen, den dieser Vorgang auf ihn ausübt; ist der übrige Körper gesund und kräftig, so wird er nur gering sein; die entleerte Höhle wird sich schliefsen und mittelst Einschrumpfung des zunächst gelegenen Lungengewebes und leichter Anwachsung der wegen Contiguität afficirten Pleura findet Vernarbung der Wunde Statt. Hier haben wir einen Fall, wo eine catarrhalische Affection mittelst Erweckung der Tendenz zur Elimination des in geringer Menge vorhandenen krankhaften Depositum's in den Lungen bei übrigens gesundem und kräftigem Korperzustande heilsam einwirken kann. Schädlich wird der Einfluls derselben aber weit häufiger sein und zwar 1) wenn die Disposition zu krankhafter Ablagerung aus dem Blute noch nicht getilgt ist, da dann Anregung zu Erneuerung derselben gegeben wird; 2) wenn der Gesammtzustand des Körpers so depravirt ist, dafs auch die mit jener Ausscheidung verbundene Aufregung nachtheilig zu wirken im Stande ist, besonders wenn ausser den Lungen noch viele andere wichtige Organe Tuberkelstoff enthalten; 3) wenn die Masse des in die Lungen, diese für Lebenserhaltung so wichtigen Theile, abgesetzten Tuberkelstoffes zu grofs ist, wo dessen Erweichung und Auswurf, Vorgänge, die stets mit bedeutender Affection oder Zerstörung des umgebenden, bisher noch fungirenden Lungengewebes verbunden sind, nur beschleunigt werden kann. So hängt also der Ausgang der Schwindsucht (des Complexes von Erscheinungen, die mit Elimination eines bedeutenden Depositums von Tuberkelmasse in gewisse Organe verbunden sind) von sehr mannichfachen Verhältnissen ab, nach deren Eigenthümlichkeit der gewissenhafte Arzt sein Thun und Lassen einzurichten hat

Nach diesen Andeutungen wird es einleuchtend sein, was von einem Arzte zu halten ist, der (wenn er auch 3000 Leichen Schwindsüchtiger untersucht und weit mehr Tausend Fälle von Lungensucht behandelt hat!?) ohne alle Rücksicht auf die Verschiedenheit der Umstände die Heilbarkeit einer Affection verspricht, die wegen Statt habender, mehr oder minder bedeutender Zerstörung der zur Lebenserhaltung wichtigsten Organe in den bei weitem meisten Fällen tödtlich ablaufen mufs.

Mangelnder Raum gestattet und kein weiteres Eingehen und Widerlegen des Inhaltes vorliegender Schrift. Wir beschränken uns daher darauf hier zu bemerken, dafs ihr Verf. mittelst tiefer Inspirationen und mittelst Erregung catarrhalischer Affection die Lungenschwindsucht zu heilen verspricht. Dafs beide Methoden (wie übrigens schon längst anerkannt ist) heilsam einwirken können, leuchtet aus unsern Prämissen ein, dafs sie aber am unrechten Orte und zu unrechter Zeit angewendet, und zwar bei weitem in den meisten Fällen den Tod beschleunigen müssen, wird jeder denkende Arzt zugestehen. —

Stannius.

Digitized by Google

№ 23.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1836.

XX.

1) *System der juristischen Lexikographie von H. E. Dirksen. Leipzig*, 1834. *bei Hinrichs.* 85 S. 8.

2) *Thesauri latinitatis fontium iuris civilis Romanorum specimen. Auctore H. E. Dirksen. Leipzig*, 1834. *bei Hinrichs.* 68 S. 8.

Der hochverdiente Verf. dieser beiden Schriften, welcher durch mannigfaltige in seinen Werken niedergelegte, aus einem tiefeindringenden Quellenstudium hervorgegangene Sprachbemerkungen seinen Beruf zur Weiterförderung der juristischen Lexikographie hinlänglich bewährt hat, benutzt seit einer Reihe von Jahren die ihm gewordene Muſse zur Bearbeitung eines neuen juristischen Lexikons und giebt jetzt in No. 1. dem juristischen Publikum über seinen Plan und die durch zusammenhängende terminologische Studien selbst gewonnene und durchgebildete Methode Rechenschaft, so wie in No. 2. zahlreiche Proben lexikalischer Artikel, um den Leser durch Thatsachen vorläufig von der praktischen Ausführbarkeit und theilweisen Ausführung seiner Theorie zu überzeugen und eine genauere Vergleichung seines Verfahrens mit dem des Brissonius möglich zu machen, zum Theil auch um jedem künftigen Bearbeiter der juristischen Lexikographie den rechten Weg zu zeigen. — Der Verf. nennt seine *Methode* mit Recht eine *vorzugsweis analytische* und sucht dieselbe in der Einleitung zu No. 1. im Gegensatze der synthetischen, von den bisherigen Lexikographen fast ausschlieſslich befolgten, Methode näher zu charakterisiren. Hätte der Verf. eine geringere Meinung von seinen Lesern, so würde er ohne Zweifel noch manche allgemeine Betrachtungen über den Gegensatz einer rein analytischen und rein synthetischen Methode überhaupt, und insbesondere bei lexikographischen Untersuchungen vorausgeschickt haben. Denn gesetzt, die synthetische Methode wäre eine vollkommen richtige d. h. von richtigen Principien ausgegangen und durch richtige Schlüsse fortgeführt; und umgekehrt, die analytische Methode wäre eine vollkommen richtige und es wäre ihr gelungen, das ganze Gewebe des Mannigfaltigen in der Sprache der römischen Rechtsquellen in seine Elemente aufzulösen, so würden beide Methoden zu demselben Resultate führen, nur in anderer Form der Begründung, und jede von beiden würde zur Probe und Erläuterung der andern dienen. Diese Betrachtung, etwa noch mit allbekannten Beispielen belegt (wie possessio, possessio civilis et naturalis etc. unter Bezugnahme auf v. Savigny's Untersuchungen) und mit steter Berücksichtigung der Beschaffenheit unserer Rechtsquellen weiter ausgeführt, hätte jedem, auch dem blödesten Auge, die eigenthümliche *Evidenz*, so wie die eigenthümlichen *Schranken* jeder von beiden Methoden anschaulich gemacht, und es hätte sich daraus ergeben, in wieweit beide einander entgegenkommen müssen und sich *richtig* verbinden lassen, und inwiefern jetzt, nachdem die Synthese so viel vorgearbeitet, d. h. nachdem die Kritik und Auslegung juristischer und nicht juristischer Quellen im Verhältnifs zur frühern Zeit von so manchen Schlacken gereinigt und der innere systematische Zusammenhang des röm. Rechts, so wie die Methode der röm. Juristen weit klarer erkannt ist, allerdings *eine vorzugsweis analytische Methode mit Beschränkung auf die juristischen Quellen* eben so ausführbar als förderlich zum weitern Fortschritt sei. Allein der Vf., der bei seinen Lesern nicht wenig vorauszusetzen und sein Thema mit vollständiger Kenntnifs der bisherigen Literatur zu behandeln pflegt, enthält sich so allgemeiner Reflexionen, indem er sich mehr darauf beschränkt, seine eigenthümliche Methode im Gegensatze des Verfahrens der bisherigen Lexikographen in prägnanter Kürze darzulegen. Die Bedingung des voll-

Digitized by Google

kommnen Verständnisses dieses *Systems* besteht demnach darin, dafs man in dieser Schrift *zunächst* die Beantwortung der Frage suche, *welche Irrthümer und Mängel der frühern Lexikographen der Vf. habe vermeiden wollen.* Macht man sich mit Hülfe des Vfs. dieses klar, so wird man leicht in den Kern der Ansicht desselben eindringen und nicht umhin können, den Gegensatz der vom Vf. befolgten Methode zu den früheren als vollkommen genügend motivirt zu betrachten. — Mit Recht bemerkt der Vf. (p. 3), dafs ähnlich, wie der Pandektentitel de origine iuris die Grundlage der röm. Rechtsgeschichten, so der tit. Dig. de V. S. Jahrhunderte lang als Mittelpunkt des terminolog. Materials sämmtlicher Rechtsquellen behandelt worden sei und dafs dieser Titel nicht nur die *Form*, sondern beinahe auch den *Gegenstand* sämmtlicher terminolog. Forschungen der Romanisten bestimmt habe. Diese Behauptung, welche theils durch die beiden Abschnitte über die lexikogr. Literatur, theils durch gelegentliche Bemerkungen, welche in der ganzen Abhandlung zerstreut sind, ihre Begründung erhält, wird in der Einleitung nicht weiter verfolgt; denn sonst wäre eine umständlichere Erörterung darüber nöthig geworden, wie die Commentare zu dem Tit. D. de V. S. und die juristischen Wörterbücher in Bezug auf Methode der Untersuchung und Darstellung so ziemlich Hand in Hand gingen. Eine solche mehr mit Rücksicht auf das literarhistorische Interesse geführte Untersuchung hätte aber nach des Ref. Ansicht zu demselben Resultate geführt, zu welchem der Vf. ohne Umweg gelangt (p. 4—6), und zwar besteht es darin, dafs die *Irrthümer und Mängel der bisherigen Lexikographen gröfstentheils zusammenhängen mit einer unkritischen Ueberschätzung und fast ausschliefslichen Benutzung der directen Zeugnisse*, d. h. der von den röm. Juristen gegebenen und zum Theil wenigstens in dem Tit. de V. S. zusammengestellten ausdrücklichen Worterklärungen, und der voreiligen Herbeiziehung der selbst aus dem Studium nicht-juristischer Klassiker hervorgegangenen terminologischen Resultate, *ohne zuvor den jurist. Sprachschatz selbst vollständig und genau durchforscht zu haben.* Es drängt sich demnach zunächst die Frage auf: *wie gingen die jurist. Klassiker bei ihren Worterklärungen zu Werke und was gehört zu einer kritischen Benutzung derselben?* sodann *worin bestehn die wahren Vorzüge der Kunstsprache der röm. Juristen und welche Mittel giebt es, um dieselbe in allen ihren Beziehungen zu erforschen?* Auf die erste Frage ist nach des Vfs. Ansicht zu antworten: die röm. jurist. Klassiker gingen bei Erklärung des Sprachgebrauchs ihrer Rechtsquellen nicht als Analytiker sondern als *Synthetiker* zu Werke, und zwar *verschmolzen sich bei ihrer Untersuchung und Darstellung die grammatisch-etymologischen und dogmatisch-juristischen Elemente der Wortforschung.* In wieweit diese Methode (welche auch den neuern Lexikographen als Muster vorschwebte) durch das Verfahren der frühern Grammatiker und Rhetoren begünstigt worden sei, bleibt unerörtert; nur bemerkt der Vf. gewifs sehr richtig, dafs die etymologischen Worterklärungen und etymologisirenden Paragraphen der Klassiker selbst aus dogmatischen Elementen erwachsen (p. 8), und dafs die verschiedenen Bedeutungen desselben Ausdrucks von den röm. Juristen häufig nach dogmatischen Beziehungen gesondert seien (p. 69. not. 5. vgl. p. 70. not. 8.). Es wäre höchst interessant, diese Punkte weiter zu verfolgen. Der Charakter der etymologisirenden Erklärungen darf freilich als bekannt vorausgesetzt werden, allein die dogmatisch-systematische Beimischung der von den röm. Juristen gegebenen ausdrücklichen Worterklärungen, deren der Vf. nur gelegentlich gedenkt, bedürfte noch mancher Aufklärung. In der That gingen die Klassiker in der Regel gar nicht darauf aus, eine *in sprachlicher Hinsicht allgemein gültige Erklärung* irgend eines vulgären oder technischen Ausdrucks zu geben, sondern bei Gelegenheit der jurist. Interpretation von Gesetzen, Edicten u. s. w. hatten sie die Sitte, sich den Ausdrücken der vorliegenden Rechtsquelle möglichst anzuschliefsen und ihre Interpretation auch wohl an einzelne Worte der lex etc. zu knüpfen. Diese verba legis, edicti etc. erklärten sie mit spezieller Beziehung auf den in Frage stehenden Rechtssatz und eine ähnliche „*jurist. Beziehungsmethode*" finden wir auch in ihren vorzugsweise systematischen Schriften. Stellten sie irgendwo mehrere Bedeutungen eines Ausdrucks zusammen, so sonderten sie dieselben in der Regel lediglich nach den verschiedenen jurist.-dogmatischen Beziehungen. Man denke z. B. an die Erklärung der verschiedenen Bedeutungen von familia in L. 195. de V. S., von potestas in L. 215. eod.; von munus in L. 18. eod. und ähnlichen Zusammenstellungen,

Digitized by Google

oder man stelle selbst die in verschiedenen Materien vorkommenden Erklärungen desselben Ausdrucks zusammen, z. B. von occidere, worüber in L. 51. pr. D. ad leg. Aquil. gesagt wird: Occidisse dicitur vulgo quidem, qui mortis causam quolibet modo praebuit, sed lege Aquilia is demum teneri visus est, qui adhibita vi et quasi manu causam mortis praebuisset tracta videlicet interpretatione vocis a caedendo et a caede cf. L. 7. §. 1. eod. Occisum autem accipere debemus (scil. quod ad legem Aquiliam pertinet) etc. §. 6. — Multum interesse dicit occiderit, an mortis causam praestiterit etc., wobei jeder röm. Jurist an die Verschiedenheit des Sprachgebrauchs in lege Cornelia denken mufste; bei welcher es heifst: Nihil interest, occidat aliquis an causam mortis praebeat cf. L. 15. D. ad leg. Cornel. de sicar. Collat. legg. Mos. et Rom. 1, 2. §. 1. Ferner wird in L. 1. §. 17, 18. ad SC. Silan. occisus erklärt durch per vim et caedem interfectus (nicht veneno aut clam) mit spezieller Beziehung auf die Bestrafung der Sklaven, welche mit ihren Herren sub eodem tecto waren und denselben gegen gewaltsame Angriffe auf deren Leben nicht zu Hülfe eilten, dagegen zu demselben SC. erklärt Paulus R. S. III, 5. §. 2.: occisus videtur, non tantum qui per vim aut per caedem interfectus est — sed et is, qui veneno necatus dicitur, hier ist aber die Rede von einem andern zum SC. Silan. gehörigen Rechtssatz, wovon Paulus §. 1. ibid. gesprochen (hereditas eius, qui a familia occisus esse dicitur, ante habitam quaestionem adiri non potest etc. cf. L. 1. §. 21. D. eod. tit. Hier finden wir also in demselben Titel 2 abweichende Erklärungen von occisus, nicht aus sprachlichen Gründen, sondern mit Rücksicht auf 2 verschiedene positive Bestimmungen, deren ratio die röm. Juristen gleichsam in die Erklärung des Ausdrucks occisus hineinlegen, und Schultig so wie Heineccius ad Brisson. v. occidere haben sich über diese Abweichung gründlich getäuscht. Eben so suchen die Klassiker in den zuvor angeführten Stellen einer richtigen Interpretation der lex Aquilia Vorschub zu thun schon durch ihre Deutung von occidere, welche eben so wie der etymologisirende Zusatz (tracta videlicet etc.) auch nicht auf rein sprachlichen Gründen beruht, vielmehr mit Rücksicht auf die *jurist. Interpretation der* lex Aquilia, oder, wenn man lieber will, auf die *dogmatische Erörterung des* damnum ex lege Aquilia abgefafst ist und in derselben Art von keinem röm. Juristen bei Gelegenheit der lex Cornelia de sicariis abgefafst sein würde. Dies Eine Beispiel, welches durch eine grofse Anzahl ähnlicher vermehrt werden könnte, mag genügen, um anschaulich zu machen, wie die jurist. Klassiker bei ihren Worterklärungen sich vorzugsweise von dogmatisch-jurist. Beziehungen leiten lassen und selbst da, wo sie sich auf das Gebiet der Grammatiker und Etymologen zu verirren scheinen, dennoch jenem Zwecke sich dienstbar erweisen, was der Vf. wenigstens theilweise ausdrücklich anerkennt. Wie unvollkommen mufsten also die lexikographischen Leistungen bleiben, so lange man sich fast ausschliefslich an jene directen Zeugnisse hielt und unbekümmert um die zuvor genannten verschiedenen Elemente, ja um die Sonderung des Gebiets der Dogmatik und Lexikographie überhaupt, sich nicht nach Hülfsmitteln umsah, um jene directen Zeugnisse mit Kritik zu benutzen! So mufste wohl Vieles auf eine unzulässige Weise generalisirt oder doch Ungleichartiges zusammengestellt werden, und selbst nachdem die Humoristen in den Inscriptionen der Pandekten-Fragmente ein äufseres Hülfsmittel zur Erforschung der verschiedenen, wenigstens der dogmatischen, Beziehungen gefunden, fehlte doch immer eine *Probe* für die Richtigkeit ihrer Auffassung des römisch-jurist. Sprachgebrauchs in jedem einzelnen Fall, ganz abgesehen davon, dafs jene directen Zeugnisse keineswegs hinreichten, um den klassisch-jurist. Sprachschatz *vollständig* kennen zu lernen. In der That haben die früheren jurist. Wörterbücher nicht ihre Quelle verleugnet, aus welcher sie grofsentheils geflossen sind, und dies gilt auch von Hotomanus und Brissonius; denn obgleich der Verf. sehr richtig den Vorzug dieser beiden vor ältern lexikograph. Leistungen andeutet (p. 41. vgl. p. 6.), so scheint Hotoman's Arbeit, abgesehen von der Einmischung des *Antiquarischen* und *Sachlichen* überhaupt, doch noch vorzugsweise den *Charakter eines alphabetischen Commentars zum* Tit. Dig. de Verb. Sign. *und zu den sonst vorkommenden legalen Worterklärungen* an sich zu tragen, und die Skepsis, welche sich bei Benutzung dieser directen Zeugnisse kund giebt, ist meistens nur veranlafst durch wirkliche oder scheinbare Widersprüche mit nicht-jurist. Klassikern: so z. B. v. abalienare bemüht sich Hotoman hauptsächlich L. 67. pr. 28. pr. de V. S. mit Cic. Top. 5. in Einklang zu bringen,

Digitized by Google

wobei unsern Juristen Paulus ein bemerkenswerther und unverdienter Tadel trifft. Und wenn gleich Brissonius seine Aufgabe schärfer begränzt und für die Erforschung des Sprachgebrauchs der Pandekten-Juristen ungleich mehr leistet, so ist doch auch bei ihm unverkennbar, wie die *Grundlage und Gliederung seines Systems in den einzelnen lexikal. Artikeln sich möglichst genau an die Fragmente des* Tit. de V. S. *und andere legale Worterklärungen anschliefst und das sonstige terminologische Material fast nach Art eines unabhängigen Registers ziemlich in den Hintergrund gestellt und dadurch grofsentheils seiner eigenthümlichen Beweiskraft beraubt wird.* Dieses Verfahren kann man sich durch eine Vergleichung der in Tit. de V. S. erklärten Ausdrücke mit den entsprechenden Artikeln bei Brissonius recht anschaulich machen (vgl. z. B. Brisson. v. familia mit L. 195. sq. de V. S., v. potestes mit L. 215. eod., alienatio mit L. 28. pr. eod., v. munus mit L. 18. pr. eod., v. amittere mit L. 14. §. 1. eod., v. agere, gerere, contractus mit L. 19. 20. eod., v. pars §. 1—3. mit L. 25. §. 1. eod. etc.) Alle solche Artikel werden nach Art eines Commentars zu den einzelnen legalen Worterklärungen behandelt, und dies gilt auch von solchen, die nicht in den erwähnten Titel aufgenommen sind (vgl. z. B. v. corpus mit L. 30. pr. D. de usurpatt.) Wenn demnach der Vf. die bei Brissonius häufig vorkommende Uebersicht nach dogmatischen Rücksichten tadelt, so ist auch diese meistens aus ausdrücklichen Zeugnissen und Zusammenstellungen der Klassiker entlehnt oder höchstens gestützt auf Beachtung der Inscriptionen. Wo beides keine Hülfe gewährt, da läfst sich Brissonius etwa von Rücksichten auf die grammatische Form leiten, oder er beobachtet eine alphabet. Reihenfolge, oder er verzichtet ganz auf eine systematische Zusammenstellung der mehreren Bedeutungen. Die einzelnen legalen Worterklärungen, mitunter auch die bei nicht-jurist. Klassikern, vorzüglich bei Grammatikern und Scholiasten vorkommenden, sind ihm die *Principien*, an welche er auf synthetischem Wege weitere Folgerungen knüpft; oder die *Rubriken*, unter welchen das sonstige höchst unvollständig gesammelte Material als ein loses Aggregat zusammengestellt wird; wobei es unvermeidlich ist, dafs oft verschiedene Bedeutungen mit andern scheinbar ähnlichen in Verbindung gesetzt werden und dafs, wo nicht die ausdrücklichsten Zeugnisse direct das Gegentheil aussagen, so viel als möglich generalisirt und auf eine Grundbedeutung zurückgeführt wird, wofür der Vf. manche auffallende Belege beigebracht hat, z. B. v. amicus legt Brisson. die L. 223. §. 1. de V. S. zum Grunde und knüpft daran auch die manumissio inter amicos (vgl. des Vf. Versuche p. 88. ff.), bonus, a, um erklärt er durch utilis, e hauptsächlich auf Grund der Legal-Definition: ius est ars boni et aequi und ähnlicher Aeufserungen von jurist. und nichtjurist. Klassikern, z. B. aequitatem ab utilitate non posse seiungi etc. (vgl. p. 74. not 12.) Erwägt man nun noch, dafs die ausdrücklichen terminologischen Bemerkungen der juristischen Klassiker und besonders die in den Tit. de V. S. aufgenommenen, auf welche Brissonius und dessen bisherige Herausgeber weiter fortbauen, grofsentheils einen veralteten Sprachgebrauch betreffen, bei dessen Handhabung gerade weniger eine Meisterschaft der Pandekten-Juristen vorauszusetzen ist, und dafs manche Erklärung der letzterern, die ihren guten Grund hatte, ihrer speziellen Beziehung in den uns gebliebenen Quellen entkleidet ist, *so wird man wohl nicht weiter ein gläubiges Anschliefsen an die directen Zeugnisse empfehlen und noch weniger glauben können, dadurch eine vollständige Einsicht in den klassisch-jurist. Sprachschatz zu erlangen.* Es verhält sich damit ähnlich, wie mit den ausdrücklichen Aeufserungen der Klassiker über jurist. Interpretation und Anwendung des positiven Rechts. Auch diese Aeufserungen sind höchst dürftig in Verhältnifs zu der Meisterschaft, welche die röm. Juristen bei ihren Interpretationen selbst und bei Beurtheilung einzelner Rechtsfalle bewähren: sie waren Künstler, die einer ausgesprochenen Theorie ihrer Kunst weniger bedurften. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 24.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1836.

1) *System der juristischen Lexicographie von H. E. Dirksen.*

2) *Thesauri latinitatis fontium iuris civilis Romanorum specimen. Auctore H. E. Dirksen.*

(Fortsetzung.)

Wie man nun in ihre Rechtswissenschaft nicht anders eindringen wird, als durch ein methodisches Studium ihrer musterhaften jurist. Interpretationen und Deductionen selbst, so kann man auch in ihre Kunstsprache, die ihrer Dogmatik an Consequenz und Schärfe nicht nachsteht, vielmehr gewissermafsen als der treuste Spiegel derselben zu betrachten ist, nicht anders eindringen, als durch ein genaues Studium der Art und Weise, wie sie bei ihren einzelnen jurist. Argumentationen ihre Terminologie wirklich handhabten. *Diese Methode bei ihren terminologischen Operationen* soll unsern Lexikographen Muster sein, nicht aber die Art und Weise ihrer ausdrücklichen Worterklärungen, welche frühere Lexikographen zum Vorbilde nahmen. Um in jene Methode einzudringen, ist aber die *genauste Analyse ihrer Rechtsdoctrin in terminologischer Hinsicht* nothwendig und die dadurch gewonnenen *indirecten Zeugnisse* sind von ungleich *gröfserer Beweiskraft*, als die directen und unendlich *reichhaltiger, so dafs wir durch dieselben erst ihre Meisterschaft in Handhabung der Terminologie so wie diese selbst vollständig kennen lernen.* Dies erscheint dem Ref. als der *Grundgedanke der ganzen vorliegenden Abhandlung* des Vf., der aber nicht postulirt oder blos durch allgemeine Reflexionen begründet wird, z. B. durch die Bemerkung, wie für logische Schärfe und dialektische Kunst unendlich mehr gewonnen werde durch die genauste logische Analyse bedeutender philosophischer Werke, als durch Beachtung der Regeln der Logiker u. dgl. Vielmehr nimmt der Vf. sogleich seinen Standpunkt innerhalb des von ihm angebauten wissenschaftlichen Gebiets und zeigt, wie die Beweisführung des analytischen Lexikographen dem terminologischen Verfahren der jurist. Klassiker völlig entspreche: denn wie jener die *Synonyme*, die *Gegensätze* und *Redeverbindungen* als *Elemente der Beweisführung für jeden einzelnen Fall* behandeln mufs, so bedienen sich auch die röm. Juristen dieser Elemente als *Hülfsmittel zum Behuf der Regulirung der einzelnen Bedeutungen eines Ausdrucks und der Weiterbildung ihres jurist. Sprachschatzes.* Der historische Grund davon liegt hauptsächlich darin, dafs die *Doctrin der röm. Juristen aus der ältern Formular-Jurisprudenz hervorgegangen ist und daher den strengen Antithesenreichen Styl der letztern weiter ausgebildet hat.* Hierüber finden sich beim Vf. ebenso geistreiche als tief begründete Bemerkungen, (z. B. p. 2, 5, 11, 15, 72, 78) deren weitere Ausführung vielen Lesern, die weniger auf diesem Gebiete einheimisch sind, sehr erwünscht gewesen wäre; indessen theils gehört dies nicht zur Aufgabe der vorliegenden Abhandlung, theils fallen in den Formularen der ältern Rechtsquellen die directen und indirecten Gegensätze, Synonyme, wahre oder blos scheinbare Tautologien, typische Beispiele u. dgl. — auf ähnliche Weise, wie sie uns noch in den Schriften der jurist. Klassiker entgegentreten, sogleich in die Augen; auch hat sich der Vf. über manche Eigenthümlichkeit der röm. Formular-Jurisprudenz schon in seinen früheren Schriften erklärt, z. B. über die Sitte, das Formular der einzelnen Fälle mit einer Generalclausel zu beschliefsen, um alle nicht erwähnten gleichartigen Fälle mit darunter zu begreifen und andere auszuschliefsen, was auch die röm. Juristen nachahmen, indem sie häufig sich begnügen, einzelne prägnante Fälle unter Hinzufügung einer analogen Ergän-

Digitized by Google

Mittelpunkt seiner terminologischen Forschung: *den doctrinellen Sprachgebrauch der Pandekten-Juristen bis in das geringste Detail zu erforschen, stellt er sich zur Hauptaufgabe.* Die Ueberreste älterer Gesetzesurkunden und anderer Dokumente von juristischem Gepräge sollen eben so wie die Constitutionen der Kaiser, selbst der christlichen (die letzteren besonders im Gegensatze des klassischen Sprachgebrauchs) zwar auch berücksichtigt werden, nur nicht in den Mittelpunkt der Darstellung treten und noch weniger die Methode der Ableitung und Anordnung der terminologischen Resultate bestimmen, was der Vf. p. 60 ff. näher motivirt. Ueberhaupt zeugt die ganze Abhandlung, wie der Plan des Vfs. in jeder Beziehung, auch in Betreff der zu benutzenden *Haupt-* und *Hülfsquellen*, wohl erwogen sei und wie er seine Aufgabe höchst musterhaft zu begrenzen gewufst habe — ein Vorzug, der um so mehr hervorzuheben ist, als man heut zu Tage oft verlangt, ein Schriftsteller solle überall von Allem zugleich sprechen und den Leser in Einem Athemzuge über Geschichte, Antiquitäten, Dogmatik, Terminologie, wo möglich auch über den Zusammenhang seines Thema mit dem Absoluten oder dem Weltgeiste belehren. — Doch mag Ref., nachdem er versucht hat, *die vom Vf. theils direct, theils indirect ausgesprochenen Grundgedanken der vorliegenden Abhandlung* anzudeuten, auf das Einzelne nicht weiter eingehen, denn theils verbietet der Raum dieser Blätter eine gröfsere Ausführlichkeit, theils schreibt der Verf. viel zu geistreich, als dafs ein genügender Auszug leicht anzufertigen wäre. Diese kleine aber inhaltreiche Schrift will selbst gelesen und studirt sein. Es möge daher nur noch gestattet sein, einige Bemerkungen über No. 2. hier anzuknüpfen.

Die in Nr. 2. gegebenen Proben einzelner lexikalischer Artikel betrachtet der Vf. als Anhang zu Nr. 1, welcher nur dazu dienen soll, in scharf hervortretenden Umrissen sein System zu bezeichnen, indem er ausdrücklich bevorwortet, dafs diese Rücksicht ihn bei der Auswahl geleitet, so wie a der Ausführung entschieden habe. *Auswahl* betrifft, so kann der V bekenntnifs gemäfs sich weder drücke beschränken noch diejenig fsen, welche für die juristische D ressant zu sein scheinen oder bei matischen Raritäten des römisch gebrauchs anzumerken sind. Dies gegebenen Probeartikel, welche sten Redetheilen entnommen si scheinbarsten Wörter, namentlic ausgeschlossen, und die Behand cum, longe, olim, rursus, sempe nicht vanae observationes zu erw nen Heineccius ad Brisson. v. ac Strauchii lexicon particularum treff der *Ausführung* beobachte die Regel, jeder durch Analyse e digen Wortbedeutung einen eig widmen und in jedem §. das Ma genannten 3 Kategorien zu sond indirecten Gegensätze meistens den Redeverbindungen überwiese ten theils den Apparat über di und musterhaft ausgewählte Lite ter auch Bemerkungen aus der interessante Verweisungen auf äl dere Elemente der Formular-Juri Probus, die Agrimensoren, so w Sprachgebrauch nicht juristische den im System p. 61. ff. p. 83. sichten. Dagegen wird in den verwiesen, was *entschiedener römischen Rechtsbücher* ist, weisstellen sowohl aus den Sch Juristen als auch aus den kaise Sammlungen entlehnt sind.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 25.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1836.

1) *System der juristischen Lexikographie von H. E. Dirksen.*

2) *Thesauri latinitatis fontium iuris civilis Romanorum specimen. Auctore H. E. Dirksen.*

(Schlufs.)

Bei genauerer Prüfung wird man die letzteren nicht unverhältnifsmäfsig stark benutzt finden, indem der Verfasser wohl erwogen hat, wie die rhetorisirende Ausdrucksweise in den Constitutionen der christlichen Kaiser einer vorsichtigen Benutzung der häufigen Paragraphen, Synonyme etc. nothwendig macht, und wenn gleich öfter die Beweisführung für eine Wortbedeutung mit Zeugnissen aus den Constitutionen-Sammlungen beginnt, z. B. v. accedere §. 1, adhibere §. 1, aditus §. 1, concedere §. 1, disponere §. 1, so rechtfertigt sich dies daraus, dafs zuweilen zwar Gegensätze und Redeverbindungen, die zum Beweise einer Bedeutung dienen, bereits bei den Pandekten-Juristen, dagegen Synonyme, welche durchgehends den ersten Abschnitt jedes §. bilden, erst in späten kaiserlichen Constitutionen angetroffen werden; ja selbst wenn der Vf. zuweilen eine erst in Constitutionen christlicher Kaiser vorkommende Bedeutung anderen voranstellt, so geschieht dies doch nur da, wo die systematische Gliederung der mehreren Bedeutungen es fordert, z. B. bei concedere §. 1, wo aus diesem Grunde die Bedeutung, welche dem verbum simplex cedere, insbesondere dem loco cedere entspricht, der von permittere und remittere vorangestellt werden mufs, ganz abgesehen davon, dafs jene erstere Bedeutung auch einen Anhaltspunkt in dem Sprachgebrauch der Juristen findet, welche z. B. von den praevaricatores sagen: ex parte actoris in partem rei concedunt. Dafs der Vf. bei Pandekten-Citaten die Verfasser der einzelnen Fragmente nicht mit anführt, kann ihm auch nicht zum Vorwurf gereichen, denn er bemerkt sehr richtig, dafs ein Pandekten-Jurist häufig nur als Referent des Sprachgebrauchs einer älteren Rechtsquelle oder eines älteren Juristen zu betrachten ist, mithin würde das entgegengesetzte Verfahren gerade eine unächte historische Färbung begünstigen. — Am belehrendsten werden diese Proben durch eine genaue Vergleichung mit den entsprechenden Artikeln bei Brissonius, insoweit dieser sie aufgenommen hat, was bei manchen nicht der Fall ist, z. B. bei addere, adferre. Dadurch wird man erst die Principlosigkeit und Dürftigkeit der Ausführung von Brissonius im Vergleich zu dem hier zusammengestellten Material gewahr, denn abgesehen davon, dafs bei Brissonius oft die wichtigsten Zeugnisse, namentlich solche, in denen Gegensätze und Synonyme, mithin auch manche selbstständige Bedeutungen eines Ausdrucks, die nur aus jenen gehörig zu begründen sind, ganz fehlen, so ist auch bei den angeführten Citaten fast überall unbeachtet geblieben, *in wie vielfacher Beziehung oft ein und dieselbe Stelle ihre unmittelbare Beweiskraft äufsert*, was in der Ausführung des Vf. sehr anschaulich hervortritt. Da nun das meiste neue vom Vf. zu Tage geförderte Material in den für Synonyme und Gegensätze bestimmten Abschnitten sich findet und hier die schlagendsten Beweisstellen zusammengestellt sind, so wäre in diesen Abschnitten zuweilen eine gröfsere Ausführlichkeit zu wünschen, indem die Wahl des einen oder des andern Synonyms, des einen oder des andern Gegensatzes dem Ausdrucke eine eingenthümliche Färbung giebt, welche genau zusammenhängt mit der jedesmaligen concreten Beziehung, in welcher dieser Ausdruck gebraucht wird. Diese Beziehung wird vom Vf. gewöhnlich in einer Parenthese angedeutet, indessen geschieht es zuweilen nicht z. B. v. concedere §. 2, wo als Synonyme dare, donare, permittere, confirmare, competere, licere etc. abstrakt hingestellt werden ohne

Digitized by Google

Mittelpunkt seiner terminologischen Forschung: *den doctrinellen Sprachgebrauch der Pandekten-Juristen bis in das geringste Detail zu erforschen, stellt er sich zur Hauptaufgabe.* Die Ueberreste älterer Gesetzesurkunden und anderer Dokumente von juristischem Gepräge sollen eben so wie die Constitutionen der Kaiser, selbst der christlichen (die letzteren besonders im Gegensatze des klassischen Sprachgebrauchs) zwar auch berücksichtigt werden, nur nicht in den Mittelpunkt der Darstellung treten und noch weniger die Methode der Ableitung und Anordnung der terminologischen Resultate bestimmen, was der Vf. p. 60 ff. näher motivirt. Ueberhaupt zeugt die ganze Abhandlung, wie der Plan des Vfs. in jeder Beziehung, auch in Betreff der zu benutzenden *Haupt-* und *Hülfsquellen*, wohl erwogen sei und wie er seine Aufgabe höchst musterhaft zu begrenzen gewufst habe — ein Vorzug, der um so mehr hervorzuheben ist, als man heut zu Tage oft verlangt, ein Schriftsteller solle überall von Allem zugleich sprechen und den Leser in Einem Athemzuge über Geschichte, Antiquitäten, Dogmatik, Terminologie, wo möglich auch über den Zusammenhang seines Thema mit dem Absoluten oder dem Weltgeisto belehren. — Doch mag Ref., nachdem er versucht hat, *die vom Vf. theils direct, theils indirect ausgesprochenen Grundgedanken der vorliegenden Abhandlung* anzudeuten, auf das Einzelne nicht weiter eingehen, denn theils verbietet der Raum dieser Blätter eine gröfsere Ausführlichkeit, theils schreibt der Verf. viel zu geistreich, als dafs ein genügender Auszug leicht anzufertigen wäre. Diese kleine aber inhaltreiche Schrift will selbst gelesen und studirt sein. Es möge daher nur noch gestattet sein, einige Bemerkungen über No. 2. hier anzuknüpfen.

Die in Nr. 2. gegebenen Proben einzelner lexikalischer Artikel betrachtet der Vf. als Anhang zu Nr. 1, welcher nur dazu dienen soll, in scharf hervortretenden Umrissen sein System zu bezeichnen, indem er ausdrücklich bevorwortet, dafs diese Rücksicht ihm bei der Auswahl geleitet, so wie auch über das Maafs der Ausführung entschieden habe. Was zunächst die *Auswahl* betrifft, so kann der Vf. seinem Glaubensbekenntnifs gemäfs sich weder auf technische Ausdrücke beschränken noch diejenigen Wörter ausschliefsen, welche für die juristische Dogmatik minder interessant zu sein scheinen oder bei denen keine grammatischen Raritäten des römisch-juristischen Sprachgebrauchs anzumerken sind. Dies bestätigen auch die gegebenen Probeartikel, welche aus den verschiedensten Redetheilen entnommen sind. Selbst die unscheinbarsten Wörter, namentlich Partikeln sind nicht ausgeschlossen, und die Behandlung derselben z. B. cum, longe, olim, rursus, semper beweist, dafs hier nicht vanae observationes zu erwarten sind, von denen Heineccius ad Brisson. v. ac mit Bezugnahme auf Strauchii lexicon particularum iuris spricht. In Betreff der *Ausführung* beobachtet der Vf. consequent die Regel, jeder durch Analyse ermittelten selbstständigen Wortbedeutung einen eignen Paragraphen zu widmen und in jedem §. das Material nach den öfters genannten 3 Kategorien zu sondern, nur werden die indirecten Gegensätze meistens dem Abschnitte von den Redeverbindungen überwiesen. Die *Noten* enthalten theils den Apparat über die Kritik des Textes und musterhaft ausgewählte Literatur-Notizen (mitunter auch Bemerkungen aus der Glosse), theils höchst interessante Verweisungen auf ältere Gesetze und andere Elemente der Formular-Jurisprudenz, auf Valerius Probus, die Agrimensoren, so wie überhaupt auf den Sprachgebrauch nicht juristischer Schriftsteller, nach den im System p. 61. ff. p. 83. ff. angegebenen Rücksichten. Dagegen wird in den *Text* alles dasjenige verwiesen, was *entschiedener Sprachgebrauch der römischen Rechtsbücher* ist, weshalb denn die Beweisstellen sowohl aus den Schriften der Pandecten-Juristen als auch aus den kaiserlichen Constitutionen-Sammlungen entlehnt sind.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 25.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1836.

1) *System der juristischen Lexikographie von H. E. Dirksen.*

2) *Thesauri latinitatis fontium iuris civilis Romanorum specimen. Auctore H. E. Dirksen.*

(Schlufs.)

Bei genauerer Prüfung wird man die letzteren nicht unverhältnifsmäfsig stark benutzt finden, indem der Verfasser wohl erwogen hat, wie die rhetorisirende Ausdrucksweise in den Constitutionen der christlichen Kaiser einer vorsichtigen Benutzung der häufigen Paragraphen, Synonyme etc. nothwendig macht, und wenn gleich öfter die Beweisführung für eine Wortbedeutung mit Zeugnissen aus den Constitutionen-Sammlungen beginnt, z. B. v. accedere §. 1, adhibere §. 1, aditus §. 1, concedere §. 1, disponere §. 1, so rechtfertigt sich dies daraus, dafs zuweilen zwar Gegensätze und Redeverbindungen, die zum Beweise einer Bedeutung dienen, bereits bei den Pandekten-Juristen, dagegen Synonyme, welche durchgehends den ersten Abschnitt jedes §. bilden, erst in späten kaiserlichen Constitutionen angetroffen werden; ja selbst wenn der Vf. zuweilen eine erst in Constitutionen christlicher Kaiser vorkommende Bedeutung anderen voranstellt, so geschieht dies doch nur da, wo die systematische Gliederung der mehreren Bedeutungen es fordert, z. B. bei concedere §. 1, wo aus diesem Grunde die Bedeutung, welche dem verbum simplex cedere, insbesondere dem loco cedere entspricht, der von permittere und remittere vorangestellt werden mufs, ganz abgesehen davon, dafs jene erstere Bedeutung auch einen Anhaltspunkt in dem Sprachgebrauch der Juristen findet, welche z. B. von den praevaricatores sagen: ex parte actoris in partem rei concedunt. Dafs der Vf. bei Pandekten-Citaten die Verfasser der einzelnen Fragmente nicht mit anführt, kann ihm auch nicht zum Vorwurf gereichen, denn er bemerkt sehr richtig, dafs ein Pandekten-Jurist häufig nur als Referent des Sprachgebrauchs einer älteren Rechtsquelle oder eines älteren Juristen zu betrachten ist, mithin würde das entgegengesetzte Verfahren gerade eine unächte historische Färbung begünstigen. — Am belehrendsten werden diese Proben durch eine genaue Vergleichung mit den entsprechenden Artikeln bei Brissonius, insoweit dieser sie aufgenommen hat, was bei manchen nicht der Fall ist, z. B. bei addere, adferre. Dadurch wird man erst die Principlosigkeit und Dürftigkeit der Ausführung von Brissonius im Vergleich zu dem hier zusammengestellten Material gewahr, denn abgesehen davon, dafs bei Brissonius oft die wichtigsten Zeugnisse, namentlich solche, in denen Gegensätze und Synonyme, mithin auch manche selbstständige Bedeutungen eines Ausdrucks, die nur aus jenen gehörig zu begründen sind, ganz fehlen, so ist auch bei den angeführten Citaten fast überall unbeachtet geblieben, *in wie vielfacher Beziehung oft ein und dieselbe Stelle ihre unmittelbare Beweiskraft äufsert*, was in der Ausführung des Vf. sehr anschaulich hervortritt. Da nun das meiste neue vom Vf. zu Tage geförderte Material in den für Synonyme und Gegensätze bestimmten Abschnitten sich findet und hier die schlagendsten Beweisstellen zusammengestellt sind, so wäre in diesen Abschnitten zuweilen eine gröfsere Ausführlichkeit zu wünschen, indem die Wahl des einen oder des andern Synonyms, des einen oder des andern Gegensatzes dem Ausdrucke eine eingenthümliche Färbung giebt, welche genau zusammenhängt mit der jedesmaligen concreten Beziehung, in welcher dieser Ausdruck gebraucht wird. Diese Beziehung wird vom Vf. gewöhnlich in einer Parenthese angedeutet, indessen geschieht es zuweilen nicht z. B. v. concedere §. 2, wo als Synonyme dare, donare, permittere, confirmare, competere, licere etc. abstrakt hingestellt werden ohne

Digitized by Google

die Bemerkung, dafs *beneficium* dare et concedere, *libertatem* dare, donare, concedere, *corpus* confirmare et concedere etc. die in den Quellen vorkommenden „*Wahlverwandtschaften*" sind. Doch liegt auch hier in kein gegründeter Vorwurf, da es dem Vf. nur darauf ankam, in diesem specimen durch scharfe Umrisse sein System dem Leser anschaulich zu machen und beim Nachschlagen, welches hier nicht überflüfsig gemacht werden sollte, sich jeder von der überraschenden Beweiskraft der beigebrachten Citate überzeugen kann. Endlich während Brissonius die verschiedenen Bedeutungen eines Ausdrucks nicht gehörig sondert und sehr häufig zu viel generalisirt, so werden Synthetiker vielleicht oft auch mit dem Vf. zu streiten haben bald *über das zu viele bald über das zu wenige Generalisiren.* So z. B. wird mancher Bedenken äufsern über die 8 §§. beim Worte noster, 3 §§. bei mulier etc. oder darüber, dafs (nach dem System p. 75. not. 14.) bei amittere eine eigne Nebenbedeutung morte privari angenommen werden soll, indem sie etwa einwenden werden, dafs wenn in Beziehung auf die excusatio a muneribus propter ius liberorum die liberi bello amissi zu Gunsten des Vaters pro superstitibus gehalten werden sollten, die Juristen im Laufe der Rede auch wohl liberi amissi absolut setzen konnten, wodurch die Grundbedeutung des Wortes amittere nicht im geringsten geändert werde; indessen Ref. ist mit dem Vf. vollkommen einverstanden, dafs dem Analytiker hier freistehen müsse, schon auf Grund der Gegensätze, z. B. superstites und der wohlverwandten Ausdrücke liberi interempti, parentibus abrepti, defuncti, für diese eigenthümliche Beziehung eine eigene Nebenbedeutung, zu welcher die Sprache fortschreitet, allenfalls in einem eignen §. aufzustellen. — Mag immerhin der Synthetiker in dem, was der Analytiker als eine selbständige Wortbedeutung behandelt, oft nur eine eigenthümliche *materielle oder formelle, nothwendige oder zufällige Beziehung* des Ausdrucks anerkennen, stets wird er dem letzteren für diese *nicht blos gefolgerte sondern aus den Quellen wirklich nachgewiesene Sonderung der verschiedenen Beziehungen*, für diese Zusammenstellung der *gleichartigen Anwendungsfälle einer Ausdrucksweise* zum höchsten Danke verpflichtet sein und zugleich die Mittel in Händen haben, nach seiner Weise sich das Material zurecht zu stellen, indem auch in dieser Rücksicht die Bemerkung des Vf. sich bestätigt, dafs *die Form der Begründung nach der analytischen Methode zugleich ein Correctiv für mögliche Irthümer darbietet.* Und wer wird denn wegen der Grundbedeutung von amittere, mulier, noster und so vielen andern Ausdrücken ein juristisches Lexikon aufschlagen? wohl aber wird es geschehen, wenn man in demselben *das Gleichartige und innerlich Verwandte möglichst vollständig zusammengestellt* findet. Wie wichtig eine solche auf durchaus selbständige Quellenforschung gegründete *Concordanz* für Kritik und Interpretation unserer Rechtsquellen und folgeweise auch für eine gründliche Dogmatik sei — vollkommen geeignet, einer unberufenen Conjectural-Kritik, blos subjectiven Ansichten und neuen auf blofsen Einfällen oder wissenschaftlichen Phantasien beruhenden Deutungen entgegen zu wirken, liegt am Tage; ja ohne eine solche gründliche terminologische Arbeit, der sich der verehrte Vf. mit grofser Selbstverleugnung unterzogen hat, ist bei allen Fortschritten der historischen Jurisprudenz und philosophischen Rechtswissenschaft eine vollständige wissenschaftliche Durchdringung der röm. Rechtsquellen, eine „panharmonische Interpretation" und eine objectiv gültige allgemeine Ueberzeugung schaffende Begründung unmöglich. Möge es daher dem Vf. gestattet sein, diese wichtige mit dem reinsten Eifer für die Wissenschaft unternommene Arbeit mit Freudigkeit zu Ende zu führen, insbesondere möge er dem juristischen Publikum den versprochenen für den Handgebrauch der Anfänger bestimmten Auszug nicht zu lange vorenthalten, und mit uns die Ueberzeugung theilen, dafs die Zahl der Anfänger *in seinem Sinne* nicht klein ist und dafs er dadurch die sichern Fortschritte derjenigen im hohem Grade befördern wird, die, wo es nöthig ist, nicht verschmähen, *vom Anfange anzufangen.*

F. D. Sanio.

XXI.

England im Jahre 1835. *Von Friedrich von Raumer. Erster Theil. XIV. und* 599 *S. Zweiter Theil. X. u.* 546 *S.* 8. *Leipzig,* 1835. *bei F. A. Brockhaus.*

Was Bewegung für die Kraft, das ist Reisen für Leben und Wissenschaft. Die Reisebeschreibung spot-

Digitized by Google

tet der Schranken eines Einzelgebietes in der Literatur; es giebt keine vernünftige Thätigkeit des Menschen, keine Wissenschaft, die nicht das Reisen als ihr angehörig und förderlich in Anspruch nähme; wiederum wird der hochbefähigte Reisende das gesammte Gebiet der Natur und menschlichen Freiheit, das auf seinen Wegen sich ihm darbietet, wie ein Mikrokosmus einsaugen und davon berichten. Eine Theorie der Reisebeschreibung, wie sie sein sollte, ist ein natürlicher Vermifs in der Literatur. Nun aber ist die Quelle der unerschöpflichen Mannigfaltigkeit derselben nicht sowohl der Reichthum der äufseren Natur und die immer neu emporkommenden oder sich abwandelnden Erscheinungen im Völkerleben, als vielmehr die eigenthümliche Anschauung des Reisenden. Darum soll derselbe sein Ich nicht verläugnen. Doch darf dieses nicht so hervortreten, dafs es den Anschein gewinnt, als sei die Reise um des Reisenden willen da; dessen Ich ist nicht der goldne Hort der Fahrt, sondern nur Schmelztiegel und Prägestempel für das auszubeutende Gold; Welt und Leben bieten den Stoff, der Geist des Reisenden giebt Licht und Färbung. Wie nun die Aufgabe des menschlichen Lebens sich am meisten erfüllt, wo es mit reicher Kraft ausgestattet der Aufsenwelt im weitesten Umfange sich bemächtigt, also die des Reisens, wo so wenig der geistige Reichthum des Reisenden trostlose Steppen, die er durchwandert, als das bunte Gedräng der Hauptstadt eines gebildeten Volks, eine leere, nüchterne Seele des Berichtenden gutmachen kann. Also sind wir mit unsern allgemeinen Bemerkungen dahin gekommen, wo sie den vorliegenden Fall treffen, die Persönlichkeit eines schon oft bewunderten und gerühmten Reisenden, dem das Reisen Bedürfnifs für das geistige Leben ist, wie das Athemholen für das physische, und welcher Fülle des Wissens, Schärfe der Beobachtung und Reife des Urtheils auf die Reise mitnimmt, wiederum ein unendlich reiches Kleinod für Anschauung und Berichterstattung, ein Eldorado für den Beobachter des Volkslebens und Staatswesens. Aber nein! Der Verf. obengenannten Buches hat dieses nicht als Reisebeschreibung betitelt und protestirt im Buche selbst (2, 326) gegen die Zurechnung, als habe er eine solche geben wollen. Das geben wir ihm zu, wenn er damit den Ueberfluss der nicht zur eigentlichen Reise gehörigen Bestandtheile seines Buches decken will: aber in der That haben wir die oben angegebenen Eigenschaften einer Reise, das Verhältnifs des wandernden und reflektirenden Ich zu der Aufsenwelt, hier vor uns und bezeichnen demnach das Buch als Reiseberichte von den britischen Inseln her geschrieben, worin das Ich des Hrn. Verfs. ausgerüstet mit fünfundzwanzigjährigen Vorstudien der dortigen Zustände (schon 1810 schrieb er über das britische Besteuerungssystem) einem Reichthum von Erscheinungen gegenüber sich bewegt und diese uns darstellt, wie er sie aufgefafst hat. Wie derselbe seine Reisen zu benutzen, zur Lust die Arbeit zu gesellen pflegt, ist aus seinen Briefen aus Paris bekannt; dafs er auch bei dieser Reise mehr beabsichtigte, als die Empfängnifs dessen, was er in den vorliegenden Briefen verarbeitet hat, erfahren wir von ihm selbst aus einer Mittheilung (1, 48. 203. 233. 532) über seine Studien auf dem Museum und im Reichsarchiv (state paper office), zugleich auch, dafs inmitten der Schätze, die er in jenem fand, sein Zustand zuerst nichts weniger als comfortable war, „denn da wird gar nicht geheizt, oder nur an irgend einer Stelle, die ich noch nicht habe finden können (ein Uebelstand, der doch wohl nur in den Uebergangsmonaten zum Frühjahr daselbst stattfindet). Trotz wollener Strümpfe behalte ich daselbst eiskalte Füfse und die Hände mufs ich von Zeit zu Zeit in die Tasche stecken, um sie auszuwärmen. Daher Zahnschmerz u. s. w." Die Ausbeute dieser Studien haben wir noch zu gute — theils zur Geschichte nach Elisabeth und Maria Stuart, theils zur Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts, letztere hauptsächlich aus Berichten britischer Gesandten in Berlin u. s. w. Der Hr. Vf. erzählt von sich, dafs Abel Remusat ihn einen bibliophage genannt habe; die Eigenschaften eines solchen hat er auch auf dieser Reise nicht verläugnet. „Funfzehn Folianten Gesandtschaftsbriefe, erzählt er, sind mir (für eine meist leere Zeit) gestern durch die Hände gegangen, ein andermal sitze ich einen ganzen Tag an einem Bande etc." Also ist dem rüstigen Manne wahrlich Dank zu sagen, dafs er die Mufse zwischen den angestrengtesten Arbeiten und dem Schwelgen in der grofsartigsten Hospitalität, die ihm zu Theil geworden, nicht zur behaglichen Erholung im dolce far niente, sondern zur Niederschreibung dieser Briefe benutzt hat. Der Lebenskräftigkeit, die solche Leistungen möglich macht, ein fröhliches go on! Aus der Entstehungsgeschichte

Digitized by Google

dieser Briefe ergiebt sich, was für Ansprüche an die- nun das Buch in die genannten zwei grofsen Haupt-
selben nicht gemacht werden können; der Hr. Vf., dem stücke sich zerfällen läfst, so haben beide zu gemein-
Anmafsung und Selbstüberschätzung nicht eigen ist, samer Ausstattung Reflexion und Urtheil über die
weist selbst darauf hin. Vorrede VI: — „habe ich berichteten Thatsachen und das Buch ist daran so
den Inhalt der Briefe hintennach nicht abgeändert, reich, dafs das Räsonnirende als hervorstechender
dern sie so abdrucken lassen, wie sie täglich ge- Charakter desselben sich darstellt. Dies aber nicht
schrieben wurden; ja selbst einzelne Wiederholungen blofs auf den Grund einer berichteten oder zu berich-
und Irrthümer sind stehen geblieben, weil sie zeigen, tenden Thatsache, wie Polybius Apodeixeis, sondern
wie der anfängliche unmittelbare Eindruck sich erst auch mit gänzlicher Beiseitlassung des Reisestoffes
allmälig veränderte und läuterte." Jedoch zum Druck als freier Erguls der Reflexion über Allerlei in Welt
sind sie von vorn herein bestimmt gewesen; Mistris und Leben, wie Lust und Laune es ergiebt. Dadurch
Austin, in Deutschland literarisch und durch persönlichen ist nun den Reiseberichten gar Vieles eingefügt wor-
Aufenthalt bekannt, wird in den Briefen (1, 15. 2, den, das mit der Reise selbst in keinem anderen Zu-
323) als eventuelle Uebersetzerin derselben ins Engli- sammenhange steht, als dafs dergleichen Gedanken-
sche genannt und beiläufig bemerkt, der Druck dieser spiele daheim vielleicht nicht so rege und lebendig,
Uebersetzung nach den Aushängebogen der deutschen oder so selbständig sich gestattet haben würden: aber
Ausgabe mag schon jetzt vollendet sein. Der Briefe das mittelbare Aufregen ist ja nicht die geringste
sind sechs und sechzig; die meisten aus London, ei- Gunst und Gabe des Reisens. Erkennen wir nun
nige aus Schottland, wo der Hr. Vf. nicht lange ver- aber hierin zugleich die geistige Fülle des Reisenden,
weilte und die Naturschönheiten anzuschauen durch so desgleichen die aus vieljährigen Studien hervorge-
ungünstige Witterung verhindert wurde, und Irland, gangene vertraute Bekanntschaft desselben mit Land,
geschrieben. Wenige derselben handeln von Einem Volk und Staat der Briten nicht blofs in der Reife
Gegenstande allein; in der bei weitem gröfsern Mehr- des Urtheils, sondern auch darin, dafs derselbe, von
zahl wird allerlei mit- und nebeneinander besprochen, dem Ueberraschenden der Anschauung selbst nur sel-
in bunter Mischung, wie es in die Feder kommt und ten befangen, mit den ersten Eindrücken der Erschei-
in schlichtem Ausdruck, der hier und da selbst ein nung schon seines Urtheiles sich bewufst und mäch-
„nergeln, nehlen, kohlen, befispeln, fippern, Pumpho- tig ist. Daraus ist nun freilich hervorgegangen,
sen, kreuzfidel" etc. nicht verschmäht, nirgends aber dafs nirgends Ueppigkeit oder Fülle der Beschreibun-
sich mit Pathos schwellt oder in Gala spreizt. Den gen, wie sie der Reiz der Neuheit der Seele des gänzlich
Inhalt der einzelnen Briefe giebt ein vorgedrucktes davon ergriffenen Reisenden abzulocken pflegt, um so
Verzeichnifs an. Tageschronik und politische und häufiger und reichlicher aber die prüfende und mit ei-
statistische Exkurse sollten nach der Erklärung des nem ansehnlichen Schatze früherer Erfahrungen ver-
Hrn. Vfs. (1, 45) gesondert werden; doch ist dies gleichende Anschauung des gereiften Kennerblicks hier
Verfahren nicht durch das gesammte Buch so beob- gefunden wird. Dazu kommt, dafs, ungerechnet die
achtet worden, dafs etwa jene und diese Brief um innere Befähigung, schwerlich jemals ein Deutscher
Brief miteinander abwechselten. Wen aber nur die oder überhaupt ein Gelehrter bei seinem Aufenthalte
erstere anspricht, der wird ohne Mühe herausblättern in England eines so günstigen Standpunkts zur Beob-
was dazu gehört und aus dem reichhaltigen Buche, achtung, wie der Hr. Vf., sich zu erfreuen gehabt hat.
auch wenn er dem strenger gehaltenen Ton der wis- Nach London allein hatte er 112 Empfehlungsbriefe
senschaftlichen Belehrung in den übrigen Abschnitten und wie sind dieselben honorirt worden!
nicht sich zuneigen mag, Gewinn genug ernten. Wie

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 26.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1836.

England im Jahre 1835. *Von Friedrich von Raumer. Erster und zweiter Theil.*

(Fortsetzung.)

Aus dem bisher Gesagten ist zu entnehmen, dafs eine *vollständige* Beschreibung von Land, Volk und Staat in diesen Briefen nicht vorliegt; auf die sogenannten Sehenswürdigkeiten fällt nur gelegentlich ein Blick und manche derselben sind gar nicht erwähnt, keine aber ausführlich beschrieben worden. Von dem aber, was den eigentlichen Kern des Volkslebens und Staatswesens ausmacht, ist nichts unbeachtet oder unbesprochen geblieben. Wie viel in kurzer Zeit von dem Hrn. Verf. geleistet worden sei, der am 22sten März in London ankam, am 30sten Jul. von dort nach Schottland, am 14ten Aug. von Glasgow nach Belfast, von da nach Dublin, Cork, Limerick und von Dublin aus über Liverpool, Manchester, Birmingham, Oxford, nach London (30. August) zurückreiste und in der Mitte Septembers England verliefs, das ist nicht nach dem Mafsstabe der Zeit des Dortseins allein zu messen; wer nicht so viel hinbringt, als der Hr. Vf., wird dort nicht solche Ausbeute gewinnen. Dies werden auch spröde Engländer, die für ihre Insel jahrelange Anschauung in Anspruch nehmen, nicht in Abrede stellen. Gern auch wird jeder Engländer anerkennen, dafs die vielen preiswürdigen Eigenschaften, Lebensäufserungen, Einrichtungen, Leistungen und Werke Englands in gebührendes Licht gestellt worden sind. Das Lob, welches der Verf. spendet, ist um so unverdächtiger, je bestimmter er über die Schattenseiten sich ausspricht. Jenes ist überwiegend; ein bedeutender Rabatt von demselben aber liegt in den Mittheilungen über Irland gegen Ende des zweiten Bandes und dem Bekenntnifs des Verfs., dafs nach der Rückkunft von da seine Ansicht von England minder günstig als zuvor geworden sei.

Folgen wir nun dem Hrn. Verf. zunächst in den Mittheilungen, die er als der *Tageschronik* angehörig bezeichnet, oder die doch aufserhalb des Bereichs der eigentlich politischen und statistischen Erörterungen und Ansichten sich befinden, so steht voran der Ausdruck des Gefühls, das die Grofsartigkeit Londons schon bei seiner Annäherung, dann aber während seines Verkehrs daselbst in ihm aufregte, eben so ansprechend als natürlich (1, 8. 2, 100). Die einfache Art der Mittheilung empfiehlt nicht selten mehr, als pathetische Lobrednerei. Dafs jeder Reisende seine Brille hat, gehört zur Sache; wohl, wenn das Glas nicht vergröfsert, verkleinert oder verfärbt. Die da auf eine Reise nach London sinnen, werden gern vernehmen, dafs die Theurung daselbst nicht so grofs ist als Reisegerüchte und auch Reiseberichte vorstellen, und dafs man daselbst „jedenfalls wohlfeil leben kann, wenn man sich nicht den höhern Klassen der Gesellschaft gleichstellen will (2, 193)." Doch ist damit zusammenzustellen, was 1, 418 von einem gewissen drückenden Gefühl der armen Reisenden im reichen England gesagt wird. „Die Weisung, dafs man überall hinfahren müsse, sonst gelte man nicht für voll, ist eine alte Fabel oder eine abgekommene Wahrheit (1, 91)." Von Tracht und Wäsche heifst es hier (1, 92): „Die Engländer sind in diesen allgemeinen Beziehungen grade so vernünftig, wie alle vernünftige Menschen in Europa und ihre Eigenthümlichkeiten oder auch Vorurtheile kommen wenigstens an diesen Stellen gar nicht zum Vorschein .... auch das viele Gerede über ihre extraordinäre Wäsche oder Leinenzeug fällt hinweg.... Die Deutschen und Franzosen sind nicht um ein Haarbreit schlechter mit der Reinlichkeit bestellt, der Unterschied besteht nur darin, dafs alle Wäsche in London schnell schmutzig wird, und aus *diesem* Grunde öfter gewechselt werden mufs..... Eben so sind die Warnungen überflüssig, als sei man (der Verf. meint,

Digitized by Google

mit der Tracht des Fremdlings) auf den Strafsen in Gefahr, wo nicht mifshandelt, denn doch beleidigt und ausgelacht zu werden." Der Verf. rühmt vielmehr selbst Gefälligkeit bei Nachweisungen und ähnlichen Hülfsleistungen, die ihm von dem ersten besten der Begegnenden zu Theil geworden sind. Wären die Engländer, und dies gilt auch von den Gebildetsten, nur auch bei ihrem mündlichen Ausdruck so rücksichtig auf Ohr und Verständnifs des horchenden Fremdlings! Klagen des Verfs. darüber kann man 1, 18. 465. 2, 101. lesen. „Ein Zeitmessen würde ergeben, dafs in derselben Zeit, wo ein Italiener 10, ein Deutscher 12, ein Franzose 15 Worte spricht, der Engländer 25 ausspricht, oder vielmehr nicht ausspricht, sondern sie elidirend und abbreviirend zusammenschleift." Von den wenigen Engländern, aus deren Munde das Englische als völlig artikulirte Sprache hervorging, rühmt der Verf. besonders Hrn. R. Peel (1, 515) und den Chemiker und Physiker Faraday (1, 464). Es ist wahr, die gewöhnliche Aussprache des Engländers ist so unklar, wie der londoner Himmel, und dem daran nicht gewöhnten Fremden so unheimlich, wie hier der Nebel (1, 313), aber, wird der Engländer sagen, es ist unsere Natur und wie überhaupt unser Streben, in der kürzesten Zeit und mit dem mindesten Aufwande von Menschenkraft zum Ziele zu gelangen, so ist unsere Art zu sprechen die angemessenste, sobald nur der Zweck der Verständigung erreicht wird. Das Nützlichkeitsprincip wird dem Engländer immer hinderlich sein, die Sprache als Kunstwerk auch in der Unterhaltung zu pflegen. Physiologen und Sprachforscher mögen untersuchen, ob nicht im Gegentheil bei dem Italiener der Hang zum dolce far niente die Worte hat dehnen helfen. — Diese Ausstellungen des Hrn. Vfs. werden in einer andern Art reichlich gutgemacht durch die ungemein vortheilhaften Urtheile über die Bildung und unterhaltende Conversation der Engländerinnen, die so gewöhnlich als schönfarbige Marmorbilder gedacht werden. (Unter vielen andern Aeufserungen s. 2, 241). Erfreuliche Kunde, insbesondere wenn Einer zwischen angenehmen Nachbarinnen der englischen Küche sich nicht sehr befreunden mag. „Bequem ist wenigstens die englische Küche insofern nicht, als jeder Mensch noch einmal so viel beifsen und kauen mufs, als in Frankreich, Italien und Deutschland, was kaum junge Zähne ertragen, was die ältern Beifswerkzeuge aber ganz zu Grunde richtet (2, 223)." Dafs der Verf. eben so wenig von den englischen routs oder squeezes (1, 458. 544. 546), wo der männliche Gast einen bequemen Platz niemals, zuweilen nicht einmal einen Stehplatz, eine Unterhaltung selten findet, befriedigt ist, läfst sich errathen. Das blofse „Dabeigewesensein" giebt denen, die das Meiste in sich mitbringen, die geringste Befriedigung. Dagegen aber ist unserem Reisenden durch den Zutritt bei hochgestellten und hochbegabten Personen und durch die zuvorkommendste gastliche Pflege so viel Gunst und Genufs widerfahren, dafs mancher es ihm nicht verargen würde, wenn seine Berichte etwas nach Ruhmredigkeit schmeckten, was sie nicht thun. Wir führen an die huldreiche Aufnahme des Hrn. Verfs. zu Windsor von Seiten der Königin (1, 508), ferner (1, 137) bei dem Herzoge von S. (Sussex), den Herzoge von D. (Devonshire?), die ungemein werthvollen Aufklärungen, die der Kanzler der Schatzkammer Hr. Spring Rice in mehrstündigen Gesprächen ihm gab, die Aufnahme bei Hrn. Peel (1, 515), bei O'Connel (1, 518: „er hat ein rundes gutmüthiges Gesicht, in Deutschland würde man ihn seinem Aeufsern nach für einen tüchtigen, treuherzigen, derben, geschenten Pächter oder Amtmann halten"), sein Verkehr mit den Hrn. Hallam, Ratgrave, Cooper u. s. w. Doch das Namenregister macht es nicht aus; es fragt sich auch, *was* jene Herren mit ihrem deutschen Gaste gesprochen oder ihm sonst Gutes und Liebes bewiesen haben, und darüber mag, da der Hr. Verf. zu diskret ist, drucken zu lassen, was ihm nicht dazu im Gespräch mitgetheilt wurde, als Eins für Alles gelten, dafs Hr. Spring Rice Sorge getragen hat, in Hrn. v. Raumers Werke, if there are any financial statements or statements of any kind referring to the government, to have them officially verified, as well as assisting with any information within his reach, weshalb der Hr. Verf. in der Vorrede erklärt, „dafs ich von dem Kanzler der Schatzkammer Hrn. Spring Rice die lehrreichsten Nachrichten empfing und der überaus beschäftigte Mann mir das Kostbarste, seine Zeit, auf eine Weise widmete, für die ich nicht genug danken kann." Dabei nun ist wohl zu beherzigen, was der Hr. Vf. 1, 281 über diesen Gegenstand sagt: „dafs ich in meinen Briefen weniger das Persönliche hervor-

Digitized by Google

hebe, hat einigen Grund. Erstlich nämlich ist mir das Verfahren —s (es ist nicht schwer den Namen zu entziffern) so in der Seele zuwider, dafs ich solcherlei undankbare Klatschereien nicht denken, viel weniger schreiben mag. (Vgl. damit eine Andeutung 1, 394). Zweitens .... (und das ist die Hauptsache) theilen sich die Engländer nicht mit wie die Franzosen, welche u. s. w. Die Engländer haben weder das Bedürfnifs einer solchen raschen und umständlichen Mittheilung, noch besitzen sie eine Geschicklichkeit für dieselbe." .... So wenig nun als indiskrete Mittheilungen dessen, was der Hr. Verf. von Personen, die ihm auszeichnend begegneten, vernommen hat, lesen wir *ausführliche* Erörterungen über jegliches Merkzeichen der Volkssitte (nur beiläufig wird der Völlerei des gemeinen Mannes u. s. w. gedacht, Brief 21), oder detaillirte Beschreibungen der Gegenstände, die er kennen gelernt hat, mit Ausnahme der Concerte und Schauspiele, wo seine Vorliebe für die darin thätigea Künste Bericht und begleitende Kritik zu gröfserer Umständlichkeit ausgedehnt hat. Weder in jenen noch in diesen hat er Befriedigung gefunden. Sein Bericht von der Ueberfüllung und Ueberlänge der Concerte (30 Stücke in Einem, von sieben Uhr bis Mitternacht 1, 143), bestätigt die Bemerkung eines früheren Reisenden, dafs die Masse der Engländer auch hier die Sache gern aus dem Vollen sehen mag. Im Zusammenhange damit läfst sich das Vorherrschen des Forte (bei der Aufführung von Händels Messias und des Fidelio 1, 534. 2, 45) bringen, das beim Gesange bis zum Geschrei wurde. Dafs das englische Theater in Verfall sei (1, 529. 2, 50 f.) mag leider so wahr sein, als ein gleichlautendes Urtheil über das deutsche; die Gründe davon darzuthun ist der Hr. Verf. zu derselben Zeit bemüht gewesen, als Prof. Gans über die deutsche Bühne schrieb; so betrübt diese Angelegenheit, so empfehlenswerth sind beide Aufsätze. Welcher Abstand zwischen den Theaterbriefen des Hrn. Verfs. und weiland Lichtenbergs, den Garriks Spiel begeisterte! Bei solcher Ebbe der Kunst kann das Auftreten einer Malibran, die der Verf. als Fidelio sah (2, 39), nur wie ein dort fremdartiges Phänomen erscheinen und der Abstand zwischen dem Heimathlichen und dem Kunstbesuche mufs um so greller hervortreten. Bei der Vorstellung des Macbeth störte den Vf. aufser manchem anderen auch das Sichtbarwerden von Banko's blutigem Bilde (1, 264); seltsam, dafs Engländer und Deutsche darin einverstanden sind, um eines sehr zweifelhaften Theatereffekts willen einen psychologischen Fehler zu machen; die Zuschauer dürfen ja den Geist eben so wenig sehen, als Macbeths Tischgesellschaft ihn sieht; der Hr. Vf. hat vollkommen Recht, wenn er fragt, weshalb um der Consequenz willen nicht etwa auch ein Dolch für Macbeth an einem Bindfaden aufgehangen wird. — Nicht mehr als von Musik und Schauspiel Englands ist der Hr. Verf. von moderner Malerei, Bildnerkunst und Baukunst daselbst befriedigt (1, 527. 530. 2, 90); so schon Viele vor ihm: den Werken der Baukunst früherer Zeit aber, z. B. dem alten Schlofs Windsor (1, 509) und den mittelalterlichen Domen gebührt volle Anerkennung. Ueber die englische Literatur hat der Verf., abgerechnet kurze Andeutungen (1, 243), sich nicht ausgelassen.

Von gröfserer Ausdehnung als die Berichte über das bisher Genannte sind *die* über das *Staatswesen* und die davon abhängigen Zustände im Volksleben; Geschichte, Statistik und Politik greifen hier ineinander und mit gleicher Liebe, Tüchtigkeit und Einsicht umfafst der Hr. Verf. die eine wie die andere. Bei dem Schlufs des letzten Briefes schreibt er: „Ohnehin mufs ich den Vorwurf befürchten, dafs ich Euch in meinen Briefen zu viel vorpolitisirt habe. Aber auch dies folgt aus der Natur der Dinge. Die ganze Atmosphäre ist hier mit Politik geschwängert, man mufs sie einathmen und ausathmen." Wird nun auch dem, der diese Briefe zu mehr als zur Unterhaltung durchliest, das politische Element darin nicht leicht zu Haupten wachsen, so theilen gewifs nicht Wenige in ähnlichen Verhältnissen die Unbehaglichkeit, die der Hr. Verf. 2, 545 bekennt: „So unendlich anziehend und lehrreich auch Alles war, was ich ringsum in Grofsbritannien sah und hörte, ergriff mich doch nicht selten eine Sehnsucht nach Gesprächen über die Geschichte vergangener Zeiten, über speculative Philosophie, schöne Kunst, Musik, Schauspiel und ähnliche Gegenstände. Dem Rostbeaf des Staatslebens hätte ich gern einige leichtere und mannigfaltigere Speisen jener Art beigemischt." Der Verf. kam in England an, als eben das Wellington-Peelsche Ministerium sei-

Digitized by Google

ner Auflösung entgegenging: kein Wunder, dafs schon die Erstlinge der politischen Erörterungen sich auf die Stellung der Tories und Whigs zu einander und zu den Interessen des Volks und Staats, insbesondere zu Irlands Wohlfahrt (oder richtiger Wehfahrt) richten (1, 22 f.). Vortrefflich ist seine Zeichnung des politischen Charakters der Engländer, des sichern, ruhigen Taktes, mit dem dort Volksbewegungen, Umtriebe, parlamentarische Debatten, Auf- und Abkommen eines Ministeriums u. s. w. angesehen und — mitgemacht werden (1, 95. 299. 2, 138). Der Vf. sagt hier nichts Neues, aber sicher etwas sehr Beherzigungswerthes für bethörte Quarrellers des Festlandes, die das Bestehende umstürzen und auf den Trümmern sich in Freiheit oder Freiheiten einen fröhlichen Rausch trinken möchten. Die Stetigkeit englischer Nationalgüter hat nicht den Sturm *einer Revolution* zum Vater, sie stammt aus der Beharrlichkeit und ruhigen unerschrockenen Haltung des Volkscharakters und aus Kämpfen und Prüfungen von Jahrhunderten: in England hat das Historische sein Recht an der Charakterfestigkeit bei dem Streben nach heilbringenden Umgestaltungen nicht minder als ihm das Beharren bei starren, hinderlichen Formen zur Last fällt. Eine solche Haltung — loyal but free, obedient but independent — will Zeit zum Wurzeln und Wachsen haben; manche neue Constitution, wie sehr auch aus der Idee befruchtet, ist wie ein Baum in dürrem Sande, der mit schweren Kosten begossen werden mufs. Wie weit aber das wahnvolle Treiben der jüngsten Unruhestifter in Frankreich und das Andringen berufener englischer Radicals der neusten Zeit auseinanderliege, davon zeugt am besten O'Connels Erklärung auf Beaumonts Gesuch, die wir so eben in den Zeitungen lesen. Wie günstig nun das Urtheil des Verfs. über den politischen Sinn der Engländer, und über die Festigkeit des britischen Staats (2, 155. 351), so lagert sich der schwärzeste Schatten neben dem glanzvollsten Sonnenschein, wenn Irlands Zustände mit den englischen und schottischen verglichen werden. In einigen der ersten Briefe schon giebt der Verf. die Verstocktheit der Männer von Alt-England, welche daran nichts geändert wissen wollen, zu erkennen (1, 21 f. 51 f.); was er aber darauf als Augenzeuge vom Elende Irlands berichtet, ist wie ein garstiger Schmutzfleck auf einem schönen Bilde. Man lese B. 2, S. 391 f. 409 f. 419 f. und die Frage, ob nicht O'Connel ein bösartiger Agitator sei, wird auf den Lippen verstummen. Das Genrebild 2, 391 von der irischen cochonnerie, ruft Wehe über die Bedrückung, die noch immer Humes Wort von den Iren: They were treated as wild beasts and therefore they bevame so in voller Wahrheit erhält. Von den Gegenständen, welche der Verf. aufserdem bespricht, sind die hauptsächlichsten das Parlament mit einer Zeichnung des politischen Charakters mehrer Mitglieder desselben (1, 75 und Brief 44) die Wahlen, die Reform (Brief 16. 23. 24), die Kirche mit ihren Reichthümern (1, 74. 99. 113), ihrer Sonntagsfeier (1, 400) u. s. w., die Schulen und Universitäten (Brief 57), insbesondere Oxford (Br. 64), die Stadtrechte (Br. 27) und die neue Städteordnung (Br. 66), worüber britische Staatsmänner, namentlich Hr. Peel, mit dem Verf. als Mann von Fach Ansichten ausgetauscht hatten, die englische Gesetzgebung und Rechtsgelehrtheit (Br. 29), die Rechtspflege (1, 270 f. 390 f. 406 f. und Br. 40), die Gefängnisse, die Policei (1, 269, 537), die Zeitungen (Br. 51), der Ackerbau (Br. 34), der Handel (Br. 36—38), die Fabriken (beiläufig und — abgerechnet das gesunde Ansehen — ungünstig in Betreff der Anwendung von Kindern dabei 1, 434), die Maschinen (2, 351 f.), die Posten (1, 505. 2, 141. 328), das Armenwesen (Br. 15), die Kriegsverfassung (2, 452 f.), Ostindien (Br. 49), zuletzt und nach der oben mitgetheilten Aeufserung des Verfs. anzunehmen, mit Benutzung von Mittheilungen Hrn. Spring Rices die Finanzen (Br. 65). Die eigene Anschauung wurde fortwährend durch Studien von Schriftwerken unterstützt; manche Abschnitte, strotzend von Notizen, Zahlen und Listen, haben das Ansehen, als habe der Verf. bei ihrer Niederschreibung einen grofsen Büchervorrath um sich gehabt, und so wird es auch gewesen sein.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 27.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1836.

England im Jahre 1835. *Von Friedrich von Raumer. Erster und zweiter Theil.*

(Schluſs.)

Hiebei übrigens fällt am meisten ins Auge, daſs diese Briefe zum Theil nicht sowohl verarbeitetes, als zu verarbeitendes Material sind, Mittheilungen erster Hand, nicht aber erschöpfende, gerundete und abgeschlossene Abhandlungen über die darin berührten Gegenstände. Dennoch ist so viel Gediegenheit, Umsicht, Wissen und Kritik darin, daſs auch der Neid wird gestehen müssen, es sei in geringer Zeit zur Bewunderung viel von dem Hrn. Verf. erforscht, geprüft und zur Reife der Erkenntniſs und Mittheilung gebracht worden. Thue desgleichen, wer es vermag!

Die Briefe enthalten endlich die reichlichsten Beiträge zu einem politischen Glaubensbekenntniſs des Herrn Verfassers; zu politisiren, wie er selbst es nennt, giebt ihm die Vergleichung Englands mit Deutschland, Preuſsen, Frankreich, Italien u. s. w. oft genug ungesucht Veranlassung, aber auch unabhängig davon greift er gern über in die Räume der allgemeinen Politik und giebt kund, z. B. was er von politischer und von musikalischer Beziehung (1, 76. 539), von Demagogie (2. 97) und Demokratie (Brief 55), von der Politik des europäischen Ostens und Westens (2, 111), von stehenden Heeren (2, 108), von Vaterlandsliebe (Brief 51), von dem Dichten und Trachten der Utilitarier (2, 267), vom Maschinenwesen (2, 11) u. s. w. halte. Jedoch der Blick wendet auch hiebei sich gewöhnlich auf vaterländische oder nachbarliche Zustände. Von solchen politischen Herzensergieſsungen kommt viel auf Censur und Preſsfreiheit (Brief 16. 1, 256. 2, 233. 235.), auf deutsches Paſswesen und Verfahren gegen Studenten (1, 517. 2, 208. 468. 480), auf den deutschen Zollverein (Brief 31) u. s. w., wiederum auf den Brausecharakter der Franzosen (Br. 59. 2, 107. 332. 482), auf die Verirrungen der neuesten französischen Literatur, z. B. eines Victor Hugo (1, 543) u. s. w. Durch und durch aber zeigt, bei aller Anerkennung der Preiswürdigkeit Alt-Englands, sich hohe und innige Liebe des Herrn Verfassers zu Preuſsen, dessen ehrwürdigem Könige und Staatseinrichtungen (u. a. 2, 343 f. 452). Darüber sich auszusprechen haben auſser der Vergleichung preuſsischer Zustände mit englischen und dem lebendigen, regen Selbstgefühl, das der Verfasser als Preuſse hat, schiefe Urtheile selbst der kundigsten englischen Staatsmänner Veranlassung gegeben. Konnte doch Brougham behaupten, in Deutschland werde auf Schulen keine Geschichte gelehrt (1, 451) und selbst Peel in ähnlichem Wahn befangen sein (2, 279). Kein Wunder, daſs bei solchen Ansichten auch die wohlthätigsten preuſsischen Einrichtungen einem Engländer, mit dem der Verfasser sprach, nur als aufgezwungene Werke des Despotismus galten (1, 87). Wie weit bei englischen Unterbeamten, die auf Verkehr mit deutschen Reisenden angewiesen sind, die Unkunde der deutschen Sprache gehe, davon giebt der Verfasser einen merkwürdigen Beleg, eine gedruckte Anweisung für Deutsche, welche diese einen Unfunst- (d. h. Ankunft-) Zeddel holen heiſst und hinzusetzt: Die Versaumung dieses macht sie entweder einer Geldbuſſe oder Gefangniſs-Strafe fahig. Dennoch spricht der Verfasser mit Liebe und Freudigkeit am Schlusse der Briefe aus: „Wo liegt die Hoffnung der Welt, die Bürgschaft der Zukunft, das Rettungsmittel gegen einbrechende Barbarei? Es liegt in dem uralten, festen Stamm germanischer Entwickelung und seinen beiden Hauptzweigen, Deutschland und Groſsbritannien. Wenn diese beiden Völker ihre groſse Aufgabe recht erkennen und alle Kräfte zu ihrer Lösung einsetzen, so werden auch die erkrankten Theile Europas ihre Gesundheit wiederfinden, die Harmonie des mannig-

Digitized by Google

fachsten Lebens nochmals ertönen und der kleinste Welttheil, nach wie vor, trotz aller Flecken in welthistorischer Entwickelung voranleuchten." Ach! stände nicht das fatale *wenn* zwischen dem schönen Traume und der diplomatischen Wirklichkeit!

W. Wachsmuth.

XXII.

1) ***Berghaus Karte von Syrien. Gotha, 1835. bei J. Perthes.***

2) ***Souvenirs, impressions, pensées et paysages pendant un voyage en Orient (1832—1833), ou notes d'un voyageur. Par Alphonse de Lamartine. Paris, 1835. 4 Vol. 8.***

1. Der verstorbene Grimm lieferte vor 5 Jahren eine Karte von Palästina. Wenn er einerseits mit grofsem unverkennbaren Fleifse gründlich gearbeitet, so war doch andrerseits die Terrainzeichnung seiner Karte unbeschreiblich verwischt, unnatürlich und häfslich, die Schrift auf derselben höchst unleserlich. Man war daher sehr gespannt auf die Erscheinung der Karte Syriens von Berghaus, welche gegenwärtig in der dritten Lieferung von des Verfs. Asia erschienen ist. Diese Karte begreift ein Hauptblatt nebst 2 Nebenkarten, letztere in 4mal kleinerem Maafsstabe. Das Hauptblatt reicht von 31° 30′ bis 34° 50′ N. Br., ungefähr von Gaza und der Mitte des todten Meeres bis Antaradus; und von c. 32° bis 34° 55′ O. L. (von Paris) von Gaza bis zur syrischen Wüste. Die eine Nebenkarte schliefst sich nördlich, die zweite südlich an das Hauptblatt an, jene reicht bis zum Meerbusen von Issus, diese geht etwas über Ras Mohammed, das südliche Vorgebirge der Halbinsel des Sinai, hinaus.

In einem Memoir giebt Berghaus Rechenschaft über die Quellen seiner den Manen Jacotins und Burckhardts gewidmeten Arbeit, diese zwei sind seine Hauptgewährsmänner. Jacotin begleitete als Ingenieur-Geograph Napoleon auf seinem Feldzuge nach Aegypten und Syrien; er nahm in Verbindung mit dem Artillerieoffizier Paultre und einigen andern Subaltern-Offizieren 153⅓ deutsche Q. Meilen mehr oder minder genau auf, je nachdem es der Krieg erlaubte. Seine treffliche Karte in 5 Blättern bildet eine Fortsetzung der grofsen, aus 42 Sectionen bestehenden Karte von Aegypten, welche zur Description de l'Egypte gehört. „Sie ist es, sagt Berghaus, welche der vorliegenden Bearbeitung der syrischen Geographie lediglich zum Grunde liegt und zwar für das ganze Littorale nordwärts bis Sur, für Samaria und Galiläa mit Einschlufs des Ghor oder Jordanthals, vom Bahr el Hule mit dem Seebecken des galiläischen Meeres bis nach Bisan herab." Für einen Theil des Libanon benutzte der Vf. eine ausgezeichnete vom gründlichen Naturforscher Ehrenberg entworfene Karte. — Es ist kaum nöthig anzuführen, dafs Seetzen und Burckhardt für das ostjordanische Land seine Hauptführer waren, nächst diesen Buckingham. Mit aufserordentlicher Mühsamkeit construirte Hr. Berghaus die Itinerarien der letzteren zwei Reisenden, benutzte aufserdem die Angaben von Maundrell, Ali Bey, Turner, O. von Richter, Legh, Richardson; zuletzt die ihm handschriftlich mitgetheilten Tagebücher von Graf Medem und Parthey, welche im Jahre 1823 Syrien bereisten.

Mit derselben ausgezeichneten Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit, mit welcher der Vf. die geometrischen und itinerarischen Hülfsmittel bei Anfertigung seiner Karte verarbeitete, sammelte und benutzte er auch eine grofse Zahl astronomischer Längen- und Breitenbestimmungen, und giebt hierüber (S. 23 sqq.) Rechenschaft. — Möchte es ihm nur gefallen haben, uns — nach Reichardts Weise — die Quellen und Stellen mitzutheilen, welche er beim Eintragen alter Namen der Gebirge, Flüsse, Landschaften, Orte u. s. w. zum Anhalt nahm. Ich vermisse eine solche Belehrung um so mehr, als ich über die Lage mehrerer Gebirge, Landschaften und Orte, so weit meine Kenntnifs reicht, mit dem Vf. nicht übereinstimme, und will als Beleg einige Beispiele anführen. Hr. Berghaus hat Suchoth auf dem *rechten* Jordanufer angegeben, da es doch auf dem linken lag und liegt. Von Suchoth zog Jakob erst über den Jordan „zu der Stadt des Sichem, die im Lande Kanaan" das ist: im westjordanischen Palästina liegt (1 Mose 33, 17. 18.). Der Stamm Gad, dessen ganzes Erbtheil im ostjordanischen Palästina, erhielt Suchoth (Josua 13, 27). Nach Hieronymus ist Suchoth civitas *trans* Jordanem in parte Scythopoleos. Burckhardt bestätigt dies, indem er (S. 595) erzählt: „auf der *West*seite des Jordan nördlich von Bysan, liegen folgende verfallene Orte im Ghor, wenn man von dem See (Tiberias) anfängt: Fafsaïl, El Odscha,

Digitized by Google

Ayn Sultan". — Auf den westlichen Ufern des Flusses, sagt er, weiter südwärts als Ayn Sultan giebts keine Ruinen bis Jericho hin." Es sind also nach Burckhardt, die Ruinen von Suchoth bestimmt nicht mit Hrn. Berghaus südwärts von Ayn Sultan auf dem Westufer des Jordan zu setzen, und die Worte des Reisenden: „Nicht weit von da, wo wir über den Jordan gingen (es war südöstlich von Bysan) südlich, liegen die Ruinen von Sukkot," diese Worte sagen ganz unzweideutig aus, dafs Sukkot auf der Ostseite des Jordan anzugeben sei, da, wo man es schon auf d'Anvilles Karte findet.

Die Stadt Megiddo liegt nach Hrn. Berghaus Karte südöstlich von Cäsarea Palästina, dort am Mittelmeere auch das Gefilde Megiddo. Wir kennen nur wenige Stellen des alten Testaments (im Josephus keine), aus welchen sich die Lage des Orts abnehmen läfst. Es wird nämlich Richter 4, 13. 14. erzählt: Sissera sei mit seinen Wagen an den Kison gezogen, ihm entgegen Barak vom Thabor herab (an welchem der Kison entspringt). Weiterhin heifst es (Richter 5, 19. 21), Barak habe gegen Sissera gekämpft zu „Thaanach am Wasser Megiddo," der Kison habe die Leichen gewälzt. Das Wasser Megiddo scheint daher entschieden mit dem Kison selbst, wenigstens mit einem Nebenflufs desselben identisch zu sein, und das Gefilde Megiddo ist in der Ebene des Kison zu suchen, wohin schon Grimm den Ort Megiddo setzte; Thaanach hat Hr. Berghaus selbst in der Nähe des Kison angegeben.

Dafs Ratanäa, nach den Bestimmungen des Josephus, östlich von Auranitis gelegen sei, nicht westlich, wohin es Hr. B. und mehrere seiner Vorgänger setzen, zeigte ich in meinem Werke „Palästina" S. 159. Eben da (S. 58 Anm. 166) glaube ich die sich nur scheinbar widersprechenden Stellen des Pentateuch in Bezug auf die Gebirge Abarim und Pisga und den Berg Nebo, mit Beihülfe von Burckhardts Angaben, in Einklang gebracht zu haben. Auf keinen Fall stimmt die von Berghaus wie früher von Klöden gegebene Verzeichnung des Abarim längs der Ostküste des todten Meeres mit den Berichten Mosis, z. B. nicht mit 4 Mos. 21, 11—13. — Der Name Peräa, so wie er auf Berghaus Karte gleichlaufend mit dem Parallel von 30° N. Br. eingeschrieben ist, giebt einen unrichtigen Begriff von diesem Bezirk, welcher nach Josephus vom Arnon nordwärts bis Pella d. i. mindestens bis zum Scheriat Mandhur reichte, da an diesem Flusse die Hauptstadt Peräas, Gadara lag. War aber Pella die *Nord*gränze Peräas, so darf es keineswegs mehrere Meilen *südlich* von dieser Hauptstadt Gadara gesucht werden, wohin es Berghaus wie Grimm und d'Anville setzen.

Auf dem Nordwestufer des Sees Tiberias ist Gennezareth angegeben, und zwar nicht als Name einer Landschaft, wie auf d'Anvilles Karte, sondern als Name eines Orts mit Ruinen. Hr. Berghaus führt in seinem Memoir (S. 4) an: Paultre habe den Bezirk „von der Strafse, die von der Jacobsbrücke über Safet nach den *Ruinen von Gennezareth* führt" aufgenommen. Diese Ruinen finde ich auf keiner Karte angegeben, nicht bei Reichardt, noch bei Klöden oder Grimm. Ich finde sie eben so wenig in den genauesten Itinerarien, welche den Punkt fast entschieden berühren, so vor allen nicht bei Burckhardt, der nach seiner Weise sorgfältig die Orte angiebt, welche er auf dem Wege von Safed über den Josephsbrunnen nach Tiberias fand (S. 556—560). Mit ihm stimmt Ort für Ort Buckingham (I, 404—407), auch er nennt Gennezareth nicht, eben so wenig Cotovicus (357—361), Fisk (316—318), anderer nicht zu gedenken. Magdala, Kapernaum (Tel Hum), Bethsaida und Tiberias sind die aus der heiligen Schrift bekannten Orte, deren Reste Reisende am Westufer des Sees fanden, und welche auch Hr. B. auf seiner Karte angiebt. Einen *Ort* Gennezareth nennt aber die heilige Schrift nicht, nur den See Gennezareth (λίμνη Γεννησαρέτ Luc. 5, 1) und ein *Land* Gennezareth (γῆ Γεννησαρέτ Matth. 14, 34. Marc. 6, 53). Eben so wenig kommt bei Josephus ein Ort Gennezareth vor, sondern nur der See Gennesar, von welchem Josephus sagt: er sei nach der anliegenden Landschaft genannt (λίμνη Γεννησὰρ μὲν ἀπὸ τῆς προσεχοῦς χώρας καλεῖται. Bell. Jud. 3, 10, 7 vgl. 1 Makk. 11, 67) und im folgenden Kapitel bemerkt er: es ziehe sich längs dem See Gennezar die gleichnamige Landschaft (ὁμώνυμος χῶρα) hin. Ich weifs es mir, nach allem diesem, nicht zu erklären, was es mit den Ruinen von Gennezareth für eine Bewandtnifs habe, um so weniger, da sogar unter den kleinen Landschaften, welche die Karte zum Theil umkränzen, eine die Unterschrift „Genezareth" führt; man sieht den See und Ruinen. Ich mufs glau-

Digitized by Google

ben, solche Ruinen von Gennezareth existiren gar nicht, bis ich eines Bessern belehrt werde *). Dalmanutha, welches Hr. Berghaus auf der Ostseite des Sees setzt, ist vielmehr auf der Seite wo Magdala liegt, d. i. auf der Westseite zu suchen, wie sich aus einer Vergleichung von Matth. 15, 39 mit Marc. 8, 10 ergiebt.

Es würde mich hier zu weit führen, wollte ich mehr Bemerkungen der Art geben, ich behalte mir dies für einen geeignetern Ort vor.

Hat man sich der Grimmschen Karte bedient, so fällt die freundliche Schönheit der Berghausschen doppelt angenehm in die Augen; Berge, Thäler, Ebenen treten klar heraus. Etwas zu stark dürfte der Bergrücken angegeben sein, welcher den Karmel mit dem Gebirge Samariens verbindet, nach Prokesch (S. 128) ist hier nur ein Waldhügelzug. Statt der Ebene, welche (Burckhardt S. 448) am untern Mandhur 3½ Stunden südwärts zieht, ist auf der Karte ein Berglaud verzeichnet.

Die gegenwärtig im Lande gebräuchlichen arabischen Ortsbenennungen walten auf der Karte vor; man findet El Kods, Beit El Lahm, El Chalil etc. und nur in Parenthese: Jerusalem, Bethlehem, Hebron. Da die Arbeit für uns Occidentalen bestimmt ist, nicht für Bewohner Palästinas, welche auch arabische Schrift verlangen dürften, so würde ich die bei uns durch die Bibel und europäische Reisebeschreibungen wohl bekannten Namen entschieden vorgezogen und für Leser der in Cairo erscheinenden Zeitungen, arabischer Reisebeschreibungen u. s. w. ein alphabetisches Register der Synonymen im Memoir gegeben haben, zu welchem Hrn. Parthey's Verzeichnifs arabischer Ortsnamen (Memoir S. 44) eine gute Grundlage giebt. — Nordwestlich von Jerusalem steht der Name Abu Gosch, jenes arabischen Häuptlings und Wegelagerers, welcher die meisten, von Jaffa nach Jerusalem Reisenden plagte und brandschatzte. Nach Zeitungsnachrichten hat aber Ibrahim Pascha dessen Räubereien ein Ende gemacht und ihn zur Karrenarbeit beim Festungsbau von Acre verdammt. —

Ich mufste mich wundern, unter den bei Ausarbeitung der Karte benutzten Schriften zwei Hauptwerke nicht erwähnt zu finden, nämlich die von Reland und Ritter; eben so wenig wird der Grimmschen Karte gedacht, welche, wie schon erwähnt, ihre Gründlichkeit zu bescheiden unter einem häfslichen Aeufsern verbirgt, während wir umgekehrt viele gepriesene Karten haben, deren Oberflächlichkeit durch ein dem Nichtkenner schön erscheinendes Aeufsere wie übertüncht ist.

Genug der kritischen Bemerkungen, welche Hrn. Berghaus, wie ich gewifs glaube, lieber sind, als vage allgemeine Lobpreisungen. Deren bedarf der Vf. der Karten von Afrika und Asien nicht, jeder Sachkundige weifs, dafs derselbe nur ausgezeichnete Arbeiten liefert. Je ausgezeichneter aber eine Arbeit ist, um so feiner mufs das Maafs sein, mit welchem man dieselbe mifst; das Gegentheil solcher trefflichen Arbeiten sind jene unverbesserlichen, welche unter aller Kritik sind. —

2. Ich habe nicht das Original vor mir, sondern den zweiten Band von: „Alphons von Lamartine's Reise in den Orient in den Jahren 1832 u. 1833 übersetzt von Gustav Schwab und Franz Demmler 1835." —

Was hat die Geographie Palästinas durch diese Reisebeschreibung für Gewinn?

Diese Frage dürfte manchen sehr nüchtern und prosaisch dünken; und doch tritt sie gewifs dem ächten Dichter nicht im mindesten zu nahe, wofern ein Geograph dieselbe aufwirft, dem es nicht etwa blofs um ein Verzeichnifs von Wegdistanzen, Berghöhen, um Tabellen über Ausfuhr, Einfuhr, Mortalität u. s. w. zu thun ist, sondern um ein treues, lebendiges, vollständiges Bild der Länder und Völker. Mit dem Fleifse eines Mosaikarbeiters componirt der Geograph ein solches Bild, zu welchem ihm vornämlich Reisebeschreiber die farbigen Stifte oder einzelne ausgeführte Partien liefern, welche er zu einem schönen Ganzen zusammensetzt.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Einige leiteten den Namen Γιννησὰρ von Kinnereth ab, welches Jos. 19, 35 unter den Städten Naphthalis aufgeführt ist, und nach welchem wahrscheinlich der See im A. T. (4 Mos. 34, 11. Jos. 12, 3) das Meer Kinnereth heifst. Aber Reland sagt schon: Hoc nomen (λίμνη Γεννησὰρ) alii quidem ex Kinnereth natum putant, ego ducere malim a *regione* Γεννησὰρ ei adsita. Hiermit stimmt Rosenmüller, wenn er sagt: ein Landsee der bald „der See Genesaret von dem nächsten ihn umgebenden *Landstriche*, bald von zwei auf seinen Ufern liegenden Städten, der See Kinnereth genannt wird." Gesetzt aber Gennesar wäre wirklich identisch mit einem Orte Kinnereth, so ist doch schon seit alter Zeit streitig, wo dies Kinnereth selbst gelegen habe; Hieronymus u. A. hielten es z. B. für einerlei mit Tiberias.

Digitized by Google

№ 28.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1836.

1) *Berghaus Karte von Syrien.*

2) *Souvenirs, impressions, pensées et paysages pendant un voyage en Orient (1832—1833), ou notes d'un voyageur. Par Alphonse de Lamartine.*

(Fortsetzung.)

Wollte Hr. von Lamartine mit der Befugniſs eines Dichters *daheim* ein zweites befreites Jerusalem schreiben, so würde es niemandem einfallen, sein Gedicht als eine geographische Quelle für Palästina anzusehn. Macht er sich aber auf, und besucht das heilige Land, sieht mit eigenen Augen Nazareth, den See Gennezareth, Bethlehem u. s. w. und giebt darnach eine Reisebeschreibung, dann darf man wohl fragen: in wie weit diese seine Reisebeschreibung den Werth einer geographischen Quelle habe. — Um die Befugniſs zu dieser Frage nachzuweisen, wollen wir zuerst überhaupt untersuchen: was für ein Maaſsstab an Darstellungen eines Wirklichen durch Dichter und andere Künstler anzulegen sei, ob dieselben ganz wahr sein müssen, oder auch kraft eines Privilegii der Poeten halb wahr oder ganz unwahr sein dürfen. Diese Frage ist durch jenen Gegensatz des Goetheschen Titels: „Aus meinem Leben. *Wahrheit und Dichtung*" noch mehr angeregt worden, ein zweideutiger Gegensatz, welcher genau genommen der Dichtung keine Ehre macht, da man sonst der Wahrheit die Lüge gegenüber stellt.

Am besten dürften wir uns bei dem Maler Raths erholen. Malt dieser Menschen, welche seine Phantasie geschaffen, so sind keine Original-*Individuen* da, mit denen seine Figuren verglichen, und als treu oder untreu erkannt werden könnten. Ganz anders ist es bei dem Portraitmaler, dessen Bilder mit den Originalen verglichen und entweder ähnlich und wahr oder unähnlich und unwahr gefunden werden. Wäre am Portrait sonst gar nichts auszusetzen, es würde entschiedenen Tadel verdienen, sobald die Aehnlichkeit fehlte. Die Arbeiten des Landschaftsmalers, welcher bestimmte Gegenden aufnimmt, beurtheilt man eben so. Was verlangt man nun von den Portrait- und Landschaftsmalern? Ein Auge, welches wie ein klarer Spiegel Menschen und Gegenden treu auffaſst, und mit fertiger Hand eben so treu darstellt; ja man verlangt mehr als das. Es sieht nämlich ein Mensch nicht einen Tag wie den andern aus, jeder hat nicht bloſs ein Alltags- sondern ein gewisses Sonntagsgesicht, ein Gesicht, in welchem sich sein innerstes Wesen vorzüglich rein und charakteristisch äuſsert. So hat auch jede Gegend bestimmte Standpunkte und Momente, welche ihrem Charakter am meisten entsprechen, ihn reliefiren; die eine ist beim Frühlings Sonnenaufgang am schönsten, die andere beim herbstlichen Sonnenuntergange, die dritte in einer stillen mondhellen Nacht, eine rauhe Gebirgsgegend auch wohl bei Sturm und Ungewitter. Der Portraitmaler soll nun in seinem Portrait nicht bloſs wie ein todter Spiegel ein Gesicht im ersten besten Moment abspiegeln, einen sonst geistreichen Mann etwa malen, wenn ihn gerade Verdruſs oder Langeweile plagt, sondern er muſs den Moment erkennen und ergreifen, in welchem des Mannes innerster von momentanen Miſseindrücken freier Mensch hervortritt. Eben so muſs der Landschaftsmaler gehörige Standpunkte und jene günstigen Zeitmomente bei Aufnahme von Gegenden wählen.

Was nun vom Maler gilt, leidet volle Anwendung auf den Dichter. Sobald dieser das Wirkliche darstellt, so muſs er wie jener für gewissenhafte treue *Wahrheit* seiner Darstellung einstehen, jede willkürliche phantastische Abweichung von der Wirklichkeit wird ihm so wenig verziehen, daſs man vielmehr eine viel *gründlichere* Wahrheit von ihm verlangt, als von irgend einem prosaischen Menschen. Man vergleiche

Digitized by Google

einmal die tiefe Wahrheit Shakespearscher englischer Könige und Helden mit der gewöhnlichen, oberflächlich wahren Charakteristik derselben bei so manchen Geschichtschreibern. Freilich lesen diese vom Zifferblatt der Zeituhr die Begebenheiten ab, der grofse Dichter zeigt uns dagegen zugleich das ganze Getriebe des Werks im Innern: in einsamen Monologen beichten seine Feldherrn und Bischöfe, Fromme und Ruchlose, und offenbaren uns so die Keime der später sich entwickelnden Thaten und Begebenheiten. — Alle Polizeibehörden der Welt, wenn sie mit gröfster Genauigkeit das Signalement von Herder oder Basedow und Lavater hätten machen wollen, würden die *Wahrheit* der Goetheschen Charakteristik dieser Männer nicht erreichen. Dasselbe gilt von Goethe, wenn er Gegenden schildert; wie er sie mit dem lebendigsten klarsten Sinn auffafst, so malt er sie treu mit den lebendigsten klarsten Worten. Der Geograph kann sich daher z. B. über Italien keine bessere Quelle wünschen, als Goethes Briefe, und eben so lehrreich sind für ihn die treuen Schilderungen dieses Landes in den Briefen eines zweiten Dichters, des Grafen Leopold Stolberg.

Ich mufste dies voranschicken, um den richtigen Standpunkt bei Beurtheilung von Lamartines Reisebeschreibung zu gewinnen, um mir das Recht zu vindiciren, bei seinen Darstellungen nach Wahrheit zu fragen, ja nach einer Wahrheit, welche nicht blofs die Oberfläche berührt, sondern ins Herz der Dinge eindringt und daher von besonders intensiver Kraft und Lebendigkeit ist. — Der Vf. verliefs im October 1832 Beirut, gieng bei dem von Ibrahim Pascha neuerdings zerstörten Acre vorüber, weiter über Safuri nach Nazareth, auf den Tabor, vom Tabor zu dem Punkt hinab, wo der Jordan aus dem See Tiberias tritt. „Der Jordan, sagt er, fliefst aus dem See in einer Schlangenwindung, dann, ungefähr fünfzig Schritte davon, gleitet er in die niedrige, sumpfige *Ebene von Esdrelon.*" Ein Blick auf jede nur mittelmäfsige Karte lehrt übereinstimmend mit allen Reisenden, dafs diese Ebene westlich vom Flufsgebiet des Jordan liegt, und von dem in die Bai von Acre mündenden Kison durchflossen wird. — Bei Tiberias bemerkt der Vf.: „Während der 3 Jahre seines göttlichen Berufs geht und kommt er (Christus) in einem fort von Nazareth nach Tiberias, von Jerusalem nach Tiberias" — (S. 46). Tiberias wird in der heiligen Schrift nur dreimal genannt, *kein* Evangelist erwähnt, dafs Christus in Tiberias sich aufgehalten. Weiter fährt der Verf. fort: „Hier ist Kapernaum; hier das Gebirge, wo er die schöne Bergpredigt hält; hier das, auf welchem er die neuen Seligkeiten in Gott predigt." Der sogenannte Berg der Seligkeiten in der Nähe des Sees Gennezareth gilt für den, auf welchem Christus die Bergpredigt hielt; nach Lamartine predigte der Herr auf einem Berge die neuen Seligkeiten, auf dem andern hielt er die Bergpredigt! Man vergleiche den Anfang der Bergpredigt (Matth. 5). —

Josephus und so viele Reisende können die Schönheit und Lieblichkeit des Sees Gennezareth nicht genug preisen. „In ganz Palästina giebt es keine Gegend, deren Reize mit denen dieser Gegend zu vergleichen wären, sagt Seetzen; auf allen Seiten, den Ein- und Ausfluss des Jordan ausgenommen, ist das Wasser gegen Winde geschützt, ruhig, und da kein einziges Fahrzeug auf dem ganzen See, so herrscht die tiefste Stille." Palmen, Feigen, Weinstöcke, Oelbäume gedeihen am klaren Spiegel des freundlichen Sees, den Clarke mit dem Locarner verglich. Wenn der nüchterne Seetzen, der kritische Clarke von der Schönheit dieser stillen paradiesischen Gegend so bewegt wurden, so ists kein Wunder, wenn unser Dichter von derselben entzückt ist. Aber eine Hölle öffnet sich ihm in dem friedlichen Paradiese, es sind „vulkanische Hügel auf der westlichen Seite. — Grofse Haufen von schwarzen Steinen, sagt er, welche von den *noch offenen* Schlünden von *ungefähr hundert* erloschenen vulkanischen Kegeln ausgespieen sind, durchkreuzen jeden Augenblick die steilen Abhänge dieses düstern traurigen Ufers." Da man gegenwärtig auf der ganzen Erde mit Inbegriff der Solfataren c. 300 Vulkane rechnet, so kämen hiernach auf die Umkränzung des kleinen 2 Meilen langen Sees $\frac{1}{3}$ soviel. Lamartine ward zu dieser freien Phantasie durch den Basalt veranlafst, welcher mit Kalkstein abwechselnd die Ufer des Sees bildet. — — Vom See Gennezareth reiste der Verf. über Nazareth nach Kaipha am Karmel. Diesen Berg nennt er „eine hohe Gebirgskette, welche aus dem Flufsbette des Jordan aufsteigt!" und erwähnt: „in den *Granit* des [illegible] einsenkende Höhlen." Wir wollen [illegible] mineralogischen Kenntnisse zu[illegible] wird [illegible] Kreide

Digitized by Google

kennen, sie ist das Gestein des Karmel. Von Kaipha reitet Lamartine auf diesen Berg. „Jeder Schritt, welchen wir thaten, sagt er, entdeckte uns einen neuen Horizont über das Meer, über die Hügel von Palästina und über *die Gestade von Idumäa.*" Idumäa? Dies Gebirgsland, das sich südlich vom todten Meere nach dem ailanitischen Meerbusen hinzieht? Nur ein Ort Idumäas, nämlich Ezeon Geber, lag an diesem Meerbusen, hier wäre das Gestade von Idumäa zu suchen, etwa 45 deutsche Meilen vom Karmel. Eine ähnliche Fernsicht hat Lamartine in Jaffa. Er sagt: „Es ist unmöglich, die Neuheit und Pracht der Vegetation zu beschreiben, welche auf den beiden Seiten vor dem Reisenden sich entfaltet, wenn er Jaffa verläfst. . . . . Jaffa hat in seinem Himmel und seinem Boden etwas Grofsartigeres, Feierlicheres, Farbenreicheres als irgend eine Gegend, durch welche ich gekommen bin. Das Auge ruht hier nirgends als auf einem Meere, gränzenlos und blau wie sein Himmel; *auf den ungeheuren Sandgestaden der ägyptischen Wüste*, wo der Horizont nur von Zeit zu Zeit durch das Profil eines *Kameels* unterbrochen wird, welches wogend wie eine Welle vorwärts schreitet." Khan Junes ist das letzte südliche syrische Dorf, bei welchem die ägyptische Sandwüste beginnt; es ist ungefähr 11 deutsche Meilen von Joppe entfernt, jenseits dieser 11 Meilen mufste der Dichter das Kameelprofil sehen!

Ungefähr auf dem halben Wege vom Karmel nach Joppen übernachtet Lamartine im Dorfe El Mukhalid. In der Nacht, erzählt er, „erhellte der Mond die ganze Gebirgskette von *Galiläa*, welche in zierlichen Wellenlinien sich hinzieht, ungefähr 2 *Meilen* von der Stelle, wo ich gelagert bin." — Ich weifs, fährt er fort, dafs Judäa da ist mit seinen Wundern und seinen Ruinen, dafs Jerusalem hinter einem dieser Hügel liegt; dafs ich von ihm nur noch durch einige Stunden Weges getrennt bin." Ein Blick auf die Karte zeigt, dafs der Dichter in Mukhalid gar keine Berge von Galiläa, sondern die von Samaria sahe und noch c. 18 Stunden von Jerusalem entfernt war.

Von Joppe reiste der Verf. nicht direkt nach Jerusalem, weil da die Pest wüthete, sondern nach dem etwa $\frac{5}{4}$ Stunden von Jerusalem gelegenen Kloster S. Johann; später besuchte er dennoch die heilige Stadt. Er sieht Zion, den Berg Davids. „Es ist, sagt er (S. 161), die schönste Aussicht von Judäa, Palästina (?) und Galiläa. Jerusalem ist zur Linken mit dem *Tempel* und seinen Gebäuden, auf welchen der Blick des Königs (David) od des Dichters schwärmen konnte, ohne gesehen zu werden (Davids Blick auf Salomos Tempel?) . . . . . Unter in der Tiefe öffnet und erweitert sich das Thal von Feigen- Granat- Olivenbäumen beschattet; auf dem dieser über das laufende Wasser hängenden Felsen, in einer dieser Grotten, erfrischt durch die Ausdünstung und das Gemurmel der Wasser, unter einigen Terebinthen, den Ahnen der Terebinthe, die mich jetzt deckt, erwartete ohne Zweifel der heilige Dichter den Hauch, dessen Eingebungen so melodisch an ihm tönten. — Seine Blicke tauchen in das damals rinnende wasserreiche Thal Josaphat; eine weite Oeffnung in den Hügeln nach Osten führt von Abhang zu Abhang, von Gipfel zu Gipfel, von Wellenlinie zu Wellenlinie bis zu dem Becken des todten Meeres, welches unten den Strahl des Abends in seinen schweren dichten Wassern wiedergiebt, wie ein dicker venetianischer Spiegel, der dem Licht, welches über ihr hinzieht, eine matte bleierne Farbe verleiht." —

(Der Beschlufs folgt.)

XXIII.

Herpetologia mexicana seu Descriptio amphibiorum novae Hispaniae quae itineribus Comitis de Sack, Ferdinand. Deppe et Chr. Guil. Schiede in museum zoologicum Berolinense pervenerunt. Pars prima Saurorum species amplectens. Adiecto systematis Sauronum prodromo, additisque multis in hunc amphibiorum ordinem observationibus edidit Dr. Arend Friedericus Augustus Wiegmann. Accedunt tabulae lithographicae decem, novorum generum typos exhibentes. Berolini, 1834. Sumptibus C. G. Lucderitz. Folio.

In den letzten 10 Jahren hat die Herpetologie, namentlich durch teutschen Fleifs und gründliche Untersuchung, eine völlige Umwandlung erlitten, deren Blüte vorliegendes Werk genannt werden kann.

Alle frühere Werke, wir nehmen Russels Schlangen noch aus, mufsten nach den jetzigen Untersuchungen sich als höchst mittelmäfsig herausstellen, und konnten füglich der Vergessenheit übergeben werden, indem die Zeit für verloren gehalten werden kann, welche man verwenden mufs, unter dem Wust von Fabeln, falschen Angaben und nachlässigen Beschreibungen, begleitet von eben so schlechten Abbildungen, die wenigen Goldkörner hervorzusuchen. Solche Werke sind die von D. Lacepede und Daudin. Ein gleiches Schicksal würde der längst

Digitized by Google

schon veraltete Seba gehabt haben, wenn er nicht, zu unserer Schande sei es gesagt, immer noch die Hauptquelle der Abbildungen wäre, die fast alle schlecht, nur wenige halb genügend sind und zu weiter nichts taugen, als eigen Streit über deren richtige Citirung zu unterhalten.

Von Merrem's Leistungen ist nur d gute Wille zu loben; denn seine Sammlung und die Ausstattu seiner Beiträge waren zu ärmlich, als dafs sie ansprechen unten.

Erst in neuster Zeit regten die Bestrungen eines Prinzen von Neuwied und v. Spix mächtig zur neren Kenntnifs der Amphibien Brasiliens auf, allein auch ihr Beschreibungen und Abbildungen tragen nicht den Stempel der Vollkommenheit, indem ihr Erscheinen gerade in die Krisis der Umwandlung fiel.

Wir waren daher nicht wenig freudig überrascht, als wir alle unsere Wünsche in Wiegmanns Arbeit erledigt sahen, welches für lange Zeit als Muster für alle herpetologische Arbeiten angesehen werden kann. Frei von kleinlicher Ehrsucht hat der Autor mit strengster Gewissenhaftigkei alles geprüft und das beste behalten, was unter den zum Theil sehr gemischten Ansichten keine geringe Aufgabe war.

Die artistische Ausschmückung, welche de Zeichnern Herrn Schmidt und Pohlke, sowie dem Buchhändler zur wahren Ehre gereicht, steht im schönsten Einklang mit den Text und wir gestehen, dafs wir nie schönere Abbildungen von mphibien gesehen haben. Eine schönere Darstellungsart, als di, in welcher der auf Tab IV. gegebene Laemanctus longipes, und die auf Tab. VII. drei Arten Sceleporen sind, scheint in kaum glaublich. Die übrigen meist von Schmidt, sind ebenfas meisterhaft, allein stehen diesen ein wenig nach, denn bei einer ist diese volle Bestimmtheit mit der delikatesten Ausführung gepaart, wiederzufinden, was zum Theil daher rühren mag, dafs in viele zu auffallend mit der Tusche hinein gearbeitet ist.

Bei solchen Abbildungen vermifst man gern das Colorit, das gewöhnlich bei schlechten Abbildungen die Fehler des Zeichners zudecken mufs. Alle diese Abbildungen haben Leben und man kann endlich von ihnen sagen — es sind Amphibien. Der gewöhnliche Fehler, welchen die meisten Zeichner mit Aufwand von Mühe begehen, ist der, dafs sie alle Amphibien ohne Ausnahme so zeichnen, dafs man alle vier Füfse vollständig sehen kann; hierbei wird dann gewöhnlich gegen alle Perspektive gefehlt und eine Carrikatur ist das Produkt ihres Fleifses. Viele andere sind weiter nichts als Abbildungen von Leichnamen, die der Spiritus noch mehr verzogen hat, oder die Füfse sind wie die der Säugethiere gestellt.

Der speciellen Beschreibung geht eine Eintheilung der Ordnung Saurier voran, die in drei Unterordnungen, Crokodile, wahre Eidechsen und Amphisbaenen zerfällt. Auf diese folgt eine Uebersicht der Eidechsen, welche Wiegmann in drei Reihen, Leptoglossi, Rhiptoglossi (Chamaeleo) und Pachyglossi eintheilt. Die Leptoglossi zerfällt der Autor in 2 Sektionen; Brevilingues und Fissilingues, von welchen er die erstere in fünf und letztere in drei Familien eintheilt. Die Dickzüngler bilden nach ihm ebenfalls zwei Serien: Crassilingues und Latilingues. Wenn gleich diese Eintheilung so logisch richtig, wie möglich ist, so können sich meine Ansichten ohnmöglich mit derselben befreunden. Die Crokodile müssen nothwendig eine eigene Ordnung bleiben, die um so nothwendiger wird, wenn man die urweltlichen Geschlechter in nähere Betrachtung mit den lebenden zieht. Ein gleiches gilt von den Chamaeleonen, Geckonen etc.

An diese Uebersicht schliefst sich eine höchst verdienstliche Uebersicht aller Genera, die vielen Scharfsinn und die genauste Kenntnifs der Litteratur zeigt und mit zu dem vorzüglichsten Theil des Werks gehört. Die hier festgesetzten Benennungen zu behalten und auf diese fortzubauen wäre Pflicht eines jeden Herpetologen, um einer uns drohenden vollständigen Sprachverwirrung vorzubauen.

Von Seite 22 bis am Ende pag. 54 folgt die Beschreibung der neuen Genera und Arten, die an Zahl die der neusten Werke übertrifft. Es finden sich folgende ganz neue Geschlechter darin aufgestellt: Heloderma, Octocriptes, Dracunculus, Chamaeleopsis, Strobilurus, Sceleporus, Phrynosoma, und über funfzig meist neue Arten, von welchen folgende ausführlich beschrieben sind: Crokodilus rhombifer, Cuv. *Heloderma horridum*, Wiegm. Cnemidophorus undulatus, Depii, Sackii, guttatus, Wiegm., Gerrhonotus Depii, taeniatus, *tesselatus, rudicollis, imbricatus*, Wiegm. lichenigerus, Wagl., Euprepes Lynxe, Wiegm. *Chamaeleopsis Hernandesii*, Wiegm. *Corythaeolus vittatus* Kaup, *Cyclura pectinata*, articulata, *denticulata*, Wiegm. Iguana rhinolophus, Wiegm. Amblyrhynchus cristatus, Bell, *Laemanctus longipes*, Wiegm., Dactyloa nebulosa, laeviventris, biporcata Schiedii, Wiegm. Sceloporus *torquatus*, *formosus*, *spinosus*, horridus, grammicus, microlepidotus, variabilis, aeneus, *scalaris*, Wiegm. Phrynosoma *orbiculare;* die mit Cursiv Schrift bezeichneten sind abgebildet.

Mit wahrer Sehnsucht sehen wir der Bearbeitung der Schlangen entgegen und können mit Zuversicht hoffen, dafs dieser bei weitem schwierigere Theil eben so glücklich gelöst werden wird, als die Saurier in diesem Band. Schliefslich spreche ich im Namen aller Herpetologen den schon geäufserten Wunsch aus, dafs der Verf. sich entschliefsen möchte das Wagler'sche Werk wieder aufzunehmen, oder ein diesem Aehnliches zu beginnen. Da wir das Glück haben, den gröfsten Theil der lebenden Herpetologen persönlich zu kennen, so hegen wir die freudige, gewifs nicht sanguinische Hoffnung, dafs sie alle mit der gröfsten Bereitwilligkeit alle und jede Unterstützung einem solchen Unternehmen zukommen lassen würden. Da jedoch die Zahl derselben und der Subscribenten eines solchen Unternehmens gering ist, so möchte ich hoffen dürfen, dafs eine hochherzige Regierung, wie die, unter welcher mein Freund das Glück zu leben hat, es gnädigst unterstützen möchte, weil sonst leicht, selbst der uneigennützigste Verleger von der Herausgabe eines so dringend nothwendigen Werks zurück geschreckt werden könnte.

Dr. Kaup.

Digitized by Google

№ 29.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1836.

1) *Berghaus Karte von Syrien.*

2) *Souvenirs, impressions, pensées et paysages pendant un voyage en Orient (1832—1833), ou notes d'un voyageur. Par Alphonse de Lamartine.*

(Schluſs.)

„Es ist nicht, wie die Phantasie es sich vorstellt, ein in einem traurigen farblosen Horizonte versteinerter See; es ist von hier aus einer der schönsten Seen der Schweiz oder Italiens, sein ruhiger Wasserspiegel schlüft zwischen den hohen Gebirgen Arabiens, die, wie die Alpen, so weit man sicht, hinter seinen Fluthen sich hinziehen, und zwischen den hohen pyramiden- oder kegelförmigen, leichtgezackten und blinkenden Gipfeln der hohen Gebirge von Judäa. Dies ist die Aussicht von Zion."

Mit dieser Beschreibung vergleiche man folgende S. 179: „Hier lag Zion; eine bizarre unglückliche Lage für die Hauptstadt eines groſsen Volkes; viel eher war es eine natürliche Festung für eine kleine Nation, welche von der Erde vertrieben sich mit ihrem Gott und ihrem Tempel *auf einen Boden flüchtet, den Niemand das Interesse hat, ihm streitig zu machen; auf Felsen, welche keine Straſsen zugänglich machen, in Thälern ohne Wasser, in einem rauhen unfruchtbaren Klima, keinen Horizont, als die von innerm vulkanischem Feuer verkalkten Berge, die Berge von Arabien und Jericho und ein verpestetes Meer ohne Ufer und Schiffahrt, das todte Meer! — So liegt Judäa.*" — Vergleicht man diese beiden in ein und demselben Buche nahe auf einander folgenden Beschreibungen ein und derselben Ortslage und Aussicht, so sollte man meinen, Lamartine sei doppelseelig, der angestrengt schwülstige Dupaty und der übernüchterne G. Nicolai sprächen abwechselnd aus ihm.

Durch die mitgetheilten Stellen, denen noch manche andere hinzugefügt werden könnten, ist wohl die anfangs aufgeworfene Frage: was hat die Geographie Palästinas durch Lamartines Reisebeschreibung für Gewinn? hinlänglich beantwortet. Jedoch will ich niemanden stören, dem des Verfs. Alles umnebelndes declamatorisches Phantasiren Vergnügen macht. Viele Leser wollen und können selbst nur nebelnd phantasiren, sie sind unvermögend durch wahrhaft treue Darstellungen in sich treue, dem Dargestellten entsprechende Bilder erzeugen zu lassen. So wie es der Sprachkenntnisse bedarf zum Wortverständnifs von Schriften, so bedarf es realer Kenntnisse und Erfahrungen zum realen Verständnifs derselben. Ja, genau betrachtet, ist auch einzig unter Sachverständigen eine Wortverständigung möglich; im tiefsten Sinne bezeugt dies des Heilands Frage an die Juden: warum kennet ihr denn meine Sprache nicht? Einem Blindgebohrnen schildert man vergebens aufs Treffendste Meere, Gebirge, Blumen; wie viele aber gleichen dem Blindgebohrnen, haben Augen und sahen doch nie. Wessen leibliches Auge eher stumpf und unempfänglich ist gegen alle Herrlichkeiten der sichtbaren Welt, dem wird auch die, auf empfängliche reiche Gemüther, magisch wirkende Kraft des Worts keine Bilder jener sichtbaren Herrlichkeiten vor das innere Auge führen. Daher darf es nicht wundern, wenn man z. B. öfters klagen hört: Burkhardts Reisebeschreibung sei doch gar zu prosaisch; wiewohl man sich bei dem zwar nicht phantastischen aber klaren, treu schildernden Burkhardt, welcher nie den Mund aufthut, ohne etwas zu sagen, von Lamartines redseliger Wesenlosigkeit erholen kann, und von der Tantalusqual, dessen gestaltlose Nebelgestalten und Wolkengebilde zu fixiren.

Das Urtheil über den Vf. dürfte günstiger ausfallen, wenn man ganz von der Wirklichkeit absähe, diese gar nicht mit seinen Darstellungen vergliche und ihn

Digitized by Google

selbst als das einzig wirkliche Object seines Buchs betrachtete. Sein wohlwollendes Wesen gewinnt jeden wohlwollenden Leser, seine Pietät würde noch mehr anziehn, wenn in ihr nur nicht die disparatesten, ja einander widerstreitendsten Elemente: poetische, philosophische, philanthropische, religiöse, durch einander gährten, so dafs man bald einen gläubigen Katholiken, bald einen deistischen Kosmopoliten, bald einen S. Simonisten zu hören meint. Diese religiöse Charakterlosigkeit dürfte, so seltsam es klingen mag, mit der geographischen zuletzt denselben Grund haben, nämlich in Lamartines Unfähigkeit jedes Wirkliche im tiefsten Wesen, und in seiner eigenthümlichen unabhängigen und selbständigen Wahrheit aufzufassen und sich anzueignen. Es würde mich bei dem bestimmten Zweck gegenwärtiger Anzeige zu weit führen, wollte ich den Beweis für die Richtigkeit meiner Behauptung geben; Lamartines oben erwähntes auffallendes Mifsverstehn biblischer Stellen, spricht schon für dieselbe, eine mir eben zugekommene treffliche französische Kritik der religiösen Seite unserer Reisebeschreibung, giebt aber den vollen Beweis. Aus jener Kritik entnehme ich folgendes als Ergänzung meiner Charakteristik:

Sans chercher le théologien dans le poète, il est permis de demander à celui-ci les sentiments sans lesquels on n'est réellement pas chrétien. — L'esprit est fait sans doute pour les méditations infinies, *mais il ne faut pas qu'il perde de vue les concours arrêtés des faits, seule donnée d'où il puisse légitiment partir* pour s'élever plus haut. Le talent même y gagne en vigueur, et souvent en lisant les belles descriptions de M. de Lamartine, nous avons pensé qu'avec *une base plus ferme à ses croyances*, il aurait peut-être ajouté à ses tableaux la seule chose qui leur manque, *la précision.*

Karl von Raumer.

XXIV.

Dr. Wilhelm Münscher's Lehrbuch der christlichen Dogmengeschichte. Dritte Auflage. Mit Belegen aus den Quellenschriften, Ergänzungen der Literatur, historischen Noten und Forschungen versehen von Dr. Daniel von Coelln, königl. Consistorial-Rathe u. öffentl. ordentl. Prof. der Theologie zu Breslau u. s. w. Erste Hälfte. Cassel, 1832. *bei J. Chr. Krieger. XVI. u.* 508. *Zweite Hälfte erste Abtheilung* 1834. *XXX. u.* 318.

Das Münscher'sche Lehrbuch der christlichen Dogmengeschichte, das zum erstenmal im J. 1811 erschien, zum zweitenmal im J. 1819 von Wachler unverändert herausgegeben wurde, ist in dieser dritten Auflage, die der seitdem gleichfalls der Wissenschaft und der Kirche zu früh entrissene verdienstvolle D. v. Coelln besorgte, zwar sehr bedeutend erweitert, aber nicht wesentlich verändert worden. Der Herausgeber glaubte, wie er in der Vorrede Th. 1. S. IX erklärt, als ihm von dem ältesten Sohne des verewigten Verfs., Hrn. Rector Münscher zu Hanau, der Antrag zu Theil wurde, dies Lehrbuch für eine nothwendig befundene dritte Auflage neu zu bearbeiten, in der neuen Bearbeitung die Anordnung und Darstellung als unantastbares Eigenthum des Vfs. unverändert beibehalten zu müssen. Sachliche Berichtigungen, welche selten nöthig befunden wurden, erhielten daher ihren Platz nur in den Anmerkungen, welche fast ohne Ausnahme den vom Herausgeber ausgegangenen Vermehrungen bestimmt wurden. Diese Vermehrungen umfafsten theils nähere Bestimmungen, theils Berichtigungen und Erweiterungen, oder auch Erläuterungen des Textes: theils, und zwar der überwiegenden Mehrzahl nach, die zur Beurkundung oder weitern Entwicklung desselben nothwendig erfundenen Citate und Quellenexcerpte, die gewöhnlich aus längeren dogmatischen Abschnitten bestehen, da es dem Herausgeber unumgänglich nothwendig erschien, dafs neben den dogmatischen Sentenzen auch die Begründung derselben, neben den theologischen Begriffen auch deren Eintheilung und Anwendung, neben dem didaktischen Vortrage auch die Streitmethode an Beispielen anschaulich gemacht werde. Wie sehr dadurch das Werk an Umfang gewann, zeigt die in dieser neuen Auflage nothwendig gewordene Theilung desselben in zwei Hälften.

Da der Herausgeber somit seine Bearbeitung dieses Lehrbuchs nur auf das in den Anmerkungen Enthaltene beschränken zu müssen glaubte, ohne mit dem Texte des Werkes selbst, seinem Plan, seiner Anordnung und der ursprünglichen Auffassung des geschichtlichen Stoffes, irgend eine wesentliche Veränderung vorzunehmen, so kann auch die Beurtheilung sich nicht unmittelbar auf das Werk im Ganzen selbst, sondern

Digitized by Google

nur auf dasjenige beziehen, was als eine Ausstattung desselben hinzugekommen ist. In dieser Hinsicht aber gebührt dem würdigen Herausgeber vor allem die gerechte Anerkennung, dafs er unter den Beschränkungen, die er sich selbst auferlegen zu müssen glaubte, seinen Plan auf eine Weise ausgeführt hat, die wenig zu wünschen übrig läfst. Die aus den Quellen ausgehobenen Citate und Excerpte sind mit einer Umsicht und Sachkenntnifs gewählt, die durchaus von einer sehr vertrauten Bekanntschaft mit den Quellen zeugt, in der Quantität des Gegebenen ist das rechte Maafs und Verhältnifs beobachtet, und dasselbe auf eine so natürliche und passende Weise mit dem Grundtexte in Verbindung gesetzt, dafs die Einheit des Werkes nirgends gelitten hat, vielmehr jeder billige Beurtheiler gestehen mufs, das Werk habe für den Zweck einer solchen Bearbeitung in keine bessere Hände kommen können, als in die Hände eines Mannes, welcher seinem frühvollendeten Lehrer auf diese Weise zugleich ein Denkmal seiner dankbaren Liebe und Verehrung errichten wollte (1. Vorr. S. IX.). Wünschte man auch da und dort theils das Gegebene anders gestellt, theils dies oder jenes noch berücksichtigt und weiter ausgeführt zu sehen, so ist man doch kaum berechtigt, dem Herausgeber desshalb einen Vorwurf zu machen, da man sich leicht überzeugt, dafs auch diefs mit der Absicht des Herausgebers, an der ursprünglichen Anlage des Werkes nichts zu ändern, von selbst zusammenhängt. Es kann daher dieses Werk in seiner neuen Ausstattung allen, die der Entwicklung des christlichen Dogma's auf dem durch die Quellen selbst beurkundeten Wege folgen wollen, und vor allem jüngeren Theologen, welchen die für ihre academische Studien meist so karg zugemessene Zeit nur selten von den Quellen selbst Einsicht zu nehmen gestattet, mit allem Recht als das brauchbarste Hülfsmittel eines auf eigener Prüfung beruhenden Studiums der christlichen Dogmengeschichte empfohlen werden. Das einzige, die Dogmengeschichte im Ganzen umfassende Werk, das aus der neuesten Zeit dem Münscher'schen Lehrbuch in seiner nunmehrigen Form zur Seite gestellt werden kann, das Lehrbuch der christlichen Dogmengeschichte von Baumgarten-Crusius (Jena 1832.) behauptet den ausgezeichneten eigenthümlichen Werth, welchen ihm niemand wird absprechen können, im Grunde doch nur für den Gelehrten, welcher seiner Wissenschaft schon mächtig genug ist, den hier niedergelegten seltenen Schatz von Gelehrsamkeit auf selbsständige Weise sich anzueignen und weiter zu verarbeiten.

Dafs aber das Münscher'sche Lehrbuch auch jetzt noch, ohne dafs mit seinem Texte eine wesentliche Veränderung vorgenommen wurde, eine so bedeutende Stelle in der neuesten Literatur der Dogmengeschichte einnimmt, ist gewifs für den jetzigen Stand dieser Wissenschaft sehr bezeichnend, als ein Beweis davon, dafs diese Wissenschaft, so vieles auch seit Münscher für sie geschah, so bedeutend sie auch in materieller Hinsicht erweitert und bereichert worden ist, doch in der Hauptsache selbst nicht in gleichem Verhältnifs fortgeschritten ist. Die Ursache hiervon liegt in nichts anderem, als in dem mit ihrem Namen ihr anhängenden und angeborenen Hauptmangel, dafs sie noch immer Dogmengeschichte nicht nur genannt, sondern als solche auch behandelt wird. Es ist ihr daher immer noch nicht möglich geworden, aus der Vielheit und Mannigfaltigkeit ihres Stoffes zur wahren Einheit ihres Begriffs zu gelangen. Man sieht in ihr nur eine Reihe von Dogmen (wie man ja in der Zeit, in welche der Ursprung der Dogmengeschichte fällt, auch die Dogmatik, auf deren Begriff die Dogmengeschichte immer zurückgeführt werden mufs, als einen blossen Inbegriff von Dogmen nahm), und glaubt durch ihren Namen selbst berechtigt zu sein, sie nur als ein Aggregat äusserlich zusammenhängender, durch zufällige äussere Umstände gerade so oder anders gestalteter Lehren und Vorstellungen nehmen zu müssen, ohne in ernstere Erwägung zu ziehen, dafs es auch eine Geschichte der Dogmen nur insofern geben kann, sofern es vor allem eine Geschichte der Entwicklung des christlichen Dogma's im Ganzen giebt. Auch das Münscher'sche Lehrbuch theilt ganz diese äusserliche Behandlungsweise der Dogmengeschichte mit andern Bearbeitungen dieser Wissenschaft, und die neueste Ausgabe desselben macht, in je gröfserem Umfang sich nun das Dogma in seiner reichen historischen Entfaltung darlegt, den ursprünglichen Mangel des Werks nur um so fühlbarer. Alle jene bedeutenden Momente, die auf die Entwicklung des Dogma's im Ganzen einen so tiefgehenden Einfluſs hatten, und die Bewegung seines Begriffs bestimmten, der Gegensatz des Christenthums zum Judenthum und Heidenthum in apologetisch-polemischer Beziehung, der Judaismus

Digitized by Google

und Gnosticismus, als die beiden entgegengesetzten Richtungen, in deren Mitte das katholische Dogma in seiner eigenen Sphäre sich bildete, die alexandrinische Religions-Philosophie, der Gegensatz der alexandrinischen und antiochenischen Schule auf der einen und der orientalisch-griechischen und occidentalisch-lateinischen Kirche auf der andern Seite, diese und andere Momente werden in ihrer allgemeineren Bedeutung nie näher ins Auge gefafst, sondern höchstens an einzelnen Punkten, wo sie nicht ganz übergangen werden konnten, kurz berührt. Wie äusserlich ist die Entwicklung des Dogma's aufgefasst, wenn in der allgemeinen Uebersicht des Zustandes der Glaubenslehre der ersten Periode S. 14 f. gesagt wird: „Hier wirkten eifrige Lehrer — die apostolischen Väter — im Geiste der Apostel, doch mit verringerter Kraft; dort schlossen sich andere Christen desto fester an das Judenthum. Noch andere wollten das Christenthum gänzlich vom Judenthum trennen und nach ihren Speculationen ausbilden (Gnostiker). — Schon hatten einige Gnostiker philosophische Speculationen mit dem Christenthum vermischt, als katholische Lehrer seit der Mitte des zweiten Jahrhunderts anfingen sich der Philosophie zu bedienen" u. s. w. Man mufs hier gegen den Herausgeber billig sein, und von ihm nicht verlangen, dafs er hier dem Werke mehr hätte nachhelfen sollen, als die Natur der Sache ihm gestattete. Selbst bei der Lehre von Gott, in deren Geschichte die Lehren und Systeme der Gnostiker eine so wichtige Stelle einnehmen, blieb ihm, was das Allgemeine betrifft, nichts anderes übrig, als S. 125 zu den Worten des Textes: „Hierzu kam, dafs einige häretische Parteien über Gott, über Schöpfung und Vorsehung Meinungen aufstellten, welche der Glaubensregel widersprachen", die Bemerkung beizusetzen: „Verhältnifs der gnostischen und manichäischen Dogmen zur kirchlichen Theologie und Kosmologie". Ebenso wenig ist es möglich, sich aus dem Werke einen klaren Begriff von dem Wesen der scholastischen Theologie zu machen, denn auch hier reducirt sich alles, was sich darauf bezieht, auf Sätze, wie folgende: dafs man die Dialektik mit leidenschaftlichem Eifer von neuem betrieben habe, dafs in den entstandenen Streitigkeiten auch philosophische Gründe gebraucht, das Nachdenken von neuem gereizt, und dem Hang zur Speculation ein neuer Schwung gegeben worden sei, dafs die eigentliche Bahn der scholastischen Theologie, durch welche man die Kirchenlehre philosophisch begründen wollte, Anselmus gebrochen habe, welcher mehrere Lehrsätze, die bisher dem Glauben angehört hatten, zur demonstrativen Erkenntnifs zu erheben bemüht gewesen sei u. s. w. (Th. II. S. 8 f.). Vergebens sieht man sich daher um, um die verschiedenen in der Scholastik selbst hervorgetretenen Richtungen in ihrem charakteristischen Unterschied kennen zu lernen. Der Herausgeber konnte auch in diesem Theile des Werks sich nur darauf beschränken, da und dort literarische Nachweisungen zu geben. So sehr aber das Münscher'sche Lehrbuch diesen Hauptmangel, dafs es, statt den innern, die Bewegung des Dogma's bedingenden, Momenten nachzugehen, den Entwicklungsgang desselben nur nach seiner Aufsenseite ins Auge fafst, mit den neuen Bearbeitungen dieser Wissenschaft mehr oder minder theilt, so entschieden sind dagegen auch die Vorzüge, durch die es sich selbst vor dem neuesten Werke in diesem Fache noch immer auszeichnet. Ich rechne dahin vor allem die passende, dem Gang der Sache ganz angemessene Periodenabtheilung. Es ist in der neuern Zeit sehr gewöhnlich geworden, die Dogmengeschichte in eine sehr grofse Zahl von Perioden abzutheilen. Der neueste Dogmenhistoriker nimmt sogar nicht weniger als zwölf Perioden an. Sieht man auch ganz davon ab, dafs die Leichtigkeit der Uebersicht, die doch durch die Eintheilung in Perioden zunächst bezweckt wird, durch eine solche Vervielfältigung derselben nicht gewinnen kann, und dafs es sogleich als ein grofses Mifsverhältnifs erscheinen mufs, Hauptepochen in der Entwicklung des Dogma's, wie namentlich die Reformation, mit so untergeordneten Erscheinungen, wie z. B. der cartesianischen Philosophie und Cyrillus Lucaris, in Eine Classe zusammengestellt zu sehen, so ist doch klar, dafs bei dieser Methode der Anordnung des historischen Stoffs, welche mit dem der Dogmengeschichte so natürlichen Hange der Zersplitterung und Vereinzelung in so engem Zusammenhang steht, auch die Hauptmomente, um welche sich die Entwicklung des Dogma's bewegt, nicht fixirt, und die verschiedenen Hauptepochen in ihrem charakteristischen Unterschied, und ihrem, den Fortschritt der Entwicklung bestimmenden, Begriff nicht aufgefafst werden können.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 30.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1836.

Dr. Wilhelm Münscher's Lehrbuch der christlichen Dogmengeschichte. Dritte Auflage.

(Schluſs.)

Werden dagegen, wie dies in dem Münscher'schen Lehrbuch geschieht, die drei Hauptepochen, welche, wie man auch sonst abtheilen mag, doch immer der feststehende Haltpunkt für jede weitere Abtheilung bleiben müssen, die Periode der alten Kirche, die des Mittelalters, und die mit der Reformation beginnende, gehörig auseinander gehalten, so liegt doch schon darin zugleich die Aufforderung, was zunächst nur äuſserlich geschieden ist, auch nach dem innern, der äufsern Erscheinung zu Grunde liegenden Princip zu scheiden, und jede dieser Hauptperioden als eines der Momente aufzufassen, in welche das sich entwickelnde Dogma nach dem innern Begriff seines Wesens sich selbst auseinanderlegt. Ein anderer noch bedeutenderer Vorzug, welchen das Münscher'sche Lehrbuch noch immer, und zwar gerade am meisten in Vergleichung mit dem neuesten Lehrbuch der Dogmengeschichte behauptet, ist das richtige Verhältniſs, in welches die allgemeine und specielle Dogmengeschichte zu einander gesetzt sind. Die Unterscheidung des Allgemeinen und Besondern hat für die Dogmengeschichte ihren guten Grund, betrachtet man aber näher, was in den neuern Lehrbüchern der Dogmengeschichte *allgemeine und besondere Dogmengeschichte* genannt und unter diesem Namen gegeben wird, so muſs man sich in der That wundern, wie auch der neueste Dogmenhistoriker hierin Bertholdt's schlechtem Vorgang folgen konnte. Nach Baumgarten-Crusius (Lehrb. der christl. Dogmengesch. S. 25) hat „die Dogmengeschichte von der Entstehung der Dogmen überhaupt und von den vornehmsten Ursachen zu handeln, aus denen sie und ihr Wechsel abzuleiten seien, dann Zeiten und Männer aufzuführen, durch welche dieses erfolgt sei, hiemit sei auch die Geschichte der Dogmatik zu verbinden. Im zweiten Theil werden nur unter einigen Titeln mehr und in etwas veränderter Ordnung, wie bisher, die Meinungen neben einander aufgestellt, welche über die einzelnen Gegenstände in der Kirche ausgesprochen worden seien. So ausgeführt werde die Wissenschaft auch mit mehrem Recht die Benennungen der allgemeinen und speciellen Dogmengeschichte führen. Denn so führe der erste Theil dann wirklich ohne Rücksicht auf einzelne Dogmen die allgemeinen Einflüsse und Bedingungen der Lehrentwicklung und Bestimmung auf." Was ist aber dies anders, als, wie es auch die Ausführung klar vor Augen stellt, eine rein äuſserliche Zusammenstellung der beiden Methoden, die man in Hinsicht der Behandlung der Dogmengeschichte zu unterscheiden pflegt, der chronologischen und der systematischen, ohne daſs zwischen beiden Darstellungen ein innerer organischer Zusammenhang besteht, und was ist hievon anders die natürliche Folge, als eine Verwirrung der Begriffe des Allgemeinen und Besondern? Es läſst sich durchaus nicht einsehen, mit welchem Rechte der erste Theil die allgemeine genannt wird, da das Eigenthümliche desselben nur darin besteht, daſs ihm die chronologische Methode zu Grunde liegt. Im Begriff derselben liegt aber an sich durchaus nichts, was auf die Unterscheidung des Allgemeinen vom Speciellen führen könnte und die Ausführung selbst zeigt, daſs der allgemeine Theil eine Reihe sehr specieller Angaben enthält, ja, bei der Vergleichung der beiden Theile möchte sich sogar ergeben, daſs die Masse des Speciellen im allgemeinen Theile gröſser ist, als im speciellen. Soll der specielle Theil blofs deswegen so genannt werden, weil er die verschiedenen Meinungen neben einander aufstellt, die die einzelnen Dogmen betreffen, während der allgemeine Theil die Zeiten und Männer aufführt, durch welche die Veränderungen der Dogmen erfolgt sind, so könnte man den Gesichtspunkt eben so gut umkehren und sagen, das Allgemeine seien die

Digitized by Google

und Gnosticismus, als die beiden entgegengesetzten Richtungen, in deren Mitte das katholische Dogma in seiner eigenen Sphäre sich bildete, die alexandrinische Religions-Philosophie, der Gegensatz der alexandrinischen und antiochenischen Schule auf der einen und der orientalisch-griechischen und occidentalisch-lateinischen Kirche auf der andern Seite, diese und andere Momente werden in ihrer allgemeineren Bedeutung nie näher ins Auge gefafst, sondern höchstens an einzelnen Punkten, wo sie nicht ganz übergangen werden konnten, kurz berührt. Wie äusserlich ist die Entwicklung des Dogma's aufgefasst, wenn in der allgemeinen Uebersicht des Zustandes der Glaubenslehre der ersten Periode S. 14 f. gesagt wird: „Hier wirkten eifrige Lehrer — die apostolischen Väter — im Geiste der Apostel, doch mit verringerter Kraft; dort schlossen sich andere Christen desto fester an das Judenthum. Noch andere wollten das Christenthum gänzlich vom Judenthum trennen und nach ihren Speculationen ausbilden (Gnostiker). — Schon hatten einige Gnostiker philosophische Speculationen mit dem Christenthum vermischt, als katholische Lehrer seit der Mitte des zweiten Jahrhunderts anfingen sich der Philosophie zu bedienen" u. s. w. Man mufs hier gegen den Herausgeber billig sein, und von ihm nicht verlangen, dafs er hier dem Werke mehr hätte nachhelfen sollen, als die Natur der Sache ihm gestattete. Selbst bei der Lehre von Gott, in deren Geschichte die Lehren und Systeme der Gnostiker eine so wichtige Stelle einnehmen, blieb ihm, was das Allgemeine betrifft, nichts anderes übrig, als S. 125 zu den Worten des Textes: „Hierzu kam, dafs einige häretische Parteien über Gott, über Schöpfung und Vorsehung Meinungen aufstellten, welche der Glaubensregel widersprachen", die Bemerkung beizusetzen: „Verhältnifs der gnostischen und manichäischen Dogmen zur kirchlichen Theologie und Kosmologie". Ebenso wenig ist es möglich, sich aus dem Werke einen klaren Begriff von dem Wesen der scholastischen Theologie zu machen, denn auch hier reducirt sich alles, was sich darauf bezieht, auf Sätze, wie folgende: dafs man die Dialektik mit leidenschaftlichem Eifer von neuem betrieben habe, dafs in den entstandenen Streitigkeiten auch philosophische Gründe gebraucht, das Nachdenken von neuem gereizt, und dem Hang zur Speculation ein neuer Schwung gegeben worden sei, dafs die eigentliche Bahn der scholastischen Theologie, durch welche man die Kirchenlehre philosophisch begründen wollte, Anselmus gebrochen habe, welcher mehrere Lehrsätze, die bisher dem Glauben angehört hatten, zur demonstrativen Erkenntnifs zu erheben bemüht gewesen sei u. s. w. (Th. II. S. 8 f.). Vergebens sieht man sich daher um, um die verschiedenen in der Scholastik selbst hervorgetretenen Richtungen in ihrem charakteristischen Unterschied kennen zu lernen. Der Herausgeber konnte auch in diesem Theile des Werks sich nur darauf beschränken, da und dort literarische Nachweisungen zu geben. So sehr aber das Münscher'sche Lehrbuch diesen Hauptmangel, dafs es, statt den innern, die Bewegung des Dogma's bedingenden, Momenten nachzugehen, den Entwicklungsgang desselben nur nach seiner Aufsenseite ins Auge fafst, mit den neuen Bearbeitungen dieser Wissenschaft mehr oder minder theilt, so entschieden sind dagegen auch die Vorzüge, durch die es sich selbst vor dem neuesten Werke in diesem Fache noch immer auszeichnet. Ich rechne dahin vor allem die passende, dem Gang der Sache ganz angemessene Periodenabtheilung. Es ist in der neuern Zeit sehr gewöhnlich geworden, die Dogmengeschichte in eine sehr grofse Zahl von Perioden abzutheilen. Der neueste Dogmenhistoriker nimmt sogar nicht weniger als zwölf Perioden an. Sieht man auch ganz davon ab, dafs die Leichtigkeit der Uebersicht, die doch durch die Eintheilung in Perioden zunächst bezweckt wird, durch eine solche Vervielfältigung derselben nicht gewinnen kann, und dafs es sogleich als ein grofses Mifsverhältnifs erscheinen mufs, Hauptepochen in der Entwicklung des Dogma's, wie namentlich die Reformation, mit so untergeordneten Erscheinungen, wie z. B. der cartesianischen Philosophie und Cyrillus Lucaris, in Eine Classe zusammengestellt zu sehen, so ist doch klar, dafs bei dieser Methode der Anordnung des historischen Stoffs, welche mit dem der Dogmengeschichte so natürlichen Hange der Zersplitterung und Vereinzelung in so engem Zusammenhang steht, auch die Hauptmomente, um welche sich die Entwicklung des Dogma's bewegt, nicht fixirt, und die verschiedenen Hauptepochen in ihrem charakteristischen Unterschied, und ihrem, den Fortschritt der Entwicklung bestimmenden, Begriff nicht aufgefafst werden können.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 30.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1836.

Dr. Wilhelm Münscher's Lehrbuch der christlichen Dogmengeschichte. Dritte Auflage.

(Schluſs.)

Werden dagegen, wie dies in dem Münscher'schen Lehrbuch geschieht, die drei Hauptepochen, welche, wie man auch sonst abtheilen mag, doch immer der feststehende Haltpunkt für jede weitere Abtheilung bleiben müssen, die Periode der alten Kirche, die des Mittelalters, und die mit der Reformation beginnende, gehörig auseinander gehalten, so liegt doch schon darin zugleich die Aufforderung, was zunächst nur äuſserlich geschieden ist, auch nach dem innern, der äuſsern Erscheinung zu Grunde liegenden Princip zu scheiden, und jede dieser Hauptperioden als eines der Momente aufzufassen, in welche das sich entwickelnde Dogma nach dem innern Begriff seines Wesens sich selbst auseinanderlegt. Ein anderer noch bedeutenderer Vorzug, welchen das Münscher'sche Lehrbuch noch immer, und zwar gerade am meisten in Vergleichung mit dem neuesten Lehrbuch der Dogmengeschichte behauptet, ist das richtige Verhältniſs, in welches die allgemeine und specielle Dogmengeschichte zu einander gesetzt sind. Die Unterscheidung des Allgemeinen und Besondern hat für die Dogmengeschichte ihren guten Grund, betrachtet man aber näher, was in den neuern Lehrbüchern der Dogmengeschichte *allgemeine und besondere Dogmengeschichte* genannt und unter diesem Namen gegeben wird, so muſs man sich in der That wundern, wie auch der neueste Dogmenhistoriker hierin Bertholdt's schlechtem Vorgang folgen konnte. Nach Baumgarten-Crusius (Lehrb. der christl. Dogmengesch. S. 25) hat „die Dogmengeschichte von der Entstehung der Dogmen überhaupt und von den vornehmsten Ursachen zu handeln, aus denen sie und ihr Wechsel abzuleiten seien, dann Zeiten und Männer aufzuführen, durch welche dieses erfolgt sei, hiemit sei auch die Geschichte der Dogmatik zu verbinden. Im zweiten Theil werden nur unter einigen Titeln mehr und in etwas veränderter Ordnung, wie bisher, die Meinungen neben einander aufgestellt, welche über die einzelnen Gegenstände in der Kirche ausgesprochen worden seien. So ausgeführt werde die Wissenschaft auch mit mehrem Recht die Benennungen der allgemeinen und speciellen Dogmengeschichte führen. Denn so führe der erste Theil dann wirklich ohne Rücksicht auf einzelne Dogmen die allgemeinen Einflüsse und Bedingungen der Lehrentwicklung und Bestimmung auf." Was ist aber dies anders, als, wie es auch die Ausführung klar vor Augen stellt, eine rein äuſserliche Zusammenstellung der beiden Methoden, die man in Hinsicht der Behandlung der Dogmengeschichte zu unterscheiden pflegt, der chronologischen und der systematischen, ohne daſs zwischen beiden Darstellungen ein innerer organischer Zusammenhang besteht, und was ist hievon anders die natürliche Folge, als eine Verwirrung der Begriffe des Allgemeinen und Besondern? Es läſst sich durchaus nicht einsehen, mit welchem Rechte der erste Theil die allgemeine genannt wird, da das Eigenthümliche desselben nur darin besteht, daſs ihm die chronologische Methode zu Grunde liegt. Im Begriff derselben liegt aber an sich durchaus nichts, was auf die Unterscheidung des Allgemeinen vom Speciellen führen könnte und die Ausführung selbst zeigt, daſs der allgemeine Theil eine Reihe sehr specieller Angaben enthält, ja, bei der Vergleichung der beiden Theile möchte sich sogar ergeben, daſs die Masse des Speciellen im allgemeinen Theile gröſser ist, als im speciellen. Soll der specielle Theil bloſs deswegen so genannt werden, weil er die verschiedenen Meinungen neben einander aufstellt, die die einzelnen Dogmen betreffen, während der allgemeine Theil die Zeiten und Männer aufführt, durch welche die Veränderungen der Dogmen erfolgt sind, so könnte man den Gesichtspunkt eben so gut umkehren und sagen, das Allgemeine seien die

Digitized by Google

über die einzelnen Dogmen aufgestellten Meinungen, was sich aber auf Zeiten und Männer bezieht, sei das Specielle. Unstreitig hat doch, wenn nun einmal so unterschieden werden soll, die Frage, was gelehrt worden ist, gröfsere und allgemeinere Wichtigkeit, als die Frage, wann und von wem die einzelnen Lehrbestimmungen gegeben worden sind. Ueberdies hat aber auch eine solche Verbindung der beiden Methoden die grofse Unbequemlichkeit, dafs das, was zusammengehört und darum auch zusammengestellt sein sollte, getrennt, und in zwei verschiedenen Theilen, die im Grunde ganz für sich bestehen, behandelt ist. Es ist doch gewifs am natürlichsten, wenn dogmatische Bestimmungen angegeben und entwickelt werden, sogleich auch zu erfahren, wann und von wem sie gegeben worden sind, und eben so wenn von den Zeiten und den Männern die Rede ist, durch welche die Veränderungen der Dogmen erfolgt sind, worin diese bestünden. Es wird demnach getrennt, was zusammengehört, oder es sind, wenn diesem Nachtheil abgeholfen werden soll, Wiederhohlungen nöthig, die vermieden werden sollten, aber nur dann vermieden werden können, wenn jene beiden Methoden nicht blofs in ein äufseres, sondern in ein inneres Verhältnifs zu einander gesetzt sind, so dafs sie nur Eine, die Eine wahre Methode bilden. Es zeigt sich also auch hierin wieder jener Mangel an einer innern durchgreifenden Einheit, dessen Ueberwindung der Dogmengeschichte bisher noch immer so schwer gefallen ist. Dem Münscher'schen Lehrbuch aber gebührt, die Anerkennung, dafs es sich von einer solchen Vermengung des Allgemeinen und Besondern von Anfang an frei erhalten hat. So wenig auch der allgemeine Theil aus dem schon angegebenen Grunde leistet, was er leisten soll, so enthält er doch nichts, was nicht wirklich unter den Begriff des Allgemeinen gehört, und dem Besondern vorangestellt werden mufs, die Angabe der allgemeinen Momente, die auf die Entwicklung des Dogma's Einfluss hatten, und der specielle Theil ist der Geschichte der einzelnen Dogmen in ihrem ganzen Umfange gewidmet, ohne dafs hier nur wiederholt wird, was zuvor schon in einer andern Form gegeben worden ist. Diese beiden nicht unbedeutenden Vorzüge, durch welche das Münscher'sche Lehrbuch den Anforderungen einer wissenschaftlichen Methode mehr entspricht, als irgend ein anderes, geben ihm neben dem Vorzug der klaren und gefälligen Darstellung, die dem Vf. desselben in so hohem Grade eigen war, das volle Recht, nun um so mehr in der Erweiterung und Bereicherung, die es seinem neuesten Herausgeber verdankt, das brauchbarste und beliebteste Lehrbuch der Dogmengeschichte zu sein. So glücklich aber Münscher hierin das Rechte von Anfang an getroffen hat, so schwer ist es, über so manche andere Mängel einer methodischen Behandlung in diesem Lehrbuch hinwegzusehen. Wie unpassend ist es, die Dogmengeschichte der ersten Periode mit der Lehre vom Reich Gottes, vom Chiliasmus, von der Auferstehung, von dem Zustand der abgeschiedenen Seelen, der ganzen Eschatologie, wozu auch noch die Lehre von der Kirche gezogen wird, zu beginnen, sodann die Lehre von den Engeln folgen zu lassen, weil die Christen neben dem Glauben an ein bevorstehendes Messiasreich auch den Glauben an ein Geisterreich aus der jüdischen Lehre angenommen haben (S. 77), und nun erst auf die Geschichte der Apologetik (in dem Abschnitt von der Wahrheit des Christenthums S. 98) und nach dieser auf die Lehre von Gott und den göttlichen Werken u. s. w. überzugehen? Es ist auch dies eine Vermengung der chronologischen und systematischen Methode. Da die Dogmengeschichte ihrem Begriff nach von der Dogmatik abhängt, so kann sie auch die einzelnen Dogmen, deren Geschichte sie darlegen soll, nach keinem andern Princip ordnen, als nach demselben, nach welchem die Dogmatik den wissenschaftlichen Zusammenhang derselben bestimmt. Dieser der Dogmengeschichte von der Dogmatik gegebene wissenschaftliche Zusammenhang würde aber zuletzt gar nicht mehr hindurchblicken, wenn nur darauf gesehen würde, diejenigen Dogmen voranzustellen, in welchen sich am meisten schon früher vorhandene Elemente nachweisen lassen. Auch läfst sich ja dieser Gesichtspunkt nicht einmal rein durchführen, und man sieht keinen zureichenden Grund, warum der Abschnitt von der Wahrheit des Christenthums zwischen die Lehre von den Engeln und die Lehre von Gott und der Schöpfung hineingestellt ist, da doch auch die letztere Lehre eben so gut jüdische Elemente enthält, als die Lehre von den Engeln. Nicht darauf also kann es bei der Anordnung der Dogmen ankommen, ob sich ein Dogma mehr oder minder an früher Vorhandenes anschliefst, sondern nur darauf, dafs bei jedem Dogma an der Stelle, die ihm gegeben werden mufs, die verschiedenen zu seiner Bestimmung zusammenwirkenden Momente, in der ersten Periode also besonders die jüdischen und heidnischen Elemente, oder in anderer Form der Gegensatz des Judaismus und Gnosticismus, genau unterschieden werden. Nur dieselbe Rücksicht auf das Chronologische kann den Verf. der Lehrbuchs bestimmt haben, in der Geschichte des zweiten Periode die Geschichte der einzelnen Dogmen in zwei Abschnitte zu theilen, von welchen der eine die Bearbeitung der schon früher bestimmten Lehren, der andere die Entwicklung der noch unbestimmten Lehren zum Gegenstand hat. Wie schwankend ist aber hier alles, wie willkürlich die Unterscheidung zwischen Bearbeitung und Entwicklung, schon früher bestimmten und noch unbestimmten Lehren, mit welchem

Digitized by Google

Rechte werden unter die letztern in der lateinischen Kirche namentlich auch die Lehren von der Sünde und der Gnade gerechnet, da man doch nie über Augustin hinausgehen wollte, und wie eigen nimmt es sich aus, die ganze Geschichte der Apologetik (die beiden Abschnitte von der Wahrheit des Christenthums und der heiligen Schrift) an das Ende des ersten Abschnitts (die Bearbeitung der schon früher bestimmten Lehren) gestellt zu sehen? Es trifft dies allerdings nur den Verf., nicht den Herausgeber, und insofern sollte hier eigentlich gar nicht davon die Rede sein, allein theils handelt es sich um Fehler der Methode, welche der Dogmengeschichte auch auf ihrem jetzigen Standpunkte noch immer anhängen, theils kann auch in Beziehung auf den Herausgeber die Frage entstehen, ob er nicht auch hier die dem Werke so wünschenswerthe Nachhülfe hätte eintreten lassen sollen. Doch wagt Ref. nicht, den Herausgeber deshalb zu tadeln, da solche Aenderungen sogleich weiter geführt haben würden, und der Vorsatz des Herausgebers, Anordnung und Darstellung als unantastbares Eigenthum des Verfs. unverändert zu lassen, auch geehrt werden mufs.

Ueber die Bearbeitung des Herausgebers selbst hat Ref. nach dem Obigen nur noch weniges hinzuzusetzen. Die Lehren der Gnostiker genauer und umfassender darzustellen, erlaubt zwar die ursprüngliche Anlage des Werkes nicht, doch hätte an einigen Stellen hierüber noch mehr beigebracht werden können, wie namentlich in der Lehre von Gott. Auch die eigenthümlichen Ideen der Clementinen sind nicht so berücksichtigt, wie sie es in einem Lehrbuch der Dogmengeschichte verdienen. Die gründlichste Beurtheilung des Heidenthums in Hinsicht seines religiösen Werthes und seines Verhältnisses zum Judenthum und Christenthum geben die Clementinen. Der Herausgeber citirt zwar in der Geschichte der Apologetik Th. 1. S. 102 auch die Recognitionen (Lib. X. 30—34. in welcher Stelle die heidnische Volksreligion als mythische Physiologie bestritten werde), warum wird aber hier nur auf diese unlautere Nebenquelle, und nicht auf die Originalschrift selbst, die Homilien (Hom. IV. V. VI.), deren spätere Umarbeitung offenbar die Recognitionen sind, verwiesen? Wichtige Beiträge geben diese Homilien nicht blos zu der Geschichte der Lehre von der Trinität, bei welcher S. 164 kurz auf sie Rücksicht genommen wird, sondern besonders zu der Geschichte der Lehre vom Ebenbild Gottes, vom Bösen, vom Sündenfall, den Dämonen, von der Freiheit und Vorherbestimmung, der Person Christi, dem Glauben, den Werken, u. s. w. Auch die S. 342 ausgesprochene Behauptung, dafs eine justitia originalis im Sinne des Augustinus den ältern Kirchenvätern unbekannt gewesen sei, wird durch das, was diese Homilien über die Vollkommenheit Adams lehren, wenigstens modificirt. Bei der Lehre der Unitarier S. 165 sind nicht nur die Excerpte sehr ungenügend, um die verschiedenen Modifikationen der Lehrweise dieser Unitarier richtig aufzufassen, sondern es ist auch die eigene Klasse von Unitariern, welche der Häretiker Artemon und Theodotus bilden, nur flüchtig und nebenher, an einer von der Reihe der Unitarier sie eigentlich ausschliessenden Stelle (S. 163) berührt worden. Auch die Lehre der Ebioniten ist ebendaselbst (S. 163) nur mangelhaft und einseitig dargestellt. Th. II. S. 47 hätte unter den Scholastikern, welche den Begriff der göttlichen Allmacht untersuchten, auch Abälard genannt werden sollen, da Abälard zuerst in seiner Introd. ad Theol. III, 3. (opp. ed. Paris. 1616. p. 1109 sqq.) die Fragen aufwarf und erörterte: quomodo (Deus) vere dicatur omnipotens, si non possit omnia efficere, aut quomodo omnia possit, si quaedam nos possumus, quae ipse non possit — utrum plura facere possit Deus, vel meliora, quam faciat, aut ab his etiam, quae facit, ullo modo cessare posset, nec ea unquam videlicet faceret etc. Bei der Geschichte der Trinitätslehre S. 51—60 vermifst man unter den philosophischen Beweisen, die die Scholastiker von dieser Lehre zu geben versuchten, die Deduction des Thomas von Aquino um so mehr wegen ihres philosophischen Werths, da Thomas Summ. P. 1. qu. 27. das Verhältnifs des Sohnes und Geistes zum Vater auf das Verhältnifs der beiden Grundthätigkeiten, des Denkens und Wollens, oder des Verstandes und der Liebe zum göttlichen Wesen an sich zurückführt. Ebendaselbst S. 56 fällt in einem Werke, in welchem die Subjectivität des Herausgebers so sehr zurücktreten mufste, die Bemerkung auf, welche zu den zuvor angeführten Demonstration des Alexander von Hales hinzugesetzt wird: „diese sophistische Dialektik, ein würdiges Vorbild für die Kunststücke der neuesten Scholastik" u. s. w. S. 72 erscheint die Bemerkung: „die erste deutlichere Spur der Unterscheidung des Bösen in ein solches, welches sittliche Bedeutung hat, und welches sie nicht hat, finde sich bei Hugo Rothomagensis", nicht sehr begründet, wenn man Th. 1. S. 159 vergleicht. Was Hugo von Rouen in der angeführten Stelle sagt: si ea, quae proprie mala sunt, ubi sint, videre volumus, nusquam nisi in sola rationali voluntate ea esse deprehendimus. — Quae vulgi locutio consueta solet dicere mala, non sunt damnabilia, liegt ganz in der Th. 1. S. 159 angeführten Stelle aus Origenes c. Cels. IV. 66: τὸ ἑκάτερ ἡγεμονικὸν αἴτιον τῆς ὑποστάσης ἐν αὐτῷ κακίας ἐστὶν, ἥτις ἐστὶ τὸ κακόν· κακὰ δὲ καὶ αἱ ἀπ' αἰτῆς πράξεις· καὶ αλλὸ ὐδὲν, ὡς πρὸς ἀκριβῆ λόγον, καθ' ἡμᾶς ἐστι κακόν. S. 78 ist das lateranische Concilium, das im J. 649. unter Martinus I. die Lehre von zwei Willen und Wirkungen in Christus symbolisch feststellte, mit Unrecht „das grofse" statt: das erste genannt. Bei dem von der Wahrheit des Christenthums handelnden Abschnitt (S. 98) könnte man auch die Benutzung des von Rheinwald herausgegebenen Abälard'schen Dialogus inter Philosophum, Judaeum et Christianum erwarten, wenn nicht überhaupt dieser ganze Abschnitt, welcher eigentlich, obgleich an einem ganz unpassenden Orte, die Geschichte der Apologetik enthalten soll, gar zu kurz behandelt wäre. In keinem Falle aber kann die S. 99 stehende Bemerkung: „Apologetische Prolegomenen, in welchen die Offenbarung überhaupt

Digitized by Google

und der göttliche Ursprung des Christenthums beglaubigt würde, findet man den scholastischen Sentenzensammlungen, Commentarien und Summen nicht vorausgesandt", in dieser Allgemeinheit für richtig gehalten werden, da der Prolog zu dem Commentar des Duns Scotus zu den Sentenzen, wie die S. 103 aus demselben ausgehobene Stelle zeigt, wirklich Prolegomenen dieser Art enthält, in welchen Duns Scotus, wie in der Folge die älteren lutherischen Theologen, in dem Beweise für die Göttlichkeit der Schrift zugleich die Göttlichkeit der in ihr enthaltenen Offenbarung beweist. Unter den Schriftstellern des Mittelalters möchte Joh. Scotus Erigena zu wenig berücksichtigt sein. Er hätte nicht blos bei den Lehren von der Natur Gottes und der Prädestination, sondern auch bei den Lehren von der Trinität, der Sünde, der Erlösung, und Wiederbringung aller Dinge angeführt zu werden verdient. Auch des Thomas von Aquino philosophisch-theologisches System tritt zu wenig in seiner Eigenthümlichkeit hervor, und der Herausgeber hat sogar in dem Artikel von der Prädestination, bei welchem S. 151 ausführliche Excerpte aus des Thomas Summa P. 1. Qu. 23. gegeben werden, bei artic. 5. wie absichtlich die das System näher bezeichnenden Stellen weggelassen: Sic Deus dicitur omnia propter suam bonitatem fecisse, ut in rebus divina bonitas repraesentetur. Necesse est autem, quod divina bonitas (quae in se est una et simplex) multiformiter repraesentetur in rebus propter hoc, quod res creatae ad simplicitatem divinam attingere non possunt. Et inde est, quod ad completionem universi requiruntur diversi gradus rerum, quarum quaedam altum et quaedam infimum locum teneant in universo. Et ut multiformitas graduum conservetur in rebus, Deus permittit aliqua mala fieri, ne multa bona impediantur. Sic igitur consideremus totum genus humanum, sicut totam rerum universitatem. — Es setzt immer einen Fehler in der Methode und der ganzen Anlage eines Werkes voraus, wenn in einer historischen Darstellung hervorragende Geister, wie in der ersten Periode Origenes und Augustin, in der zweiten Scotus Erigena und Thomas von Aquino nicht zu ihrem vollen Rechte kommen können, sondern sich mit den untergeordneten in Eine Reihe stellen müssen. Dieser Fehler liegt bei unserem Lehrbuch in der Aeusserlichkeit seines allgemeinen Theils, welcher umfassend genug sein sollte, um alles grofsartigere, das in die Artikel der einzelnen Dogmen nicht hineingezwängt werden kann, in sich aufzunehmen.

Auch zur Literatur könnte selbst aus der Zeit, die der Herausgeber selbst noch berücksichtigen konnte, da und dort Einzelnes noch nachgetragen werden. Ein von Herrn C. R. Schulz in Breslau eingesandtes Th. II. Vorr. S. XXV—XXX. eingerücktes Verzeichnifs von Berichtigungen und Zusätzen zum ersten Bande enthält mehreres dieser Art. Aber auch in diesem Verzeichnifs vermifst man die vom Herausgeber ganz unerwähnt gelassene Schleiermacher'sche Abhandlung über den Gegensatz zwischen der sabellianischen und athanasianischen Vorstellung von der Trinität in der von Schleierm., de Wette und Lücke herausg. Theol. Zeitschr. Berl. 1822. III. H. S. 295 f. Möhler's Athanasius der Grofse und die Kirche seiner Zeit, besonders im Kampfe mit dem Arianismus. Mainz 1827. 2 Thle. ist zwar S. 100 in der Geschichte der Apologetik genannt, warum aber nicht zugleich an der Stelle, wohin diese Schrift eigentlich gehört, in der Geschichte der Lehre von der Trinität? Noch mehr aber mufs hier bemerkt werden, dafs gleich auf der ersten Seite eine gar nicht existirende Schrift aufgeführt ist. Unter den Schriften zur Einleitung in die Dogmengeschichte überhaupt wird Th. 1. S. 1 als zweite genannt: Chr. Fried. Roesler. D. *de theoria historiae dogmatum.* Tub. P. 1. 1796. P. 11. 1798. 4. So glaublich es auch an sich sein mag, dafs der um die Dogmengeschichte vielfach verdient gewordene Tübinger Universitätslehrer Rösler auch eine Dissertation mit dem angegebenen Titel geschrieben habe, so verhält es sich doch nicht so, und Ref. kann diese irrige Angabe, die sich zuerst in Münscher's Lehrbuch der Dogmengeschichte einschlich (in der zweiten Ausgabe des Handbuchs vom J. 1802. fehlt sie noch) und aus der ersten Ausgabe nicht blos in die zweite und dritte, sondern auch in Bertholdts Handbuch der Dogmengeschichte überging, aus eigener Einsicht der Rösler'schen Dissertationen berichtigen. Nur durch ein Mifsverständnifs sind die beiden Dissertationen, welche Rösler im J. 1794. und 1796. unter dem Titel: *De theoria historiae dogmata* schrieb, die sich demnach gar nicht auf die Dogmengeschichte, sondern die allgemeine Weltgeschichte beziehen, zu zwei Dissertationen De theoria historiae dogmatum vom J. 1796 und 1798 geworden.

Ein besonderes Verdienst hat sich Hr. Prof. Dr. Hupfeld in Marburg durch die Sorgfalt und kritische Genauigkeit, mit welcher er den Druck des Werkes leitete, um dasselbe erworben. Derselbe Gelehrte hat auch den zweiten Theil des durch den beklagenswerthen frühen Tod des Herausgebers verwaisten Werkes mit einer Vorrede begleitet, nach welcher es zunächst zweifelhaft bleibt, ob zur Fortsetzung und Beendigung des Werkes eine zweite Abtheilung der zweiten Hälfte zu erwarten ist. Glücklicherweise ist jedoch, wie Hr. Hupfeld mit Recht bemerkt, die Geschichte schon in der ersten Abtheilung bis zu einem Hauptruhepunkt hingeführt, der allenfalls auch als Endpunkt eines solchen Werks, besonders in seiner jetzigen Gestalt, gelten könnte. D. Baur, in Tübingen.

Digitized by Google

№ 31.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1836.

XXV.

Examen critique de l'histoire de la géographie du Nouveau continent et des progrès de l'astronomie nautique dans les 15 et 16me siècles, par Alexandre de Humboldt. Zweite und dritte Lieferung, Bogen 19—46.

Ref. befindet sich bei dem Erscheinen der zweiten und dritten Lieferung des vorliegenden Werkes insofern in einer etwas veränderten Stellung zu demselben, als er die am Schlusse seiner Anzeige der ersten Lieferung (*Jahrb.* 1834, *Sept.* nr. 54 folgd.) als wünschenswerth bezeichnete Uebersetzung selbst übernommen hat. Wenn er schon damals, der Sachlage gemäfs, keine andere, als eine blofs referirende Stimme abzugeben sich für befugt hielt, so ist dies jetzt in noch höherem Maafse der Fall, und er beschränkt sich daher auf eine kurze Inhaltsangabe der vorliegenden Bogen, indem er den Faden da aufnimmt, wo er ihn hatte abbrechen müssen.

Nachdem Alexander v. Humboldt den Einfluss auseinander gesetzt hat, welchen die Meinungen und Ansichten der Schriftsteller des klassischen Alterthumes und der schwache Nachhall jener fast verklungenen Stimmen im Mittelalter auf die Ideenrichtung des Christoph Columbus ausgeübt hatten, geht er zu den Zeitgenossen über, die theils unmittelbar, theils mittelbar zur Förderung des Planes und der Ausführung beitrugen und den kühnen Mann in seinen Entwürfen und Ideen bestärkten. Unter allen ragt hier *Paolo* (*del Pozzo*) *Toscanelli* aus Florenz hervor, dessen Beifall Ferdinand Columbus selbst als die Hauptveranlassung bezeichnet, weshalb sein Vater seine Reise mit so unerschütterlicher Zuversicht unternahm. *Toscanelli*, vor allen Astronomen seines Zeitalters ausgezeichnet, wendete während seines langen Lebens (er wurde 85 Jahre alt) eine beständige und ungetheilte Aufmerksamkeit auf die Entdeckungsreisen, welche zu Lande und zur See unternommen wurden, was er in um so höheren Grade zu thun im Stande war, als er sich im Mittelpunkte des damaligen Weltverkehrs, in Italien, befand, von wo aus die Pisaner, Genueser und Venetianer ununterbrochene Handelsverbindungen mit allen Punkten des entferntesten Ostens unterhielten. Besonders mögen die Erzählungen des *Nicolo di Conti* dazu beigetragen haben, dem florentinischen Astronomen die Kenntnifs des südlichen und östlichen Asiens geläufig zu machen. *Nicolo di Conti* hatte sich, um sein Leben zu retten, gezwungen gesehen, der christlichen Religion zu entsagen, und der Pabst Eugen IV. ertheilte ihm während seines Aufenthaltes zu Florenz Verzeihung wegen dieses Schrittes, indem er ihm zugleich die Bufse auferlegte, ganz der Wahrheit getreu, die Begebenheiten seiner Reise dem als Philologen berühmten päbstlichen Sekretär *Francesco Poggio Bracciolini* zu erzählen. Dafs Toscanelli mit diesem Reisenden und allen übrigen, deren Bekanntschaft er sich verschaffen konnte, in Verbindung trat, erhellt aus den Worten seines Zeitgenossen *Cristoforo Landino* (*ad Virgil. Georg. Venet.* 1520, *p.* 48), der von dem Zusammenfluss von Fremden spricht, welche seine Geburtsstadt Florenz darbot, von Menschen, die aus den entferntesten Gegenden kamen, *qui circa initia Tanais habitant*, und hinzufügt: *Ego autem interfui, cum Florentiae illos Paulus physicus diligenter quaeque interrogaret.* Es geht ferner aus den erhaltenen *) Briefen des *Toscanelli* hervor, von denen einer an den Kanonikus Martinez, zwei andere an Columbus

*) Nämlich in einer spanischen Uebersetzung. Der lateinische Originaltext ist verloren gegangen.

Digitized by Google

selber gerichtet waren. Alphons V. nämlich, König von Portugal, hatte Toscanelli durch den Kanonikus Martinez um eine genaue Belehrung über den Westweg nach Indien ersuchen lassen. Columbus, welcher seit dem Jahre 1470 zu Lissabon seinen Plänen und in genauer Verbindung mit dem Florentiner *Lorenzo Giraldi* lebte, dadurch beunruhigt, kam auf den Gedanken, sich der Einsichten und des grofsen Rufes des italiänischen Gelehrten zur Ausführung seines Unternehmens zu bedienen, und trat mit ihm in Briefwechsel, dessen Beförderung der erwähnte Giraldi übernahm. Die Antwort Toscanelli's rührt, wie der Verf. nachweist, aus dem Anfange des Jahres 1474 her, wodurch zugleich die Grundlosigkeit der vom Inca *Garcilaso*, von *Gomara* und von *Acosta* mitgetheilten Erzählung dargethan wird, dafs ein Schiffer von Huelva, Namens *Alonzo Sanchez*, der auf einer Ueberfahrt von Spanien nach den kanarischen Inseln im Jahre 1484 durch Ostwinde bis zu den Küsten von San-Domingo verschlagen zu sein vorgab, bei seiner Rückkehr nach Terceira in Columbus den ersten Gedanken zu seiner Unternehmung angeregt haben soll. Die Frage, welchem von beiden Männern, dem Toscanelli oder dem Columbus, das Verdienst gebühre, zuerst die Möglichkeit eingesehen zu haben, auf dem Wege nach Westen eine neue Verbindung für die Schiffahrt nach Indien zu erzielen, wird von dem Verf. dahin beantwortet, dafs jener Gedanke in den Köpfen mehrerer auf die Erweiterung des Kreises der Entdeckungen bedachten Männer gleichzeitig entstehen mufste, und dafs es namentlich höchst wahrscheinlich ist, dafs auch Martin Behaim ihn hegte, dessen berühmter, im Jahre 1492 angefertigter Erdglobus (*Apfel*) den König von Mango, Cambalu und das Land von Cathay, die sämmtlich aus Marco Polo's Reisebericht bekannt waren, nur 100° westlich von den Azoren verlegte. Toscanelli spricht sich in dem Briefe an den Kanonikus Martinez, welchen er in seinem siebenundsiebzigsten Jahre schrieb, auf eine Weise aus, die keinen Zweifel darüber übrig läfst, dafs die Ueberzeugung von der Kürze des Weges durch den atlantischen Ocean sich in seinem Geiste aus sehr früher Zeit herschrieb: und die Briefe an Columbus enthalten den unumstöfslichen Beweis, dafs der genuesische Seefahrer lange, bevor er mit Toscanelli in Verbindung trat, jenen Gedanken gehegt hatte. Beiden war die Entdeckung neuer Länder nur Nebenzweck: Hauptzweck die Abkürzung des Weges nach Indien; und Columbus' Unternehmung war daher eine Reise, welche die Möglichkeit einer unbehinderten Ueberfahrt nach dem *Lande der Spezereien* auf dem *Westwege* darthun sollte, gleichwie *Magellan*, *Parry*, *Ross* und *Franklin* die *südwestliche* und *nordwestliche* Durchfahrt dargethan haben. Humb., der an der Möglichkeit der letzteren nicht zweifelt, obwohl noch kein Schiff durch die Barrowstrafse in das Meer von Kamtschatka gelangt ist, oder die Küsten von Amerika von *Melville-island* und *Prince-Regents-inlet* bis zur Kotzebuebai entlang geschifft ist, berührt hier im Vorbeigehen die von Vincent aufgeworfene Frage, ob man die Entdeckung des Seeweges nach Ostindien durch Umschiffung des Vorgebirges der Guten Hoffnung nicht eher *Covilham*, als *Gama* zuschreiben müsse. Jener legte, wie *Toscanelli*, die Möglichkeit des Gelingens dar; aber das Verdienst, den gewaltigen Schritt zur kühnen Ausführung der Pläne gethan zu haben, verbleibt doch immer *Gama* und *Columbus*.

Toscanelli hatte, wie aus seinen erhaltenen Briefen hervorgeht, eine Seekarte an den Kanonikus Martinez geschickt, auf welcher er den Weg nachzuweisen versucht hatte, den man einschlagen müsse, um von den Küsten von Portugal zu dem „*principio de las Indias*" zu gelangen, und eine zweite, jener ganz ähnliche an Columbus, welche diesem auf seiner ersten Reise gewissermafsen als Führerin diente, weshalb Humb. ihr eine genauere Berücksichtigung zu Theil werden läfst, und die auf ihr angegebenen Entfernungen ihrem relativen sowohl als absoluten Werthe nach zu bestimmen versucht. Er vereinigt die Stellen, welche sich in dem Tagebuche von Columbus' erster Reise auf die von ihm, bis zu seiner Ankunft in Guanahani benutzte Seekarte beziehen, wobei er die Unwahrscheinlichkeit der bekannten Erzählung von einer Empörung der Matrosen gegen ihren Admiral, die so vielen Dichtern (neuerdings auch *Casimir Delavigne*) den Stoff zu mehr oder minder gelungenen Darstellungen gegeben hat, mit Evidenz nachweist, und zeigt dann, dafs wenn auch die von Toscanelli gezeichnete Karte sich im Jahre 1492 am Bord der *Carabela capitana Santa-Maria* befinden mochte, da sie noch 53 Jahre nach dem Tode des Columbus dem *Bartholomäus de las Casas* vorlag, doch sicherlich Columbus den achtzehnjährigen Zeitraum von 1474 bis 1492 dazu werde be-

Digitized by Google

nutzt haben, sich anderweitige Hülfsmittel zu verschaffen, und dafs er die Karten des *Giacomo de Giroldis*, *Andrea Bianco* und *Grazioso Beninccasa* benutzen konnte, wenn ihm auch die Welttafel des *Martin Behaim* unbekannt blieb. Ref. theilt hier die eigenen Worte des Verfs. mit, in denen er zu der Untersuchung übergeht, ob eine Beziehung zwischen Martin Behaim und Columbus Statt gefunden haben könne und wirklich Statt gefunden habe, bezweifelt aber, ob die Uebersetzung, in der er sie wiedergiebt, auch nur einigermafsen das Original erreichen wird.

„In jedem Zeitalter, sagt Alex. v. Humboldt, welches sich durch einen regen Fortschritt auf der Stufenleiter der Civilisation auszeichnet, verhält es sich mit den geographischen Entdeckungen, wie mit den Erfindungen in den Künsten und mit jenen grofsen Ideen auf dem Gebiete der Wissenschaften und der Gelehrsamkeit, vermittelst deren sich der Mensch eine neue Bahn zu brechen versucht: man leugnet zuvörderst die Entdeckung selbst, oder die Richtigkeit der Wahrnehmung; späterhin leugnet man ihre Wichtigkeit, endlich ihre Neuheit. Dies sind die drei Stufen des Zweifels, welcher, wenigstens auf einige Zeit, den durch Anwandlung des Neides hervorgerufenen Aerger mindert und verscheucht; es ist eine Gewohnheit, deren Grund gemeiniglich minder philosophisch ist, als die dadurch hervorgerufene Untersuchung: eine Gewohnheit, welche sich aus weit älter Zeit herschreibt, als die Gründung jener italiänischen Akademie (*dei Dubbiosi*), welche an Allem zweifelte, nur nicht an der Richtigkeit ihrer eigenen Beschlüsse. „Als Columbus eine neue Halbkugel versprochen hatte, sagt der berühmte Verf. des Versuches über die Sitten und den Geist der Völker, hatte man ihm entgegnet, dafs diese Halbkugel nicht vorhanden sein könne, und als er sie entdeckt hatte, behauptete man, dafs sie schon längst bekannt gewesen sei." Ich habe versucht, den Grad von Wichtigkeit mit Bestimmtheit anzugeben, welchen man den Beziehungen zwischen Toscanelli und Columbus beizulegen hat, in einer Epoche, als letzterer schon durch sich selbst zu der Ueberzeugung von dem Gelingen seines Unternehmens gelangt war. Toscanelli bot neue Angaben dar und zwar numerische Angaben, welche köstlicher und beruhigender für diese Art von Berechnungen waren, als alle übrigen. Er war, wie Ferdinand Columbus sagt, die Hauptveranlassung zu dem zuversichtlichen Muthe (*animo*), mit welchem der Admiral die Unermefslichkeit eines unbekannten Meeres betrat. Sonderbar genug hat die Nachwelt diesen Einfluss des florentinischen Mathematikers fast gänzlich vergessen, und lange Zeit hindurch hartnäckig dabei beharrt, neben Christoph Columbus eine andere Person zu setzen, welche ohne Zweifel der höchsten Achtung werth ist, als Geograph, Reisender und Seemann, aber höchst wahrscheinlicher Weise die Blicke nur auf den Weg nach Indien durch Umschiffung der Südspitze von Afrika richtete."

Dieser Mann war Martin Behaim, welchem man die Entdeckung des Archipels der Azoren zugeschrieben und von dem man behauptet hat, dafs er dem Columbus nicht allein den Weg nach dem östlichen Asien, sondern selbst das Bestehen eines neuen Festlandes enthüllt, und auf seinem Globus die Meerenge verzeichnet habe, welcher Magellan seinen Namen gegeben. Wenngleich die Behauptungen des Altorfer Professors *Wagenseil*, dem *Leibnitz*, von vaterländischem Gefühl verleitet, mit Wärme beipflichtete, wie man aus einem im Jahre 1697 an Thomas Burnet geschriebenen Briefe ersieht, von *Doppelmayr* (*Geschichtliche Notiz über die Mathematiker und Künstler von Nürnberg*), *Stüven* zu Giefsen (*Dissertatio de vero Novi orbis inventore. Francf.* 1714) u. *Otto* (*Transactions of the American philosophical society for promoting useful knowledge held at Philadelphia, Tom. II*, 1786, *p.* 120) von mehreren Seiten, namentlich von *Tozen* (*Der wahre und erste Entdecker der Neuen Welt, Christoph Colon, Göttingen* 1761), dem Grafen *Rinaldo Carli* (*Opuscoli scelti di Milano*, Tom. XV, p. 72) und von Herrn *v. Murr* in seiner *Diplomatischen Geschichte des Portugiesischen berühmten Ritters Martin Behaim* (Nürnberg 1778. zw. Ausg. 1801) widerlegt worden sind, so waren doch in mehreren neueren, übrigens sehr schätzbaren Werken die einmal rege gewordenen Zweifel zurückgeblieben, was Hrn. v. Humboldt veranlafst hat, die Thatsachen, welche die jetzt hinreichend aufgehellte Lebensbeschreibung des berühmten Kosmographen darbietet, mit der Geschichte der durch die Spanier und Portugiesen gemachten Entdeckungen in Verbindung zu bringen, und die Einzelnheiten, die in dem vielbewegten Leben jenes Mannes hervortreten, einer kritischen Beleuchtung zu unterwerfen. Die persönlichen Beziehungen zwischen

Digitized by Google

Columbus und Behaim; die angebliche Entdeckung des Landes der *Bacallaos* (Neu-Fundland) durch *João Vas Cortereal* im Jahre 1463, welche schon von dem Verf. des *Memoir of Sebastian Cabot* (London 1831) aus triftigen Gründen bezweifelt worden ist; die Fortschritte der nautischen Astronomie durch die Bemühungen des Infanten Heinrich, Herzogs von Viseu, die Entdeckungen der Portugiesen auf den Westküsten von Afrika; endlich die Frage, ob das Bestehen einer südwestlichen Durchfahrt schon vor Magellan, und namentlich dem Martin Behaim bekannt gewesen, boten eine Reihe überaus anziehender Untersuchungspunkte dar, welche im weiteren Verlaufe des Werkes vollkommen erledigt werden. Auf eine kritische, auf sorgfältiges Studium der neuerdings bekannt gewordenen Urkunden gestützte Entwickelung der Reihenfolge von Entdeckungen, welche auf der Ostküste des südlichen America seit Christoph Columbus' dritter Reise bis zu dem Zeitpunkte, wo Magellan mit dem Erzbischofe von Burgos, *Juan Rodriguez de Fonseca*, über die Strafse sprach (1517), durch *Alonzo de Hojeda, Juan de la Cosa, Amerigo Vespucci, Vicente Yañez Pinzon, Pedro Alvarez Cabral, Juan Diaz de Solis* u. a. m., gemacht worden waren, folgt eine Untersuchung über die Wechselbeziehung zwischen Meinungen und Thatsachen auf dem Gebiete der geographischen Forschung, welche die Erscheinung, dafs die südwestliche Durchfahrt vor der wirklichen Entdeckung durch Magellan auf Karten verzeichnet war, in ein neues und klares Licht stellen. Leider gestattet diese an neuen Forschungen so reiche Darstellung keine auszugsweise Mittheilung, und Ref. sieht sich daher gezwungen, den Leser auf das Werk selbst zu verweisen, aus dem er dagegen in einer Uebersetzung nachstehend die Worte mittheilt, mit denen der Verf. die Beurtheilung der noch übrigen durch die Entdeckung der Neuen Welt hervorgerufenen Ereignisse und Meinungen einleitet und beginnt, wobei Ref. leider durch den beschränkten Raum behindert wird, die reichhaltigen Anmerkungen, von denen sie begleitet sind, hieher zu setzen.

„Die Einzelnheiten der Geschichte der Wissenschaften gewähren nur in so fern einen Nutzen, als man sie durch ein gemeinsames Band verknüpft. Die Anhäufung vereinzelt dastehender Thatsachen würde eine ermüdende Trockenheit herbeiführen, wollte man sich nicht bestreben, durch Nachforschung in den Thatsachen zu irgend einem allgemeinen Ergebnifs in Bezug auf die Fortschritte der Intelligenz, und zu einer höheren Ansicht über den Gang der Civilisation zu gelangen. Die Keime, welche wir in einigen Schriften der Alten nachgewiesen haben, wurden durch eine geringe Anzahl Gelehrter befruchtet, deren heller Geist im Mittelalter glänzte. In jedem Jahrhundert besteht irgend eine verborgene Thätigkeit, deren Ergebnifs an Ideen, Ueberzeugungen, Hoffnungen, unmerklich die Macht des Menschen vermehrt, und deren thätiges Wirken sich offenbart, sobald anscheinend zufällige Ereignisse (ein Zusammentreffen von Umständen, durch welches sich eine Nothwendigkeit in den Bestimmungen der Welt offenbart) die Bewegung nach aufsen hin begünstigen. Die Geschichte bewahrt im Allgemeinen nur die Ueberlieferung glücklicher Unternehmungen und grofser Erfolge auf der Bahn der Entdeckungen. Was die Bewegung und den Erfolg vorbereitet, gehört der Verkettung von Ideen und der Verbindung geringfügiger Ereignisse an, welche eine gleichzeitige und gemeinschaftliche Wirkung ausüben. Ihre Wichtigkeit tritt erst dann mit einiger Deutlichkeit hervor, wenn grofse Erfolge erreicht worden sind, wie die, welche wir Diaz, Columbus, Gama und Magellan verdanken. Auch erscheinen Entdeckungen, welche mächtig auf die Imagination der Menschen einwirken, anfänglich als vereinzelt und unabhängig von dem Impulse der vorhergehenden Jahrhunderte. Erst dann, wenn der erste Eindruck seinen Reiz verloren hat, beginnt man, nach den Ursachen zu forschen, welche im Stande gewesen sind, grofse Eroberungen auf dem Gebiete der Intelligenz in das Werk zu setzen. Bei dieser Arbeit verleihen oft Nationalhafs, das boshafte Vergnügen, den Zauber der Begeisterung zu zerstören, besonders aber die Abwesenheit einer gesunden historischen Kritik, nicht beglaubigten Thatsachen und conjekturalen Schöpfungen, welche durch keine wissenschaftliche Schlufsfolge begründet sind, eine Art von Wichtigkeit."

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 32.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1836.

Examen critique de l'histoire de la géographie du Nouveau continent et des progrès de l'astronomie nautique dans le 15 *et* 16me *siècles, par Alexandre de Humboldt.*

(Schluſs.)

„Die Seiten, mit denen ich den ersten Abschnitt dieses Werkes beschlieſse, sind dazu bestimmt, das was uns an Ereignissen und Meinungen, welche man durch die Entdeckung der Neuen Welt veranlaſst glaubt, zu untersuchen übrig bleibt, ihrem wahren Werthe nach zu beurtheilen. Ich bin der Ansicht, daſs diese Untersuchung eine fruchtbare Quelle nützlicher Anwendungen werden dürfte, indem sie Thatsachen durch geschichtliche Nachweisungen und Anwendung von Sätzen aus der physischen Erdbeschreibung, deren mehrere bei dieser Art von Forschungen gänzlich vernachläſsigt worden sind, in das gehörige Licht stellt. Die Thatsachen sind die hauptsächliche Grundlage, jeder einer gesunden Kritik zu unterwerfenden Untersuchung, und ihre Angabe ist unerläſslich, um den Leser in den Stand zu setzen, den Grad von Vertrauen zu beurtheilen, welchen die erhaltenen Resultate verdienen; sie ist es zumal, wenn man durch ihre Deutung sich zu allgemeinen Ansichten über die mannigfachen Ursachen zu erheben sucht, welche den Gang der Entdeckungen und der Fortschritte des Meereshandels bedingt haben. Bei den nachfolgenden Entwickelungen werde ich mich bestreben, mich nicht überflüſsiger Weise über Gegenstände zu verbreiten, die bis zum Ueberdruſs wiederholt worden sind: ich werde mich auf dasjenige beschränken, was bei dem gegenwärtigen Zustande unserer Kenntnisse zu neuen Aufklärungen in Bezug auf Thatsachen oder zu neuen Verbindungen geschichtlicher Wahrnehmungen zu führen geeignet ist."

„Das Abenteuer des Cabral, welcher auf seiner Reise von Spanien nach Ostindien auf dem Wege um das Vorgebirge der Guten Hoffnung wider Erwarten durch die Meeresströmungen nach Westen verschlagen und am 22. April 1500 an die Küsten von Brasilien (*Tierra de Santa Crux*) geworfen wurde, hat Robertson zu der Aeuſserung veranlaſst, es habe in den Bestimmungen des Menschengeschlechts gelegen, daſs die Neue Welt am Schlusse des funfzehnten Jahrhunderts entdeckt wurde. Beseitigen wir den unbestimmten Begriff des Schicksals in einem Falle, wo die gegenseitige Verkettung so vieler Ursachen und Wirkungen zu erkennen nicht schwer fällt, so weist uns die Philosophie der Geschichte fast in jedem Zeitraum groſse Ereignisse nach, deren späteres Eintreffen in früheren Jahrhunderten langsam vorbereitet wurde; was aber den unterscheidenden Charakter eines jeden einzelnen Jahrhunderts ausmacht, spricht sich in dem thätigen Wirken aus und unterwirft die Ereignisse dem Machtgebote einer sittlichen Nothwendigkeit. Der Zug Alexanders des Groſsen nach Persien und Indien, der kühne Muth Luthers haben ohne Zweifel die Berührung des Westens mit dem Osten begünstigt, die Befreiung des Gedankens von den drückenden Fesseln beschleunigt; aber der Zustand der menschlichen Dinge war in jenen beiden denkwürdigen Epochen des Völkerlebens von der Art, daſs nach dem Sturze des persischen Reiches die Berührung beider Gattungen von Civilisation, nach der Schwächung der päbstlichen Hierarchie die religiöse Umwälzung, ein Vorspiel der mächtigen Staatsumformungen, wahrscheinlich ohne den macedonischen Helden und den Wittenberger Augustinermönch in Erfüllung gegangen sein würden. Die Seelengröſse und Persönlichkeit hervorragender Männer bedingen und begünstigen ohne Zweifel die Wahrscheinlichkeit des Gelingens; sie beschleunigen und beleben die Kraft der Bewegung; aber jene hervorragenden Männer, von denen die Jahrhunderte ihren Glanz zu erborgen scheinen, handeln selbst wie-

Digitized by Google

derum unter dem Einflusse der herrschenden Ideen eines Zeitalters, welches befruchtet und genährt wurde durch ein früheres Zeitalter. In der eigenthümlichen Richtung der intellektuellen Bewegung, in der Uebereinstimmung des Willens, in dem unwiderstehlichen Drange wirklicher oder scheinbarer Bedürfnisse, liegt die Gewalt des Antriebes, die Nothwendigkeit und Macht der Ereignisse, welche in Erfüllung gehen."

„Der unterscheidende Charakter der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts, des Zeitraums, welcher der Entdeckung von Amerika unmittelbar voranging, ist leicht aufzufassen. Die Fortschritte des Luxus und der Civilisation in dem Süden von Europa hatten das Bedürfniss nach den Erzeugnissen Indiens dringender hervortreten lassen. Landreisen, durch den religiösen Eifer der buddhistischen und christlichen Hierarchie eben so begünstigt, wie durch die Politik und das Handelsinterresse, hatten den geographischen Gesichtskreis und die Sphäre der Ideen erweitert. Ebenso hatten der häufige Gebrauch der Magnetnadel, welcher den Berührungen der Araber mit Indien und China zugeschrieben werden muss *), so wie die Vervollkommnung der Schiffahrtskunde und der auf sie bezüglichen Wissenschaften, die Mittel weitaussehende Schiffahrten zu unternehmen in höherem Maafse gewährt. Diese Umstände mufsten fast gleichzeitig zwei Reihen von Ideen erzeugen, welche man sorgfältig unterscheiden mufs, und die sich, die eine sowohl als die andere, an die Ueberlieferungen und Muthmafsungen des klassischen Alterthumes anknüpften, für welches das Interesse durch die nahen Verbindungen Siciliens, Apuliens und Calabriens mit Byzanz, durch den glücklichen und fruchtbringenden Einflufs der grofsen Männer Italiens, des Petrarca, Boccaccio und Johann [Malpighi] von Ravenna, durch die Auswanderung einiger griechischen Gelehrten vor der Zerstörung des oströmischen Kaiserthums von neuem belebt worden war. Indem das Mittelalter unter dem Namen *Indien*, nach dem Vorgange der Hellenen, zuvörderst das troglodytische Aethiopien und Arabien, dann die weiter entfernten Aequatorialgegenden von Afrika jenseits des *Vorgebirges der Gewürze* (die *regio cinnamomifera* und *myrrhifera*) begriff, indem es seit der Herrschaft der Römer die Reichthümer Indiens an die *Enden der Erde* verlegte, mithin an die mittägigen und westlichen Küsten von Asien, nährte es die Hoffnung, zu dieser glücklichen Zone, sei es durch die Umschiffung von Afrika, sei es auf dem unmittelbaren Wege gegen Westen, welches durch die Kenntnifs von der Kugelgestalt der Erde gegeben war, zu gelangen. Da dasselbe Ziel auf zwei verschiedenen Wegen erreicht werden konnte, so mufsten zwei Ideenrichtungen zu gleicher Zeit entstehen und sich allmählig mehr und mehr bis zur zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts entwickeln, wo Toscanelli und Columbus, Usomare und Diaz, mit gleicher Zuversicht auf Erfolg entgegengesetzte Bahnen einschlugen."

Refer. hat den Vf. selbst sprechen lassen, da er auf keine zweckmäfsigere Weise dem Leser ein klares Bild von dem in dem ganzen Werke sich abspiegelnden Geiste vorzuführen im Stande war. Indem er hier abermals abbricht, um den Faden wieder aufzunehmen, sobald die folgenden Bogen die Beendigung des ersten Abschnittes gebracht haben werden, fügt er nur die Bemerkung hinzu, dafs die vorliegenden Lieferungen an den mannigfaltigsten, die verschiedenartigsten Gegenstände berührenden Forschungen nicht minder reich sind, als die erste, früher von ihm angezeigte. Männer, die dem Verf. in *einzelnen* Fächern des menschlichen Wissens an tiefer Gelehrsamkeit gleichkommen, mögen immerhin, da keine Ernte ohne eine kleine Nachlese bleibt, noch manche Bemerkung nachzutragen finden: dem Ref. aber ist dies in seinem beschränkten Kreise nicht vergönnt; und wenn er aus dem *Arianer* Theophilus (von der Insel *Dibu*, die beiläufig bemerkt, *v. Bohlen, das alte Indien*, Th. I, S. 380, für *Sokotora* hält, während H. darin die Insel *Dahlak* zu erkennen glaubt), auf *Gieseler's* Autorität gestützt (*Lehrb. der Kirchengeschichte*, Th. I, S. 258; erste Ausg.), einen *Nestorianer* machen möchte, oder für das Zeitalter des Meistersängers *Michel Behaim* statt 1421 das Jahr 1470 setzen würde (*s. v. der Hagen, Litterar. Grundrifs zur Gesch. der deutschen Poësie*, Berlin, 1812, 8. S. 517. *Sammlungen für altdeutsche Literatur und Kunst*, S. 37—79), so könnte dies nur die Aufmerksamkeit beweisen, die er dem Werke in jeder Beziehung gewidmet hat.

Dr. Jul. Ludw. Ideler.

*) S. *Lettre à M. le baron Alexandre de Humboldt sur l'invention de la Boussole, par M. J. Klaproth.* Paris, 1834. 4.

Digitized by Google

XXVI.

Erwin von Steinbach oder Geist der deutschen Baukunst. Ein Roman von Theodor Melas. In drei Theilen. Hamburg, 1834. *bei Fr. Perthes.*

Der Verf. des aus drei starken Bänden bestehenden „Büchleins" spricht in dem Vorwort gegen den Leser den Wunsch aus: „Möchte es dein Freund werden." Goethe, der sein erstes Buch auf ähnliche Weise einleitet, dürfte nicht zürnen, da dieser Kunstroman seiner Besorgniſs, daſs durch Schriften der Art historische und artistische Irrthümer verbreitet würden, ganz und gar keinen Raum giebt.

Wir wissen von Erwin von Steinbach nicht mehr, als daſs er den Münsterthurm in Straſsburg 1277 zu bauen begann, daſs er den 16. Febr. 1318 starb, daſs seine Hausfrau Husa und seine Kinder Johannes und Sabina hieſsen.

Der Steinmetze Erwin führte nach dem Roman seinen Namen nicht von seiner Geburtsstadt Steinbach in Baden, sondern als Abkömmling von „einer alten edlen Familie in Schwaben." Er hatte „das alte Wappen der Steinbachs im Siegel." In Straſsburg lebten seine Eltern Eberhard und Gutta (nicht Jutta?). Sie sahen den hochstrebenden Jüngling trauernd von dannen ziehn und drückten ihm ihre Liebe noch in Briefen aus, die sie „der Post" übergaben. Nicht genügte ihm, was er in Italien an Werken der Kunst gesehn und er wandte sich nach Schweden, denn es zog ihn wie „ein geheimer Geist nach dem unbekannten Norden hin." Auf der Reise hält er sich längere Zeit in Cöln auf, wo in der Herberge sich die Gäste theils am „Kartenspiel" erbauen, theils aus Liebe zur Politik nach dem „Zeitungsblatt" greifen, wo in des Baumeisters Dieterichs Landhause die Zukünftige dem Fremden erscheint in Hildegard (nicht Hildegart?), die nicht „die Lieder der Minnesänger" liebt, aber mit Erbauung „eine Uebersetzung der Vulgata" und „die verdeutschten Dichtungen des Homer" liest. In Dieterichs Hause geht es hoch her. Der achtzehnte Geburtstag Hildegards wird festlich begangen. Im Gartensaal, wo Harfe und Flöte zum Tanz einladen, prangt ihr Name „unter vielen hellen Flammen," „in den Baumgängen stiegen Rosen und Lilien am Lampenschein auf," der schöne Strasburger wiegte sich mit Grazie im „Walzer," bis die Gesellschaft aufbrach und die Damen „in den Wagen" stiegen und er sie dienstbeflissen nach Hause begleitete. Erwin rüstet sich zur Reise nach Holland. Ein reicher Kaufmann, der „in der Börse" ein solches Ansehn genoſs, als im eignen „Comtoir," bahnt ihm durch seine Empfehlungen den Weg. Der Erzbischof von Cöln, an dessen Tafel er die „Kastraten" hörte, wie sie „in unglaubliche Höhe" stiegen, versieht den jungen Baumeister gleichfalls mit Briefen und zwar an die Bischöfe in Lund und Drontheim. Zum Reisegefährten gewann Erwin einen gewissen Kaspar, der sich einen „Landschaftsmaler" nennt, ihm eine von ihm komponirte Landschaft mit einer „Zigeunerhorde" beschreibt und erzählt, welchen Unterricht er bei einem alten Meister erhalten, bei dem er „Firnisse kochen" und „nach alten Radirungen," dann nach „Gips" zeichnen muſste. Ein Abenteuer am Anfange der Reise ist erfolgreich für die Zukunft. Vor einer Waldkapelle entreissen sie mit heroischer Entschlossenheit einem Raubritter eine entführte Schöne. Die Gräfin Adelheide, sie ist die Gerettete, wird nachmals Kaspars Geliebte, der Raubritter dagegen von der nordischen Vehme gerichtet und „sein Haupt flog vom Rumpf wie ein geworfener Ball und rollte zu Erwins Füſsen hin." In Rotterdam gesellte sich zu den Freunden ein „Historienmaler" Hubert, um mit ihnen gemeinschaftlich nach Schwedenland zu ziehn. Mit unfehlbaren Empfehlungsbriefen versehn, erfreuen sie sich einer liebreichen Aufnahme beim Erzbischof Serenius in Lund, der alle drei Künstler beschäftigt. Wie den holländischen Boden ein „seltenes Sortement der schönsten Blumen" charakterisirt, so den schwedischen einmal das „Branntwein"-trinken, dem die Arbeiter gewaltig ergeben sind, und dann der „Skalden"-Gesang, der bei Festmalen von Brama und Odin's Herrlichkeit ertönt. Erwin entwirft den Plan zur Anschariuskirche in Lund und wird beauftragt, in Upsala einen Dom zu bauen. Nachdem ein Volksaufstand beseitigt ist, hervorgegangen aus Cölibatsstreitigkeiten („der Pabst gebeut, die Priester sollen als Jungfrauen leben") und bei dem den Kaufleuten die Waarenlager geplündert und die Fenster eingeworfen wurden, erblüht für Schweden wieder heitere Zeit. Bei einer groſsen Bärenjagd ist Erwin so glücklich eine hohe Dame Freya, die Tochter des schwedischen Herzogs Birger, augenscheinlicher Todesgefahr zu entziehn. Sein Glück wird Quelle des Schmerzes, denn in Freya entdeckt er eine zweite Hildegard und

Digitized by Google

ihre Anbetung führt ihn in Kerkernacht und an den Abgrund des Verderbens. Im Dienste des Herzogs findet er eine Anstellung beim Schlofsbau und eine Annäherung an die Gerettete bei ihrer dankbaren Sinnesart, bei der zuvorkommenden Freundlichkeit des Vaters ist unausbleiblich. Nachdem Erwin vom Schwedenkönig den Ritterschlag empfangen, sein Adel erneuert ist, erwählt der Herzog ihn zu Freya's Marschall. Was half es, dafs er beim Reigen „so geistig seinen Arm um ihren zarten Leib schlang," er fühlte „in seinen Eingeweiden ein Erglühen," indem Freya ihm als die wahre Hildegard erschien, sie, die „ihrem Freunde Gleiches mit Gleichem vergalt" und seine Wunden verband als heilende Pflegerin, da sie sich bei einem Räuberangriff von ihm zum zweiten Mal gerettet sah. Die Liebe zu Freya war „so eigenthümlicher Art, dafs sie nur im höchsten christlichen Geiste aufgefafst werden konnte" und daher mifsverstanden wurde. Nach erfolgtem Tode des Königs wird Birger Reichsverweser und als solcher läfst er den Baumeister verhaften. Unter Anschuldigung des Hochverraths soll er für seine Leidenschaft büfsen. Wie erschrak Erwin, als ihm ein Graf die Worte zurief: „Ihr seid mein Arrestant. Höret die Ordre!" und ihm das von ihm selbst gebaute Burgverliefs als Aufenthalt anwies. Allein die Steinmetzen bewährten ihre Treue gegen den Obermeister und indem „sie unter einem donnernden Hurrah mit ihren Hämmern und Streitäxten" auf die ihn führenden Trabanten eindrangen, befreiten sie ihn. Sie liefsen es geschehn, dafs seinem Wunsche gemäfs er in ein ritterlich ehrenvolles Gefängnifs gebracht wurde, bis der Herzog, in Upsala sich befindend, „mit dem Generalstabe" eintreffen würde. Er ward als ein Hochverräther angeklagt, der die Absicht gehegt, nach des Königs Tode, gestützt auf seinen Anhang, als „Demagoge" aufzutreten (denn die grofsen Herren begreifen nicht, was „die brüderliche Liebe will, gleich wittern sie nur Aufruhr") und durch strafbare Bewerbung um Freya's Hand ein Reich zu gewinnen. Zeit war es, dafs der Erzbischof Serenius vermittelnd eintrat, den Herzog von der Unschuld des Baumeisters überzeugte und ihm die Freiheit wiedergab, wodurch einer Empörung vorgebeugt wurde. Freya ward später mit dem König Häkan verlobt. Tags vor der Hochzeit begab sich wundersames. „Sie (Freya) neigte sich zart zu ihm (Erwin) hinüber, er preíste sie an seine Brust, ihre Lippen berührten sich und die Welt verging ihm." Und der sehr liberale Bräutigam als Augenzeuge sprach: „Gottlob!" Bevor Erwin Schwedenland verläfst, macht er mit Befreundeten eine „Reise nach dem hohen Nordlande" auf einem Rennthierschlitten. Da gab es Kälte, ein Nordlicht, einen Eremiten, der ein „Polarmährchen" vorträgt, Hunde und Geierarten, die wohl abgerichtet die Reisenden in der Klause bestens bedienen, ein schönes weifses Licht, das „ein Phosphor" ausstralt u. s. w. Auf der Rückkehr nach Deutschland kömmt Erwin zur rechten Zeit nach Lund, um die Anschariuskirche zu vollenden. In Verwunderung über seine Kunst sagten die Leute: „er hat tausend Teufel im Leibe." Seine Nähe war begeisternd und selbst ein zarter Prinz versucht sich unter ihm im Steinmetzenhandwerk und „arbeitete sich beim Steinschnitt einen tüchtigen Schweifs." „Ein Blättchen mit Bleistift" beschrieben und ihm als Empfehlungsbrief mitgegeben, verschafft ihm in Lübeck freundliche Aufnahme. Er verspricht eine Kirche zu entwerfen, die Kaspar und Hubert malen sollen. In Cöln gab es ein fröhliches Wiedersehn. Dieterich, Erwin und Hildegard trennten sich nicht mehr, seit der festlich begangenen Hochzeit. Nachdem Erwin einen der Thürme des Domes bis zum Drittel der beabsichtigten Höhe aufgeführt hatte, erhielt er vom Bischof zu Strafsburg einen Ruf, in seine Vaterstadt zurückzukehren (wohin er schon früher zum Besuch der Eltern in Begleitung seines „Knappen" sich begeben hatte), um daselbst den Vorbau des Münsters zu errichten. Dieterich zieht mit seinem Eidam und der Tochter nach Strafsburg. Mit Feierlichkeit wird der erste Stein zum Bau gelegt. Bei dem Schmause erhob der Bürgermeister den silbernen Pokal und brachte „den Toast aus: Es lebe Erwin!" Die Freude des Festes wurde dem Baumeister durch die unerwartete Ankunft der Freunde Hubert und Kaspar erhöht, noch mehr aber durch die eines kleinen Lieblings, mit dem ihn Hildegard überraschte.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 33.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1836.

Erwin von Steinbach oder Geist der deutschen Baukunst. Ein Roman von Theodor Melas.

(Schluſs.)

Wenn es auch in dem Buche heifst: „wer die Geschichte eines Volkes schreiben will, mufs sich zu dem Volke hinbemühen", so mag es, laut dem Titelblatt, als Roman betrachtet werden. Man vergesse, dafs ein alter (wirklich sehr alter) Ritter den Zug nach dem gelobten Lande unter Kaiser Friedrich I. beschreibt, dafs vom deutschen Interregnum und von Rudolph von Habsburg die Rede ist, man nehme den Herrn v. Steinbach für das, was Dietrich aus Cöln ist, für erdichtete Repräsentanten der deutschen Baukunst, man übersehe die Jahrzahl 1248., die im ersten Theile steht, und betrachte unbefangen die Erfindung, die uns statt der Geschichte geboten wird. Wenn der Werth jener nicht aus dem angegebenen Inhalt hervorgeht, so wird er nach folgenden Proben beurtheilt werden können. Ein Freund Erwins in Strafsburg, von Sehnsucht getrieben, schreibt auf Pergament ein Brieflein an ihn, verschliefst es in einer Kapsel und wirft diese in den Rhein. „Auf besonderem Wege" erhält Erwin das ihm Zugedachte. Auf dem Schiff, das ihn von Rotterdam entführt, ergötzt er sich mit Angeln und fängt einen übergrofsen Fisch. Der Schiffskoch zertheilt ihn, und den Brief in der Kapsel, o der Ueberraschung! ihn fand er in des Fisches Magen. — Man hat Abbildungen, wie Schafe um ein Marienbild knien. In welcher potenzirten Gestalt wird hier dem staunenden Leser ein Bild des Thier-Gottesdienstes vorgeführt! Erwin „sah, wie der Einsiedler seine Morgenandacht unter den Thieren hielt. Einem jeden derselben gab er seine eigne Haltung, die Hunde setzte er mit den Vorderpfoten aufrecht, die Rennthiere, Ziegen und Schafe stellte er mit aufgerecktem Haupte nach Morgen zu; so mufsten auch die grofsen Vögel den Kopf und rechten Fufs erhebend nach dem Aufgange blicken" u. s. w. — Einem Abraham a Santa Clara würde nicht übel anstehn, was in baarer Ernsthaftigkeit ein Prediger vorbringt, der an die Lobpreisung dahingeschiedener, edler Menschenfreunde die Bemerkung anknüpft: Es „sei ihre Aufopferung zur Rettung Vieler ein Salz für die Nachkommen geworden, damit ihr Leben nicht faul würde und heute wären sie da, um sich damit zu salzen." — Die unschuldig heitere Bauernfamilie wird so kindlich geschildert, dafs man Seitenstücke nur in Wilmsen's Erzählungen finden kann. Dasselbe gilt von der löblich eingerichteten Armenanstalt. Die grausamen Rittergeschichten (gleich dem Vehmgericht ist ein Turnier stattlich herausgeputzt) würden einem Roman, wie die Löwenritter, zur Zierde gereichen. Getafelt und getrunken wird unter allen Ständen, zu allen Zeiten und an allen Orten so gemüthlich, dafs man in hexametrischen Idyllen schwerlich vollständigeres liest. — Wie verschieden die Gestalten sind, die in dem Roman auftreten, so verschwimmt die Mannichfaltigkeit in dem Element der Unwahrheit. Der Prinz, der als Steinmetz sich abarbeitet, Bertha, eine Bleicherin, die auf dem glänzenden Ball als Dame erscheint, geben eine so sonderbare Rolle, als der gröfste Theil der Mitspielenden. Der seelengute Serenius bedeutet so wenig, als der Hofnarr, welcher letztere mit der Anhänglichkeit an den alten König leider! nicht die Laune des Learschen Narren geerbt hat. Alles Humoristische des Romans besteht nur in der travestirenden Auffassung des Ganzen. — Eben so wenig, als die Darstellung, ist die Sprache geschmackvoll, oft roh, oft verziert und verzerrt. Die Epitheten und bildlichen Ausdrücke sind unglücklich gewählt. Von Erwin liest man: „seine Augen waren nur halb geöffnet und unter den langen Wimpern schlichen sich glückliche Träume in die Wirklichkeit ein." Ein Volk wird mit einem „Knall"

Digitized by Google

verglichen, es ist die Rede von einem „süfsen Saft des Herzens". Man würde nicht begreifen, warum Erwin „sinnig" genannt würde, wenn nicht derselbe Ehrentitel auch den gottesfürchtigen Thieren beigelegt wäre. Gewöhnliche Bemerkungen sind als „geistreich" bezeichnet, ein Brief ist „gehaltvoll" genannt. Ermüdend sind die Briefe, die einmal 16 Seiten hinter einander einnehmen, die ausführlichen Träume, die ein getreues Inhaltsverzeichnifs des Folgenden enthalten, die langen Predigten und fraglichen Poesien, die weder die Handlung fortführen, noch das Verhandelte erklären und verdeutlichen und den hohlen Roman zum Ungeheuer anschwellen. Ausdrücke, wie „angeschossen" für verliebt, „Treffer" für treffendes Urtheil, „es ging die Ruhe in die Brüche", „das Heiligthum vor die Hunde werfen" (lag dem Vf. das oft gebrauchte Bibelwort nicht näher?) stören nicht weniger, als undeutsches und falsches. „Jedes Kind freute sich, wenn die Reihe an *es* kam"; sich „auf den Dänenkönig *wie* (als) Bundesgenossen berufen"; auf *einer* Bank niedergelassen"; „den Wald über *die* Bäume vergessen" u. s. w.

Keine „überraschende Beleuchtungen" erfreuen uns, wenn wir, was Kunst und Künstler im Besonderen angeht, näher ins Auge fassen. Die Aehnlichkeit, die Boisserée zwischen der projektirten Westseite des Kölner Doms und des Strasburger Münsters nachweist, erklärt sich nach dem Roman dadurch, dafs ein und derselbe Meister sie baute, Erwin, der in die Geheimnisse der Steinmetzenkunst tief eingedrungen war und sich als Glied der freien Maurerzunft durch Grufs, Wort und Handschenk verräth. Er zieht als ein Apostel umher, um das Licht der religiösen Baukunst anzuzünden oder heller aufgehn zu lassen. Das unruhige Vorwärtsstreben, das unverdrossene Ankämpfen, das weder Gewöhnung noch Gelingen zur Gleichmäfsigkeit zu regeln vermag, alles, was des schaffenden Künstlers eigendstes ist und dem Leben jedes einzelnen eigenthümlichen Reiz verleiht, vermissen wir schmerzlich. Als vollkommner Meister geht Erwin in die Fremde, wie ein Schauspieler auf Gastrollen reist, allein um zu glänzen, nicht um zu lernen. — Historisch ist der Baumeister Gerhard von Trond, der muthmaafsliche Gründer des Kölner Domes. Freilich lehrt weder Boisserée noch Passavant, dafs er Pästum, Athen und Theben besucht und die dorische Baukunst in ihren Hauptdenkmälern studirt habe. Das Wesentliche der Grün dungsgeschichte des Köllner Domes, dessen Stein aus dem Steinbruch des Drachenfelsens herkomme sollen, ist Boisserée'n nacherzählt. Die Beschreibun des Baues beruht zum Theil auf Erfindung, wie de fünfgestufte Vorbau an der Westseite, die Krypten de Chorraums. Selbst dem, dem ein Aufrifs der Westfa cade des Strafsburger Münsters vorliegt, welche be kanntlich nur in ihrem unteren Theil getreu dem En wurf Erwins nachgebildet ist, wird es undeutlich blei ben, warum der ganze Bau „eine grofse Pforte", de Thurm wie eine „kolossale dorische Säule" aussehn soll. Viele Kirchen sehen wir überschnell emporste gen, aber die Errichtung des Werkes, das Erwi wirklich errichtet hat, liegt jenseits des Romans. D derselbe sich als „Geist der deutschen Baukunst" an kündigt, so erwarten wir über ihn Aufschlufs, allei vergeblich. Indem der Vf. von zwei entgegengesetz ten Polen, von Costenoble's und Stieglitzens Erklärun hin und hergezogen wird, findet kein Gedanke die er forderliche Ruhe zur Reife. Die Werke der Baukunst liest man hier und anderwärts, gehen aus dem Geist der Religion hervor. Daher die Verschiedenheit zwi schen den antiken und christlichen Tempeln, jene zei gen eine Verherrlichung der Sinnlichkeit, diese erhe ben sich über die Natur und durch das Gepräge de Geheimnifsvollen unterscheiden sie sich von Menschen wohnungen. Von der antiken Architektur ist viel Re dens. „Die Säule ist das Geheimnifs der Schönhei und die dorische die heilige", ist „wie ein aus de der Tiefe hervorsteigendes Gebet". „Bisweilen finde sich als Base eine schlichte Plinthe". Ist diese irr thümliche Angabe aus der Beobachtung der von Schin kel errichteten dorischen Säulen entsprungen, wo sich als Base ein schlichter Saum findet? Der dorischen Säule, die sich gerade am meisten verjüngt, rühmt der Vf. als ein Unterscheidungs-Merkmal „zarte Verjüngung" nach. Die Säulen der ionischen Ordnung haben für ihn ein „üppiges Ansehn". „Man freut sich ihrer Schlankheit am Ilissustempel, doch der heilige Gurt der Nieren (!) ist in weicher Anmuth bei ihnen schon aufgelöst". „Das höhere Gebälk (der ionischen Ordnung), so wie oft die Eier zwischen den Schnecken rauben ihr den heiligen Schmuck der ernsten Würde". Die Säulen des abgetragenen Illissustempels waren die am wenigsten schlanken, das ionische Gebälk ist nie-

Digitized by Google

driger, als das dorische, Eier fehlen nie am Kapitäl. „Es bedurfte nur des Zufalls, dafs ein Mädchen einen Blumenkorb auf das Kapitäl stellte, um aus der einfachen dorischen Säule die korinthische zu bilden". Hier ist Vitruv's allbekannte Erzählung sammt seinen Lehren in Vergessenheit gekommen. Am Kapitäl der korinthischen Säule, die „eine geschminkte Metze" genannt wird, tadelt der Vf. „den zusammenschnürenden Leimband"; eben so „in Zierrathen alle horizontalen Durchschneidungen, welche wie ein winziges Strumpfband die freien Pulse zusammenschnüren und das schönste Bein entstellen". Durch kein Leimband, aber wahrscheinlich durch ein Eisenband war das Kapitäl am runden choragischen Denkmal in Athen zusammengeschnürt, aber so, dafs dem Auge dasselbe verborgen blieb. Die römische Säulenordnung soll die Gröfse von der dorischen geborgt haben, mit der jene doch nur im dritten Grade verwandt ist. Wie shroff die antike von der mittelalterlichen Baukunst abgetrennt wird, so wird dennoch bei der letzteren nicht nur von Säulen, sondern auch Pilastern gehandelt. Noch unpassender sind bezeichnende Ausdrücke wie „Spitzsäule", „senkrechte Würfelform", „hoher Würfel", „Verjüngung des würfelförmigen Körpers", „wagerechte Wände der Kirche", „das Siebeneck der Thüren, von dem vier Seiten im Lichten stehn" — es ist hier von Eckthürmen die Rede, deren Gestalt man um so weniger begreift, als es einige Reihen davon wohl richtiger heifst: „mit den vier Ecken im Lichten". Die Entstehung der Münsterbaukunst konnte nicht unberührt bleiben. Mit Costenoble läfst der Vf. gerade Schenkelbalken sich in Spitzbogen verwandeln, mit Stieglitz das Kreuzgewölbe aus den Pfeilern hervorwachsen, die Form des Chorschlusses, die „heilige Siebenzahl", „die heilige Drei", bestimmend für alle Verhältnisse der Kirche sein, mit Fr. Schlegel vergleicht er das aus einfachen Grundformen sich mannichfach entwickelnde, durchsichtige Pyramidalsystem mit einer Krystallisation, die Baukunst überhaupt mit der Musik, mit Boisserée macht er auf die, im Vergleich zur Höhe der Spitzbogengewölbe, geringen Widerlagen aufmerksam. Nach dem Vf. mufs die Mitte, wo sich die beiden Kreuzesarme in der Kirche durchschneiden, so wie der oberste Theil des östlichen Kreuzarmes ausgezeichnet werden, jene durch einen Thurm, dieser durch einen hochgewölbten Chor (der Vf. sagt *das* Chor), denn in der Mitte des Kreuzes brach des Erlösers Herz, oben am Kreuz rief sein Mund: Es ist vollbracht! — Von dieser Art ist das Neue, das unfreiwillig durch manches Mifsverstandene vermehrt wurde. Erwin sieht über einem Altar ein Radfenster. Ohne Zweifel ist hier ein Fenster gemeint, das in der Steinmetzensprache Katharinenrad hiefs, das aber an der West-, nie an der Ostseite vorkömmt. Ein Pallast wird gedeckt mit Granitplatten, von Granit wird sogar ein durchbrochener Thurm errichtet. Wenn es gleich in einem Verslein von Erwin heifst:

Der baute stark und mit Vernunft,
Aus Pappen nicht und Kleister.

so nimmt es sich in der Schilderung aus, als wenn er Theater-Dekorazionen anfertigte. Die Münster mit ihren Riesenthürmen steigen unter seinen Händen, wie ins Dasein gezaubert, empor. Aus einer, zu einer grofsen Fensterrose geglätteten, Steinplatte entwirft er aus freier Hand mit Röthel eine kunstvolle architektonische Rose und während ein Polierer beschäftigt zusieht, macht er sie aufs schärfste und kunstvollste fertig. Es wird dabei bemerkt, „dafs es ihm rasch von Händen ging." Der Vf. ist zu loben, dafs er die Spitzbogenbaukunst nicht, wie es gemeinhin geschieht, die gothische nennt, sondern mit v. Rumohr die germanische, denn ihre Erfindung ist mit demselben Recht den Gothen abzusprechen, als dem bekannten Schwarz die Erfindung des Pulvers.

Druck und Papier sind anständig. Ein Druckfehler-Verzeichnifs wird vermifst, nicht aber einzelne Druckfehler.

A. Hagen.

XXVII.

J. F. Castellis Gedichte. Einzige vollständige Sammlung in sechs Bändchen (*à* 220—260 *S. kl.* 8.) ***Berlin***, 1835. ***Duncker und Humblot.*** (1 ***Mit lithogr. Bildnifs und facsimile***).

Ein guter künftiger samojedischer oder feuerländischer Philolog wird es den dereinst allenfalls einmal titellosen Fragmenten dieser Sammlung doch gleich ansehen, dafs sie von einem östreichischen Dichter herrühren. Ist der Philolog von der Formen-Reiter-Schule, so wird er's gleich weg haben an den Reimen: *strahlt* auf *bald* und *Plagen* auf *Flaggen*, *Seele* auf *Modelle*, *wählt* auf *Welt* und *Gesetz* auf *stets*, *Lied* auf *mit* und *friert* mit *wird*; dann wird er die Betonung *Aésop* und *Kritik* als zweites Argument und als drittes die rectio „ohne fernerm Weilen" anführen, und hierauf zu seiner Erholung einige unnöthige Emendationen machen, um noch mehr östreichischen Dialect hineinzubringen Ist der Philolog von der höheren Kritiker-Schule, so wird er an der zu Grund liegenden Bildungs-

Digitized by Google

Verfassung den Wiener erkennen. Die eigenthümliche Composition von Aufklärung und Naivetät, Lebenslust und abstractem Idealismus, bonsens und pegasischen Redensarten, Leichtsinn und Moral, und vor allem der gute Humor, der alle jene heterogenen Elemente und sich mit ihnen als blose Momente der Vitalität in Schnurren, Epigrammen und Einfällen vergiefst und verstreut — das, wird er sagen, waren Charakterzüge des östreichischen Stammes und der Population jener lustigen Hauptstadt im Lande unter der Ens. Und der Samojede hat recht. Der Ernst des Wieners ist sein Spafs. Leidenschaftlich liebt der Wiener von allen Künsten blos die Musik, weil sie das Ideale als namenlose Bewegung, momentaner Genufs, als bloses Verklingen ist, und so momentan und verklingend liebt er all sein Ideales zu äufsern und zu hören als spielende Anekdote, anklingendes Wortspiel, verknallende Einfälle. Er läfst sich aber auch bei feierlichen Gelegenheiten, Festdeclamationen u. dgl. noch hochtrabende Phrasen und abstrakte allegorische Floskeln gefallen, eben weil er das Ideale überhaupt als Wortspiel und Redensart kennt. Es gilt daher für schon, wenn einer, wie Castelli in einigen ernsthaften Gedichten, „Genius" „Melpomene" „Tugend" unter abstrakten Versicherungen in den Mund nimmt; nicht wegen irgend eines Glaubens an solche Wesen, sondern umgekehrt, weil sie nur so über die Wirklichkeit hinhallen ohne praktische Consequenz. Das ist das Ideale des Wieners, was über dem materiellen Gastmahl des Lebens flattert und vermeintlich nur aus ihm aufgestiegen ist und abstrakt bleibt, nicht als Prinzip selbständig eingreift. Das Leben ist hier die einzige Wahrheit und hat seine festbestimmte, volle wirkliche Gestalt, in der es sich mit reicher Körperlichkeit bewegt; nur die Friction dieser Bewegung und ihr Blitz ist das Ideale. Dieses ist daher in der Form einer gewandten frivolen Abstraktion leicht willkommener als in der Gestalt des Tiefsinns; und wenn es vollends in seiner Form selber besagt, dafs es nur die Zeit vertreiben, keinen Inhalt für sich haben, nur leicht das Leben parodiren wolle, dann ist es ganz das, was der Wiener sich verlangt. Im Allgemeinen liegt bei dieser Art von Gedankenspiel der Reiz immer *darin*, dafs man sich *scheinbar* über das wirkliche Leben erhebt, indem man es erkennt, beurtheilt, wohl auch schlecht findet. Darum gilt eine Moral oder Fabel und irgend eine ziemlich platte Satire, wie solcherlei bei Castelli auch vorkömmt, schon für ein Gedicht. Aber diese Erhebung ist, wie gesagt nur scheinbar, nur Spafs, denn es wird ja hier doch blos gelehrt, wie das Leben beschaffen sei, ohne dafs etwas anderes, Positives, gegeben würde, so dafs die Betrachtung an eben diesem Leben, welches sie tadelt, hängen bleibt. Weniger scheinbar und schon mehr wahr ist die Erhebung, wenn dieſs ihr Lehren und Schelten fühlbar nicht ernstlich gemeint ist. Sie würde in diesem Falle, wenn sie auf gar nichts Ernsthaftes und Fixbleibendes sich bezoge, wenn es rein freie und befreiende Betrachtung wäre, poetischer Witz sein. Um sich aber so ganz von wirklicher Bedingtheit zu reinigen und zu befreien, mufste der Witz durch ein erschopfendes Zusammenschlagen der Gegensätze in seiner Anschauung, diese ganz in die Idee aufheben. Solche Erschopfung ist aber hier noch nicht gewöhnlich, sondern es wird auch hier noch, wie bei jenen Apologen oder kleinen Satiren, nicht die Wurzel des Wirklichen, sondern nur eine Abstraktion aus ihm gegriffen und als widersprechendes vorgestellt, z. B. dafs die Juristen ungerecht sind, die Doctoren, statt zu heilen, tödten, der Ehstand ein Wehstand sei, Geld die Welt regiere. Dieses, ernsthaft genommen, wäre, wenn auch gut ausgedrückt gar nicht poetisch, noch witzig, sondern blos traurig. Allein das Spielende des Angriffes, der muntere Ton des Beweises verräth, dafs der Plaideur von der Falschheit der Mädchen, die er explicirt, oder den Schwärmereien des Triebes, die er parodirt, oder den Launen des Glücks, die er anklagt, nicht ernstlich incommodirt ist. Es wird also hier im wirklichen Grunde beim Dichter und Leser das Gegentheil dessen, was vorgebracht wird, vorausgesetzt, nämlich dafs das Herz doch immer noch etwas an Mädchentreue glaubt, immer noch gern ein wenig schwärmt, immer noch Manches vom Glück hofft; und die Absicht, dieses Glauben und Hoffen zu zerstören, ist nicht ernsthaft, sondern gerade weil das Befehdete im Leben sich doch noch festhält und dieses Bewufstsein mitvorschimmert, wird das Herz nur gereizt und geneckt, der Tadel ist erleichtert zur Laune, die Lehre zur leichten Gymnastik des Verstandes, die Erfahrung zur Unterhaltung. Diese Gattung ist nun nicht mehr blos faktisch — sondern auch schon der Form nach: witzig. Aber frei ist der Witz *darum* noch nicht, weil er, wie alles blos Parodische, dasjenige Gegentheil, durch dessen Miteinrechnung er erst ganz Witz ist, nicht in sich hat und giebt, sondern aufser sich im Leben voraussetzt. Solcher nothwendig von aufsen bedingte Witz, ist Spafs; und so ist in einem grofsen Theil seiner Gedichte Castelli ein guter Spafsmacher. Der freie Witz — ein seltenes Ding — gehört der Poesie, der Spafs dem Leben; und Castelli gehört dem Wiener-Leben. Er sagt daher selbst am Schlufs des Vorworts und im facsimile unter dem Bildnifs: „Wollet Ihr den Dichter schelten, lasset doch den Menschen gelten." Der Leser freilich hat eben nichts vom Menschen als den Dichter, oder wollte er sich glatthin an die erscheinende Gesinnung halten, würde er oft glauben müssen, einen Misanthropen vor sich zu haben, der in der Welt das Gemeine, Schlechte gern bemerklich macht. Aber so ist es nicht gemeint, sondern die Liebhaber, die als Narren, die Weiber, die als Hausdämonen oder ungetreue, die Dichter, die als Langweiler, die Systematiker, die als Aberwitzige an die Wand gemalt werden, mussen Spafs verstehen; es sind ja nicht sie selbst, sondern aus ihrer Masse gezogene abstracta, die frischhin carikirt werden, nicht, um sich über sie zu ärgern, sondern lustig zu machen. Die Uebertreibung gerade regt die Folie an, dafs es so arg nicht sei, und wer so die schlimmen Seiten der Welt lächerlich zu machen weifs, stellt sie eben dadurch versöhnlich dar, übt ein erheiterndes Geschäft, und es ist insofern ganz wahr, dafs er damit, wenn nicht den Dichter, doch den guten Schalk, den geselligen Menschen beweist. Allein auch den Dichter wollen wir noch nicht schelten, weil seine Verse nicht immer Gedichte sind, sondern manchmal nur „Bären", oder Sprünge der Laune, oder kleine Possen. Eher ist zu gestehen, dafs gerade in *den* Gedichten, welche jenen Parodien und Neckereien am meisten entgegengesetzt sind, in den ernsthaften Elegieen und Herzensergiefsungen, den historischen Balladen, den romantischen von Sangertreue, todtlicher Liebe, Frömmigkeit u. dgl. der Dichter am öftesten vermifst wird. Besonders von einem vermeintlichen altdeutschen Styl finden sich ein par seltsame Proben und Spuren, worin die moderne Prosa nur so aus der dritten Hand inficirt ist mit älteren Sprachformen und Licenzen verschiedener Zeitalter. Es ist daher kein Wunder, wenn Castelli die Muse der Romantik vom Herrn Galimathias ableitet. Wiederum andere ernsthafte oder halbernsthafte Gedichte sind blose Chrien, allegorisirend oder antithetisch ausgefahrt, ohne viel Geist zu entladen. Anders ist es mit dem entschieden scherzhaften Theil; das Obige charakterisirt ihn nicht ganz. Denn unter den Späfsen findet eine Klimax statt, die manchmal den reinen Humor, den freien dichterischen Witz erreicht. Es sind da nicht wenige kleine Anekdoten, Epigramme, Wortspiele, in welchen die objektive Zweideutigkeit der Erscheinung und die natürliche Synonymik und Tropik der Sprache geschickt benutzt ist, um einen treffenden Widerspruch oder eine überraschende Umkehrung herauszuschlagen oder die Verstellung des Lebens selbst mit einem leichten Griff in Aufrichtigkeit zu verwandeln. Auch weifs Castelli in ausgeführteren Scherzen die Form ironischer Belehrung, die etwas an sich Wahres gleichwohl durch blos zufällige, aber sinnenfällige und artige Verknupfungen erweist, mit Gewandtheit zu handhaben. Unterhaltend sind diese Witzspiele fast alle und überall trifft man im Einzelnen glückliche Wendungen und unerwartete Applicationen, die einen ergotzlichen Eindruck nicht verfehlen können. Manchmal aber, wie z. B. in dem humoristischen Liede mit dem Refrain: „Oder — so etwas dergleichen" (III, 63) und in der schalkhaften Klage, die strophenweise endet: „Bedauert mich mitleid'ge Seelen, und schenket eine Thräne mir" (III, 46) und in andern, wo der Schelm hinter irgend einer naiven Maske steckt, sind Inhalt und Form in so reiner Einstimmung, dafs wir den Dichter nicht nur „auch gelten lassen", sondern ihm herzlichen Beifall zollen mussen.

Ad. Schöll.

Digitized by Google

№ 34.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1836.

XXVIII.

A discourse of natural theology, showing the nature of the evidence and the advantages of the study. By Henry Lord Brougham, F. R. S., and member of the national institute of France. London, 1835. Charles Knight, 22, Ludgate Street. — Mit dem Aufsen-Titel: *Paley's Natural Theology illustrated. Preliminary Discourse by Lord Brougham.* — 296 S.

Gott und Unsterblichkeit aus dem Standpunkte der natürlichen Theologie und ihrer Beweiskraft. Von Lord H. Brougham. Aus dem Engl. von Johann Sporschil. Leipzig, 1835. *Otto Wigand's Verlags-Expedition.* 238 S.

Nachdem Lord Brougham seinen Zeitgenossen als Schriftsteller und Gelehrter, als Sachwalter und Redner, als Vertheidiger der Höchsten, und als Vertreter der Niedrigsten im Volke, als Staatsmann in den obersten Würden des Reichs und als Mann des Volkes in allen Kreisen und Krisen des bürgerlichen Lebens rühmlich bekannt geworden ist, kann er, nach seiner mittheilsamen Thätigkeit, nicht unterlassen, dem Publikum, dem er alle seine Kräfte gewidmet hat, als ein zweiter Cicero, auch seine philosophischen Ansichten über die wichtigsten Lebens-Fragen und den Weg zu einer Antwort darauf in populärer Fassung vorzulegen. Unter allen gemeinnützigen Bestrebungen des edlen Lords ist nichts so bemerkenswerth, als sein rastloser Eifer um *Volkserziehung:* und wenn alles, was er gewollt und geirrt, wie Spreu zerfallen sollte, diese seine Richtung auf *Volkserziehung* würde ihn allein uns erblich machen: er hat damit die *Aufgabe der Zeit* getroffen, in welcher zuletzt aller *Volksschwindel* der Zeit zur Besinnung kommen wird, denn die Wahrheit der von der Zeit befürworteten äufsern Erhebung der Niedrigen ist die innere Erhebung derselben, und die Wahrheit der Demagogie ist Demopädagogie. Mit diesen unsterblichen Bemühungen des Lords Brougham um *Volkserziehung* steht nicht nur sein thätiger Antheil an der neuen Universität in London, wodurch erst das Kings-College hervorgerufen worden ist, sondern auch die Errichtung der Klein-Kinderschulen, infant-schools, — namentlich die Anstalt in West-Minster, mit beiden die Stiftung der Gesellschaft zur Verbreitung *gemeinnütziger Kenntnisse* in Verbindung, mit dieser wieder, als ein Mittel zum Zwecke, der Versuch lehrreiche Schriften zur Weckung und Befruchtung des Geistes ins Publikum zu bringen, und hiermit wieder, als der Grund des Strebens, seine *Popular-Philosophie*, wovon die gegenwärtige Schrift zeugt. Seine Absicht ist Dr. Will. Paley's natural theology, or evidence of the existence and attributes of the deity, collected from the appearences of nature, neu herauszugeben und zu erläutern. Diesem gröfseren Unternehmen geht als Einleitung und Ergänzung die gegenwärtige Abhandlung voraus, welche er im Rückblick auf seinen verstorbenen Freund Romilly nicht ohne Rührung dem Grafen Spencer gewidmet hat.

Der Zweck des Verfs. ist nicht, den *Inhalt* der natürlichen Theologie zu entwickeln, wiewohl er in der psychologischen Sphäre auch darauf eingeht, sondern die Intention ist vielmehr auf die *Form* gerichtet, um den *Quellen* der menschlichen Erkenntnifs von den göttlichen Dingen nachzugehen, und das Verfahren, welches wir in der natürlichen Theologie beobachten, gründlich zu erforschen. Er thut dies mit der seiner Nation eigenthümlichen *praktischen* Tüchtigkeit des *gesunden* Menschenverstandes, indem er zu zeigen versucht, dafs alle Wissenschaften ohne Ausnahme und mit Einschlufs aller Philosophie lediglich auf dem *inductiven* oder *analytischen* Beweisverfahren beruhen, welches darin besteht, dafs es von einem Gegebenen ausgeht, durch Schlüsse daraus zu den allgemeineren Wahrheiten aufsteigt, und zuletzt zu den Endursachen gelangt. Alle Philosophie ist hiernach

Digitized by Google

Erfahrungswissenschaft, alle Wahrheit kann uns nur a posteriori zukommen. Auch die natürliche Theologie ist gleich der Physik und Psychologie nur auf induktivem Wege zu begründen: sie bildet zu beiden eben nur das dritte Glied, oder sie gehört vielmehr zu beiden, und zerfällt selbst wieder in *Ontologie* und *Deontologie*, indem sie nicht allein über das Dasein und Wesen Gottes, sondern auch über das, was daraus folgt, und was darnach sein soll und sein wird, ihre Forschungen erstreckt.

Die Abhandlung selbst besteht in zwei Theilen. Im *ersten* wird durch vielfältige, gröfstentheils aus der Physik entlehnte Beispiele unter fortgehender Berücksichtigung der englischen Philosophie umständlich nachgewiesen, 1) dafs auch die sinnlichste Wahrheit im Bereiche der *physikalischen* Wissenschaften nicht unmittelbar sei, sondern durch Schlüsse aus den unmittelbaren Eindrücken der Sinne gewonnen werde, 2) dafs in gleicher Weise auch die *theologischen* Wahrheiten von einem Daseiendem, Wahrnehmbaren abstrahirt und durch Induction erlangt werden, 3) dafs die *psychologischen* Wahrheiten eben so aus der daseienden Seele, wie die physikalischen aus der materiellen Welt abstrahirt werden müssen, indem die Existenz der Seele noch viel gewisser und untrüglicher sei, als unsere Ueberzeugung von der äufsern Welt: daher auch mit der Seele und ihren Vermögen hauptsächlich an dem Menschen, aber auch an der Thierwelt, dieselbe Methode inductiver Experimente vorgenommen werden könne, welche bisher hauptsächlich nur im Bereiche der Physik gehandhabt worden sei. — Dafs *ich denke* ist auch eine Thatsache, welche ich durch Wahrnehmung erfahre. — Aus dem Gesagten folge daher, dafs alle *Wahrheit* aus *Wahrnehmungen* mittelst der *Erfahrung* abzuleiten sei, dafs namentlich alle natürliche Gotteserkenntnifs anders nicht als theils aus der *Welt*, theils aus der *Seele* des Menschen durch Induction erlangt werde, wogegen 4) das sogenannte Argumentum a priori auf Schein und Täuschung beruhe, da ohne gegebene Thatsachen keine Erkenntnifs möglich sei, indem deren Gegenstand doch ein Seiendes sein müfste, weil sie sonst leer sein würde, und Seiendes nur erfahren werden könne. Speziell wird noch bemerkt, dafs eine Deduction Gottes und der Welt a priori das Wesen beider Erkenntnifsgegenstände alteriren würde, weil das Denken doch nur das finden könnte, was nicht anders sein könnte, we ches — wie an Beispielen gezeigt wird — weder v dem Schöpfer, noch von der Schöpfung behauptet we den könnte. Dr. Clarke gilt dem Verf. als der Vo fechter der aprioristischen Demonstration, welche i England niemals ihren Boden gefunden: es wird den gemäfs ausgeführt, dafs Dr. Clarke's Argumentum priori in der That selbst inductiv sei, weil er vo Raum und Zeit auf ein unendliches Wesen, von de Materie auf Immaterialität schliefse, und mithin vo Erfahrungs-Wahrheiten ausgehe, ohne sich doch de Basis seiner Argumentationen bewufst zu werden, au welche nach Lord Baco auch Locke mit Bewufstsein zurückgekommen sei, wie denn Locke und Cudworth längst vor Clarke auf inductivem Wege dieselben Argumentationen aufgestellt hätten. Eben so sei 5) das deontologische Beweisverfahren inductiv, indem entweder psychologisch aus der Natur der Seele, namentlich ihrer Immaterialität, auf Gottes Absichten damit, theils moralisch aus Gottes Eigenschaften, insbesondere aus der Güte und Gerechtigkeit Gottes, auf eben diese seine Absichten mit der menschlichen Seele geschlossen werde. Unter diesem Gesichtspunkte wird demnächst die Immaterialität der Seele aus der Unmöglichkeit, dafs Zusammengesetztes denke, und diese Unmöglichkeit aus dem Kreise der Erfahrung, welcher nirgends eine Denkkraft der Materie enthalte, ingleichen die Unsterblichkeit aus der unwiderleglichen Erfahrung, dafs nichts vernichtet werde, so wie aus der *unendlichen* Schnelligkeit des Gedankens erschlossen. Besonders werden hier auch die aus der Abhängigkeit der Seele vom Leibe entnommenen Einwendungen geprüft und durch Experimente widerlegt: es wird nachgewiesen, dafs die Seele wächst, wenn der Körper abnimmt: es wird physikalisch veranschaulicht, dafs der Tod an dem Leibe nichts anders vornimmt, als was während des Lebens allmählig mit ihm vorgeht, zum Beweise, dafs die Seele zur Erhaltung ihrer selbstbewufsten Identität nicht *derselben* Körpertheile bedürfe, sondern davon unabhängig sei. Der Uebersetzer bemerkt zwar unter dem Texte gegen diese Argumentation, dafs der Tod nur *zer*setze, hingegen das Leben, indem es *zer*setze, auch *er*setze. Der Verf. würde indessen darauf antworten, dafs damit der Beweis für die Unabhängigkeit der Seele von *diesem* Körper nicht alterirt werde. In dem moralischen Be-

Digitized by Google

weise kommt er noch einmal darauf zurück. That the existence of the soul in a new state after the entire dissolution of the body — nay, that the existence of the body itself in a new state, after passing through death, is nothing contrary in the analogies with nature presents, has been oftentimes observed. — Auch aus dem allen Menschen eingepflanzten Religionsgefühle wird auf Gottes Absichten mit der Seele geschlossen. But perhaps there is nothing more strongly indicative of such a design in the Creator than the universal prevalence of religion amongst men. There can hardly be found a tribe so dark and barbarous as to be without some kind of worship, and some belief in a future state of existence. Wenn hier überall der psychologische und moralische Beweis durcheinanderschwimmen, so scheint der Verf. sich dessen selbst bewufst zu sein, da er anderwärts diese Erfahrung an allen Unterschieden, dafs sie zusammenfliefsen, mit Bewufstsein aufdeckt.

Dieses deontologische Kapitel der natürlichen Theologie, welches der Verf. am ausführlichsten entwickelt und mit besonderer Vorliebe behandelt, führt ihn hiernächst im 6. Abschnitte auf Lord Baco, den Vater der inductiven Philosophie, und auf dessen polemisches Verhalten zu der Lehre von den End-Ursachen — final causes —, in welchen gleichwohl nach Lord Brougham's Ansichten alle Wissenschaft gipfelt. Baco hat aber auch, so sagt der Verf., in gleicher Weise, wie Cartesius, blofs gegen den phantastischen Mifsbrauch der inductiven Teleologie und gegen die Verirrung in willkürliche Hypothesen geeifert: wiewohl der Eifer gegen den Mifsbrauch gelegentlich auch gegen das Gut selbst gerichtet wird, dessen Mifsbrauch gerügt werden soll *). Wir können hinzusetzen, dafs ein tieferes Verständnifs hierüber erst von Kant in seiner Kritik der Urtheilskraft eröffnet worden ist. Der wahren Teleologie ist daher, so fährt der Vf. fort, Baco so wenig entgegen, dafs vielmehr sein und noch mehr Newton's ganzes Studium, wiewohl durchgehends inductiv, als eine fortgehende Erhebung aus dem Daseienden zu den Endabsichten des Schöpfers, und hiermit zu dem, „der die Berge in seinen Schaalen und die Hügel in seiner Waage trägt" anzusehen ist. Newton bekennt auch selbst, dafs alle seine optischen Studien in Dem endigten, der da sprach: „Es werde Licht." — Nachdem nun die Unmöglichkeit auf dem Wege der Abstraction von dem zu erkennenden Gegenstande zu wirklicher Erkenntnifs zu gelangen nachgewiesen und die Induction als die einzige Basis aller Wahrheit vertheidigt worden ist, wird im 7. Abschnitte der Unterschied zwischen dem *analytischen* (*inductiven*) Wege und dem *synthetischen* Verfahren als nur scheinbar und trüglich dargestellt: denn der synthetische Beweis erhält das Allgemeine, welches er auf einzelne Phänomene anwendet, erst auf dem Wege der Analysis oder der Induction; dieses Allgemeine ist mithin kein prius. Das synthetische Verfahren besteht folglich nur in dem Zurückgehen von dem Allgemeinen auf andere besondere Erscheinungen, wobei jedoch grofse Vorsicht nöthig ist, um unrichtige Uebertragungen zu vermeiden. Die Schritte des analytischen und synthetischen Denkprozesses sind daher ganz dieselben, nur in umgekehrter Ordnung; in diesem Sinne sind sie wirklich verschiedene Wege der inductiven Operation. Dagegen werden die Ausdrücke trüglich, wenn die inductive *Erforschung* der Wahrheiten — investigation — auf die Analysis beschränkt, und unter dem synthetischen Verfahren — explanation of phenomena — die Erklärung der Thatsachen aus vorabgefundenen allgemeinen Wahrheiten verstanden wird. —

In diesem Abschnitte wird übrigens Einleitungsweise zum Behuf einer Architektonik der Wissenschaften auseinandergesetzt, dafs eigentlich *Physik*, *Psychologie* und *Theologie* zusammen gehören, indem jeder Satz der beiden erstern auf Endursachen führt, welche erst in der Theologie gipfeln, so wie demnächst alle drei zu deontologischen Resultaten und praktischen Zwecken die Anleitung geben. So führen zum Beispiele alle physikalischen Forschungen der Pneumatik theologisch — zur Güte und Weisheit Gottes, und praktisch — eben sowohl zu Dampfmaschinen, als sie im Fortschritte der Betrachtung von dem geordneten Athmungsprozesse der Lungen zur Gottseligkeit aufsteigen, und insbesondere zum Vertrauen auf Gott, zur Geduld und Hoffnung ermahnen. The science of pneumatics teaches, under the fearst head, the doctrine of the pressure of the atmosphere, and its conne-

*) So geht es gewifs auch vielen wohlgesinnten Reformers, die im Eifer gegen eingerissene Mifsbräuche die bestehenden Rechtsverhältnisse selbst einreifsen, statt von Mifsbräuchen zu reinigen.

Digitized by Google

xion with respiration etc. Under the second head, it shows the adaptation of the lungs to breathe the air etc. Under the third head, it teaches the construction of barometers, steam-engines etc., while the contemplation of the Divine wisdom and goodness inculcates piety, patience and hope. — Der Grundgedanke ist, dafs die Wissenschaften der Natur, des Geistes, und Gottes darin gleich sind, dafs ihre Gegenstände *wirklich* sind, und aus *Wirklichem* erschlossen werden.

Nachdem in dieser Weise der erste Theil der Abhandlung Grund und Wesen der Erkenntnifs untersucht hat, showing the nature of the evidence, schildert der zweite Theil den Nutzen, the advantages of the study, und zwar 1) das allgemeine Vergnügen, welches alle Wissenschaften dem Menschen entgegen bringen, die Seligkeit der Theorie selbst, und den praktischen Nutzen. Welches Vergnügen erweckt nicht die einfache Betrachtung, dafs dieselbe Kraft, wonach der Stein fällt, das Planetensystem erhält, und — die Maschinen bewegt! und dafs der Johanniskäfer mit seinem Lichte dasselbe grofse allwaltende Verhältnifs verkündigt, welches die Nachtigall mit ihrem hinreifsenden Gesang predigt. In truth, generalizing — the discovery of remote analogies — of resemblances among unlike objects — forms one of the most pleasing employments of our faculties in every departement of mental exertion. — Der 2te Abschnitt handelt von den eigenthümlichen Freuden, womit die natürliche Theologie den Menschen erquickt, wie sich an ihren *Gegenständen* und *Zwecken* leicht veranschaulicht. Dafs in ihr alle Wissenschaften — chiefly — gipfeln, wird hier nochmals wiederholt. Der 3te Abschnitt handelt von dem Zusammenhange zwischen *natürlicher* und *geoffenbarter* Religion, of the connexion between natural and revealed religion. Der Uebersetzer meint, dafs er eigentlich nicht zu diesem zweiten Theile gehöre, aber da der zweite Theil von dem Nutzen der natürlichen Theologie und den Vortheilen ihres Studiums handelt, so gehört auch der dritte Abschnitt dazu, in welchem namentlich der Nutzen der *natürlichen* Religion für die *Offenbarung* auseinander gesetzt werden soll. Zu dem Ende werden vorerst die englischen Theologen genannt, welche diesen Zusammenhang zwischen beiden Quellen der Religion anerkannt und bethätigt haben, Ray, Clarke, Bentley, Derham, Keill und Paley. Wie die natürliche Religion den Weg zur geoffenbarten bahne, beweisen Boyle, Newton und Buttler durch ihr eigenes Beispiel. Beide Erkenntnifsquellen, das Buch der Natur und Erfahrung, einerseits, und die Offenbarung, andrerseits, sind dem Vf. zwei Theile desselbigen Buches, oder zwei Lichter, die zusammengehören, und von welchen das zweite mit dem ersten verlischt, aber, — wie er meint, — das erste nicht mit dem zweiten. Bacon sagt: „die natürliche Theologie ist der Schlüssel der Offenbarung"; aber der Vf. setzt hinzu — we proceed a step farther: — sie ist auch die Bedingung, der Pfeiler und das Supplement der Offenbarung, welche ohne diese vorläufige Einsprache keinen leitenden Anhalt gewinnen könnte. Revelation cannot be true if Natural Religion is false, and cannot be demonstrated strictly by any argument, or established by any evidence without proving or assuming the latter. Eigentlich will aber der Vf. doch nur sagen, dafs die in der Offenbarung dargebotene objektive Mittheilung einerseits die active Receptivität des Subjekts, für welches sie bestimmt ist, voraussetzt, andererseits diesem Subjekte die physikalische und psychologische Sphäre als die erste Erfahrung zur Unterlage und Richtschnur an die Hand giebt, und hiermit die Präliminarien vorausschickt, welche wir die natürliche Religion zu nennen pflegen. Darum schliefst auch der Vf. mit den Worten: By direct interposition, through miraculous agency, we become acquainted with his *will*, and are made more certain of his *existence*; but his peculiar attributes are *nearly* the same in the volume of nature and in that of his revealed word.

Der eigentlichen Abhandlung sind noch 10 sehr interessante Noten oder Exkurse beigefügt. Die *erste* Note handelt von der *Klassifikation der Wissenschaften* und der Mifslichkeit einer solchen Operation, denn da sich die Wissenschaften bei ihrer organischen Verbindung nicht von einander trennen lassen, so müssen sich bei jeder Scheidung Schwierigkeiten hervorthun, welche nur noch mehr auf den gemeinsamen Verband aller Zweige der Erkenntnifs in einem Baume hinweisen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 35.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1836.

A discourse of natural theology, showing the nature of the evidence and the advantages of the study. By Henry Lord Brougham, F. R. S., and member of the national institute of France. — Mit dem Aufsen-Titel: ***Paley's Natural Theology illustrated. Preliminary Discourse by Lord Brougham.***

Gott und Unsterblichkeit aus dem Standpunkte der natürlichen Theologie und ihrer Beweiskraft. Von Lord H. Brougham. Aus dem Englischen von Johann Sporschil.

(Schlufs.)

Es wird demnächst die Eintheilung der *Alten* in *Physik*, *Ethik* und *Logik*, Baco's Unterscheidung nach den Gegenständen, *Gott*, *Mensch* und *Natur*, [jedoch ohne Erwähnung der besondern Verhältnifse der Erkenntnifs zu diesen Gegenständen, welche dieser Philosoph so bedeutsam als radius refractus, reflexus, und directus bezeichnet,] die Klassifikation Locke's nach *Physik*, *Praktik* und *Logik*, welche mit der klassischen Eintheilung sich berührt, nach der Reihe in's Verhör gezogen. Der Vf. bleibt jedoch bei der von ihm vorgeschlagenen Architektonik, welche der Baco'schen näher kommt, als er meint, wogegen er ihre Mangelhaftigkeit nicht verkennt, sondern erklärt. Die *zweite* Note beschäftigt sich mit dem psychologischen Argumente aus den Endursachen, welches dem kosmologischen an die Seite gestellt wird, ob es gleich vielweniger kultivirt worden sei. Es wird deshalb auf Xenophon (Mem. I. 4, 13. IV, 3, 11.) und Cicero (de Nat. D. II. 6. 59. Tusc. Q. I. 29.) Bezug genommen *). Der Vf. will sagen, dafs die menschliche Seele, näher die Vernunft, nicht allein das Subjekt, sondern auch das Objekt der Forschung, Erfahrung und Beobachtung sei, denn sie ist da. — Die *dritte* Note beleuchtet und vertheidigt die Lehre von Ursache und Wirkung. Hume, der in dieser Theorie kein objektives Gesetz, sondern subjektive Angewöhnung fand, wird widerlegt. Das Beispiel von Tag und Nacht dient unter andern aus dem Leben gegriffenen Exempeln zum Beweise, dafs nicht jede Aufeinanderfolge, an die wir uns gewöhnen, unter das Kausalitäts-Gesetz subsumirt wird. Zwar habe Stewart neulichst dieses Beispiel, welches dem Vf. als induktiver Gegenbeweis gilt, damit zu beseitigen gesucht, dafs die Nacht nicht blofs auf den Tag, sondern der Tag auch auf die Nacht folge, mithin wegen dieses Wechsels das Kausalitäts-Gesetz darauf nicht anwendbar sei; aber diese Widerlegung widerlege sich bei der einfachen Bemerkung, dafs auch die erste Aufeinanderfolge von Tag und Nacht nicht als Ursach und Wirkung, sondern — als Wechsel werde angesehen werden. Kurz, Alles kommt darauf hinaus, dafs noch etwas Anderes, Wesentliches in dem *Bewufstsein* sein mufs, worauf diese Lehre von der Kausalität beruht, eine subjektive Denknorm, welche sich zugleich als objektives Gesetz bewährt, und aus dem thatsächlichen Verhältnifse zwischen unserm Willen zu unseren Bewegungen induktiv abgeleitet wird: our minds form, whether we will or not, another idea — not merely that of constant connexion or succession, but of the exerting a power over the other by an inherent force; and this is the idea of causation: nur dafs, setzt der Vf. hinzu, die *Ursächlichkeit* nicht mit *nothwendigem* Zusammen-

*) Was der Vf. hier und im 5. Abschnitte des ersten Theils auf dem psychologischen Gebiete vermifst und erheischt, nämlich die erfahrungsmäfsige Erforschung der Wahrheit aus dem Dasein der Seele, das würde er zu seiner Ueberraschung nach seiner Methode in Schubert's Geschichte der Seele thatsächlich ausgeführt finden können.

Digitized by Google

hange verwechselt werde: denn daraus, dafs eine Ursache diese Wirkung habe, folge noch nicht, dafs jene keine andere habe zur Folge haben können, wie sich aus dem angeführten, von unserer eigenen Willkühr abgenommenen Beispiele ergebe. Diese Verwahrung vor der Nothwendigkeit hängt genau mit dem zusammen, was der Vf. in dem Kapitel über das argumentum a priori auseinander gesetzt hat. Unter der *Nothwendigkeit* und dem *apriorischen* Erkennen versteht aber auch der Vf. nichts weiter, als die Einbildung des endlichen Geistes, als wenn er dem höchsten Geiste das Nicht anders sein können vorschreiben könne. — Die *vierte* Note ist dem „Système de la nature" gewidmet. Der Vf. kommt hier nochmals darauf zurück, dafs der *Geist* gewisser sei, und bestimmter erfahren, gefühlt, gewufst werde, als die *Materie*. We have already shown that Matter offers no more precise idea to our contemplation than Mind or spirit, and that its existence and qualities rest on lefs conclusive evidence than do those of mind. — Mens notior corpore. — Das Système de la nature beruht daher auf einer wunderlichen Selbsttäuschung, denn ihm ist die Materie allein gewifs, welche doch als das Räthselhafteste und Unzuverläfsigste sich erweiset.

Wichtiger ist die *fünfte* Note, welche gegen Hume's Skeptizismus, aber besonders gegen seinen Versuch über die Wunder — essay on miracles — und seine Abhandlung über Vorsehung und Zukunft — essay on providence and a future state — gerichtet ist.

Hume erklärt es für unmöglich, vernünftiger Weise an Wunder, als Thatsachen, zu glauben, weil die empirische Ueberzeugung, die wir davon, d. h. von einer thatsächlichen Unterbrechung der Naturgesetze, erlangen können, niemals der Gewifsheit von der Unwandelbarkeit der Naturgesetze, der sie entgegen trete, gleich kommen könne. Die letztere ruhe auf der *fortdauernden* Gewohnheit, und müsse daher jede entgegengesetzte Ueberzeugung überwiegen, welche nur auf *ausnahmweisen* und trüglichen Wahrnehmungen beruhe. Der Vf. antwortet, dafs die Ueberzeugung von der Unwandelbarkeit der Naturgesetze selbst nur auf Induction beruhe, und daher eine ihr entgegentretende Ueberzeugung von der Unterbrechung eines Naturgesetzes auf demselben Wege der Induction noch stärker werden könne. Hiermit sei wenigstens die *Möglichkeit* eines vernünftigen Glaubens an Wunder, wie wohl nicht die *Wirklichkeit* der letztern erwiesen.

Hume's Beweis gegen die Unendlichkeit des Schöpfers und die Unsterblichkeit des Menschen beruht darauf, dafs vernünftigerweise auch unter der Voraussetzung der Zulässigkeit der Kausalitätslehre dem schaffenden Wesen nicht mehr Kraft zugeschrieben werden könne, als zu den Werken, die wir sehen, gehöre: diese seien aber, so weit wir sie sehen, endlich, daher sie auch nur auf eine endliche Macht deuten, und für die Zukunft nicht bürgen. Dagegen sucht der Lord auszuführen, dafs allerdings die sichtbare Schöpfung auf eine Macht deute, die noch mehr vermöge, als wir zu sehen vermögen, und dafs die Erfahrung nichts enthalte, welches uns nöthige, die schaffende Macht auf das, was wir von ihren gegenwärtigen Werken sehen, zu beschränken. Sehen wir doch jeden Augenblick mehr, als wir im vorhergehenden sahen, und sehen konnten! — Die Hauptsache ist aber, dafs wir nicht blofs die endliche Natur, sondern auch den Gedanken in seiner darüber hinaus reichenden Unendlichkeit, als Gottes Werk, an uns selbst wahrnehmen.

In der *sechsten* Note kommt der Vf. auf die Psychologie der Alten, welche sich allerdings über den Materialismus erhoben, und die Seele als Geist erkannt, aber eine nothwendige Verbindung derselben mit der Materie vorausgesetzt hätten, indem sie die Seele als das sich und die Materie bewegende Princip gefafst.

In der *siebenten* Note wird die Lehre der Alten von *Gott* nur darin als unvollkommen gerügt, dafs sie die Ewigkeit der Materie gelehrt hätten und zu dem christlichen Begriffe der Schöpfung nicht vorgeschritten wären

De nihilo nihil, in nihilum nil posse reverti.

In der *achten* Note wird die Lehre der Alten von der Unsterblichkeit der menschlichen Seele, besonders nach *Plato* und *Cicero* mitgetheilt. *Cicero* erhält den Preis über *Plato*; his reasoning greatly exceeds in soundnefs and in sagacity that of the Grecian sages. Besonders wird die berühmte Stelle aus dem Somnium Scipionis, — beati aevo sempiterno fruuntur etc. hervorgehoben, welche wegen ihrer Aehnlichkeit mit den Ausdrücken der heiligen Schrift für unächt gehalten worden sei. Zugleich macht der Verfasser auf die merkwürdige Stelle in Platon's Phädon

Digitized by Google

aufmerksam, wo Sokrates den Rath ertheilt, der Vernunft, als einem guten Fahrzeuge, unter den Stürmen des Lebens sich anzuvertrauen, aber auch zugleich die Ahndung einer kommenden Offenbarung und das Verlangen darnach in pythischen Worten verkündigt, ob uns etwa irgend einer, some one, ein stärkeres und festeres Fahrzeug oder ein unmittelbares *Gottes Wort* zuzuführen vermöchte *). Eben diese Bemerkungen führen den Verfasser in der folgenden Note auf die Behauptung des Bischofs *Warburton*, welcher den Alten den Glauben an Unsterblichkeit abspricht, und von dem Verfasser umständlich widerlegt wird. Die *zehnte* und letzte Note beschränkt sich auf die Ankündigung einer neuen Schrift von B. Montague über das Leben Baco's, welche die Verbrechen des grofsen Mannes aktenmäfsig in ihrem Zusammenhange beleuchten, und hierdurch in einem viel milderen Lichte darstellen werde. So schliefst der Lord Brougham mit einer mild versöhnenden Rückerinnerung an seinen grofsen Vorgänger, dem er in mehr als einer ruhmwürdigen Beziehung nach zwei vollen Jahrhunderten sich anschliefst.

Zum Schlusse sei uns noch vergönnt, diesem Auszuge der vorliegenden Schrift, welcher durch die Konzentration des Zusammenhangs zugleich zur Erläuterung desselben dienen kann, eine einzige Bemerkung in drei zusammenhängenden Sätzen hinzufügen zu dürfen. Der Kern der ganzen Erörterung liegt unstreitig in dem siebenten und letzten Abschnitte des ersten Theils, das heifst, in dem Unterschiede zwischen *analytischer* und *synthetischer* Erkenntnifs, und in der Aufhebung dieses Unterschiedes, wozu der Verf. mit gesunder Reflexion in so weit glücklich durchgedrungen ist, dafs er die analytischen *Ableitung* des Denkens aus dem Sein (*Erforschung*) und die synthetische *Anwendung* des Denkens auf das Sein (*Erklärung*) zu verknüpfen, und letztere aus der ersteren selbst abzuleiten versteht. Hiermit hängt, wie auch dem englischen Philosophen nicht entgangen ist, der Unterschied zwischen der Erfahrungs-Wissenschaft *a posteriori* und dem reinen Denken *a priori* auf das genauste zusammen. Letzteres ist nichtig, wenn es als fester Gegensatz der Erfahrung, hiermit als Isolirung des Denkens vom Sein, oder des Denkenden von seinem Gegenstande gefafst wird. Das wirkliche Denken besteht vielmehr eben sowohl in der analytischen Auflösung der vorliegenden Wahrheit in ihre Elemente und bis zu ihrem unmittelbaren Anfange, womit wir zuletzt auf Nichts d. h. Nicht Etwas kommen, als in der synthetischen Reproduction, wodurch wir den Gegenstand werden sehen und hiermit einsehen. Die Abstraktion, welche bei diesem Verfahren eintritt, besteht daher keineswegs in einer Trennung des Denkens von seinem Inhalte, sondern vielmehr in der Trennung des Inhalts, welcher das Denken ist, in seine Elemente, um zur Einsicht zu gelangen. — Neque enim mens ipsa et ratio, neque quae earum scientia est, philosophia in vacuo versantur, (quae quidem multorum est opinio), sed in recessu suo postquam mens ipsam rerum omnium simplicem ideam et fontem intuita est atque concepit, progreditur ad ulteriorem ideae suae determinationem *). — Unter diesem Gesichtspunkte ist im Gegensatze zu dem Empirismus zu sagen, dafs das Denken kein vacuum, keine blofse Form, sondern der Inhalt selbst ist, und dafs sich aus dem Denken das Sein, nicht aus dem Sein das Denken entwickelt. Im innersten Grunde ist damit auch der Verf. einverstanden, da er überall das thatsächliche Dasein des Denkens und die überwiegende Wirklichkeit und Wahrheit des Geistes gegen die materielle Natur vertheidigt, mithin gegen das Argumentum a priori nur in so weit streitet, als das Denken nicht selbst als ein Gegenstand des Daseins und der Erfahrung, sondern nur als ein fester Gegensatz angesehen wird, womit es nothwendig seine Wahrheit verliert. An diesen Unterschied zwischen Denken und Erfahrung, und dessen Auflösung, reiht sich drittens in gleicher Weise der Unterschied zwischen *natürlicher* und *geoffenbarter* Religion. Die *Offenbarung* ist nach ihrem allgemeinsten Begriffe nichts anders, als die Veranstaltung Gottes, wodurch dem einzelnen Subjecte das Reich der Wahrheit eröffnet und zugänglich

*) Phäd. Plat. p. 85. c. d. Es kann hier auf die neuste Schrift über einen uralten Gegenstand aufmerksam gemacht werden: *Das Christliche im Plato und in der platonischen Philosophie*, entworfen und hervorgehoben von Dr. C. Ackermann, Archidiac. zu Jena. Hamburg, 1835. Fr. Perthes.

*) Hegel's Werke. XVII. 309.

Digitized by Google

gemacht wird: sie geht von Gott aus. Die *natürliche Religion* hingegen geht von dem Menschen aus, welcher Gott sucht und die Spuren seines Wesens in der äufseren Natur und in der menschlichen Vernunft verfolgt. Unter diesem Gesichtspunkte ist, wiederum im Gegensatze zu dem Verf., vielmehr zu sagen, dafs mit der Offenbarung auch die natürliche Religion verlöschen würde: es ist aber dafür gesorgt, dafs jene überall ihre Strahlen ausströmt, wie sie auch verdunkelt seien: denn Gott hat sich an Keinem unbezeugt gelassen — λόγος σπερματικὸς —. Näher liegt aber in dem Unterschiede zwischen geoffenbarter und natürlicher Religion selbst wieder ein doppelter, nämlich 1) der Unterschied zwischen *Geist* und *Natur* — die Natur ist das Aeufsere des Innern, die Vorstellung des Begriffs: als das Aeufsere gehört sie zu dem Innern, als *blofs* Aeufseres steht sie aber auch mit dem Innern im Gegensatze: in letzterer Beziehung ist der Natur das ein Wunder, was dem Geiste eignet —; und 2) der Unterschied zwischen göttlicher *Offenbarung* und menschlicher *Vernunft* — die menschliche Vernunft ist auch des Geistes, aber kreatürlich, und mufs daher in die Schule gehen, welche zwei Klassen hat: die Schule der Natur und die Schule der Offenbarung. Der so glänzende als verführerische, weil in seinem Grunde wahre Einwurf des Rationalismus, dafs die natürliche Vernunft die Offenbarung ohne Prüfung ihrer Wahrheit nicht annehmen oder sich nicht aneignen könne, bricht und berichtigt sich sogleich, nach der eignen Methode des Verfs., an den inductiven Erfahrungen, dafs dem Auge das Licht von Aufsen hinzukommen mufs, ehe es zum Sehen geschickt wird, und dafs die Vernunft des Schülers an den Gegenständen der Erkenntnifs, die er lernt, sich erst stärken, erleuchten, reinigen lassen mufs, und hiermit erst durch das Erlernte geschickt gemacht wird, das Erlernte zu sondern, zu prüfen und zu verarbeiten.

Hiermit scheiden wir von dieser inhaltreichen Schrift, welche, auch abgesehn von der bedeutenden Persönlichkeit ihres Verfs., theils als die offene Darlegung philosophischer Ueberzeugungen in gründlichem Zusammenhange und in sinnreicher Verknüpfung mit physikalischen Beobachtungen, theils als ein treuer Spiegel liebenswürdiger Gesinnungen, und als ein Beispiel loyaler Enthaltsamkeit, ἐποχή, womit der menschliche Verstand vor den Wundern der Offenbarung zurücktritt und stille steht, ohne sie darum *an*zugreifen, weil er sie nicht *be*greifen kann, — zugleich aber auch als ein sprechendes Zeugnifs von dem seit Jahrhunderten sich treu bleibenden Standpunkte englischer Philosophie so merkwürdig ist, dafs sie eine ausführliche Anzeige erforderte. Der Standpunkt dieser philosophischen Reflexionen gehört eben sowohl dem Dogmatismus als dem Empirismus an: wie sich überhaupt in jeder konkreten Erscheinung des menschlichen Geistes die unterschiedenen Stellungen des Gedankens zur Objektivität mehr oder weniger durchkreuzen.

Einen Deutschen kann die englische Schrift lebhaft an die Zeiten erinnern, welche sich mit den Preis-Aufgaben der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin über die *Evidenz* in metaphysices et theologiae religionisque *naturalis* principiis beschäftigten, und zu den Argumenten a priori inklinirten, an denen der Engländer ebenfalls den Zusammenhang mit der Erfahrung nachweisen würde. In Deutschland ging damals die Zeit schon mit der *Kritik* der Erkenntnifs schwanger, während in England, dessen Philosophie die nächste Veranlassung dazu wurde, noch jetzt diejenige Stellung des Gedankens zur Objektivität vorwaltet, in welcher das Subject sich von seinem Gegenstande geschieden, aber damit zugleich im besten Einverständnisse weifs. Wir wüfsten in dieser Beziehung nicht besser als mit Hegel's Worten zu schliefsen: „Es liegt im Empirismus dieses grofse Princip, „dafs was *wahr* ist, in der *Wirklichkeit* sein, und „für die *Wahrnehmung* da sein mufs." Dieses Princip alles gesunden Denkens ist es, welches dem gedankenlosen Pantheismus unserer neusten Zeit entgangen ist, denn dieser weifs nicht mehr, dafs zur Wahrheit vorab Wirklichkeit, und zur Wirklichkeit in der Sphäre des Geistes Persönlichkeit gehört.

C. F. Göschel.

Digitized by Google

№ 36.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1836.

XXIX.

Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen von Dr. G. G. Gervinus. Erster Theil. Von den ersten Spuren der deutschen Dichtung bis gegen das Ende des 13ten Jahrhunderts. Leipzig, 1835. Verlag von W. Engelmann. VIII. 476 S. gr. 8.

Das Werk des Hrn. Gervinus wird für die Geschichtschreibung unserer poetischen Literatur eine der denkwürdigsten Epochen bilden, denn es nimmt seinen Standpunkt auf einer Höhe, welche ihr bis jetzt, für ihren ganzen Umfang, fremd geblieben ist. Die Geschichte des einzelnen Volks kann jetzt nur Angesichts des Weltgeistes geschrieben werden. Bei Bouterweck war der feine Geschmack das leitende Princip, welches in seinen Urtheilen nicht über die Relativität hinauskommt; er repräsentirt die eklektische Aesthetik am Schluſs des vorigen Jahrhunderts. Bei Wachler liegt der Accent auf dem Nationellen; die Seele seiner Literaturgeschichte ist die Begeisterung für das deutsche Volk; im Einzelnen wiederholt er nicht selten Bouterweck'sche Urtheile. Er repräsentirt die Stimmung, welche sich während der Unterdrückung unserer Nation durch die Franzosen und während der Freiheitskriege entwickelte. Franz Horn hat ein Gemisch von patriotischem Enthusiasmus und von ästhetischem Urtheil. Bei schönen Kenntnissen und reger Empfänglichkeit sind doch beide Elemente in ihm schwächlich verblieben, weil er es nie zu Principien gebracht hat. Seine Stärke ist das Herausfühlen des Individuellen, des Zusammenhangs zwischen der Biographie des Dichters und seinen Leistungen; der allgemeine Geist einer Periode steht ihm in Nebel gehüllt. Er repräsentirt die deutsche Literatur, wie sie in Salons, in kritischen Theecirkeln ventilirt wird. Menzel greift in die Vergangenheit nur so weit, als daraus die Gegenwart erklärt werden kann; der Nerv seines vielseitigen Strebens ist die unmittelbare Wirkung auf die Parteimassen des Tages; er hat eine gewisse Schonungslosigkeit in unsere Kritik eingeführt. Andere Versuche können hier nicht genannt werden, da sie nicht sowohl durch die Wissenschaft an sich, als durch pädagogische Zwecke bestimmt werden. Hr. Gervinus ist ein gründlicher Gelehrter, der an mannigfaltiger und solider Belesenheit vielleicht an Schlosser, diesen Superlativ der Belesenheit, hinanreicht. Er hat einen sorgfältig gebildeten Geschmack, eine glühende Liebe zu seinem Volk und eine kräftige, allem Weichlichen abholde Gesinnung. Sein Standpunkt der Betrachtung ist der welthistorische. Nur nachdem seit Gottsched und Bodmer bis auf die Grimme und Lachmann das ungeheure Material unserer Literatur von so vielfachen Seiten ergriffen war, nur nachdem Goethe seine für die Charakteristik des Wendepunkts unserer Literatur im vorigen Jahrhundert so wichtigen Denkwürdigkeiten, nachdem Schlosser seine universalhistorische Uebersicht, Leo sein Mittelalter geschrieben hatte und durch die Philosophie der letzten Decennien in England, Frankreich und Deutschland ein Sinn für das weltgeschichtlich Bedeutende, ein Tact für solche Auffassung, gebildet war, wurde ein Werk wie das vorliegende möglich.

Der erste Band geht bis auf das Ende des dreizehnten Jahrhunderts. Für diese Zeit waren noch besondere Schwierigkeiten zu überwinden, denn die verschiedenen Richtungen, die in ihrer Ansicht sich kreuzen, erschweren das Urtheil beträchtlich. Die eine, aus dem vorigen Jahrhundert, aus der schweizerischen Schule stammende ist freilich ziemlich antiquirt und macht sich nur noch in schlechten Anthologieen breit. Es ist die hypersentimentale, welche sich in das panegyrische Anstaunen der Naivetät der Minnelieder u. s. f. verliert. Eine andere, ich möchte fast sagen, religiöse

Digitized by Google

Ansicht entstand zu Anfang dieses Jahrhunderts und kann bis auf das Jahr 1819 gerechnet werden. Sie entsprang aus der romantischen Schule unserer Poesie: Tieck, die Schlegel, Brentano, Fouqué, Görres, Docen, v. d. Hagen, Büsching, Zeune u. A. gehören hierher. Man vergötterte das Mittelalter; man schwärmte für den Minnegesang, für das Volkslied, die Nibelungen, den Gral mit einer Wärme, die unter den damaligen politischen und kirchlichen Conjuncturen begreiflich wird, endlich aber in der Deutschthümelei verzerrt wurde. Mit dem Sturz der Burschenschaft, die freilich nicht für den mittelaltrigen Feudalismus, wohl aber für Volksthümlichkeit, Gröfse und Einheit des deutschen Reichs sich in vielerlei Illusionen hineinträumte, trat eine neue Wendung, eine kritisch besonnene, wissenschaftliche ein. Hatte man sich bisher an den Stoff gehalten, so wendete man sich nun zur Betrachtung der Form. Das grammatische Interesse wurde das überwiegende. Die beiden Grimm stellen den Uebergang selbst dar, weil sie alle Elemente unserer Vergangenheit, Sprache, Recht, Denkart, Kunst, mit gleicher Liebe hegen und pflegen. Sie waren selbst, besonders in den Heidelberger Jahrbüchern, Mitpriester jener früheren Begeisterung gewesen und man mufs im Hessischen Gelehrtenlexikon ihre Biographie nachlesen, um zu erkennen, wie sie in unsere Vorzeit sich so hineingelebt, dafs die eigenen Zustände ihres Lebens eine gewisse entsprechende Färbung davon erhielten. Lachmann — für das Kritische —, Graff — für das lexikalisch-Grammatische, stellen wohl die sprachliche Richtung am schärfsten dar. Mafsmann, Hoffmann, Simrock, Wackernagel gehen auch wieder auf den Inhalt ein. Aus solchen Differenzen sind nun die gröfsten Widersprüche erwachsen. Von der einen Seite, aus jener älteren Periode her, herrscht noch, wie bei Mone, die Neigung, das Mythologische, Sagenhafte, das Nationale, die Ideen der Dichtung zu analysiren. Von der andern Seite wird alles Heil in der Vergleichung der Handschriften, in Ausmittelung der besten Lesarten, in der subtilsten Zergliederung des Sprachbaues gesucht; die sprachliche Vollendung wird zum Kanon der Beurtheilung gemacht und die Geschichtschreibung unserer älteren Poesie vor der Hand, da so Vieles schlecht, so Vieles noch gar nicht edirt worden, als eine pure Unmöglichkeit dargestellt. Es dürfte ein Hauptverdienst des Hrn. Gerv. sein, dafs er, in Bezug auf diese verschiedenen Tendenzen, völlig selbstständig verfährt. Weder der Inhalt einer Dichtung für sich, sei er geschichtlich, national oder religiös merkwürdig, noch die Sprache für sich, gewinnen ihm eine Vorliebe ab. Auch gilt ihm nur das Epochemachende; die kleineren Gedichte, welche Ein grofses Thema nur variiren, läfst er bei Seite liegen.

In der Einleitung erklärt Hr. G., dafs er, mit Ausschliefsung des ästhetischen Urtheils, nur historisch verfahren wolle. Hinterher aber geräth er durch die That mit diesem Vorsatz in Widerspruch. Eine ästhetische Kritik freilich, welche die geschichtliche Individualität des Kunstwerks vernachläfsigt und dasselbe mit längst zuvor fertigen Prädicaten nur decorirt, ist gewifs verwerflich; die eine Abtheilung der Gudenschen Literaturtabellen enthält die Blumenlese dieser oberflächlichen, trostlosen Allgemeinheiten. Was würde aber eine Geschichte der Poesie sein, welche uns im Ungewissen darüber liefse, ob ein Gedicht poetischen Werth habe oder nicht, oder welche, falls sie sich solche Urtheile erlaubte, keinerlei Begründung derselben hinzufügte? Eine rein historische Behandlung würde dann in Kochs Compendium, in der dürren Angabe von Namen, Jahrszahlen, Drucken u. s. f. ihr Ideal finden müssen. Davon ist Hr. G. weit entfernt; er vergifst, wie es Recht ist, in seiner geschichtlichen Entwicklung niemals die ästhetische Bestimmung; er sucht die Gesetze für die Entfaltung der Gattungen auf, er findet den allgemeinen Typus der besonderen Gestaltungen, er will, nach seinem eigenen Ausdruck, die innere Geschichte der Poesie schreiben. Wir würden das, sollte der Vf. sich auch, wie uns wahrscheinlich ist, dagegen sperren, ein philosophisches Verfahren nennen. So sehr weicht er von dem, was gewöhnlich für unentbehrliches Erfordernifs der historischen Darstellung gehalten wird, ab, dafs er die Angabe des Biographischen, die genauere Bestimmung der Localität und Chronologie, die Aufzählung der vermittelnden Quellen, zum gröfsten Theil voraussetzt und auf äufsere Vollständigkeit nirgends bedacht ist. Für Viele, namentlich auch für Ausländer, die er doch mit im Auge gehabt hat, wird daher sein treffliches Buch leider ein Buch mit sieben Siegeln sein. Es ist so viel zu errathen gelassen und die geistreichsten Anspielungen werden dem, der nicht im Besitz jener Postulate ist, verloren gehen.

Digitized by Google

Wie wenig der Verf., so sehr er das Anlehnen an ein bestimmtes System der Aesthetik scheuet, der Nothwendigkeit eines ästhetischen Kanons sich hat entziehen können, beweist er theils durch sein beständiges Zurückkommen auf W. v. Humboldts ästhetische Versuche, aus denen er seine Grundbegriffe über Schönheit und Poesie überhaupt schöpft, theils durch sein noch häufigeres Parallelisiren der deutschen Poesie mit der griechischen, die ihm zum Regulativ für das Besondere dient. Das innige Anschliefsen an die Productionen der letzteren hat die glückliche Folge gehabt, dafs er die mittelaltrigen Schöpfungen mit einer wohlthuenden Unbefangenheit betrachtet. Die eigenthümliche Verworrenheit, Leerheit, Gezwungenheit vieler derselben ist wohl noch Niemandem vorher so klar geworden. Zuweilen vertieft sich der Verf. freilich so sehr in die Anschauung des Griechischen, dafs er sich dem Mittelalter und dessen individuellem Wesen zu sehr entfremdet, in eine übellaunige Gereiztheit und namentlich gegen das Christenthum in eine hellenische Befangenheit verfällt.

Ueberhaupt, je mehr Geist Hr. G. zur Auffassung der Geschichte hinzubringt, je philosophischer er gesinnt ist, um so fühlbarer wird bei ihm der Mangel einer entschiedenen, wissenschaftlichen Methode. Davon ist die Folge ein *comparatives* Verfahren. Es hat auch seine Vortheile. Es verhütet einseitige Hingebung und erhält über dem Gegenstande; es eröffnet eine wohlthuende Weite der Uebersicht und schärft den Instinct für den historischen Zusammenhang. Bringt es aber die comparative Anatomie nicht zu einem einfachen System als Resultat ihres unruhig umherschweifenden Combinirens, verharrt sie im Beziehen und Entgegensetzen, statt zur Vermittelung durchzudringen, so wird sie oft mehr verdunkeln, als aufhellen, mehr zerstreuen, als vereinen, mehr verwirren, als belehren. Hieran krankt Hr. G. Wir verdanken seinem, durch eine bewundernswerthe Kenntnifs so sehr unterstützten Talent zur historischen Parallele herrliche Aufschlüsse; allein er löscht auch, indem er von einer Vergleichung zur andern eilt, einen eben gemachten Eindruck eben so schnell wieder aus. Er vermag, wie es scheint, Alles nur im Gegensatz zu fassen; die positiven Resultate schwimmen oft in einer Fluth kämpfender Gedanken. Der denkende, geübte Leser, kann Hr. G. sagen, wird sich ihrer schon zu bemächtigen wissen. Unstreitig ist auch nichts widerlicher, als eine Breite des Vortrags, welche Alles, auch Nebenbestimmungen, zufällige Reflexe u. dgl. mit ein und derselben Ausführlichkeit behandelt und dem Leser gar nichts zu thun übrig läfst. Allein sollte der Autor, welcher belehren will, nicht eine ruhige Entfaltung der Sache als seine Pflicht ansehen? Sollte dies Umherwerfen in Parallelen, so sinnig die meisten sind, wirklich den Forderungen historischer Kunst entsprechen? Auch einer gewissen Ermüdung ist diese Methode ausgesetzt, denn, was aufserdem der Begriff der Sache selbst, des Erhabenen, des Epos, des Komischen u. s. f. sein würde, das ist hier immer eine bestimmte Dichtung, Dante, Homer, Aristophanes u. s. w., an welche dann mehr oder weniger weitläufig erinnert wird. Der Vf. mifsverstehe uns nicht. Wir wollen die Parallele nicht unterdrückt, wohl aber ermäfsigt wissen, weil ihr Uebermaafs das unangenehme Gefühl erzeugt, als sei der Gegenstand, der begriffen werden soll, vom Darstellenden wohl erfafst, aber noch nicht gehörig verdaut, wie etwa auch Philosophirende sich verwöhnen können, immer in *Beispielen* zu denken und in ihrer Expansion die Bestimmtheit des Begriffs zerfliefsen zu lassen. Eben so wenig wollen wir es dem Historiker verargen, grofse und classische Compositionen statt des Begriffs der Sache selbst gebraucht zu sehen, weil in der That der allgemeine Begriff concreter Weise in ihnen vorhanden ist. Wir haben den Reiz solcher Reflexion genugsam erfahren. Dafs aber das Hinblicken von einem Gegenstand auf den andern zur Manier ausschlägt, zu einer mit tausend Aehnlichkeiten und Möglichkeiten kokettirenden Betrachtungsweise, dafs das *Wesentliche* immer nur *indirect* hingestellt wird, können wir nicht billigen. Am meisten hat Hr. G. durch das Tumultuarische seines Verfahrens seiner Darstellung der ritterlichen Lyrik geschadet; nicht nur, dafs Walther, der Kürenberger, Burkart v. Hohenfels, der v. Nifen, der Nithart, Hr. v. Morungen und der Lichtensteiner ganz bunt durcheinander erwähnt werden, ohne den allmäligen Wachsthum der Lyrik und ihre verschiedenen Richtungen gehörig zu beachten; nicht nur, dafs das Sexualverhältnifs nach seiner weltgeschichtlichen Entwicklung weitläufig durchgenommen wird; es werden auch die Troubadours überall so herbeigezogen, dafs der Verf. über dieselben die Minnesinger, für die sie zum Vergleich dienen

Digitized by Google

sollten, ganz in den Schatten stellt. Wenn sich nun endlich ergiebt, dafs der scharfe Weltverstand und die Thatenlust der Troubadours, welthistorisch genommen, an der sehnsuchtvollen Innerlichkeit und Beschaulichkeit der Minnesinger die Ergänzung findet, mufs man dann diese letzteren zum Vortheil der ersten so tief heruntersetzen? War ihre Bildung nicht auch *nothwendig?* Wären die deutschen Sänger so weichliche, träumerische Menschen gewesen, als der Verf. den heiteren Troubadours *gegenüber* aus ihnen macht, so wäre ein Walther auch nicht einmal als Ausnahme unter ihnen denkbar. Litten ferner die Troubadours nicht auch an einem Mechanismus der Composition? Und wenn uns der Lichtensteiner seiner excentrischen Abenteuerlichkeit halber vorgeworfen wird, hatten die Troubadours nicht auch ihren Peter Vidal?

Wir wenden uns zu einem kurzen Bericht über die Entwicklung selbst. Wer sich nur irgend in der Geschichte unserer Literatur ungesehen hat, wird wissen, welch' ein Kreuz die Eintheilung des ungeheuren Stoffs für die Autoren ist. Auf der einen Seite steht die politische Geschichte, aus welcher dann die beliebte Abtheilung in sieben Perioden ohne alle Kritik entnommen wird. Auf der anderen Seite stehen die sogenannten Dichtungsarten mit ihrem Fachwerk, wie es aus irgend einer Aesthetik, der Bendavidschen oder Bouterweckschen, entlehnt wird. Das unsäglich Mangelhafte eines solchen Verfahrens, das nur erst die Keime einer wirklichen Geschichte der Poesie enthält, ist jedoch leichter zu begreifen und in seiner Unbeholfenheit zu verspotten, als durch etwas Anderes zu überwinden. Es gehört eine Unabhängigkeit von aller Gewohnheit dazu, welche nur durch das ernsteste Studium erkauft wird. Hr. Gerv. ist so frei von aller Bedingtheit der Art, dafs seine Behandlung des Materials in dieser Beziehung zuweilen an das Ironische streift. Man fühlt überall, wie er seine Gestalten aus vollem Holze schneidet; da ist nichts Geflicktes, Geleimtes; die schärfste Localkenntnifs verschmilzt mit der weitesten Perspective.

Die Spuren der ältesten Dichtung in Deutschland sucht Hr. G. im Jornandes, Paulus Diaconus, Saxo Grammaticus auf; das Ergebnifs ist, dafs bei den Deutschen nicht, wie bei den Celten und Scandinaviern, ein eigener Stand sich der Pflege der Poesie Die Wirkung der Völkerwanderung auf den Volksgesang findet der Verf. besonders graphischen Ausweitung der Dichtung, Detail, das Klare, Markirte der heimische lichkeit verflüchtigte. Die grofsen Heerf kerkämpfe und unbestimmten Räume in ur thümlichen Epos haben zur Völkerwander Verhältnifs, wie die späteren französische zu den Kreuzzügen, welche die wunderba Orients näher brachten. Das Hildebran einzige Denkmal dieser Epoche, nach wel Verbreitung des Christenthums, die Dic Hände der Geistlichen kam, welche im ne wie Otfried und der niedersächsische Har liche Stoffe, insbesondere die evangelisch und die Psalmen (das epische und lyris bearbeiteten, späterhin aber auch volksmä behandelten, wie das Normannenlied ur zum Antiken neigenden Ottonen Walth tanien.

Der Uebergang von hier zur ritter umfafst eine Menge besonderer Momente nur aufs Praktische gerichteten fränkis verschwand die ideale Haltung des Le unter den Ottonen entstanden war. Die wurde mehr oder weniger vergessen un märchen (von der äsopischen Thierfabel terscheiden) wurde zunächst das Centrun die unmittelbare Gegenwart gerichteten D lich des Reinhart Fuchs, dessen lateini gen in Isengrimus und Reinhardus Vu Zeit fallen. — Die Kreuzzüge erweiterten und vermannigfachten die Gegensätze de Unendliche, so dafs das Bewufstsein schroffsten Extremen, zwischen fanatis und Frivolität, zwischen herkulischer T empfindsamer Spielerei zu schwanken ar ste reine, von Frankreich und Spanien a geisterung spiegelte sich mit ihrer heilig rei in dem alten Rolandsliede des Pfaffen herrscht auch noch eine ächtepische S Charaktere. —

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 37.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1836.

Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen von Dr. G. G. Gervinus.

(Schluſs.)

Im Gegensatz dazu findet sich in den Legenden und Novellen der Kaiserchronik die gröſste Willkür. Die Phantasie, ihrer Erfindsamkeit sich bewuſst werdend, schweifte ungemessen aus und entstellte sowohl die Volkssage als die documentirte Geschichte. — Dies Freiwerden der subjectiven Phantasie führte zu einer Ausartung der Volkspoesie, indem nun Sagenhaftes oder Historisches mit phantastischen Elementen beliebig gemischt ward, wie im Rother und Herzog Ernst. — Aber die Spitze erreichte diese Willkür erst durch Einführung britischer Dichtungen, als welche von einem Stamm ausgingen, der gar keine rechte Geschichte durchlebt hatte, der in aller selbstständigen Entwicklung immer von Aufsen durch Römer, Christenthum, Völkerwanderung gestört war. Die Neuheit wurde hier, wo es der höfischen Unterhaltung galt, Alles. Es ist wahr, die Dichter wollten den inneren Menschen schildern. Wie wenig erreichten sie dies aber und welche oft indignirende Gleichgültigkeit gegen das Sittliche herrscht nicht in ihren Dichtungen! Das Classische konnte nicht reagiren, denn sein Studium war seit den Ottonen wieder gesunken und nur Lamprechts Alexander stellt noch den ernsten Sinn des eilften Jahrhunderts dar, wogegen Veldegks Eneit, abgesehen von ihrem sprachlichen Werth, und Herberts von Fritzlar trojanischer Krieg unendlich nachstehen. — Noch einmal tauchte jetzt, im zwölften Jahrh. das alte Volksepos auf und schuf sich in der Kataskeuase der Nibelungen und der Gudrun zwei vollendete Denkmale, genährt mit dem Mark des alten volksthümlichen Sinnes.

Den Unterschied der frommen, mannhaften Erziehung des eilften und zwölften Jahrhunderts von der phantastischen und frauenhaften des dreizehnten, die gediegene Kraft und Festigkeit des Charakters gegen die launische Willkür und sehnsüchtige Zerflossenheit des späteren Ritterthums weifs Hr. Gerv. trefflich zu schildern, wie er überhaupt einen guten pädagogischen Tact hat und auch über unsere Zeit schöne Winke einstreuet. Unaufhaltsam drängte sich die Subjectivität hervor. Die Blüthe der ritterlichen Lyrik und Epik hat das Innere des Menschen, sein Empfinden und Denken, sein Sehnen und Geniefsen, sein Jauchzen und Klagen zum Inhalt. Dem sehnsuchtvollen Drang der Jugend entsprechend wollen Hartmann, Wirnt, Wolfram den Uebergang vom träumerischen Wesen des Jünglings zur Besonnenheit des zweckvollen Mannesalters darstellen, eine Aufgabe, welche Wolfram's Parcival auf's befriedigendste löste. Im Gegensatz dazu verweilte Gottfried von Strafsburg im Tristan in der Heiterkeit eines von früh an fertigen Charakters, im rücksichtlosen Genufs des Moments. In beiden Richtungen erschöpfte sich das Ritterleben. Höheres konnte es nicht ersinnen, als die mystische Verklärung eines Parcival und den erotischen Eudämonismus eines Tristan.

Mit der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts trat daher dem ausgelebten, überspannten Gefühl bereits die Reflexion gegenüber. Der Adel sank durch Zuchtlosigkeit, kleinliche Entzweiung, Verwilderung. Die Städte erhoben sich als eine neue Macht des politischen Lebens; das bürgerliche Element erschien zuerst in didaktischen Dichtungen, weil der gesunde Menschenverstand Maafs und Ordnung in das wirre Treiben bringen sollte. Ein Thomasin von Tirkelere sucht sich über die Zeit zu erheben; im Vrigedank sammelt sich die Volksweisheit; die Legende nährt den beschaulichen, asketischen Hang; die deutsche Behandlung des Reinhart stellt den Nebelgebilden der ritterlichen Epik scharfgezeichnete Individuen, ihrer in Idealen verschwimmenden Welt die frischeste Wirklichkeit entgegen. Neben diesen neu aufstrebenden

Digitized by Google

Versuchen dauerten zwar die früher eingeschlagenen Richtungen in Einzelnen fort, aber sie spannen sich auch so in's Breite aus, sie warfen sich so auf die formelle Verschönerung, sie ersäuften so sehr Alles in ihrer Reflexion, dafs selbst entschiedene Talente, wie Konrad von Würzburg und Rudolf von Ems wenig Genieſsbares mehr hervorbrachten.

Diesen Gang des Verfs. kann ich im Allgemeinen nach der Entwicklung, welche ich selbst 1830 in meiner Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter und in meinem Handbuch einer allgemeinen Geschichte der Poesie Bd. III, 1833, S. 277—323 gegeben habe, nur gut heifsen. Wo das Schwierigste, worauf es bei solchen Darstellungen ankommt, geleistet ist, nämlich die durchgreifenden Gesichtspunkte für die Bestimmung der besonderen Dichtungen zu finden, da kann es weniger auf das Einzelne ankommen. Einiges jedoch können wir nicht unerwähnt lassen. Manches scheint uns nämlich von dem Verf. bei Seite liegen gelassen, was einer Betrachtung wohl werth gewesen wäre. So hat er die Gedichte, welche aus der Dietrichssage entsprungen sind, fast ganz ignorirt; kaum dem Namen nach werden Alphart, die Ravennaschlacht, der grofse Rosengarten, Otnit und Wolfdietrich genannt. So wird der Wartburgkrieg nur genannt, um sogleich als ein absurdes Ding abgefertigt zu werden. Ist das nicht eine Beleidigung gegen diese Dichtungen, welche sich der Nation doch so tief eingegraben hatten? Der vollständige Titurel wird als ein lichtloses, horribles Monstrum geschmähet und fast mit Abscheu von der Betrachtung ausgestofsen. Ich weifs, dafs seit Lachmanns Anathema diese Verachtung allgemein geworden ist, dafs man mich mitleidig belächelt, wenn ich mich des geächteten Werkes annehme. Man meint, Autoritäten, Docen und A. W. v. Schlegel, hätten mich bestimmt. Urtheilen können nur Wenige, denn, bei der Seltenheit des Drucks und der Handschriften, haben nur Wenige den ganzen Titurel gelesen; er ist ein öffentliches Geheimnifs, während das Wolframsche Fragment durch Docen's Ausgabe in Aller Händen ist. Die Langweiligkeit vieler Parthieen, das häufig Verworrene der Darstellung habe ich eben so wenig geleugnet, als die Einzigkeit des unübertrefflichen Wolframschen Torso. Mufs denn aber deswegen der arme Albrecht, oder wer sonst der Verf. war, gleich so fanatisch verfolgt werden? Kommen etwa im Parcival nicht auch langweilige Parthieen vor, wo abstracte Namen gehäuft, Gefechte beschrieben, Arzneimittel genannt werden u. dgl.? Abgesehen von den Gründen, welche ich in meiner Geschichte S. 293—95 aufgeführt, ist mir immer ein Räthsel gewesen, warum Wolfram gerade nur dies Wenige gedichtet haben sollte, wenn er gleich an der Vollendung Vieles mochte fehlen lassen. Ich ehre Lachmann's Urtheil gewifs, da es aus reiflichster Erwägung des Sprachlichen und Metrischen hervorgegangen ist. Allein, wie er thut, den Titurel schlechthin albern oder, wie Gervinus, horribel zu nennen, würde ich nicht über mich gewinnen können; man zeige nur an den Auszügen, die ich von der gröfseren heidelberger Handschrift habe drucken lassen, das Alberne, Elende und ich will mich gern bedeuten lassen; man gebe eine durchgeführte Analyse des Titurel, welche seine Poesielosigkeit darthut, und ich werde mich gern fügen, denn es ist ein beklemmendes Gefühl, tüchtigen Männern gegenüber mit einem widersprechenden Urtheil einsam dazustehen. Auszumitteln, wie die Composition mit Wolfram zusammenhängt, darauf müfste es zunächst, um die Unbefangenheit zu erhalten, gar nicht ankommen. Auch vom Wartburgkriege habe ich a. a. O. eine ausführliche Analyse gegeben und das Tiefsinnige seiner Allegorieen, Metaphern und Räthsel, die eigenthümliche Feierlichkeit der Sprache bewundert. Ohne alle Rechtfertigung des Urtheils nennt ihn nun Hr. G. absurd! Ueberhaupt dürfte er Manches zu ermäfsigen haben; wegen des Thomasin in Verhältnifs zum Vrigedank hat W. Grimm schon das Nöthige gesagt und unserm Sprichwort gegen die griechische Gnome eine würdige Ehrenrettung angedeihen lassen; bei Lamprechts Alexander hat der Stoff Hrn. G. etwas bestochen und bei Rudolfs Barlaam hat er ihn wiederum zu sehr gegen die Dichtung eingenommen. Die Darstellung Lamprechts ist eine der glänzendsten des Buchs; eben so die Walthers v. Aquitanien und Gudruns. Wenn der Verf. aber versichert, Gudrun sei in der letzten Zeit ganz vernachläfsigt worden, so wissen wir nicht, womit er das beweisen will; und wenn er sagt, dafs Lamprechts Alexander auch nach seiner Bekanntmachung in der Literaturgeschichte nicht einmal Erwähnung gefunden habe, so wissen wir auch für diese Beschuldigung keinen Grund, da Koberstein schon in die zweite Ausgabe seines Compendiums den Alexander aufgenommen. Ganz ohne Noth

Digitized by Google

ist auch der Verf. aufser sich über das Gedicht vom Weinschwelg. Er hat vollkommen Recht, wenn er sagt, es gebe nichts Ekelhafteres, als ein einsames Saufen; es ist eines Kannibalen würdig. Allein wo steht denn, dafs der Schwelg allein gewesen? Aber schon diese Rücksicht ist unnütz und lächerlich, denn das Ganze ist eben ein Witz. Die Virtuosität des Trinkens soll persiflirt werden; auf die komische Steigerung des Uebertreibens kommt es an. Daher der ewige Refrain, der auch den Schlufs macht: er hûob uf unde tranc, worüber ich immer herzlich zu lachen mir erlaubt habe.

Noch Manches wäre auf diese Weise dem verehrten Verf. zu bedenken zu geben; doch würden solche Erörterungen hier zu weit führen und ich will nur darauf noch aufmerksam machen, dafs ein rein subjectiver Keim der Gralsage, als wenn sie nur aus der Phantasie eines Dichters hervorgegangen, wohl nicht statuirt werden kann. Leo's Bemerkung in seiner Geschichte des Mittelalters über den Zusammenhang des Gral mit häretischen Elementen im nördlichen Spanien und im südlichen Frankreich ist nicht von der Hand zu weisen. Für die Organisation des ganzen Cultus hat aber Mone 1834 im Anzeiger des Hrn. v. Aufsefs für Kunde des deutschen Mittelalters das Parallele nachgewiesen, was zwischen ihm und dem jüdischen Tempelcultus statt findet, wie sich von selbst versteht, mit germanischen und mittelalterlichen Modificationen; ein Nachweis, der um so mehr Beachtung verdient, wenn man bedenkt, wie viele kirchliche Einrichtungen der damaligen Zeit dem alttestamentlichen Typus nachgeprägt wurden.

Karl Rosenkranz.

XXX.

Auswahl der ältesten Urkunden deutscher Sprache im Königl. Geheimen Staats- und Cabinets-Archiv zu Berlin, herausgegeben von L. F. Hoefer, Geh. Staats- und Cabinets-Archivar, Geheimen Archivrath, u. s. w. Hamburg, 1835. bei Fr. Perthes. VIII. u. 407 S.

Die in würdigem Geiste fortschreitende Entwickelung des preufsischen Archivwesens ist zu bekannt, als dafs es einer Anpreisung derselben bedürfte: der grofse Gewinn, welchen die allgemeine und die Special-Geschichte, und selbst Staatsverwaltung und Gemeindewesen bereits daraus gezogen haben, liegt offen da. Weniger bekannt sind die Bemühungen der Staatsverwaltung um die ganze innere Organisation des Archivwesens, da diese entweder nur aus dem stillen Geschäftsgange, oder aus weniger verbreiteten Werken und Zeitschriften erkannt wird. Bei dem Untergange mancher alten Stiftung und der Erwerbung neuer Gebiete ward von der preufsischen Staatsverwaltung eine Revision der einzelnen Stifts- und Provinzial-Archive vorgenommen und bei dieser Gelegenheit ein sehr grofser Schatz von Urkunden dadurch der Vergessenheit und dem drohenden Untergange entzogen, dafs sie in das Königl. Geheime Staats- und Cabinets-Archiv zu Berlin versetzt und dort ordnenden und pflegenden Händen anvertraut wurden. Aus diesem umfangreichen, nach Berlin versetzten, und dem dort schon befindlichen Vorrath von Urkunden aus den verschiedensten Gegenden des Reichs wurden die wichtigsten und merkwürdigsten zu einer bedeutenden Special-Sammlung, einem *antiquarisch-diplomatischen Central-Archive* für den preufsischen Staat, ausgeschieden und besonders bearbeitet. Es mufste die nicht unbedeutende Anzahl älterer deutscher Urkunden auffallen, welche sich bei der Ordnung fanden; zur Bekanntmachung derselben fand der verehrte Herr Herausgeber sowohl „in „der freisinnigen Genehmigung seiner Behörde, der „hohen Archiv-Verwaltung," als in der Bereitwilligkeit des geachteten Hrn. Verlegers ermunternde Veranlassung. So entstand die Herausgabe *dieser* Urkunden-Sammlung, zu welcher schwerlich Jemand mehr Beruf haben konnte, als der Hr. Herausgeber, der nicht nur bei der Revision der preufsischen Archive eine Reihe von Jahren thätig war, sondern auch das erwähnte Central-Archiv bildete und seit der Bildung bearbeitete; Ortskenntnifs stand ihm daher eben so sehr zur Seite, als eine bekannte diplomatische Fertigkeit und Sicherheit, welche bei Herausgabe von Urkunden allerdings Hauptsache sind, wenn die Drucke auf Zuverläfsigkeit und Treue Anspruch machen wollen. Für die Wichtigkeit des Central-Archivs, welchem die gebotenen Urkunden entnommen sind, zeugt z. B. die grofse Anzahl prächtiger Kaiser-Urkunden aus dem X. Jahrhundert und die Reihe von lateinischen und deutschen Heberegistern, welche der Hr. Herausgeber in der, von ihm mitredigirten Zeitschrift für Archivkunde, Diplo-

Digitized by Google

matik und Geschichte bisher mitgetheilt hat, so wie manches allgemein bekannte Denkmal, z. B. das Frekenhorster Heberegister.

Der Anordnung nach, welche keine andere, als die chronologische sein konnte, zerfällt die herausgegebene Sammlung in *drei Abschnitte:* 1) Urkunden in deutscher Sprache bis zum Ausgange des XIII. Jahrh. (30 Stück); 2) Urkunden vom Jahre 1301 bis zum Jahre 1341 (224 St.); 3) Anhang: Aelteste Urkunden deutscher Sprache aus dem Königl. Provinzial-Archive zu Stettin (17 St.) (mitgetheilt vom Hrn. Archivar von Medem).

Die Bedeutsamkeit dieser Urkunden läfst sich nach zwei Gesichtspunkten beurtheilen, einmal nach dem localen Werth und der speciellen historischen Wichtigkeit derselben, und dann nach den allgemeinen Rechtslehren und der sprachlichen Form. Die Verfolgung des letztern war Hauptzweck bei der Herausgabe der Sammlung, welche dadurch auch „einen höchst mannigfachen, „nicht etwa für Einen Zweck zu berechnenden Werth" gewonnen hat; aber „das Gebiet der eigentlichen Ge„schichte — — tritt bei dieser Sammlung in den Hin„tergrund gegen den Gewinn für deutsches Recht und „deutsche Sprache, welchen sie dem Forscher ver„spricht. Die Entwickelung der deutschen Sprache im „Mittelalter ist bisher vorzugsweise nur in der Poesie „verfolgt; das deutsche Recht des Mittelalters mufste „sich, mit Ausnahme einiger gröfseren Sammlungen, „zumeist in lateinische Formen kleiden, und zwar in „der wichtigen Zeit, wo es hauptsächlich durch die „Schrift festgehalten und bewahrt wurde. Die lateini„sche Sprache reichte aber oft für deutsche Rechtsbe„griffe nicht aus, und die Dichtkunst ist arm an For„men für Gegenstände des gewöhnlichen, aber leben„digen Verkehrs. Daher sind selbst einzelne deutsche „Urkunden aus dem Anfange der mittelhochdeutschen „Sprach-Entwickelungsperiode immer mit grofsem, aber „zu rechtfertigendem Interesse aufgenommen," — und bleiben nicht nur von grofser Wichtigkeit, sondern selbst von dringender Nothwendigkeit, seitdem die ältern (Real-) Glossarien, selbst das von Haltaus, in wenigen Fällen mehr ausreichen, seitdem das Bedürfnifs eines allgemeinen niederdeutschen Urkunden-Glossars immer klarer hervortritt, seitdem Werke, wie Grimm's Rechtsalterthümer, auf die Unentbehrlichkeit einer grofsen Masse von ältern deutschen Urkunden zur Darstellung des ganzen frühern Volkslebens der Deutschen hinweisen. — Der gröfsere Theil der hier mitgetheilten Urkunden ist bisher unbekannt gewesen; einige wenige sind, zum Theil durch des Hrn. Herausgebers Unterstützung, gedruckt; dieser that aber wohl daran, dergleichen einzelne Erscheinungen unberücksichtigt zu lassen, theils um der, von ihm zu erreichenden Vollständigkeit in Einer Sammlung keinen Abbruch zu thun, theils weil es jedem, der Gelegenheit hat, Urkundenabdrücke früherer Zeit mit den Originalen zu vergleichen, schmerzlich genug bekannt ist, wie unverantwortlich nachlässig man bei der Herausgabe gewöhnlich zu Werke ging. Einen grofsen Werth hat die vorliegende Sammlung dadurch erhalten, dafs sie nach den Original-Documenten corrigirt ist.

Einen Maafsstab für die Würdigung des Werthes der hier mitgetheilten Urkunden nach der *Zeit*, aus der sie stammen, und für ihre sprachliche Wichtigkeit, und damit zugleich für den ersten Abschnitt des Werkes, hätte eine Uebersicht der Geschichte der Herausgabe deutscher Urkunden gegeben; leider vermissen wir eine solche in der Einleitung. — Die Anwendung der Muttersprache zur Abfassung von Urkunden hielt mit der Entwickelung der Sprache in der Poesie nicht gleichen Schritt; die Rechtsgeschäfte hüllten sich länger und standhafter in die alt herkömmliche Form, als das beweglichere Volksleben. Einer neuerlich ausgesprochenen Ansicht, dafs deutsche Urkunden aus dem ersten Jahrzehend des XIV. Jahrh. höchst selten seien, kann man freilich nicht beipflichten; aber so viel ist sicher, dafs, während die Sprache der deutschen Poesie in der ersten Hälfte des XIII. Jahrh. zur gröfsten Vollendung ausgebildet ist, die Muttersprache zu Rechtsgeschäften erst ungefähr in der zweiten Hälfte des XIII. Jahrh. in wenigen einzelnen Fällen verwandt wird, im XIV. Jahrh. sich ausbildet und im XV. Jahrh. allgemein wird.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 38.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1836.

Auswahl der ältesten Urkunden deutscher Sprache im Königl. Geheimen Staats- und Cabinets-Archiv zu Berlin, herausgegeben von L. F. Hoefer.

(Schluſs.)

Ohne hier die schon abgeschliffene, canzleimäſsige Urkundensprache des, in der Form leichtfertigen und nachläſsigen XV. Jahrh. zu berücksichtigen, scheint doch der Umstand der Bemerkung werth, daſs die deutschen Urkunden des XIV. Jahrh. ein unverkennbares Gepräge von Bewuſstsein, Kraft und selbstständiger Entwickelung haben, während die wenigen Documente aus dem XIII. Jahrh. ihre deutsche Form gewiſs oft nur besondern Umständen verdanken und nicht selten, wenn auch im Original deutsch abgefaſst, dem Gange des lateinischen Urkundenstyls folgen. — Man war bisher im Allgemeinen der Meinung, daſs die deutschen Urkunden erst mit dem XIV. Jahrh. begönnen; einzelne isolirte Erscheinungen aus dem XIII. Jahrh. waren oft nicht gekannt, oft als unbedeutend übersehen, ja sogar bestritten. Die ältesten, früher bekannten deutschen Urkunden sind zum groſsen Theile gedruckt in *Herrgott* Geneal. diplom. gent. Habsb. T. II. und III, in *Hontheim* hist. dipl. Trevir. T. I., in *Gerbert* Hist. Nigrae Silvae T. III., in *Schoepflin* Hist. Zar. Bad. T. V. u. Alsat. dipl. T. I., in *Comment. Soc. Goetting.* de a. 1753. Alle, in diesen Werken vor Anfang unsers Jahrhunderts gedruckten deutschen Urkunden sind in des fleiſsigen *Schoenemann's* Cod. für die praktische Diplomatik Th. II. in chronologischer Reihenfolge wieder abgedruckt. Zu dieser Sammlung, einem Vorläufer der vorliegenden, kommt nun die *Hoefer*sche Auswahl, und jetzt wird es leicht, das Erscheinen der einzelnen deutschen Urkunden des XIII. Jahrh. nach gewissen Ländergebieten, hin und wieder mit Nachweisung der wahrscheinlichen Veranlassungen ihrer deutschen Abfassung, zu sondern. Die *ältesten*, früher gedruckten *deutschen Urkunden* sind: *schweizerische* (zum groſsen Theil *habsburgische!*) von 1217, 1237, 1239, 1251, 1257, 1260, u. s. w. und *oberdeutsche* von 1240, 1253, 1258 (die erste badensche), 1261, 1272, 1274, u. s. w.

Die Hoefersche Auswahl aus dem XIII. Jahrh. führt uns in andere Gegenden; die älteste hier mitgetheilte, höchst merkwürdige Urkunde ist eine mit dem groſsen Siegel der Stadt Erfurt ausgefertigte *Eideseformel für die Juden* in Erfurt aus dem Zeitraume zwischen 1160 und 1200, deren hohes Alter schon die *althochdeutsche* Sprache bezeugt. Die folgenden Urkunden des ersten Abschnitts aus den Jahren von 1248 bis 1300 sind zum groſsen Theile Urkunden aus den *Rheinländern*. Die Urkunde Nr. 2., Friede von Thuron zwischen den Erzbischöfen von Trier und Cölln und dem Pfalzgrafen Heinrich bei Rhein vom J. 1248 ist die älteste deutsche Urkunde der *geistlichen Stifter in den Rheinländern*, jedoch schon in *Hontheim* hist. dipl. Trevir. T. I., Nr. CCCXCVIII, p. 733, in *Schönemann* Cod. T. II., Nr. V., und in *Günther* Cod. dipl. II., Nr. 126. gedruckt. Auſserdem folgen bei Hoefer noch cöllnische und triersche Urkunden von 1251, 1270, 1275, 1287, 1288, u. s. w. Merkwürdig ist auſserdem eine ganze Reihe deutscher Urkunden, welche die *Grüfin Mechthilde zu Sayn* betreffen, von 1259, 1261, 1263, 1272, 1275, 1283, und 1284; die deutsche Abfassung dieser Urkunden schreibt der Hr. Herausgeber wohl richtig der *Vorsicht „edler Frauen des Mittelalters"* und ihrem wohlbegründeten Miſstrauen in die lateinische Sprache zu und begründet sie in dem Vertrauen zu einem treu rathenden *Schreiber*, welcher, nach den Schriftzügen und der Nennung seines Namens, einen bedeutenden Zeitraum hindurch dieselbe Person ist. — Aus *Thüringen* finden sich bei Hoefer, auſser dem erwähnten Judeneide aus dem XII. Jahrh., Urkunden von 1287, 1289, 1298, 1299, u. s. w., aus *Westphalen* v.

Digitized by Google

J. 1292, u. s. w. — Durch diese Darstellung wäre ein örtlicher Zusammenhang in dem Erscheinen deutscher Urkunden des XIII. Jahrh. (und ein Fortschreiten derselben von S. nach N.?) nachgewiesen.

Eine besondere Beachtung verdienen die *niederdeutschen Urkunden*, deren erstes Vorkommen bisher kaum erwähnt ist; wir berücksichtigen hier nur die Länder, welche mit dem Höferschen Codex in Berührung stehen, nämlich die Mark Brandenburg, Meklenburg und Pommern, in denen eine hochdeutsche Urkunde aus dem Mittelalter eine wahre Seltenheit ist. Den Uebergang vom Hochdeutschen zum Niederdeutschen gegen NO. (das Cölnische Gemisch gegen NW. als bekannt voraussetzend) bilden die *Länder um den Harz*; noch unter den *Magdeburgschen*, namentlich den erzbischöflichen Urkunden kommen häufig hochdeutsche vor; z. B. unter den 20 von Hoefer mitgetheilten Magdeburgschen Urkunden finden sich 9 hochdeutsche. Die ältesten, bisher bekannten niederdeutschen Urkunden sind: ein Document aus dem *Gostarschen* Archive von 1271. (Vgl. Schönemann Cod. Th. II, Vorrede S. XIII) und eine *Magdeburgsche* Urkunde von 1294. in Schönemann Cod. Nr. XXII. — In *Brandenburg, Meklenburg und Pommern* erscheint die deutsche Sprache in Urkunden später, als in den übrigen deutschen Ländern; dies hat wahrscheinlich seinen Grund darin, dafs *diese Länder früher von Slaven bewohnt* waren, welche hier im XIII. Jahrh. noch nicht verschwunden sein konnten und deren Gleichstellung mit den Deutschen, namentlich unter dem Adel, ein allen Geschäfttreibenden verständliches Bindungsmittel in der lateinischen Sprache forderte. Der Herr Herausgeber stellt S. V. die älteste Brandenburgsche Urkunde deutscher Sprache in das Jahr 1305, die älteste Pommersche in das Jahr 1306. und auch, nach des Referenten Mittheilung, die älteste *Meklenburgsche „geistliche* Urkunde in „deutscher Sprache in das Jahr 1306, obgleich sich „von eigentlichen Staatsurkunden dieser Categorie in „Meklenburg einige aus dem letzten Zehntel des XIII. „Jahrh. finden". Hier ist der Herr Herausgeber, den Brandenburgschen Urkunden zu Liebe, die genauern Mittheilungen des Referenten wohl aus Patriotismus verschweigend, durch seine Scheidung der geistlichen von den Staatsurkunden offenbar etwas ungerecht gegen seinen Nachbar und auch gegen sich selbst gewesen. Allerdings findet sich im Geheimen und Haupt-Archive zu Schwerin als Seltenheit eine geistliche deutsche Urkunde von 1306; aber die Staatsurkunden gehen weiter zurück und nennen die Brandenburgschen Herren in der Regel als Mitaussteller, so dafs es zweifelhaft bleibt, ob man die Unkunden meklenburgsche oder brandenburgsche nennen soll. Die älteste bekannte deutsche Urkunde in *Meklenburg* im Archive zu Schwerin ist ein Landfriede d. d. Freienstein 1292. (21. August); dann folgen: drei Bündnifs-Urkunden d. d. Arneburg 1295, eine Verkaufsurkunde von 1296 (gedruckt in *Rudloff* Urk. Sammlung Nr. LVII.), die Witmansdorfer Vergleichs-Urkunden von 1304. (15. Januar und 1. Sept.), der Jördensdorfer Vertrag von 1305, mehrere Verträge von 1306. und 1307. u. s. w. Nach dieser Zeit sind die deutschen Urkunden nicht selten mehr. Man sieht hieraus, dafs sich noch genug meklenburgsche deutsche Urkunden aus dem XIII. Jahrh. finden; in allen diesen genannten Urkunden kommen auch die Markgrafen von Brandenburg vor, wenn auch die Verhandlungen meklenburgsche Interessen betreffen. — Die älteste *Pommersche* Urkunde in deutscher Sprache ist von 1306, ist aber von einem meklenburgschen Fürsten ausgestellt; die hierauf zunächst folgende Urkunde in dem Anhange ist erst vom J. 1320. — Die älteste *Brandenburgsche* Urkunde in deutcher Sprache ist vom J. 1305, im zweiten Abschnitte unter Nr. 4. mitgetheilt, jedoch schon in *Lentz* „Marggräfl. Brandenb. Urkunden" S. 170 gedruckt; auch in *Raumer* Cod. dipl. cont. findet sich eine brandenburgsche Urkunde vom J. 1305; dann folgt in der Höferschen Sammlung zunächst eine Urkunde vom J. 1311. (Nr. 16.).

Diese Darstellung mag andeuten, dafs durch die Höfersche Sammlung bedeutend mehr Aufklärung und Zusammenhang in die Verbreitung der deutschen Urkunden über Deutschland gekommen ist. Der Gewinn aus dem *Inhalt* der mitgetheilten Urkunden ist natürlich sehr bedeutend. Schon Schönemann sagt im J. 1800: „Man wird sich schon durch die Lectüre dieser Sammlung teutscher Urkunden überzeugen, welch „eine unermefsliche Aerndte für die teutsche Sprache auf diesem Gebiete zu erwarten stehe. Indessen „scheint man den Werth des Sammelns noch nicht „eingesehen, oder die Mühe der Arbeit gescheut zu „haben". Der Gewinn für die *rechtlichen, bürger-*

Digitized by Google

lichen und *Orts-Verhältnisse* Deutschlands ist nicht weniger wichtig, als für die Sprache. Da letzterer der Hauptgesichtspunkt bei der Herausgabe war, so ist es natürlich, dafs der reale Inhalt der Urkunden sehr verschiedenartig ist. Wir begnügen uns, auf einige der interessantesten Stücke aus dem Zeitraume der Urkunden von 1248. bis 1341. aufmerksam zu machen: Urkunden die *Juden* betreffend in Abth. I. die Urk. Nr. 1. und 14, in Abth. II, Nr. 75, 178 und 179; die erzbischöflichen *Gerechtigkeiten* in der Stadt Erfurt betreffend, ein kleiner *Gesetz*-Codex von 1289, in Abth. I, Nr. 18; über *Münzverhältnisse* Abth. I, Nr. 18. und II, Nr. 79; über die *Johanniter*-Ritter und die Güter des *Tempels* in der Mark und den angrenzenden Ländern (schon in *Beckmann* Beschreibung des Johanniter-Ordens benutzt) II, Nr. 49; eine *Exceptionsschrift* aus dem XIII. Jahrh. I, Nr. 30; ein *Landfriede* mehrerer gröfserer Städte am Harz vom J. 1335. II, Nr. 183; eine lateinische Urk. vom J. 1251. mit einer *gleichzeitigen deutschen Uebersetzung*; u. s. w.

Die Benutzung des Buches für historische Zwecke wird bedeutend erleichtert durch ein *dreifaches Register*. Zuerst findet sich ein „*Landschaftliches Urkunden-Verzeichnifs*; nach demselben umfafst das Buch folgende Urkunden: für das Erzstift *Trier* 23 Urkunden; für die Grafschaften *Sayn* und *Sponheim* 17 Urk.; für das Erzstift und die Stifter in *Cölln* 17 Urk.; für die *Rheinlande* 44 Urk.; für *Westphalen* 11 Urk.; für *Henneberg, Franken und Kevernberg* 23 Urk.; für *Erfurt* 83 Urk.; für Stift *Halberstadt* 15 Urk.; für *Quedlinburg* 12 Urk.; für das Erzstift *Magdeburg* 20 Urk.; für *Sachsen, Lausitz und Thüringen* 20 Urk.; für die Mark *Brandenburg* 16 Urk. und für *Pommern* (und Meklenburg) 29 Urk. — Dann folgt ein *Orts-Register* und den Schlufs macht ein vollständiges *Personen-Register*. — Druck und Papier sind ausgezeichnet schön.

G. C. F. Lisch, in Schwerin.

XXXI.

Ueber die Sprache der Zigeuner. Eine grammatische Skizze vom Regierungs-Schulrath Graffunder. Erfurt, 1835.

Der grammatische Inhalt dieser Schrift ist die schätzbare Frucht von Unterredungen mit Zigeuner-Kindern in Erfurt. Den durch planmäfsige Ausforschung gewonnenen Sprachstoff hat der Verf. wissenschaftlich zu begreifen und seinen Lesern begreiflich zu machen gesucht, und sein Bestreben ist, wie uns scheint, in so hohem Grade gelungen, als ohne Hülfe der Vergleichung mit stammverwandten Sprachen füglich erwartet werden konnte. Alles trägt in vorliegendem Buche das Gepräge der Zuverlässigkeit und Echtheit; besonders ist die Lehre vom Verbum viel genauer und vollständiger als bei Grellmann, und während dieser sein Material nur roh zusammen und dem oft sehr weit abliegenden Hindostanischen gegenüberstellt, ohne eine oder die andere Sprache in ihrem Entwickelungsgang zu erklären, geht Hr. Graffunder mit glücklichem Scharfblick in die Analyse der Formen ein, deren Resultate uns meistens befriedigt haben. Manches was dem Verf. noch räthselhaft geblieben, mag sich durch das Zeugnifs des Sanskrit aufklären, wenn auch dessen Beziehungen zum Zigeunerischen zuweilen sehr versteckt liegen. Die stammverwandten europäischen Sprachen tragen ihr Verhältnifs zum Indischen aus der ältesten Sprachperiode, das Zigeunerische das seinige aus einer Zeit, wo der antike, in sich abgeschlossene Bau des Sanskr. schon verfallen war, daher wird man keine so schlagende Aehnlichkeiten zwischen zigeunerischen und Sanskrit-Formen finden, wie etwa zwischen διδωμι,-ς,-τι und dadâmi,-si,-ti, oder wie zwischen novus, a, um und navas, navâ, navam, oder wie zwischen dem littauischen buwewa *wir beiden waren* und dem Sskr. a-bhavâva. Während dem Littauischen von der Wurzel bhû *sein* nur das b ohne die Aspiration geblieben, hat das zigeun. hom *ich bin* nur die Aspiration ohne das b bewahrt, und gleicht hierin dem Prâkritischen hômi wie dem Hindostanischen hai, Bengalischen hoi, Pandschabischen hân und mehreren anderen neuindischen Sprachen, wovon jedoch keine durch diese und ähnliche gemeinschaftliche Zerstörungen vorzugsweise auf Paternität des Zigeunerischen Anspruch zu machen hat. Denn aus ursprünglich Gleichem kann durch gleichen Verfall wieder Gleiches hervorgehen, wie wir anderwärts aus dvis *zweimal*, im Latein. und Zend haben bis entstehen sehen. Dem Prâkrit und Pali aber gleicht das Zigeunerische vielleicht mehr als irgend einer der lebenden Sprachen Indiens. Es möge dies vorläufig durch die bis jetzt sehr isolirt dastehende Participial-

Digitized by Google

Form brischendo *regnend* (Sskr. vrs'an, Acc. vrs'antam) beurkundet werden, die auffallend zu Pali-Prâkritischen Participien auf antô im Nom. masc. stimmt. Grellmann übersetzt dias brischendo durch „es regnete," es kann aber schwerlich etwas anders als „es war regnend" bedeuten; denn keine der Personen des Prät. endet auf o, wohl aber der männliche Nominativ sg. Dias ist ebenfalls ein Unicum in der Zigeuner-Grammatik und erinnert an das Sskr. âsa *ich* und *er war*, dem eine Präposition vorgetreten sein könnte. Oder sollte es mit hyas gestern zusammenhängen? Vor dem Hindostanischen hat das Zigeunerische eine schärfere Bestimmung der Personen des Verbums voraus, die jenes zum Theil blos durch das vorgesetzte Pronomen unterscheidet, so dafs tu hai *du bist* und vuh hai *er ist*, tum hô *ihr seid* bedeutet. Im Zigeunerischen ist blos die 3. P. sg. des Verb. subst. ohne Personal-Endung; sie lautet hi, im Pandshab, hai. Im Prâkrit dürfte neben hôdi auch hôi erwartet werden, da das d der 3. P. häufig ausgestofsen wird. Schwer dürfte es scheinen, die 2. P. hal mit hôsi zu vermitteln; erwägt man aber den sehr gewöhnlichen Wechsel zwischen s und r, nebst dem zwischen r und l *), so verschwindet der Anstofs, den man an letzterem als Ausdruck der zweiter Person nehmen könnte, und das Verhältnifs von hal zu hôsi ist ziemlich ähnlich dem des altnordischen sêr *du seist* zum althochdeutschen sis und goth. sijais. Auch steht das Zigeunerische in dieser Beziehung nicht ohne indischen Hinterhalt, sondern stimmt zur Sprache der Bulotschen, am westlichen Ufer des Indus, wo hustean *ich bin*, husteel *du bist*, hust ohne Personal-Charakter *er ist* bedeutet **).

Merkwürdig ist im Zigeunerischen die Art wie beim Verb. subst. die Vergangenheit aus der G wart gebildet wird, nämlich durch Anfügung ei nach Consonanten es, an die Personal-Endung des sens, daher hom-es, hal-es, hi-s *ich war* u. s. w hom, hal, hi *). Ich erkenne in diesem s die Pa sma, die im Sanskrit häufig dem Präsens verga Bedeutung giebt, ohne jedoch mit diesem in Con tion einzugehen. Vom Ausdruck der Vergangenh diese Partikel im Zigeun. auch auf das conju Verhältnifs übertragen worden, wie überhaupt die indicativen Modi gerne an die Vergangenheit sic schliefsen, womit sie vom Gesichtspunkte der Wirklichkeit aus zusammenhängen. Was die stümmelung der Partikel sma, die im Sskr. an den Plural der beiden ersten Personen sich ansch zu einem blofsen s oder es im Zigeunerischen und Conjunctiv anbelangt, so erinnern wir an das hältnifs des Zendischen yûs, Goth. jus zum Vedi yus'mê *ihr*. Das Zigeun. hat an dieser Stelle d in Vorzug vor dem s bewahrt, daher dume (der trennt du me, Grellmann schreibt tume), welch doch genauer zum Sskr. stimmt als das Hindostan.

Um wieder zum Verbum subst. zurückzuke wovon die Grammatik unseres Verfs. ausgeht, so seine Endungen von denen aller anderen Zeitw so sehr verschieden, dafs z. B. wâ-ba **) *ich k* und *werde*, 2. P. we-ha, 3. P. we-la oder dâ-ba gebe) de-he, de-la verglichen mit ho-m, ha-l, hi anderen Sprache anzugehören scheinen. Man be sichtige, dafs auch in mehreren anderen indisch päischen Sprachen das Verb. subst. durch treuer wahrung der Urform viel Eigenthümliches aufweist z. B. unser deutsches bin (althochdeutsch bim, vor allen anderen Verben den Personal-Charakte schützt hat. Das Zigeunerische hat indessen in w dâ-ba u. a. den Personal-Ausdruck nicht verloren, dern nur entarten lassen.

*) Man vergleiche in dieser Beziehung das Gothische nê-thla *Nadel*, als Werkzeug des Nähens, mit dem Sskr. gleichbedeutenden Suffix trâ (dans-trâ *Zahn*) und Gr. τρα (ακε-στρα), und das Ahd. neutrale wa-dal (Th. wa-dala, Sskr. vâ *wehen*) *Wedel* mit dem Sskr. neutralen Suffix tra (N. tram, τρο-ν, tru-m); das a von -dal ist Einschiebung. Auch in den gr. Suffixen τιλος und τηλος (ναυ-τιλος, ι-τηλος, εξι-τηλος stammt wahrscheinlich das λ von ρ.

**) Vgl. Blumhardts Familien-Verwandtschaft der indischen Sprachen p. 91.

*) Das e von wabe-s, wehe-s wele-s und ähnlichen Co tiven sehe ich als Umwandlung des a von waba, -ha, wie später romnien *feminas* aus romnian und pires aus piras.

**) Ueber die Länge des a von ha s. S. 53.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 39.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1836.

Ueber die Sprache der Zigeuner. Eine grammatische Skizze vom Regierungs-Schulrath Graffunder.

(Schluſs.)

Da die genannten Formen zugleich Plurale sind, so möge ba mit dem Sskr. ma (in den secundären Temp. und auch im Präsens häufig für mas) verglichen werden, z. B. in pâ-ma, vollständig pâmas *wir herrschen*. Das Verhältniſs gleicht dem des Griech. βροτός zum Lat. mortuus und Sskr. mrtas. Da überhaupt zwischen Nasalen und organgemäſsen Medien ein häufiger Austausch ist, der unter andern auch in dem Verhältniſs des Littauischen dewyni *neun* zum Sskr. navan, Lat. novem etc. sich zeigt, so mag auch das n der 2ten P. pl. (ha-n *ihr seid*, we-na *ihr werdet*) auf diesem Wechsel beruhen, so daſs die Tenuis der Sskr. Endung ta (in den secundären Temp.) = gr. τε zuerst zu d und von da zu n sich erweicht hätte. Durch die Singular-Endung ha begegnet das Zigeunerische der gleichlautenden in der Mithili-Sprache, wo chhu-ha *du bist* und cchula-ha *du warst* bedeutet, und wo auch der Imperativ in der 2. P. dieselbe Endung hat, daher ist de-ha *gib* (wahrscheinlich auch *du gibst*) vollkommen identisch mit dem Zigeunerischen de-ha *).

Die Endung der 3. P. la ist offenbar aus da, wie mulo *der Todte* aus mudo. Das isolirte Pronomen der 3. P. lautet im Acc. masc. les, Fem. la (S. 31), womit der Nom. job *er*, joi *sie* in keinem Zusammenhang steht. Diese räthselhafte Form könnte mit dem Zendischen ava (N. masc. avô, fem. ava) *dieser* zusammenhängen, und somit auch mit dem entsprechenden altslawischen ov, ova, ovo verwandt sein. Es wäre demnach ein unorganisches j vorgetreten, wie in mehreren anderen Wörtern, z. B. jek *eins*, wie im Persischen gegen Sskr. êka, jag oder jak *Feuer* Sskr. agni, jak Auge, Sskr. aksi. Ist aber das j von job ursprünglich, so stimmt die Form zum Sskr. ajam (ayam) *dieser*, mit Aphaeresis des a, und wieder mit der oben gedachten Erhärtung des m zu b, die wir noch durch das Verhältniſs von thub *Rauch* (p. 43) zum gleichbedeutenden Sskr. dhûma-s (vgl. θύω, θυμός, fumus) belegen wollen. Diese Erklärung läſst sich dadurch unterstützen, daſs im Plur. jon *sie* das b von job verschwunden ist. Oder sollte job mit ava, und jon mit dem Sskr. Demonstrativstamme ana (altslawisch on) zusammenhängen, wie im Sskr. bei diesem Pronom. viele Stämme in verschiedenen Casus mit einander wechseln?

Das Verbum wâba *ich werde* (komme) geht mit anderen Ausdrücken für Verbalbegriffe Verbindungen ein, z. B. stakkerwâba *ich trete* (p. 12); *) das w kann auch wegfallen und stakerâba gesagt werden. Wo aber auch das a von wâba fehlt, wie in dâ-ba *ich gebe*, dschâba *ich gehe*, sâba *ich lache*, hat man allen Grund, Einfachheit, d. h. bloſse Verbindung der Wurzel mit der Personal-Endung anzunehmen. Denn warum sollte nicht dâba als vollkommen analog mit wâ-ba aufgefaſst werden können? Sogar Formen wie penâ-ba *ich spreche* 2. P. peneha (Sskr. bhanâmi, bhanasi) erkläre ich gegen die Ansicht des Verfs. lieber als einfach und erkenne in dem an die Wurzel sich schlieſsenden â, e, den Bindevocal, der im Sskr. in der 1sten P. ein langes, in den übrigen ein kurzes a ist, und der in verschiede-

*) Blumhardt l. c. p. 84, woraus wir noch kuru-ha *mache* (*du machst*, wahrscheinlich koroha oder karaha zu lesen, Zigeun. kereha *du machst*, Sskr. karôsi), ne-ha führe (Sskr. nî führen) entnehmen.

*) In der Sylbe ker, glaube ich die Wurzel des Hülfsverbums keraben *machen* zu erkennen, deren Anfangs-Consonant sich nach dem vorhergehenden Buchstaben richtet, daher paggerába ich breche, im Gegensatz zu obigem stakkerába. Man vergleiche pag mit dem Sskr. bhang' brechen, wovon bhagna gebrochen.

Digitized by Google

[illegible] Gestaltungen noch in den europ. Sprachen fortlebt (Gothisch a oder i, Griech. o oder ε).

Der charakteristische Buchstabe für das Prät. ist d, z. B. me pendom *ich sprach*. Der Verf. erkennt darin ans Verb. subst. hom *ich bin*, mit Verwandlung des h in d. Da wir eine solche Vertauschung nicht begründen können, und das Persische uns auf eine andere Bahn führt, durch seine dem Zigeun. ganz analogen Praeterita wie berdem *ich trug*, welches bereits in diesen Blättern aus berdeh em *getragen habend* [illegible] erklärt worden, so ziehe ich vor, das Zigeun. pendom ebenfalls aus dem Part. pendo *gesprochen* zu erklären, welches dem Sskr. auf *ta-s* und Prâkritischen auf [illegible] (im Nom.) entspricht, z. B. gata-s *qui ivit* Prakr. [illegible]. Die erste Kenntniſs dieses Zigeuner. Part. erhalten wir durch den Verf. (p. 19) und man darf nun auch das von Grellmann in seiner Adjectiv. Sammlung angeführte perdo *voll* d. h. angefüllt hierher rechnen. Vocalisch endigende Wurzeln erweichen das participiale d gewöhnlich in j, und auch nach Liquiden ist diese Umwandlung beliebt, daher dejom *ich gab*, gejom *ich ging* (Sskr. gâ *gehen*) chajom oder chadom *ich aſs*, dschanjom *ich ging*, nach Grellmann auch kerjom *ich machte* (Pers. kerdem). Von der Wurzel mer sterben (Sskr. mar, mr), kommt merdom (Persisch murdem) und mit unregelmäſsiger Zusammenziehung des er in u, mu-jom, als Analogon zu mu-lo gestorben für mu-do. An dem Partic. selbst kommt j für d nicht vor, daher z. B. pido getrunken (Sskr. pîta-s, Prakr. pîdô) aber pijom *ich trank*. Es scheint demnach, daſs die nächste Veranlassung zur Erweichung des d in j in der Belastung durch die Zusammensetzung mit einem Hülfsverbum liege, die eine Erleichterung der einzelnen Theile des Compos. wünschenswerth machte. So wird im Sanskrit die Sylbe tu der zweiten Person im Plur. in der Verbindung mit sma zu yu (ju) erweicht, daher Vedisch yus'mê *ihr*, während das Prâkrit und die meisten lebenden ind. Sprachen, auch das Zigeunerische (dume) den T-Laut fortführen. Wir rechnen das o von pendom, pijom u. a. nicht zum Part.-Suffix, sondern zum angetretenen Hülfsverbum und theilen demnach pend'-om, pend-ar, pend'-âs. Dieses Hülfsverbum ist aber, wie uns scheint, nicht zu identificiren mit dem isolirten hom = Prakrit. hômi aus Sskr. bhavâmi, sondern es ist das für den isolirten Gebrauch erloschene as-mi, mit Verlust des s, wie im Persischen und Englischen, em, am und thischen im. In der dritten P. pend'-âs hat sich das radicale s behauptet und der Personal-Chara ist gewichen, zu vergleichen hierin dem dorischen und dem isolirten Praes. hi *er ist*.

Das gewöhnliche Participium Praes., dessen e Bekanntmachung wir ebenfalls dem Verf. verdanken, e im Masc. auf abasgro und scheint somit aus der 1 Praes. durch den Zusatz von sgro gebildet. Dies v aber ein unnatürlicher Gang der Sprache, vor ei Participial Suffix den Ausdruck einer bestimmten son des Verbums beizubehalten. Wir glauben da daſs die Sylbe ba von wabasgro *der gehende* *werdende* eines anderen Ursprungs sei als die wâba *ich gehe*, wie im Skr. das m von bhavamâ *der seiende* (Part. medii) nicht mit dem m von bh mi *ich bin* zusammenhängt. Ueber das dem gro stehende s gibt der Verf. eine sehr scharfsinnige wie mir scheint vollkommen genügende Auskunft, dem er es mit dem accusativischen s in Zusamm hang bringt, welches er in Bildungen wie romes *männlich* erkennt, dessen Zerlegung auf den Acc. mes *virum* führe, wie romniagro *weiblich* auf ron *feminam* *). Nun bleibt gro zu erklären, was leicht mit dem Skr. kara *machend* und Persisc ker oder ger verständigen dürfte, durch ähnliche L Erweisung wie in gamâba *ich liebe* gegen Skr. kâ yâmi. Romesgro ist also wörtlich „Mann mache wie im Skr. bhâs-kara *glänzend*, *Sonne*, wört *Glanz machend* und im Persischen serger *G schmidt* wörtlich *Gold machend* bedeutet.

In unserem zigeunerischen Part. halten wir d nach die dem Adjectiv gro vorstehende Form auf a für den Accus. eines verdunkelten abstrakten Subst tivs, mit Bewahrung des älteren a für das sonst seine Stelle getretene e, wovon später mehr. W können es dahin gestellt sein lassen, welcher Urspr der in Rede stehenden Substantivform auf ba zu schreiben sei; ist aber ihr b wie das der ersten

*) Das a von romnia (Nom. romni) ist seinem Urspru nach kein Casussuffix sondern eine Stamm-Erweiterung v im gr. ἡδεῖα und dem Suffix τρια im Verhältniſs zu s svâdvî und -trî z. B. in g'anitrî *Erzeugerin*. So im romnia *feminae*, romnie-n [für romnia-n] *feminas*. Manv gleiche in dieser Beziehung das Littauische (vergl. Gra p. 186 Anm. **)

Digitized by Google

eine Erhärtung aus früherem m, so bieten sich die skr. Substantivstämme auf ma, wie yudhma *Kampf* zur Vergleichung dar, so dafs zur Erleichterung der Anschliefsung des Suffixes der Bindevocal des Verbums beibehalten wäre, den auch das Gothische in seinen Passiv-Partic. auf na beibehält, so dafs bug-a-ns (Thema: bugana) dem skr. bhugna-s *gebogener* entspricht.

Wir wenden uns nun zum Declinationssystem, dessen Verständigung unter der geschickten Hand des Verf. bereits so weit gediehen ist, dafs wir einige merkwürdige Begegnungen mit dem Skr. darin wahrnehmen konnten. Schon aus Grellmann war die männliche Nominativ-Endung auf o bekannt; wir hätten aber nicht gewagt, sie mit dem ô zu vergleichen, welches im Prâkrit, Pali und Zend die Stelle des skr. a-s vetritt, und welches im Skr. selbst vor weichen Cons. die Stelle von as einnimmt, wenn nicht, was aus Grellmann nicht zu ersehen ist, die betreffende Wortklasse im Zigeunerischen den Plural-Accusat. auf en bildete, worin wir das Skr. â-n wieder erkennen; man vergleiche piren (πόδα;,) mit pâdâ-n und berücksichtige den oftgedachten Wechsel zwischen d und r. Wir glauben, dafs auch diejenigen Masculina, die im Nom. sg. auf einen Conson. enden, einen Vocal hinter dem Cons. verloren haben, und eigentlich zur Wortklasse auf a gehören, die im Sanskrit die verbreitetste und im Zigeun. fast die einzige ist für männliche Substantive. So ist ruk (Pali rukkhô) *Baum* das Skr. vrkṣa-s, somit ruke-n (Acc. pl.) = vrkṣâ-n, Pali rukkhê. Das singularische accusative s scheint räthselhaft, z. B. pires *pedem*. Entweder hat sich dieses s vom Nomin. (skr. pâdas) in den accus. verirrt, oder, und zwar viel wahrscheinlicher, es ist ein Ueberrest der Anhänge-Partikel sma, die im Pali auch an Substantiven in verschiedenen Singular-Casus sich anschliefst; so bildet pâda *Fufs* im Loc. pâdê oder pâdasmin (auch pâdamhi) und im Abl. pâda oder pâdasmâ (auch pâdamhâ). Man entziehe nun diesen Formen die Endsylben min, mâ so bleibt als Analogon zum Zigeunerischen pires die Form pâdas.

Der Nom. pl. von piro ist pire und stimmt zu der Art wie das Skr. diesen Casus bei Pronominen ausdrückt, wie tê *dieso*, anyê *andere*, woran das Pali im acc. pl. sich anschliefst, daher pâdê πόδας. Dieses ê ist Zusammenziehung von ai und entspricht dem Griech. οι in Nominativen wie οἱ (τοί), λόγοι. —

Der Genitiv, oder eigentlich der das Verhältnifs *woher* ausdrückende Ablativ, und der Dativ werden durch Suffixe ausgedrückt, die sowohl im Singular als im Plural an die Form des Accusativs sich anschliefsen, daher pires-de *dem Fufse*, pirende *den Füfsen*, piresder *vom Fufse*, pirender *von den Füfsen*. Dafs de mit der Wurzel für *geben* (dâ-ba, de-ha) zusammenhänge, wie der Verf. vermuthet, ist uns nicht wahrscheinlich, eher möchten wir die Skr. Präpos. adhi *hin*, mit Aphaeresis des a darin erkennen, in dem ablativen der aber mit gröfserer Zuversicht einen Verwandten des die Entfernung von einem Orte ausdrückenden Suffixes tas, welches häufig die Stelle der Ablativ-Endung vertritt. Man vergleiche namentlich kutas woher (für ka-tas) mit dem Zigeunerischen ga-der in:

gader wela,
gader stela?

„Woher kommt er, woher springt er? (p. 54). Was Grellmann als Genitiv aufstellt, hat der Verf. mit Recht von seinem Declinations-Schema ausgeschlossen, die Form aber ist ihm nicht entgangen, denn gadzeskero, gadzengere, wovon ersteres *hominis* letzteres *hominum* bedeuten soll, sind offenbar nichts anders als die vom Verf. S. 22 gedachten Adjektiva auf s-gro, oder, von Pluralen gebildet, auf en-gro. Statt zu sagen „des Menschen Haupt" sagt also der Zigeuner das menschliche Haupt. Hierbei ist merkwürdig, dafs was in der Hindostanischen Grammatik als Genitiv aufgestellt wird, ebenfalls, wie anderwärts gezeigt worden, ein possessives Adjectiv ist, welches sich nach dem Geschlechte des folgenden Substantivs richtet, und daher Niemanden als Genitiv hätte gelten sollen. Wahrscheinlich wird auch im Zigeun. gadzeskero nur vor Masculinen stehen, vor Femininen aber gadzeskeri. Das weibliche i stimmt zum Skr. wie zum Hindostanischen, und so ist tarni *die junge* (masc. tarno) identisch mit dem skr. taruṇî *junge Frau*, während miri *meine* dem Hindostanischen mîrî begegnet (mas. im Zig. miro, im Hindost. mîra). Beide Sprachen scheinen aber das r, wodurch ihre possessiven Pronomina so auffallend mit einander übereinstimmen, jede auf eigene Gefahr aus älterem d erweicht zu haben, und so von dem skr. madîya-s *meus*, tvadîyas *tuus* etc. ausgegangen zu sein. Vielleicht gewinnt auch das r in unseren deutschen Possessiven *unser*, *euer*, Gothisch: unsar, izvar, auf diesem Wege Auskunft.

Digitized by Google

In Ansehung der Pronomina wollen wir noch des Zigeunerischen Reflexivs gedenken als eines Musters merkwürdiger Entartung von seiner ursprünglichen Form. Es lautet im Acc. sg. pes und im Pl. pen. Das p ist eine Erhärtung aus älterem v, ungefähr wie das b im Lateinisch-Zendischen bis *zweimal* gegenüber dem skr. dvis, oder genau wie im Prâkritischen pani *du* für skr. tvam. In allen drei Formen ist die Erhärtung des Halbvocals Folge der Unterdrückung eines vorhergehenden Consonanten, der beim Reflexiv ein s war, also pes, pen für sves, sven (vgl. σφεῖς, σφός und skr. svayam *selbst*, sva-s *sein*) wie pên Schwester (S. 50) skr. svasr.

Wir entnehmen noch aus vorliegendem Buche, dem keine Wortsammlung beigefügt is, nachstehende zerstreut vorkommende Ausdrücke, um sie entsprechenden sanskritischen gegen überzustellen, um so die in der Grammatik verstekter liegende Verwandtschaft der beiden Sprachen auf lexicalischem Wege anschaulicher zu machen. Zu diesem Zwecke mag uns auch Grellmanns Schrift einige Ausbeute liefern:

Zigeunerisch.	Sanskrit.
schero *Kopf*	schiras (s'iras) schirô (*)
wast *Hand*	hasta-s
jak *Auge*	aks'i
tschib *Zunge*	dschihvâ (g'ihvâ)
kan *Ohr*	karna-s
gusto *Finger*	angus'tha-s, angus'thô (*) *Daumen*
piro *Fuſs*	pâda-s, pâdô *
rom *Mann*	Zend: dâmô (δῆμος)
manusch *Mensch*	mânus'a-s
debel *Gott*	dêva-s
rani *Herrin*	râg'nî *Königin*
bhû *Erde*	bhû-s
jug *Feuer*	agni-s
angar *Kohle*	angâra-s, -m
kazht (kascht?) Holz	kâs'tha-m
pani Wasser	pânîya-m
sero See	saras, saro *)
parra Ufer	pâra-s jenseitiges Ufer
matscho Fisch	matsya-s, matsyô *)
scheschi Hase	schascha-s (s'as'a-s)
madschka Katze	mârdschâra-s
krimo Wurm	krmi-s
bersch Jahr	vars'a-s
dives Tag	divasa-s
ratti Nacht	râtri
gin Zahl	gana-s *Schaar*
duk Schmerz	duhkha-m
drum Reise	dru *laufen* (Wurzel)
patrin *Blatt*	patra-m
paro *Last*	bhâra-s, bhârô *)
mas Fleisch	mâns'a-m
isema Zimmer	ves'ma *Haus*
paka Flügel	paks'a-s
dur weit	dûra-s
tambo finster	tamas *Finsterniſs*
puro alt, purana *Alter*	purâna-s, -nô *alt* *)
sob schlafe!	svap (Wurzel)
pen rede!	bhan W.
pi trinke!	pî W.
gamâba *ich liebe*	kam W.
dschivâba ich lebe	dschiv W.
merâba *ich sterbe*	mar (mr) W.
kerâba ich mache	kar (kr) W.
lâba *ich nehme*	labh W.
tschiberwâba *ich werfe*	ks'ip W.
beschâba *ich sitze*	upa-visch (vis') *sich setzen*
dikkâba ich sehe	drs' W. (δέρκω)
schenula *er hört*	s'rnôti

*) Vor weichen Consonanten.

Man vergleiche auch zu schenu-la das Persische schenû-den *hören*, Imper. schenû. Grellmann, aus dem wir den Zigeunerischen Ausdruck entnehmen, schreibt schenule und gibt es als erste Person, wie er überhaupt in seiner Wortsammlung alle grammatische Kategorien mit einander verwechselt, und z. B. dem Pron. 1. P. me *ich* die 2. P. Praes. dikkaha zur Seite stellt und das Ganze durch „ich sah" übersetzt, weiter oben puro *alt* durch *veralten*, mujas *er starb*, nebst mulo todt durch *sterben*, tschor *stiehl* (skr. W. tschûr) durch *stehlen*, kerla (kerela) *er macht* durch *machen*, so daſs man unter dem bunten Gemisch von Schein-Infinitiven den einförmigen wahren nicht herausfinden kann, worüber zuerst der Verf. (S. 49, 50) die nöthige Auskunft gegeben hat, von dessen Ansicht wir uns jedoch darin entfernen, daſs wir in Formen wie daben *geben* staben *stehen* nicht in dem bloſsen einfachen oder zusammengesetzten Consonanten den Ausdruck des Grundbegriffes suchen, sondern wir theilen da-ben sta-ben wie im Skr. dâ-tum, stâ-tum, und bei consonantisch ausgehenden Wurzeln nehmen wir, wie im Praesens, a als Bindevocal an, also dschiw-a-ben *leben* (skr. dschîv-i-tum). Ob aber ben mit dem Indischen tum und Persischen den (ker-den *machen*) zusammenhänge, und auf einer Verwechslung der lingualen mit der labialen Media beruhe, wie im äol. βελφίν, Βελφοί gegen δελφίν, Δελφοί, wollen wir für jetzt dahin gestellt sein lassen.

Bopp.

Digitized by Google

№ 40.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1836.

XXXII.

Dr. Heinr. Thoel. Der Verkehr mit Staatspapieren aus dem Gesichtspunkt der kaufmännischen Speculation. Göttingen, 1835. *Dietr. Buchhandlung.*

Der Verf. der vorliegenden Schrift hat mit vielem Fleifs und grofser Beharrlichkeit das Labyrinth des Börsenschwindels erforscht, er hat Irrgänge darin gefunden, die auch Kundigen neu sein mögen, ja vielleicht noch nie von eines Menschen Fufs betreten worden sind. Man sieht, es handelt sich hier ursprünglich von Werken der Kinder Israel, es sind gekünstelte Spitzfündigkeiten darin, die man sonst nur im Talmud findet, und wenn der Grund auch aus dem Leben genommen ist, so hat der Verfasser mit seinem oder seiner Vorgänger Scharfsinn doch noch so viel daran zugespitzt, dafs die Börsenmänner schwerlich Lust haben möchten, dergleichen in ihre Hände zu nehmen, aus Furcht die Spitze möchte brechen.

Das Werk ist offenbar auf ähnliche, vorhergegangene von französischen Gelehrten verfafste, gegründet, und das ganze Börsenspiel nach dem französischen Original, nach der Pariser Börse geschildert. In Deutschland sind in der neueren Zeit neue Spielarten an den Börsen erschienen, welche der Verf. nicht erwähnt, als z. B. *Prämie mit Prolongation*, und ähnliche Variationen tauchen sehr oft neu auf. Es unterscheidet sich aber der Handel mit Staatspapieren in Paris von dem in Deutschland gar sehr sowohl dem Wesen als der Form nach. Der Antheil, welchen Frankreichs Bewohner an der französischen Staatsschuld nehmen, liegt mit sehr geringen, und gar nicht in Betracht zu ziehenden Ausnahmen lediglich in Paris. Die Provinzen bekümmern sich wenig oder gar nicht um Staatspapiere, und in ganz Frankreich giebt es nur *Eine* Börse, die Pariser, an welcher Geschäfte in Staatspapieren gemacht werden. Wie ganz anders verhält es sich in dieser Hinsicht in Deutschland! In jeder Stadt, in jedem Städtchen, ja in den meisten Dörfern leben Leute, die einen Theil ihres Vermögens in Staatspapieren anlegen und Deutschland hat zehn oder zwölf Börsen, an welchen bedeutend in Staatspapieren verkehrt wird. Dieser grofse Unterschied in der Verbreitung der Theilnahme an Staatspapieren ist auf die Art der Geschäfte, welche darin gemacht werden, von dem gröfsten Einfluss. Da in Frankreich die Zahl der Besitzer von Staatseffecten verhältnifsmäfsig so gering ist, so ist die Zahl der täglichen Besitzveränderungen dieser Effecten ebenfalls verhältnifsmäfsig gering, und die wirklich reellen Geschäfte darin — da *A* Verkäufer und *B* Besitzer werden will — verlieren sich gegen die Menge der blofsen Speculationen auf den Cours, die weder den Besitz von Staatspapieren, noch die Intention, durch das vorliegende Geschäft Besitzer zu werden, voraussetzen. In den meisten Fällen wollen beide Parteien blofs wetten. Ganz anders stellt sich dieses Verhältnifs in Deutschland. Hier treten mit jedem Tage unzählige Veränderungen im Besitz der Papiere ein, und an jeder deutschen Börse kommen aus der Stadt selbst oder aus ihrer Umgebung in den kleineren Städten oder auch von dem platten Lande gar viele Parteien, von denen die Eine wirklich kaufen, die andere wirklich verkaufen will. Daher ist an den deutschen Börsen — im Gegensatz der Pariser Börse — der wirkliche Kauf und Verkauf von Papieren, die wirkliche Veränderung des Besitzes derselben die Regel und die Wettgeschäfte sind nur die Ausnahme. In der Form unterscheiden sich die Papiergeschäfte in Paris von denen in Deutschland hauptsächlich dadurch, dafs der Käufer in Paris die Papiere für den bedungenen Preis

Digitized by Google

mit allen daran klebenden Zinsen kauft, in Deutschland aber werden ihm die Zinsen noch aufser dem bedungenen Preise von dem Käufer vergütet. Daher giebt es in Deutschland eine Gattung von Zeitgeschäften, die man in Paris nicht kennt, und die auch unser Autor nicht zu kennen scheint. Mit dem Kunstworte heifsen sie *täglich*. Der Käufer verpflichtet sich, spätestens an einem gewissen Tage die Papiere zu nehmen, er behält sich aber auch das Recht vor, sie an jedem früheren Tage fordern zu können. Ein solches Geschäft wäre in Paris in den allermeisten Fällen widersinnig, und es kömmt daher gar nicht vor. Wenn ich gekauft habe, um zu empfangen Ende des Monats, so liegen im Kaufpreise auch die Zinsen, welche das Papier bis Ende des Monats trägt, — ich gewinne nichts, wenn ich früher abnehme, und was der Käufer mit dem Gelde bis zum Schlufstermin des Geschäfts anderweitig gewinnen kann, das nimmt er mit und bezahlt nicht vor der Zeit. In Deutschland aber laufen die Zinsen des Papiers bis zum Ablieferungstage für den Verkäufer, und wenn der Käufer das Geld früher hat, als am letzten Empfangstermine, so nimmt er die gekauften Papiere, und geniefst die ferneren Zinsen selbst. Hätte unser Autor diese Art von Geschäften gekannt, so würde er sie mit allen Schattirungen, welche sie annehmen können, wohl erwähnt haben. Es finden sich in dem practischen Theile des Buches öfter Gelegenheiten, zu bemerken, dafs dem Verfasser nur die französische Praxis geläufig war.

In den Principien trägt das Buch einen sehr grofsen Fehler, den man entschuldigen mufs, weil er ein ganz gewöhnlicher ist, den fast alle Autoren begehen, welche über diese Materie geschrieben haben. Ein Geschäft in Staatspapieren auf Zeit ist dem Autor mit einer *Speculation*, d. h. zu deutsch mit einer Wette synonym; er nimmt an, dafs beide Parteien in einem solchen Geschäft nur die Differenz des Courses zwischen dem Tage des Abschlusses und dem der Vollziehung im Auge haben. Dies ist aber factisch ganz unrichtig. In den allermeisten Fällen hat der Verkäufer nur den Zinsgenufs bis am Lieferungstage im Sinne. Der Käufer mufs freilich hoffen, dafs er heute wohlfeiler kauft, als es am Lieferungstage würde geschehen können, dies involvirt aber noch keinesweges den Vorsatz, das am Lieferungstage Erhaltene gleich wieder wegzugeben. Die allerwenigsten dieser Geschäfte werden, wie man es nennt, blofs durch Differenz regulirt, obschon Unkundige dies als die Regel annehmen, und in den meisten juristischen Büchern, die von diesen Geschäften handeln, dieselbe Ansicht obwaltet. Der Irrthum ist daher entstanden, dafs Unkundige oft an der Börse bemerken, wie eine grofse Masse solcher Geschäfte durch *Abrechnung* (Compensation) regulirt werden, ohne dafs von der einen Seite geliefert, und von der anderen bezahlt werde. Man hat also angenommen, dafs diese Transactionen nur durch Auszahlung der Coursdifferenzen regulirt werden, und dafs dabei kein Käufer, der die Papiere hätte nehmen wollen, und kein Verkäufer, der sie hätte liefern wollen, existire; es ist aber dem nicht so. So wie in der Pariser Börse alle Geschäfte in Papieren durch eine kleine Zahl von Agents de Change definitiv abgemacht werden, indem diese alle gekauften Papiere an sich nehmen, und sie dem Käufer überliefern, so ist es an den deutschen Börsen eine kleine Anzahl von Commissionshäusern, welche für eine grofse Zahl von Capitalsbesitzern im Orte sowohl als in benachbarten Orten die Geschäfte machen. Jeder dieser Commissionäre kauft und verkauft mehrere Male an einem Tage, und gewifs viele Male in einem Monate. Wenn nun der Abrechnungstag am Ende des Monats kommt, so findet es sich, dafs er sehr oft im Monat als Käufer, und oft als Verkäufer aufgetreten ist. In gleichem Falle befinden sich seine Collegen, und statt nun jedes einzelne Geschäft zu liquidiren, das gekaufte Papier zu nehmen und zu bezahlen, überweiset einer dem anderen, und jeder nimmt definitiv nur das, was er im Laufe des Monats mehr gekauft als verkauft hat. Diese Liquidation — wie ein angenommener Gebrauch diese Ueberweisungen nennt — verhindert nicht, dafs bei den allermeisten, im Laufe des Monats gemachten Geschäften jeder einzelne einen Käufer hätte, der liefern, und einen Verkäufer, der nehmen will. Diese unrichtige Ansicht der Lieferungsgeschäfte in Staatspapieren hat tiefe Wurzel gefafst, und es wird wohl noch Zeit brauchen, ehe sie verschwindet. In früheren Jahrhunderten, als die Wechsel erfunden worden sind, mag ein ähnlicher Irrthum lange genug allge-

Digitized by Google

mein gewesen sein. Wenn man statt des Hin- und Herreisens des baaren Geldes die Zettel hat erscheinen gesehen, so war es verzeihlich, diesen Papierverkehr als einen Schwindel anzusehen. Es waren auch viele Wechsel wirklich Schwindel und sind es noch heute, so wie auch viele Händel in Papieren auf Lieferung Schwindel sind. Sind aber alle Wechseloperationen auf Schwindel gegründet?

Die Geschäfte in Staatspapieren auf Lieferung haben dem Staats-Credit eine breite Basis gegeben, die er sonst nie erhalten hätte, und ohne welche er nie in die Höhe, in welcher wir ihn sehen, hätte aufgebauet werden können. Deutschland mit seinen 30 Millionen Einwohnern hat vor funfzig Jahren so gut als gar keine Staatsschulden gehabt. Die Folgen der französischen Revolution, und der dreifsig Jahre lang geführten unglücklichen Kriege haben eine Schuldenlast herbeigeführt, und in kurzer Zeit auf einander gehäuft, die gröfser ist als sie irgend eine unserer reicheren Nachbar-Nationen trägt (?), und dennoch giebt es in Deutschland kein Staatspapier, das 4 pr. Zinsen trägt, und unter 100. steht. — Ohne die Einführung der Geschäfte in Staatspapieren auf Lieferung war ein so günstiges Resultat nicht zu erreichen; es mag paradox klingen, ist aber dennoch wahr, wie sich sehr leicht zeigen läfst. Wenn die Gläubiger des Staats im Stande und gesonnen sind ruhig zu warten, bis der Staat bezahlen kann, und mittlerweile die Zinsen zu ziehen, so giebt es keinen Staatspapierhandel und keinen Cours der Papiere. Da dies aber der Fall nicht ist, so werden für die Papiere Käufer gesucht. Wenn sich nun nur solche Capitalien als Käufer finden, welche für das ganze Jahr unbeweglich in Staatspapieren ihre Anwendung finden wollen, so mufs der Cours der Papiere niedrig sein, denn diese Capitalien reichen nicht hin, um die Papiere in einem hohen Cours zu erhalten bei einer Nation, die einen lebhaften Ackerbau, ein lebhaftes Industriesystem und einen lebhaften Handel hat. Dahingegen besitzen Kaufleute und Fabrikanten Capitalien, welche der Natur ihrer Bestimmung nach in jedem Jahre eine Zeitlang unbeschäftigt sein müssen. Der Handel mit roher Waare gründet sich auf Productionen der Natur, und diese sind auf bestimmte Perioden im Jahre angewiesen. Die Getraidehändler brauchen ihr Geld zum Einkauf kurz nach der Aernte, die Wollhändler kurz nach der Schur, die Holzhändler im frühen Frühjahr, da das Holz im Winter geschlagen wird, die Weinhändler im Spätherbst nach der Weinlese. Die Einnahmen dieser Kaufleute sind so wie die Consumtion der Artikel, mit welchen sie verkehren, weniger an eine bestimmte Periode gebunden, und gehen mit wenigen Abweichungen stetig fort. Daher bleiben allen Kaufleuten im Grofsen bedeutende Capitalien während mehrerer Monate in jedem Jahre unbeschäftigt liegen. Diese Capitalien werden nicht in Staatspapieren angelegt, wenn es nur durch *Ankauf* derselben geschehen kann, denn die Besitzer sind besorgt, Verlust zu erleiden, wenn sie in ihrem Geschäfte Geld brauchen, und dann die Papiere verkaufen *müssen*. Es machen aber diese abwechselnd im Jahre müfsige und beschäftigte Capitalien eine viel gröfsere Masse aus, als jene der Capitalien, welche während des ganzen Jahres nur auf Zinsen ausgethan werden, und die daher in der Regel ihre Anwendung in Staatspapieren finden. Das Verhältnifs der einen Masse gegen die andere nimmt zu mit der steigenden Industrie der Nation. Je mehr Industrie, desto mehr Capitale bedarf der Handel, der sie aber nicht gleichmäfsig im ganzen Jahre braucht. Von diesem Capitale lag in früherer Zeit gar Vieles ungenutzt in des Kaufmanns Kasten; wie sollte er es auch wohl so anlegen, dafs er erwarten kann, es sicher und prompt wiederzufinden, wenn er es braucht? Hier haben die Staatsschulden und besonders die Einführung der Zeithändel in Staatspapieren Wunder gewirkt. Der Kaufmann, dem Geld eingeht, welches er jetzt nicht braucht, kauft ein Staatspapier, und findet an der Börse immer einen solventen Mann, der sie ihm auf einen oder einige Monat Lieferung wieder abkauft; er geniefst die Zinsen, welche der Staat zahlt, und kömmt wieder ohne Weiterungen in den Besitz seines Capitals, wann er es braucht. Durch diesen einfachen Mechanismus werden die auch nur kurze Zeit müfsig liegenden Capitalien genutzt und so hat es geschehen können, was die Welt in Erstaunen gesetzt hat, dafs nämlich der Credit der Staaten, oder mit anderen Worten der Cours ihrer Papiere mit wenigen zufälligen Unterbrechungen stets steigend war, während die Staaten genöthigt waren, ihre Schulden zu vermeh-

Digitized by Google

ren. Diese Betrachtung führt zu der Ueberzeugung, dafs das *Abzahlen* von Staatsschulden, welche zu Zeiten der Noth gemacht worden sind, für die Industrie und den Reichthum der Nation nicht ohne Nachtheil ist. Solche Ketzereien darf man jedoch noch nicht laut aussprechen.

J. Mendelssohn.

XXXIII.

M. Antonii Mureti Opera omnia ex mss. aucta et emendata cum brevi adnotatione Davidis Ruhnkenii. Studiose ab se recognita emendata aucta selectisque aliorum et suis adnotationibus instructa accurate edidit Carolus Henricus Frotscher Phil. Dr. et Professor P. E. in univers. litt. Lipsiensi, gymnasii Nicol. Conrector et biblioth. senat. praefectus II. societat. Lat. Jenens. sod. honor. Accedunt Indices copiosissimi. Vol. I. praeposita est Mureti effigies a lithographo expressa. Lipsiae, sumtus fecit et venumdat Scrigiana libraria. 1834. 450 *S. gr.* 8.

Also der Anfang einer vollständigen Ausgabe des Muretus, auch seiner Commentare und kritischen Noten, selbst seines französischen Commentars über die amours de Pierre Ronsard. Nach dem Maafse des gegenwärtigen Bandes müssen es wenigstens 6 gleich starke Bände werden. Wir werden also wohl 10 Jahre zu warten haben. Und warum eine neue Ausgabe der gesammten Werke? Ist es nicht an Ruhnkens Ausgabe genug, die noch überall durch den Buchhandel für einen Preis, der den wahrscheinlichen des Frotscherschen Abdrucks nicht übersteigt (für 10 Thaler), zu beziehen ist? Hr. Frotscher verspricht in der Vorrede noch gröfsere Vollständigkeit als Ruhnken durch Benutzung gewisser Ausgaben der einzelnen Schriften, die Ruhnken nicht zur Hand gewesen. Insofern damit der kritische Apparat zu einzelnen Autoren bereichert wird, werden wir diese Sorgfalt mit Dank anerkennen, aber es schiene uns gerathener, wenn Hr. Bardili die versprochenen Excerpte Muretischer Lesarten zu Ciceros Catilinarien lieber anderwärts, wohin sie gehören, bekannt machte, als sie hier begrübe. Was sollen wir aber mit dem vermehrten Commentar zu Ronsard? Schon Ruhnkens Abdruck ist vom Uebel. Wer noch heut zu Tage den Ronsard liest, wird sich auch den Commentaire verschaffen können. Herr Frotscher rühmt sich ferner genauer Correktur, worin er seit 13 Jahren sehr erfahren sei, und andern gedient, aber dabei Undank erfahren habe. Wir wollen das Weitere abwarten, denn in dem vorliegenden Bande war die Correktur in der That sehr leicht, und doch führt Hr. Frotscher gleich in der Note einige Irrungen seines Setzers an. Ein Corrector hat mitunter mehr zu thun. Und da giebt Hr. Frotscher gleich in der Vorrede p. XXIX. kein Beispiel von Genauigkeit, indem er gegen Ruhnken, der den Druckfehler in einem Nahmen *Costecaudo* für das richtige Costecando rügt, sehr skeptisch bemerkt: „At quis est qui pro certo affirmare possit, utrum istic an hic potius in eo nomine exprimendo ab operis peccatum fuerit?" Mit Erlaubnifs, das kann man sehr wohl behaupten, indem erstlich in den älteren Ausgaben durchaus nur n ist, und zweitens ein Herausgeber des Muret ja wissen mufs, dafs die Familie mit wahrem Nahmen *Costeblanche* heifst, was latinisirt Costecandus giebt. Wie erscheint also hier Hr. Frotscher mit seiner Correctorkritik?

Alsdann sind Noten zu Murets Text hinzugekommen, 1) Nachweisungen der Beziehungen auf alle Autoren, worin Ruhnken nicht vollständig genug gewesen sei. Es wird aber mit diesen Nachweisungen auch Mifsbrauch getrieben. Denn was bedarf es einer Nachweisung, wenn Muret sagt: ipsa mihi Philosophia tamquam Achilli *Homerica Pallas* manum injicit? Und noch dazu einer falschen! Denn Iliad. XXI, 286 ist es nicht, sondern Iliad. I beim Streit mit Agamemnon, wo Athene dem Achill erscheint und ihn hindert das Schwert gegen Agamemnon zu ziehen. Dergleichen nachzuweisen hielt Ruhnken allerdings nicht für nöthig. Und so vieles andere. Wer als Belletrist Latein schreibt, steht in einer ununterbrochenen Beziehung auf die Klassiker; sie geben ihm sein Material. Wozu soll es führen ihm jeden Gedanken, jede Anspielung nachzurechnen und mit einem Cf. zu belegen? 2) Hat Hr. Frotscher auch Latinitätsnoten hinzugefügt. Dies ist eine beliebte Sitte unserer Zeit, die nun aber bald für Unsitte gehalten werden wird, zumahl wenn die Herren nichts weiter als das zum Ekel wiederholte „nicht ac vor Vocalen, cf. Ochsner, nicht scientiae, nicht forte für fortasse, nicht litterae humaniores; quamquam mit dem Indicativ, selten mit dem Conjunctiv", und dergl. vorbringen. Dies gehört ein für alle Mahl in die Grammatik, oder in Anleitungen für die Schuljugend. Eine vollständige Ausgabe des Muret sollte man mit solchem Ballast verschonen. Viel ersprieslicher würde es sein, wenn Murets Reden und Briefe endlich einmahl so herausgegeben würden, wie Lagomarsini Poggius' Briefe herausgegeben hat, d. h. mit Anmerkungen, die den Leser ausführlich in die litterarischen und socialen Verhältnisse der Zeit einführen und durch ihre eigene schöne Latinität Belehrung darbieten.

N.

Digitized by Google

Jahrbücher

für

wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben

von der

Societät für wissenschaftliche Kritik

zu

Berlin.

März 1836.

Berlin,

Verlag von Duncker und Humblot.

1836.

Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Digitized by Google

Mitglieder und Mitarbeiter.

Abegg, in Breslau.
Abeken, in Osnabrück.
Albrecht, in Göttingen.
Aschbach, in Frankfurt a. M.
v. Baer, in Petersburg.
*Bartels.
Barthold, in Greifswald.
Baur, in Tübingen.
Bauer.
F. Benary.
A. Benary.
Bernhardy, in Halle.
Beseler, in Basel.
Bessel, in Königsberg in Pr.
Billroth, in Halle.
Binder, in Heidenheim.
*Boeckh.
v. Bohlen, in Königsberg in Pr.
Bonnell.
*Bopp.
v. Brandt.
Burmeister.
Capellmann, in Düsseldorf.
Carus, in Dresden.
Clarus, in Leipzig.
Damerow, in Greifswald.
Daub, in Heidelberg.
Dieterici.
Diez, in Bonn.
*Dirichlet.
Dirksen.
Dove.
Droysen.
Drumann, in Königsberg in Pr.
Ellendt, in Königsberg in Pr.
Encke.
Erdmann.
Ewald, in Göttingen.
v. Felgermann.
Feuerbach, in Erlangen.
Förstemann, in Halle.
Fr. Förster.
Fricke, in Hamburg.
Friedländer.
*Gabler.
*Gans.
Gerhard.
Gloger, in Breslau.
Glückselig, in Prag.
Goldfuss, in Bonn.
Göschel.
Göttling, in Jena.
Graff.
v. Griesheim.
v. Gruber, in Stralsund.
Haase, in Schulpforta.
v. d. Hagen.
Hagen II. in Königsberg in Pr.
*v. Henning.
*Hefftor.
Heydemann.
Heyse.
Hiecke, in Zeitz.
Hinrichs, in Halle.
*Hirt.
Homeyer.
Hornschuch, in Greifswald.
*Hotho.
*Fr. Hufeland.
Hunger, in Erlangen.
Ideler.
J. Ideler.
Johannsen, in Copenhagen.
v. Karajan, in Wien.
Kleine, in Duisburg.
Klöden.
Kosegarten, in Greifswald.
Krüger, in Quedlinburg.
Kufahl.
Kühne, in Leipzig.
Lange.
G. Lange, in Worms.
Lappenberg, in Hamburg.
Lehmann.
Lehnerdt, in Königsberg in Pr.
Lehrs, in Königsberg in Pr.
Leo, in Halle.
Leupoldt, in Erlangen.
*Link.
Lisch, in Schwerin.
Lobeck, in Königsberg in Pr.
Lorinser, in Oppeln.
Lucas, in Königsberg in Pr.
*Marheineke.
Matthäi, in Verden.
Matthäi, in Göttingen.
Matthies, in Greifswald.
Mayer, in Bonn.
Meinicke, in Prenzlau.
F. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
G. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
H. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
Michelet.
Minding.
Mittermaier, in Heidelberg.
Mullach.
Mundt.
v. Müffling, in Münster.
Johannes Müller.
Müller.
Naumann, in Bonn.
Naumann, in Freiberg.
Nebenius, in Carlsruhe.
Nees v. Esenbeck, in Breslau.
Neue, in Dorpat.
Niethammer, in München.
Nöggerath, in Bonn.
Pelt, in Kiel.
Petermann.
Petersen, in Kreuznach.
v. Pfuel, in Neufchatel.
Phillips, in München.
Pinder.
Plafs, in Verden.
Pohl, in Breslau.
Pott, in Halle.
Purkinje, in Breslau.
Ranke, in Quedlinburg.
Ratzeburg.
v. Raumer, in Erlangen.
Rauter, in Strafsburg.
Reinganum.
v. Riese, in Bonn.
Carl Ritter.
Rosenkranz, in Königsberg.
Rötscher, in Bromberg.
Fr. Rückert, in Erlangen.
Rühle v. Lilienstern.
v. Rumohr, in Copenhagen.
Rust, in Speier.
Sachs.
Schmidt, in Erfurt.
Schmidt, in Bielefeld.
Schoell.
Schömann, in Greifswald.
Schön, in Breslau.
Schott.
Schubert, in Königsberg in Pr.
*Joh. Schulze.
*C. H. Schultz.
Sohncke, in Königsberg in Pr.
Spiker.
v. Stägemann.
Steffens.
Stern, in Göttingen.
Strauss, in Tübingen.
Streckfuss.
*Toelken.
Trendelenburg.
Uckert, in Gotha.
Ulrici, in Halle.
*Varnhagen v. Ense.
Vatke.
Voigt, in Königsberg in Pr.
Wachsmuth, in Leipzig.
Walter.
Weber, in Bremen.
Weisse, in Leipzig.
Wendt, in Göttingen.
Wendt, in Posen.
Wiegmann.
Wilda, in Halle.
*Wilken.
v. Willisen.
Wilmans.
Windischmann, in Bonn.
v. Winterfeld.
Witte, in Halle.
Wolff, in Wien.
*Zumpt.

Digitized by Google

Inhalt des März-Heftes.

Jahrbücher No. 41—60.

Seite

Brandis, Nosologie und Therapie der Cachexien. Erster Band. Berlin, 1834. — Matthaei. . . . 431

Carus, Erläuterungstafeln zur vergleichenden Anatomie. Heft 1—3. Leipzig, 1826—1831. — Weber. . 369

J. van Deen, disquisitio physiologica de differentia et nexu inter nervos vitae animalis et vitae organicae. Lugd. Batav., 1834. — Purkinje. 401

Freund, Wörterbuch der lateinischen Sprache nach historisch-genetischen Principien, mit steter Berücksichtigung der Grammatik, Synonymik und Alterthumskunde. Nebst mehreren Beilagen linguistischen und archäologischen Inhalts. Erster Band A—C. Leipzig, 1834. — M. Sachs. 417

Gebser u. Hagen, der Dom zu Königsberg in Preufsen. Erste Abtheilung. Geschichte der Domkirche zu Königsberg, und des Bisthums Samland mit einer ausführlichen Darstellung der Reformation im Herzogthum Preufsen. Zweite Abtheilung. Beschreibung der Domkirche und der in ihr enthaltenen Kunstwerke. Königsberg, 1833. u. 1835. — Schnaase. . . 344

Hand, Lehrbuch des lateinischen Stils. Jena, 1833. — Bonnell. 470

Homeyer, des Sachsenspiegels erster Theil, oder das sächsische Landrecht nach der Berliner Handschrift v. J. 1369. Zweite vermehrte Auflage. Berlin, 1835. — Phillips. 381

Die Psalmen. Der Grundtext übersetzt und kritisch hergestellt von Ferdinand Hitzig. Heidelberg, 1835. — Ewald. 425

Illgen, Zeitschrift für die historische Theologie. In Verbindung mit der historisch-theolog. Gesellschaft zu Leipzig herausg. Bd. I. St. 1. 2. Leipzig, 1832—33. . 332

de Lasaulx. De mortis dominatu in veteres. Commentatio theologico-philosophica. Monaci, 1835. — C. F. G. 454

Caroli Morgensternii — Commentatio de arte veterum mnemonica. Dorpati, 1835. — G. B. . . 436

Pardessus, Collection de lois maritimes antérieures au XVIII siècle. Tom. III. Paris, 1834. — Lappenberg. 406

Die Psalmen. Uebersetzt und erläutert von Mich. Sachs. Berlin, 1835. — Ewald. 425

v. Stägemann, Erinnerungen an Elisabeth. Berlin, 1835. — Förster. 358

Stenzel, Scriptores rerum Silesiacarum oder Sammlung schlesischer Geschichtschreiber. Erster Band. Breslau, 1835. — Riedel. 390

Theophylacti Simocattae Historiarum libri octo. Recognovit Immanuel Bekkerus. Bonnae, 1834. Als Anhang: Genesius ex recognitione Caroli Lachmanni. Theil des Corpus Scriptorum historiae Byzantinae. — Bernhardy. 441

Θεοφύλακτος. Theophylacti Simocattae Quaestiones Physicas et Epistolas ad Codd. recensuit, versione Kimedonciana et notis instruxit Io. Franc. Boissonade. Paris, 1835. — Bernhardy. . . 441

Christliche Erbauung aus dem Psalter oder Uebersetzung und Erklärung auserlesener Psalmen von Dr. Friedr. Wilh. Carl Umbreit. Hamburg, 1835. — Ewald. 425

C. Vellei Paterculi quae supersunt ex historiae Romanae libris duobus Ex codice Amerbachiano addita varietate lectionis Rhenanianae, Burerianae, Gelenianae, Ruhnkenianae cum reliquae delectu expressit Io. Casp. Orellius. Accedunt C. Crispi Salusti Orationes et Epistolae ex deperditis historiarum libris expressae ex codice Vaticano MMMDCCCLXIV. Lipsiae, 1835. — Halm. 321

Anzeigeblatt No. 2.

Seite

Personal - Chronik.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen. . . . 1. 2.

Directoren und Mitglieder der wissenschaftlichen Prüfungs-Commissionen für das Jahr 1836. . . 2

Wissenschaftliche Institute 3

Litterarische Anzeigen . . . . . 3—8

Digitized by Google

Im Verlage von ***Duncker und Humblot*** in Berlin ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Abendstunden,

herausgegeben von Dr. Franz Theremin.

2r Band. geb. 1½ Thlr.

Inhalt: Poetische Versuche aus dem Jahre 1835. — Poetische Versuche aus früheren Jahren. — Hebräische Gesänge. Aus dem Engl. des Lord Byron — Ueber die deutschen Universitäten. Ein Gespräch. — Der ewige Jude. Eine Legende. — Die arme Feier des Weihnachtsfestes.

Der *erste* Band, welcher 1833 erschienen ist und 1 Thlr. kostet, enthält: Der Kirchhof (Gedichte.) — Drei Gespräche: Das Erwachen. Die geistliche Beredsamkeit. Der Ritter von der traurigen Gestalt. — Von dem Wesen der mystischen Theologie. Ein Versuch.

Neuer Roman von Th. C. Grattan.

Im Verlage von *Duncker und Humblot* in Berlin ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Agnes von Mansfeld.

Geschichtliche Novelle von Th. C. Grattan.

Aus dem Englischen übersetzt.

3 Bde. geh. 3½ Thlr.

Früher erschienen von demselben Verfasser:

Heer- und Querstrafsen, oder Erzählungen, gesammelt auf einer Fufsreise durch Frankreich. Uebersetzt von W. Alexis u. Th. Hell. Bd. 1. 2. . . . . 2½ Thlr.
Bd. 3. (Caribert, der Bärenjäger.) . . . . . 1½ Thlr.
Bd. 4. (Alles für seine Königin.) . . . . . 1⅓ Thlr.
Bd. 5. (Leonie.) . . . . . 1½ Thlr.
Reisebilder, oder Züge von Menschen und Städten. Uebersetzt von Th. Hell. 2 Bde. . . 3 Thlr.
Die Erbin von Brügge. Eine Erzählung aus dem Jahre von 1600. Uebersetzt von K. L. Meth. Müller. 4 Bde. 4⅔ Thlr.
Jacqueline von Holland. Eine historische Erzählung. Uebersetzt von K. L. Meth. Müller. 3 Bde. . 4 Thlr.

Schuldirectoren und französische Sprachlehrer

machen wir auf folgendes Unterrichtsbuch unseres Verlages aufmerksam:

Lehrbuch der französischen Sprache für den Schul- und Privat-Unterricht. Enthaltend: 1. Eine französisch-deutsche Grammatik der französischen Sprache, mit Uebungen zum Uebersetzen in's Deutsche und in's Französische 2. Ein französisches Lesebuch mit Hinweisungen auf die Grammatik und Wörterverzeichnissen Herausgegeben von Friedrich Herrmann. 3te verbesserte Auflage. 1835. . . . . ⅔ Thlr.

Trotz der grofsen Menge französischer Grammatiken, welche die deutsche Literatur besitzt, fehlte es noch an einem Schulbuche der Art, das, die bisherigen Forschungen für Stoff und Methode benutzend, in systematischer Form die nothwendigen Regeln zusammengestellt und von praktischen Uebungen begleitet enthielte. Diesem Bedürfnisse ist nun durch obiges Werk abgeholfen, das, von praktischen Schulmännern für die in Anlage und Ausführung gelungenste französische Sprachlehre erklärt, auch bereits in so viele Schulen Eingang gefunden hat, dafs in *drei* Jahren *drei* Auflagen nöthig geworden sind. — Zur Bezeichnung der innern Einrichtung des Werks genüge Folgendes Die Regeln sind durchgängig in französischer und deutscher Sprache, damit der Schüler sich frühzeitig an Französischsprechen gewöhne. Der berühmte Grammatiker Lévizac hat die Erfahrung gemacht, dafs Schüler, die nach dieser Methode unterrichtet werden, in 7 bis 8 Monaten mehr lernen, als die nach der bisherigen in 1½ bis 2 Jahren. — Etymologie und Syntax sind streng geschieden, und den Abschnitten über die einzelnen Redetheile Uebersichts-Tabellen beigefügt, welche das Vorgetragene mit einem Blicke nochmals klar übersehen lassen. Schulmänner werden wissen, wie nützlich dergleichen Hülfsmittel für die Fassungskraft der Jugend sind — Alle Regeln sind klar und bestimmt dargestellt, nicht durch Anhäufung von Ausnahmen verdunkelt; ja es dürfte keine Grammatik geben, in der die schwierigen Regeln über das Genus der Hauptwörter, über die Fürwörter und deren Gebrauch, über die Zeitwörter, über die Particips u. s. w. so klar und faslich sind, wie in der obigen. — Jede Regel ist von Aufgaben zum Uebersetzen aus dem Französischen ins Deutsche, und umgekehrt, begleitet. Die in diesen vorkommenden Wörter, deren Etymologie der Schüler noch nicht kennt, stehen unter den Aufgaben, die anderen sind am Schlusse der Etymologie und der Syntax nach der Folge der Paragraphen, aber in einer das Auswendiglernen erleichternden Vocabulärform, geordnet. Den Schlufs der Grammatik bildet eine Sammlung von Gallicismen. — Das Lesebuch (welches durch untergesetzte Verweisungen auf die Grammatik, eine Recapitulation der wichtigsten Regeln derselben in der Anwendung gewährt) zerfällt in drei Abtheilungen. Die erste enthält Lesestücke über die im täglichen Leben am häufigsten vorkommenden Wörter, nebst Wörterbuch. Die zweite Abtheilung umfafst 85 kurze und längere Anekdoten, Erzählungen u. dgl., und 21 Fabeln in Prosa und Versen. Die dritte Abtheilung zeigt die Anwendung der französischen Sprache im täglichen Leben: sie enthält zu dem Ende eine Anweisung zum Briefschreiben und einige Briefmuster, Gespräche u. dgl. Ein alphabetisches Register beschliefst das Werk, das sich auch durch einen wohlfeilen Preis: 24½ enggedruckte Bogen für ⅔ Thlr., empfiehlt. — Schuldirectoren, welche das Buch durch eigene Anschauung kennen zu lernen wünschen, sind wir gern bereit, ein Exemplar zur Einsicht zu übersenden.

***Duncker & Humblot* in Berlin.**

Gedruckt in Berlin bei **J. F. Starcke.**

Digitized by Google

№ 41.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1836.

XXXIV.

C. Vellei Paterculi quae supersunt ex historiae Romanae libris duobus. Ex codice Amerbachiano addita varietate lectionis Rhenanianae, Burerianae, Gelenianae, Ruhnkenianae cum reliquae delectu expressit Io. Casp. Orellius. Accedunt C. Crispi Salusti Orationes et Epistolae ex deperditis historiarum libris expressae ex codice Vaticano MMMDCCCLXIV. Lipsiae apud Weidmannos. A. 1835. (208 S. 8.)

Wenn es schon an sich eine dankenswerthe Erscheinung sein mufs, eine neue Ausgabe des seit längerer Zeit wenig bearbeiteten Vellejus von den Händen eines durch Besonnenheit wie durch Scharfsinn gleich ausgezeichneten Kritikers zu erhalten, so steigert sich in dem vorliegenden Falle das Verdienst des Hrn. Prof. Orelli in um so höherem Grade, als durch seinen Fleifs aus dem Dunkel der Bibliotheken ein Schatz an das Licht gefördert wurde, der unbegreiflicher Weise bis jetzt völlig unbeachtet geblieben war. Als nämlich im vorigen Jahre Hr. Orelli mit mehreren Professoren von Zürich von der schweizerischen Tagsatzung den Auftrag erhalten hatte, die Schätzung der Universitätsbibliothek von Basel vorzunehmen, unterwarf er daselbst eine Abschrift des später verloren gegangenen einzigen Codex des Vellejus, den bekanntlich Beatus Rhenanus im Jahre 1515 im Kloster Murbach in Oberelsafs aufgefunden hatte, einer genaueren Prüfung, und sah seine Bemühung durch die glücklichsten Resultate belohnt. Die Abschrift rührt von einem Schüler des Rhenanus, Amerbach, her, und ist im Jahre 1516, also vier Jahre vor der Erscheinung der Editio princeps geschrieben. Dafs diese Abschrift nie war benutzt worden und selbst die Kunde von ihrer Existenz sich völlig verloren hatte, rührt von dem Umstande her, dafs die Ansicht sich gebildet und erhalten hatte, die Abschrift sei jenes Exemplar, welches in die Frobenische Druckerei, aus der die Editio princeps hervorging, gekommen war, oder gar jene Copie, die, wie Rhenanus klagt, einer seiner Freunde in Eilfertigkeit und ohne Geschick von dem Codex Murbacensis genommen hatte. Hr. O. weist jedoch S. IV der Vorrede mit schlagenden Gründen nach, wie sie schon die äufsere Beschaffenheit der Handschrift an die Hand giebt, dafs diese Muthmafsung gänzlich ungegründet sei. Noch mehr geht dies aus der innern Beschaffenheit des Codex hervor, aus der entschieden erhellt, dafs diese Abschrift ein weit getreueres Bild des verloren gegangenen Codex darbietet, als die Editio princeps und die nachmalige Vergleichung desselben durch Burer. Hr. O. fafst die Vortheile, die aus dem Amerbachischen Codex für die Kritik des Vellejus erwachsen, auf folgende fünf Punkte zusammen, die wir mit Hinweglassung der Belege mit seinen eigenen Worten anführen: Singulatim autem ut recenseam commoda, quae inde ad scriptorem redundarunt, ad haec fere capita referenda duco: 1) Loci praeclare emendati et suppleti, vel etiam eiusmodi corruptelis deturpati, ex quibus tamen vera lectio ultro prodeat. 2) Firmatae VV. DD. coniecturae egregiae. 3) Tacitae Rhenani interpolationes detectae. 4) Rursus monstrat complura ab Rhenano tacite, et recte quidem, mutata esse, in quibus Burerius Codicis Murbacensis lectiones non enotavit; et cum interdum confirmetur Burerii auctoritas, interdum etiam emendantur errores vel ab ipso vel ab operis in Appendice Editionis principis commissi; id quod tamen ex probabilitate sola diiudicari potest. 5) Scripturae ratione antiquiore Velleium usum esse, clarius significat quam Editio Rhenaniana, quamvis ea in re sibi minime constet. — Auferdem bot die Basler Bibliothek Hrn. O. ein Exemplar der Editio princeps, an deren Rand Sigism. Gelenius, der die berühmte Basler Ausgabe des

Digitized by Google

Vellejus vom Jahre 1546 besorgt hat, nebst den Burerschen Varianten und Conjecturen, seine eigenen Verbesserungen, die er nicht alle in seine Ausgabe aufgenommen, beigeschrieben hatte. Hr. O. nahm sich noch die weitere Mühe, vier Exemplare der Editio princeps zu vergleichen, um die Zweifel, die sich durch einige Abweichungen in verschiedenen Exemplaren derselben erhoben und die Ansicht von der Existenz einer doppelten Editio princeps veranlafst hatten (so auch Bernhardy Grundr. d. röm. Litteratur S. 269), zur endlichen Entscheidung zu bringen. Aus dieser Vergleichung ergab sich, dafs die Abweichungen so unbedeutend sind, dafs sie nur als Verbesserungen, welche Rhenanus noch während des Druckes vornahm, erscheinen können.

So gewissenhaft Hr. O. diese Quellen der Kritik für seinen Schriftsteller benutzte, mit derselben Sorgfalt liefs er nichts unbenutzt, was von den Gelehrten der ältern und neuern Zeit für die Verbesserung und Erklärung seines Schriftstellers geschehen war; Ref. hat wenigstens nichts von Bedeutung aufgefunden, was Hr. O. entgangen wäre. Hierin gebührt ihm namentlich das Verdienst, vielen ausgezeichneten Emendationen der Gelehrten der ältern Zeit, welche in dem Wuste der notae variorum verborgen gelegen, und Ruhnken nicht gehörig gewürdigt hatte, ihre gebührende Stelle angewiesen zu haben. Die Vellejanischen Conjecturen von Morgenstern in seinen Probabilia critica expensa (Dorpat 1834 fol.), welche Rec. nur aus den Jahnschen Jahrb. 1834 Heft 12. S. 431 f. und aus der Anzeige von Jakobs in der Zeitung für Alterthumsw. 1835 S. 470 f. kennt, konnten Hrn. O. nach dem Datum der Vorrede noch nicht zugekommen sein, was eben kein grofser Nachtheil für seine Ausgabe ist, da O. in allen von M. behandelten Stellen eine weit gesundere Kritik geübt hat.

Fragen wir nun nach der Art der Bearbeitung selbst, so mufs Rec. vor Allem der äufsern Einrichtung derselben seinen vollen Beifall schenken. Hr. O. liefs nämlich zuerst seinen Codex mit allen seinen Fehlern abdrucken, so dafs wir in seiner Ausgabe ein wahres Facsimile der Handschrift besitzen; unter dem Texte folgen in kleinerer Schrift die Verbesserungen desselben, wie sie Hr. O. vornehmen zu müssen glaubte, und unter diesen in gespaltener Schrift die Adnotatio critica, die sich eben so ferne von zu grofser Wortkargkeit als Weitschweifigkeit hält. Hr. O. hat durch diese vortreffliche Anordnung besonders jüngeren Philologen das herrlichste Hülfsmittel an die Hand gegeben, sich in Handhabung der Kritik zu üben; Recensent wenigstens kennt kein einziges Buch, aus dem man die unendlich vielen Verderbnisse in den alten Texten auf eine anschaulichere Weise kennen lernen, und ihre Entstehung sich deutlicher versinnlichen könnte, wodurch es allein möglich ist, eine auf sicherer Basis beruhende besonnene Kritik zu üben. Wie schon die äufsere Einrichtung der Ausgabe alles Lobes würdig ist, so ist auch die Wahl der empfohlenen Lesarten in den meisten Fällen treffend zu nennen, und den von dem Herausgeber selbst vorgeschlagenen Verbesserungen fast durchgehend das Prädikat der Preiswürdigkeit zuzugestehen. Rec. glaubt nicht, dafs Hr. O. in irgend einer seiner früheren Ausgaben sein Talent für die Conjecturalkritik auf eine so glänzende Weise entfaltet habe, als in dieser Bearbeitung des Vellejus, ein Verdienst, das um so höhere Anerkennung verdient, als anderseits Hr. O. eben so sehr Maafs zu halten weifs, und viele für verdorben erklärte Stellen des V. zuerst durch richtige Erklärung vor allen Anfechtungen der Kritik geschützt hat. Dafs unerachtet dieser Verdienste des Herausgebers noch Manches für die Verbesserung dieses Schriftstellers zu thun übrig bleibt, liegt in der Natur der Sache, da der Verderbnisse unzählige sind, worunter viele der Art, dafs sie wohl nie auf wahrscheinliche Weise können gehoben werden. Rec. hält es für überflüssig, sein lobendes Urtheil mit vielen Belegen zu erhärten, da er überzeugt ist, dafs die Orellische Ausgabe bereits in den Händen aller Philologen ist; er unternimmt es daher, zuerst einige schwierigere Stellen, wo er mit dem Urtheil des Hrn. O. sich nicht vereinigen konnte, oder auf eine richtigere Verbesserung gekommen zu sein glaubt, genauer zu besprechen, und hierauf noch einige Conjecturen, die keiner längeren Erörterung bedürfen, beizufügen.

I, 8, 2. Hoc sacrum eodem loco instituisse fertur abhinc annos ferme MCCL Atreus, cum Pelopi patri funebres ludos faceret, quo quidem in ludicro omnisque generis certaminum Hercules victor exstitit. Das explicative que, welches Hr. O. streichen will, wird hinlänglich geschützt durch die ganz ähnliche Stelle II, 26, 1. (multa fortiterque molitus), und auch von Heinrich zu Cic. pro Tullo S. 87 vertheidigt; vgl. noch Kritz zu Sall. Cat. 4, 2. Jug. 2, 3. und Fritzsche quaestt.

Digitized by Google

Luc. p. 9. — Mit diesem Capitel schliefst bekanntlich das erste Bruchstück, das vom ersten Buche sich erhalten hat. Rec. wundert sich, dafs Hr. O. die letzten Worte desselben: „Raptus virginum Sabinarum" ohne irgend eine Bemerkung in den Text aufgenommen hat, da sie offenbar als Inhaltsanzeige des im Verfolg Erzählten aus dem Rande in den Text gerathen sind. Ein ähnliches Glossem hat Hr. O. im zweiten Buche Cap. 78, 1. glücklich entfernt, und daselbst richtig bemerkt, dafs mehrere Stellen des Vellejus Spuren ähnlicher Interpolation verrathen.

I, 17, 4. Hoc idem evenisse grammaticis, plastis, pictoribus, scalptoribus, quisquis temporum institerit notio, reperiet, (et) eminentia cuiusque operis arctissimis temporum claustris circumdata. Auffallend ist es, dafs noch kein Herausgeber sich an den Worten eminentia cuiusque operis stiefs, welche eben so sehr aus grammatischen Gründen, als rücksichtlich des falschen Gedankens auf einen offenbaren Fehler hinweisen. Dafs *ingenia* nach operis ausgefallen ist, zeigen deutlich folgende Stellen, wo Vellejus von derselben Sache spricht: I, 16, 2. Quis enim abunde mirari potest, quod *eminentissima cuiusque professionis ingenia* in eandem formam et idem aetati temporis congruunt spatium? — ibid.: ita *cuiusque clari operis capacia ingenia* in similitudine et temporum et profectuum semet ipsa ab aliis separaverunt. II, 36, 2. Iam paene supervacaneum videri potest, *eminentium ingeniorum* notare tempora. Recens. bemerkt bei dieser Gelegenheit, dafs es wohl wenige Schriftsteller giebt, die sich in Gedanken sowohl als einzelnen Ausdrücken so häufig wiederholen, als Vellejus; dafs also bei ihm vorzüglich der kritische Grundsatz zu befolgen ist, den Schriftsteller aus ihm selbst zu erklären und zu verbessern. Uebrigens ist von der obigen Stelle noch zu bemerken, dafs die Einsetzung von et nach reperiet, das nach dem Vorgange des Rhenanus die meisten Herausgeber aufnehmen, keineswegs so richtig scheint, als man allgemein annimmt. Es ist nämlich entschieden dem Gedanken angemessener, den Infinitiv als Epexegese zu fassen, und die Stelle folgendermafsen zu erklären: „dafs es den Grammatikern, Bildhauern, Mahlern, „Steinschneidern eben so ergangen sei, wird jeder Er„forscher der chronologischen Verhältnisse finden, dafs „nämlich die trefflichsten Köpfe in jeder Gattung in „einem sehr beschränkten Zeitraume zusammentreffen." Vgl. Reinh. Klotz zu Cic. Lael. pag. XXII.

Eine der schwierigsten Stellen, von welcher der grofse Ruhnken naiv bekennt: „ego nihil his intelligo," findet sich im ersten Capitel des II. Buches §. 5. Vellejus spricht dort zuerst von den Verfällen bei der Belagerung von Numantia, von den vielfachen Niederlagen der römischen Heere, von den schimpflichen Vergleichen, welche Q. Pompejus und Hostilius Mancinus einzugehen sich gezwungen sähen. Hierauf fährt er fort: Sed Pompeium gratia impunitum habuit, Mancinum verecundia: quippe non recusando perduxit huc, ut per fecialis nudus ac post tergum religatis manibus dederetur hostibus. Schon der erste Satz hat seine Schwierigkeiten. Unter verecundia kann nichts anderes verstanden werden, als das ehrenhafte Benehmen des Mancinus, der in seiner bedenklichen Lage sich nicht bestimmen lassen konnte, zur gratia des Volkes wie Pompejus seine Zuflucht zu nehmen. Was hier Vellejus verecundia nennt, heifst bei Cicero honestas, der von derselben Sache de Offic. III, 30, 119. die Worte gebraucht: Honestius hic (sc. Mancinus) quam Q. Pompeius, quo, cum in eadem causa esset, *deprecante*, accepta lex non est. Hic ea quae videbatur utilitas, plus valuit quam *honestas*. Wie es nun heifsen kann, dafs den M. sein ehrenhaftes Benehmen von der Strafe befreit habe (impunitum habuit), ist ganz unerklärbar. Es kann dies nämlich unmöglich auf das Verfahren der Numantiner bezogen werden, welche nicht wegen der verecundia des M. sein Leben schonten, sondern weil sie, wie Vellejus selbst sagt, für die Bundbrüchigkeit, die der ganze Staat beging, in dem Blute eines einzelnen Bürgers keinen Ersatz fanden. Hiezu kommt noch ein grammatischer Grund. Es ist nämlich offenbar, dafs der unmittelbar folgende Satz mit quippe die nähere Erläuterung dessen, was, von Mancinus erzählt wird, enthält. Es scheint daher ein gröfseres Verderbnifs in der Stelle zu liegen, und die Vermuthung, die Hr. Hofrath Thiersch *) bei ei-

*) Hr. Hofr. Thiersch hatte nämlich, als ihm Rec. die Absicht eräffnete, die Orellische Ausgabe des V. zu beurtheilen, die Güte, ihm einige Emendationen mitzutheilen, die im philologischen Seminar zu München waren vorgebracht worden. Unter denselben befindet sich auch von Hrn. Ant. Schwarzmann die entschieden richtige Verbesserung der

Digitized by Google

ner Besprechung dieser Stelle im philologischen Seminar aufgestellt hat, völligen Grund zu haben, dafs nach verecundia ein Verbum z. B. pessundedit ausgefallen ist, zu dem Rec. wegen des Erfolgs noch ein paene hinzusetzen möchte. Jetzt schliefst sich der Satz mit quippe ganz folgerecht an. Indefs auch dieser hat seine Schwierigkeiten, die sich jedoch leichter heben lassen. Hr. Orelli setzt nach Burmann und Heinsius populum Romanum (P. R.) vor perduxit ein, was Rec. nicht billigen kann. Erstlich ist nicht wohl denkbar, dafs Mancinus selbst das Volk veranlafst habe, so grausam gegen ihn zu verfahren, da vielmehr aus historischen Berichten bekannt ist, dafs der Vorschlag einem Senatsbeschlusse gemäfs von L. Furius und S. Atilius ausging, den hierauf Mancinus unterstützte, oder wie Vellejus sagt, ihm nicht entgegenarbeitete. Ferner scheint es unpassend, bei einem passiven Verhalten (non recusando) von einem perducere zu sprechen; endlich wäre, was wohl am meisten gegen den Vorschlag spricht, *huc* ganz überflüssig, wo nicht unlateinisch. Recens. schlägt daher vor zu schreiben: quippe non recusando *rem* perduxit huc, ut etc. — In dem folgenden Satze (Cap. II. init.) ist die verdorbene Lesart Tempus Gracchus nicht in Ti. Gracchus zu verbessern, sondern in *Ti. Sempronius* Gracchus; denn so nur läfst sich die Entstehung des sonderbaren Tempus erklären. Ein ähnliches Verderbnifs ist II, 76, 3, wo Ti. Neronis in tironis überging. — In demselben Capitel §. 3. in dem Satze: Triumviros agris dividendis colonisque deducendis creavit (Ti. Gracchus) se socerumque suum consularem Appium et Gracchum fratrem admodum juvenem ist vor Gracchum der Vorname Gajus durch Einsetzung eines C. oder G. einzuschalten, da an dieser Stelle Gajus Gr. zum erstenmal erwähnt wird, und der Autor entweder blofs frattem setzen, oder auch den Vornamen beifügen mufste; vgl. II, 6, 1. Decem deinde interpositis annis, qui Ti. Gracchum, idem *C. fratrem* eius occupavit furor. II, 6, 4: quem C. Gracchus in locum *Tiberii fratris* triumvirum — adsumpserat; vgl. noch II, 102, 3. Derselbe Fehler ist noch II, 15, 1. zu verbessern, wo V. nur von einer Bill des C. Gr. spricht; vgl. II, 6, 3.

II, 4, 2. Et P. Scipio Africanus Aemilianus — creatus iterum Cos. missusque in Hispaniam fortunae virtutique expertae in Africa respondit in Hispania. Die beiden letzten Worte wurden von Heinsius und Ruhnken getilgt, ein Verfahren, das Hr. O. mit Recht nicht zu billigen scheint. Wie die Worte jetzt in dem Texte stehen, sind sie zwar schwerlich zu vertheidigen; jedoch eben so wenig dürfen sie ausgeworfen werden, da die Worte expertae in Africa nach Vellejanischer Art den bestimmten Gegensatz in Hispania erheischen. Die Härte der Wiederholung wird ganz einfach gehoben, wenn nach respondit *item* oder *et* eingeschaltet wird, welches wegen Aehnlichkeit der Buchstaben leicht ausfallen konnte.

II, 7, 6. In dem Satze: „Factum Opimii, quod „inimicitiarum quaesita erat ultio, minor secuta auctoritas; et visa ultio privato odio magis quam publicae vindictae data" hat man wohl nicht Ursache, sich an der Wiederholung des Wortes ultio zu stofsen, da ähnliche Nachläfsigkeiten und Wiederholungen sich mehrere in V. finden; vgl. II, 18, 6.: *legem*que ad populum *tulit*, qua Sullae imperium abrogaretur —; aliasque *leges* perniciosas et exitiabiles neque tolerandas liberae civitati *tulit*; so auch II, 13, 3. 16, 3. 126, 2. Rec. kann daher auch Hrn. O. nicht beistimmen, wenn er II, 38, 3. in dem Satze: „Immane bellicae civitatis „*argumentum*, quod semel sub regibus, iterum hoc P. „Manlio Cos., tertio Augusto principe certae pacis „*argu*mentum Janus Geminus clausus dedit" zu schreiben vorschlägt: immane b. c. *documentum*. Wir finden nämlich in dieser Stelle kein Verderbnifs, sondern nur ein Beispiel von der rhetorisirenden, nach Antithesen und Wortspielen haschenden Manier, in der sich Vellejus häufig gefällt, und Florus so sehr alles natürliche Maafs überschritten hat. Aehnlich liefse sich auch im Deutschen sagen: „Ein gewaltiger Beweis „von dem kriegerischen Geiste des Staates ist, dafs „nur dreimal die Verschliefsung des Janus Geminus „den Beweis eines sichern Friedens gegeben hat."

(Die Fortsetzung folgt.)

schwierigen Stelle II, 6, 4: triumvirum nomine, re autem socium etc., die auch Rec. gemacht, und mit einigen anderen Conjecturen Hrn. Orelli mitgetheilt hatte. Da Hr. Schw., von dessen Aufenthalt in Italien das Beste für Plautus zu hoffen ist, diese Conjectur schon vor drei Jahren gemacht hat, so gebührt ihm das Recht der ersten Auffindung, und Rec. freut sich der Gelegenheit, ihm diese öffentliche Anerkennung geben zu können.

Digitized by Google

№ 42.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1836.

C. Vellei Paterculi quae supersunt ex historiae Romanae libris duobus. Ex codice Amerbachiano addita varietate lectionis Rhenaniae, Burerianae, Gelenianae, Ruhnkenianae cum reliquae delectu expressit Io. Casp. Orellius.

(Fortsetzung.)

Wie an dieser Stelle V. das Wort argumentum in kurzem Zwischenraume zweimal setzt, um ein pikantes Wortspiel anzubringen, auf gleiche Weise gebraucht er II, 121, 2. vindicare, und gerade der Umstand, dafs es daselbst in verschiedener Bedeutung zweimal steht, bürgt für die Aechtheit der Stelle. Es heifst nämlich: Etenim absurdum erat, non esse sub illo, quae ab illo *vindicabantur*; et qui ad opem ferendam primus erat, ad *vindicandum* honorem non iudicari parem. Es ist offenbar, dafs dieses Wortspiel wenigstens sehr passend ist, und die Manier des V. treffend bezeichnet, wenn auch ein reinerer Geschmack solche Auswüchse nicht billigen dürfte. Die Orellische Conjectur ad *mandandum* honorem ist schon deswegen verwerflich, weil sie zu opem ferendam keinen Gegensatz bildet, und hier offenbar von einer Auszeichnung die Rede ist, die dem Tiberius gebührte, nicht aber von einer solchen, die Tiberius auszutheilen berechtigt sein sollte, vgl. II, 122, 2. sed in hoc viro nescias, utrum magis mireris, quod laborum periculorumque semper excessit modum, an quod *honorum temperavit.*

II, 13, 3. Denique ea fortuna Drusi fuit, ut male facta collegarum quamvis optime ab ipso cogitata senatus probaret magis etc. Der Fehler in dieser Stelle ward von den Herausgebern auf verschiedene Weise zu bessern gesucht; die einen setzten collegarum quam eius opt., Ruhnken collegarum eius quam opt., Orelli weit besser coll. quam *vel* optime. Noch einfacher scheint es die Stelle so herzustellen: collegarum, *quam* quamvis optime etc. Ganz dasselbe Verderbnifs findet sich I, 15, 3. wo quam für quamquam im Codex steht. Ueber quamvis mit Superlativ s. Colum. VII, 8, 4.

II, 16, 4. Paulatim deinde recipiendo in civitatem, qui arma aut non ceperant aut deposuerant maturius, vires refectae sunt, Pompeio Sullaque et Mario fluentem procumbentemque rem P. R. restituentibus. Hr. O. schreibt rem publicam populi Romani, doch ein Freund des Rec. H. Pleitner glaubt wohl mit Recht, dafs die handschriftliche Lesart fehlerfrei ist, man löse nur P. R. in den Dativ populo Romano auf. Derselbe Gedanke findet sich fast in denselben Worten in dem bekannten Verse des Ennius bei Cic. de senect.: Unus qui *nobis* cunctando *restituit rem.*

II, 17, 1. Finito ex maxima parte — Italico bello, quo quidem Romani victis adflictisque ipsi exarmati, quam integris universis civitatem dare maluerunt etc. Hr. O. schreibt mit Heinsius integri; jedoch Rec. vermuthet, dafs der Fehler eher in universis liegt, und integris integri mit Ausstofsung von universis zu schreiben sei. Dieses Wort bietet nämlich zu victis adflictisque den Gegensatz nicht, der nach der Anlage des Satzes erwartet wird. Uebrigens konnte universis als Glosse von integris leicht in den Text gerathen.

II, 24, 1. C. Flavius Fimbria, qui praefectus equitum ante adventum Sullae Valerium Flaccum consularem virum interfecerat, exercituque occupato imperator appellatus fonte Mithridatem pepulerat proelio, sub adventum Sullae se ipse interemit. Hr. O. verändert das sinnlose fonte mit Puteanus in forti, eine Conjectur, die weder äufsere noch innere Wahrscheinlichkeit darbietet. Viel näher liegt, fonte in *sponte* zu verwandeln; „der auf eigene Ermächtigung, ohne Or„dre den Mithridates geschlagen hatte." Vgl. Sil. Ital. Punn. XIII, v. 156: Praevetitum namque et capital, *committere Martem sponte* viris.

Digitized by Google

II, 26, 2. Ne quid unquam malis publice deesset, in qua civitate semper virtutibus certatum erat, certabatur sceleribus. Hr. O. schreibt weit besser als die früheren Herausgeber: mali publici; noch näher scheint der handschriftlichen Lesart zu liegen: ne quid unquam mali *rei* (R.) *publicae* deesset; vgl. II, 82, 2.

II, 26, 3. Non perdat nobilissimi facti gloriam Calpurnia, Bestiae filia, quae iugulato viro (Antistio) gladio se ipsa transfixit. Quantum hujus gloriae famaeque accessit! nunc virtute eminet, patria latet. Die letzten Worte gehören zu den dunkelsten und verdorbensten, die unser so verstümmelte Schriftsteller aufweiset. Nachdem über dieselben eine Masse der seltsamsten Vorschläge von verschiedenen Gelehrten waren beigebracht worden, suchte Hr. O. der Wahrheit dadurch näher zu kommen, dafs er den Gedanken von einer ganz neuen Seite auffafste, indem er hujus nicht auf die Calpurnia bezieht, sondern auf den Antistius. Er bemerkt nämlich, dafs von einer Vermehrung des Ruhmes der Calpurnia schwerlich die Rede sein könne, da sie ohne ihre heldenmüthige That wohl keinen berühmteren Namen gehabt habe, als jede übrige römische Matrone. Demnach schlägt Hr. O. vor: *Quo* quantum huius gloriae famaeque accessit! *Aliena* nunc virtute eminet, *propria* latet. Rec. befürchtet, dafs auch durch diese scharfsinnige Verbesserung die Stelle noch nicht ins Reine gebracht ist, da ihm zwei grofse Bedenken gegen ihre Richtigkeit aufgestofsen sind. Erstlich nämlich sehen wir nicht ein, dafs Antistius als vir aedilitius einen bedeutenden Ruhm gehabt haben solle, worüber die Geschichte eben so wenig etwas meldet als von seiner Gattin Calpurnia, zweitens scheint so ein innerer Widerspruch in dem Gedanken zu liegen. Einerseits nämlich heifst es, dafs des A. Ruhm vermehrt worden sei, anderseits, dafs er jetzt nur durch fremdes Verdienst hervorglänze, während sein eigenes in Vergessenheit gerathen sei. Man könnte also wohl richtiger behaupten, Antistius habe durch die That seiner Gattin seinen an sich nicht bedeutenden Ruhm völlig eingebüfst, während ihr Name als ein ewig denkwürdiges Beispiel des Heldenmuthes und der Gattenliebe in unvergefslichem Glanze strahle. Rec. glaubt daher, dafs man die bisher angenommene Beziehung von hujus nicht verlassen dürfe, und schlägt folgende Verbesserung vor, die wenigstens das Verdienst hat, dafs sie nicht so gewaltsam als die seiner Vorgänger ist: Quantum hujus gloriae famaeque accessit! *Sua* nunc virtute eminet, *patris* latet. (Durch eigne Vorzüge ragt sie jetzt hervor, von Seite der ihres Vaters ist sie unbekannt). Die frühere gloria famaque der Culp. versteht Rec. vorzüglich von dem Glanze und Adel ihres Geschlechtes, da sie die Tochter eines berühmten und angesehenen Consularen war. Auch steht nichts der Annahme entgegen, dafs Culpurnia schon vor ihrer That sich einen ehrenvollen Namen durch weibliche Tugenden erworben hatte, was eben ihre hochherzige Aufopferung fast sicher vermuthen läfst. Denn der Ruhm im menschlichen Leben ist nicht blofs an Thaten geknüpft, die der Geschichtschreiber verherrlicht; er besteht eben so sehr im engeren Kreise des Familienlebens, wenn er auch nach Aufsen hin sich keines so ausgebreiteten Glanzes zu erfreuen hat *).

(Der Beschluſs folgt.)

XXXV.

***Zeitschrift für die historische Theologie. In Verbindung mit der historisch-theologischen Gesellschaft zu Leipzig herausgegeben von D. Christ. Fried. Illgen, ordentl. Prof. d. Theol. zu Leipzig. Leipzig, bei Barth.* 1832—33.**

Die nachahmungswürdige Stiftung und höchst zweckmäfsige Einrichtung der historisch-theol. Gesellschaft durch den Herausgeber, welche sich, von einem unscheinbaren Beginne in einem Zeitraume von fast 20 Jahren, bis zu einem ziemlich hohen Grade vielseitiger Geltung erhoben hat, erwirbt dieser Zeitschrift zunächst schon die Berechtigung einer allgemeinen Aufmerksamkeit. Der Hr. Herausgeber hat indefs seinen Plan nachher erweitert und ihr durch Aufnahme von Arbeiten der ausgezeichnetsten Gelehrten einen bedeutenden Umfang gegeben. Wir geben von dieser Zeitschrift, welche bereits zu einer ansehnlichen Reihe von Theilen herangewachsen ist, nachstehende kurze Uebersicht des Inhalts.

Ersten Bandes erstes Stück. I. Geschichte der historisch-theol. Gesellschaft zu Leipzig. Vom Herausgeber S. 1—96.

Sie enthält Berichte über die erste Stiftung und statutarische Einrichtung, die Fortbildung und die Anführung der drei Denkschriften der Gesellschaft, sodann die erneuerte Stiftung nebst der landesherrlichen Bestätigung und die Beschreibung der öffentlichen Feier der Gesellschaft bei Gelegenheit der Uebergabe der A. C.; ferner neuere Bestimmungen der Gesellschaft und in zweien Anhängen 1) die Uebersicht der bisherigen Leistungen der Gesellschaft nebst dem Verzeichnisse der theils in ihr gebildeten, theils noch in ihr sich bildenden Mitglieder, 2) das Verzeichnifs derjenigen Gelehrten, welche der histor.-theol. Gesellschaft theils als ordentliche, theils als Ehrenmitglieder beigetreten sind.

II. De praecipuis quibusdam theologicae Melanchthonis disciplinae laudibus. Oratio in solemnibus, quae societas hist.-theol. Lips d. XXV mens. Junii a. MDCCCXXX. instituit, recitata a M. Fried. Ad. Heinichen, Rev. Minist. Cand. (nunc Lycei Chemnitiensis Rectore). S. 97—110.

Der Vf. läfst das Lob der Melanchthonschen Theologie in drei Stücken bestehen: 1) in der Anerkennung der Nothwendigkeit und wirklichen Bethätigung der Wahrheit, dafs eine wahr-

*) Wir möchten emendiren *per alia latet.* Red.

Digitized by Google

hafte theologische Erkenntnifs auf dem Boden vielseitiger philologischer Bildung gegründet sein müsse, 2) in der Ausübung der selbstbeherrschenden Milde gegen anders Denkende, 3) in dem Grundsatze, dafs die christliche Rel. nicht nur ein Glauben, sondern auch ein Leben sei, und dafs wie ohne Religion keine wahre Tugend, so ohne Tugend keine wahrhafte Religion sein könne.

III. Der deutsche Gottesdienst nach seinem Einflusse auf den Fortgang der Kirchenverbesserung unter dem Volke. Rede gehalten bei der von der historisch-theol. Gesellschaft zu Leipzig den 25. Juni 1830 veranstalteten Feier von M. C. F. Bräunig, Nachmittagspred. an der Universitätsk. zu Leipz. (jetzt Diak. zu Oschatz S. 111—126.

Es sind vier Punkte, in welchen der deutsche Gottesdienst seinen Einflufs auf den Fortgang der Kirchenverbesserung unter dem Volke ausübte, er stellte nämlich 1) die Scheidewand zwischen der römischen und deutschen Kirche fest, er gab 2) dem deutschen Volke erst die volle Freiheit des kirchlichen Lebens wieder, er machte 3) die Kirchenverbesserung zur Sache des Volkes, und führte endlich 4 die Kirchenverbesserung selbst von Jahrhundert zu Jahrhundert wieder fort.

IV. Ephräm's des Syrers Ansichten von dem Paradiese und dem Falle der ersten Menschen, dargestellt von D. Fr. Gottl. Uhlemann, Licent. d. Theol. und Prof. am Friedrichs-Wilhelms-Gymnasium zu Berlin. S. 127—318.

Der grofse Fleifs, den der Vf. auf die Sammlung und Ordnung der Ansichten dieses zu wenig benutzten Lehrers der asiatischen Kirche, so wie auf die von einem geübten Blicke geleitete, werthvolle Vergleichung derselben mit fast den meisten Vätern der alten Kirche, verwendet hat, gereicht dieser Arbeit, die auch als eigenes Buch erschienen ist, zu grofsem Lobe.

V. Etwas über den Vf. des alten Kirchenliedes: „Kommt her zu mir spricht Gottes Sohn." Von D. G. Veesenmeyer, Prof. emerit. am Gymnas. und Stadtbibliothekar zu Ulm. S. 319—26.

Weder Bartholomäus Ringwald noch Hanns Witzstatt von Wertheim, wie bisher angenommen, sind Vf. jenes alten Kirchenliedes. Ringwald müfste wenigstens ziemlich früh als Liederdichter aufgetreten sein, indem es sich schon 1536 und vermuthlich noch früher findet, er aber 1595 noch in blühendem Alter stand. Für Witzstatt spricht nichts, als dafs er unter 5 Liedern in der Zwickauischen Sammlung zwei verfafst hat. Dagegen sind für die zwei anderen die Vf. wirkl ermittelt, deshalb ist unser Lied wahrscheinlich auch von einem andern Vf. Dafs Georg Berkenmeyer aus Ulm der Dichter sei, vermuthet der Vf., und das Zutreffen der Jahre so wie die Suevismen in demselben, machen es wahrscheinlich.

VI. Zwei bisher noch ungedruckte Briefe D. Franz. Volkm. Reinhard's etc. an M. Joh. Gotthilf Sam. Leuchte, Pastor zu Creuma und Mocherwitz bei Delitzsch. S. 327—333.

Für die Mittheilung dieser Briefe, welche in die zartesten Familien-Verhältnisse ihres grofsen Vf. einführen, und dem Leser einen hohen Begriff von der reinsten Liebe und Anhänglichkeit an seine Familie und Freunde geben, wird gewifs jeder Menschenfreund ihrem Einsender Dank wissen.

Ersten Bandes zweites Stück. I. Ueber die Behandlung der Kirchengeschichte vorzüglich auf Universitäten. Von D. J. A. H. Tittmann, Prof. d. Theol. zu Leipzig. S. 1—18.

Die interessanten von einem praktischen Gesichtspunkte ausgehenden Gedanken sind in Kurzem folgende: Zur Zeit der Reformation kam es nur darauf an, aus den eben erst zugänglich gewordenen Quellen die Materialien zu einer künftigen Geschichte zu schöpfen. Durch diese Forschungen, seitdem mit grofsem Eifer fortgesetzt, sind aber die Materialien so sehr angewachsen, dafs es unmöglich scheinen mufs, die übergrofse Mannigfaltigkeit so in einer Darstellung zusammenzufassen, dafs das Ganze übersichtlich bleibt, und jedes Einzelne auf seinem gehörigen Standpunkte erscheint. Dennoch scheint es jetzt so weit gekommen zu sein, dafs es nöthig ist, aus den vielen Materialien und gewonnenen Resultaten, endlich einmal ein Gebäude selbst aufzuführen. Das Fortschreiten in der Geschichte besteht nicht in immerwährendem Sammeln, in ewigem Anhäufen von Materialien, die man nicht braucht um die Wahrheit zu wissen, sondern in der Gewifsheit und Brauchbarkeit dessen, was man wissen mufs. Das immer wiederholte Aufstören von Curiositäten ist nicht die Gründlichkeit der historischen Studien, führt nur zu einer Polyhistorie, welche für die Wahrheit keinen Gewinn bringt. Die Kirchen-Gesch. wird auf Universitäten nicht zu dem Zwecke vorgetragen, dafs man Alles erschöpfe, was Andere darüber gesagt haben und was man selbst weifs; selbst wenn alle Studirende zu Kirchenhistorikern vom Fach gebildet werden wollten, so wäre dennoch eine sogenannte Vollständigkeit nicht am rechten Orte. Die K. Gesch ist aber für die absolute Pluralität der Studirenden eine Hülfswissenschaft. Sie bedürfen nur eine richtige historische Ansicht von dem Christenthume, diese besteht aber durchaus nicht in einem Auswendigwissen der Namen jener Menge von Ketzer, ausführlicher historischer Notizen und Jahreszahlen. Es ist schlimm genug, dafs der Kirchenhistoriker vom Fache sich mit der Kenntnifs aller Thorheiten, Einfälle, Behauptungen und Verirrungen aller Kirchenlehrer abgeben mufs, aber den Studirenden sollte man doch damit verschonen, und ihn nur das lehren, was er wirklich zu wissen nöthig hat. In der Regel hören die Studirenden die K. Gesch. ehe sie einen allgemeinen, auf die Kenntnifs der Schrift gegründeten, Begriff der christl. Lehre erlangt haben, und ehe sie Dogmatik gehört haben. Dann lernen sie aber nur Namen von Leuten, deren Meinungen sie nicht beurtheilen können. Um die Geschichte eines Dogma zu kennen, mufs ich das Dogma selbst kennen. Eine gründliche Anweisung zur Dogmengesch. sollte unter den historischen Studien den Cursus des Theologen beschliefsen; das würde nicht blofs zum wahren Verständnisse helfen, sondern auch am Ersten zum Fortstudiren anreizen, woran es in der Regel am meisten fehlt. Der Zweck, welcher auf der Universität an Allen erreicht werden soll und kann, ist: dafs sie das Wesentliche im Zusammenhange richtig auffassen, eine klare Umsicht vom Ganzen nach seinen Hauptmomenten gewinnen, die Wissenschaft nach ihrem gegenwärtigen Standpunkt überhaupt kennen lernen, und aufser der Kenntnifs von den wahren Quellen und Hülfsmitteln des eignen Studiums, auch die Prinzipien der richtigen Behandlung durch Wort und Beispiel des Lehrers sich zu eigen machen. Sonach bleibt nichts übrig, als dafs man die eigentliche Geschichte der christlichen K. nach den eben angegeben Momenten im Zusammenhange pragmatisch vortrage, die ausführliche Dogmen- und Literargesch. aber in besonderen Vorträgen lehre, wozu noch zu wünschen wäre, dafs auch die Gesch. der äufseren Kirche (kirchl. Gesellschaft) besonders vorgetragen würde, damit die Geistlichen von den kirchl. Rechtsverhältnissen mehr verstehen lernten.

II. Ueber Buttmanns philosophische Deutung der griech. Gottheiten, insbesondere des Apollon und der Artemis. Von Dr. A. Matthiae, Kirchen- und Schulrathe und Director des Gymnasiums zu Altenburg. S. 19—39.

Inhalt: Alle Verirrungen in der Erklärung der griechischen Götterlehre — die Ansicht, als haben die Griechen ihre relig. Vorstellungen von Aufsen (Aegypten und Indien) erhalten, so wie die symbolische Deutung der griechischen Mythen — rühren gröfstentheils daher, dafs man die griechische Mythologie als ein von späteren Systematikern zusammengestelltes Ganze betrachtete, ohne zu bedenken, dafs die Mythen und Vorstellungen selbst einer einzelnen Gottheit erst allmälig erweitert wurden. Der historische Weg allein ist es, der eine wissenschaftliche Behandlung der Mythologie gestattet. Buttmann stand zwischen den historischen Forschern (Heyne, Vofs, Lobeck) und den symbolischen Deutlern (Diodor, Apollodor, Natalis Comes) in der Mitte, indem er behauptete, die Griechen hätten ihre Rel. nicht von fremden Völkern genommen, seien vielmehr ursprünglich mit ihnen Eins und haben also auch einerlei älteste Rel. und Sagen, welche sie jedoch auf ihrem höheren Standpunkte ausgebildet haben, und so müsse, was ursprünglich symbolisch gemeint war, wörtlich genommen werden. So behauptete er, dafs Appollon schon bei Homer der Sonnengott (Helios) und Artemis die Mondgöttin sei. Die Falschheit dieser Behauptung widerlegt der Vf. durch den Beweis, dafs Helios und Selene als Naturkräfte viel ältere Gottheiten seien als Apollon und Artemis, da jener vielmehr der Gott der Viehzucht, der die Gefahr von den Heerden abwehrt (ἀπέλλειν) oder ihre Feinde verdirbt (ἀπόλλυναι), diese die Göttin der Jagd sei.

Digitized by Google

III. Ueber eine Votivgemme mit einer Aeskulapischen Schlange. Von Dr. Fr. Münter, Bischof von Seeland und Prof. der Theol. zu Kopenhagen. Aus dem Dänischen übers. von D. Gottl. Mohnike, Consistorial- und Schulrathe und Pastor zu St. Jacobi in Stralsund. S. 40—54.

Diese Abhandlung gedenkt einer antiken Gemme, auf deren Stein eine sich vielfach windende Schlange, welche ein Gefäfs mit einem Henkel im Munde hält, mit der Inschrift: ex visu, eingegraben ist. Die Schlange stellt den Aesculap vor, welcher ein Gefäfs mit Medicin einem Kranken reicht, der im Tempel die Wunderkur durch die incubatio (ἐγκοίμησις) anwendet. Diese Kuren, oft nicht ohne Erfolg, gegen welche zuerst Hippocrates als gegen eine Gaukelei schrieb, waren sehr gewöhnlich bei allen alten Völkern. Im Traumgesicht (visus, φαντασία) geschah den Kranken eine Offenbarung, wie er geheilt werden könne; sie genasen und opferten dem Gotte unter Anderem dergleichen Gemmen. Das Gefäfs auf der Gemme scheint ein Becher zu sein, in welchen man gewöhnlich flüssige Arzneien verabreichte. Die Inschrift: ex visu, deutet auf das Traumgesicht, welches der Kranke hatte. Da sie lateinisch ist, so mufs die Wunderkur in dem Tempel Aesculaps auf der insula tiberina in Rom und zwar zur Zeit Antonins des Frommen geschehen sein, weil dort allein ein Tempel des Aesculap war, und jener Kaiser besonders für die aesculapischen Gesundheitsorakel eine Vorliebe hatte.

IV. De Diis Paciferis e Romanorum potissimum scriptis, nummis et monumentis disserit D. Ge. Veesenmeyer. S. 55—66.

Nach dem Begriffe von pacifer = pacator = pacificus werden aus den römischen Antiquitäten folgende Götter als paciferi aufgeführt: Jupiter, Mars, Apollo, Sol, Mercurius, Hercules, Minerva, Genius. Vielleicht Ceres, Venus, Diana.

V. Nierses Klaietsi, Armenischer Patriarch im 12. Jahrhunderte und dessen Gebete von D. Gottl. Mohnike. S. 67—104.

Nach allgemeinen Bemerkungen über die neuere Armenische Literatur, namentlich über die Verdienste Mechitars und des von ihm gestifteten Ordens, folgen die Quellen über das Leben des Nierses, deren reichste, die französ. Lebensbeschreibung von St. Martin, der Vf theils übersetzt theils erläutert. Hierauf folgen literarhistorische Bemerkungen über die Gebete des Nierses, und endlich eine Uebersetzung der Gebete selbst.

VI. Nachträglicher Beitrag zu einer kritischen Literargesch. der Melanchthonschen Originalausgabe der lat. und deutschen Augsb. Conf. und Apologie. Von D. Gottl. Phil. Ch. Kaiser. Prof. d. Theol. und Consistorialrathe in Erlangen. S. 105—115.

Es giebt der Sache und dem Inhalte nach nur *eine* Ausgabe des Melanchthonschen Textes der Augsb. Conf. und Apol. von 1530-31, oder von 1531 in 4, und die Differenzen in der Orthographie, Interpunktion etc. welche zu einer Eintheilung in Gattungen Veranlassung gegeben, und theilweise durch den Umdruck einiger Bogen, oder durch Verbesserung von Druckfehlern in späteren Abdrücken, oder auch Vermischung von Bogen verschiedener Gattungen entstanden sind, haben durchaus keinen Einfluls auf den Inhalt.

VII. De Confessione Augustana utriusque Protestantium ecclesiae consociandae adjutrice. Commentatio in memor. Conf. Aug. saecul. tertiam scripta, nunc emendatior et auctior repetita a Ch. Fr. Illgen. S. 115—132.

Nachdem der Vf. die geschichtliche Gestaltung der verschiedenen Differenzen zwischen der reformirten und lutherischen Kirche beschrieben, und die Möglichkeit der Vereinigung seit den Zeiten der Reformation beleuchtet, schildert er die Augsb. Confession, wegen ihres allgemein evangelischen Princips und des in ihr wehenden Geistes der Freiheit, als besonders geeignet, der Vereinigungspunkt zwischen beiden Religionsfamilien zu sein, wobei jedoch mehr auf das Vergessen der dissensus oder die Auslegung der Formeln nach Gutdünken verwiesen wird, als eine wirkliche Ausgleichung der Verschiedenheiten schon vorangegangen ist.

VIII. Die symbolische Gültigkeit der Augsb. Confession für die Reformirten Glaubensgenossen. Ein Beitrag zur Kirchen- und Dogmengeschichte. Nebst einigen Gedanken über die Benutzung dieses Bekenntnisses für die Evangelische Union. Von C. H. L. Pischon, Pred. der Ev. St. Petri Kirche zu Burg. S. 133—230.

Inhalt: Dafs die Augsb. Conf. symbolische Gültigkeit auch für die Reformirte Kirche habe, kann durch die einleuchtendsten Thatsachen bewiesen werden, die Wahrheit dieser Behauptung ist aber während dreier Jahrhunderte übersehen, und das Gegentheil derselben in die Geschichte eingeschwärzt worden. Denn nicht nur die Oberdeutsche Tetrapolis nahm 1536. auf Bucers und Capito's Betrieb die Wittenberger Concordie und mit ihr die Augsb. Conf. an, sondern 1538. folgten selbst die Schweizer ihrem Beispiele und Philipp von Hessen hielt sie bis an seinen Tod in seinem Lande aufrecht; ferner der Religionsfriede von 1555. schlofs sämmtliche deutsche Protestanten als Augsb. Glaubensverwandte in sich, und Friedrich III. von der Pfalz erklärte 1566. auf dem Reichstage zu Augsb. vermittelst seiner Anerkennung der A. C. seinen rechtmäfsigen Antheil an dem Religionsfrieden von 1555; Johann Siegismund verpflichtete bei seinem Uebertritte 1614, wie sich selbst, so alle reformirte Theologen in Brandenburg auf die A. C.; die reformirten Theologen auf dem Leipziger Colloquium von 1631, welches die protestantischen Fürsten zu Anfang des 30jährigen Krieges veranlafsten, erkannten auch die Gültigkeit der A. C. an; eben so sogar die strengen Calvinisten zu Bremen und die confessio Thorunensis unter Wladislaus IV. von Pohlen und Litthauen 1645; auf dem westphälischen Frieden endlich, bewirkte Friedrich Wilhelm der Gr. von Brandenbung allen Reformirten Deutschlands, als Augsb. Conf.-Verwandten, die Zugestehung aller schon 1555. sämmtlichen Protestanten in Deutschland eingeräumten gleichen bürgerlichen Rechte mit den Lutheranern.

IX. Die Wehabiten und ihre Glaubenslehren. Nach Joh. Ludw. Burckhardt von D. Ernst Carl Fr. Rosenmüller, Prof. der Morgenl. Spr. z. Leipz. S. 231—252.

Zuerst redet der Vf. von dem Wesen des Wehabismus, als von einem muselmännischen Puritanismus, und einer beduinischen Regierung, in welcher das Oberhaupt ein politischer und zugleich religiöser Regent ist. Der Stifter Abdol Wehab wollte den Islam reformiren, wurde jedoch mifsverstanden und der Sektirerei beschuldigt. Sie halten sich aber am Koran und an den Ueberlieferungen von Mohamed (Sunna), bekämpfen aber den Heiligendienst mit Wort und That und fordern strenge Beobachtung der Religionsgesetze; sie sind daher im Gegensatze zu den fälschlich sogenannten orthodoxen Türken, die orthodoxen selber. Wichtig war die Einführung dieser Rel. in Arabien dadurch, dafs der religiöse Indifferentismus unterdrückt und dafür positive Vorschriften einer festen Rel. eingeführt wurden. Es folgt noch der Katechismus der Wehabiten, so wie eine kurze Geschichte der merkwürdigsten Begebenheiten während der Regierungszeit der Wehabiten, bis zu ihrem Sturze im J. 1818.

X. Die St-Simonsche Religion dargestellt von Jules Lechevalier. Aus dem Französischen übers. v. Amad. Wendt, ordentl. Prof. d. Philos. zu Göttingen. S. 252—304.

Dieser sogenannte *Unterricht* in der St-Simonschen Rel. ist von einem der jungen Männer, welche sich Mitglieder des Collegiums nennen, seit dem 20. Jan. 1831. vor einer zahlreichen Versammlung in Paris, gröfstentheils aus Zoglingen aller Schulen bestehend, gehalten, dann sowohl im Organisateur, als auch in einer besonderen Broschüre: Réligion Saint-Simonienne. Enseignement central. (Extrait de l'Organisateur) abgedruckt und vom Prof. Wendt übersetzt. Er enthält aufser Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand Frankreichs, eine gedrängte Darstellung der Stellung der St-Simonschen zum Christenthum und allen andern Religionen so wie besonders zum Staate und überhaupt zu der allgemeinen Organisation der Völker, in einer sehr freimüthigen Entwickelung ihrer sittenverderbenden und staatsgefährlichen Grundsätze.

XI. Fortgesetztes Verzeichnifs der Mitglieder der historisch-theologischen Gesellschaft zu Leipzig. S. 305—308.

Digitized by Google

№ 43.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1836.

C. Vellei Paterculi quae supersunt ex historiae Romanae libris duobus. Ex codice Amerbachiano addita varietate lectionis Rhenanianae, Burerianae, Gelenianae, Ruhnkenianae cum reliquae delectu expressit Io. Casp. Orellius.

(Schluſs.)

II, 35, 1. Ille senatus dies, quo haec acta sunt, virtutem M. Catonis, iam multis in rebus conspicuam atque praenitentem, in altissimo luminavit. Hr. O. folgt in der Verbesserung dieser Stelle dem Vorschlage Burmanns: in altissimo lumine collocavit. Rec. möchte jedoch das Wort luminavit (oder vielmehr illuminavit, da diese Form in den Handschriften so häufig in luminavit überging) nicht aufgeben, da das Verbum illuminare unter die Lieblingsworte des Vellejus gehört; s. I, 18, 3. II, 18, 3. II, 66, 5. Rec. schlägt daher folgende Verbesserung vor: virtutem — praenitentem altissimo *lumine illuminavit*. Die Präposition in ist wie an so vielen Stellen des V. durch Verdoppelung des vorhergehenden m entstanden s. I, 10, 4. II, 18, 3. 24, 2. 25, 4. 80, 2. 83, 1 etc.; eben so leicht erklärt sich der Ausfall von lumine vor luminavit oder illuminavit. Die Zusammenstellung von lumine illuminare erlaubte sich selbst Cicero im Orator 25, 83. Illam autem concinnitatem, quae verborum collocationem *illuminavit his luminibus*, quae Graeci σχήματα appellant etc. Vgl. noch Vellej. II, 124, 3. corpus humanis *honoribus* — *honoratum*. I, 12, 5. urbem *invidia* imperii *invisam*; II, 20, 2. und Ruhnkens Note zu II, 124, 3.

II, 45, 5. Unde pecuniam longe sperata maiorem Cato Romam rettulit: cuius integritatem *laudari* nefas est, insolentia paene argui potest, quod una cum Coss. ac senatu effusa civitate obviam, cum per Tiberim subiret navibus, non ante iis egressus est, quam ad eum locum pervenit, ubi erat exponenda. Daſs laudari verdorben ist, giebt auch H. O. zu, indem er schön bemerkt: Argutam scil. sententiam, iniuriam quasi inferri Catoni laudata eius integritate, quae in viro Virtuti simillimo per se inesse debebat nec ullo praeconio indigebat, vel Paterculus, ut opinor, mitigasset v. *prope*. Indeſs mit der Conjektur Ruhnkens haud laudare, der auch O. beipflichtet, kann Rec. sich unmöglich befreunden, da wegen des „nefas est" so offenbar ein schielender Gedanke entsteht. Rec. glaubt im Sinne des V. das Richtige gefunden zu haben, wenn er schreibt: cuius integritatem *laude fraudari* nefas est. Diese Aenderung ist eben so leicht den Buchstaben nach, als entsprechend dem Stile des V., indem sie eine seiner Lieblings-Wendungen wiedergiebt; endlich hat so erst nefas est seine richtige Beziehung wegen des Begriffes der fraudatio. Vgl. II, 12, 6. Non tamen huius consulatus *fraudetur gloria*. II, 92, 1. Praeclarum excellentis viri factum C. Sentii Saturnini circa ea tempora consulis ne *fraudetur memoria*; id. II, 32, 2. 76, 1. Quintil. II, 14, 1: quos equidem non *fraudaverim* debita *laude*. Aehnlich ist auch bei Vell. die Wendung: II, 26, 3. *Non perdat* nobilissimi facti *gloriam* Calpurnia etc.

II, 55, 3. Sua Caesarem in Hispaniam comitata fortuna est, sed nullum unquam atrocius ab eo initum proelium, adeo ut etc. Es ist auffallend, daſs noch kein Herausgeber die offenbare Lücke in dieser Stelle aufgedeckt hat. Es fehlt nämlich der Name der Schlacht, von welcher die Rede ist, was sowohl der Mangel eines verglichenen Objects als auch der Umstand anzeigt, daſs im ganzen V. auch nicht eine Stelle sich findet, wo der Schriftsteller mit allgemeinen Worten eine berühmte Schlacht berührt hätte, ohne den Ort, wo sie vorfiel, anzugeben. Es ist auch ganz natürlich, daſs sich keine solche Stelle findet, da der Geschichtschreiber seine Leser belehren will, nicht aber das zu Erzählende schon als bekannt voraussetzen darf. Der

Digitized by Google

Fehler konnte übrigens leicht entstanden sein, da es bekannt ist, wie unzählige Worte im V. ausfielen wegen Aehnlichkeit vorausgehender oder nachfolgender Sylben. Rec. glaubt nämlich, dafs zu schreiben sei: sed nullum *Mundensi* unquam atrocius etc. — In demselben Capitel heifst es §. 4.: Cn. Pompeius gravi vulnere inventus inter solitudines avias interemptus est. *Gravi* ist die Lesart des Cod. Amerb., während die Editio princeps *gravis* hat; wie auch Orelli aufnimmt. Rec. glaubt, dafs auch hier Rhenanus stillschweigend das handschriftliche *gravi* in *gravis* geändert, und dadurch der ächten Lesart Thür und Thor verschlossen habe. Es weist nämlich gravi ziemlich sicher darauf hin, dafs V. geschrieben habe: Cn. Pompe*ius ictus* gravi vulnere etc. Vgl. Liv. II, 47. ille *gravi vulnere ictus* ex acie cessit. Ueber die Häufung der Participien vgl. Vell. II, 25, 2. Scipio ab exercitu suo desertus ac proditus inviolatus a Sulla dimissus est.

II, 62, 5. Non fuit tam ingratus exercitus, quam fuerat senatus. Nam cum eam iniuriam dissimulando Caesari ferret, negavere milites sine imperatore suo ulla se audituros mandata. H. O. schreibt mit allen Herausgebern Caesar, indefs da es schwer zu erklären ist, wie aus dem richtigen Nominativ Caesari entstehen konnte, und der Gegensatz zwischen der Person des Cäsar und seinen Soldaten so scharf hervortritt, so ist Rec. überzeugt, dafs die ursprüngliche Lesart gelautet habe: Caesar *ipse* ferret. „Denn während „Cäsar selbst diese Kränkung verschmerzte, erklärten „seine Soldaten, sie würden ohne ihren Feldherrn keinen Befehlen ein Gehör schenken."

II, 68, 1. M. Caelius, vir eloquio animoque Curioni simillimus, sed in utroque perfectior, nec minus ingeniose nequam, cum immodica quidem servari posset, quippe peior illi res familiaris quam mens erat, in praetura novarum tabularum auctor exstitit etc. Hr. O. schlägt statt der ganz verdorbenen Worte cum immod. etc. vor, cum ne in otio quidem servari posset; aber Rec. gesteht, dafs er sich nicht überzeugen kann, dafs dieser Gedanke mit dem folgenden sich gehörig vereinen lasse. Es ist nämlich keinem Zweifel unterworfen, dafs V. sagen will, Cälius habe seinen zerrütteten Vermögensumständen, für die bei innerer Ruhe kein Aufkommen möglich war, durch Aufruhr und Bürgerkrieg wieder aufhelfen wollen; ein Gedanke, den er nach seiner Weise an mehreren Stellen bei ganz gleichen Verhältnissen ausspricht. Man vgl. II, 25, 1. sed iis, quibus et *pessima res* et immodica cupiditas erat, *non poterat pax placere.* II, 91, 3. Rufus Egnatius — cum esset omni flagitiorum scelerumque sonscientia mersus *nec melior illi res familiaris quam mens foret*, — interimere Caesarem statuit, ut *quo salvo salvus* esse non poterat, eo sublato moreretur. II, 49, 4. cum Lentulus *salva rep. salvus* esse non posset. Rec. mufs daher dem Vorschlage Ruhnkens den Vorzug einräumen, er schreibt: cum in otio ac quiete servari non posset, wenn gleich diese Verbesserung sich ziemlich von der handschriftlichen Lesart entfernt. Einfacher ist vielleicht folgende Aenderung, die Rec. der Prüfung vorlegt: cum *immota* quidem *rep.* servari *vix* posset. Was hier servari ist, heifst II, 49, 4. und 91, 3. salvum esse.

II, 79, 4. Ut navali primo proelio apud Mylas ductu Agrippae pugnatum prospere, ita inopinato classis adventu gravis sub ipsius Caesaris oculis circa Tauromenium accepta clades. Dafs bei classis ein Adjectiv ausgefallen ist, ist unzweifelhaft. H. Orelli setzt mit Hevel vor classis *Pompejanae* ein; leichter erklärt sich das Verderbnifs, wenn man schreibt: classis *adversariae adven*tu. Ueber den Gebrauch von adversarius in der Bedeutung hostilis s. Döderl. Synon. IV. p. 395.

II, 83, 3. Haud absurde Coponius —, cum recens transfuga multa ac nefanda Plancus absenti Antonio in senatu objiceret, Multa, inquit, mehercules fecit Antonius pridie, quam tu illum relinqueres. Ueber letztere Worte bemerkt H. O. ganz richtig: Quid leporis amari insit in lectione vulgata, equidem nunquam intelligere potui. Die Ungereimtheit der Vulgata hatte schon Gelenius richtig erkannt, jedoch keine empfehlenswerthe Verbesserung vorgeschlagen. O. schreibt: multo alia, inquit, meh. etc., was heifsen soll: „So „lange du bei Antonius warst, hat er ganz Anderes „gethan, nämlich Thaten, die du nicht genug zu preisen wufstest." Ein jeder wird gestehen, dafs dieser Vorschlag höchst scharfsinnig ist, indefs Rec. glaubt, dafs, wenn die Bemerkung des Coponius dahin gelautet hätte, er sich schneidender oder doch gewifs nicht so dunkel ausgedrückt hätte. Wir glauben die Stelle könne auf eine ganz einfache Weise hergestellt werden, wenn man auch in den Worten des Cop. multa *ac nefanda* statt multa schreibt: Ac nefanda konnte

Digitized by Google

leicht ausfallen, da dieselben Worte auch in der vorausgehenden Zeile stehen. So bekommen wir ein eben so beissendes als witziges Wortspiel: „Ja wahrhaftig „viel Heilloses hat Antonius bis auf den Tag gethan, wo du ihn verliefsest."

II, 107, 1. Cum — ripa ulterior armata hostium iuventute fulgeret, sub omnem motumque nostrarum naviuin protinus refugientium etc. H. O. vermuthet mit Recht, dafs nach omnem ein Substantiv ausgefallen sei. Rec. glaubt, Jakobs habe das Richtige gefunden, indem er in der Zeit. f. Alterthumsw. 1835. S. 470 zu schreiben vorschlägt: sub omnem *conatum* motumque; vgl. Cic. in Catil. II, 12, 26 omnes eius motus conatusque prohibebit. Der Fälle, wo offenbare Lücken durch ein überflüssiges et, que etc. angedeutet werden, finden sich im V. mehrere, wir führen nur I, 14, 2 an, welche Stelle H. O. nach den Andeutungen des Cod. Amerb. so trefflich aus Livius VIII, 14 ergänzt. Eine Lücke scheint auch II, 11, 2 sich vorzufinden, wo es in der Handschrift heifst: Metelli tamen et triumphus fuit clarissimus et meritum et virtutique cognomen Numidiis inditum. Rec. möchte an dieser Stelle lieber vorschlagen zu schreiben: et meritum ei virtutique *debitum* cogn. (vgl. I, 13, 2 cognomen *virtute partum*), als die Orellische Conjectur meritum ei virtute cogn. anempfehlen. Auf einer ähnlichen Nachlässigkeit des Abschreibers beruht das Verderbnifs der schwierigen Stelle II, 66, 1, an welcher Rec. vor den Worten quid emeruissent den Infinitiv cogitare oder mit Döderlein (Synon. u. Etymol. IV. p. 350) recordari einsetzen möchte.

Wir fügen noch in aller Kürze einige Verbesserungsvorschläge zu gröfstentheils leichteren Stellen bei, indem wir sogleich die Stelle, wie sie nach unserer Ansicht herzustellen ist, anführen. I, 16, 5. Quid ante Isocratem, quid post eius auditores corumque discipulos clarum in oratoribus fuit? *Id* adeo quidem certatum angustiis temporum (scil. fuit), ut etc. — II, 19, 1. Tum Sulla — XII auctores novarum pessimarumque rerum, inter quos Marium cum filio et *C. Sulpicium* urbe exturbavit. Der Codex hat Sulpicio; es findet sich nämlich bei ihm häufig der Fehler, dafs der Abschreiber eine vorhergehende Construktion auch auf ein folgendes Wort übertrug; vgl. II, 22, 2. 60, 4. 80, 2. 94, 4. 109, 1. 118, 2. — II, 28, 2. Videbantur finita belli civilis mala, cum Sullae crudelitate *etiam* aucta sunt. — II, 29, 2. Cuius viri magnitudo multorum voluminum instar exigit, sed operis modus paucis *eam* narrari iubet. — II, 39, 2. Divus Augustus praeter Hispanias aliasque gentis, quarum titulis Forum praenitet, paene idem facta Aegypto stipendiaria, quantum pater eius *Galliis* in aerarium reditus intulit. At Ti. Caesar, quam certam Hispanis parendi confessionem extorserat *pater*, *eam* Illyriis Delmatisque extorsit. Dafs die falsche Lesart Galli nicht in Gallia sondern in Galliis gebessert werden müsse, geht sowohl aus §. 1. desselben Cap. hervor, auf welche Stelle in der vorliegenden Rücksicht genommen wird, als aus dem constanten Sprachgebrauch des V. vgl. II, 12, 1. 39, 1. 44, 5. 47, 2. 97, 1. 120, 1. 121, 1. 129, 3. —II, 40, 5. Lucullus, memor *antea* acceptae iniuriae. — II, 62, 2. Bruto Cassioque provincia, quas iam ipsi sine ullo senatus consulto occupaverant, decretae; laudati, quicunque se *iis suosque* exercitus tradidissent; vgl. II, 59, 5. 77, 3. 26, 7. 51, 2. 62, 1. — II, 68, 2. nequiitque — deterreri. *Is* accito etiam Milone Annio etc. — II, 72, 2. Fuit autem dux Cassius melior *tanto*, quanto vir Brutus. — II, 76, 2. Id unum tantumnode salutare *conventu* suo (scil. cum Octaviano et Antonio) patriae tulit etc. — II, 89, 4. Principes viri triumphisque et amplissimis honoribus functi adhortatu principis ad *ordinandam* urbem inlecti sunt. — II, 99, 4. Illud etiam in hoc transcursu dicendum est: ita septem annos Rhodi moratum (sc. Tiberium), ut omnes, qui pro consulibus legatique in transmarinas *sunt* profecti provincias, visendi eius gratia *Rhodum adierint atque eum* convenientes semper privato — fasces suos summiserint. Läfst sich die lückenhafte Stelle auch niemals zur Gewifsheit wieder herstellen, so ist doch soviel sicher, dafs in den Worten ad quem convenientes die richtige Lesart *atque eum* conv. zu Tage liegt. — II, 110, 2 intra paucos dies cum Caesare *se* iuncturae erant. — II, 101, 1. Senatorum equitumque Romanorum exactae ad id bellum operae. *Promte sunt* pollicitati. II, 111, 4. In quaestura deinde remissa sorte provinciae legatus eiusdem ad eundem *missus sum*. Quas etc. — II, 118, 4. Quippe ita se res habet, ut plerumque, *cuius* fortunam mutaturus *est* deus, consilia corrumpat. Cf. II, 57, 3: sed profecto ineluctabilis fatorum vis, cuiuscumque fortunam mutare constituit, consilia corrumpit. (Ueber die Gedanken s. das Dichterfragment bei Lyc. adv. Leocr. §. 92.) II,

Digitized by Google

120, 2. Arma *infert ei genti*, quam etc. — II, 125, 4. Drusus — prisca antiquaque severitate usus, *arma compescuit tam re* quam exemplo perniciosa.

Auf den Text des Vellejus folgen die Reden und Briefe aus den verloren gegangenen Geschichtsbüchern des Sallustius. H. O. hat den Text derselben nach einer neuen Vergleichung des Codex Vaticanus primus, welche er von H. Theodor Heyse erhalten hatte, verbessert, und in gleicher Weise wie den des Vellejus behandelt. Da wir ohnehin schon zu vielen Raum in diesen Blättern angesprochen zu haben glauben, so bemerken wir nur, dafs Hrn. Orelli in der Recension dieser Bruchstücke einige beachtungswerthe Bemerkungen scheinen entgangen zu sein, die Hr. Prof. Zumpt in diesen Jahrbüchern 1834. Bd. II. S. 312 ff. niedergelegt hat.

Die äufsere Ausstattung der Ausgabe macht der Verlagshandlung alle Ehre. Nicht so ist die Correktheit derselben zu loben, da mehrere sinnstörende Druckfehler dieselbe entstellen. Von diesen sind dem Recens. folgende aufgefallen. In der Vorrede steht S. XI Z. 9 v. u. dissectum für disiectum; S. XV Z. 2 v. u. iuvarunt für iuverunt. Im Texte: S. 24 Z. 20 decurrensqne für decurrensque; S. 60 Z. 17 exipuit für eripuit; S. 125 Z. 9 tum für tam. In den Lesarten zwischen dem Texte und der Adnotatio critica steht S. 24, 2. publice stanti statt des richtigen publico stanti; S. 37, 1. Eius fidei et pietati st. cuius f. e. p. Von Druckfehlern in den kritischen Noten bemerken wir nur folgende: S. 12 not. 17. heifst es ingenique für ingeni; S. 111 n. 11. ist vetuit nach profiteri zu tilgen; S. 123 n. 15. steht bP. für bR; S. 141 fehlt folgende Note ganz: 17. *nomen*] APbR. *numen* Krause. Am schlimmsten sieht es mit dem sonst sehr sorgfältig bearbeiteten Sachindex aus, — von dem wir nur aus den ersteren Seiten folgende Druckversehen bemerken: Unter Antiochus Epiphanes S. 175 Olympicum statt des richtigen Olympieum, ebendaselbst Popillio st. Popilio; unter Bovillae S. 178 quam st. quas; S. 180 fehlt unter L. Caesar Z. 17 v. o. Agrippae nach eiusdem; unter Centurio S. 181 steht fusti f. fuste; unter Corfinium S. 184 Italicum f. Italica etc.

K. F. Halm, in München.

XXXVI.

Der Dom zu Königsberg in Preufsen. Erste Abtheilung. Geschichte der Domkirche zu Königsberg, und des Bisthums Samland mit einer ausführlichen Darstellung der Reformation im Herzogthum Preufsen von Dr. A. R. Gebser. Zweite Abtheilung. Beschreibung der Domkirche und der in ihr enthaltenen Kunstwerke von Dr. C. A. Hagen. Königsberg 1833 u. 1835. mit 8 lithographirten Abbildungen.

In unsern nördlichen Gegenden, wo keine römische Civilisation dem Christenthume vorher ging, knüpft sich überall an die Gründung gewisser Kirchen, Bischofssitze oder Klöster, die Geschichte des ersten Entstehens sittlicher Bildung an, und es wäre daher vielleicht nicht unangemessen, *diese* Kirchweihfeste feierlicher zu begehen. In Preufsen sind sie von noch gröfserer Bedeutung; denn da die heidnischen Bewohner des Landes im Ganzen sich nicht bekehrten, da ihr Stamm ausgestorben, ihre Sprache verschwunden ist, und nur die Nachkommenschaft deutscher Einwanderer das Volk bildet, so bedeutet die Gründung der Kirche hier auch die physische Entstehung der Nation. Aehnliche Gedanken mochten es sein, welche darauf hinführten, dafs man in Königsberg das fünfhundertjährige Jubelfest der Domkirche auf feierliche Weise zu begehen beschlofs. Bisher hatte ein Jahresfest dieses Tages, so viel man weifs, nicht sattgefunden, und es fehlte sogar an genügenden Nachrichten über die Zeit der Gründung, die man, jedoch nach unsichern Angaben, in das Jahr 1332 verlegte. Erst vor wenigen Jahren entdeckte man eine Urkunde, welche ein Datum für das Fest der Gründung gab. In derselben ertheilt nämlich der Hochmeister Luther von Braunschweig die Erlaubnifs zur Fortsetzung des Baues nach sehr genau vorgeschriebenen Bestimmungen, aus denen sich ergiebt, dafs die Fundamentalmauern damals erst bis zur Höhe des Fufsbodens der Kirche geführt waren. Man sah daher den Tag der Urkunde den 13. September 1333 als den Anfang des Baues an.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 44.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1836.

Der Dom zu Königsberg in Preufsen. Erste Abtheilung. Geschichte der Domkirche zu Königsberg, und des Bisthums Samland mit einer ausführlichen Darstellung der Reformation im Herzogthum Preufsen von Dr. A. R. Gebser. Zweite Abtheilung. Beschreibung der Domkirche und der in ihr enthaltenen Kunstwerke von Dr. C. A. Hagen.

(Fortsetzung.)

Diesem Jubelfeste verdanken wir das vorliegende Werk, dessen Ertrag die Verfasser zu dem wohlthätigen Zwecke eines neuen Schulhauses bestimmt haben.

Die *erste Abtheilung*, von der Hand des ersten Predigers der Kirche, giebt das kirchengeschichtliche Detail. Nach einer kurzen historischen Einleitung wird die Geschichte der einzelnen Bischöfe, dann in noch ausführlicherem Maafsstabe die der Reformation in Preufsen erzählt; endlich sind Nachrichten über sämmtliche Prediger und Diakonen hinzugefügt. Es liegt in der Natur der Sache, dafs eine Zusammenstellung dieser Art zunächst nur von partikularem Interesse ist. Der kirchenhistorische Standpunkt ist schon an sich einer volleren Entwicklung des geschichtlichen Lebens nicht günstig. Die Pflichten des Standes gestatten dem Geistlichen nicht eine so freie und deutliche Entfaltung des Charakters, wie die weltliche Stellung sie mit sich bringt, und auch für den Betrachtenden unterliegen seine Handlungen, eben weil sie in diesen Standespflichten ihren Maafsstab haben, in der Regel entschiedenem Lobe oder Tadel, ohne die tiefere Rücksicht auf die innere Quelle des Guten und Bösen zu gestatten. Auch das vorliegende Werk hat daher im Ganzen nicht den Einfluss auf die allgemeine Gestaltung der Wissenschaft, welcher es zur ausführlichen Besprechung in diesen Blättern geeignet machte. Indessen enthält es dennoch eine nicht geringe Zahl einzelner auch für die allgemeine Geschichte charakteristischer Züge. In den frühern Zeiten, während der Orden noch im gefährlichen Kampfe mit den heidnischen Preufsen begriffen war, sehn wir die Bischöfe arm und machtlos, aus Dürftigkeit oft von ihrem bischöflichen Sitze entfernt, etwas später, als der kräftige Bischof Johann I. genannt Clare, der Gründer der gegenwärtigen Domkirche, sein Hirtenamt verwaltet, bemerken wir die politische Klugheit des Ordens, der, obgleich selbst auf geistlicher Basis beruhend, die Bischöfe nicht ohne Mifstrauen betrachtete, und schon im Entstehen ihrer Macht, durch feste Gränzbestimmungen, eine allzugrofse Ausdehnung derselben verhütete. In der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, zeigt sich auch hier die völlig weltlich gewordene Stellung der Geistlichen bei dem Bischof Dietrich von Cuba; gewandte rechtskundige Männer kommen auf den bischöflichen Stuhl, eine Ablafsbulle, als nützliche Finanzoperation ist der Gegenstand ihrer diplomatischen Bemühungen, Ueppigkeit und Verschwendung sind die nächsten, Zwiespalt und rücksichtslose Kämpfe mit den weltlichen Herrschern, hier mit dem Hochmeister, die weiteren Folgen dieser Verirrung.

Besonders interessant ist die Einführung der Reformation in Preufsen. Schon Luther rief aus: Seht dies Wunder! In vollem Laufe, mit vollen Segeln eilt das Evangelium nach Preufsen. Und auch uns noch mufs es als ein Wunder erscheinen, dafs es in diesem geistlichen Lande so schnell und so ausschliefslich Eingang fand. Man hat in neuerer Zeit protestantischer Seits viel gethan, um die Geschichte der Reformation von dem Nimbus, mit dem sie uns bisher erschien, zu entkleiden. Inconsequenzen, Leidenschaftlichkeit, Irrthümer bei den Reformatoren, weltliche eigennützige Zwecke bei den Gönnern der neuen Lehre aufzudecken, ist das gemeinsame Bestreben einer grofsen Zahl unsrer

Digitized by Google

Historiker. Ein Bestreben, die Wahrheit näher und bestimmter ans Licht zu bringen, kann niemals getadelt werden; es ist hier um so mehr lobenswerth, als in der That die früheren Darstellungen der Reformationsgeschichte durch protestantische Schriftsteller entschieden einseitig waren, und den Heiligenschein aus allzu ungeläutertem Golde machten. Allein es wird darauf ankommen, aus diesen Bemerkungen den richtigen Schluſs zu ziehen. Starke Schatten zeigen einen starken kräftigen Körper. Inconsequenz und Leidenschaftlichkeit sind nicht die Mittel, eine schlechte Sache zu gewinnen, eigennützige Absichten der Groſsen nicht geeignet, das Volk zu begeistern. Nicht also in diesen Fehlern der handelnden Personen, sondern in dem Gefühle des Volkes, welches sie trug, und an das sie sich anlehnten, ist das Wesen der Reformation zu suchen. Weil dieses so stark war, erreichten die weltlichen Zwecke, welche sich daran anschlossen, ihr Ziel, weil es so tief begründet war, konnten alle Widersprüche, alle unklaren Formeln, alle pedantischen Controversen der Theologen es nicht wankend machen. Durch das längere Bestehen des Christenthums, durch die weitre Verbreitung scholastischer Bildung, war das richtige Gefühl des nothwendigen Zusammenhangs der kirchlichen Form mit der innern, auf Freiheit beruhenden Moral erwacht. Der Ablaſshandel selbst bezog sich auf dies moralische Bedürfniſs, aber er erregte dasselbe noch mehr, weil er nur täuschende Befriedigung gab. Die Sehnsucht nach einer freieren, innerlicheren Kirchenform, war daher allgemein verbreitet, am meisten da, wo der Sinn für moralische Reflexion am meisten geöffnet war, in Deutschland; aber es war nur eine dunkle Sehnsucht, welche sich ihre Befriedigung nicht schaffen konnte. Religiöse Bedürfnisse liegen so tief im Gemüth, Wenige werden darüber wahrhaft klar. Tadeln ist leicht, das Anstöſsige des Vorhandenen bemerken, konnte jeder Verständige, aber es kam darauf an, das zeugende Wort zu sprechen, das einfache und doch tiefe, aus dem ein neuer Zustand der Dinge hervorgehn konnte, und *das* ist den Verständigen, Rücksichtsvollen nicht gegeben. In unsern Tagen sollte ein solcher Zustand der Erwartung leichter verständlich sein, als in andern Zeiten. Da trat Luther auf, ein Begeisterter, stark, kühn, ein Mann Gottes, wie die Propheten des alten Bundes. — Er sprach das Wort des Räthsels, und die schwankende Ueberzeugung stand fest. Der Sitz dieser Ueberzeugung war in dem moralisch-religiösen Gebiete, hier wirkte daher auch das Wort, das Luther gesprochen, unaufhaltsam und ungestört fort. Anders aber in theologischer, und in politischer Beziehung, in der weitern Ausbreitung und Anwendung der neuen Lehre auf diesen Gebieten, wo das Gefühl nicht so unmittelbar entscheidend, sondern eine Ueberlegung des Verstandes erforderlich war. Der Sinn der neuen Lehre hätte nicht so tief sein können, wenn hier sogleich das Rechte zu finden gewesen wäre. Hier traten daher Schwankungen, voreilige Versuche und eigensinniges Festhalten ein. Luther selbst schrieb de servo arbitrio, aber indem er den *Glauben*, das Eigenste und Innerste, im Gegensatz gegen äuſsere Werke, zur Grundlage der Rechtfertigung machte, hatte er eine höhere moralische Freiheit für immer begründet. In die Arbeit des Verstandes mischten sich menschliche Schwächen, Rechthaberei, Leidenschaftlichkeit, Verketzerungssucht bei den Theologen, Eigennutz bei den Lenkern der politischen Entwickelung. Aber beides machte sich nur äuſserlich geltend, indem es sich an die innere feste Substanz des neuen Glaubens anlehnte, und beides war sowohl auf der Seite der Reformation als auf der katholischen. So ist es denn auch bei dem Uebergange Preuſsens sehr leicht, die weltlichen Vortheile aufzuzeigen, welche hier und da mitwirkten, indem sie dem Hochmeister die Gelegenheit gaben, das Kapitel zu schlieſsen, und seine persönliche Würde in ein erbliches Herzogthum zu verwandeln. Allein man vergesse dabei nicht, daſs diesen persönlichen Absichten auch andre entgegen stehn muſsten, daſs die Gebietiger des Ordens, die Ritter, welche ähnliche hohe Würden zu erlangen hofften, alle die, welche ihren Verwandten durch die Aufnahme in den Orden eine ehrenvolle Stellung verschaffen konnten, daſs endlich die Geistlichen selbst sehr groſses Interesse haben muſsten, dieser Veränderung zu widersprechen, und daſs daher jedenfalls solche Nebenrücksichten nicht entscheiden konnten, sondern sich nur anschlossen an die allgemeine Ueberzeugung, welche sie als Mittel zum Zwecke begünstigte. Einen deutlichen Beweis dafür, die Reformation hier nicht von oben, nicht von den Groſsen, bei denen man politische Zwecke argwöhnen könnte, sondern vom Volke ausging, geben die Städte deutschen Stammes im westlichen Preuſsen, Danzig

Digitized by Google

und Thorn, welche, obgleich längst vom Gebiete des Ordens getrennt, und unter der Oberherrschaft der polnischen Könige stehend, dennoch, und zwar früher als Königsberg, sich für die Sache der Reformation erklärten. Selbst die deutschen Kolonisten des platten Landes in Westpreufsen folgten ihrem Beispiele, alle Deutschen in diesem Lande gemischter Bevölkerung wurden Protestanten, alle Polen blieben Katholiken, und noch heute bezeichnet in diesen Gegenden der gemeine Mann den Unterschied der Konfessionen mit den Worten polnisch und deutsch. Es war der gemeinsame Geist der Deutschen, besonders der nördlichen, der zur Reformation hindrängte, und der (wie immer die Eigenthümlichkeiten eines Volkes sich in den Kolonien bestimmter und abstrakter aussprechen) in Preufsen vorzugsweise verbreitet war. Auch in Königsberg erklärte sich die Stimme des Volks eher für die Sache der Reformation, als die der Grofsen, es mufste gezügelt werden, um nicht gewaltsam das Bestehende umzureissen, aber auch so stellte sich zunächst nicht der Hochmeister, sondern der fromme Bischof von Samland, Georg von Polentz, an die Spitze, obgleich er persönlich dadurch an äufserer Macht nur verlieren konnte. Als Albrecht von Brandenburg sich erklärte (1525), war daher im Lande schon alles entschieden, es findet sich fast keine Spur von Unzufriedenheit; zum deutlichen Beweise, wie stark die allgemeine Ueberzeugung war, wie entscheidend ihre Gründe auch der grofsen Zahl derer erschienen, deren persönliches Interesse dadurch verletzt wurde. So blieb es immerhin, wie Luther sagt, ein Wunder, dafs das Evangelium auch in das Land des geistlichen Ordens so schnell, mit vollen Segeln eindrang.

Dieser ganze Abschnitt, besonders aber die Schilderung des frommen Georg von Polentz sind besonders gelungen, und keiner, der in das Einzelne der Reformationsgeschichte eingehn will, wird daher das Werk unbeachtet lassen dürfen. Für die frühere Zeit hat es übrigens dadurch einen Vorzug, dafs es eine nicht unbeträchtliche Zahl von Urkunden aus dem Geheimen Archiv zu Königsberg in genauen Abdrücken mittheilt.

In der *zweiten Abtheilung* des Werks, der Beschreibung der Domkirche in artistischer Beziehung, freuen wir uns den Vf., Herrn Professor August Hagen, dessen frühere Arbeiten einzelne Abschnitte der Kunstgeschichte mehr in poetischer Einkleidung darstellten, auf ganz historischem Boden zu sehn, und zwar mit einem, für diesen Theil der Wissenschaft, sehr wichtigen Beitrage.

Auch in andern Disciplinen hat man die Bemerkung gemacht, dafs es jetzt vorzugsweise an der Zeit sei, sie durch Monographien zu fördern. Von der Geschichte der Baukunst des Mittelalters gilt dies im vollsten Maafse. Diese, obwohl noch ziemlich junge Wissenschaft, hat die ersten Studien ihrer Entwickelung zurück gelegt. Ihr mythisches Zeitalter, in welchem man von dem Wunderbaren der Sache getroffen, die Erklärung in phantastischen, dem Geiste des Mittelalters unangemessenen Hypothesen suchte, ist jetzt vorüber, und es liegen hinreichende Forschungen vor, um die Hauptpunkte dieser Geschichte im Allgemeinen fest zu stellen. Aber noch fehlt sehr viel, um genauere Daten zu bestimmen, und um das Einzelne, ohne welches die allgemeine Anschauung nicht völlig lebendig werden kann, zu erfassen. Jeder, der auch nur mit einiger Neigung die Monumente aus dieser Kunstepoche in verschiedenen Gegenden betrachtet hat, findet leicht neben der grofsen Uebereinstimmung des Entwickelungsganges in allen Ländern christlich germanischer Bildung, auch wieder höchst wichtige Abweichungen, und zwar solche, die nicht der Individualität verschiedener Baumeister zuzuschreiben sind, sondern ganzen Ländern oder Provinzen angehören. Zunächst spricht zwar die Kunst durch sich selbst ihre Geschichte aus, wir verstehen oder ahnden aus der Gestalt der Monumente, wie sie entstanden sind, welche Seite des Zeitgeistes eine solche Gestaltung bedingte; auch bei jenen einzelnen partikulären Abweichungen können wir theilweise die Gründe in der besondern Stimmung dieser Gegenden entdecken. Allein oft bleibt es hier dunkel, und es scheint, dafs zufällige technische oder historische Gründe, die sich nicht selbst kund geben, darauf eingewirkt haben. Und wenn wir von diesen Einzelnheiten wieder einen Rückblick auf die Entwicklung des Ganzen werfen, so wird uns auch hier eine nähere Bestimmung wünschenswerth, wie viel wir davon unmittelbar geistigen Motiven, dem Kunstgefühl der Zeit, wie viel aber äufsern Einwirkungen aus andern Gebieten des Le-

Digitized by Google

bens zuzuschreiben haben. Durch eine grofse Anzahl partikulärer Beobachtungen verbunden mit archivalischen Forschungen, können wir allein erwarten, hierüber Licht zu erhalten, indem diese theils die äufsern Bedingungen, und die Kraft, welche sie gegen den allgemeinen Geist hatten, theils auch durch ihre Vergleichung die Wirksamkeit der eigenthümlichen geistigen Richtungen klar machen werden. Es bedarf daher zunächst, ehe eine ausreichende *Geschichte* der Baukunst des Mittelalters entstehen kann, einer genaueren *Geographie* derselben. Besonders grofs ist dies Bedürfnifs für Deutschland. Die Eigenthümlichkeit des deutschen Charakters, sich zu individualisiren, die natürliche Verschiedenheit der Stämme bei aller nationellen Gleichheit, hat sich auch in der Kunst bewährt; Frankreich, (das nördliche, denn das südliche scheint wie Italien und Spanien eine mehr passive Rolle in dieser Geschichte zu spielen) und England bieten, so viel wir nach den bekannten Nachrichten urtheilen dürfen, bei weitem nicht diese Mannigfaltigkeit dar. Zwischen dem allgemeinen Typus, der den gemeinsamen architektonischen Charakter des Landes ausmacht, und den Modifikationen, welche bei jedem Bau durch die Eigenthümlichkeit der Localität und der Baumeister eintreten, ist hier kein Mittelglied provincieller Gestaltung. In Deutschland dagegen finden sich die gröfsten Verschiedenheiten. Allein wie in andern Beziehungen, giebt es auch hier einige Gegenden, in welchen die architektonischen Eigenthümlichkeiten sich rein und consequent ausgebildet haben, andre dagegen, in welchen der bestimmte Charakter nicht ganz festgehalten, sondern eine Mischung des Verschiedenartigen herrschend geworden ist. Zu den deutschen Gegenden nun, in welchen die höchste Gleichförmigkeit und Konsequenz beobachtet worden ist, gehört das Ordensgebiet in Preufsen. Der Styl, welchen wir hier finden, ist dem verwandt, der in der Mark Brandenburg (am schönsten in der Altmark) und weiterhin im Osten und Norden von Deutschland angewendet wurde, aber überall mit mehr oder weniger Beimischungen aus dem Style, der am Rhein und im Süden ausschliefslich galt. Es ist daher für das Verständnifs und die Klassificirung der verschiedenen in Deutschland vorkommenden Formen besonders wichtig, diese Gegend in architektonischer Beziehung kennen zu lernen. Bisher aber war zu diesem Zwecke (aufser einigen Andeutungen, welche Ref. in seinen Niederl. Briefen S. 164 flg. nur im Vorbeigehen gab) noch so gut wie nichts geschehen, und es ist daher die vorliegende Arbeit besonders dankenswerth. Zu bedauern ist zwar, dafs die Kirche, welche auf solche Weise zuerst bekannt wird, keineswegs die schönste der preufsischen Bauten ist, die Klosterkirche zu Pelplin, die Marienkirche in Danzig und vielleicht noch andre, würden dessen würdiger gewesen sein. Indessen, da, wie der H. Vf. im Eingange bemerkt, nicht freie Wahl, sondern die angegebene äufsere Veranlassung darauf führte, die bei andern Kirchen gefehlt haben würde, so ist die vorliegende Arbeit nicht minder mit Dank aufzunehmen.

Dem nähern Berichte, über das Historische des Dombaues, schliefst der Vf. sehr zweckmäfsig eine einleitende Abhandlung, über die Kunst des deutschen *Ordens* voraus. Er bezeichnet darin die Eigenthümlichkeiten der preufsischen Kirchenbauten durch vier hauptsächliche Abweichungen von den gothischen Kirchen des westlichen Deutschlands. Es sind dies folgende. Zunächst hat der Chor nicht die höhere Lage und die vieleckige Form, sondern ist fast immer in gleicher Fläche mit dem Schiffe und mit einer einfachen Giebelwand geschlossen. Zweitens fehlt (mit wenigen Ausnahmen) die Kreusgestalt des Grundplans, das Gebäude besteht nur aus dem Langhause und Chore. Eben so kommen die Strebepfeiler, diese, für Konstruktion und Zierde des westlichen Baues wichtigsten Glieder, nicht in derselben geschickten Anwendung, und mit gleicher Bedeutung vor, sie fehlen zuweilen ganz. Viertens endlich fügt der Vf. hinzu, bilde das Gewölbe einen Hauptunterschied, indem das Spitzbogengewölbe, das in den (westlichen) gothischen Gebäuden mit ängstlicher Strenge ausgeführt sei, in den Ordensbauten oft gar nicht, oft nur theilweise vorkomme.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 45.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1836.

Der Dom zu Königsberg in Preufsen. Erste Abtheilung. Geschichte der Domkirche zu Königsberg, und des Bisthums Samland mit einer ausführlichen Darstellung der Reformation im Herzogthum Preufsen von Dr. A. R. Gebser. Zweite Abtheilung. Beschreibung der Domkirche und der in ihr enthaltenen Kunstwerke von Dr. C. A. Hagen.

(Fortsetzung.)

Bei diesem letzten Punkte bedarf es wohl einer Verständigung darüber, was unter dem Worte Spitzbogengewölbe zu verstehen ist. Im Kreuzgewölbe kommen sechs Wölbungen vor, zunächst die *zwei* Hauptwölbungen, welche von einer Ecke des Vierecks zur andern in diagonaler Richtung laufen, und sich im Schlufssteine durchschneiden; dann *vier* Seitenwölbungen, welche das Viereck einschliefsen, und dazu dienen, die Kappen des Kreuzgewölbes nach aufsen hin zu tragen, und zwar (wenn wir an die Wölbung eines Kirchenschiffes denken) zwei in der Richtung des Schiffes, welche das Gewölbe nach den Wänden zu begränzen (Längenbogen), und zwei, welche dasselbe gegen die benachbarten Gewölbe abschliefsen, (Breitenbogen). Ein vollkommen rundes Kreuzgewölbe würde nun das sein, in welchem alle diese Wölbungen Halbkreise oder Theile eines Halbkreises sind; ein solches ist überhaupt selten, selbst in den vorgothischen Bauten am Rhein findet es sich nicht immer. In den preufsischen Kirchen kommt es ohne Zweifel nicht vor, mindestens die Längenbogen sind, und müssen immer Spitzbogen sein, weil der Pfeilerabstand kleiner ist, als die Breite des Hauptschiffes. Allein auch die Breitenbogen dürften in Preufsen gewöhnlich wenn nicht immer Spitzbogen sein; nach den beigefügten Abbildungen ist es auch im Königsberger Dome der Fall. Es scheint daher, dafs wenigstens für die kirchlichen Bauten die Verschiedenheit, die der H. Vf. meint, nur darin besteht, dafs die diagonalen Gewölbe nicht Spitzbogen sondern Halbkreise sind, oder vielmehr Theile eines Halbkreises, denn als ganze Halbkreise kommen sie ohne Zweifel dort nicht vor. Da diese diagonalen Wölbungen eine viel gröfsere Spannung haben, als die Breitenbogen, so ist es einleuchtend, dafs beide sehr wohl zu einander passen, ungeachtet jene rund, diese spitz sind. Das Auge bemerkt aber bei der perspektivischen Beobachtung nicht unmittelbar, ob die Kreuzgurten einen Spitzbogen oder einen Halbkreisbogen bilden, sondern wir können darauf nur schliefsen, insofern als dadurch das Gewölbe luftiger oder flacher erscheint. Diese flacheren Gewölbe finden wir aber überall, wo man es für nöthig oder rathsam hielt, statt des einfachen Kreuzgewölbes vermehrte, netzartig verschlungene Rippen anzubringen, und dies ist in den preufsischen Kirchen meistens der Fall, während es im westlichen Deutschland seltener vorkommt. Die Eigenthümlichkeit der preufsischen Kirchen rücksichts der Wölbungen wird daher so zu bestimmen sein, dafs sie flach und zusammengesetzt sind. Sehr häufig sind solche Gewölbe auch in England. Allerdings haben diese künstlich verflochtenen Gewölbe nicht die architektonische Schönheit des einfachen Kreuzgewölbes, es ist indessen erklärbar, wie die Neigung dazu entstehen konnte. Grade weil der übrige Bau so höchst einfach war, mufste man eine Stelle suchen, wo die architektonische Gliederung eine reichere Entfaltung gestattete, und dazu bot sich in diesem durchaus massenhaften Style keine andre. Auch machte ein andrer Grund bei der Eigenthümlichkeit dieses Styls flache Gewölbe nöthig, indem sie, wie weiter unten bemerkt werden wird, der Beleuchtung vortheilhaft waren. Ob Tonnengewölbe auch in kirchlichen Bauten angewendet sind, möchte noch zu bezweifeln sein. Der Hr. Vf. führt zwar dafür das

Digitized by Google

ger werdenden Zusammensein mit der geliebten Gattin um ihren Aschenkrug mit bethränten Wangen den Cypressenkranz flicht.

Wenn gleich aber auch vorherrschend die süfse Melodie *der Liebe* diese Lieder durchtönt, so werden wir doch bald gewahr, dafs es nicht eine, in selbstgefälliger Sehnsucht sich verzehrende, Neigung ist, wie sie uns in der Zeit von *Werthers Leiden*, in welcher die ersten dieser Sonette entstanden, nur zu oft begegnet; unser Dichter kündigt sich zugleich als der Sänger der Freiheit und des Vaterlandes an, welcher für die Ehre und Heiligkeit des angestammten Könighauses in die vollen Saiten greift.

Auch von *Petrarcha* wissen wir, dafs das dreifache Pathos *der Liebe, des Glaubens* und *des Vaterlandes* der Urstoff war, welcher seine Lieder durchdrang. Wie sehr wir uns daher auch an den Huldigungen, welche er seiner *Laura* bringt, erfreuen, so wissen wir doch auch, dafs er in seiner berühmten Canzone „Italia mia" seine Landsleute gegen die eingedrungenen Fremdlinge zu den Waffen rief und in einer anderen: „*Vergine bella*" die Himmelskönigin in dem schönsten Triumphliede feiert. —

So hat nun auch der Dichter dieser Sonette sich uns schon längst als den Sänger der preufsischen Kriegslieder in seinen *historischen Erinnerungen* bekannt gemacht und, wie sehr er auch in diesen Liebesliedern mit Blumen aller Art sich schmückt, der Stahl der glänzenden Waffenrüstung blinkt hier und da leuchtend hervor.

Die Literaturgeschichte wird die nationale Bedeutung dieser Gedichte nicht übersehen; ihr Entstehen fällt in eine Zeit, wo *Goethe* und *Schiller* noch nicht sich wirksam erwiesen hatten, und wunderbarer Weise ertönt dies kräftige Lied eines deutschen Dichters am fernen Strande der Ostsee zu derselben Zeit und an demselben Orte, wo zugleich für die deutsche Wissenschaft der Prophet einer grofsen Zukunft in *Kant* aufgetreten war; die deutsche Literaturgeschichte wird neben dem *Königsberger Philosophen* den *Königsberger Dichter* zu würdigen wissen. —

Unser Raum ist zu beschränkt dies weiter auszuführen; allein wir können uns nicht versagen, drei Sonette aus der vorliegenden Sammlung hier mitzutheilen, um in diesem Dreiklang unsern Lesern die volle Harmonie der schönen Dichtungen vernehmen zu lassen.

An Elisabeth (1786).

Ihr schönen Augen, die mich heifs berühren,
Seitdem sie mich, Raubvögeln gleich, umkreisten,
Ihr Lippen, die getränkt mit Rosengeisten,
Die Biene süfs in Blumen-Irrthum führen:
Ihr unsichtbaren Reize, die den Schnüren
Mit sanfter Ungeduld Gehorsam leisten,
Ich mufs euch anzureden mich erdreisten.
Dem Schmerz der Sehnsucht darf ein Laut gebühren.

Geh denn, o Lied, am frühen Morgenrothe
Mit frischbethauten Sträufsen *sie* zu grüfsen!
Den Musen wird die Freundin Gunst gewähren.

Doch bleib nur hier, getreuer Liebesbote!
Du wirst bescheiden doch den Mund verschliefsen,
Sobald sie sittsam fragt, was dein Begehren.

Im Januar 1807.

Bei Elisabeths Ankunft in Königsberg.

Du hattest dich geängstet, holde Taube!
Heifs flossen Dir im süfsesten Umfangen
Des Wiedersehns die Thränen von den Wangen,
Du hieltest mich der Geierbrut zum Raube. *)

Mein Heil und Hort, an den ich freudig glaube,
Dich in der Brust, die Zither leicht umfangen,
Wallt dein Arion sicher zwischen Schlangen
Und Otterzucht zu deiner Mirthenlaube.

Erzittere nicht, es tönt der Heimat Boden,
Zerstampft von Bonaparte's ehrnen Hufen;
Doch schwankt er nicht, er wird, ein Felsen, stehen.

Und *Friedrichs* Thron, gebaut auf Demantstufen
Des Heldenruhms, geschmückt mit Heldentoden,
Vom Lied umtönt, er wird nicht untergehen!

Nach ihrem Todestage. d. 12. *Jul.* 1835.

Die Nachtigallen hörten auf zu schlagen,
Der Rosenflor des Jahres war verblüht,
Da war sie auch verstummt, mein süfses Lied,
Entblättert meine Ros' aus holden Tagen.

Ihr habt sie nicht von mir hinweggetragen,
Es giebt ein einsam stilles Traumgebiet,
Aus dem sie nie seit funfzig Jahren schied;
Da ruht sie sanft, umspielt von schönen Sagen.

Sonst war umpflanzt von zarter Blumenlust
Ihr Ruhebett in meiner heitern Brust,
Nun weht es leis aus Ahnens hohen Palmen.

Sonst klang ihr süfs mein fröhliches Idyll,
Nun tönt es innen laut von Engel-Psalmen,
Und um mich her ist Alles öd und still!

Fr. Förster.

*) Bezieht sich auf den Einmarsch der Franzosen in Berlin nach der Schlacht von Jena.

Digitized by Google

№ 46.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1836.

Der Dom zu Königsberg in Preufsen. Erste Abtheilung. Geschichte der Domkirche zu Königsberg und des Bisthums Samland, mit einer ausführlichen Darstellung der Reformation im Herzogthum Preufsen von Dr. A. R. Gebser. Zweite Abtheilung. Beschreibung der Domkirche und der in ihr enthaltenen Kunstwerke von Dr. C. A. Hagen.

(Schlufs.)

Ueber die näheren Ursachen für die eigenthümliche Gestaltung dieser preufsischen Bauten giebt der Hr. Vf. sehr interessante Aufschlüsse. Er erweist nämlich aus urkundlichen Nachrichten, dafs die Ritter sich keiner fremden Baumeister bedienten, sondern dafs Ordensmitglieder selbst die Bauten leiteten, und zu dem Zwecke mit den Handwerkern einzelner Arbeiten kontrahirten. Die deutschen Bauhütten hatten daher keinen Einflufs, nirgends finden sich, da wo Verzierungen in Stein angebracht sind, Steinmetzzeichen (die in Deutschland grade während der Ordensbauten im 14. Jahrh. am häufigsten sind). Nicht selten sind die Kirchen mit den Ordenshäusern verbunden, und derselbe militärisch einfache Charakter, welcher diese auszeichnet, übertrug sich auf sie; daher sind sie denn auch häufig mit Zinnen gekrönt, hinter welchen Wehrgänge herumgehn, im Falle des Angriffs mufsten auch sie vertheidigt werden können. Aus demselben Grunde empfahl sich auch der einfache Schlufs des Chors, der vieleckige hätte Schlupfwinkel gewährt. Alle Bauten gingen vom Orden aus, nicht wie in Deutschland von einzelnen Städten oder Klöstern, sie wurden daher nicht Gegenstände des Lokalpatriotismus, bei denen man sich in Schmuck übertreffen zu müssen glaubte. Sie waren Bedürfnifs, daher wurden sie zwar höchst stark und solide, aber schnell gebaut. Anfangs bediente man sich der unbehauenen Feldsteine, darauf aber gebrannter Ziegel, die man sehr zierlich mit bunter Glasur, oder zu architektonischen Ornamenten zu verfertigen lernte. Sandsteine und Granitblöcke erhielt man wohl aus Schweden, und wufste sie zu Verzierungen, besonders zu Pfeilern in den Schlössern (nicht blofs in Marienburg) anzuwenden. Zu ganzen Kirchen aber gebrauchte man den Sandstein nicht, man hätte darin so schnell nicht bauen können. So ergab sich eines aus dem andern, die geistige Richtung des Ordens bedingte das Material, und dieses zeigte sich wieder einer dieser Geistesrichtung entsprechenden Form günstig. Man suchte nur dem Bedürfnifs zu genügen, und es ergab sich dennoch daraus ein Bild der eignen geistigen Ordnung, das auch auf Schönheit Anspruch macht.

Was der Hr. Vf. über die Geschichte des Dombaues selbst und zur Beschreibung der architektonischen Details ausführlich und mit genauen und deutlichen Maafsangaben beibringt, mufs ich übergehn, um hier sogleich der dem Werke beigegebenen lithographischen Tafeln zu erwähnen, da sie, bis auf das Titelblatt mit einer Zusammenstellung von Details mehrerer Monumente, und einer Zeichnung des Denkmals der Markgräfin Dorothea, sämmtlich Architektonisches enthalten. Sie sind gut ausgeführt, genau und richtig, und wenn sie keine Details enthalten, so ist das erklärbar, weil der Styl des Gebäudes feinern Einzelnheiten nicht günstig ist. Besonders gelungen sind die zwei ausgeführten Blätter, mit den perspektivischen Ansichten des Schiffes und des Chors, letztere nach einem Gemälde des rühmlichst bekannten Architekturmalers Schultz.

Auch bei diesen Blättern mufs man es wiederum bedauern, dafs das Werk nicht einer andern, schönern Kirche Preufsens gewidmet war. Nicht blofs die Vorderseite mit den Thürmen (gröfstentheils im 16. Jahrhundert erbaut oder hergestellt und dadurch ohne Zweifel nicht verschönert), sondern auch die Seitenansicht

Digitized by Google

ger werdenden Zusammensein mit der geliebten Gattin um ihren Aschenkrug mit bethränten Wangen den Cypressenkranz flicht.

Wenn gleich aber auch vorherrschend die süfse Melodie *der Liebe* diese Lieder durchtönt, so werden wir doch bald gewahr, dafs es nicht eine, in selbstgefälliger Sehnsucht sich verzehrende, Neigung ist, wie sie uns in der Zeit von *Werthers Leiden*, in welcher die ersten dieser Sonette entstanden, nur zu oft begegnet; unser Dichter kündigt sich zugleich als der Sänger der Freiheit und des Vaterlandes an, welcher für die Ehre und Heiligkeit des angestammten Könighauses in die vollen Saiten greift.

Auch von *Petrarcha* wissen wir, dafs das dreifache Pathos *der Liebe, des Glaubens* und *des Vaterlandes* der Urstoff war, welcher seine Lieder durchdrang. Wie sehr wir uns daher auch an den Huldigungen, welche er seiner *Laura* bringt, erfreuen, so wissen wir doch auch, dafs er in seiner berühmten Canzone „Italia mia" seine Landsleute gegen die eingedrungenen Fremdlinge zu den Waffen rief und in einer anderen: „*Vergine bella*" die Himmelskönigin in dem schönsten Triumphliede feiert. —

So hat nun auch der Dichter dieser Sonette sich uns schon längst als den Sänger der preufsischen Kriegslieder in seinen *historischen Erinnerungen* bekannt gemacht und, wie sehr er auch in diesen Liebesliedern mit Blumen aller Art sich schmückt, der Stahl der glänzenden Waffenrüstung blinkt hier und da leuchtend hervor.

Die Literaturgeschichte wird die nationale Bedeutung dieser Gedichte nicht übersehen; ihr Entstehen fällt in eine Zeit, wo *Goethe* und *Schiller* noch nicht sich wirksam erwiesen hatten, und wunderbarer Weise ertönt dies kräftige Lied eines deutschen Dichters am fernen Strande der Ostsee zu derselben Zeit und an demselben Orte, wo zugleich für die deutsche Wissenschaft der Prophet einer grofsen Zukunft in *Kant* aufgetreten war; die deutsche Literaturgeschichte wird neben dem *Königsberger Philosophen* den *Königsberger Dichter* zu würdigen wissen. —

Unser Raum ist zu beschränkt dies weiter auszuführen; allein wir können uns nicht versagen, drei Sonette aus der vorliegenden Sammlung hier mitzutheilen, um in diesem Dreiklang unsern Lesern die volle Harmonie der schönen Dichtungen vernehmen zu lassen.

An Elisabeth (1786).

Ihr schönen Augen, die mich heifs berühren,
Seitdem sie mich, Raubvögeln gleich, umkreisten,
Ihr Lippen, die getränkt mit Rosengeisten,
Die Biene süfs in Blumen-Irrthum führen:
Ihr unsichtbaren Reize, die den Schwüren
Mit sanfter Ungeduld Gehorsam leisten,
Ich mufs euch anzureden mich erdreisten.
Dem Schmerz der Sehnsucht darf ein Laut gebühren.

Geh denn, o Lied, am frühen Morgenrothe
Mit frischbethauten Sträufsen *sie* zu grüfsen!
Den Musen wird die Freundin Gunst gewähren.

Doch bleib nur hier, getreuer Liebesbote!
Du wirst bescheiden doch den Mund verschliefsen,
Sobald sie sittsam fragt, was dein Begehren.

Im Januar 1807.

Bei Elisabeths Ankunft in Königsberg.

Du hattest dich geängstet, holde Taube!
Heifs flossen Dir im süfsesten Umfangen
Des Wiedersehns die Thränen von den Wangen,
Du hieltest mich der Geierbrut zum Raube. *)

Mein Heil und Hort, an den ich freudig glaube,
Dich in der Brust, die Zither leicht umfangen,
Wallt dein Arion sicher zwischen Schlangen
Und Otterzucht zu deiner Mirthenlaube.

Erzittere nicht, es tönt der Heimat Boden,
Zerstampft von Bonaparte's ehrnen Hufen;
Doch schwankt er nicht, er wird, ein Felsen, stehen.

Und *Friedrichs* Thron, gebaut auf Demantstufen
Des Heldenruhms, geschmückt mit Heldentoden,
Vom Lied umtönt, er wird nicht untergehen!

Nach ihrem Todestage. d. 12. Jul. 1835.

Die Nachtigallen hörten auf zu schlagen,
Der Rosenflor des Jahres war verblüht,
Da war sie auch verstummt, mein süfses Lied,
Entblättert meine Ros' aus holden Tagen.

Ihr habt sie nicht von mir hinweggetragen,
Es giebt ein einsam stilles Traumgebiet,
Aus dem sie nie seit funfzig Jahren schied;
Da ruht sie sanft, umspielt von schönen Sagen.

Sonst war umpflanzt von zarter Blumenlust
Ihr Ruhebett in meiner heitern Brust,
Nun weht es leis aus Ahnens hohen Palmen.

Sonst klang ihr süfs mein fröhliches Idyll,
Nun tönt es innen laut von Engel-Psalmen,
Und um mich her ist Alles öd und still!

Fr. Förster.

*) Bezieht sich auf den Einmarsch der Franzosen in Berlin nach der Schlacht von Jena.

Digitized by Google

№ 46.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1836.

Der Dom zu Königsberg in Preufsen. Erste Abtheilung. Geschichte der Domkirche zu Königsberg und des Bisthums Samland, mit einer ausführlichen Darstellung der Reformation im Herzogthum Preufsen von Dr. A. R. Gebser. Zweite Abtheilung. Beschreibung der Domkirche und der in ihr enthaltenen Kunstwerke von Dr. C. A. Hagen.

(Schlufs.)

Ueber die näheren Ursachen für die eigenthümliche Gestaltung dieser preufsischen Bauten giebt der Hr. Vf. sehr interessante Aufschlüsse. Er erweist nämlich aus urkundlichen Nachrichten, dafs die Ritter sich keiner fremden Baumeister bedienten, sondern dafs Ordensmitglieder selbst die Bauten leiteten, und zu dem Zwecke mit den Handwerkern einzelner Arbeiten kontrahirten. Die deutschen Bauhütten hatten daher keinen Einfluſs, nirgends finden sich, da wo Verzierungen in Stein angebracht sind, Steinmetzzeichen (die in Deutschland grade während der Ordensbauten im 14. Jahrh. am häufigsten sind). Nicht selten sind die Kirchen mit den Ordenshäusern verbunden, und derselbe militärisch einfache Charakter, welcher diese auszeichnet, übertrug sich auf sie; daher sind sie denn auch häufig mit Zinnen gekrönt, hinter welchen Wehrgänge herumgehn, im Falle des Angriffs mufsten auch sie vertheidigt werden können. Aus demselben Grunde empfahl sich auch der einfache Schluſs des Chors, der vieleckige hätte Schlupfwinkel gewährt. Alle Bauten gingen vom Orden aus, nicht wie in Deutschland von einzelnen Städten oder Klöstern, sie wurden daher nicht Gegenstände des Lokalpatriotismus, bei denen man sich in Schmuck übertreffen zu müssen glaubte. Sie waren Bedürfnifs, daher wurden sie zwar höchst stark und solide, aber schnell gebaut. Anfangs bediente man sich der unbehauenen Feldsteine, darauf aber gebrannter Ziegel, die man sehr zierlich mit bunter Glasur, oder zu architektonischen Ornamenten zu verfertigen lernte. Sandsteine und Granitblöcke erhielt man wohl aus Schweden, und wufste sie zu Verzierungen, besonders zu Pfeilern in den Schlössern (nicht blofs in Marienburg) anzuwenden. Zu ganzen Kirchen aber gebrauchte man den Sandstein nicht, man hätte darin so schnell nicht bauen können. So ergab sich eines aus dem andern, die geistige Richtung des Ordens bedingte das Material, und dieses zeigte sich wieder einer dieser Geistesrichtung entsprechenden Form günstig. Man suchte nur dem Bedürfnifs zu genügen, und es ergab sich dennoch daraus ein Bild der eignen geistigen Ordnung, das auch auf Schönheit Anspruch macht.

Was der Hr. Vf. über die Geschichte des Dombaues selbst und zur Beschreibung der architektonischen Details ausführlich und mit genauen und deutlichen Maafsangaben beibringt, mufs ich übergehn, um hier sogleich der dem Werke beigegebenen lithographischen Tafeln zu erwähnen, da sie, bis auf das Titelblatt mit einer Zusammenstellung von Details mehrerer Monumente, und einer Zeichnung des Denkmals der Markgräfin Dorothea, sämmtlich Architektonisches enthalten. Sie sind gut ausgeführt, genau und richtig, und wenn sie keine Details enthalten, so ist das erklärbar, weil der Styl des Gebäudes feinern Einzelnheiten nicht günstig ist. Besonders gelungen sind die zwei ausgeführten Blätter, mit den perspektivischen Ansichten des Schiffes und des Chors, letztere nach einem Gemälde des rühmlichst bekannten Architekturmalers Schultz.

Auch bei diesen Blättern mufs man es wiederum bedauern, dafs das Werk nicht einer andern, schönern Kirche Preufsens gewidmet war. Nicht blofs die Vorderseite mit den Thürmen (gröfstentheils im 16. Jahrhundert erbaut oder hergestellt und dadurch ohne Zweifel nicht verschönert), sondern auch die Seitenansicht

Digitized by Google

des Doms ist (man kann es nicht läugnen) nicht sehr erfreulich, und selbst das Innere ist nicht so schön als in andern Kirchen dieses Styls. Der Grund davon liegt hauptsächlich darin, dafs die Seitenschiffe noch nicht völlig so hoch, sondern um wenigstens fünf Fufs niedriger sind, als das Hauptschiff, wodurch das Gewölbe ein unerfreuliches Dunkel erhält. Dies wird noch vermehrt dadurch, dafs die Fenster niedrig gehalten, und bei weitem nicht bis an das Ende der Mauer geführt sind. Man sieht, dafs der Grundsatz gleich hoher Schiffe noch nicht recht consequent durchgeführt ist, man erhöhte die Seitenschiffe so weit, dafs die Oberlichter des Hauptschiffes verdrängt wurden, und nicht so weit, dafs man in den Seitenmauern hinlänglich hohe Fenster anbringen konnte. Man wagte es auch noch nicht, diese Seitenfenster weit über das Maafs, welches sie in den Bauten mit ungleichen Schiffen gehabt hatten, hinaus zu verlängern. Mit dieser Konstruktion hängt es zusammen, dafs man alle drei Schiffe unter ein Dach brachte, wodurch dann wieder im Aeufsern die ungünstigste Gestalt eines im Verhältnifs zu den Mauern all zu hohen, und schwer lastenden Daches entstand. St. Stephan in Wien theilt beide Mängel des Innern und Aeufsern mit dem Königsberger Dom. Bei Weitem schöner gestaltet sich Aeufseres und Inneres, wenn die Schiffe völlig gleiche Höhe haben, denn dann können die Seitenwände mit sehr hohen, möglichst bis an die Gewölbe geführten Fenstern versehn werden, so dafs (zumal wenn die Gewölbe flach gehalten sind) ein kräftiges gleichmäfsiges Licht alle Theile erhellt, und die schlanken Pfeiler günstig beleuchtet. Dabei ist es denn auch möglich und sogar fast nöthig jedes Schiff mit einem besondern Dache zu versehn, welches durch die als Mauernkrönung herumlaufenden Zinnen zum Theil verdeckt wird, und also auf keine Weise das Auge beleidigt, während die hohen Mauern, mit ihren schlanken Fenstern auch im Aeufsern einen schönern Anblick gewähren. Von dieser Art sind der Dom in Kulm, die Kirche in Pelplin und die meisten Kirchen in Danzig; der Ausspruch des Hrn. Verfs., dafs „die Schiffe gewöhnlich unter einem Dache stehn" gilt daher nicht von allen Gegenden Preufsens. Ungeachtet solcher Abweichungen ist aber innerhalb des Ordensgebietes der Styl wesentlich derselbe, und auch die Danziger Kirchen, welchen der Hr. Verf. „manches Eigenthümliche" zuspricht, und sie dadurch von seiner Betrachtung einigermafsen ausschliefst, dürften nur als konsequente Ausführungen des im Ordenslande entstandenen Styls anzusehen sein. An einen andern Ursprung ist bei ihnen nicht zu denken. Die Sage, welche die Danziger Marienkirche als eine Nachahmung der Sophienkirche in Konstantinopel bezeichnet, ist ohne den mindesten Grund, und wenn der Herr Verfasser (S. 14) anführt, dafs sie mit ihr das Quadrat des Grundplans gemein habe, so ist das ein Irrthum, die Länge ist vielmehr fast das Doppelte der Breite (S. den Plan in Ranish Beschreibung der Kirchen Danzigs 1693) und nur der vordere Theil des Langhauses *bis* zum Kreuzschiffe bildet mit der Breite ein Quadrat, was aber auch in andern Kirchen vorkommen möchte.

Die monumentalen Verzierungen des Doms geben dem Herrn Verfasser Gelegenheit, auch die Geschichte der andern bildenden Künste in Preufsen mitzutheilen.

Für Skulptur des Mittelalters fehlt in Preufsen die Quelle, welche in andern Gegenden trotz aller Zerstörungen und Vernachlässigungen noch immer ergiebig genug ist, die Verzierung der Kirchenportale und Facaden mit Bildsäulen und halberhabnen Arbeiten. Die Gründe, warum dieser bildlich architektonische Schmuck fortbleiben mufste, sind schon oben angegeben. Das einzige in dieser Beziehung anzuführende Werk ist das Marienbild, welches äufserlich am Chore der hochmeisterlichen Kapelle des Marienburger Schlosses, in der ganzen Höhe des Gebäudes angebracht ist. Es ist in Thon geformt und mit einer Mosaikarbeit in bunten und zum Theil vergoldeten Glasstücken ausgelegt. Mit Recht nennt es der Verfasser unförmlich, es ist von geringem Kunstwerth, nur durch seine ganz ungewöhnliche Gröfse und Form merkwürdig, ein barbarisch kühner Gedanke irgend eines, in feinerer Kunstübung nicht erfahrenen Ordensbruders. Auch die Kirche in Marienwerder hat über der Thüre eine (jedoch nicht plastisch geformte) Mosaik, ein Christusbild, ebenfalls nicht von grofsem Kunstwerthe. Mit Recht bemerkt der Verfasser das Auffallende, dafs man hier Mosaikarbeiten, die zur Zeit und in den Gegenden des gothischen Baues nicht geübt wurden, angewendet habe. Es erklärt

Digitized by Google

sich wohl aus dem Mangel an geschickten Steinmetzen.

Ueber Malereien finden sich aus der zweiten Hälfte des 14ten und dem Anfange des 15ten Jahrhunderts Nachrichten. Ein Bild aus Prag (ohne Zweifel aus der durch Carls des IV. Kunstliebe dort entstandenen Schule) wird in einer hochmeisterlichen Kapelle aufgestellt, mehrere Meister sind genannt, einer derselben wird sogar ziemlich ansehnlich für ein, dem Könige von Ungarn zum Geschenke gegebenes Bild bezahlt. Auch Oelfarben kommen schon 1399 in Rechnung. „Eine neue Bestätigung, dafs die Oelmalerei „schon früher bekannt war, ehe sie durch die Be„handlung der berühmten flandrischen Maler die höch„ste Ausbildung und Bedeutung für die Kunst ge„wann." — Von allen diesen Arbeiten ist nichts erhalten, aufser wenigen fast unkenntlichen Ueberresten von Mauermalereien im Schlosse zu Marienburg, und in den Chören der Kirchen zu Marienwerder und Königsberg. Von den lebensgrofsen Tafelbildern der Hochmeister, welche hier im Dome in der Fürstengruft waren, sind uns jedoch fünf durch Holzschnitte bei dem bekannten Werke von Kaspar Henneberger aufbehalten. Die Bilder, welche sonst noch in dortiger Gegend für alt galten, erkannte der Verfasser für spätere, unbedeutende sogar nach bekannten Kupferstichen gearbeitete Malereien.

Schnitzarbeiten in Holz sind gewöhnlich mehr erhalten, als Malereien. Auch im Dome finden sich an Beicht- und Chorstühlen gute Proben dieser Technik, die theils vielleicht noch aus dem 14ten Jahrh., theils schon aus dem 16ten Jahrh. herrühren.

Bald nach dem Anfange des fünfzehnten Jahrh. verschwinden die Spuren weiterer Kunstpflege in Preufsen. Geschwächt und gedemüthigt durch den Verlust der Tannenberger Schlacht, fast beständig in äufsere Kriege oder in noch gefährlichere Streitigkeiten mit den eignen Unterthanen verwickelt, dabei in sich selbst uneinig konnte der Orden nicht mehr der Beförderer des Friedens sein. Das aufgeregte oder verwüstete Land bot ihnen keine Stätte mehr. Das Band zwischen der Kunst des Mittelalters und der spätern, das schon überall im Norden schwach ist, erscheint hier gewaltsam zerrissen. Erst gegen die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts unter der, in jeder Beziehung segensreichen Regierung Herzog Albrechts entsteht eine neue und recht angeregte Kunstthätigkeit, über welche wir in dem vorliegenden Werke zum ersten Male eine Uebersicht und manche ganz neue Nachrichten erhalten. Auch bei solchen Ländern, welche an sich keine welthistorische Bedeutung für die Kunst haben, ist es von mehr als partikulärem Interesse, die Gestaltung der Kunst bei ihnen kennen zu lernen. Preufsen an der Gränze der slavischen Völker, stellt gleichsam das äufserste Glied des grofsen germanischen Körpers dar, und es ist lehrreich zu beobachten, wie sich in Zeiten reicher Kunstblüthe das allgemeine Leben auch hierhin verbreitet, und wie es sich hier gestaltet. Man lernt das Ganze nicht blofs im Mittelpunkte, sondern auch in den äufsersten Theilen kennen.

Bei dem Mangel einheimischer Künstler mufste Herzog Albrecht seine Blicke in die Fremde richten. Wir finden ihn daher in eifriger Korrespondenz besonders nach Nürnberg und Wittenberg, um Arbeiten aus der Schule Dürers und Kranachs zu erhalten, oder Künstler in seine Dienste zu ziehn. Der Hr. Verf. giebt interessante Mittheilungen aus diesen, im Geh. Archiv aufbewahrten Briefen, und weist einzelne Gemälde nach, welche diesen Schulen anzugehören scheinen. Crispin Herronth, ein Schüler Dürers, wurde preufsischer Hofmaler, Paul Vischer, der Sohn des berühmten Peter Vischer, scheint ebenfalls in den Dienst des Herzogs übergegangen zu sein, obgleich sich seine Thätigkeit in demselben nicht nachweisen läfst. Heinrich Königswiser, ein Sohn eines herzoglichen Musikers, wurde auf Albrechts Kosten bei dem jüngern Kranach zum Maler gebildet, ein Bild von ihm mit der Jahrszahl 1571 wird im Dom gefunden. Aufser diesen scheint nur Antonius Möller, von dem im Artushofe in Danzig, und an andern Orten in Preufsen, verdienstliche Arbeiten aus den letzten Jahren des sechszehnten und dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts gefunden werden, aus Preufsen gebürtig zu sein. Der Hr. Verf. ist geneigt, ihm ein im Dome befindliches Epitaphbild zuzuschreiben, und stellt die Vermuthung auf, dafs die Benennung Möller nicht den Familiennamen, sondern den Stand als: Maler bedeute, wie auch Cranach sich Lukas Maler nannte. Zu den bekanntern Künstlern, welche in die Dienste des Her-

Digitized by Google

zogs traten, gehören Jakob Bink und Georg Pantz. Der letzte starb jedoch schon in demselben Jahre, in welchem er zum Markgräflichen Konterfeyer und Hofmaler bestellt worden (1550), woher es erklärlich wird, dafs sich keine seiner Arbeiten in Königsberg finden, und dafs dies Verhältnifs bisher unbekannt war. Bink kam 1544 als dänischer Hofmaler mit Urlaub nach Preufsen, weil die Herzogin Dorothea ihren Bruder den König, darum angegangen war. Dieser Urlaub wurde mehrere Jahre verlängert, dann trat Bink zunächst heimlich in den Dienst des Herzogs, wufste einige Jahre beiden Fürsten zu dienen, und sie hinzuhalten, wurde aber endlich in Königsberg ansäfsig, so dafs er sogar dem Wunsche seines ersten Herrn, des Königs, noch einmul nach Kopenhagen zu kommen, nicht Folge leistete.

Etwas Charakteristisches für diese fürstliche Kunstliebhaberei des Nordens ist die Sucht, Bildnisse zu besitzen, zu sammeln und selbst zu vertheilen. Markgraf Albrecht schreibt nach Nürnberg, nach Sachsen, nach Kopenhagen, bald an die Fürsten, bald die Maler, um sich die Portraits fürstlicher, oder auch sonst berühmter Personen zu verschaffen. Auch König Sigismund August von Polen, der einen neuen Bau in Wilna angefangen, begehrt dazu die Conterfeiungen allerlei Königlicher, Kur- und Fürstlicher Personen. Eben so ist aber Albrecht auch freigebig mit dem Geschenk seines Bildnisses an seine Unterthanen, selbst Bürgerfrauen (man sieht nicht, dafs sie irgend eine besondre Bedeutung haben) bitten und erhalten vom Herzoge unmittelbar sein Bildnifs. Man sollte fast glauben, dafs von einem blofsen Kupferstich die Rede sei, indessen scheinen die Ausdrücke nicht darauf zu deuten.

Wir wissen nicht, ob von solchen, immerhin interessanten Bildnissen, sich einige erhalten haben, da der Verf. ihrer nicht erwähnt. Die bedeutendsten Werke, welche aus der Zeit dieses kunstliebenden Fürsten in Preufsen geblieben, sind die Grabmäler, mit welchen noch jetzt der Chor des Doms geschmückt ist. Das ältere darunter, das der erwähnten Herzogin Dorothea, ist eine Erfindung Binks, und unter seiner Aufsicht in Antwerpen in Marmor ausgeführt. Die Monumente des Herzogs selbst und seiner zweiten Gemahlin sind in sehr ähnlichem Style (jenes das gröfste und schönste) und mögen, da das fürstliche Paar an einem Tage, und Bink noch in demselben Jahre starb, nach dessen vielleicht schon vor dem Tode des Herzogs gefertigten Zeichnungen vollendet sein. Sie alle sind verdienstliche Werke, so weit man sich den halbitalienischen Styl jener Zeit, und den etwas überladenen Schmuck mit farbigem Marmor gefallen läfst. Die ausführlichen Beschreibungen, welche der Hr. Verf. von ihnen giebt, sind interessante Beispiele für den schwerfällig allegorischen Geschmack und die derben Naturwahrheiten, welche der damaligen Weise entsprachen.

Aufser diesen künstlerisch ausgeführten Monumenten giebt der Verf. am Schlusse des Werks eine genaue Aufzählung und Beschreibung aller Grabmäler, Inschriften und dgl., was natürlich zunächst nur ein lokales Interesse hat, indessen findet sich auch darin zerstreut manches kunstgeschichtlich Interessante. Wir ersehn aus diesen Notizen, dafs gleich nach Albrecht die Ausübung und Würdigung der Kunst sank, bis am Ende des 17ten Jahrhunderts durch Berliner Bildhauer (z. B. Döbel S. 232) wieder Besseres entstand.

Ref. schliefst seine Anzeige mit dem Wunsche, dafs der Hr. Verf. die Kunstgeschichte bald mit ähnlichen gründlichen Werken bereichern möge. Gewifs kann eine zuverläfsige allgemeine Geschichte der Kunst nur auf so genaue provinzielle Forschungen gestützt werden, gewifs aber können diese auch nur dann ihren Zweck ganz erreichen, wenn sie nicht von einem bornirten Lokalpatriotismus, sondern von der Einsicht in die Kunstperioden im Grofsen und mit Beziehung darauf geleitet werden. Durch diese Verbindung zeichnet sich das vorliegende Werk vor den meisten andern Monographien dieses Fachs höchst vortheilhaft aus, und es ist daher auch in dieser Hinsicht zu wünschen, dafs sein Beispiel zahlreiche Nachfolge, namentlich für den gothischen Bau in Deutschland, veranlassen möge.

Schnaase.

Digitized by Google

№ 47.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1836.

XXXVIII.

Erläuterungstafeln zur vergleichenden Anatomie. Von Carl Gustav Carus, Prof. und Königl. Leibarzt in Dresden. Leipzig, 1826. bei Gerhard Fleischer, und 1831. bei Barth.

Der um so viele Zweige der Naturwissenschaft und Medicin hochverdiente Carus erfreut uns hier mit einer Reihe trefflicher Darstellungen aus dem Gebiete der vergleichenden Anatomie, und hilft dadurch einem wahren Bedürfnisse ab. Mit eben so viel Wahrheit als Bescheidenheit sagt er von diesem Unternehmen selbst: Wenn die vergleichende Anatomie neuerlich immer allgemeiner als eines der unentbehrlichsten Hülfsmittel erkannt worden ist, um zu tieferer Einsicht in die Erscheinungen und Gesetze des Thierlebens zu gelangen, so wird auch ein Unternehmen, welches das Studium dieser Wissenschaft zu erleichtern beabsichtiget, auf wohlwollende Aufnahme einiger Massen hoffen dürfen. Ueberdenkt man jene unübersehbare Menge von Kupferwerken, welche die menschliche Anatomie zu ihrem Gegenstande haben, und erwägt man den Nutzen, welchen die Vervielfältigung dieser Abbildungen gehabt hat, so tritt dagegen ein um so gröfserer Mangel hervor, wenn man nach Kupferwerken über vergleichende Zootomie sich umsieht. Diesem Mangel in etwas mindestens zu begegnen, ist der Zweck dieser Erläuterungstafeln, die sich über alle Zweige der vergleichenden Anatomie erstrecken und im Ganzen aus neun Hefte bestehen werden. Es ist hier auf eine durchaus wahre und schöne Darstellung abgesehen, und sollen daher nur, aufser in einzelnen Fällen, wo schon treffliche, der Vervielfältigung würdige Abbildungen bestehen, Originalzeichnungen aufgenommen werden. Das Erscheinen der einzelnen Hefte ist daher an keine bestimmte Zeit gebunden, was für den Absatz des Werkes, weil diese Tafeln doch nur vorzugsweise für den Lehrer und den Unterricht bestimmt sein können, weniger zu sagen hat; so wie schon der hohe Preis dieser Hefte den Ankauf von Seite der Studirenden unmöglich macht. Vielleicht hätte aber auch diesem Nachtheil bei gröfserer Oeconomie abgeholfen werden können. So z. B. ist im I. Heft Tab. IV. von Falco nisus das Muskelsystem dargestellt. Auf diese Tafel aber gingen wenigstens noch vier solcher Figuren! Auch andere Tafeln sind schwach besetzt, jedoch gilt dieses nur vom ersten Heft.

Bis jetzt sind vier Hefte erschienen, und zwar das erste im Jahre 1826, das zweite im Jahre 1827 und das dritte im Jahre 1831. Das vierte, lang erwartete 1835, von welchem später in den Jahrbüchern die Rede sein wird.

Das *erste Heft* enthält auf acht Tafeln die Erläuterung der Bewegungswerkzeuge in den verschiedenen Thierklassen. Der kurzen, aber demohngeachtet genauen Beschreibung der einzelnen Figuren ist eine physiologische Einleitung vorausgeschickt, welche durch ihre wahre und ingeniöse Entwicklung den Werth dieser Tafeln aufserordentlich erhöht, und mit deren Inhalt wir unsere Leser näher bekannt machen wollen, weil sie selbst für denjenigen, welcher diese Tafeln nicht besitzt, ein grofses physiologisches Interesse haben wird. Diese physiologische Einleitung handelt nun zunächst *von der Bewegung im Allgemeinen und insbesondere von der thierischen Bewegung.* Anziehung — Abstofsung. — Mit diesen Worten, sagt der berühmte Verf., bezeichnen wir die Ur-Phänomene aller räumlichen Bewegung überhaupt. — In der Anziehung offenbart sich die Beziehung eines Angezogenen, eines Aeufsern, *auf* ein Anziehendes, ein Inneres; in der Abstofsung tritt die Wirkung eines gegebenen Innern gegen ein Aeufseres hervor. — Wirken diese Kräfte innerhalb eines und desselben Körpers, so gestaltet sich die Anziehung zur Zusammenziehung, die Absto-

Digitized by Google

fsung zur Ausdehnung. Ist also Anziehung und Abstofsung das Ur-Phänomen der Bewegung überhaupt, so ist Zusammenziehung und Ausdehnung das Ur-Phänomen der Bewegung im Individuum z. B. des Thieres. Alle selbstthätige Thier-Bewegung ist daher durch Zusammenziehung und Ausdehnung wesentlich begründet. — Das Element aller organischen Bildung und so der thierischen ist das Flüfsige, und im Flüfsigen, eben weil es ein elementarisches ist, tritt, wenn es sich als Element eines organischen Lebens zeigt, das Ur-Phänomen allgemeiner Bewegung, d. i. Anziehung und Abstofsung hervor. Ausdehnung und Zusammenziehung, als eine individuelle Bewegung, sind dagegen dem gebildeten organischen Stoff, dem weichen, eigenthümlich und nur das vollkommen starre organische Gebilde, z. B. der Knochen, die Schale, entzieht sich wieder diesen Bewegungen, zu der Ruhe eines noch nicht vom Streben zu organischem Leben erregten Urflüfsigen zurückkehrend. — *Alle lebendige räumliche Bewegung thierischer Körper ist daher durch Zusammenziehung und Ausdehnung weicher Theile, alle räumliche Bewegung elementarischer thierischer Flüfsigkeiten durch Anziehung und Abstofsung wesentlich begründet.* Wenn Anziehung und Abstofsung auf den Verhältnissen zwischen Innern und Aeufsern beruhen, so wird in den gesteigerten Bewegungsformen der Zusammenziehung und Ausdehnung die Beziehung auf Inneres und Aeufseres eben so wenig fehlen. Das innere Elementarische im Thier ist aber der Bildungsstoff, *das Blut*, das äufsere Elementarische ist die gesammte Natur. — Es mufs also Bewegung weicher Thiergebilde durch Zusammenziehung und Ausdehnung, 1) sich beziehen auf inneres Elementarisches — Blut, 2) sich beziehen auf äufseres Elementarisches — auf die äufsere Natur.

Die äufsere Natur tritt aber mit dem Thierkörper in doppelte Beziehung, einmal, in wiefern sie eindringt und von dem Thierleben bewältigt, assimilirt wird, ein anderes Mal, indem das Thier in ihren Kreis eingetreten, von ihr umgeben ist, von ihr assimilirt wird. — Dadurch unterscheiden sich im Thierkörper uranfänglich nur zwei Oberflächen, eine innere — die *Darmfläche* — wo die eingedrungenen Naturkörper assimilirt werden, durch *Verdauung*; eine äufsere — die *Hautfläche* — wo das umgebende Medium den Thierstoff verflüchtigt, ihn sich assimilirt, durch *Athmung*. An *Darmfläche* und *Hautfläche* mufs sich aus obigen Gründen Zusammenziehung und Ausdehnung zeigen.

Jede Bewegung hat aber ursprünglich ein gewisses Mafs, ist rhythmisch. Die Bewegung des Thiers, als Wechsel von Zusammenziehung und Ausdehnung, mufs daher ebenfalls rhythmisch sein, und wird dieses Rhythmische um so deutlicher fortwährend zeigen, je weniger andere und höhere Kräfte diese Bewegung stören und ändern. *Je mehr also ein sich bewegendes Organ von dem Einflusse höherer Kräfte frei ist, um so einfacher erscheint der Rhythmus seiner Bewegung.* Ein solches ist der Fall am vollkommensten in der auf inneres Elementarisches sich beziehenden Bewegung, welche den gegen das Blut gekehrten Gefäfswänden und der entwickeltsten Stelle der Gefäfswände, dem *Herzen*, zukommt. Mehr den Perturbationen äufserer Naturkräfte und der ihnen entgegen stehenden Spontaneität des Nervensystems unterworfen, sind die Bewegungen der Darmfläche und der Hautfläche, doch wird auch hier das Rhythmische immer kenntlich bleiben. Der Rhythmus der Gefäfsbewegung erscheint als Pulsschlag, der Rhythmus der Hautbewegung als Einathmung und Ausathmung, der Rhythmus der Darmbewegung als motus peristalticus.

Ein Organismus entwickelt sich aber, indem er in und aus sich selbst Werkzeuge, Organe für die verschiedenen Thätigkeiten bildet. Auch für die Bewegung innerhalb der weichen Thiersubstanz müssen sich daher besondere Organe entwickeln. Das räumliche Abbild eines Verhältnisses zwischen zwei gegebenen Punkten, wie z. B. zwischen einem Aeufsern und Innern, bei Anziehung und Abstofsung, oder Zusammenziehung und Ausdehnung, *ist die Linie.* — Das Organ für Bewegung mufs daher die Linienform annehmen — *es ist die Muskelfaser.* Die beiden Urformen der Linie sind aber die gerade Linie und die Kreislinie. Die gerade Linie mit durchaus gleicher Richtung ist der unendlichen Verlängerung fähig — sie entspricht der Ausdehnung; die Kreislinie mit stetig gleichmäfsiger Abänderung ihrer Richtung, mufs dadurch nothwendig in sich selbst zurücklaufen — sie entspricht der Zusammenziehung. — Demgemäfs mufs die Muskelfaser ursprünglich immer in diesen beiden Urformen der Linie auftreten — sie erscheint somit als *Längenfiber* und *Zirkelfiber*, und bei weiterer Entwicklung können

Digitized by Google

dann auch die übrigen Formen der Linie dadurch dargebildet werden.

Der ursprüngliche Gegensatz von Anziehung und Abstofsung der Theile mufs aber ferner in jeder der beiden ersten Formen, zu welchen sich die Faser gestaltet, wiederholt werden; die der Ausdehnung entsprechende Längenfaser sowohl, als die der Zusammenziehung entsprechende Zirkelfaser ist sofort der Ausdehnung und Zusammenziehung wieder in sich fähig. Die *Ausdehnung verlängert die Längen- und erweitert den Kreis der Zirkelfiber*, die *Zusammenziehung verkürzt die Längen- und verengert den Kreis der Zirkelfiber.*

Gefühlswand, Hautfläche und Darmfläche waren aber zu Folge obiger Construction die ursprünglich, und mit Rhythmus bewegten Organe, und in jedem derselben liegt die Idee der Zusammenziehung und Ausdehnung eben deshalb als nothwendig begründet. Wird aber Zusammenziehung und Ausdehnung in jeder dieser Flächen nothwendig gefordert: so müssen auch beide, diesen doppelten Bewegungsformen entsprechende Fiberbildungen daselbst gefunden werden; *es mufs sowohl im Gefäfs, als in Haut und Darm, Zirkel- und Längenfiber zugleich vorkommen.*

Aus der Verbindung von Zirkel- und Längenfibern folgt aber die Cylinderform und diese ist deshalb für Haut, Darm und Gefühl, auch von dieser Seite betrachtet, als die ursprüngliche anzuerkennen.

Man erkennt nun aus den Vorhergehenden klar, wie die Idee der Bewegung nach Ausdehnung und Zusammenziehung, welche durch Urformen der Faser wiedergegeben werden, der Bildung und Entwicklung der Bewegungsorgane selbst zum Grunde liegt, und wie sonach die Idee der Bewegung schon in der Gestaltung des bewegenden Organs wirksam ist, ehe noch die Bewegung selbst wirklich hervortritt. — Es gestaltet sich nämlich zuvörderst gleichsam das Schema der Bewegung, und nachher erst tritt in diesem Schema der Bewegung das Spiel von Zusammenziehung und Ausdehnung selbst hervor. Die Zusammenziehung aber fängt dann nothwendig allemal die Bewegungsreihe an; denn sie ist gleichsam der Antagonist gegen die ausdehnende vergröfsernde Bildung und es *liegt in ihr die Idee der Rückbildung.* Das Bestehen eines Gebildes nämlich ist an sich ein steter Wechsel von Entstehen oder Bilden und Auflösen oder Rückbilden; und wenn wir daher finden, dafs in Beziehung auf das Ur-Phänomen der Bewegung, Zusammenziehung die Anziehung, und Ausdehnung die Abstofsung wiederhole: so darf man in Bezug auf Bildung und Ernährung der bewegten Organe sagen, dafs im Zusammenziehen die Rückbildung, im Ausdehnen die Entwicklung und Bildung derselben wiederholt werde. — Dafs hierbei ein neuer Grund für die Nothwendigkeit rhythmischen Wechsels zwischen Ausdehnung und Zusammenziehung hervortrete, kann nicht übersehen werden; denn wenn es im Wesen eines lebenden Organismus liegt, im steten Stoffwechsel zwischen Entstehen und Vergehen *zu bestehen:* so mufs auch das Organ, in welchem sich Entstehen als Ausdehnung und Vergehen als Zusammenziehung abspiegeln soll, rhythmisch zwischen diesen beiden Zuständen schwanken.

Eben darin aber, dafs mit der Zusammenziehung, welcher die Zirkelfiber entspricht, die Reihe der Bewegung anfängt, liegt auch der Grund davon, dafs von Längen- und Zirkelfiber wieder die Zirkelfiber die früher entwickelte, gleichsam die *Ur-Faser* ist; sie mufs auch bei der ursprünglichen Kugelform des Thierleibes anfangs die einzige sein, bis bei eintretender Gliederform die Längenfiber hinzukommt. In den niedern Bewegungsorganen (Darm und Gefäfs) bleibt deshalb auch die Zirkelfiber immer herrschend, in den höhern, auf das durch das Nervensystem bestimmte Skelett bezognen Bewegungsorganen wird die Längenfiber die herrschende, ja fast die einzige. —

Stellen wir nun die Folgerungen, welche in Form von Gegensätzen hier auseinander abgeleitet worden sind, übersichtlich zusammen, so erhalten wir nachstehendes Schema:

Anziehung	Abstofsung
Zusammenziehung	Ausdehnung
Kreislinie	Gerade Linie
Zirkelfaser	Längenfaser
Contraction-Expansion	Contraction-Expansion
Cylinder	
b) in Bewegung	
Systole	Diastole
b) in Bildung	
Rückbildung . . .	Fortbildung.

Die bisherigen Betrachtungen haben uns nun soweit geführt, die Nothwendigkeit in der Muskelfaserbildung

Digitized by Google

in sofern anzuerkennen, als sie sich in den vegetativen Systemen, da wo dieselben mit innern oder äufsern elementarischen Stoffen in Wechselwirkungen treten, entwickeln, und es ist aus dem Vorhergehenden vollkommen klar: 1) wie ein Haut-, ein Darm-, ein Gefäfscylinder aus Zirkel- und Längenfibern gebildet werden, 2) warum er rhythmisch, also noch *unwillkürlich* bewegt werden mufs. —

Ist aber bis jetzt nur auf das Bildende im Thier Rücksicht genommen worden, und das höhere, *sich selbst* und *die Bildung Bestimmende*, die Einheit, welche sich wesentlich durch das Nervensystem darbildet, nur beiläufig erwähnt, und zwar als ein jene einfach rhythmische Bewegung Störendes: so fordert nun auch diese, *die animale Seite selbst*, in wiefern sie durch Bewegung sich offenbart, eine nähere Betrachtung.

Das Eigenthümliche aber des im vegetativen Thiergebilde sich entwickelnden animalen Gebildes ist es, dafs letzteres, d. i. der Nerv, vermöge der ihm einwohnenden Idee der Einheit, alle Seiten des niedern vegetativen Thiergebildes, in sofern er sich damit in engere Beziehung setzt, mit erhebt und veredelt. — Hier, wie überall, mufs die Vereinigung eines höhern mit einem niedern, das Letztere erheben und weiter bilden.

Diese Einwirkung läfst sich auf die vielfachste Weise darthun; hier ist nur die Einwirkung des Nerven gegen die drei, in Obigem ihrer Entstehung nach erläuterten und ursprünglich rhythmisch bewegten Cylinder darzuthun. — Die Einwirkung des Animalen, des Nerven, auf jene drei Gebilde wird aber zwiefach sein; einmal wird das Nervenleben sein Einheitsprincip dem vegetativen Gebilde einprägen und die Thätigkeit desselben nach diesem bestimmen, ein anderes Mal wird die eigenthümliche Thätigkeit des vegetativen Gebildes auf den Nerven rückwirken und dessen Leben modificiren, oder mit anderen Worten, seine Modificationen dem Nervenleben einprägen d. i. zum Bewufstsein bringen.

Jene drei Cylinder entstanden aber durch Beziehung auf ein inneres Elementarisches: Blut, und auf ein äufseres Elementarisches, welches entweder als absolut Aeufseres (Aufsenwelt), oder relativ Aeufseres (Nahrung) erscheint. — Das erste gab das *Gefäfs*, das andere die *Haut* und den *Darm*. Setzt sich mit diesen das Nervensystem in Verbindung: so mufs dem Obigen zu Folge *a*) eine Wirkung von ihnen auf den Nerven, und *b*) vom Nerven auf sie eintreten. In ersterer Hinsicht entsteht das, was wir Gefühl nennen, wenn sich im Nervenleben der Zustand eines innern Elementarischen abbildet: oder das, was wir sinnliche Wahrnehmung heifsen, wenn sich im Nervenleben der Zustand eines äufsern Elementarischen abbildet. Die Beziehung des Gefäfslebens auf die Nervenstimmung giebt das Gemeingefühl; die Beziehung des Darm- und Hautlebens auf die Nervenstimmung giebt das, was man als die ersten, oder Ur-Sinne des Thieres zu betrachten hat, d. i. den Darm- und Hautsinn, von denen der erste sich zum Geschmacks- und Geschlechtssinn, der andere sich zum Geruchs- und Tastsinn entfalten. (Die höhern Sinne des Gesichts- und Gehörsinns gehören rein dem Nervensystem an, obwohl auch in ihnen sich wieder vegetative Functionen darbilden). —

In anderer Hinsicht kommt dann die Einwirkung des Nerven auf diese vegetativen Cylinder in Betrachtung, und es wird dadurch das modificirt, was vorher das eigenthümliche Leben dieser Gebilde darstellte, nämlich ihre Bildung und ihre Bewegung. — Was die Bildung betrifft, so wird sie verfeinert, wird mannigfaltiger und zugleich schärfer nach dem Princip innerer Einheit geordnet; was die Bewegung anlangt, so wird sie der Bestimmung der Einheit des Nervenlebens mehr unterworfen, ihr unbewufster Rhythmus wird vermindert oder aufgehoben, und Willkür der Bewegung, zuhöchst aber freier, nach eigenen Gesetzen bestimmter Rhythmus entfaltet sich. — Wenn aber unläugbar ist, dafs das Nervensystem das eigentlich Innerlichste im Thier ist, so ist auch klar, dafs es seinen vollkommensten Gegensatz nur im absolut Aeufserlichen d. i. in der äufseren Natur hat. — Je reiner aber der Gegensatz: desto entschiedener die Wechselwirkung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 48.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1836.

Erläuterungstafeln zur vergleichenden Anatomie.

Von Carl Gustav Carus.

(Fortsetzung.)

Hieraus ergiebt es sich, warum der Nerv, welcher eben als ein Innerlichstes sich zunächst nur durch die vegetativen Gebilde mit Aeufserlichem in Wechselwirkung setzen kann, am entschiedensten gegen den der Aufsenwelt zugekehrten Hautcylinder gerichtet ist, woraus denn weiter folgt, theils, warum dieser zur höheren und mannigfaltigern Bildung, warum seine von äufseren Einflüssen bewirkten Modificationen durch entschiednere sinnliche Wahrnehmungen im Nervenleben sich abbilden. — Je mehr dagegen das äufsere Elementarische ein Inneres wird, desto schwächer wird der Gegensatz mit dem Innerlichsten, dem Nerven, desto dunkler mufs die Wahrnehmung seiner Modificationen im Nervenleben werden, und desto schwächer die Bestimmung vom Nerven aus auf Bildung und Bewegung der diesem innerlichen Elementarischen zugekehrten Gebilde (Darm- und Gefäfs-Cylinder mit ihren weitern Entwicklungen). (Blutbewegung bleibt deshalb unbewufst und unwillkürlich; Darmfunction als solche, und als die aus ihr hervorgehende Geschlechtsfunction, sind daher nur in ihren Anfangs- und Endpunkten bewufst und willkürlich. Schlingen und Darmentleerung, Begattung und Geburt, werden empfunden und zum Theil durch Willkür bestimmt, nicht aber Verdauung, Samen und Fruchtbildung). —

Für den nun vorschwebenden Zweck müssen nun die Folgerungen, welche in anderer Hinsicht aus diesen Sätzen gezogen werden könnten, ausgesetzt bleiben, und allein das Verhalten in der Faserbildung und Bewegung des Hautcylinders fordert eine weitere Betrachtung.

Wie aber der Hautcylinder das Organ ist, in welchem sich die Bedeutung von Orts-Erfüllung in äufserer Natur, von Athmungswerkzeug, so wie, bei höherer Entwicklung des Thieres, die von Tast- und Riechwerkzeug vereinigen: so entfalten sich auch in und aus ihm bei Einwirkung höhern Nervenlebens für alle diese Functionen besondere Bildungen und Bewegungen; die Bildung der bewegenden Fasern bezieht sich statt allein auf den Hautcylinder, immer bestimmter *auf das durch das Nervensystem bestimmte* Skelett; die einfache rhythmische pulsirende Bewegung des Hautcylinders entwickelt sich bei mannigfaltiger Ausbildung seiner Muskelfasern zu willkürlicher Ortsbewegung, zu der zum Theil willkürlichen Athmungsbewegung, so wie zu den besondern Bewegungen, welche Riechen und Tasten bedingen.

Wie nun die Faserbildung aus der einfachsten Form des Hautgebildes, aus dem Cylinder, und zu allererst aus der Hohlkugel, sich entwickelt, wie diese Faserbildungen in innerer höherer Mannigfaltigkeit die verschiedenartigsten Bewegungsformen und zuhöchst die Möglichkeit eines frei bestimmten geistigen Rhythmus bedingen, das ist die eigentliche Aufgabe einer vergleichende Geschichte der Bewegungswerkzeuge in der Thierreihe, wovon uns nun der berühmte Vf. einen Umrifs giebt. Somit

Ueberblick der wesentlichsten Gestaltungen äufserer Bewegungswerkzeuge in der Thierreihe. Wie jedes Organ des Thierkörpers, wenn wir es in den verschiedenen Klassen und Gattungen betrachten und vergleichen, in der Mannigfaltigkeit seiner Formen eine gleichsam in den einzelnen Stufen fixirte Entwicklungsgeschichte darbietet: so auch die im und vom Hauptgebilde aus sich entwickelnden Bewegungs- und Muskelfaser-Gebilde. Folgende Stufen sind in dieser Hinsicht zu unterscheiden.

1) Aeufsere Bewegung noch ohne besondere Muskelfaserentwicklung im Hautgebilde.

2) Aeufsere Bewegung durch entwickelte Muskel-

Digitized by Google

fasern im Hautgebilde und zwar als Zirkel- und Längenfibern bei noch nicht gebildeten gegliederten Schalen und Knochengerüst (Skelett).

3) *a*) Aeufsere Bewegung durch vorzugsweise als Längenfiber entwickelte Muskelfaser bei einem und in Beziehung auf ein durch Nervenbildung bestimmtes Skelett. Radiarien und mit beweglichen Schalen umgebene Mollusken schliefsen sich dieser Reihe an. *b*) Die Muskelfasern in Beziehung auf Haut und Skelett zugleich entwickelt und dem Hautcylinder kommt weder abgesonderte Faserlage, noch Beweglichkeit zu. Hierher gehören die Thiere, in welchen das innere, auf Nervengebilde sich beziehende oder wahre Skelett zuerst entwickelt wird. *c*) Das Skelett bekommt sein eigenthümliches, frei bewegtes, aus Längenfibern gebildetes Muskelsystem und über diesem wiederholt sich im Hautgebilde die ursprüngliche äufsere Faserlage als Hautmuskel. Diese Bildungsstufe ist es, welche nun von allen höhern Thiergattungen mit Rückenmark und Gehirn eingenommen wird, nämlich von den Amphibien, Vögeln und Säugethieren. —

Das *zweite Heft* enthält auf neun Tafeln die Erläuterungen der Skelettbildung in den verschiedenen Thierklassen. Auch hier geht eine physiologische Einleitung der Erklärung der Kupfertafeln voraus. Wir dürfen diese aber hier unberücksichtiget lassen, da sie eigentlich nur ein Auszug aus Carus Werk über die Ur-Theile des Knochen- und Schalengerüstes ist, welche Schrift schon früher ausführlich in den Jahrbüchern angezeigt wurde, und worauf wir hiermit verweisen. Da wir jedoch diese ausführliche Schrift sobald erhalten haben, so wäre es wohl wünschenswerther gewesen, wenn uns der berühmte Verf. mit einem andern Gegenstande, welcher jetzt erst folgen kann, überrascht hätte, etwa mit dem Gefäfssystem. Auch diese Figuren sind meist nach Originalen angefertigt, und durchaus musterhaft ausgeführt.

Das *dritte Heft* enthält auf neun Tafeln die Erläuterungen der Entwicklungsgeschichte in den verschiedenen Thierklassen. Die physiologische Einleitung, welche diesen Erläuterungen vorausgeht, handelt von der Entwicklung der Thiere im Allgemeinen; und da auch sie für den Physiologen, so wie selbst für einen jeden, der auf höhere Bildung Anspruch machen kann, höchst belehrend und interessant ist, so dürfen wir nicht umhin, auch damit unsere Leser bekannt zu machen. In Beziehung auf die Wichtigkeit dieses Gegenstandes sagt der berühmte Verf., was man nicht oft genug wiederholen kann: Wenn das Studium der Entwicklungsgeschichte nicht bereits an und für sich, und dann auch in Beziehung auf Verständnifs der gegenseitigen Verhältnisse verschiedener normaler und abnormer Thierformen anerkannt, von besonderer Wichtigkeit wäre, so dürfte man demselben schon in Bezug auf seinen geistbildenden Einfluss das höchste Interesse zuschreiben. Denn wenn es auf der einen Seite eine der höchsten Aufgaben unseres Geistes ist, zur Erkenntnifs der Einheit des Wesens in der Mannigfaltigkeit der Erscheinung zu gelangen, so kann man auf der andern Seite nicht läugnen, dafs die Art und Weise, wie wir vermöge unsrer sinnlichen Natur ursprünglich an der Erscheinung haften, und wie wir jedes Einzelne als Einzelnes zunächst aufzufassen und festzuhalten bemüht sind, uns bei jenen Bestrebungen manches Hindernifs in den Weg legt. — Wer nämlich auf diese Weise vieles Einzelne nur in irgend einem beharrenden Zustande seinem Geiste einprägt, in dem wird sich nach und nach eine gewisse Starrheit der Vorstellung ausbilden, welche es ihm schwer macht späterhin anzuerkennen, wie ein und dasselbe Wesen, welches ihm unter dieser einen Form bekannt geworden war, nun auch wieder unter gewissen Verhältnissen unter einer ganz andern Form erscheinen könne. Wie aber soll der zum vollständigen Begriff irgend eines Wesens gelangen, dem die Biegsamkeit der Phantasie fehlt, um so viele verschiedene Erscheinungen, als deren immer diesem Wesen möglich sind, im Geiste zusammenzufassen und gleichsam mit einem Blicke zu überschauen? So gewifs es daher ist, dafs, wenn wir nun insbesondere von Naturwissenschaft sprechen, die Schärfe und vollständige sinnliche Auffassung der einzelnen Form irgend einer Individualität eine unerläfsliche Bedingung ist, so gewifs ist es als eine nicht minder wesentliche Bedingung anzusehen, dafs unser Geist mit innerer Bildsamkeit jener Mannigfaltigkeit in dem Spiele ihrer Verwandlung zu folgen vermöge, dafs er lerne den Begriff einer höhern Einheit in dem Strome verschiedenartiger Erscheinungen unwandelbar festzuhalten, und dafs er so gleichsam das eine Wesen unter allen seinen Verkleidungen immer richtig wiederzuerkennen fähig werde. Was aber wird wohl mehr geeignet sein unserm Geiste diese Fähigkeit zu

Digitized by Google

verschaffen, als ein aufmerksames Studium der Geschichte und, wenn von der Naturwissenschaft die Rede ist, der Entwicklungsgeschichte organischer Einzelwesen? — Denn wie man wohl von dem einzelnen Menschen oder einem Volke sagen kann: *die Geschichte desselben ist der Mensch oder ist das Volk, so ist auch bei dem organischen Individuum die Geschichte desselben sein eigentliches Wesen und der Inbegriff seines Daseins.*

Hierauf wendet sich nun Carus zu der Darstellung der Grundsätze, welche als die wesentlichsten in Bestimmungen des Fortschreitens der organischen Metamorphose erscheinen, und deren stetige Beachtung deshalb bei dem Durchgehen der späterhin im Einzelnen erläuterten Beispiele verschiedener thierischer Entwicklungen von besonderem Interesse sind. Zunächst handelt er nun *von den Bildungsgesetzen im Allgemeinen.* — Da die Darstellung dieser Gesetze aus den in seinen Ur-Theilen des Knochen- und Schalengerüstes aufgestellten Vorbegriffen entlehnt ist, welche also schon bei der Anzeige dieser Schrift in den Jahrbüchern gewürdiget wurde, so dürfen wir diese Darstellung hier überschlagen und indem wir somit auf die Jahrbücher verweisen, gehen wir sogleich zur Angabe der *Gesetze der thierischen Entwicklung insbesondere über.*

(Der Beschluss folgt.)

XXXIX.

Des Sachsenspiegels erster Theil, oder das sächsische Landrecht nach der Berliner Handschrift v. J. 1369 herausgegeben von Dr. C. G. Homeyer. Zweite vermehrte Ausgabe. Berlin, bei Ferd. Dümmler 1835.

Mit Vergnügen kommt der Unterzeichnete dem ihm gewordenen Auftrage nach, durch eine Anzeige diese neue Ausgabe des Sachsenspiegels in das Publikum einzuführen. Zwar kann er sich keineswegs anheischig machen, in dieser Recension eine Arbeit zu liefern, welche auch nur entfernt eine Aehnlichkeit mit derjenigen hätte, mit welcher die erste Ausgabe von Homeyers Sachsenspiegel von *Nietzsche* in der allgemeinen hallischen Literaturzeitung (Jahrg. 1827. Decbr.) begrüßt ward; zu solchen Arbeiten gehört eine genaue Kenntniß der Handschriften des neu edirten Rechtsbuches, welche dem Unterzeichneten, wie er es ohne Hehl gestehen darf, gänzlich fehlt. Nur in so fern kann er leider eine traurige Fortsetzung der am angeführten Orte dargestellten Bearbeitungsgeschichte des Sachsenspiegels liefern, als er hinzufügt, daß nunmehr auch der verdienstvolle Nietzsche selbst in seiner begonnenen Bearbeitung der deutschen Rechtsbücher des Mittelalters durch den Tod behindert worden ist. Ueber sein seit dem Jahre 1827 mit Nietzsche angeknüpftes überaus freundschaftliches Verhältniß spricht unser Herausgeber sich in der Vorrede aus, mit aufrichtigem Danke die Unterstützung anerkennend, die ihm in seinen Bemühungen um die wichtige Rechtsquelle die Mittheilungen des Freundes gewährt haben. Wie sehr hätten diese beiden Männer, von solchem Eifer beseelt, sich ihre Arbeiten für die Zukunft gegenseitig durch Rath und That erleichtern können! jetzt aber sind wir in unsrer Hoffnung binnen nicht gar langer Zeit eine vollständige Bearbeitung unsrer deutschen Rechtsbücher erscheinen zu sehen, wiederum um ein Bedeutendes zurückgeworfen. Nicht leicht ist Jemand dieser Arbeit so gewachsen als unser Herausgeber, allein dieselbe ist für Einen zu schwer. Sehnlichst wünschen wir, daß er Nietzsche's Absichten zu den seinigen machte und daß es ihm gelänge einen tüchtigen Genossen, der nach gemeinsamen Plane mit ihm handelte, zu finden. Was nach der gegenwärtigen Lage der Dinge gethan werden konnte, hat der Herausgeber in der nunmehr von ihm besorgten zweiten Ausgabe des Landrechtes des Sachsenspiegels geleistet; hat er durch die erste Edition eine neue Bahn für das Quellenstudium des deutschen Rechts gebrochen, so zeichnet sich diese zweite doch wiederum durch sehr wesentliche Vorzüge vor jener aus. Wir dürfen uns aufrichtig über diese neue Erscheinung freuen, um so mehr da sie auch den Beweis liefert, daß neben Eisenbahnen und Dampfwagen und trotz der neuen von der Geschichte wieder sehr ablenkenden Richtung unsrer Literatur, das deutsche Publikum doch noch ein reges Interesse an rechtshistorischen Studien nimmt. So dürfen wir uns nicht nur für diese zweite Auflage des Landrechtes des Sachsenspiegels eine den Germanisten ermuthigende Aufnahme versprechen, sondern auch für das Lehnrecht desselben, welches der Herausgeber demnächst dem Drucke zu übergeben verheißt. Wir sind daher auch ganz mit ihm darin einverstanden, wenn er das Buch diesmal unter einer etwas veränderten Benennung erscheinen läßt; es heißt nicht mehr wie in der ersten Ausgabe: „der Sachsenspiegel oder das sächsische Landrecht", sondern „des Sachsenspiegels erster Theil oder das sächsische Landrecht", offenbar viel passender, da jene Bezeichnung, indem sie das Lehnrecht ausschloß, zu enge war. —

Gehen wir im Einzelnen auf die Vorzüge ein, durch welche diese neue Ausgabe sich von der ersten unterscheidet, so möge zunächst auf die überaus werthvolle Einleitung hingewiesen werden, welche dem Buche selbst vorangeschickt wird. Sie beginnt mit einer Beschreibung der benützten Texte, die bei Weitem ausführlicher als zuvor ausgefallen ist. Jede der fünf und zwanzig benützten Handschriften wird genau charakterisirt insbesondere aber bei dem vorzüglich nur durch seine äußere Stattlichkeit ausgezeichneten Görlitzer Codex (G) vom Jahre 1387 die Ansicht Antons, daß dieser bei einer neuen Ausgabe des Sachsenspiegels die Grundlage bilden müsse, zurückgewiesen (p. XX.). Der Herausgeber ist vielmehr auch noch gegenwärtig von der Zweckmäßigkeit seiner Wahl, den Berliner Codex (N) vom Jahre 1369 zu jenem Behufe zu benützen, durch-

Digitized by Google

fasern im Hautgebilde und zwar als Zirkel- u[illegible]
genfibern bei noch nicht gebildeten geglied[illegible]
len und Knochengerüst (Skelett).

3) *a*) Aeufsere Bewegung durch [illegible]
Längenfiber entwickelte Muskelfaser [illegible]
ziehung auf ein durch Nervenbildu[illegible]
Radiarien und mit beweglichen [illegible]
lusken schliefsen sich diese [illegible]
kelfasern in Beziehung a[illegible]
entwickelt und dem H[illegible]
sonderte Faserlage, [illegible]
gehören die Thier[illegible]
vengebilde sich [illegible]
entwickelt wi[illegible]
thümliches [illegible]
Muskel [illegible]
Haut [illegible]
H[illegible]

[illegible] Da nun [illegible] eben diefs [illegible] die Wissen- [illegible] dieser Wahl mit [illegible] Gesichtspunkt ist [illegible] Rücksicht ist der [illegible] und Nietzsche in das [illegible] aber mit Gärtner [illegible] vor das Jahr 1261; p[illegible] Von den sechs Hand- [illegible] dieser zweiten Ausgabe be- [illegible] ihm mit den Buchstaben [illegible] von Mainz, Bremen und Celle) [illegible] Recension dargestellten Gene- [illegible] die Classe des Quedlinburger Co- [illegible] schon mit mehreren Zusätzen ver- [illegible] dem Urtexte des Sachsenspiegels sehr [illegible] Stellen, welche in ihm fehlen, sind auch [illegible] drei andern Handschriften enthalten. [illegible] eine sehr gewichtvolle Unterstützung bei [illegible] nach dem ursprünglichen Umfange unseres Rechts- [illegible] Herausgeber hat nun alle diejenigen Stellen, wel- [illegible] Quedlinburger Codex fehlen, so weit nicht sehr ent- [illegible] Gründe dagegen sprachen, durch den Druck selbst [illegible] ausgezeichnet; sie sind auf diese Weise viel kenntli- [illegible] gemacht, als in der ersten Ausgabe, wo solche Stellen [illegible] jedoch nicht alle z. B. L. 2. §. 4. alle de to dinge u. s. w.) in Parenthesen eingeschlossen sind, wie denn überhaupt diese Ausgabe auch in ihrer äufseren Erscheinung im Verhältnifse zu der ersteren ausserordentlich gewonnen hat. Auf diese Weise stellt es sich heraus, dafs der Sachsenspiegel ursprünglich von viel kleinerem Umfange war, als nach seiner gegenwärtigen Gestalt. Viele, oft lange, Stellen abgerechnet, fallen nach dem Quedlinburger Codex vier und dreifsig ganze Artikel (denn auch II. 48. kann man wohl dahin zählen) aus. Unter diesen befindet sich insonderheit der Schlufs des dritten Buches vom 83sten Artikel an, so wie auch das erste Buch einen bedeutenden Ausfall erleidet, indem im Quedlinburger Codex eine ganze Reihefolge von Artikeln (8. §. 3. bis Art. 15.) fehlt, deutlich nimmt man aber den durch die Einschaltung dieser Artikel unterbrochenen Zusammenhang wahr. Wenn auf diese Weise mit der Vergleichung der Handschriften fortgefahren wird, so mufs es zuletzt doch gelingen, wenn nicht den Urtext selbst vollständig herzustellen, so doch einen Text zu gewinnen, der demselben bis auf Unbedeutendes nahe kommt. —

Aufserdem giebt uns die Einleitung Auskunft über die Behandlung des Grundtextes, über die Aufnahme von Varianten und über die Grundsätze, welche der Herausgeber bei der Eintheilung des Buches befolgt hat. Diese Aufschlüfse waren für die Benutzung seiner Arbeit ganz unentbehrlich, aber es wird sich aus denselben auch Jeder überzeugen, mit welcher Umsicht und Genauigkeit er zu Werke gegangen ist. Neue Zugaben in dieser Edition sind die Auszüge aus der Glosse und die Angabe der Parallelstellen aus den übrigen Rechtsbüchern, so wie eine vollständige Mittheilung der Literatur. Diese letzteren Stücke sind jedesmal dem betreffenden Artikel vorangestellt, die Glossenauszüge folgen demselben nach. Unstreitig sind diese Bereicherungen der neuen Ausgabe eine sehr mühsame Arbeit gewesen, allein durch sie hat der Herausgeber dem Buche einen noch viel höheren Grad von Brauchbarkeit verliehen und sich dadurch ein neues Verdienst um die Wissenschaft erworben. Jeder, der jetzt über die eine oder andere Stelle des Sachsenspiegels sich Auskunft verschaffen will, findet den ganzen Apparat dazu zusammengestellt und wird aufserdem auch noch durch ein vortreffliches Sachregister, mit welchem eine Glosse verbunden ist, unterstützt. Beim Durchblättern desselben suchten wir auch eine Erklärung des Wortes *altvil* (B. 1. Art. 4.), und fanden dasselbe durch „Zwitter" (mit Beifügung eines Fragezeichens) wiedergegeben. Auch *Grimm* (deutsche Rechtsalterthümer S. 409) hält diefs für die richtige Erklärung des Wortes und bringt es im Zusammenhang mit dem altdeutschen *widello, widillo* hermaphroditus. Sollte es nicht vielleicht sein al-tvi-l? dann wäre l blofs Ableitungsbuchstabe und das Wort bedeutete einen Menschen, der „*alle zwei*" Geschlechter hat; auch findet sich (Homeyer S. 33) die Variante altveil.*) —

Schliefslich noch ein Paar Worte über die sehr interessanten Bemerkungen des Herausgebers in Betreff der Vorreden zum Sachsenspiegel. Schon der cursive Druck des ersten Bestandtheiles der Praef. rhythmica (V. 1—96) zeigt uns an, dafs diefs im Quedlinburger Codex fehle, überhaupt also als ein späterer Zusatz betrachtet werden darf. Der Herausgeber hat uns in dieser Hinsicht vollkommen überzeugt, so wie wir auch gar nicht abgeneigt sind mit ihm anzunehmen, dafs dieser spätere Zusatz doch selbst auch von Eike von Repgow herrühre. Angenehm überrascht hat es uns zu sehen, dafs ein so gründlicher Kenner des Sachsenspiegels, wie Homeyer, der Ansicht einen gewissen Grad von Wahrscheinlichkeit giebt, Eike von Repgov habe sein Rechtsbuch zuerst lateinisch verfafst (vergl. S. 4. 5); wir müssen gestehen, die bisherigen Erklärungsweisen der diesen Punkt betreffenden Worte der Praefatio sind uns immer sehr gezwungen vorgekommen. —

So danken wir denn dem Herausgeber nochmals für die erfolgreichen Bemühungen, die er dem Sachsenspiegel zugewendet hat und freuen uns im Voraus auf die Erscheinung des zweiten Theiles.

Phillips.

*) Vgl. die Rec. über Grimms D. R. in diesen Jahrb. 1830. B. I. S. 549 Note. Die Red.

Digitized by Google

№ 49.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1836.

Erläuterungstafeln zur vergleichenden Anatomie.

Von Carl Gustav Carus.

(Schluſs.)

1. Wie das Organische überhaupt sich nur aus dem Flüſsigen entwickeln kann, so auch insbesondere das Thier. Daher rührt es, daſs nicht nur alle Thierbildung sich bis auf das Element des Flüſsigen zurück verfolgen läſst, und im Flüſsigen geschieht, sondern auch, daſs die nur zu einer niedrigen Stufe der Entwicklung gelangenden Thiere zeitlebens Wasserthiere bleiben und nur im tropfbar Flüſsigen leben können. 2. Diejenige Art des tropfbar Flüſsigen, welche wir Eiweiſsstoff nennen, ist das besondere Element der Thierbildung. 3. Da das Thier gleich jedem Organischen aus einem Einfachen ein Mannigfaltigen wird, und die einfachste Gestalt die Kugel ist, so muſs auch für das Thier die primitive Gestalt die Kugelgestalt sein. — Die aus Eistoff gebildete, zu weiterer thierischer Entwicklung bestimmte, primitive Kugel nennen wir Ei. 4. Das Ei entspricht dem, was wir an der Pflanze das Samenkorn nennen; wie man aber an der Pflanze erkannt hat, daſs das Samenkorn und Knospe, Knolle, Zwiebel u. dgl. nur verschiedene Gestalten eines und desselben sind, so ist auch am Thiere anzuerkennen: nicht diejenigen Gebilde allein, welche gemeinhin mit dem Namen Eier bezeichnet werden, verdienen diesen Namen, sobald wir ihn im obigen Sinne nehmen, sondern jede Abtheilung des Eistoffes, in welcher sich organische Weiterbildung als Streben nach Darstellung eines neuen Individuums regt. Es verhalten sich demnach einzelne Körpertheilchen der sich aus jedem Stück wieder erzeugenden Hydra und die Sprossen oder Knospen der Tubularien und Hydren zum gemeinhin sogenannten Ei, wie Knospe der Pflanze zum Samenkorn derselben, d. i. sie sind im Wesentlichen eines und dasselbe. Der minder wesentliche und einzige Unterschied, welcher zwischen dem gemeinhin sogenannten Ei und diesen knospenartigen Gebilden statt findet, ist, daſs das erstere nur an einer bestimmten Stelle des schon entwickelten Individuums sich erzeugt, welcher Eierstock genannt wird. 5. Vergleichen wir jenen ursprünglichen Zustand aller Thiere als Ei mit dem ausgebildeten Zustande der verschiedenen Thiere, so finden wir einen Abstand der Bildung, welcher um so gröſser ist, je höher die Ordnung, welcher das Thier angehört. Je höher also die Organisation, desto weitläuftiger und länger die Reihe organischer Differenzirungen, und (was durch dieselben gegeben) organischer Metamorphosen, welche sie von jenem ursprünglichen Zustande bis zur völligen Reife der Bildung zu durchlaufen haben. 6. In wiefern nun die niedern Organismen eine sehr kurze Reihe von Verwandlungen, die höhern Organismen hingegen eine sehr lange Reihe derselben zu durchlaufen haben, so muſs ein gewisser Parallelismus zwischen den verschiedenen Entwicklungsstufen der letztern und den beharrenden verschiedenartigen Bildungen hervortreten. Dieser Parallelismus ist es, welcher verursacht, daſs die einzelnen Entwicklungsstufen eines höhern Organismus stets an eine bestimmte Art der tiefern Bildungen, nicht sowohl als ein diesen vollkommen Homogenes sich anschlieſsen, sondern an das Wesentliche derselben erinnern. 7. Somit: Je höher die Bildung eines Organismus entwickelt sein soll, desto mehr Metamorphosen muſs dieselbe durchlaufen haben, und Mangel mehrfacher Metamorphosen bezeichnet unvollkommene Organisation. 8. In der Vergleichung der Entwicklung verschiedener Organismen ist zu bemerken, daſs, je höher die Organisation ist, desto mehr die Natur bestrebt sei, die früheren Metamorphosen in einer gewissen Abgeschlossenheit und Verborgenheit zu vollziehen, und erst das vollendete Werk ans Licht treten zu lassen. Wenn daher niedere Organismen (Kerfe, Lurche) in

Digitized by Google

ihren unvollkommenen Zuständen sich frei bewegen und leben, so sind dagegen die höhern entweder während ihrer wesentlichen Metamorphosen in undurchsichtige Schalen eingeschlossen (andere Lurche, Vögel) oder sie durchlaufen ihre wesentlichen Verwandlungen innerhalb ihrer Hüllen im Innern des mütterlichen Körpers (so die Säugethiere und der Mensch). Man könnte dieses Gesetz nach Carus Vorschlag das Gesetz des Geheimnisses nennen. 9. Wenn alle Entwicklung auf Differenzirung wesentlich beruht und wenn folglich die höhere Entwicklung Hervortreten von stärkern Gegensätzen fordert, so wird sich dieses auch in der verschiedenen Art und Weise, wie die Entwicklung des jungen Thieres innerhalb des Eies in den verschiedenen Klassen vorschreitet, nachweisen lassen müssen. 10. Der zuerst wahrnehmbare Gegensatz in dem eigentlich innerhalb eines Eierstocks gebildeten Ei ist der zwischen äufserer Hülle (Chorion) und innerer sphärischer Eistoffmasse (Dotter), und durch diesen Gegensatz erhebt sich dann bereits das eigentliche Ei über die ihm sonst völlig analogen Theile des Eistoffes, welche wir als Sprossen oder künstlich getrennte Körpersegmente gleichfalls ein neues Individuum aus sich hervorbilden sehen, ohne dafs vorher ein Gegensatz zwischen Schale und Dotter entsteht. Grund genug, weshalb die letztere Entwicklungsweise höhern Organismen unmöglich ist. 11. Ein zweiter schon höherer Gegensatz ist der zwischen dem eigentlichen Grundgebilde des später selbstständig lebendig lebenden Organismus (Embryo) und der primitiven sphärischen Eistoffmasse (Dotter). Dieser Gegensatz ist daher in den Thieren ohne Hirn und Rückenmark in der Regel (mit Ausnahme der Sepien) noch nicht ausgesprochen und wir sehen, dafs die Dotterkugel selbst durch mannigfaltige Umgestaltungen zum neuen Thier wird. In den obern Klassen hingegen wird diese Absonderung dergestalt vollendet, dafs anfänglich der Embryo von der Dotterkugel zwar nicht abscheidet, zuletzt aber doch dieselbe in sich aufnimmt (Sepien, Fische, Lurche, Vögel) wenn dafür zuhöchst (in Säugethieren und Menschen) der Embryo sich vollständig von der primitiven Dotterkugel scheidet und sie als fernerhin unnützes Bildungsorgan abstöfst. 12. Ein dritter Gegensatz in der Entwicklung des Embryo ist das zwischen Embryo und besonderer Umhüllung desselben durch das Schafhäutchen, Amnion, ein Gegensatz, welcher nur da hervortritt, wo bereits der zweite zwischen Embryo und Dotter entschieden gegeben ist. — Dieser dritte Gegensatz ist übrigens als eine vollkommene Wiederholung des ersten zu betrachten. 13. Weitere Gegensätze der Bildung treten nun in den verschiedenen organischen Systemen des Embryo selbst hervor. Dahin gehören 1) der der Stoff-Aufnahme und Stoff-Aussonderung, oder der Verdauung, Absonderung und Athmung, 2) der des Nerven- und Gefäfssystems, 3) der des Muskelsystems und der Sinnesorgane, 4) der der Weichgebilde überhaupt und der verschiedenen isolirenden starren Bildungen oder der verschiedenen Skelette. Von diesen vier Gegensätzen sind namentlich die beiden ersten für eigenthümlich verschiedene Formen embryonischer Entwicklung im Ei wichtig. 14. Was den ersten derselben betrifft, nämlich den der Verdauungs- und aussondernden Gebilde, so ist er für die Geschichte der Eibildung noch dadurch merkwürdig, dafs er häufig durch besondere aufserhalb des eigentlichen Embryokörpers gelegene Organe ausgesprochen wird; wobei denn das auch in der Bildungsrichtung entgegengesetzte Verhältnifs beider, besondere Bemerkung verdient. Die Verdauungsgebilde heben nämlich allezeit an mit der Eistoff enthaltenden Höhle der Dotterkugel, welche letztere in den höhern Klassen ein äufseres Bildungsorgan darstellt und häufig nach und nach in den Embryoleib hineintritt, da hingegen die wesentlich aussondernden, d. i. respirirenden Gebilde gern ebenfalls als äufsere Bildungsorgane, d. i. als Kiemen oder Athemblase sich darstellen, dann aber aus dem Embryokörper herauswachsen. 15. Was den zweiten Gegensatz organischer Systeme beim Embryo betrifft, nämlich den zwischen Nerven- und Gefäfssystem, so wirkt er im höchsten Grade bestimmend auf die gesammte Gestaltung des Körpers ein. Namentlich ist es merkwürdig zu beobachten, dafs allemal diejenige Seite des Thierleibes, an welcher sich die Centralorgane des Nervensystems anlagern, auch am frühesten geschlossen und ausgebildet wird. Daher finden wir bei den Gliederthieren (Würmer, Polymerien, Insekten) wo die Ganglienkette auf der Bauchseite des Thieres liegt, die Bauchfläche am ersten geschlossen und in ihrer Gliederung entwickelt, während die Rückenseite längere Zeit gleichsam offen bleibt und die freiliegende Dotterkugel erkennen läfst. Umgekehrt ist bei den Kopfthieren (Fischen, Lurchen, Vögeln, Säu-

Digitized by Google

gethieren), wo die nervigen Centralorgane an dem Rücken liegen, die Rückenseite am frühesten geschlossen und in ihrer Gliederung entwickelt, während die Bauchseite lange offen bleibt und oft erst nach und nach oder auch gar nicht die Dotterkugel in sich aufnimmt. Der Antagonismus zwischen Gefäfs- und Nervensystem drückt sich durch die Lagerung aus, indem in den Gliederthieren z. B. die Hauptarterie am Rücken, der Hauptnervenstrang am Bauche, der Hirnknoten am Vorderende, das Herz am Hinterende des Leibes liegen, dahingegen in den Kopfthieren der Gegensatz der beiden Hauptgebilde, der Blut- und Markessphäre durch die Tertiärwirbelsäule des Rückgrathes geschieden bleiben. 16. Das Hervortreten neuer Gegensätze in einem sich entwickelten Organismus geht, unter übrigens gleichen äufsern Einwirkungen immer desto rascher von Statten, je näher er nach dem Zeitpunkte des ersten Auftretens seiner Individualität ist. Theilt man daher die embryonische Entwicklung eines Organismus in mehrere Perioden, so sind die Veränderungen, anlangend Gröfse und Form, der ersten Perioden immer ganz unverhältnifsmäfsig mächtiger in den frühern als in den spätern Perioden, so dafs man sagen könnte, es verhielte sich die Geschwindigkeit eines sich entwickelnden Körpers ihrer Zunahme nach gerade umgekehrt, wie etwa die eines fallenden Körpers. 17. Der Zeitpunkt, wo die immer abnehmende Geschwindigkeit einer solchen Entwicklung endlich ganz zum Stillstande gelangt, ist sehr verschieden, nur bei niedrigen Organismen tritt dieser Stillstand bereits unmittelbar nach den beschlossenen wesentlichen Metamorphosen ein, in andern dauert fortschreitendes Wachsthum während einer gewissen Zeit des Lebens an, in noch andern dauert es das das ganze Leben hindurch fort. 18. Das Hervortreten einer Mannigfaltigkeit aus der Einheit, welches wir bisher hauptsächlich in Absicht auf Form betrachtet haben, besteht während der organischen Metamorphose eines Individuums eben so in Beziehung auf den Stoff oder die Mischung, und sobald überhaupt in der Chemie die Idee einer wahrhaft genetischen Behandlung erst wirklich ins Leben getreten sein wird, so werden auch bei der Geschichte einer Thierentwicklung im Ei, die höchst merkwürdigen Metamorphosen von der Substanz des Eiweifses zu den so mannigfaltigen Mischungsverhältnissen von Blut, Knochen, Nerve, Galle u. s. w. mit ihren verschiedenen Metalloiden, Salzen, brennlichen Substanzen u. s. w. die lehrreichste Stufenfolge darbieten. —

Die folgenden neun Tafeln mit ihren besonderen Erklärungen sind nun bestimmt, die Entwicklung verschiedener Organismen im Einzelnen anschaulich zu machen, und so die mannigfaltigen Beispiele zu gegenwärtigen allgemeinen Betrachtungen zu liefern. — Die Anordnung der Tafeln ist dergestalt getroffen, dafs die erste Tafel der Entwicklungsgeschichte der Eithiere; die zweite Tafel der der Bauchthiere, die 3te der der Brustthiere und die 4te—9te Tafel der der Kopfthiere bestimmt sind. Die Anordnung der letzten sechs Tafeln theilt sich wieder dergestalt, dafs die drei ersteren Tafeln der allmähligen Ausbildung der Kopf-Geschlechtsthiere, eine Tafel der der Kopf-Bauchthiere, eine der der Kopf-Brustthiere, und eine Tafel der der Kopf- Kopfthiere bestimmt werden konnte. — Die Ausführung der Tafeln läfst auch hier nichts zu wünschen übrig, und wir haben so nur noch den lebhaften Wunsch auszudrücken, dafs es dem berühmten Verf. gefallen möge, uns recht bald mit der Fortsetzung zu erfreuen. Auch haben wir die volle Ueberzeugung, dafs, wenn erst die Hälfte der Hefte erschienen sein wird, dieses so wichtige und verdienstliche Unternehmen die allseitigste Theilnahme erlangen werde und müsse. Und es gereicht dann dem deutschen Vaterlande zu keiner geringen Ehre, dafs es auch in diesem Fache einen Mann besitzt, der fähig war, das Chaos der Beobachtungen zu sichten, und Geist und Leben in dieselben zu bringen.

Dr. M. J. Weber.

XL.

Scriptores rerum Silesiacarum oder Sammlung schlesischer Geschichtschreiber, Namens der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur herausgegeben von Dr. Gustav Adolf Stenzel, K. Pr. Geh. Archiv-Rathe und ordentl. Prof. der Geschichte an der Universität Breslau u. s. w. Erster Band. Breslau, 1835. *Max et Comp. XX. u.* 538 *S.* 4.

Vor allen den an der Ostseite des ehemaligen Deutschlandes belegenen germanisirten Slawenländern ist die Provinz Schlesien durch ihren Reichthum an den beiden Hauptquellen mittelaltriger Geschichte, an

Digitized by Google

Urkunden und Chroniken, ausgezeichnet. Die Umgestaltungen und Veränderungen, durch welche das eigenthümliche slawisch-deutsche Leben in Schlesien festgestellt wurde, traten hier unter entwickeltern Verhältnissen und vielseitiger beobachtet, als in den meisten Nachbarländern ein, und das Geschehene wurde daher auch vollständiger durch die Geschichtsschreibung, wie durch beglaubigende Documente anderer Art, der Nachwelt aufbewahrt und überliefert. Die eben so dunkle als interessante Periode der Vermischung und Vereinigung slawischer und deutscher Verhältnisse in diesen germanisirten ehemals slawischen Ländern zu Formen eines in vieler Beziehung eigenthümlichen Volkslebens ist daher vorzüglich auf die Geschichts-Quellen Schlesiens angewiesen, das Licht weiterer Aufklärung zu empfangen.

Wenn hiernach die Geschichte Schlesiens nicht allein als Provinzialgeschichte für die Heimath, sondern, in sofern sie sich zugleich als die Hauptquelle für die Geschichte von Verhältnissen darstellt, welche Schlesien mit mehreren benachbarten Ländern gemein sind, noch für einen weitern Kreis besondere Bedeutung hat; so verdienen die Bemühungen sorgfältiger Forscher auf diesem noch nicht eben gründlich bearbeiteten Felde mit desto mehr Freude und Dank aufgenommen und erkannt zu werden. Vor Allen nahm sich der Herausgeber des vorgenannten Werkes in neuester Zeit mit grofser Kraft der Geschichte dieses Landes an. Wenn gleich von Geburt und Erziehung der Provinz Schlesien fremd, mufste der geehrte Geschichtsforscher sich doch nicht allein durch amtliche Verhältnisse zur Wirksamkeit für die schlesische Geschichte ausnehmend begünstigt (indem ihn jene dem königlichen Provinzialarchive mit dessen Urkunden-Reichthume, so wie den zahlreichen Manuscripten der ältesten schlesischen Geschichtswerke auf der Universitätsbibliothek gleich nahe stellten), sondern in demselben Grade auch durch innerliches Vermögen dazu berufen fühlen, zu einer tüchtigen Bearbeitung der schlesischen Geschichts-Quellen anzuregen und anzuleiten, diese Quellen zugänglicher und verständlicher zu machen, endlich selbst in gediegener Bearbeitung dieser Quellen Anderen bildend voranzugehen und so dem Geschichtsstudio in der Provinz mächtig aufzuhelfen.

Als die treffliche *Urkundensammlung zur Geschichte des Ursprunges der Städte und der Einführung und Verbreitung deutscher Kolonisten und Rechte in Schlesien und der Oberlausitz von Tzschoppe und Stenzel* im Jahre 1832 einen tiefen Blick in den Urkundenreichthum Schlesiens werfen liefs, da hofften wir in diesem Werke den Vorläufer zu einer umfassenden Sammlung aller historisch interessanten ältern Urkunden Schlesiens und der Oberlausitz erblicken zu dürfen. Diese Hoffnung hat freilich zur Zeit ihre Verwirklichung noch nicht erhalten. Von den beiden Herausgebern liefs sich der letztere von den Urkunden vielmehr in das Gebiet der mittelaltrigen Geschichtsschreibung hinüber führen, um hier nachzuweisen, wie nicht geringere Schätze, als in dem erstern, auch im letztern Bereiche noch zu heben sind. Doch dürfte auch jenes grofsartige Unternehmen unter den Meisterhänden, durch deren Zusammenwirken es begonnen wurde, wohl noch seine Verwirklichung finden, wenn die Tagförderung der Schätze einst vollendet sein wird, welche Stenzel gegenwärtig im Gebiete der ältern Geschichtsschreibung allein über sich genommen hat.

Für Schlesiens älteste Geschichtswerke war grade seit 100 Jahren keine gröfsere Arbeit mehr unternommen, da Stenzel den grofsartigen Plan zu vollführen begann, eine neue umfassende Sammlung derselben zu begründen. Denn seitdem Friedrich Wilhelm von Sommersberg in den Jahren 1729 bis 1732 seine Sammlung der ältesten Geschichtsschreiber, Urkunden und genealogischen Abhandlungen in 3 Foliobänden unter dem Titel Scriptores rerum Silesiacarum herausgegeben hatte, wurden die in diese Sammlung aufgenommenen Schlesischen Geschichtswerke nur nach dem, im Einzelnen bis zur Unbrauchbarkeit schlechten Abdrucke dieses Herausgebers von den Geschichtsforschern benutzet, der übrigen ältern Schlesischen Geschichtswerke aber, welche nur in einer oder in einigen Handschriften erhalten und in die Sammlung des von Sommersberg nicht aufgenommen waren, wurde fast gänzlich vergessen.

(Der Beschluss folgt.)

Digitized by Google

№ 50.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1836.

Scriptores rerum Silesiacarum oder Sammlung schlesischer Geschichtschreiber, Namens der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur herausgegeben von Dr. Gustav Adolf Stenzel.

(Schluſs.)

Um diesem doppelten Uebelstande Abhülfe zu schaffen, wurde zuerst in einem 1833 vor der Gesellschaft für vaterländische Cultur gehaltenen Vortrage über das Wesen und die Behandlung der schlesischen Geschichte (Prov. Bl. Thl. 97 pag. 1 und pag. 95 f.) auf die Nothwendigkeit einer neuen vollständigern und correktern Edition der schlesischen Quellenschriftsteller aufmerksam gemacht, und dadurch zugleich das Vorhaben des thätigen Geschichtsforschers von ihm zur öffentlichen Kunde gebracht. Es wurde darauf, zumal da diese Ansicht vielseitig Anklang gefunden hatte, auch sogleich zur Ausführung des Planes geschritten, und nachdem die Gesellschaft für vaterländische Cultur um das zu begründende Werk vor der Unterbrechung durch das mögliche Scheiden des ersten Begründers zu bewahren, nach dem bescheidenen Wunsche desselben, solches unter ihren besondern Schutz genommen, auch sich um die Subscription zum Ankauf des Werkes verdient gemacht hatte, trat schon im Jahre 1834 des I Bandes 1. Theil ans Licht dem als Jahreslieferung für 1835 der zweite Theil folgte.

Soweit hiernach das Werk bereits vorliegt, liefert es vier Chroniken, welche sämmtlich das Interesse des Geschichtsforschers, und nicht blofs des Schlesiers, im hohen Grade in Anspruch nehmen. Von ihnen gehören die ersten drei in die Klasse von Werken für die allgemeine Landesgeschichte; sie werden daher als Geschichten der Polen, der polnischen Fürsten und dergleichen in den Handschriften bezeichnet, da Schlesien sich bekanntlich in früherer Zeit, und nach S. 34 Anm. 1 dieses Werkes, noch im 15ten Jahrhunderte, als einen Theil Polens betrachtete. Die letzte jener vier Chroniken gehört zunächst der Localgeschichte an, über deren Bereich sie indefs vielfältig hinausschweift.

Allen voran tritt hier, wie in der von Sommersbergschen Sammlung die sogenannte *Chronica Polonorum*. Ihr historischer Werth ist bekannt und besonders für die 2te Hälfte des 13ten Jahrhunderts, für welche der Vf. als Zeitgenosse auftritt, nicht zu läugnen. Der Herausgeber hat sich um die Würdigung dieser Chronik aber ein besonderes Verdienst dadurch erworben, dafs er die verbreitete Ansicht, wornach ein gewisser Johannes, der sie im Jahre 1359 höchst nachlässig und gedankenlos abschrieb, als deren Vf. galt, bündig widerlegt und zugleich den viel frühern Ursprung des Werkes nachgewiesen hat. Wenn durch das höhere Alter, welches hiernach der Chronik gebührt, ihre Glaubhaftigkeit und Auctorität noch gesteigert erscheint, so ist es aber um so mehr zu bedauern, dafs der Herausgeber aller angewandten Mühe ungeachtet nur eben diese Abschrift des Johannes als einzige zu ermittelnde Handschrift benutzen konnte. Es ist dieselbe welche, 1360 vom Herzoge Ludwig I. von Brieg erworben, aus dem Eigenthume des Herzogs in die Bibliothek des von ihm gestifteten Collegiatstiftes in Brieg überging, durch den von Sommersberg abgedruckt wurde und sich gegenwärtig in der berühmten Rhedigerischen Bibliothek befindet. Früher mufs doch wenigstens noch eine zweite Handschrift dieser Chronik vorhanden gewesen sein, diejenige nämlich, von welcher Schindler in seiner literarischen Chronik von Schlesien auf das Jahr 1787 Stück 12 p. 353 Nachricht gegeben hat.

An zweiter Stelle ist ein *Breve chronicon Silesiae* mitgetheilt, welches bis jetzt keiner gröfsern

Digitized by Google

Sammlung einverleibt, sondern nur vom Professor Hoffmann in der *Zeitschrift von und für Schlesien*, jedoch ohne Vergleichung der mehreren Handschriften, welche Stenzel benutzte, und ohne erläuternde Bearbeitung bekannt gemacht worden ist. Das Werkchen ist 1340 oder bald hernach angefertigt, ist also nach der Chronica Polonorum der älteste Ueberrest einheimischer schlesischer Geschichtsschreibung und enthält in seinen bis 1326 herabreichenden Nachrichten, wenn es sich gleich nur als Compilation zu erkennen giebt, doch manche schätzbare und anderweitig nicht überlieferte Notiz. So berichtet es z. B. beim Jahre 1261 von dem Durchzuge von Flagellanten durch Schlesien, beim Jahre 1309 von dem Durchzuge einer starken Anzahl Kreuzfahrer, von der Stiftung der Kirche Corporis Christi zu Breslau und dergleichen mehr.

Hiernach findet die bereits bekannte *Chronica principum Poloniae* ihren Platz, welche in ihrer ursprünglichen Gestalt bis zum Jahre 1384 herabreicht, womit auch der Abdruck in der Sammlung des von Sommersberg schliefst. Nach der Handschrift der ehemaligen Minoriten zu St. Dorothea in Breslau ist diese Chronik jedoch mittelst bedeutender Zusätze, welche Stenzel hier zum ersten Mal bekannt werden läfst, bis zum Jahre 1520 fortgeführt. Die seltene Tüchtigkeit und Einsicht, womit diese Chronik der schlesischen Fürsten verfafst ist, machten längst einen sorgfältigen Abdruck derselben, mit Vergleichung der vorhandenen Handschriften, wie ein solcher hier vorliegt, vorzüglich erwünscht. Denn wenn gleich der älteste Theil dieses Geschichtswerkes „ex diversis conscripta codicibus cronicarum" ist, wie auch der Herausgeber mit unermüdlichem Fleifse überall vom Einzelnen nachgewiesen hat; so wurden doch die ältern Quellen nicht, wie sonst gewöhnlich, gedankenlos abgeschrieben, sondern denkend benutzet, ergänzt, besser gefasset, berichtigt, mit einander verglichen, das Unwichtige dem Wichtigen besser untergeordnet und Sagen von historischen Thatsachen vorsichtig unterschieden. Mit dem Jahre 1378 tritt die Chronik als selbstständige höchst glaubwürdige und zuverlässige, so wie umfassende und für das Bisthum Breslau zugleich als älteste Quelle dieser Gattung auf. Nur einige Fehler der Flüchtigkeit z. B. dafs S. 115 anstatt Heinrichs von Glogau fortwährend der längst verstorbene Vater desselben, Conrad, genannt ist, fallen dem Vf. des im Uebrigen so trefflich ausgeführten Werkes zur Last. Von der unbekannten Person desselben macht der Herausgeber aus dem Umstande, dafs er sein Werk Johannes dem Täufer, Johannes dem Evangelisten und der heiligen Hedwig, seinen Schutzpatronen, widmete, so wie dem Herzoge Wenzel, Bischofe von Breslau, dessen Bruder dem Herzoge Rupert und beider Fürsten Oheime, Ludwig I. von Brieg, gewifs mit genügendem Grunde den Schlufs, dafs er ein Mitglied des von dem letzten gegründeten Collegiatstiftes zu Brieg gewesen, welches jenen Heiligen gewidmet war: und dieser Schlufs ist nicht ohne grofse Wichtigkeit für das Verständnifs des Werkes, insofern man, um manche Urtheile richtig zu würdigen, besonders da, wo es sich um Streitigkeiten zwischen den verschiedenen herzoglichen Familien handelt, wissen mufs, dafs unser Chronist im Interesse der Liegnitzer Linie schrieb. Die Zeit der Abfassung des Werkes fällt nach Vergleichung der auf das Zeitalter des Vf. bezüglichen historischen Daten in die Jahre 1384 und 1385. Zur Herausgabe des Abdruckes wurden *zehn* Handschriften mit Einschlufs einer alten deutschen Uebersetzung benutzet, wozu jedoch die älteste, die Handschrift von 1420, welche sich nach Klose's Briefen über Breslau I, 48 in der Bibliothek des verstorbenen Grofs-Kanzlers von Carmer befunden haben soll und nicht zu ermitteln gewesen ist, leider nicht gehörte.

Nach den drei vorstehenden Werken theilt der Herausgeber in dem *Catalogus abbatum Saganensium* ein ausführliches Geschichtswerk zum ersten Mal mit, welches zwar der Localgeschichte ursprünglich bestimmt ist, jedoch die Grenzen dieses engern Kreises vielfach überschreitet. Auch ist die dem Werke beigelegte Bezeichnung Catalogus abbatum insofern für den Inhalt des Werkes zu eng, als letzteres eine vollständige Geschichte des Stiftes von dessen Gründung an umfafst. In Betreff der ältesten Zeit ist die Erzählung einfach, kurz gefafst und grofsentheils aus Urkunden geschöpft, mit der 2ten Hälfte des 14. Jahrhunderts wird sie umständlicher und lebhafter und hier fühlt man daher leicht, dafs Zeiten beginnen, deren Ereignisse der Vf. mit hellem Geiste selbst sah und erlebte. In äufserst lehrreicher und unterhaltender Weise wird die Erzählung bis 1398 fortgesetzt, wo der Vf. in der Darstellung seines eignen Lebens endet. Es war der berühmte Ludolph, der 15te Abt des

Digitized by Google

gedachten Klosters. Später fand das Werk, welches Ludolph begründete, mehrere Continuatoren, welche dasselbe bis 1616 fortführten, und so, wenn die Arbeit der letztern sich gleich nicht messen kann mit der trefflichen Leistung des ersten Begründers, für das Kloster Sagan eine Chronik vollendeten, so vollständig, umfassend und glaubhaft, wie wenig andere Stifter dergleichen aufzuweisen haben. Für uns ist der Werth des Werkes noch um so höher anzuschlagen, je ärmer grade die Fürstenthümer Glogau und Sagan, mit den übrigen Theilen Schlesiens verglichen, an geschichtlichen Quellen sind. Die vorliegende Chronik eröffnet für die Geschichte dieser Fürstenthümer, so wie für die Markgrafschaft Niederlausitz, eine bisher unbekannte Fundgrube, woraus den künftigen Bearbeitern eine Masse noch ganz unbenutzten Materials zur Förderung der geschichtlichen Kenntnifs dieser Länder zu gewinnen steht.

Referent glaubt mit dieser Schilderung auf den reichen Inhalt des ersten Bandes der trefflichen, damit an das Licht getretenen Sammlung Schlesischer Geschichts-Quellen hinlänglich aufmerksam gemacht zu haben. Ueber den Inhalt der zu erwartenden Fortsetzung ist soviel in Erfahrung gebracht, dafs auch der zweite Band in zwei Theilen erscheinen und die Vita Sct. Hedwigis, die bisher weder vollständig noch genau, sondern eigentlich nur in einer Bearbeitung bekannt geworden ist, aus *sieben* verglichenen Handschriften, ferner eine interessante Chronik der Augustiner Chorherren in Breslau und dergleichen mehr bisher unbekannte Geschichtswerke anderer Schlesischer und zunächst Breslauer Stiftungen enthalten wird. Zuletzt sollen mehrere Städte-Chroniken folgen. So verheifst der hochverdiente Herausgeber eine Quellensammlung für die Provinzialgeschichte Schlesiens zu Stande zu bringen, welche den schon bekannten Quellen einen Reichthum ganz unbekannter wichtiger Werke hinzufügen soll!

In der äufsern Einrichtung seines Werks folgt Stenzel im Allgemeinen den Grundsätzen, welche die ehrenwerthen Herausgeber der Monumenta Germaniae historica beobachtet und zur Beobachtung anempfohlen haben. Der Text ist nach zu Grunde gelegter bester Handschrift unverändert abgedruckt, nur dafs in Ansehung der Interpunction und der Setzung grofser Anfangsbuchstaben nach heutiger Gewohnheit verfahren wurde. Eine sorgfältige Correktur, — nicht die geringste Arbeit für den Herausgeber eines genauen Abdruckes — hat auch das schwer zu vermeidende Uebel der Druckfehler, wenn nicht gänzlich zu verbannen, doch wenigstens in enge Schranken zu bannen vermogt. Referent glaubt nur auf folgenden Stellen Druckfehler zu finden, nämlich gleich in der Vorrede S. XVII, Z. 8 von unten, wo 348 für 248 steht, ferner im Texte der Chronica princip. Poloniae S. 41, Z. 9 von unten, wo susumus statt *sumus* steht, und endlich im Catalogus S. 249 Z. 5 von oben, wo statt putata et purgata wohl *purata et purgata* zu setzen sein dürfte.

Der solchergestalt genau abgedruckte Text hat ein doppeltes Gefolge von Anmerkungen, das eine nach Buchstaben, das andere nach Ziffern geordnet. Das erstere ist ausschliefsend zur Vergleichung der Handschriften mit einander, wo deren mehrere vorlagen, der Handschriften mit dem frühern Abdrucke der bereits von dem von Sommersberg edirten Werke und den vom Hrn. Herausgeber zur Verbesserung des Textes gemachten Vorschlägen bestimmt. — Die Vergleichung der Handschriften mit einander gab besonders bei der Chronica principum Poloniae zu viel Mühe und Arbeit Veranlassung, wo auch die dem Text zu Grunde gelegte Handschrift öfter gewechselt werden mufste. — Des Vergleiches mit früherem Abdruck bedurfte aufser diesem Werke noch die Chronica Polonorum, bei welcher jedoch die Besonderheit eintritt, dafs von Sommersberg nur dieselbe Handschrift benutzte, welche unserm Herausgeber vorlag, woher die Abweichungen des Abdruckes von der Handschrift nur entweder Verbesserungen oder Fehler von Sommersbergs sind. Indem der Hr. Herausgeber hier öfters diese Abweichungen des Abdruckes im Texte und die Worte der Handschrift in die Noten gesetzt hat, scheint derselbe seiner im Uebrigen beobachteten Verfahrensweise nicht ganz treu geblieben zu sein. — Zu Verbesserungsvorschlägen in Ansehung des nicht selten mangel- und fehlerhaften Textes eröffnete dem Hrn. Herausgeber sich besonders darin eine ergiebige Quelle, dafs er die Autoren, woraus sein Schriftsteller schöpfte, mit heranzog, oder die spätern Chronisten, welche wieder aus ihm geschöpft und zum Theil wörtlich abgeschrieben, in sorgsamer Weise mit dem Texte verglich. Dieses Vergleichsverfahren führte namentlich schon für die Chronica Po-

Digitized by Google

lonorum in Bezug auf die in der Chronica principum Poloniae befindlichen, daraus geschöpften Stellen zu wichtigen Emendationen. — Für das vierte Stück der Sammlung, nämlich den Catalogus, fällt die Rubrik der mit Buchstaben bezeichneten Noten aber ganz weg, da dieses Geschichtswerk, was im Autographon der Vff. vorlag, weder durch Handschrift noch durch Abdruck vervielfältigt worden ist. Dagegen zieht sich die andere Rubrik von Anmerkungen, nämlich die Reihe der mit Ziffern bezeichneten Noten, durch die ganze Sammlung hindurch.

Die zuletzt erwähnten Anmerkungen enthalten erstlich die Angabe dessen, was der Verf. des Textes aus ältern Quellen und aus welchen er solches geschöpft habe, so wie die Hinweisung auf spätere Chronisten, welche wieder von ihm ausgeschrieben, wo es solche giebt. Beides hat der Hr. Herausgeber bei seiner genauen Bekanntschaft mit verwandten Geschichts-Quellen immer sorgfältig ermittelt. Demnächst enthalten gedachte Anmerkungen auch auf mehreren Punkten sehr schätzenswerthe Erörterungen dunkler Verhältnisse der schlesischen Fürsten-, Orts- und Familiengeschichte. Der Hr. Herausgeber hat darin viel Belehrendes, sowohl aus Handschriften, wie aus Urkunden des Provinzial-Archives zur Erläuterung mancher im Texte berührter Gegenstände mitgetheilt, und dadurch zugleich eine Menge interessanter Einzelnheiten ans Licht gezogen und den abgedruckten Geschichtswerken, als eine willkommene Ausstattung, mitgegeben. Der aufmerksame Leser wird nicht übersehen, was z. B. S. 116 N. 3 über den Grafen Pacoslaus, S. 203 N. 2. wegen Laubnitz, S. 220 N. 4. über den Abt Bartholomäus von Leubus und S. 287 N. 1. über den Tod des Abts Ludolph von Sagan Bemerkenswerthes mitgetheilt worden ist. Bisweilen sind auch werthvolle auf den Text bezügliche, aber noch unbekannte Urkunden in extenso in diesen Anmerkungen abgedruckt, wie z. B. S. 186 N. 1. eine Urkunde aus dem Anfange des 14ten Jahrhunderts, S. 180 N. 4. eine Urkunde aus dem 13ten, S. 291 N. 1. und S. 295 N. 4. Urkunden aus dem 15ten Jahrhunderte, die ohne Zweifel dankenswerthe Zugaben bilden. Aufserdem hat der Hr. Herausgeber diese Anmerkungen zur Erläuterung von Ausdrücken und Bezeichnungen bestimmt, welche, als dem Latein oder den Einrichtungen des Mittelalters überhaupt angehörig, weniger allgemein bekannt sind: ferner werden viele in der alten Form schwer erkennbare Ortsnamen in den Anmerkungen erklärt: endlich ist auch noch gelegentlich auf ältere und neuere Schriftwerke verwiesen, in welchen sich ausführlichere Nachrichten über die von den Chronisten berührten Gegenstände befinden. Von den zahlreichen Anmerkungen, welche in dieser Weise Ausdrücke und Namen zu erklären oder auf andere Schriftwerke aufmerksam zu machen bestimmt sind, möchte indefs der Hr. Herausgeber, wie Ref. dafür hält, manche haben weglassen können, ohne dafs sein treffliches Werk daran einen Verlust erlitten hätte. Es würde wenigstens mehrere Einschränkung der Menge von Anmerkungen den werthvollen Inhalt der meisten von ihnen dem Leser desto bemerkbarer gemacht haben. Immer bleibt die Lectüre eines reich mit Anmerkungen ausgestatteten Werkes äufserst beschwerlich und in demselben Maafse die Versuchung grofs, manche Hinweisung aus dem Texte in die Noten unberücksichtigt zu lassen. Je seltener indefs das Auge des Lesers in den Anmerkungen etwas ihm schon Bekanntes oder minder Bedeutendes gewahrt, und je gewisser die störende zeitraubende Mühe, aus der Rubrik des Textes in die der Anmerkungen niederzublicken, durch lehrreiche Bemerkungen überall belohnt wird, desto geringer wird jene Versuchung durch das Gegengewicht dieses zuverläfsigen Lohnes, desto seltener daher der werthvolle Inhalt einer Anmerkung sich der Aufmerksamkeit des Lesers entziehen. Doch berechtigt uns nichts durch diese Meinungsäufserung dem Urtheile des Herausgebers über den Umfang der seinen Werken zu gebenden Erläuterungen absprechend gegenüber zu treten, da unsere Ansicht nicht durch die besondern Rücksichten bestimmt ist, welche der Hr. Herausgeber genommen haben mufs, indem die Vorrede erklärt, dafs er überall den Zustand des Geschichtsstudiums in Schlesien dabei im Auge gehabt. Freilich mufs bei Provinzial-Geschichts-Werken und Orts-Chroniken eben Alles provinzial oder lokal sein, und ist daher auch billig die Frage, wie weit das Studium der Quellen hier der Erleichterung durch erläuternde Anmerkungen bedürfe, weniger nach allgemeinen Grundsätzen, als nach den besondern Bedürfnissen des Ortes oder der Provinz zu beantworten, welcher die Quellen angehören.

Indem Ref. zuletzt noch die äufsere Ausstattung des Werkes an Druck und Papier, so wie das am Schlusse gegebene Inhalts-Verzeichnifs der wichtigsten Sachen, Orts- und Personennamen für gut und zweckmäfsig erklärt und auf den geringen Betrag des Subscriptions-Preises aufmerksam macht, trennt er sich von einer weitern Betrachtung des trefflichen Werkes, welche die Bestimmung dieser Blätter nicht zuläfst, mit den wärmsten Wünschen für dessen baldige Vollendung durch des Begründers eigene Meisterhand. Möchte zu diesem Ende demselben für unsägliche Müh' und Arbeit, welche die Ausführung fordert, wenigstens der mäfsige Lohn einer ausgedehnten Theilnahme und ehrenden Anerkennung seines Unternehmens zu Theil werden, besonders aber das lebhafteste Interesse der Schlesier dem Werke gewidmet und einem jeden der Wahlspruch, welchen die Vorrede des Werkes ihnen zuruft, stets erinnerlich bleiben: Wer die Geschichte seiner Väter verachtet, der ist ein schlechter Sohn!

A. F. Riedel.

Digitized by Google

№ 51.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1836.

XLI.

J. van Deen disquisitio physiologica de differentia et nexu inter nervos vitae animalis et vitae organicae. Lugd. Batav. 1834. *p.* 184. 8.

Wenn schon ältere Physiologen die beiden Modi der willkürlichen Nervenfunction, die Kraft der Bewegung und der Empfindung, in verschiedene Organtheile des Nervensystems versetzten, so blieb diese Ansicht als blofs wahrscheinliche Annahme bei dem Mangel an allen experimentellen Beweisen ohne wesentlichen Einfluss auf die verschiedenen Theorieen, welche über diese höchste Action des thierischen Lebens entworfen wurden. Die allgemeineren Probleme über die Natur der Nerventhätigkeit, über ihre Ergänzung und Leitung, ihren Effect auf die verschiedenen Theile des Körpers, über den Sitz der Empfindung und Reizbarkeit u. a. schienen der Untersuchung und des Raisonnements würdiger als die specielle Betrachtung über die Function einzelner Nerven und Nervenclassen.

Nachdem endlich Hypothesen auf Hypothesen, die ohne objective Untersuchung werthlos waren, und eher oder später in ihrem wahren Lichte erscheinen mufsten, sich gehäuft hatten, nachdem diese theoretisirenden Versuche theils in den Schriften der Physiologen, theils in denen der practischen Aerzte einige Zeit in modificirten Gestalten wiedergekehrt waren, und so allmählig eine gewisse Gleichförmigkeit und Ruhe in der Nervenlehre eingetreten war, legte Karl Bell zuerst den Grund zu den wichtigen Forschungen, welche auf lange der wissenschaftlichen Nervendynamik ihre Richtung bestimmen sollten. Die Zeit, in welcher die Bellschen Versuche entstanden, war dafür noch wenig empfänglich, und wenn damals noch die Mittel zur weitern Verbreitung transmarinischer Entdeckungen überhaupt in hohem Grade geschmälert waren, wie sollte eine noch so wichtige Arbeit, die noch dazu nur in besonderen für die Freunde des Entdeckers bestimmten Abdrücken circulirte, allenthalben Eingang oder gar allgemeine Anerkennung finden? Was Wunder, dafs nach mehr als einem Decennium erst die wichtige Unterscheidung der sensuellen und motorischen Nervenwurzeln von andern Naturforschern aufgenommen und weiter geführt wurde.

Dadurch nun, dafs in unsern Tagen die sonst nur mehr begriffartig schwebenden Kräfte der Bewegung, Empfindung und organisirenden Thätigkeit nunmehr auf bestimmte Organtheile fixirt erscheinen, in isolirte Primitivfasern geleitet, in Schlingen wiederkehrend, von der Peripherie zum Centrum getrieben und von da wieder reflectirt erscheinen, hat die Nervenlehre einen mehr exacten Charakter erhalten, der an die Exactheit der mathematischen Physik erinnert, und ist auch schon mit dem prägnanten Namen einer Nervenphysik belegt worden, obgleich wir von der Realisirung einer solchen noch eben so weit entfernt sein mögen, wie von der einer mathematischen Psychologie.

So bedeutend vieles auch unsere heutige Nervenlehre durch diese Art strengeren Schematismus gewonnen hat, so müssen wir doch andererseits durchaus nicht aus den Augen verlieren, dafs diese ganze Art und Weise der Behandlung leicht zu einer gewissen Einseitigkeit und Unvollständigkeit führen könne, ja dafs man sich auf diesem Wege durch die blofse Consequenz der Durchführung in Widersprüche oder wenigstens in vage Behauptungen verlieren müsse, so lange nicht die Organisation des Nervensystems bis in ihre letzten microscopischen Elemente aufgedeckt ist.

Diesem eben kurz angedeuteten Geiste der Nervendynamik unserer Tage gehört das vorliegende Werk durch und durch an. Aus diesem entspringen gröfstentheils seine Vorzüge und seine Mängel. Nachdem der Verf. in einer kurzen allgemeinen Einleitung

Digitized by Google

den Unterschied von Bewegung, Empfindung und Stoffveränderung besprochen, geht er zu dem Fundamental-Versuche über sensuelle und motorische Wurzeln selbst sogleich über. Diese Beobachtungen sind von ihm wiederholt, und wie zu erwarten war gänzlich bestätigt worden. Er bleibt jedoch hierbei nicht stehen, sondern verfolgt das vorliegende Problem durch einfache ebenso leicht zu wiederholende als schlagende Experimente (P. 26). Es finden sich nämlich in dem Frosche vier Nervenpaare, welche von dem Rückenmark mit doppelten Wurzeln (nur die hinterste meist mit einfachen) kommend, die hintern Extremitäten versorgen. Diese sind von aufsen und vorn nach innen und hinten: 1. Der nervus inguinalis, der sich meist in die Muskeln und die Haut der regio inguinalis vertheilt, oft auch zu den Muskeln und der Haut des Oberschenkels verläuft. 2. Der n. cruralis, welcher den Muskeln und der Haut des Oberschenkels angehört. 3. Der n. ischiadicus, der für die Muskeln und die Haut des Unterschenkels und des Fufses bestimmt ist, und endlich 4. der n. perinaeus, welcher sich in die Haut des perinaeum vertheilt. Der n. inguinalis verbindet sich mit dem n. cruralis durch einen Querast, der meist transversell, bisweilen auch schief von innen nach aufsen oder umgekehrt verläuft. Ebenso verbinden sich, ähnlich den hintern und vordern Rückenmarksnervenwurzeln, der n. cruralis und der n. ischiadicus zu einem gemeinschaftlichen Stamme, in den noch Zweige des n. pudendus eintreten, und zu allen diesen Nerven kommen noch Aeste des sympathischen Nervensystems hinzu. Nach Durchschneidung der vordern und hintern Wurzeln des n. inguinalis sind die Bewegungen aufgehoben, durch welche der Schenkel an den Leib angezogen wird; nach der der Wurzeln des n. cruralis hört die Bewegung des Ober- und Unterschenkels auf; nach der Durchschneidung aller Wurzeln der drei genannten Nerven ist die ganze Extremität gelähmt. Die Durchschneidung dieser einzelnen Nerven aufserhalb der Höhle des Rückgrathscanals liefert genau dieselben Resultate. Hieraus erhellt also bestimmt, zu welchen Theilen die einzelnen Nerven mit ihren discreten Primitivfasern verlaufen, so wie dafs die motorischen Fasern durch ihre Verbindung mit den sensitiven Nerven keine Veränderung ihrer Functionen erleiden. Durchschneidet man den Zwischenast zwischen dem n. inguinalis und cruralis, so kann das Thier den Oberschenkel nicht an den Leib anziehen; die Beugung des Schenkels und des Fufses ist indirect etwas gelähmt; im Uebrigen aber sind alle Bewegungen ungehindert. Wenn Primitivfasern des n. inguinalis in den n. cruralis durch die Querverbindung übergehen, so mufs die Durchschneidung des erstern oberhalb der Verbindung dieselben Phänomene hervorrufen als die Persection dieser selbst. Schneidet man den obern Theil der Verbindung des n. cruralis und ischiadicus auf 3 bis 4 Linien ein, so erfolgt Lähmung des Ober- und Unterschenkels und des Fufses. Hier durchkreuzen sich also die Primitivfasern. Wird der n. ischiadicus über seiner Verbindung mit dem cruralis durchschnitten, ohne dafs man jedoch den n. cruralis verletzt, so vermag das Thier zwar auch mit der dazu gehörigen Extremität zu hüpfen, allein die Zehen des Fufses und ein grofser Theil des Unterschenkels sind ganz und gar gelähmt. Das erstere scheinbar paradoxe Factum hat jedoch darin seinen Grund, dafs bei den Fröschen der Oberschenkel vermöge der Conformation der Muskeln weder gebeugt noch gestreckt zu werden vermag, ohne dafs gleiche Bewegungen des Unterschenkels und des Fufses erfolgen. Wird dagegen der n. cruralis durchschnitten, ohne dafs man den n. ischiadicus und inguinalis verletzt, so ist die Extremität zum Hüpfen untauglich und Flexion und Extension derselben vernichtet, allein die Bewegung des untern Theils des Unterschenkels und des Fufses dauert ungestört fort.

Auf diese Facta folgt nun (p. 38) das Raisonnement von dem bestimmten Unterschiede sensueller und motorischer Wurzeln mit allen Vorzügen und Mängeln einer solchen Darstellung, und mit einer auch in andern Werken über denselben Gegenstand wiederkehrenden Breite, die weniger ein Zeichen der Lösung einer schwierigen Aufgabe, als des Mangels an hinreichendem Materiale und der väterlichen allzugrofsen Pflege des kargen innig geliebten Stoffes ist.

Die über die Hirntheile gegebenen Versuche (p. 59) sind Bestätigungen älterer schon bekannter Erfahrungen anderer. Dafs die Function des organischen Nervensystems eine einfache sei (p. 79), ist zur Zeit offenbar nur noch eine Hypothese, die zwar allgemein angenommen, doch hierdurch nichts weniger als erwiesen ist.

Die Sätze über die Bestimmung der Nervenplexus verwickeln den Autor offenbar in Behauptungen, die

Digitized by Google

einander wechselseitig aufheben, denn einmal (p. 34) soll ein Nerve den andern in seiner Thätigkeit nicht unterstützen; sodann soll im Plexus selbst ein Nerve durch den andern zur Action stimulirt und die davon abhängenden Functionen regulirt und harmonisch gemacht werden. Nach unserer Meinung sind die Plexus nichts anderes als die Stellen, wo sich Nerven aus verschiedenen Höhen des Rückenmarks neu combiniren, um in die einzelnen Organe z. B. Muskeln, Fäden von gröfseren dynamischen Spannungen, die vielleicht durch die gröfsere Nähe oder Entfernung vom Gehirn bedingt sind, zu bringen, so wie in der galvanischen Säule Leitungsdrähte in verschiedenen Höhen angebracht geringere oder gröfsere Intension der galvanischen Spannung zu Folge haben.

In der zweiten Section des Werkes beginnt der Verf. mit der Betrachtung der Natur des Nervensystems in den niedersten Stufen der Thierwelt. Dafs hier animales und organisches Nervensystem in Eins verschmolzen sein sollen (p. 86), wird durch die neueren Fortschritte der Anatomie der niedersten Thiere immer unwahrscheinlicher. Der n. recurrens der wirbellosen Thiere wird hier als n. vagus gedeutet, nicht aber als n. sympathicus (p. 90). Uns scheint dieser ganze Streit überflüfsig, da je tiefer wir in der Thierwelt hinabsteigen, vagus und sympathicus immer mehr mit einander verschmelzen und so endlich die Einheit beider in dem vegetativen Nervensystem sich darstellt, wo denn die singuläre Benennung am Ende höchst gleichgültig ist.

Der Hauptmoment dieses Streits bleibt nur der, ob nämlich der Ganglienstrang der Wirbellosen dem Rückenmarke und nicht dem n. sympathicus der Wirbelthiere entspricht. Indem nun der Verf. erstern Satz nachzuweisen sich bemüht, macht er uns zugleich mit einer interessanten Entdeckung bekannt, dafs in der Larve der rana paradoxa sich ein ramus lateralis n. vagi vorfinde, wie in den Fischen. Im Laufe der individuellen Entwicklung zeigt sich auch hier ein innigeres Verhältnifs des vagus und sympathicus. Aus allen seinen angeführten Beobachtungen und Inductionen glaubt nun der Verf. sich berechtigt den Schlufs zu ziehen, dafs die Verbindung zwischen dem animalischen und organischen Nervensysteme um so inniger sei, je tiefer das Thier stehe, dafs dagegen die Trennung beider um so entschiedener hervortrete, je höher man in der Thierwelt hinaufsteige.

Ganz in dem Sinne der neueren Nervenlehre behauptet der Verf., dafs durch die Verbindung beider Arten des Nervensystems die animalen Nerven organische Kräfte und umgekehrt erhalten. Wenn dieses sich aus der gegenseitigen Vertheilung von selbst ergiebt, so ist es doch sicher nicht der einzige Nutzen, den die Natur sonst weit einfacher und auf einem weit kürzeren Wege hätte erlangen können.

Recht gut ist die vom Verf. in Anwendung gebrachte Eintheilung der Nerven, indem er die Empfindungsnerven in die eigentlichen Sinnesnerven, in die Nerven, die sowohl einen eigentlichen Sinn als auch allgemeine Sensation vermitteln, und Nerven, welche bloſse Leiter von Sensation sind (p. 121). Dafs jedoch die eigenthümlichen drei Sinnesnerven sich auch durch ihren eigenthümlichen Bau charakterisiren mögen, mufs noch fester begründet werden. Die Abgeschiedenheit von den übrigen beiden Classen des Nervensystems dürfte auch ein Hauptgrund für die, auch durch vergleichende Anatomie bestätigte Ansicht sein, dafs die reinen Sinnesnerven weniger dem Systeme der Nerven als des Hirns selbst angehören. Als das Centrum des ganzen Nervensystems im weitesten Sinne des Worts, will der Verf. die Medulla oblongata ansehen; denn hier entspringt der vagus, der einzige Nerve, welcher organisch und animalisch zugleich ist, welcher in der Reihe der Thierwelt der Genese des sympathicus vorangeht, welcher in Neugebornen sogleich in die wichtigste Action eintritt.

Purkinje.

XLII.

Collection de lois maritimes antérieures au XVIII siècle, par J. M. Pardessus. Tom. III. Paris, 1834. *imprimé par autorisation du roi à l'imprimerie royale. CLXXX. et* 534 *pag.* 4.

Es ist eine höchst erfreuliche Erscheinung, dafs wir in aller Verwirrung und angeblichen Verdunkelung unserer Zeit, dennoch so manche grofse literarische Unternehmungen, in einem Umfange wie sie früher nie gedacht waren, muthvoll begonnen und beharrlich fortgeführt sehen. Auch die grofse Sammlung der ältern Seerechte, welche Hr. Pardessus unternommen und von welcher wir schon zu zweien Malen unsern Lesern günstige Berichte abzustatten veranlafst waren, hat der

Digitized by Google

Herausgeber durch vielfachen Wechsel der Verhältnisse und alles vereint bestürmende Ungemach politischer Revolutionen, schrecklicher Seuchen und heranrückenden Alters sich nicht abhalten lassen in dem ursprünglichen grofsartigen Plane zu verfolgen.

In dem vorliegenden dritten Bande seiner Sammlung hat er die nordeuropäischen Seerechte, sofern sie nicht bereits im zweiten Bande enthalten waren, gegeben. Es sind die norwegischen, isländischen, schwedischen, dänischen, die von Hamburg, Lübeck, Bremen, so wie die von Preufsen und Rufsland, mit Einschlufs derjenigen einzelner Städte der genannten Länder. Die Einleitung führt die in den frühern Bänden angefangene Uebersicht der Geschichte des Handels bis zur Entdeckung von Amerika fort. Dieser Band enthält nicht nur viele Schiffs- und Seerechte, welche den Herausgebern der ältern Sammlungen noch gänzlich unbekannt waren, sondern sogar einiges bisher überhaupt noch Ungedruckte. Die Eigenthümlichkeiten der nordischen Seerechte, der Einfluss des Seerechts des Mittelmeeres, der lois d'Oleron, so wie Nordhollands und die ersten Spuren des Einflusses des römischen Rechtes auf jene, können nunmehr mit grofser Bestimmtheit ermittelt werden, während zugleich der Geschichte des Handels die zuverläfsigsten, früher meistens nur aus unsichern Andeutungen der Sagas und Chroniken zu schöpfenden Angaben über die inneren Verhältnisse desselben, wenn dieser Ausdruck gestattet ist um die Verhältnisse der Kaufleute unter sich, der Rheder und Befrachter zu den Schiffern, der Reisenden zu dem Schiffsvolke und deren Meister zu umfassen, dargeboten werden. Es darf hier bei den dem Franzosen fernsten Seerechten nicht übersehen werden, mit welchen grofsen Schwierigkeiten der Herausgeber in Beziehung auf Sprache und Verständnifs des Localen zu kämpfen hatte. Man wird mit Vergnügen wahrnehmen, wie derselbe diese nicht verkannt hat, sondern ihnen muthig entgegen getreten ist, keine Mühe gescheut hat, um die besten, oft ungedruckten Texte, beinahe in jedem Lande, jeder Seestadt bei Sachkundigen die fehlende Auskunft und genaue Uebersetzungen sich zu verschaffen. Rücksichtlich der letzteren müssen wir erwähnen, dafs Herr Eugene Coquebert de Montbret, beim Departement der auswärtigen Angelegenheiten zu Paris angestellt, uns als der Uebersetzer der meisten nordischen Rechte genannt wird; Herr de Cleroq, wie schon früher, den Herausgeber mit seiner Kenntnifs der germanischen Sprachen unterstützt hat; besonders aber in dieser Beziehung auch die gefälligen Dienste des Herrn Henschel, eines in Paris literarischen Arbeiten sich widmenden jungen Preufsen, gerühmt wurden. Sind trotz aller angewandten Mühe, und vieler vereinten Kräfte dennoch Mängel geblieben, so wird der billige Urtheiler bedenken, dafs er selbst die meisten Fehler in demjenigen entdeckt, was ihm durch heimathliche oder sonst besondere Beziehungen vorzüglich vertraut ist, dafs der Verkehr europäischer Gelehrten mit einander noch in einem ziemlich grellen Contraste zu der Universalität der Wissenschaft, welcher sie sich widmen, zu stehen pflegt und dafs eine Sammlung dieser Art nie wird ausgeführt werden können, wenn man von der Bearbeitung eines jeden einzelnen Stückes die höchste Vollendung, welche sie in den einzelnen heimischen Bearbeitungen bisher nicht hat erreichen können, — und eine viel gröfsere ist unleugbar oft vom Herrn Pardessus geliefert — würde verlangen wollen.

Der vorliegende Band wird durch die norwegischen Seerechte sehr bedeutungsvoll eröffnet. Diese Abtheilung enthält die betreffenden Auszüge aus dem noch ungedruckten Gulathing v. J. 940, aus dem Biarkeyar-Rett, dem Gulathing des Königes Magnus Lagabäter v. J. 1274 nach der von der Arna-Magnäischen Commission zu Copenhagen im J. 1817 gelieferten Ausgabe dieses Gesetzbuches, und dem Farmanna-Log, von welchem der Herausgeber eine Abschrift in der Originalsprache durch die Güte des Herrn Conferenzrathes von Schlegel zu Copenhagen erhalten hatte. Das letztere Seerecht ist hier als ein Auszug des Stadtrechtes von Bergen im J. 1274 gegeben und dabei bemerkt, dafs es sich buchstäblich in dem Rechte der Stadt Drontheim finde und ohne Zweifel auch andern dortigen Seestädten gedient habe. Auch Paus hat in seiner Uebersetzung jenes Kiobstaeds Ret for Bergens Bye in seine Samling af gamle Norske love das Farmanna-Log aufgenommen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 52.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1836.

Collection de lois maritimes antérieures au XVIII siècle, par J. M. Pardessus. T. III.

(Schluss.)

Doch hat der Herausgeber wahrscheinlich die kritische Ausgabe dieses Stadtrechtes durch Hrn. Prof. Fougner-Lundh zu Christiania nicht gekannt, welcher nachweist, dafs jenes alte nordische Seerecht nur anhangsweise in den Handschriften der norwegischen Städte sich findet, weshalb er selbst es auch von seiner Bearbeitung des Bergener Stadtrechtes gänzlich ausgeschieden hat. Die vom Herausgeber beibehaltene Bezeichnung bringt vorzüglich den Nachtheil mit sich, dafs sie dem Farmanna-Log zugleich stillschweigend ein Entstehungsjahr mit anweiset, welches doch eben erst auszumitteln ist. Eine genauere Untersuchung über die Entstehung dieser Seerechte nach Mafsgabe der Handschriften, der Sprache und andern inneren Kennzeichen bleibt sehr zu wünschen, da es theils in Norwegen früh und allgemein verbreitet war und die Hauptquelle eines Abschnittes des isländischen Jonsbog geworden ist, theils aber auch durch seine Uebereinstimmung mit einzelnen Bestimmungen des römischen Rechtes, der lois d'Oléron, so wie anderer südlicher Schiffsrechte neben seinen eigenthümlichen Bestimmungen und einfacher Darstellungsweise ein Gegenstand vielfältiger Betrachtungen werden mufs. Die hohen Strafgelder gestatten unserer Ansicht nach kein zu hohes Alter anzunehmen. Zu bedauren ist hier, wie an mehreren Stellen des Werkes, dafs die geographischen Erläuterungen häufig verfehlt sind. So ist hier Cap. 6, so wie an der entsprechenden Stelle des Jonsbog richtig bemerkt, dafs Gautland nicht die hernach genannte Insel Gothland sei; doch ist jene nicht wie die französische Uebersetzung sagt, la Gothie, sondern wie schon Paus richtig übersetzte: Jütland. In demselben Capitel wird Hialtland irrig durch Irland, anstatt durch Hetland, Schetlands Inseln gegeben und bei dem Reiche der Russen (Gaurdum) hat der Uebersetzer die Hindeutung auf dessen östliche Lage weggelassen, und in dem Texte des Jonsbog übersehen, dafs hier anstatt Samland das schwedische Smaland genannt ist. An einer spätern Stelle ist unter Noresund nicht Nordsund, sondern Oeresund, jetzt gewöhnlich der Sund zu verstehen.

Bei dem Fleifse und dem Erfolge, welcher auf diese Abtheilung verwandt worden, ist fast zu verwundern, dafs es Hrn. Pardessus entgangen ist, wie in Christiania seit mehreren Jahren ein vom Storthing unterstützter Verein gelehrter Männer sich gebildet hat, um ihre vaterländischen Geschichtsquellen überhaupt, zunächst aber eine Sammlung der ältern norwegischen Rechte unter Benutzung aller diesseits und jenseits des Cattegats vorhandenen Handschriften herauszugeben. Es wird den Freunden der nordischen Rechtsstudien erfreulich sein zu vernehmen, dafs nach manchen Hindernissen jene rüstige Gesellschaft nunmehr in Begriff steht einige Sachkundige nach Copenhagen, dem reichen Mausoleum scandinavischer Vorzeiten, abzusenden, um die meisten ihrer, sämmtlich dort gleichsam als Zeugen der ehemaligen Herrschaft Dänemarks zurückbehaltenen Handschriften zu untersuchen. Doch liegen auch schon viele Vorarbeiten für die herauszugebende Samulung in Christiania aufgehäuft, und Hr. P. würde bei den Mitgliedern, unter denen der obengenannte Herausgeber des Bergener Stadtrechts in diesem Fache auch dem Auslande ehrenvoll bekannt ist, ohne Zweifel die achtungsvolle Aufnahme, die kein unbefangener Freund der Wissenschaft ihm absichtlich versagen wird, so wie willkommene Belehrung gefunden haben.

Die Abtheilung vom isländischen Seerechte umfasset die bezüglichen Abschnitte der von der Arna-Magnäischen Commission herausgegebenen, mit Schlegels

Digitized by Google

gelehrter Vorrede versehenen Gragas und das Capitel des Jonsbog, welches das Farmanna-Log enthält. Das letztere Gesetzbuch, nach der Vereinigung Islands mit Norwegen, im J. 1281 vom Könige Erich gegeben, noch jetzt in Island gültig, stimmt in dem beregten Capitel mit dem früher gedachten norwegischen Farmanna-Log oft wörtlich überein und ist nur durch mehrere Bestimmungen der Gragas ergänzt, deren vollständige Ergründung uns durch den von dem Herausgeber zuerst abgedruckten Originaltext jenes norwegischen Schiffsrechtes möglich geworden ist. Aus einer zu Paris aufgefundenen Handschrift ist dieses Capitel des Jonsbogs noch um einen in dem älteren Abdrucke fehlenden, gleichfalls mit der Gragas harmonirenden Artikel von Hrn. P. vermehrt.

Die Abtheilung über Schwedens Seerechte liefert Auszüge aus dem Statute von Biärköö v. J. 1254, dem wisbyschen Stadtrechte, dem schwedischen Stadtz-Lagh, dessen ältere Quellen in den beiden vorgenannten und anderen Rechten nachgewiesen sind, und das Seerecht König Karl XI. v. J. 1667, gröfstentheils aus dem Consulado del mare, dem wisbyschen Seerechte, so wie den hanseatischen Recessen und der Schiffsordnung v. J. 1614 geschöpft. Mit besonderer Vorliebe, welche in der Geschichte des Seerechtes allem gebührt, was die ältere Zeit Wisbys betrifft, ist die Entstehung des wisbyschen Stadtrechtes behandelt und zu diesem Zwecke auch von der Niederlassung der Deutschen daselbst, so wie dem wisbyschen Seerechte gesprochen. Wenn wir nun im Ganzen hier die Ansichten wiederfinden, welche in den diese Gegenstände umständlich erörternden Werken deutscher und dänischer Gelehrten begründet sind, so müssen wir um so mehr gegen einzelne nach unserer Meinung irrige Ansichten uns verwahren. Der Verf. setzt die vorhandene Redaction des wisbyschen Stadtrechtes in den Anfang des vierzehnten Jahrhunderts, will aber eine wenigstens um ein Jahrhundert ältere Redaction desselben aus den Privilegien der Stadt Riga, welche mit dem Rechte der Gothen d. h. der in Gothland verweilenden deutschen Kaufleute, bewidmet wurde, erweisen. Es scheint uns aber — und vorzüglich durch Hrn. von Bunge, welcher in seinen Beiträgen zur Kunde der liv- esth- und curländischen Rechtsquellen auch die früher wenig und eine ganz unbekannte hierher gehörigen Urkunden hat abdrucken lassen, — dargethan, dafs jenes jus Gothorum, gleich wie häufig die *justitia lubicensis*, nicht von einem privatrechtlichen Gesetzbuche, sondern von einem Inbegriffe gewisser, die hauptsächlichsten städtischen Rechte umfassender Privilegien zu verstehen sei; so wie auch, dafs die vorhandenen Texte des wisbyschen Stadtrechtes nicht vor der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts abgefafst sein können. Wenn nun auch nicht zu vermuthen ist, dafs die Stadt Wisby früher kein geschriebenes Recht besessen habe, so erregt doch gerade die Beziehung zu Riga einigen Zweifel, welcher bis jetzt unauflösbar geblieben ist. Die Stadt Riga hat nämlich nicht das spätere wisbysche Recht angenommen, sondern vielmehr das ältere hamburger Ordeelbok, welches von dort aus auch vielen benachbarten Städten mitgetheilt ist. Wollte man daher unter dem Ausdrucke des jus Gothorum, welches zu Riga angenommen ist, ein Civil- und Seerecht suchen, so würde man zu der Annahme gelangen, dafs in Wisby bereits das hamburger Stadtrecht recipirt gewesen und so nach Riga gelangt sei. Da jedoch die erste Erwähnung jenes jus Gothorum in Riga älter ist als die älteste uns bekannte Redaction des hamburger Statutes, in welche bereits viele Stellen des Sachsenspiegels aufgenommen sind, so müfsten wir in Wisby ursprünglich eine ältere, jetzt verlorene suchen, und deren Annahme durch das Ansehen der hamburgischen Kirche, das Alter Hamburgs und andere Umstände zu erklären suchen. Doch erscheint uns solche Annahme sehr unwahrscheinlich und möchten wir eher glauben, dafs das hamburgische Recht erst in dem Jahre 1238 zu den Rigaern gelangt sei, als diese die Erlaubnifs erhalten hatten, die iura Gothlandiae, nach welchen sie bisher gelebt hatten, ihren städtischen Bedürfnissen gemäfs zu verbessern, und zu welcher Zeit der in Begleitung hamburgischer Geistlicher und Bürger erfolgte Zug des Grafen von Holstein nach Liefland den dem hamburgischen Rechte in dieser Provinz gegebenen Vorzug und die Anschliefsung an dessen fernere Entwickelung erklären dürfte. Rücksichtlich des Ursprunges des s. g. wisbyschen Seerechtes erörtert der Verf. seine Ansicht, dafs dasselbe lediglich die Compilation eines Privatmannes, aus mehreren in den dortigen Gegenden recipirten Seerechten, nicht aber durch eine Vereinbarung der zu Wisby versammelten Kaufleute und Schiffer entstanden sei. Diese Frage kann nur demjenigen von einigem Werthe erscheinen, welcher

Digitized by Google

einen Theil der Rechte, aus denen das Högheste Waterrecht zu Wisby zusammengesetzt ist, für ein den dortigen deutschen oder gothländischen Kaufleuten und Schiffern eigenthümliches halten will. Indessen möchte der Ursprung derselben aus den Rechten von Oléron, von Holland und Lübeck wohl, nachdem auch das Alter der vorhandenen Handschriften hier untersucht ist und gleichfalls für jene Ansicht Gewähr leistet, nunmehr aufser Zweifel stehen. Doch müssen wir bemerken, dafs jene Frage eine verschiedene Beantwortung zuläfst, wenn von dem wesentlichen Inhalte desselben, oder wenn von der Form desselben in dem ältesten Drucke die Rede sein soll. Für den letzteren Fall mag es sein, dafs ein Privatmann den Abdruck im Jahre 1505 veranlafst und die aus dem Lübecker Rechte entlehnten Artikel mit den wichtigeren süd- und nordholländischen Theilen zusammen gefügt habe. Es läfst sich für diese Ansicht selbst der Umstand anführen, dafs man kein Manuscript des s. g. wisbyschen Waterrechtes aufgefunden hat, welches älter als der gedachte Druck ist, aus welchem allein schon die gleich anfänglich weit über Wisbys Hafen hinaus berechnete Absicht des Compilators erhellt. Wohl aber mufs ein Seerecht zu Wisby längst gegolten haben, welches den Drucker der spätern Auflagen des Waterrechtes veranlassen konnte, seinem Abdrucke den in den ersten fehlenden Namen Wisbys beizulegen. Dagegen würde es uns irrig erscheinen, wenn die bereits im funfzehnten Jahrhunderte in Handschriften häufig vorkommende Zusammenstellung süd- und nordholländischer Seerechte, welche in einzelnen Artikeln, so wie in gröfseren Abschnitten schon vor dem ersten Abdrucke des höchsten Waterrechtes in andere norddeutsche und nordische Seerechte übergegangen sind, als die Compilation eines Privatmannes betrachtet werden sollte. Diese war unstreitig längst von den deutschen Kaufleuten zu Wisby, gleich wie in ihren Vaterstädten recipirt. Wir erlauben uns hier unsere Leser darauf aufmerksam zu machen, dafs unter den schätzbaren Beilagen, mit welchen Hr. Prof. Warnkönig seine überaus lehrreiche flandrische Staats- und Rechtsgeschichte bereichert hat, sich das oft gedachte südholländische Seerecht aus einer alten Handschrift zu Brügge findet, welches schon durch seine Ueberschrift als eine Uebersetzung des Seerechts von Oléron sich ankündigt. Da diese Handschrift auch durch ihre Sprache (sie ist dem unter dem Namen des Rechtes von Westcapellen, jedoch ohne dessen Zusätze, ähnlicher als dem von Damme) als die ältere bewährt, so ist nunmehr der letzte Schatten eines Grundes für die zuweilen behauptete Ableitung jenes Seerechtes des Mittelmeeres aus dem Belgischen verscheucht. Der Text der Auszüge des wisbyschen Stadtrechtes, welche sich auf Schiffsrecht beziehen, sind nach dem Abdrucke Hadorphs gegeben. Dieser ist nicht ohne Fehler und einige Stellen sind von Hrn. P.'s Freunden gut verbessert, an andern Stellen ist die Uebersetzung fehlerhaft. Im Cap. IX. „Weret oc dat en sin scipentelen vordede" ist die Uebersetzung: „Quiconque voudra charger son propre navire" ungenügend. Der Sinn ist: wenn jemand sein Schiff an mehrere Befrachter einzeln verhäuert oder Stückgüter einnimmt u. s. w. In der Einleitung zu dieser Abtheilung hat der Verf. auch, wie billig, der von den schwedischen Herrschern ertheilten Privilegien gegen das Strandrecht gedacht, welche Klassen von Urkunden, auch wegen ihrer Beziehungen auf das römische und canonische Recht, vielleicht noch mehr Aufmerksamkeit verdienten. Doch sind ihm die ältesten bei Dreyer gedruckten Diplome v. J. 1251 entgangen, welche Lübeck in Schweden erhielt. Auch bei Dänemark ist die älteste Befreiung vom Strandrechte v. J. 1220, welche gleichfalls an Lübeck ertheilt wurde, übersehen und dagegen der allgemeinen Verfügung des Rechtes von Schonen mit diesem das erwiesener Mafsen zu hohe Alter des Jahres 1163 zugeschrieben.

Die dänischen Seerechte bieten wenig Eigenthümliches dar. Hr. P. giebt zuvörderst Auszüge aus dem Stadtrechte der Stadt Schleswig (dans le Holstein?), welches er ohne genügende Gründe gegen die bewährtesten Autoritäten schon um das Jahr 1150, also ungefähr ein Jahrhundert zu früh annimmt; aus mehreren apenradener und den haderslebener Statuten. Hierauf folgt ein noch wenig bekanntes dänisches Seerecht in 18 Artikeln, welches vom Könige Johann im J. 1508 gegeben scheint. Dasselbe war vom Referenten in einer Bibliothek zu Hamburg vor einigen Jahren zuerst aufgefunden und dem Hrn. Prof. Kolderup Rosenvinge mitgetheilt, welcher einen Abdruck mit Erläuterungen in dem Danske Magazin veranlafst hat. Es ergiebt sich eine auffallende, wenn gleich nicht wörtliche Uebereinstimmung dieses Rechtes mit dem schwedischen Stadsret und könnte wohl, wie auch Hr. P. annimmt,

Digitized by Google

zur Ergänzung der damals in Dänemark, wie aus den vorhandenen Uebersetzungen zu schliefsen ist, gleichfalls gültigen süd- und nordholländischen Seerechte gedient haben. Hierauf folgt das Seerecht König Friedrich II. v. J. 1561, dessen Entlehnung aus dem wisbyschen Seerechte und manchen hansischen Recessen sorgfältig nachgewiesen wird. Auch der nicht ganz richtig übersetzte Art. XLII, dessen Quelle Hr. P. nicht hat auffinden können, ist aus dem hansischen Recesse v. J. 1530 Art. XVII. Den Beschlufs dieser Abtheilung macht das vierte Buch des Gesetzbuches König Christians V. v. J. 1683, welches das Seerecht enthält. Dasselbe ist fast lediglich aus demjenigen v. J. 1561 und dem schwedischen v. J. 1667 zusammengesetzt.

Bei den Schiffsrechten der Städte Bremen, Hamburg und Lübeck, welche in den folgenden drei Abschnitten gegeben und erörtert werden, zeigt sich die auffallende Erscheinung, dafs diese drei Städte, welche in den Jahrhunderten, wo die Rechtsbücher der meisten benachbarten Städte mit einander übereinstimmten, ziemlich verschiedenartige Gesetzgebungen eigenthümlich ausbildeten, dennoch ein gemeinschaftliches Schiffsrecht besafsen, welches von Hamburg und seinen vorhansischen Niederlassungen in Flandern und zu Utrecht ausgegangen zu sein scheint, von Bremen, Riga u. a. wörtlich, von Lübeck aber mit einigen Abänderungen aufgenommen wurde. So hat auch hier, wie bei den lois d'Oléron in noch gröfserem Mafse, die Universalität der Seerechte sich bewährt und ist als ein frühzeitiger Ausdruck des dem Particularismus und unnöthigen Formeln abholden, grofsartigen Geschäfts- und Rechtssinnes zu begrüfsen. Bei den Erörterungen einzelner folgender hieher gehöriger Artikel bremischer Statuten wird der rechtsgeschichtliche Forscher hier wie an manchen andern Stellen bemerken, mit welch aufmerksamen Auge Hr. P. die von dem Referenten für den zweiten Band seiner Sammlung einst mitgetheilten, ältesten hansischen Recesse über Schiffsrecht in späteren Gesetzgebungen wieder entdeckt hat. Bei den hamburgischen Statuten können wir nicht billigen, dafs einige derselben mit dem Jahre 1306 bezeichnet sind; die Ansicht des noch vorhandenen Ordeelbokes des Rathes ergiebt, dafs sie nicht älter aber jünger sind, und zu sehr verschiedenen Zeiten eingetragen wurden. Das hamburgische Schiffsrecht v. J. 1497 hat das ältere mit jenen Zusatzartikeln zur Grundlage, mit Einschaltungen aus den süd- und nordholländischen Rechten. Hr. P. hat jedoch übersehen, dafs nicht nur einzelne, sondern fast alle Artikel, welche den eben erwähnten Quellen nicht angehören, aus dem römischen Rechte stammen und die bezüglichen Stellen des letzteren mit Bestimmtheit nachgewiesen werden können, eine Erscheinung, welche um so beachtungswerther ist, da die Ausbildung des Schiffsrechtes beinahe die ersten erweislichen Spuren von der Einführung römischen Rechtes in die Gerichtshöfe im nördlichen Europa aus dessen eigenen Quellen und ohne Vermittelung des canonischen Rechtes uns darbietet. Es ist nämlich Art. 7. aus L. 10, 1. D ad leg. Rhodiam; Art. 35. aus L. 4. §. 2. tit. cit., Art. 37. aus L. 2. §. 7. tit. cit., Art. 40. aus L. 4. princ. tit. cit., nicht aber wie Hr. P. meint aus dem nordholländischen Seerechte; Art. 44. aus L. 4. §. 1. und L. 5. tit. cit., Art. 45. aus L. 7. et 8. tit. cit. Dagegen ist zu Art. 33. u. 34. die Abstammung aus dem nordholländischen Schiffsrechte Art. 3. u. Art. 2. §. 3. u. 4. übersehen. Beim Schlusse des Art. 33. hat Hr. P. die römische Abstammung richtig hervorgehoben, doch seine desfalsige Bemerkungen sind durch einen Mifsverstand seltsam entstellt. Der niedersächsische, allerdings mehr ängstlich genaue als verständige Uebersetzer hat nicht durch das Wort: privande (Proviant), sondern durch: behalven vrighe lude den römischen Satz: corporum liberorum aestimationem nullam fieri wiedergegeben und in der französischen Uebersetzung: excepté les passagers pour leurs victuailles fehlen die den niedersächsischen Text charakterisirenden freien Leute.

Bei dem Schiffsrechte v. J. 1603 ist der Einfluss der hansischen Schiffsordnung v. J. 1591 richtig bezeichnet. Der Antheil Lübecks an der Ausbildung des Seerechtes ist weniger bedeutend, als bei Berücksichtigung seiner übrigen legislativen Einwirkung erwartet werden sollte, doch ist sein Einfluss auf die hansische Gesetzgebung als sehr wichtig anzuschlagen.

Unter der Rubrik des Seerechtes der preufsischen Staaten hat der Herausgeber gesammelt: Auszüge aus stralsunder Urkunden und aus den alten Rechten Culms, ferner durch gütige Vermittelung des königlichen Gesandten zu Paris, Hrn. von Werther, und sachkundige Mittheilung des Hrn. Archivar Faber zu Königsberg die zum Theil ungedruckten Anordnungen Danzigs vom Jahre 1455 früher und nächstfolgend; das Seerecht v. J. 1597, welches aus jenen gröfstentheils abstammt, und endlich die desfalsigen Verordnungen für das Herzogthum Preufsen v. J. 1540 u. 1620. In letzteren findet sich das sechste Buch des lübecker Stadtbuches von den Seehändeln beinahe ganz wieder.

Der Band wird durch das ältere Seerecht der russischen Staaten beschlossen. Es ist nichts hieher gehöriges aufgefunden, als die riguer Statuten v. J. 1270 und 1672, einige Artikel der Skraas der Deutschen zu Nowgorod, und einige Auszüge aus dem Rechtsbuch des Prinzen Wacthang von Georgien, welches gegenwärtig nach einer Pariser Handschrift zum ersten Male durch Hrn. Brosset jun. den Gelehrten Europas zur Kunde gebracht wird.

J. M. Lappenberg.

Digitized by Google

№ 53.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1836.

XLIII.

Wörterbuch der lateinischen Sprache nach historisch-genetischen Principien, mit steter Berücksichtigung der Grammatik, Synonymik und Alterthumskunde, bearbeitet von Dr. Wilhelm Freund. Nebst mehreren Beilagen linguistischen und archäologischen Inhalts. Erster Band A—C. Leipzig, 1834. in der Hahnschen Verlags-Buchhandlung.

Wer es unternimmt, ein Wörterbuch über eine alte Sprache auszuarbeiten, legt sich die Nöthigung auf, nach zweien Richtungen hin das Ganze der philologischen Thätigkeiten in Bezug auf die gegebene Sprache zu befassen und abzuschliefsen. Einerseits tritt das Wörterbuch als der Exponent aller kritischen, etymologischen und hermeneutischen Bestrebungen auf: es nimmt Alles, was über jedes einzele Wort zur Zeit gewufst wird, historisch hin, und bildet so gleichsam den Abschluſs einer hermeneutischen Aera. Gleichzeitig tilgt es die Unrichtigkeiten seiner Vorgänger durch Weglassung des früher geläufigen Irrigen und durch Einreihen dessen, was eine fortgeschrittene philologische Einsicht gelehrt hat: auf diese Weise bietet es denn einen festen Boden, auf welchem die nächsten Bestrebungen vor sich gehen. — Die philologische Verständniſs verhält sich ihrer Natur nach immer nur annähernd; einerseits bleibt sie durch die Abwesenheit vieler Bedingnisse und Hilfsmittel einer dem Standpunkte des alten Schriftstellers vollkommen congruenten Disposition des modernen Lesers oder Auslegers hinter einer, Alles bis in das Einzelste durchdringenden historischen Einsicht zurück: andrerseits geht sie mit ihren *wissenschaftlichen* Bedürfnissen und Intentionen über den Gesichtskreis des Schriftstellers hinaus. So wird immer, je nach dem verschiedenen Standpunkte der Betrachtung, sich Neues ergeben, das sich entweder dem Früheren ergänzend anschliefst, oder es gänzlich umgestaltet. — Das Wörterbuch ist, wenn so zu sagen erlaubt ist, der für Alle geöffnete Beutel; ein Jeder nimmt in zweifelhaften Fällen für's Erste daher seinen Bedarf, und für eine Zeitlang müfste eine Art von Gleichheit eintreten, die sich freilich, wie bei einer gleichmäfsigen Vermögenseintheilung, je nachdem der Betheiligte seinen Besitz sorgsam nutzt oder träge verkommen läfst, sehr bald in eine grofse Differenz verwandeln wird. Während der Eine sich noch bei dem Vorgefundenen beruhigt, hat sich dem Andern schon hier eine berichtigende Einsicht für das Einzele, dort eine neue Ansicht über ganze Massen ergeben, die dem Lexikographen noch nicht zu Gebote stand. — So hat das Wörterbuch, obgleich sein Object unveränderlich ist, und seine Grenzen vorgezeichnet, innerhalb dieser Grenzen immer neue Gestaltungen zu erfahren, insofern die Ergebnisse aller der verschiedenen philologischen Operationen auf den einzelen Gebieten und an den verschiedenen Sprachdenkmalen mehr oder weniger dasselbe mitbetreffen, und jeder bedeutende Abschnitt in der Entwickelung des Ganzen der Wissenschaft wird eine Reform des Lexikons mit sich führen müssen.

Diese Vorbemerkungen haben den Zweck, das hier anzuzeigende, vortreffliche Werk des Hrn. Dr. Freund zunächst als ein, aus den Bedürfnissen der Philologie hervorgegangenes zu bezeichnen. Ist von dieser Seite seine Erscheinung gerechtfertigt, so ist sie es in noch viel höherem Sinne durch die ausgezeichnet gelungene Lösung eines der schwierigsten philologischen Probleme. Mit dem veränderten Ansehen, das seit den letztverflossenen Decennien die Behandlung des klassischen Alterthums gewonnen, nicht blofs durch den reicher gewordenen Stoff und die gröfsere Breite des wissenschaftlichen Terrains, sondern durch das gesteigerte Bedürfniſs nach einer *vernünftigen* Anordnung und

Digitized by Google

Einsicht, die bewufstvoll sich des wüsten Materials zu bemächtigen bestrebt ist, — hat sich nicht blofs ein reicherer und zum Theil gesichteterer Stoff für das Einzele angesammelt, sondern das Ganze der Aufgabe ist nach ihrem innern Gehalte zum Bewufstsein gekommen.

Das vorliegende Werk des Hrn. Freund, hervorgegangen aus einer scharfen Abgrenzung und umsichtigen Erwägung des z Leistenden, hat schon hierin ein bedeutendes Verdienst, was an sich schon hoher Anerkennung würdig wäre, — wenn nicht die *Lösung* des Problems und die wirkliche Erfüllung dessen, was als Forderung hinzustellen auch schon verdienstlich ist, eine noch viel höhere in Anspruch nähme.

Was der Verf. (Vorr. p. XI) sehr treffend sagt: „Jeder Artikel des lat. Wörterbuchs bildet eine Monographie desjenigen latein. Wortes, dem es gewidmet ist; er hat also die Geschichte des äufsern und innern Wesens desselben durch die ganze Dauer seiner Existenz in der latein. Sprache zu verfolgen": das ist die beste Bezeichnung dessen, was das treffliche Werk bietet. — Das Wort als ein fertiges, in sich geschlossenes Gebilde, das in seinen verschiedenen Gebrauchsweisen nur verschiedene Ausstrahlungen eines Brennpunktes darbietet, ist zunächst nach der Totalität seiner Begriffssphäre bezeichnet, und durch bündige, treffende Angabe seines Inhaltes gleich von vornherein die *Möglichkeit* der verschiedenen Bedeutungen gegeben. Es tritt als lebendige, organische Einheit hin in seiner ursprünglichen Gedrungenheit, mit der Fähigkeit und Bestimmung, sich zu entfalten und nach verschiedenen Seiten hin sich auseinander zu legen. Diese Angaben der Bedeutungen sind von dem Verf. mit der klarsten Einsicht in seine Aufgabe, bald voraufgestellt, um von vornherein über den Kreis, den ein jedes Wort erfüllt, zu orientiren. Wie in dem Sprachgebrauche bald durch eine feinere Nüancirung des Grundbegriffes, bald durch Erweiterung, bald durch Verengerung sich das Wort verändere, das ist dann durch die sorgfältige Aufführung der verschiedenen Bedeutungen und der, in reichem Maafse hinzugefügten Belagstellen gezeigt. In der Wahl und Anordnung dieser Belagstellen hat der Verf. mit geschickter Anordnung dafür gesorgt, dafs immer diejenigen, an denen die ganze ursprüngliche Fülle der Bedeutung am lebendigsten und ungetrübtesten heraustritt, voranstehe und diejenigen, worin schon die Grundbedeutung abgeschwächt erscheint, folgen: ein Verfahren, d gleich es sich eigentlich von selbst versteht, d Consequenz bisher noch nicht durchgeführt Auch diejenigen, welche nach dem längern o zern Register von Bedeutungen die Vollständi nes Wörterbuches abzumessen gewöhnt sind, hier ihre Rechnung finden, freilich so, dafs sie nur eine dürre Aufzählung mit dazu gehör taten suchten, sie gelegentlich eine aus der G deutung geführte, und durch das Band derse sammengehaltene Entwickelung finden werden gedankenlose Verfahren, das sich oft genug g daran stiefs, wie ein Wort Bedeutungen ve könne, die ganz und gar auseinander liegen, auf die genügendste Weise abgethan. Wir beliebig einige Artikel heraus, um die Anordn Verfs. an einem Beispiele zu zeigen, lassen d Citate weg, und wählen, aus Rücksicht für di dazu einige weniger umfangreiche Wörter:

1. Compăro, avi, atum, 1, v. a. (compa rere Dinge in gleichem Verhältnifs zusamme zu einem Paar verbinden, vereinigen, constr. cum aliqua re, alicui rei, aliqua inter se, oder

I. eigentlich, selten (aber gut klassisch Univ. 5. —

2) von Wettkämpfenden, für das gewöhnlic pono: zum Wettkampfe zusammenbringen. —

II. Tropisch:

1) in der Beurtheilung *zusammenpaaren*, u *a*) einen Gegenstand dem andern völlig gleic auf gleichen Fufs stellen (ebenfalls selten, a klassisch); — — *b*) im Allgemeinen blofs: vergl gegenüberstellen, vergleichen (dies die gewöhnli deutung des Wortes in Prosa und Poesie); — mit einem Relativsatze: vergleichend erwäge thun (selten). —

2) inter se, publicistischer term. techn. von collegen: in Betreff der Theilung der Amtsge sich einigen, sich vergleichen, übereinkommen (s bei Livius, besonders von den Consuln, die in ihrer Provinzen sich vereinigen).

2. Compăro — (alte Form comparassit, Epid. 1, 2, 19. für comparaverit), v. a.

I. Etwas mit Eifer, Sorgfalt u. dgl. zubereit recht, fertig machen einrichten (gut klassisch)

1) eigentlich: convivium —

Digitized by Google

2) tropisch von den Einrichtungen der Natur, des bürgerlichen Lebens, von der Sitte, u. dgl. —

II. was man noch nicht besitzt, oder was noch nicht vorhanden ist, verschaffen, anschaffen, kaufen, bereiten. —

Wenn auch gerade hier die Entwickelung der Bedeutungen keine besondere Schwierigkeiten hatte, so wird das Mitgetheilte dennoch dazu dienen können, unser oben gegebenes Urtheil zu bestätigen. Noch müssen wir um von der Menge der angeführten Stelle wenigstens eine Notiz zu geben, bemerken, dafs die angeführten zwei Artikel in dem Werke selbst fast drei enggedruckte Columnen füllen; und gelegentlich auch bemerkbar machen, dafs hier die Trennung von Comparo in zwei radical verschiedene Verba stillschweigend vorgenommen worden, während sich ältere Lexikographen kein Gewissen machten, die Bedeutungen: „zusammenstellen" und „zurüsten" ganz arglos demselben Verbo zuzusprechen. Bei anderen Artikeln tritt nun eine geistreiche und gebildete Ansicht des römischen Alterthums dem Leser eben so erfreuend entgegen, als sie sichtlich der lexikalischen Entwickelung zu Gute gekommen und sie gefördert hat. Der Artikel ars z. B. ist in dieser Hinsicht ganz besonders gelungen zu nennen. —

Wenn das bisher als rühmenswerth Bezeichnete zunächst nur die Methode zu betreffen scheint, diese aber vielleicht Manchem nur als ein Secondäres gelten dürfte, so fügen wir um so lieber hinzu, dafs das Wörterbuch des Hrn. Freund auch für das Extensive, d. h. die Fülle des Materials gewifs die vollständigste und reichste Fundgrube bietet. Was aus Inschriften, aus eruirten Fragmenten, aus der kritischen Durcharbeitung der alten Grammatiker und Glossographen von neuen Wörtern und Formen gewonnen, und was in neuerer Zeit die Erforschung der römischen Alterthümer mit besonderem Bezuge auf die etruskischen auch für die Sprache als Ausbeute geliefert hat, ist hier aufgenommen, und durch die betreffenden Stellen der alten Grammatiker, die das Wort und eine Tradition darüber aufbewahrt, oder durch die Erklärungen und Anführungen der neueren Forschungen erläutert. Auch in diesen Anführungen, die gewifs überall bis auf einen gewissen Punkt erschöpfend zu nennen sind, bekundet sich eine besondere Zweckmäfsigkeit und bei allem Reichthume des Gebotenen auch das besonnenste Maafshalten. Vorzüglich tritt dies bei allen archäologischen und auf römische Rechtsinstitutionen bezüglichen Wörtern heraus. Diese Seite ist gewifs hier zuerst mit der gebührenden Sorgfalt festgehalten und ausgebildet worden, und überall ist, nach Mittheilung des Feststehenden und Begründeten, durch Citate dem weitere Belehrung Suchenden Vorschub geleistet. — Die ältere Latinität, die bisher nur zu sehr war vernachläfsigt worden, ist hier zu ihrem vollen Rechte gekommen, und hat auch ihrerseits zur Ermittelung der Urbedeutungen reichlich beigesteuert.

Mit besonderer Auszeichnung ist noch der Behandlung der Partikeln zu gedenken, dieser erst neuerdings wahrhaft berücksichtigten Sprachtheile. Wenn irgendwo, tritt hier das Erspriefsliche der wissenschaftlichen Behandlung auch für den practischen Gesichtspunkt heraus, der, obwohl mit Unrecht (vgl. das p. XVI. d. Vorr. von dem Vf. sehr treffend Bemerkte) doch gewöhnlich bei dem lat. Wörterbuch hervorgewendet zu werden pflegt. Vor Allem kommt es bei diesen Sprachgebilden darauf an, ihre begriffliche Stellung im Allgemeinen zu kennen, und ein Bild von dem Umfange ihrer Geltung zu bekommen. Die weiteren Nüancirungen im Gebrauche, wie allmälig das früher erfüllte, lebendige Wort zum blofsen Zeichen logischer Verhältnisse herabsinkt, und der Nachweis, wie auch in den scheinbar abnormsten und auseinander liegendsten Gebrauchsweisen doch noch die Grundbedeutung sich hindurchzieht, an einer Masse von Stellen, überschauen sich dann um so leichter, und nach so gewonnener Einsicht in das Wesen dieser Sprachgebilde kann auch der praktische Gebrauch keine Schwierigkeiten weiter haben, weder bei der Erklärung der Schriftsteller, noch auch bei der Veranlassung des Selbstschreibens. — Beispiele können wir nicht geben, da hier besonders die Auswahl der Stellen erläuternd ist, und diese doch wegbleiben müssen. — Natürlich ist vielfach auf das verdienstliche Werk Hand's und die geläufigeren Commentare verwiesen.

Noch ist über das etymologische Verfahren unseres Hrn. Verfs. zu sprechen, namentlich in wiefern er dabei die Ergebnisse der neueren Sprachvergleichung berücksichtiget. Der Verf. selbst hat auch hierüber (Vorr. S. XIII ff.) sich besonnen und umsichtig ausgesprochen, vielleicht aber nicht ganz mit der Schärfe, die hier der Sache nach geltend zu machen war. „Es

Digitized by Google

scheint mir nämlich — heifst es S. XIV der Vorr. — ein solches comparatives Verfahren nicht in die Grenzen eines für eine einzelne Sprache bestimmten Wörterbuches zu *passen*, sondern einzig und allein der comparativen Universal-Lexikographie anzugehören." — Aber nicht blofs das Inconveniente eines solchen Verfahrens, dafs solche Sprachvergleichungen ja dann in einem jeden Speciallexicon wiederkehren müfsten, und dadurch die Eigenthümlichkeit eines jeden aufgehoben würde, ist der wahrhafte Grund dagegen: vielmehr scheint er in Folgendem zu liegen: Der Lexikograph, der eine bestimmte Sprache vornimmt, findet das Wort bereits von allen jenen Zusammenhängen mit der Ursprache losgelöst vor. Bei dem ersten Eintritte des Wortes in die abgeleitete Sprache, wenn so zu sagen erlaubt ist, fängt es, sein früheres und anderes Dasein verleugnend, ein neues Dasein an. Das Bewufstsein der primären Abhängigkeit, in der das Wort dem Sprachforscher erscheint, war in der Zeit des Lebens der Sprache bereits erloschen. Es hat, ganz frei von seiner primitiven Form und Bedeutung, seinen Weg gemacht, und ist unter veränderten Bedingungen seiner Existenz selbst ein anderes geworden. Wie sich das Volk der Griechen als autochthonisch erschien, so ist jedes griechische Wort ein Autochthone, und mufs als solches für die lexikographische Behandlung festgehalten werden. Was eine spätere Forschung über den Zusammenhang desselben nach mannigfachen Seiten hin ermittelt, geht es als ein, einer speciellen Sprache angehöriges Wort nichts an; denn auch die Schriftsteller, die das Wort brauchten, wufsten Nichts von jenen Combinationen, und das Lexicon soll ja nur die einzelne Sprache, insofern sie in den literarischen Denkmalen vorliegt, umfassen. Ja selbst da, wo innerhalb der gegebenen Sprache ein Mifsverstand der Analogie den Gebrauch falsch bestimmte, können wir nur historisch rügen, nicht aber regulirend einschreiten. So ist eine solche Sprachvergleichung, wie einflufsreich auch immer im Ganzen und Grofsen auf die Einsicht in die Gesetze der Sprachenbildung einerseits, und andrerseits als eine, — wir möchten sagen — apriorische Ausführung des Laufes, den ein Wort nehmen kann, zu dem dann das durch den wirklichen Gebrauch Gebotene das Correlat bildet, — für das Wörterbuch, das die innerhalb eines bestimmten Kreises beschlossene Sprache vor sich nimmt, eigentlich nicht mehr da, als etwa für die Geschichte von Athen die Untersuchungen über die Colonisirung Griechenlands vom Oriente oder wo sonst her.

Es war daher innerhalb der lateinischen Sprache stehen zu bleiben, und aus ihr das Etymologische zu leisten. Auch hier hat der Verf. mit verständiger Umsicht das bereits Vorhandene geboten, und auch aus eignen reichen Mitteln gespendet: wo diese, wie jenes versagten, ist sorgsam angegeben, dafs die [illegible] gie unbekannt sei. Mit welcher Sorgfalt der V[illegible] Gegenstände behandle, davon zeugen die, d[illegible] sten Bande beigegebenen lexikalischen Scholi[illegible]

I. Ueber alvear, alveare und alvearium,
II. Ueber Cicero Orat. 47, 158.
III. Ueber den Genit. sing. der Wörter: cor[illegible] genu etc.

von S. XXXVII—LXXXVIII,

in welchen der Verf. aufser eigner, genauer F[illegible] und Vergleichung noch die Meinungen der au[illegible] netsten Forscher, C. O. Müller, Grotefend, Zu[illegible] er befragt, zu eigner Beruhigung und des Le[illegible] cher Belehrung über mannigfache grammatisch[illegible] bietet. Diese Scholien, deren die folgenden Bä[illegible] mehrere enthalten sollen, werden nebst ander[illegible] essanten altrömischen Dokumenten eine für di[illegible] sche Sprachforschung äufserst bedeutende Bei[illegible] trefflichen Werkes bilden. — Eine besondere [illegible] hat der Vf. der Synonymik gewidmet, und so[illegible] aus Alten und Neuen, — besonders Döderlei[illegible] reichem Werke, — Entlehnte, als auch das, von [illegible] selbst Festgestellte und in scharfer, bündiger [illegible] zung Ausgesprochene hilft diesem, nicht abzuw[illegible] Bedürfnisse der Lexikographie auf das Befri[illegible] ste ab.

Die mythologischen, historischen, geogra[illegible] Artikel geben überall eine genügende Auskun[illegible] verweisen auf die bedeutendsten betreffenden S[illegible] da denn die Namen Niebuhrs und C. O. Müll[illegible] lich nicht selten erscheinen. —

Soweit unsere Relation, die bei einem so [illegible] und so mannigfach ausgestatteten Werke n[illegible] Zweck haben konnte, aufs Einzelne einzugehen[illegible] sie nur diejenigen, welchen das vortreffliche W[illegible] fremd geblieben, auf dasselbe aufmerksam gem[illegible] auf eine für die römische Philologie höchst bed[illegible] Erscheinung, so hat sie das Ihrige gethan. [illegible] Anerkennung von Seiten der Stimmfähigen w[illegible] verehrten Verf. gewifs nicht fehlen; und so [illegible] denn diesen Aufsatz nur als einen Versuch [illegible] durch Darlegung des von ihm Geleisteten il[illegible] unseren Dank für sein Werk zu bringen, und [illegible] sicherung, dafs der Verzug dieser Anzeige, [illegible] Schuld nur wir zu tragen haben, nicht aber [illegible] ehrte Institut der Jahrbücher, uns besonders [illegible] lich gewesen, insofern wir dem bald nach [illegible] scheinen des Werkes gefühlten Bedürfnisse e[illegible] fentlichen Wortes darüber erst so spät nach [illegible] konnten. Schliefslich noch der Wunsch, dafs d[illegible] Verf. Mufse und Kraft zur raschen Vollendun[illegible] so gehalt- und umfangreichen Unternehmens in [illegible] Maafse zustehen möge.

M. Sac

Digitized by Google

№ 54.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1836.

XLIV.

Die Psalmen. Der Grundtext übersetzt und kritisch hergestellt von Ferdinand Hitzig, der Philos. und der Theol. Dr. und der letztern o. o. Prof. zu Zürich. Heidelberg, 1835. *bei C. F. Winter.* 218 *S. in* 8.

Die Psalmen. Uebersetzt und erläutert von Michael Sachs. Berlin, 1835. *Verlag von Veit und Comp.* 213 *S. in* 8.

Christliche Erbauung aus dem Psalter oder Uebersetzung und Erklärung auserlesener Psalmen von Dr. Friedrich Wilh. Carl Umbreit, Grofsherzogl. Bad. Kirchenrathe. Hamburg, 1835. *bei Friedrich Perthes.* 152 *S. in* 8.

Welcher neue Eifer in der Alttestamentlichen Exegese seit einigen Jahren erwacht ist, erhellt wohl am deutlichsten daraus, dafs, während mehrere Jahrzehende hindurch zur Erklärung des Psalters kaum zwei oder drei Bücher erschienen, im Jahre 1835 nun wie durch Zauberschlag plötzlich sechs bis sieben Werke über die Psalmen auf einmal sichtbar werden, ohne dafs der Verf. des einen Werks um das andre gewufst oder darauf Rücksicht genommen hätte. Freilich sind nicht alle diese Werke aus dem neuen Leben, welches in diesem Gebiete zu keimen scheint, hervorgegangen, da vielmehr einige derselben ihm mit mehr oder weniger Absicht widerstreben: doch auch den Gegensatz, welcher das Traditionale festzuhalten sucht, sieht man gern neben neuerm Streben seine Kräfte üben, und ein ruhiger, aufmerksamer Beobachter kann sogar mit dieser bunten Mannigfaltigkeit sehr zufrieden sein. Denn das ist ein besonderer Vortheil der meisten dieser Werke, dafs ihre Verfasser nur das ihnen Eigenthümliche geben, ohne am blofsen Sammeln der nicht verstandenen Stoffe ihre Kräfte zu verschwenden. Auch die unter den Verfassern, welche klarer oder unklarer demselben Ziele zustreben, haben unabhängig von einander gearbeitet, so dafs ihre Uebereinstimmung, wo sie eintrifft, dann allerdings desto bedeutender und einflufsreicher werden mufs.

Wenigstens von den drei oben genannten Schriften, deren Gesammtrecension Recensent nach dem Wunsche der Societät für w. K. unternommen hat, hat jede, wie ein besonderes Ziel und eigene Art, so besondre Früchte getragen. An allen ist zu rühmen, dafs jeder Verfasser sein Eigenthümliches so deutlich als möglich herauskehrt, nur Eigenes und Selbstgedachtes gebend, nicht Fremdes, blofs Gesammeltes.

Die kritische Bearbeitung des Textes ist die Seite, welche die erste der drei Schriften beabsichtigt: während die zweite sich in die Zweifel über richtigen oder unrichtigen Text wenig einläfst, die dritte kein einziges hebräisches Wort, noch weniger eine Kritik der Worte enthält. Die erste Schrift giebt dagegen sehr bedeutende Beiträge zur Wortkritik der Psalmen: nach J. B. Köhler, welcher vor einem halben Jahrhundert eine solche Kritik unternahm, ist hier zum erstenmale in neuerer Zeit der Versuch einer fortlaufenden Untersuchung des Psalmentextes gemacht. Man kennt schon aus frühern Schriften Hrn. Dr. Hitzig als einen Gelehrten, der im Fache der Exegese des A. T. mit kritischem Scharfsinn und nicht geringer Kühnheit eine tüchtige Kenntnifs und Gelehrsamkeit verbindet: zu einem glücklichen Wortkritiker hat er viel Geschick, und wenn in seinen frühern Versuchen den Text herzustellen bisweilen etwas zu viel Kühnheit lag, so zeigt das gegenwärtige kurze Buch, dafs die Bescheidenheit und Mäfsigung der Kritik von selbst sich bald einfindet: denn dafs der Verfasser unnöthiger Weise gesunde Stellen angefochten habe, wird man ihm wenig vorwerfen können. Wo er eine vom masorethischen Texte abweichende Lesart billigt, da wird

Digitized by Google

man ihm meist beistimmen müssen, z. B. bei שְׂנֵאתִי Ps. 31, 7. אֲנִי 89, 48, welche Wörter in אֹיְבַי, שָׂנֵאתָ zu verändern sind; auch über andre Stellen des A. T. fallen gelegentlich gute Winke. Dazu sind die Bemerkungen des Verfassers oft kleinen Abhandlungen ähnlich, indem sich auch manches Grammatische und Lexicalische belehrend oder doch anregend einmischt. Und so freut man sich, dafs die durch mannigfache Vorurtheile der neuern Zeit fast ganz zurückgedrängte Wortkritik am A. T. immer fleifsiger und nützlicher wieder geübt zu werden anfängt, während noch vor zehn Jahren in diesem Gebiete aus unwissenschaftlicher Sicherheit beinahe völliger Stillstand herrschte, und noch jetzt viele, die sogar als Uebersetzer der Psalmen auftreten, kaum eine Ahnung von Nützlichkeit oder Unentbehrlichkeit der Wortkritik haben. Aus dieser langen Vernachläfsigung mag es auch wohl zu erklären sein, dafs der Verfasser obwohl nur diese Kritik bezweckend, doch noch eine gute Zahl von Stellen für gesund hält, welche bei genauerer Untersuchung sich als verdorben oder als verstümmelt ausweisen, wie 36, 2. 58, 2. 87, 1. 49, 8. u. a. *)

Die Uebersetzung ist in dem ersten Werke zwar eine werthvolle Zugabe, doch sollte sie nach des Verfassers Willen blofs die Stelle der kritisch zu beurtheilenden Urschrift vertreten. Dagegen ist sie in dem zweiten Werke Hauptsache, indem der Verfasser im Gegensatze zu den wenig ängstlichen Uebersetzern sehr treu und genau das Hebräische wiederzugeben sucht, hierin Friedrich Rückert's Weise dessen Hand die Leser eine Uebertragu keln 68sten Psalms hier eingeschaltet f fern das Verständnifs des Textes es zul auch das Ziel, dem der mit rühmlichste bende Verfasser nachjagte, gar nicht ol und Glück erreicht: allein eben das voll Verstehen der Urschrift lag dem Verfas bisweilen selbst ehrlich bekennt, noch et Um es kurz zu sagen, der zu solchen b beiten durch Vorstudien wohl vorbereite fasser ist in der That im besten Zuge, d Philologie, welche eine der schwersten Zweigen der Gesammt-Philologie ist, mit treiben: nur ist zu wünschen, dafs die sel Entrüstung, welche der traurige Zustand lichen exegetischen Arbeiten über das A. mentlich über die Psalmen in ihm erzeug sich in der Vorrede und den zerstreuten dieses Werks recht vernehmlich aussp dem allseitig vollendetem, sichern Verst genstandes ihr eignes Werk vollbracht h durch zur Ruhe gelangend. Ist nicht e ber nach jeder Seite hin innerlich verstan es selten gelingen, eine entsprechende zu geben oder etwas Einzelnes daraus klären." Je mehr sich die Erklärung d jetzt vorherrschend im Einzelnen und Ze loren hat, desto mehr mufs sie noch le genauesten Rücksicht auf das Einzelne, oder den Zusammenhang im Grofsen Liest man gewöhnliche Uebersetzungen so sollte man oft denken, die berühmte Dichter hätten nothdürftig Worte, auch sinnig, zusammengeflickt: obwohl ein Ueb auf die Fugen und Gelenke der Rede sel auf ängstliche, qualvolle Wiedergebung ei Worts, wie wenn man זַמֵּר שְׁמוֹ übers *spielet seinen Namen!* Hie und da komm ser dem wahren Sinne eines gröfsern G auf die Spur, wie unter andern die Iron das ganze Leben des kurzen 82sten Ps ganz richtig erkannt und wiedergegeben sonst tritt dieser Theil der Exegese in zu sehr zurück. Wo die besser erkannt Aufschlufs giebt, hat der Verfasser meist

*) Eine kritische und grammatische Ansicht, worin Recensent dem Herrn Verfasser nicht beistimmen kann, ist die bei der allerdings sehr schweren Stelle Ps. 16, 2 gegebene. Hier soll für בל עליך mit Houb. בלעדיך gelesen und die Worte טוּבָתִי בלעדיך erklärt werden: *mein Glück bist nur du!* Jene Verbesserung des Textes drängte sich auch dem Rec. vor längerer Zeit auf: aber an dieser Erklärung mufs er noch zweifeln. Wörter wie *außer, nisi,* arab. إِلَّا und ähnliche, die eine Ausschliefsung bedeuten, können wohl im Anfang eines neuen Satzes der Conjunction *nur* ähnlich werden und schlechthin die Ausnahme bezeichnen, aber nicht im Flufs des Satzes, als zweites Glied desselben; wenigstens vermifst Rec. noch den Beweis aus dem Sprachgebrauche, da אִם Num 22, 35. Conjunction ist, Stellen aber wie Mich. 6, 8. Jes. 22, 35. nicht hieher gehören.

setzt, wie הַנֶּחֱמָדִים Ps. 19, 10, welches vom Verfasser der dritten Schrift gegen alle Grammatik *sie sind köstlich* wiedergegeben wird, in der zweiten Schrift als relativer Satz erscheint, welche Auffassung allein möglich ist. Indeſs macht sich der Verfasser doch bisweilen Regeln zurecht, die sich genauer betrachtet in Unmöglichkeiten auflösen, z. B. wenn er bei 88, 19. meint, aus einem gegebenen Substantiv könne überall leicht ein passender Vocalbegriff ergänzt werden, welches, so ausgedrückt, ohne innere Klarheit und Nothwendigkeit erscheint, den Verfasser auch hie und da zu ungenauen Auffassungen und Uebersetzungen verleitet hat *).

Inhalt und Gedanken der Psalmen nach ihrer Gröſse oder ihrer Schönheit zu beschreiben, war das Ziel weder der ersten noch der zweiten Schrift. Die dritte Schrift will dagegen nicht bloſs diesen Zweck erfüllen, sondern auch zugleich, oder vielmehr nach dem Titel vorzüglich, zur christlichen Erbauung dienen. Daſs die Psalmen und viele andre Theile des in neuern Zeiten oft zu gering geschätzten Alten Testaments sich auch zur Erbauung noch fortwährend eignen, wird kein Kundiger in Ernst läugnen: die Frage ist nur, so wie sie sich nach dem gegenwärtigen Stande der Dinge aufdrängt, die, ob ein Gelehrter auf Kosten der Wissenschaftlichkeit Erbauung befördern solle, oder ob es für ihn besser sei, der Wissenschaft vor Allem sich eifrig zu ergeben, in der Gewiſsheit, daſs wo diese klar und stark hervorkomme, da auch die Erbauung ihm und seinen Lesern nicht fehlen werde. Wird die Frage so gestellt, so kann man um die Antwort nicht verlegen sein. In jeglichem Dinge taucht doch die wahre Erhebung und Erbauung erst aus dem Anfange der Erkenntniſs auf, in so weit herrlicher und klarer werdend als diese sich im einzelnen Menschen vollendet: wo man nun zumal mit einem an sich so erbaulichen Inhalte, als der der Psalmen ist, zu thun hat, da kommt es in der That nur darauf an, die echten Gedanken in ihrer ganzen ursprünglichen Wahrheit und Frische darzulegen, als welche unsrer mühevollen, absichtlichen Empfehlung und Belobung gar nicht bedürfen; man wird dann von selbst erbaulich, ohne es sein zu wollen. Das immer reinere, immer tiefere Erkennen in jeglicher Hinsicht und nach jeder Seite hin sei das Ziel dessen, der sich nicht ganz auſserhalb des Kreises der fortschreitenden Wissenschaft aufstellen will: die practische Gemeinnützlichkeit und Anwendung wird von freien Stücken nachfolgen. Wo die Lust zu erbauen auf andre Weise eingreift, wird sie ihr eignes Ziel verfehlen. Hr. Dr. Umbreit hat von Natur ein gewisses Gefühl für das Erbauliche: dies verdient alle Achtung, nur muſs man bedauern, daſs es der strengern Wissenschaftlichkeit im einseitigen Fortschritte seiner selbst immer mehr Eintrag thut und diese fast gänzlich aufzuheben droht. Denn man sieht nicht, daſs die richtigern Ansichten, welche die wissenschaftliche Untersuchung doch bis jetzt schon wirklich hervorgerufen und begründet hat, auf dieses Buch einen Einfluſs gehabt haben: die Erbauung wird unter andern noch darauf gegründet, daſs David der Dichter aller Lieder sei, an deren Spitze äuſserlich sein Name steht, oder darauf, daſs die Stellen der Psalmen, welche im N. T. als in Christo erfüllt angeführt werden, im äuſsern historischen Sinne, also im Groben und nicht bloſs dem ewigen Sinne oder dem Geiste nach, auf Christus gehen sollen: denn solche ganz unmittelbar auf den Messias sich beziehende Stellen, wie in den prophetischen Büchern sich wirklich finden, können in den Psalmen, eben weil sie als lyrische Lieder mehr in der Gegenwart als in der Zukunft sich bewegen, gar nicht vorkommen, wie dies die Erfahrung bestätigt. Dennoch bemerkt man mit wahrem Vergnügen und zu nicht geringer Erbauung, daſs der im Grunde feiner fühlende Verfasser nicht jeden Psalm, z. B. den 45sten, diesem Zwange unterwirft, dadurch von solchen Gelehrten unserer Zeit,

*) Unter den Beweisen, welche der Verfasser vorbringt, ist einer sehr scheinbar, nämlich daſs es 1 Sam. 13, 8. so ganz kurz heiſst: לַמּוֹעֵד אֲשֶׁר שְׁמוּאֵל d. h. *auf die bestimmte Zeit, welche Samuel* — wo man doch ein *bestimmt hatte* יָעַד erwarten sollte. Wäre dies wirklich möglich, so würde es zunächst nur vom relativen Satze gelten, nicht aber auf Stellen wie Ps. 88, 19. 72, 3. 69, 11. Anwendung leiden. Allein auch im relativen Satze kommt es nie weiter vor; was würde aber aus der Sprachwissenschaft, wenn man aus einer einzigen Stelle alter Schriften, die leicht verdorben sein kann, sogleich Regeln aufbauen wollte ohne allen weitern Grund? Rec. hat irgendwo schon früher gesagt, daſs im masorethischen Texte das von den LXX noch gelesene אָמַר hinter אשר ausgefallen sei; und bleibt noch jetzt nach wiederholter Prüfung bei dieser Auskunft stehen.

Digitized by Google

welche dieselbe Richtung am strengsten verfolgen, sich merklich unterscheidend. Nur steht es uns nicht zu, aus den im N. T. citirten Stellen beliebig einige als erfüllt, andre als nicht erfüllt zu bezeichnen: sondern alle Stellen der Art sind entweder nach ihrem groben, zeitlichen Sinne erfüllt, oder nach einem andern; so dafs gerade die Auswahl, die der Verfasser trifft, gegen die Richtigkeit der Methode zeugt. Dafs der Verfasser den Versuch macht die Psalmen, welche er für seinen Zweck am geeignetsten hielt, nach einer gewissen Sachordnung zusammenzustellen, ist lobenswerth, weil es die Uebersichtlichkeit erleichtert: nur mufs man bezweifeln, ob die Dreitheilung: 1) Glaube, 2) Erlösung, 3) Hoffnung, sowohl an sich passend sei als auch nach den jeder Classe zugetheilten einzelnen Liedern: denn warum die Hoffnung blofs in Ps. 2. 110. 72. und nicht mit demselben Rechte in vielen andern hier übersetzten liegen solle, oder, warum in Liedern wie Ps. 90. blofs Glaube, nicht Sehnsucht nach Erlösung enthalten sein müsse, ist nicht abzusehen. Im Einzelnen aber ist die Methode der Erklärung in diesem Buche diese, dafs nach einigen allgemeinen Bemerkungen über ein Lied, worin aber der Zugang zu dem ganzen Leben und sich Bewegen desselben nicht geöffnet wird, dann blofs an jeden Vers oder jedes Versglied eine erbauliche Betrachtung geknüpft wird: die Uebersicht des ganzen Liedes fehlt, so dafs die einzelne Bemerkung und Anschauung oft vom blofsen Zufalle abhängt.

Ewald.

XLV.

Nosologie und Therapie der Cachexien von J. D. Brandis, M. D., Königlich dänischem Leibarzte, Conferenzrathe, Ritter vom Danebrog und Danebrogsmann, mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitgliede. Erster Band. Berlin, 1834. bei G. Reimer. 382 S. 8.

Eine nicht geringe Aufmerksamkeit hat Ref. auf die Lesung des Buches verwandt. Welchen Eindruck haben Inhalt und Darstellung zurückgelas wort ist schwierig. Für welche Leser eigentlich bestimmt? Für solche, die au ren Stufe des medicinischen Wissens st solche, die höher stehen, als Referent würden wohl schwerlich Kenntnisse und mug haben, dem Verfasser in die Tiefen suchungen zu folgen, und den oft tie Kern zu enthüllen, die andern würden fre ren, dafs die Mühe Alles zum deutliche zu bringen, durch keine Erweiterung belohnt sei. Dem Ref. selbst, in der zwischen beiden, war das Verstehen nicht rigkeit, der wissenschaftliche Gewinn nu

Die hauptsächlichsten Ausstellungen, dium des Buches erschwerten, und die gröfsten Theile der Leser einen gleichen werden, sind: die Verbindung anderer E bräuchlichen Worten, selbst gegen die Al oft bis zur Unverständlichkeit zusammenge lung im Perioden-Bau und Ausdruck, die Lavaters Styl in den Physiognomische erinnert, überhaupt die aphoristische Kü gel an Zusammenhang fühlbar macht; stimmte Nachweisen der Schriften, di gung oder weiteren Erläuterungen die die Versuche, die jetzt gangbaren path sichten, als den Alten schon bekann was oft nur durch willkürliche Mittelgli und geschehen kann; — die Undeutlic Sätze und Erläuterungen, die dunklen von denen mehrere mir bei angestrengt keit unverständlich geblieben sind (p. 4 h. 182, 151, 205); — die partheiische Vorschriften der alten Aerzte, und besc pocrates, die selbst soweit geht, des Le zu heifsen, bei grofser Anhäufung v Magen, diesen erst mit geröstetem Brod scharfen Pflanzen, süssem Wein und C mit Feigen anzufüllen und dann Brec (p. 281), so wie auch die podagrische unbedenklich mit kaltem Wasser zu be

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 55.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1836.

Nosologie und Therapie der Cachexien von J. D. Brandis.

(Schluſs.)

Dazu kommt ferner die überhäufte Benutzung aus dem Griechischen herstammender Kunstworte, von denen manche nur wenig gebräuchlich, manche unrichtig gebildet, und so schwer zu entziffern sind, daſs ein gewöhnliches griechisches Lexikon kaum zureicht; — das Preisen veralteter Recepte, in denen Namen und Arzneien vorkommen, die in unsern jetzigen Apotheken theils nicht bekannt theils nicht zu finden sind, (209, 248, 285), und dann wieder Recepte der unbedeutendsten Art und Form (274, 281), so kommt eine solche Formel selbst zweimal vor (290, 382); — die Vereinigung der verschiedenartigsten Gegenstände, unter einer Kapitel-Ueberschrift, und die häufige Unterlassung der letztern; — die lockere Verbindung der theoretischen Untersuchungen mit dem auf dem Titel bezeichneten eigentlichen Gegenstande der Schrift; — die sparsame Benutzung der entwickelten Theorien zu praktischen Resultaten, und umgekehrt der Mangel an eigenthümlichen Beobachtungen zur Begründung und Erläuterung der Theorien. — Freilich wird die Anstrengung häufig ihren Lohn in kühnen, klaren, eigenthümlichen und treffenden Ideen finden. Doch ist des Bekannten, des Gewöhnlichen viel, vielleicht verhältnifsmässig zu viel, wenn schon in einer eigenthümlichen Darstellung und Verhüllung, um mit dem Gefühle von dem Buche scheiden zu können, es habe zur Erweiterung und Aufklärung der Wissenschaft ein Wesentliches beigetragen. Unter diesen Umständen würde es eine höchst schwierige und selbst undankbare Arbeit sein, von der Schrift eine befriedigende Darstellung im geringern Umfange zu entwerfen. Jeder Versuch würde an der aphoristischen und wenig organischen Behandlung des Verfassers scheitern. Nicht weniger schwierig würde es sein, den eigenthümlichen Geist der Darstellung aufzufassen und in wenigen Zügen wieder zu geben. Man sieht auf jeder Seite, daſs ein Mann die Feder führte, der den Umfang des ärztlichen Wissens kennt, dies auf eigenthümliche Art durchdenkt und bearbeitet, und den Vergleichen und Nachdenken zu neuen nicht selten treffenden Ideen führen, die zu praktischen Resultaten benutzt werden können, auch zu Zeiten benutzt werden, die aber nicht selten nur Spiele des Scharfsinns und der Phantasie sind. Leider reifst ein zu grofser Reichthum von Gedanken und Bildern den Verfasser oft über die Grenzen des Gegenstandes hinaus, den er zu behandeln eigentlich beabsichtigte.

Nach Aufstellung dieser allgemeinen Ansichten würde es kleinlich erscheinen, einzelne Stellen und Behauptungen herauszuheben, um sie zu bekritteln oder zu beloben. Die Wissenschaft könnte nichts dadurch gewinnen. Der Ruf des Verfassers ist zu begründet, seine Stellung als Gelehrter zu werthvoll anerkannt, als daſs Referent sich erlauben mögte mit ihm einen gelehrten Wettstreit zu unternehmen. Welche Schlufsfolgen auch hieraus hervortreten könnten, sie würden immer, um mich eines Ausdrucks des Verfassers zu bedienen, eristisch bleiben (215). Doch könnte es vielleicht dem Zwecke dieser Anzeige entsprechen, einen kurzen Abschnitt ohne Wahl herauszugreifen, und die darin ausgedrückten Gedanken ohne Schmuck nackt wieder zu geben. Jeder würde dann selbst beurtheilen können, was bekannt, alltäglich, was gewifs oder zweifelhaft, was neu und treffend sei.

Buch I. *Einleitung* §. 26. Das Einzelne unter allgemeine Begriffe zu ordnen giebt ihm erst Licht und Leben. Cap. 1. *Ernährung der Thierpflanzen durch Arterien* §. 27. Der thierische Körper unter dem Bilde einer Pflanze breitet seine Wurzeln im Verhältnifs mehr aus, wie er sich durch die Aufsenwelt der äufsern Gestaltung und der innersten Mischung nach mehr abändert, und hierzu mehr vorbereitender

Digitized by Google

Stoffe bedarf. Jedes Organ wird anders, wenn es in Thätigkeit ist. §. 28. Das Flüssige, aus dem sich das Feste bildet, geht allein vermittelst der Arterien vom Herzen zu allen Theilen. §. 29. Die Arterien führen in den höhern Thieren mehr gefärbtes Blut, vergröfsern und erweitern ihre Verzweigungen nach Verhältnifs, wie der Kreis ihres animalen Lebens erweitert ist. Auch Alter und Thätigkeit bedingen einen Unterschied. Im Embryo ist das Blut heller. In die eigentliche Vegetation (Gebildete) geht die Röthe nicht über, nicht in die Muskelfaser, die Sehnen sq. §. 30. In den feinen Gefässen wird das Blut farbenlos. Dies ist keine Trennung der Bestandtheile. Im Auge und in den Gehör-Fädchen nehmen die Venen die helle Flüssigkeit auf, und verwandeln sie in dunkles Blut. Eben so in dem Verdauungssysteme. Noch Blutführende Arterien, die sich unmittelbar mit den Venen vereinigen, sind durch das Mikroskop nur einzeln vielleicht gar nicht zu entdecken. Die ungefärbte Flüssigkeit geht dunkel in die Pfortader über, die unter dem Einflusse der Leber und Milz eben so steht, wie die Venen unter dem Einflusse des Ciliarsystems. So erhält Galens Behauptung, die Leber bereite das Blut, eine richtige Anwendung. In den weifsen Systemen ist der Uebergang noch deutlicher, ohne dafs Apparate, wie Ciliarsystem und Leber, vohanden sind, welcher Mangel durch mannichfaltige Anastomosen und Geflechte der Venen ersetzt zu sein *scheint*. §. 31. Wären das vegetative Leben, und das Arterien-System nur allein thätig, so könnte der ganze Organismus nur eine ungefärbte Pflanze bilden. Allein jeder Theil soll gemäfs der Aufsenwelt und des Gemeingefühls (eigne Erregung?) die eigenthümliche Form und Mischung annehmen. Daher sind die Arterien überall von Nerven begleitet, die sich in ihre Muskel-Häute einsenken, und das momentane Bedürfnifs des Thieres bestimmen, ähnlich der Verbreitung auf der Netzhaut und in den Gehör-Organen. „Nur Arterien, wel„che dem Nerven-Leben unmittelbar dienen sollen, die „Arterien des Gehirns, der Leber, der Milz und Nie„ren haben diese Arterien-Nerven nicht, weil sie zu „einem sensoriellen Leben den Stoff zuführen. Sie „sind da immer deutlicher und häufiger, wo das vege„tative Leben vorherrscht, bei Kindern u. s. w." Cap. 2. *Function der Venen* §. 32. Das vegetative Schaffen würde ohne Grenzen sein, wenn nicht das Geschaffene zum Allgemeinen zurückkehren könnte. Dies geschieht an den äufsersten Grenzen der Arterien im Parenchyma auf eine unsichtbare Weise, jedoch im Verhältnifs der Aufsenwelt und des Gemeingefühls. §. 33. Das Wie ist der Beobachtung entrückt. Das Mikroskop giebt einige Hoffnung. Doch müssen der Analogie der Nerven der Sinnes-Organe nach in dem Parenchyma andere Nerven die Thätigkeit der Arterien, andere den Rücktritt zum Allgemeinen bestimmen. Doch kann alle Leitung auch durch Flüssigkeiten geschehen. Cap. 3. *In wiefern der Lebensproceſs ein galvanischer genannt werden kann* §. 34. Das arterielle oder vegetative Leben wäre der positive Pol, das venöse oder animale Leben der negative. Doch dürfen wir uns die Polarität nicht wie eine unveränderte Potenz denken. Die Veränderung im Leben wird allein nach der Zweckmäfsigkeit des individuellen Ganzen bestimmt. *Folgen desselben* §. 35. 1) Wärme-Erzeugung zunehmend im Verhältnifs des animalischen Lebens. 2) Hydrogenisation der zur Einheit zurückkehrenden Säfte, die nun dunkler sind, mehr Stickstoff und Kohlenstoff enthalten. Chemie und Mikroskop haben nichts weiter bisher gelehrt. 3) Gröfserer Wechsel der Stoffe. 4) Wiederherstellung der eigenthümlichen Form im kleinsten belebten Theile im Verhältnifs, wie er mehr lebt. Das heifst turgor vitalis, bei unorganischen Körpern Elastizität. Jener steht immer im geraden Verhältnifs mit der Energie des Lebens. 5) Das Volumen eines Theiles hängt vom turgor vitalis und dem Zu- und Abflufs der Säfte zugleich ab. 6) Diesen Satz weifs ich nicht wieder zu geben, er ist mir dunkel geblieben.

Matthaei.

XLVI.

Caroli Morgensternii — Commentatio de arte veterum mnemonica. Dorpati, 1835. *pp. XLIV. Folio.*

Diese akademische Schrift erinnert unwillkührlich an einen von allem gelehrten Interesse unabhängigen Punkt, dessen Wichtigkeit in der Pädagogik, im Unterrichtswesen, ja im weiten Felde der allgemeinen Bildung empfunden wird, an die Kraft des Gedächtnisses. Wenn bei dem Uebermafs der heutigen Polymathie, welche den jugendlichen Sinn zu verwirren und zu erdrücken droht und immer mehr die Grenzen selbst der ehemals abgemessenen Berufswissenschaften aufhebt, die Sicherung und

Digitized by Google

Schärfe gerade des Gedächtnisses ein unentbehrliches Moment zu sein scheint, um die chaotischen Massen festzuhalten und zu ordnen: so verwundert man sich über die Gleichgültigkeit, mit der eine der edelsten Gaben als etwas zufälliges und mechanisches betrachtet wird, und in noch höherem Grade über das Mifsverhältnifs, in welches die Gedächtnifskraft zu der endlos ausgedehnten Schrift gerathen ist. Was *Aeschylus* ohne Uebertreibung sagen durfte, *μνήμην ἁπάντων μουσομήτορ ἐργάνην*, das mag vielen unverständlich klingen, wenn wir unter anderem die fragmentarische Ueberlieferung der Nationallitteratur, welche sogar in den engeren Kreisen der Gebildeten selten einen innigen Zusammenhang und volle Wirksamkeit erlangt, mit der Jugendfrische der griechischen Erinnerung vergleichen, welche das unverkümmerte Dichterwort ohne sonderliche Hülfe der Exemplare durch alle Stände des Volkes trug; und soll man auch den Unterschied gelten lassen, der zwischen den Zeiträumen der Autodidakte, der freien schöpferischen Natur und der buchgelehrten Unterweisung besteht, so fehlt es doch auch hier keineswegs an mancherlei Beobachtungen, auf Seiten der Jünger wie der Lehrer. Selbst eine müfsige Erfahrung bezeugt die unsichre, verfliefsende Mittheilung im akademischen Vortrag, wo denn in Ermangelung eines tüchtigen Bodens, welcher die rasche Kombination stützen könnte, der todte geschriebene Buchstab im Widerspruch mit der hellen Auffassung überwiegt; und gegenüber wie gering ist die Zahl der Meister, denen ein gegenwärtiges Wissen aus den leuchtenden Folgen der Erinnerung stets lebendig vor die Seele träte. Ohne indessen dieses Objekt in der Fülle seiner Besonderheiten umständlicher zu erörtern als unser Zweck erfordert, sieht man nunmehr, dafs alles auf die Frage hinausläuft, ob es auch eine Kunst des Gedächtnisses oder *Mnemonik* gebe, welche das natürliche Vermögen dehnbar und für die mannichfaltigsten Ordnungen empfänglich mache. Die meisten haben diese Möglichkeit verneint und für ein Traumbild auch aus dem wunderlichen Grunde erklärt, weil Gedächtnifs, vermuthlich ein feingesponnenes Talent, nur durch Gedächtnifs festzuhalten sei, mithin die Gedenkkunst höchstens hüten und verwahren könne, was man längst besitze; billiger mögen andere die Sache als subjektives Gut geschätzt haben, wie *J. v. Müller* in einer p. 29. erwähnten Aeufserung: „ich glaube, jeder macht sich seine (ars mnemonica), und selten ist eine für mehrere Menschen". Bis jetzt sind allerdings die neueren Versuche erfolglos geblieben, vermuthlich doch nur durch Schuld der meist unfruchtbaren Theorien: wovon die Litteratur beim Vf. in *Epimetrum* I. II. Ehemals geriethen einige solcher Mnemoniker, durch Selbsttäuschung oder auch in der Absicht zu täuschen, auf den Abweg, ein grofses Formular und Gehäuse für jede Disziplin anzulegen, deren inneres Gewebe schon in jenen Fachwerken enthalten sein sollte; vor anderen *Raymund Lullus*, der Urheber einer *Ars magna*. In kleinerem Mafse schufen namentlich im 17. Jahrhundert ihre mnemonischen Gebäude, weniger für gründlichen Gebrauch, als um Effekt durch eine lange Schnur herzusagender Namen der Sätze zu bewirken, *Paëpp*, *Alsted*, *Schenckel* u. a., deren Traktate zum Theil vereinigt sind in einem *Gazophylacium Artis memoriae*, Frcf. 1678. theilweise redigirt von Klüber „Compendium der Mnemonik. Aus d. Lat. von Schenckel und Sommer, Erlangen 1804." Dann hat in unserer Zeit mehr Aufsehen gemacht als Nutzen gestiftet v. Aretin, der nächst einigen kleineren Schriften mit dem Anschein von Erudition und Philosophie seine „systematische Anleitung zur Theorie und Praxis der Mnemonik" 1810. herausgab. Kürzer noch läfst sich der Werth dieser Erfindungen beurtheilen an der *Mnemonik* von Kästner (Lpz. 1805. hierzu desselben *Briefe über die Mnemonik*. Sulzbach 1828.): die ältesten Schemata, nach Anleitung der Alten gebildet, sind zwar schlicht und folgerecht, *Plätze*, *Bilder*, *Ordnung der Plätze*, *Wiederholung* und *Uebung*, aber die Anwendung greift so tief in ganz fremdes Gebiet, zumal das psychologische hinein, verliert sich (wie in der Analyse von Gedichten und Erzählungen, wenn z. B. p. 192 die Versuchung Christi und die Erwählung der Jünger bei Matthäus auf ein Katheder reduzirt wird) in so kleinliche Papierschnitzel von Summarien und verfährt mit solcher Abstraktion, dafs dergleichen Gedächtnifskunst noch einer ganzen Reihe von Künsten bedarf. Man hätte scharfe Grenzen ziehen und die Mnemonik aus ihren eigenen Mitteln auf einem ihr gleichartigen Felde erbauen sollen: es konnte dann die Einsicht nicht schwer fallen, dafs jene nur mit historischem oder positivem Wissen sich befassen könne, dessen reine Formenbildung eben die Gedächtnifskunst sei.

Unserem Zwecke liegt eine weitere Entwickelung fern, da blofs an eine mit Unrecht verschmähte Methodik zu erinnern war. Vielmehr beschäftigen wir uns allein mit der Mnemonik des Alterthums, welche vorzugsweise *der Beredsamkeit* und ihrer Theorie angehört, wovon Hr. Staatsrath Morgenstern in einer ebenso klaren als korrekten Darstellung handelt. Seine Schrift zerfällt in drei Abtheilungen, deren erste schon 1805 gedruckt wurde, jetzt verbessert ist, während die zwei anderen zum ersten Male erscheinen. Da sie wol in weniger Hände kommt, wird ein gedrängter Auszug mit einigen beiläufigen Bemerkungen nicht unnütz sein.

Pars I. überschrieben *de artis mnemonicae inventore et perfectoribus*: p. 4—16. Referent würde den Anfang lieber mit den thatsächlichen Elementen der Mnemonik gemacht haben als mit deren vorgeblichem Erfinder, welcher doch keiner war. Elemente derselben liegen aber innerhalb der Deklamation des Epos und der Festsetzung eines attischen Unterrichts gestreut, und die Forschung über Geschichte der Homerischen Gesänge, die neuerdings so hitzig betriebene Scheidung des bewufsten lebendigen Gesanges von der weniger gebrauchten Schrift, mufs öfter hieran streifen. Zwar sind wir durch kein ausdrückliches Zeugnifs in den Stand gesetzt die damalige mnemonische Praxis zu beurtheilen; indessen ist es glaublich genug, dafs die Rhapsoden, welche Homer, Hesiodus und Archilochus zunftmäfsig recitirten, mitten in den Tausenden ihrer gleichförmigen Hexameter gewisse Knoten (wie die bekannten am Schlufs und bei Uebergängen wiederkehrenden Verse) als Halt und Stützpunkte sich zu merken hatten; dafs die dramatischen Schauspieler, die regelrecht in einem *διδασκαλεῖον* (*Μελετῶν οἶκος*) eingeübt wurden, auch für die zahllosen Trimeter, mit denen sie bis zur

Digitized by Google

muthwilligen Interpolation spielten, eines Regulativs bedurften, wie die Tragiker selber die Responsion von Chorliedern durch wiederholt angebrachte Wörter heraushören liefsen; dafs auch die Grammatisten, welche den Schülern lange Stücke abfragten und für ihre eigene Person nicht immer mit Exemplaren versehen waren, irgendwie die Routine sicher zu stellen wufsten. Doch wenden wir uns zum Erfinder der Kunst, *Simonides* von Ceos, nach der Parischen Chronik *ὁ τὸ μνημονικὸν ποιήσας*. Bekannt ist die Erzählung der Alten, dafs dieser geistvolle Mann die Reihenfolge der beim Gastmal der Skopaden erschlagenen genau behalten und dadurch ein Erkennen der Leichname möglich gemacht hatte: womit unter Autorität eines gefeierten Namens blofs gelehrt werden sollte, „*iis qui hanc partem ingenii exercerent, locos esse capiendos.*" Ebenso natürlich schien es, dafs einige den Simonides, dessen Gedächtnifsstarke berühmt war, sich als Lehrer einer *ars memoriae* dem Themistokles anbieten liefsen: *Cic. Fin.* II, 32. *coll. de Or.* II, 74. Ob nun gerade ein Sophist, und zwar (wie der Vf. p 8 muthmafst) Hippias jene Erfindung der Mnemonik als ein brauchbares Märchen ersonnen habe, sei um so mehr dahin gestellt, als der mythische Zusatz der hülfreichen Dioskuren von der ursprünglichen Darstellungsweise ausgeschlossen war. Den genannten *Hippias* aber bezeichnen, wie sich von dem Tausendkünstler erwarten liefs, die Schriften der Sokratiker als denjenigen, welcher *το μνημονικὸν* sowohl besafs als lehrte; worauf wol eher zu bauen ist als auf *Theodektes*, der zwar von Aelian unter die Mnemoniker gezählt und auch sonst wegen seines Gedächtnisses berühmt geworden, übrigens jedoch nichts verräth, was die Konjektur (p. 10) bestätigte, „*artem oratorio potissimum usui haud scio an primus applicuerit.*" Neben Hippias verdiente noch Erwähnung der Sophist *Euenus*, Urheber von *versus memoriales* für die Rhetorik (*Plat. Phaedr.* p. 267. etc.): ähnlich den später in Schulen gehandhabten poetischen Lehrbüchern des *Dicaearchus, Scymnus, Apollodorus* für Geographie und Chronologie. Hierauf folgen der Akademiker *Charmadas* und sein Zuhorer *Metrodorus* der Skepsier, welche beide nicht blofs im Besitz einer weitschichtigen Topik waren, sondern letzterer verstand sogar (nach *Solinus*) eine Masse gleichzeitiger Vorträge wörtlich festzuhalten. Dafs aber lange vorher sich die Zahl der Mnemoniker gemehrt habe, zeigt *Aristoteles*, dessen Erzählung von *τοποι* und *εἴδωλα* aus *de memor.* 2. (hinzuzufügen *Topic.* VIII, 12, 8.) und *de anima* III, 3. (*ὥσπερ οἱ ἐν τοῖς μνημονικοῖς τεθέμενοι καὶ εἰδωλοποιοῦντες*) erst p. 34 beigebracht ist. Nach dem Verluste dieser und anderer Schriftsteller über Gedächtnifskunst geben uns römische Autoren einigen Ersatz, welche die Mnemonik ganz auf das Gebiet der Beredsamkeit übertragen haben: nämlich vor allen der *Auctor ad Herennium* (III, 16 – 24, dessen Auseinandersetzung *Maximus Planudes* in einem zu verschiedenen Zeiten von *Matthaei, Maio* und *Berger* herausgegebenen Bruchstück Griechisch übertrug; nur flüchtig ist dies Kapitel von *Cicero* (de Or. II, 86—88 und *Quintilian* (XI. 2) abgehandelt worden; sonst gedenken selbst gelehrte griechische Rhetoren (mit Ausnahme vielleicht des *Apsines*) desselben kaum im Vorübergehen. Der Grund jenes Stillschweigens dürfte in der Popularität der mnemonischen Technik zu suchen sein; Redner und Staatsmänner hatten am meisten Ursache darauf einzugehen, von letzteren genüge das Beispiel des Kaisers Alexander Severus, in dessen Leben *Lampridius* c. 14. sagt, *rerum memoria singuluris, quam mnemonico* (vulgo *quam nemo nisi*) *Acholius ferebat adiutam*; diese Kenntnifs war so verbreitet; dafs man sie selbst bei Lehrern, deren Gedächtnifsreichthum auch auf ihre Schüler vermöge des eindringlichen Vortrages überging (*Philostrat. V. Soph.* I, 22, 2), zu finden meinte; die Wissenschaft setzte dergleichen propädeutische Kunstgriffe voraus. Hierdurch wird die Meinung des Vf. p. 18 bestätigt, dafs nicht blofs die Redner davon Gebrauch machten. Soweit erstreckt sich die Ueberlieferung von der antiken Mnemonik.

Pars II. de artis mnemonicae naturae et constitutione: p. 17 — 32. Die Mnemonik setzt eine zweifache Thätigkeit, die bereits Aristoteles unterscheidet, das empfangende Gedächtnifs und die produktive Erinnerung; der Verein beider soll aus einer Kunst hervorgehen, welche für die Oeffentlichkeit der alten Staaten einen offenbaren Werth hatte. In diesem Prozefs nun wird wiederum die Durchdringung einer doppelten Kraft bezweckt, die Auffassung einer *Topik* (*τόποι, loca* oder *loci*) und ihre Verknüpfung mit einer lebendigen, rasch übersichtlichen Bilderwelt *εἴδωλα, imagines*). Wer eine lange Folge verschlungener Objekte sich einprägen und künftig vergegenwärtigen will, mufs sie zunächst in geräumigen Fachwerken unterbringen, welche man mit den Kammern eines lichtvoll geordneten Hauses verglichen und identisirt hat; diese Räume sind hierauf wie mit Hausgeräth durch eine symmetrisch gefugte Reihe von kräftig-sinnlichen und hervorspringenden Bildern auszufüllen, welche man den Besonderheiten eines festzuhaltenden Ganzen so streng als möglich anpafst: so gelingt es z. B. die Disposition einer Rede mit allen Argumenten, Beweismitteln, Sentenzen bis in die geringste Gliederung hinein vor die Seele zu rufen, während das Material von Worten und Sätzen, womit jener Gliedermann gleichsam bekleidet wird, vom passiven Gedächtnifs und der Redegewandtheit herkommen sollte. Dies läfst sich in der Kürze nicht deutlicher aussprechen als mit den Umrissen bei *Quintilian* XI, 2, 18, 20. *Loca dicunt quam maxime spatiosa, multa varietate signata, domum forte magnam et in multos diductam recessus. in ea quicquid notabile est, animo diligenter affigitur, ut sine cunctatione ac mora partes eius omnes cogitatio possit percurrere. — Haec ita digerunt. primum sensum vestibulo quasi assignant, secundum atrio, tum impluvia circumeunt, nec cubiculis modo aut exedris, sed statuis etiam similibusque per ordinem committunt. hoc facto, cum est repetenda memoria, incipiunt ab initio loca haec recensere, et quod cuique crediderunt, reposcunt, ut eorum imagine admonentur: ita quamlibet multa sint, quorum meminisse oporteat, fiunt singula connexa* etc. Wieweit nun die Alten in Vertheilung der *loci* gingen, deren Ordnungen, Stufen, Intervalle sorgfältig berechnet wurden, ist uns unbekannt und fast gleichgültiger als die Schattirung der Bilder; von letzteren wissen wir namentlich das Kapitel *de verborum memoria artificiali*, die Praxis selbst die einzelnen Wörter in analoge Bilder umzusetzen oder vielmehr mit einem Wulst von Staffage zu travestiren: ein Unfug welchen schon *Quintilian* verurtheilt. *Nam et sensus non eandem imaginem quam res habent, cum alterum fingendum sit; et horum tamen utcunque commonet locus: sed sermonis alicuius habiti verborum contextus eadem arte quomodo comprehendetur?* Als Belag dieser verunglückten, von Griechen aufgebrachten Mnemonik, welche das Mittel zum Zweck erhebt, diene die kleinliche Umbildung des Satzes *iam domuitionem reges Atridae parant* beim *Auct ad Herenn.* III, 21. Hier macht der Vf. p. 27 die Konjektur: *in altero loco Aesopum et Cimbrum, subornantem vitta Iphigeniam*; nur dies scheint unbedenklich dafs er *Agamemnonem et Menelaum* als Glossen ausstofst. Weniger liefse sich ihm beistimmen, wenn er p. 31 den genannten Mifsbrauch vertheidigt, weil der *Auctor ad Herenn.* c. 24. die *memoria verborum* nicht für die Praxis sondern als propädeutische Dornen zur Stärkung des Gedächtnisses empfehle, weil selbst die gesuchten Bilder sich mit den Capricen (den sogenannten *deliciis memoriae*) gut vertrügen: das wäre leichter anzunehmen, wenn uns das Beispiel eines Mannes vorläge, welcher mit solcher Wasserfluth der Bildnerei sich mnemonisch gemacht hätte.

Pars III. de veterum arte mnemonica sententia: p. 33 — 40. Voran geht die Aufzählung der Alten, welche günstig oder ungünstig die Mnemonik beurtheilt haben. Daran schliefst sich die Bemerkung (p. 37) nach dem Vorgange von *Platner*, dafs dieses Fach auf der dem Alterthum nicht unbekannten (doch sehr verschiedenartigen, s. *Plat. Phaed.* p. 73 sq.) Ideen-Association beruhe, vermöge der alles in Raum und Zeit verbundene durch gleich wirksame sinnliche Zeichen zur Vorstellung gerufen wird. Demnach sei die Mnemonik nicht zu verschmähen, doch auf den Nutzen der Beredsamkeit völlig einzuschränken. Wir wünschen aber dennoch von geübten Schulmännern zu erfahren, ob nicht eine praktisch eingerichtete Mnemonik z. B. fürs Einlernen des griechischen und lateinischen Sprachschatzes nach der etymologischen Topik höchst zuträglich sei.

G. B.

Digitized by Google

№ 56.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1836.

XLVII.

Theophylacti Simocattae Historiarum libri octo. Recognovit Immanuel Bekkerus. Bonnae*, 1834. *pp. XVI. und* 352. *Als Anhang: Genesius ex recognitione Caroli Lachmanni VI. und* 196. 8. *Theil des Corpus Scriptorum historiae Byzantinae.

***Θεοφύλακτος. Theophylacti Simocattae Quaestiones Physicas et Epistolas ad Codd. recensuit, versione Kimedonciana et notis instruxit Io. Franc. Boissonade. Paris.* 1835. *pp. XXXV. und* 333.**

Theophylakt hat lange geruht, ehe seine vorhandenen, geschichtlichen und rhetorischen Arbeiten durch die Bemühung der beiden vorhin genannten Gelehrten von neuem in Umlauf gesetzt sind, und er ist bis auf den heutigen Tag einer der unbekanntesten in der langen Kette byzantinischer Historiker. Wenn man bedenkt, dafs dieser Autor der bedeutendste des siebenten Jahrhunderts und noch hundert Jahre darauf von keinem vorzüglicheren verdunkelt sei, dafs er, seitdem Prokop, Agathias und Menander vom Schauplatz abgetreten waren, zuerst und allein die Historie mit einiger Selbständigkeit darstellte, während geraume Zeit nach ihm nur Kompilatoren und mönchische Chronisten hervortraten, und er mithin als die bedeutendste Quelle gelten mufs, woraus die Bildung und Fähigkeit jenes Zeitalters erforscht werden kann: so finden wir doch, dafs aufser einigen Historikern niemand von ihm Gebrauch gemacht habe. Nehmen wir sogleich die Fülle neugeschaffener Wörter und Wendungen, welche füglich den Stoff zu einem *Lexicon Theophylactcum* abgeben dürften: unsere Lexikographen sind auf den geringsten Theil derselben eingegangen; wie abenteuerlich ferner mag der Stil eines Skribenten scheinen, vor dessen Irrsalen der erfahrene Herausgeber seines Geschichtsbuches sich scheu zurückzieht (*quia — parum assueram generi illi dicendi, quo plane mirifico utitur scriptor ad exemplar antiquitatis ineptissime expressus!*); und wie seltsam müfste die Vorstellung von Gelehrsamkeit und Werth unseres Byzantiners ausfallen, wenn man dem Wolfischen Urtheil (Vorles. über griech. Litt. p. 107.) „Theoph. ist schätzbar, da er viele alte Bücher gelesen" trauen wollte. Vielleicht ist es also nicht überflüfsig mit einer kurzen Charakteristik des Mannes zu beginnen.

Theophylaktos (oder wie Suidas ihn nennt Σιμοκάττης) war Staatsmann von Rang, nach Photius und der Ueberschrift in einigen Codices ἀπὸ ἐπάρχων καὶ ἀντιγραφεύς (Expräfekt und Staatssekretär, zuweilen auch σχολαστικὸς genannt); seiner Abstammung nach Aegyptier, und es dünkt uns erwünscht, dafs er selber diesen nicht gleichgültigen Punkt am Schlufs des siebenten Buches berührt, weshalb er auch daselbst mit Wohlgefallen eine lange Digression über den Nil anknüpft; seine Blütezeit und Wirksamkeit fällt in die Herrschaft des Kaisers Heraklius, wenngleich uns hierüber nichts näheres vorliegt; gewifs aber ist die Thatsache, dafs er damals sein Geschichtwerk abfafste, wie es scheint durch den Patriarchen Sergius ermuntert: hieran läfst weder der voraufgeschickte Dialog zweifeln noch seine eigene Andeutung, wie er durch Vorlesung eines Theiles das Volk bis zu Thränen über das jämmerliche Geschick des Mauricius gerührt habe. Die Regierung dieses Kaisers ist der Gegenstand seines berühmtesten, aber nicht gelesensten Buches; denn die vermuthlich in jungen Jahren von ihm verfafsten physikalischen und epistolographischen Versuche konnten zwar seinen Ruf wenig begründen, haben aber, wie die grofse Zahl der Handschriften ahnen läfst, eifrigere Leser gefunden. Indessen wollte Theophylakt weder Historiker noch Rhetor sein: man würde fehlgreifen

Digitized by Google

wenn man ihn unter den Gesichtspunkt und Maſsstab eines Künstlers oder Forschers zwängte, welcher seinem Zeitalter völlig fremd war. Und welche Farbe trug dieses Zeitalter? Es war eine Stufe des Uebergangs von der gänzlich erloschenen und ausgetilgten Litteratur des Heidenthums zur christlichen Darstellung, der es noch an Individualität und vorläufigen Principien mangelte, wieviel mehr an leitenden Geistern und empfänglichen Jüngern; als man nothdürftig an den Strahlen der unter Justinian und seinem Nachfolger emporgestiegenen Namen sich wärmte, und die Studien vom Zusammenhange gelöst der Neigung jedes einzelnen überlassen wurden, bis die wachsende Finsterniſs unter den bilderstürmenden Kaisern selbst diese Trümmer zerriſs, und die seit dem zehnten Jahrhundert vom Hofe veranlaſsten Redaktionen oder Exzerptsammlungen sogar wünschenswerth machte. In solchen Zuständen darf niemand die Wirkung einer Schule, die Beständigkeit einer litterarischen Tradition begehren; jeder lernt und schreibt soweit er vermag, ohne nur auf einen ermunternden Kreis von Lesern zählen zu können, und dies mit um so gröſserem Rechte, weil der Sprachschatz, verarmt in Phraseologie und normaler Wortbildung, durchaus vom Bedürfniſs des subjektiven Darstellers abhängt; denn allein in grammatischen Dingen gilt noch auf einige Zeit die Entscheidung der Lehrer. Nicht anders verhält es sich mit dem Theophylakt. Die Farbe seiner Schriftstellerei ist sichtbar bedingt durch sein Vaterland Aegypten, welches mit dem nahen Syrien vom dritten Jahrhundert etwa bis zur Uebermacht der Araber, wodurch diese Provinzen zum gröſsten Schaden der griechischen Kultur verloren gingen, in leidenschaftlichem Eifer sowohl Poesie und Geschichtschreibung als strengere Wissenschaft pflegte. Was nun schon Eunapius von einem Rhetor bemerkt „um seinen Ton zu bezeichnen, reiche das Wort hin daſs er Aegyptier war, denn dies Volk glühe von Liebe zur Dichtung, aber die Grazien seien ihm fern geblieben"; was tausend Jahre später Theodorus Metochita (*Miscell.* c. 17.) an Profanen und Kirchenvätern heraushörte, daſs die in Aegypten einheimischen oder gebildeten Schriftsteller eine rauhe holprige Diktion zeigten; was wir selber an Nonnus und seiner Schule wahrnehmen, welche sich im bildlichen Ausdruck, im Schwall überflieſsender, paralleler Gliederung, in phantastischen Schnörkeln zum Nachtheil der verstandesmäſsigen Wahrheit gefiel: dies und ähnliches ist auf Theophylakt als Aussteuer seines Stammlandes übergegangen. Ihm mangelt der Sinn für Natürlichkeit, Schlichtheit und Kürze, noch viel mehr aber der Geschmack und die praktische Beurtheilung: man darf behaupten, er sei weder im Object noch im Styl jemals auf ein zusammenstimmendes, richtig abgemessenes Ganzes gerichtet, sondern er betrachte nur die kleinen Massen und Beiwerke als seine Aufgabe, woran er wesentlich in der Manier jener ägyptischen Epiker alle Farbentöne und flitterhafte Zierrathen mit kleinlicher Genauigkeit verschwendet. Man müſste ganze Seiten seiner Historien ausschreiben, wenn man auffallende Belege dieser ungesunden, sich selbst überbietenden Rhetorik, dieses Geschlepps von wassersüchtigen Metaphern sammeln wollte. Wir lassen uns an wenigem genügen, wozu weiterhin an dem geeigneten Ort etliches aus den kleinen Schriften hinzukommen wird. Proben von Bildern: vom Herrscher und seinem Gehülfen p. 34, 6. ἡμῶν τε ἡνιοχούντων τὴν ἡγεμονίαν καὶ τοῦδε παριππεύοντος. Der Historiker als Leiermann p. 49, 7. ἄγε δή, ἄγε καὶ τὰς Περσικὰς πράξεις τῇ τῆς διηγήσεως ἀνατινάξωμεν φόρμιγγι. Das Wasser, welches eine Feuersbrunst stillt, erscheint in vergoldeten Strömen, p. 53, 19. ῥείθροις χρυσοῖς ὥςπερ ὑπονικήσαντες αὐτοῦ τὸ ἀμείλικτον. Das Gleichniſs von Waffen für kirchliche Andacht p. 55, 10. στρατεύονται δάκρυα, συμμαχοῦσιν οἱ στεναγμοί, πάννυχοι δεήσεις ὁπλίζονται. Einen lästigen Gegner heiſs er *die Drohne* fremder Tapferkeit p. 108, 13. τὸν κηφῆνα τῆς ἑαυτοῦ ἀρετῆς ἐκεῖνον — ἀπέκτεινε. Solche Bilder nun, möchten sie immerhin ins Wüste verfallen, werden an sich weniger stören, wenn sie nicht verflochten in den Gedankengang und den Ablauf der Satztheile bald die leereste Dehnung, bald auch Dunkelheit und demnächst kritisches Bedenken veranlaſsten. Theophylakt vermag nicht den prosaischen Sinn in seiner Einfachheit zu behaupten, er muſs ihn schminken und putzen und durch den Parallelismus üppiger Wendungen in alle Breite recken; er kann dem Stoff, der unter seinen Händen stets eine Fülle malerischer Scenen entwickelt, keine Seite des Pathos und der Empfindsamkeit erlassen. Obgleich Christ spricht er mehrmals von heiligen Verhältnissen in langen Beschreibungen, wie ein Neuling oder vor Heiden: z. B.

Digitized by Google

von Christus III, 1. vom Zeichen des Kreuzes V, 10. f. oder wenn er ein Kloster p. 62. *φροντιστήριον ανδρῶν φιλοσόφων τὸν βίον* erwähnt und darauf die asketischen Studien seiner Bewohner — *μοναχοὶ δὲ ἄρα οὗτοι κατονομάζονται* — umständlich definirt. Diese Beredsamkeit fliefst in allen Momenten eines Stilllebens über: die Einwirkung der Betrübnifs auf die Thränendrüsen lehrt p. 37, 3. *πολλῶν γὰρ ὀφθαλμῶν ῥεῖθρον διήνοιξε καὶ φλέβας δακρύων ἀνέτεμε καὶ μέγα ταῖς τῶν πολλῶν ψυχαῖς ἀνεφοίτα τὸ πένθος*: das Anwachsen kleiner hüpfender Satztheile in den beiden Gegensätzen einer Wundergeschichte I, 11. *οὐ στηλιτεύει τὰς δυνάμεις ἡ μάρτυς, συστέλλει τὸ χάρισμα, ἀφαιρεῖται τὸ δώρημα, καὶ νομοθετεῖ διὰ τὸ μύσος μὴ πηγάζειν τὸ μύρον*, und gegenüber der fromme Pomp, *καὶ δῆτα παραυτίκα ἐπιφαίνονται αὖθις τὰ θαύματα, καὶ* (dies wegzulassen) *κατομβρίζεται μύρον, βλύζει τὸ χάρισμα, πηγάζει τὸ δώρημα, τὸ δάκρυον στέλλεται* (wol *συστέλλεται*), *τὸ σκυθρωπὸν διαλύεται, τὸ βδέλυγμα στηλιτεύεται* u. s. w. Aehnlich p. 266, 10. *ἀποθαυμάσας τὴν ἐπείκειαν τοῦ ἀνδρὸς κολάζει τὸν τύφον, καταπαύει τὸ θράσος, μεταβάλλει πρὸς εἰρηναίαν σχέσιν τὰ πράγματα.* Vom geschlängelten Laufe des Tigris p. 86. *τὴν Ῥωμαίων γῆν διαχορεύει καὶ περιπτύσσεται ἀνακολποῦταί τε καὶ περιάγεται καὶ οἷα διπλόην τινὰ τῷ ἰλίγγῳ τῆς περιτροπῆς ἀπεργάζεται.* Insgesammt lassen diese Künsteleien eines *στόμφαξ* theils an der Beschreibung eines anmuthigen Thales II, 11. sich überschauen, theils an den zahlreichen Reden, welche mehr zum Vortheil des Historikers als seines Stoffes recht behaglich sowohl im Kriegsgewühl als in der Stille des Friedens durchgesprochen werden: von profanen Deklamationen diene die eines Feldherrn an seine, von ihm selbst als *ἄνδρες φιλόσοφοι* bezeichneten Streiter, übersät von zerschnittenen Sentenzen, III, 13. und die salbungsvolle Homilie eines geistlichen Herrn, ähnlich einem byzantinischen Mosaik, IV, 16. Noch bündiger läfst sich eine Vergleichung mit dem fast gleichzeitigen Menander (*Μενάνδρῳ τῷ περιφανεῖ* p. 38) anstellen, insofern eine moralische Geschichte vom Sesostris beiden Autoren in Erfindung und Zurichtung gemeinsam ist; wobei man sich wohl überzeugt, wieviel der Konstantinopolitaner in Einfachheit des Vortrags und Geschmacks vor dem Aegyptier voraus habe. Zwei Perioden mögen als Paradigmen hinreichen.

Menand. Exc. Legg. p. 355.

ἐπὶ τοσοῦτον ἀρθῆναι ἀλαζονείας, ὡς καὶ ὄχημα χρυσοκόλλητον συμπήξασθαι, καὶ ἀνθ' ὧν ἵππους δέον ἢ ἕτερα ἐλκυστήρια ζῷα, τοὺς δοριαλώτους ἐκείνους βασιλεῖς ὑπαγαγεῖν τῷ ζυγῷ, οὕτω τε διαφευόμενον διὰ τῶν λεωφόρων ἐπιφέρεσθαι τοῖς ὑπηκόοις.

Theophyl VI, 11.

τὸν δὲ ἐπὶ τοσοῦτον ὡς ἔπος εἰπεῖν κραιπαλῶν, ὥστε ἁρμάξαν συμπήξασθαι χρυσοκόλλητον, λίθους τε τιμίους ταύτῃ περιβαλεῖν ἐφιζάνειν τε ἐπὶ ταύτης τὸν βάρβαρον, καὶ ταῖς μὲν ἵπποις καὶ ταῖς ἡμιόνοις χαίρειν εἰπεῖν, τοὺς δὲ τῶν ἡττημένων βασιλέων τῷ ταύτης ζυγῷ [τοὺς] αὐχένας περιβαλεῖν, ἕλκειν τε ἐπὶ τῆς ἀγορᾶς τοὺς ἠτυχηκότας τῶν βασιλέων τὸ τοῦ Σεσώστριδος ὄχημα.

ἐπογούμενος δὴ οὖν ὁ Σέσωστρις, ἐπέσκεψε γάρ· τί δῆτα, ἔφη, τοῦτο παιεῖς, ὦ οὗτος; ὁ δὲ ἀμοιβαδὸν ἔφη. ὦ πρὸς τοὐπίσω τὸ βλέμμα κεδέσποτα, ὁρῶν τὸν τροχόν, ὡς γεῖ; τί τοὺς τροχοὺς ἱστορεῖς; θαμὰ περιδινούμενος οὐκ ἐπὶ ποῦ διεξιέναι κέχηνας; τὸν δὲ τῆς αὐτῆς βάσεως μένει ὅδε, φῆσαι μετὰ φιλοσοφίας πολλῆς πρὸς τὸν Σέσωστριν· τεθαύμακα τῶν τροχῶν τὰ κινήματα, [ὅτι] ἀνώμαλον ἔχει τὴν κίνησιν. τὰ τοίνυν τούτων μέρη μετεωρούμενα αὖθις καταχθόνια γίνεται, καὶ ἔμπαλιν τὰ περιπέζια μετὰ τοῦτο ἀπεωρίζεται.

ὁ τῶν Αἰγυπτίων βασιλεὺς ἔφησε πρὸς τὸν τὰς πυκνὰς ποιούμενον συστροφὰς ἄνθρωπε, τί

Von solcher, auf *philosophirenden* Stelzen einhergaukelnder Sprachweise hat Photius nicht unpassend geurtheilt: „seine Diktion ist nicht ohne einige Anmuth, aber sein unmäfsiger Gebrauch von tropischen Ausdrücken und allegorischen Gedanken artet in frostige Wendungen und jugendliche Geschmacklosigkeit aus. Aufserdem ist sein unzeitiges Einmischen von allgemeinen Aussprüchen ein Beweis von überschwänglicher und ungezügelter Eitelkeit. In den anderen Punkten kann man ihn weniger tadeln." Nur meine man nicht, dafs Theophylakt einen Wust mannigfaltiger aber übel verdauter Studien zu diesen Auswüchsen einer regellosen Phantasie gemifsbraucht und daraus einen schillernden Ton gleichsam als Nachhall des Alterthums erobert habe, *ad exemplar antiquitatis ineptissime expressus*, wie es vorhin lautete. Theophylakt darf seine Methodik als unbestrittenes und selbst-

Digitized by Google

verfertigtes Eigenthum betrachtet wissen: nirgend wird man den Anklang der Sophistik oder gar klassischer Studien bei ihm antreffen, denn gelesen hat er niemand als Homer, das allgemeine Schulbuch von Byzanz bis zum Untergange des Reichs, von einigen anderen Autoren haften ihm leichte Erinnerungen, welche fortwährend im Munde auch des ungelehrten Volkes umliefen. Dafs er einzele Redensarten Homer's kenne, lehrt er durch förmliche Citate: p. 276, 14. *ὀλίγον γόνυ γουνὸς ἐπαμείβοντες, ἵνα καί τι τῆς Ὁμηρικῆς δέλτου τοῖς διηγήμασιν ἀναμίξωμεν*, II, 17. f. *νίκη δ' ἐπαμείβεται ἄνδρας, ἵνα καί τι τῆς Ὁμηρικῆς δέλτου ἐπισπείρω τοῖς ἀφηγήμασιν*, V, 12. *ἀλλὰ τίς καὶ πόθεν, κατὰ τὴν ποίησιν, λελέχθω τὸ γύναιον*, so IV, 15. p. 194, 19. VIII, 7. und II, 6. p. 78. wo er Elysium, obwohl als einen der ernsten Geschichte fremden Mythus, anbringt; die Konjektur *ἐξονομακλήδην* statt *ἐξ ὀνόματος κλήδην* p. 342, 10. ist unwahrscheinlich, da die ausdrückliche Citation Homer's mangelt. Dann spielt er auf kleine tragische Phrasen an, die er stets näher bezeichnet: p. 79, 13. *ἐπὶ δούλιον ἦμαρ* (wo er *δούλιον ἦμαρ* *Eurip. Hec.* 56. im Sinne hatte), 189, 8. *ἀλλὰ κακῶν ἄδωρα δῶρα κοὐκ ὀνήσιμα ἤκουσά του λέγοντος τῶν παρ' ὑμῖν ἐπὶ κομψείᾳ σοφῶν*, oder 299, 6. das bekannte Wort aus dem Sophokleischen Ajax. Vom Plato hat er zwei allgemein verbreitete Aeufserungen eingewebt, nämlich p. 25. die aus dem Phädrus berühmte Schilderung der hochgewölbten Platane, und die nicht minder klassische Sentenz des Phädon p. 55. *τῷ ὄντι γὰρ τὸ καθαρὸν τοῦ μὴ καθαροῦ οὐ θέμις ἐφάψασθαι, ἵνα καί τι τῆς θύραθεν παιδείας προσφόρως ἐνείρω τοῖς διηγήμασι*: dann VII, 6. f. wo die Gründe der Kometen berührt werden, *ἃς Σταγειρῖται καὶ Πλάτωνες ἐν τῷ Ἑλικῶνι τῆς μνήμης βίβλοις ἐναπεγράψαντο*, gehört zu den leeren Floskeln. Endlich ist das zweimal benutzte Apophthegma, *μηδὲν ἄγνωστον ἔχειν καλόν, τῷ Κυρηναίῳ πειθόμενος*, am allerwenigsten dem Kallimachus beizulegen, dem Ernesti p. 570. das arge *μηδὲν ἐθέλω καλὸν ἔχειν ἀνάγνωστον* zumuthet, sondern wie Hemsterhuis urtheilt dem Aristippus.

Soweit reichen die Spuren einer Bekanntschaft mit den Alten: woraus das nicht verächtliche Resultat hervorgeht, dafs schon um das J. 600. die Gebildeten und Vornehmen in geringem Vernehmen mit der antiken Litteratur standen. Um vieles einleuchtender aber ist die Farbe des Theophylaktischen Sprachschatzes, der ein völlig neues, durch keinen Vorgänger bedingtes Machwerk, eine wahre Last für das griechische Lexikon abgiebt, welches noch vom gröfsten Theile dieser Schaustücke Kenntnifs zu nehmen haben wird; jetzt aber durch den angehängten *Indiculus* von anderthalb Seiten wenig vorgearbeitet findet. Die Nothwendigkeit einer solchen Produktion ist ziemlich für die übrigen Byzantiner und viele der früheren Autoren dieselbe. Nachdem die attische Phraseologie zugleich mit dem lebendigen Gefühl derselben, woraus eine leidliche Erneuerung derselben hätte entspringen können, erloschen war, schrieb man im Sinne der Lebensprosa so trocken und kurz als zur Verständigung diente, schuf so viele Wortzeichen als dem individuellen Maafse erforderlich dünkten, und trug gelegentlich die wirksamsten Eleganzen hinein, welche sich jeder in seinen Studien angeeignet hatte: das Lexikon der Byzantiner wechselt daher von der ärmlichsten bis zur gediegensten Subjectivität, die Abbreviatur des Gedankens aber bildet ein überall gemeinschaftliches Gepräge, welches vermöge der Mischung mit der von Jugend an erlernten kirchlichen Diktion ein halb orientalisches Aussehen trägt. Wörter mit umgeänderter Bedeutung, Composita und wo möglich Decomposita in Adjectiven und Verben (bis zum monstrosen *ἀμακροημέρευτος* VIII, 5.), bevorzugte Wortendungen, wenige und selbst gemifsbrauchte Partikeln (wie *μὲν οὖν* und *μενοῦνγε* zum Anfang) bezeichnen auch bei Theophylakt das Gehege, das er in keiner seiner Schriften verläfst; die genaue Beobachtung dieser Geräthschaften wird den Kritiker selbst in den Abnormitäten eines so fremdtönenden Darstellers am sichersten leiten. In den Historien ist hiefür vieles rückständig geblieben. Was Wortbedeutungen anlangt, so heifst es gegen Ende des ersten Buches, *δέλτους περιπτυξάμενος*: der Sinn lehrt ein anderes, nämlich *πτυξάμενος*, herzustellen mit *Exc. Legatt. p.* 58. In p. 181, 17. ist zwar aus demselben *Excerpte* *λῃστευομένῃ* angemerkt, aber die Vulgate *στηλιτευομένῃ βασιλείᾳ* beibehalten, wiewohl sie falschen Sinn giebt (da *στηλιτεύειν* nur *evulgare* sein kann) und jenem nachstehen mufs.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 57.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1836.

Theophylacti Simocattae Historiarum libri octo. Recognovit Immanuel Bekkerus. Θεοφύλακτος. Theophylacti Simocattae Quaestiones Physicas et Epistolas ad Codd. recensuit, versione Kimedonciana et notis instruxit Io. Franc. Boissonade.

(Fortsetzung.)

Eigenthümlich ist unserem Autor ἐντεμενίζω: wonach das seltsame ἐκτεμενίσαντας p. 154, 6. zu ändern; ferner darf selbst für ihn τί ἂν παλαμῶνται p. 83, 17. als Unding gelten, wo schon aus anderen Stellen als Besserung τί ἀντιπαλαμῶνται hervorgeht. Bei τῶν ὑπὸ τοῦ Πρόβου (d. h. der vom Probus herkommende Brief) διαγνωσθέντων finden wir die Konjektur διαγνωρισθέντων: allein διαγνῶναι ist rechtmäfsig vom Lesen, und bisweilen noch einzusetzen, wie mit den *Excerpta* p. 190. f. διαγνούς und p. 180, 5. διαγνῶναι für διαναγνούς und ἀναγνῶναι. In p. 104, 13. hat schon Boissonade in Theophyl. p. 252. für φιλαπόστροφον das Theophylaktische φιλυπόστροφον angerathen. Eben so nichtig ist p. 221, 6. ἀναβρυνόμενος, wofür zu setzen ἐναβρυνόμενος. Aehnlich wäre manches in den Verbalendungen zu berichtigen: p. 62, 6. ὠχυρεύσατο, lies ὠχυρώσατο, wie 195, 17. κατανθρακεύσας in κατανθρακώσας zu ändern, 69, 1. περιεβόμβει (nicht περιεβόμβου), 147, 12. ἀναζωπυροῦται, l. mit Suidas v. Ἀπείρηκα, ἀναζωπυρεῖται, p. 55, 23. das Unding οἰκτειρῶσαι statt des in später Gräcität üblichen οἰκτειρῆσαι: streitig bleibt ἀποβουκολίζουσιν in der verdorbenen Stelle p. 126, 16. (wo die neueste Lesart ἐλόντας wenig hilft und ἀποβουκολοῦσιν immer das glaubhafteste scheint) dagegen hat man ohne Zweifel p. 266, 5. ἀπαιωρίζεται mit ἀπεωρίζεται aus *Exc. Legg.* p. 50. zu vertauschen.

Als Anhang dieses formalen Kapitels bleibt mit wenigem der grammatische Theil bei Theophylakt zu beurtheilen. Es ist bereits im früheren angedeutet worden, dafs wie sehr die Anschauung der Sprachreichthümer vor einer gemeinen und nebulistischen Handhabung den Kürzeren zog, doch die Sprachmeister in Byzanz am längsten ihren Theoremen Achtung zu verschaffen wufsten. Auch den vorliegenden Autor kann man als Beleg hiefür betrachten, dessen Strukturen zwar herabgekommen und zusammengeschrumpft sind, der aber in den Hauptpunkten der technischen Grammatik ziemliche Genauigkeit beweist. Mehrmals widerstrebt allerdings der gewöhnliche Text: z. B. im Gebrauch der Tempora, etwa des Imperfekts für den Aorist, wo schon die *Excerpta* häufig das bessere lehren (wie p. 267. dorther aufzunehmen καταβαλόμενοι und περιέβαλεν), ferner im Gebrauch der Modi, wie p. 333. das wunderliche οὐκ ἄν — ποιήσηται, οὔτε μεταθήσοι (während διαφυλάξωσιν, das durch p. 200. keine Sicherheit empfängt, mit *Exc.* p. 62. in διαφυλάξουσιν p. 182, 12. abzuändern, und p. 54, 5. ὁπόταν — προσωμίλει, eine Neuerung des letzten Textes, durch προσομιλοῖ zu berichtigen), dann in Extremen wie p. 52. ὀψομένη τοῖς δήμοις; oder gar ein präsentisches ὀμεῖται p. 73, 21. ὁ δ' ἀπηνήνατο καὶ ἐπὶ μέγαν ὅρκον ὀμεῖται (wo jeder sieht dafs ὄμοσσεν mit einer auf Homer bezüglichen Citation dahinter stecke): allein die sonstigen Mängel der Vulgata können zu dergleichen Irrungen kein Vertrauen gestatten. Eben so wenig wäre das unglaubliche ταὐτὸς p. 112. f. einzuräumen, wo die Worte ὁ τὴν φύσιν ταὐτὸς τῷ πατρὶ durch ὁ αὐτὸς leicht ins Geleise kommen; oder ἡμίονες p. 59, 4. τὸν πάροδον p. 50, 13. (einer von den trivialen, noch im weiteren aufzuführenden Schreibfehlern, über den sogar τοὺς ὁμοζύγους *die Gattinnen* p. 334, 20. hinausgeht) selbst nicht 172, 3. δυνάμεις ἀξιολογωτάτους, wenn auch *Quaest. Phys.* p. 3. τιμαλφεστάτου ὕλης steht. Denn ganz anderer Art ist p. 37, 19. τῶν ἐπιβεβηκότων δυνάμεων (so 215, 15. 338, 11. cf. *Lobeck. Aglaoph.* p. 216. sq.), ein Solöcismus, der seit Diodor's Zeiten eine Art von Bürgerrecht geniefst. Ohne

Digitized by Google

Anstofs gilt seit der klassischen Zeit ein absoluter Genitiv, auf das Subject des Satzes bezogen, weshalb p. 341, 7. μεταχωρήσαντος beizubehalten und überdies διαπαθούντων in p. 64. f. mit *Excerpt.* p. 57. herzustellen wäre; umgekehrt ist eine Struktur wie p. 153, 6. οὐκοῦν ἰτέον ἐπὶ τὰ συνεχῆ τῆς διηγήσεως, τὴν ἱστορίαν εἰςκυκλήσαντες (der Herausgeber „*nonne* εἰςκυκλήσαντας?"), auch abgesehen von gewissen Vorgängern, durch *Epist.* 70. gesichert. Im übrigen fehlt es nicht an einzelen Verstöfsen und Flecken, deren Zahl indessen nicht hoch steigt, und womit grofsentheils auch andere Byzantiner behaftet sind: so γλίχω, der Imperativ θέα, das noch in keiner Grammatik als Mittelgriechisch angeführte Präsens ἐρῶ sage (häufig in Formeln mit ἐρεῖν, von beiden Editoren in der Prosa λόγος ἐρεῖ pp. 265. 328. unrichtig angetastet, s. Boissonade p. 287.), woher p. 28, 9. ἐρήσει. Doch sogar hiervon läfst sich manches beseitigen: p. 80. ἐγλίχετο ἐπιτεύξασθαι mufs ἐπιτεύξεσθαι heifsen, eben so ἐρᾷς ἐπιτεύξασθαι *Epist.* 49. und zum dritten Male *Ep.* 78. Das Monstrum ἀποφεύξωνται aber statt ἀποφεύξαιντο rührt in *Ep.* 23. von Boissonade her, wo niemand ἀποφεύξοιντο verfehlen kann, gleichfalls *Ep.* 29. ἀναθήσαιμι für das wahre ἀναθήσοιμι. Gegenwärtig mögen diese Andeutungen hinreichen, die wir mit der Bemerkung abschliefsen, dafs Theophylakt, so geheimnifsvoll seine Diktion auf den ersten Blick erscheinen mag, durch Beobachtung seiner in gleichförmigen und wiederkehrenden Kreisen festgehaltenen Manier sowohl die Auffassung als kritische Behandlung erleichtert und sicher stellt.

Indem wir nunmehr zu seinen Schriften übergehen, glauben wir nur weniger Umrisse zu bedürfen, um die acht Bücher der Historien zu charakterisiren. Seine Glaubwürdigkeit hat niemand verdächtigen können; er hatte weder zu verschönern noch zu verhelen Anlafs, da er einige Zeit nach dem Tode seines Helden schrieb, und für ihn war keine der Rücksichten vorhanden, welche den Euagrius bei seiner Lobrednerei bestimmten. Jetzt ist uns überdies Theophylakt als der älteste und vorzüglichste Gewährsmann übrig, nachdem wir das Geschichtwerk, welches Johannes von Epiphania, Freund des genannten Euagrius, mit grofser Gewandtheit verfafste, eingebüfst haben; nur ein Fragment des Anfangs theilt Hase aus einem Pariser Codex in *Notices et Extracts* T. VIII. p. 259. mit. Bei unserem Historiker nun vereinigen sich zwei Momente, um das objective Interesse und den künstlerischen Werth seines Buches auf die Mittelmäfsigkeit herabzudrücken, die Schwäche des geschichtlichen Stoffes und der Mangel eines wahrhaften Berufs zum Geschichtschreiber. Erstlich besitzt Kaiser Mauricius, wie sein charakterloses Ende darthun kann, so wenig Glanz oder Tiefe, dafs wir aus allen auf ihn bezüglichen Einzelheiten kaum eine leidliche Meinung von ihm fassen und noch weniger dem Zeugnisse (p. 343.) trauen, welches ihm mit auf den Weg gegeben wird, geschweige dafs wir die Verstümmelung einer höchst pathetischen Threnodie (VIII, 12.), in welche das Gefühl des Autors nach Art eines bestallten Leichenredners ausbricht, beklagen sollten. Letzterer verschweigt darum weder die Treulosigkeit, die Mauricius (p. 299.) in Verletzung von Bündnissen bewies, noch seine Habsucht (p. 326.), welche ihm den Untergang zuzog, als er die Truppen ihr Winterquartier in Feindesland nehmen hiefs, um sich den Kriegessold zu ersparen; was indessen Gibbon ch. 46. n. 42. aus einer Randbemerkung im *Chronicon Paschale* abnahm, dafs der Kaiser aus Geiz und Bosheit zugleich einen Theil seiner Soldaten aufzuopfern beabsichtigt, um ihrer ledig zu werden, ist eine aus Theophyl. p. 295. gezogene Uebertreibung. Im übrigen hat Gibbon Recht, wenn er (not. 39.) den Theophylakt zwar für unparteiisch, aber auch für einen aus Mangel an Urtheil in kleinlichen Dingen weitschweifigen, in wesentlichen dagegen schweigsamen Darsteller erklärt. Nur mufste zu seiner Entschuldigung erinnert werden, dafs die Zeit selber kleinlich und für die That verzagt, für das Wort überströmend geworden war, dafs das Leben weder in Praxis noch in Wissenschaft irgend Bilder der Tüchtigkeit und des Heldenmuths anders als ausnahmsweise darbot, und der Kaiser selber, mittelst einer orientalischen Hofordnung in die gedrückten Räume des Palastes eingehegt (man sehe bei Theophyl. l. VI. die Bewegungen, welche des Mauricius kurzer Aufenthalt beim Heere verursacht), den zahllosen Ränken als Hebel oder Opfer verfiel. So gewährt uns Theophylakt keine Regenten — sondern eine wenig unterbrochene Kriegsgeschichte (seltsam, da er von ganzem Herzen den Krieg verabscheut p. 132.), und zwar aufs treueste in dem ganzen Gewirr und der jämmerlichen Unwissenheit, welche den Charakter des damaligen Militärwesens bezeichnet. Wie er keinen Begriff von Heereszügen und Schlachten hat, wie ihm

Digitized by Google

Zeiten und Oerter sehr gleichgültige Dinge sind und er weder um Chronologie noch um geographische Darstellung und Anschaulichkeit sich kümmert, wie ferner alle Figuren, gleichviel welches Ranges, winzig genug auf einer und derselben Linie stehen: so besitzt auch die historische Wirklichkeit keinen Anspruch auf Talent oder irgend einen Schein von Gröfse. Die Feldherrn, welche der Kaiser entsendet, Hofmänner oder Mitglieder seiner Familie, sind erlesen zu nennen in Hinsicht auf lächerliche Feigheit und Ungeschicklichkeit: Philippicus, ein Nachahmer des Scipio Africanus (I, 14.), ermuntert die Soldaten zum Kampf mit thränenden Augen (p. 71.), derselbe nimmt ohne äufseren Anlafs bei nächtlicher Weile Reifsaus (II, 9.) und das verlassene Heer läuft ihm nach, im Angesicht der verwunderten und ruhig nachsehenden Feinde, ein anderer Anführer verkriecht sich auf dem Rückzuge mit seinen hie und da zersprengten Leuten („wie Hasen oder Rehe" II, 12.) ins Gebüsch und wird aus dem Versteck schmählich herausgerissen, ein dritter theilt mit seinem Gegner (VI. *extr.*) die gemachte Beute, um auf dem Rückmarsch nicht beunruhigt zu werden; um so weniger also kann man sich wundern, dafs einer der kläglichsten Befehlshaber, Komentiolus, den der Feind niemals zum Stehen bringt und den die griechischen Städte selber aussperren (VII, 14.), jetzt plötzlich vor dem Treffen eine Krankheit vorgiebt, dann nach erfochtenem Siege (VIII, 2. 4.) munter und frisch erscheint; daneben als Seitenstück die Indisciplin und die häufigen Aufstände der Soldaten. Dieses lustige Kriegesspiel verweilt auf einem zweifachen Schauplatz, bald in den Donauländern, wo der schimpflichste, bisweilen durch unverhofftes Glück unterbrochene Kampf gegen den Khan der Avaren sich hinzerrt, bald in Asien gegen die Perser; der letztere Theil (vom Anlafs kommt erst spät III, 9. eine Auskunft vor) ist bei weitem mannigfaltiger und erträglicher, da eine zum Heil der Griechen ausgebrochene Empörung und die Begebenheiten des Königs Chosroes II. einigen Glanz über die Bühne verbreiten. Uebrigens hat Theophylakt sich bemüht seinen Leser durch allerhand Beiwerke zu entschädigen: er berichtet von Wundergeschichten (z. B. I, 11. V, 12. VIII, 14), von Mifsgeburten und sonstigen Monstris, vom Wachsthum des Nils (VII, 17. wörtlich aber stillschweigend aus Diodor abgeschrieben), sehr umständlich von den Wanderungen türkischer Völker (VII, 8. 9.), von der Judenkolonie im persischen Reiche (V, 7.), von den podagrischen Leiden der Konstantinopolitaner (p. 332.): kurz, *de rebus omnibus et de quibusdam aliis.*

(Die Fortsetzung folgt.)

XLVIII.

De mortis dominatu in veteres. Commentatio theologico-philosophica. Scripsit Petrus Ernestus de Lasaulx, philos. Doctor. Monaci, 1835. apud J. G. Cottam. S. 79.

Der Jammer und das Elend in der *Natur* und in der *natürlichen* Menschenwelt ist eine unläugbare Thatsache. Seit dem Falle des *Menschen* sind auch über die ihm untergebene *Natur* Finsternifs und Schatten des Todes überall ausgebreitet. Aber dieser Klageschrei, worauf sich der erste Denkspruch der vorliegenden Abhandlung bezieht, (Ps. 107, 10.) ist nur die eine Seite der vollen Wahrheit, die *natürliche* Seite: die andere Seite ist das Wort des *Geistes* von der *Erlösung* und *Versöhnung*, worauf auch der andere Denkspruch aus Hos. 13, 14. hindeutet. Es ist beides zusammengefafst im Evangelium. Luc. 1, 79.

Wenn eine moderne Aesthetik der alten, klassischen Welt unter dem Einflusse der „Götter Griechenlands" eine ungetrübte Heiterkeit, frische Lebensfreudigkeit und unvergängliche Schönheit, einen friedenreichen *Himmel auf Erden* angedichtet hat, so eröffnet uns dagegen der Verf. die Aussicht in die tiefer liegende Kehrseite dieser „schönen Welt, wo noch Venus heit'rer Tempel stand." Zu dem Ende werden die einzelnen Bekenntnisse der klassischen Schriftsteller sinnreich zusammengestellt, um uns die düstere Trostlosigkeit und Verzweiflung, welche den Hintergrund der gleifsenden Oberfläche bildet, das Zittern und Zagen Angesichts der Eitelkeit und Vergänglichkeit aller Lebens-Güter, und der besorglichen Verluste, einerseits, die erzwungene Gleichgültigkeit und trotzige Resignation, andererseits, in lebhaften Bildern nach dem Leben vor Augen zu stellen. Aber der Verf. kommt damit in Gefahr, in die frühere, ebenso einseitige Ansicht, welche in den Alten *nur* „*blinde Heiden*" erkennt, zurückzufallen. Auch in diesen Sphären der „blinden Heiden" ist die andere Seite die *Thatsache der Erlösung*, nicht allein nach ihrer *historisch* später in die *Zeit* getretenen *Erfüllung*, sondern auch nach ihrer *Verheifsung*, welche auch nicht als ein blofses Versprechen für die Zukunft angesehen werden darf, denn sie ist der thatsächliche Anfang der zweiten Schöpfung, womit „die Versöhnung an und für sich vollbracht ist in „der göttlichen Idee, und sodann auch *historisch* erschienen „ist," wie sie historisch verheifsen war.

Diese göttliche Thatsache ist schon, nach ihrer *objectiven* Seite, *allen* Menschen zu Gute gekommen, und auf *alle* Menschen von Einfluss gewesen: davon zeuget dieses, dafs sie leben, weben und sind; sie hat aber auch, wie wohl unter argen Verdunkelungen, an den Heiden ihren *subjectiven* Einfluss bewähret. Davon zeuget der Rest der Hoffnung, welcher ihnen geblieben ist nach dem unverwüstlichen und unerschöpflichen Reichthume

Digitized by Google

dieser Gottesgabe. Dafs sie so unverwüstlich und unerschöpflich ist, erkläret sich nur aus der ewigen Realität ihres Gegenstandes, welcher die Erlösung ist. Denn der Herr, welcher ist Christus, hat sich an keinem Menschen unbezeugt gelassen, Ap. G. 14, 17. und ist nicht fern von einem Jeglichen unter den Menschen Ap. G. 17, 27. ob sie ihm auch, als dem unbekannten Gott, unwissend Gottesdienst thun. Das. v. 23.

Dennoch ist es wahr: der fortlaufende Faden, welcher sich durch die ganze Heidenwelt in allen ihren Bildungsstufen ununterbrochen hindurch zieht, ist ein düsterer Zug der Melancholie: nur dafs er nicht *vor*herrscht, sondern im Verborgenen die Wurzeln der kräftigsten Erscheinungen angreift: denn der *Hinter*grund aller auswendigen Lebensfreude, die ihn verscheuchen will, ist — die Noth der Seele, die nicht weifs, wo aus und ein. An dem unüberwindlichen Lachen des Demokritos (S. 18.) offenbart sich nicht minder, als an den Thränen des Herakleitos von Ephesos (S. 17.) — die Verzweiflung, welche nichts als *Tod* um sich, und hinter sich, und vor sich sieht. Es ist wahr, dafs der furchtbare Mythus von *Silenus*, dem weintrunkenen Pflegevater und Begleiter des *Freuden*-Gottes, — wie er dem Könige Midas das gränzenlose Elend der Menschen vor Augen stellt, S. 46. — nicht vereinzelt dasteht, sondern überall die Freude der Heiden verleidet, und den Wein, der das Herz des Menschen *erfreuen* soll, mit bitterem Wermuth mischt.

Und wie hier mythisch in der Region der Freude und des Weines Thränen fliefsen, wie selbst den Freudenspender Bacchus das Silenen-Wort begleitet: *ἄριστον πᾶσι καὶ πάσαις τὸ μὴ γενέσθαι· — δεύτερον δὲ τὸ γενομένοις ἀποθανεῖν ὡς τάχιστα*; so sehen wir auch, was der Verf. nicht erwähnt, selbst im Schoofse der Kyrenaischen Philosophie, deren Kern und Gipfel die *Freude* ist, den Gegenpol aufsteigen, an dem sie scheitert. Wir erinnern hiermit, weil es in der vorliegenden Schrift nicht geschehen ist, an *Hegesias*, an seinen Beinamen *πεισθανατος*, an seine Schrift *Ἀποκαρτερῶν*, an seine leere Lehre von der Nichtigkeit alles Individuellen, welche Niemand so scharf aufgefafst hat, als Hegel: hier finden wir mitten im Schoofse der Freude selbst, nachdem sie als der Gipfel des Lebens und Wissens erkannt worden ist, — Verzweiflung und Selbstmord im Hinterhalte Macht gewinnen.

Aber es ist nicht zu vergessen, dafs dieselbige *Nachtseite* des Lebens auch in die Sphären der israelitischen und christlichen Welt ihre dicken Schatten wirft: sie behauptet in jedem Menschen nach seiner Natürlichkeit ihre Rechte, der Verf. hat auch nicht umhin gekonnt, die Parallelstellen des A. Testaments hinzuzufügen: wie wohl schon hier, und noch mehr in der christlichen Sphäre, diese Schatten zurücktreten vor dem Lichte, das in diesen Lebenskreisen auch subjectiv näher hinzutritt. Aber ob auch der Tod wirklich getödtet worden ist, so herrschet er doch noch jetzt unter denen, die ihm dienen: es ist noch immer, auch geistig, Tod und Selbstmord unter uns: die Predigt des *πεισθανατος* ist noch nicht verstummt: Glaukos winkt, die Schiffer- und Fischerliedchen ziehen, und unter „den „Lüsten und Leidenschaften der Welt, die auch das Höhere „und Bessere verschieben und verfratzen, gewinnt das Meer „noch immer Appetit zu Feigen *)."

Und wenn dem unter uns also ist, wenn mitten im Lichte die Schatten sich ausbreiten, so dürfen wir auch umgekehrt in der Nacht die Spuren des Tages, in den heidnischen Finsternissen und Todesschatten die mancherlei erfreulichen Lichtfunken nicht verkennen. Selbst die Bildung der alten Welt, noch mehr die Vollendung ihrer *Poesie* und die Entwickelung des Gedankens in ihrer *Philosophie* — giebt davon ein selbstredendes Zeugnifs. Auch sind diese Lichtfuncken nicht so abstrakt und vereinzelt, dafs davon nicht Allen ihr bescheiden Theil zugefallen sein sollte: es ist kein deus ex machina, der sich in solchen Zeugnissen vernehmen läfst, sondern ein wenn auch leise durch das Ganze wehender frischer Lebensodem. Was der Verf. von diesen Lichtfunken anerkennen mufs, das schreibt er mit Recht einem divinus afflatus zu, nur dafs dieser nicht als ein vereinzelter und abstrakter Strahl, der *nur* dem Einzelnen geworden, angesehen werden darf. Es gehört allerdings der unter den Heiden vorwaltenden Nachtseite des Lebens an, wenn Pindar singt:

ἐπαμέρioι· τι δὲ τίς; τί δ' οὐ τίς; σκιᾶς ὄναρ
ἄνθρωπος.

Aber eben darum dürfen wir diese merkwürdigen Worte, welche S. 12 angeführt und mit des christlichen Calderon: La vida es sueno verglichen werden, von ihrem noch viel denkwürdigern Nachsatze:

ἀλλ' ὅταν αἴγλα Διόσδοτος ἔλθῃ,
λαμπρὸν φέγγος ἔπεστιν ἀνδρῶν
καὶ μείλιχος αἰών.

welcher blofs beiläufig an einem andern Orte S. 77 erwähnt wird, nicht willkührlich trennen. Wie sprechend erinnert diese Aussicht auf den Aufgang aus der Höhe nach Sinn und Ausdruck an die Weissagungen des Jesaias 9, 2. und 61, 2. Vergl. Luc. 4, 19. und 1, 78.!

Demohngeachtet müssen wir dem Verf. beistimmen, dafs es wohl mehr an der Zeit sein mochte, an die Herrschaft des Todes unter den Alten zu erinnern, als die Spuren der göttlichen Offenbarung zu verfolgen, welche nur zu allgemein anerkannt werden, während jene immer weniger bemerkt wird, und darüber nur desto dreister unter uns selbst Platz nimmt. Die moderne Sentimentalität will sich „den Geruch des Todes zum Tode" lieber verhehlen, als ihn überwinden lernen: der Verf. tritt solcher Verweichlichung muthig entgegen. Aber *so* konnte der Verf. doch nicht enden: er schliefst seine Abhandlung, welche nach ihrem Titel, und hauptsächlichen Inhalte nur in sofern eine Anthologie genannt werden kann, als sie Todten-Blumen sammelt, mit einigen Erinnerungen an einzelne Lichtblicke in der klassischen Welt, und mit den Weissagungen Platon's und Virgils. Wohlthuend und versöhnend ist auch, wie „ein Geruch des Lebens zum Leben", die sinn- und inhaltreiche Parallele zwischen Christus und Sokrates, welche sich sogar auf die Namen erstreckt. Schon die Kirchen-Väter (Justinus Martyr, Augustinus, Chrysostomus u. a.) haben in Sokrates einen Typus Christi unter den Heiden, ein irdisches Vorbild dessen, der da kommen sollte, geahndet; Hamann hatte von neuem darauf aufmerksam gemacht: es wäre ein dankenswerthes Unternehmen, diese Parallele, wozu der Verf. einzelne Materialien liefert, vollständig auszuführen. —

Angehängt ist ein Vitae curriculum. Der Leser wird den Verf. auf seinen Reisen von München nach Wien, und von da über Steiermark und Kärnthen nach Venedig und Rom, von Rom mit dem König Otto nach Neapel und Sicilien, und von Brundusium nach Griechenland, und durch alle klassischen Orte des gefeierten Erdstrichs, später nach Konstantinopel, und von Konstantinopel nach Palästina und durch die heiligen Orte und Stätten des gelobten Landes mit immer steigendem Interesse begleiten, um demnächst mit ihm über Italien nach Deutschland zurückzukehren, weil in das Vaterland, je länger die Pilgerschaft dauert, desto lauter „das Herz zurückruft".

C. F. G.

*) Briefw. zw. Goethe und Zelter. II. 44.

Digitized by Google

№ 58.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1836.

Theophylactae Simocattae Historiarum libri octo. Recognovit Immanuel Bekkerus.

Θεοφύλακτος. Theophylacti Simocattae Quaestiones Physicas et Epistolas ad Codd. recensuit, versione Kimedonciana et notis instruxit Io. Franc. Boissonade.

(Fortsetzung.)

Endlich müssen wir des Textes der Historien und seiner kritischen Bearbeitung gedenken. Diesen Text halten wir zwar in den Hauptsachen für sicher und verhältnifsmäfsig weniger korrupt, im einzelen aber ist er der verschiedenartigsten Bedenken fähig und überhaupt noch fern von der Stufe einer gründlichen Läuterung. Hieran hindert zunächst der Mangel an Handschriften, welche sogar den reichsten Bibliotheken (auch der Pariser, Boissonade praef. p. IX.) abgehen. Der Jesuit Pontanus, der zuerst das Geschichtbuch ohne grofse Sorgfalt herausgab, hatte wie er andeutet einen *codex Bavaricus*, welchen niemand nachverglich; sein Nachfolger Fabrot, welcher diesen Theil im Pariser Corpus byzantinischer Historiker übernahm, wiederholte die sämmtlichen Fehler der ingolstädter Ausgabe, mit einer Zugabe von neuen und mit einem schlecht zusammengestoppelten Glossar. Pontanus bemühte sich wenigstens noch für die Inhaltsanzeigen vor den einzelen Büchern, und der Fleifs, den er auf seine lateinische Uebersetzung verwandte, mufs bei einem so geschraubten Autor verdienstlich heifsen, obgleich aus ihr nicht ein Schatten von Theophylakt's eigenthümlichem Ton sich wahrnehmen läfst. Sie bedarf aber vieler Berichtigungen, auch nach der Revision, welche der neueste Editor angestellt zu haben versichert. Unter anderen: p. 58, 18. von den Schrecknissen eines Erdbebens, ὡς καὶ τοὺς ἱπποµανοῦντας ὑπὸ τοῦ δέους ἀθρόον µεταβάλλεσθαι πρὸς τὸ σῶφρον, *ut etiam qui equarum in morem libidinum furiis agitarentur, icti metu repente ad pudicitiam sese darent*: nun aber ist die Rede von der tollen Neigung zur Rennbahn, wie schon das folgende zeigt. 96. *extr.* vom Nil, τὸν Αἰγύπτιον πλοῦτον ὥρᾳ θέρους ταῖς Ῥωµαϊκαῖς πελαγίζοντα πόλεσι, καὶ ταῖς ὁλκάσιν ὥςπερ ἀποχερσοῦντα τὴν θάλασσαν, *qui aestivo tempore urbibus Romanis pro pelago est, et onerariarum quas recipit multitudine ipsum more quodammodo incultum ac desertum reddit*: nichts kann widersinniger sein, während die Getreideflotten, deren Urheber der Nil ist, das Meer bedecken und auf demselben eine Art von Festland bilden sollen; das Wort ἀποχερσοῦν s. in p. 169. u. bei *Boisson. Syntip.* p. 19. Aber kaum traut man seinen Augen, im Text p. 106, 13. τὰς καταβολὰς ἐπεποίηντο, οἷα ξενηλαλοῦντες (lies ξενηλατοῦντες) διὰ τῶν ὑψηλῶν τὸ πολέµιον, und p. 178, 11. τῶν δ' ἐν τοῖς Καυκασίοις ἢ Ἀτραποϊκοῖς διασώζεσθαι ὄρεσιν zu erblicken, und daneben solches Latein, *hostes propter altitudinem quasi peregrina lingua compellantes*, dann, *ut Caucaseis aut inviis montibus salutem suam mandaret*, wo an die Berge von Atropatene, Ἀτροπατικοῖς zu denken war. Sonach bleibt nur von der Leistung des dritten Herausgebers, Hrn. Prof. Rekker zu reden übrig. In seinem kurzen Vorwort giebt er die Erklärung, dafs er weder Hülfsmittel besafs noch mit einem so wirren Autor fertig werden konnte, weshalb ihm hinreichend schien nächst einer Berichtigung der Orthographie und Interpunktion blofs die offenbaren Schreib- und Druckfehler zu beseitigen. Allerdings wissen wir ihm Dank, dafs er den Text (freilich immer *stillschweigend*) von den ärgsten Schnitzern gesäubert hat: von solchen Sünden etwa wie p. 24, 15. εἰςῴκησαν für εἰςῴκισαν, 31, 7. τὸν ὕπαιθρον, 32, 10. διαθῆναι oder 72, 20. περιτέθηκε, ib. 15. ὑµῖν für ἡµῖν, 33, 14. ἡ τεχνῆτις, weiterhin προκαταβαλλόµενον (für -αλόµενον), 25, 1. ἄκηστιν für Ἄλκηστιν, 44. περαιτέρων, 115. περισχίζετο für περισχίζεται und so vielfache Fehler, denen man es häufig anmerkt, dafs Pontanus seine Handschrift

Digitized by Google

nicht geschickt genug las. Doch Schade, dafs diese Sorgfalt nicht gleichmäfsig sich bewährt, vielmehr einen Haufen der verkehrtesten Trivialitäten unversehrt zurückgelassen hat. Hier zur Beurtheilung einige Proben, mit Uebergehung von Fehlern im Accent (wie *ἱκανὸν δὲ τῷ τεκμηριῶσαι*) und Interpunktion (s. im Schlufs des Proömium *τύχῃ τινὶ προσαπτέσθω· μὴ γὰρ ἐπιστήμη τὸ αἴτιον*, d. h. *μὴ γὰρ ἐπιστήμῃ· τὸ αἴτιον*, oder 60, 8. p. 260, 24. bis 261, 5.), auch von handgreiflichen Resten der älteren Ausgaben wie *Τεβέριος*: p. 102, 10. *προχρησάμενον* (umgekehrt *προβολαῖς*, schon aus Suidas zu tilgen), 103, 4. *διαπειραιωθείς*, 106, 20. *εἰςδήντες*, 132, 7. *τὸ ἀρχέτυπον, ὃν* — (*τὸν μάχιμον* p. 70, 8.), 162, 11. *τῶν περὶ τῶν Φεροχάνην*, 169, 21. *φάραγγα* statt *φάλαγγα*, 173, 1. *ἀποπομπούμενος* (ein Ding wie 101, 4. *ἀπεστόμιζεν* und 270, 1. *ἀπεχειρονεῖτο*, wo *ἀπεχειροτονεῖτο* allenfalls die *Exc. Legg.* liefern), dann 11. *μεγατιμίοις ἐπιθάσσενε* (*μέγα τιμίοις ἐτιθάσσενε*), 175, 3. *δευτέραις ἀξίωσιν* (sogar *ὕβρισιν* 335, 12.), 177, 1. *μέχρις ἑσπέρας ἐπιστολῆς* (*ἐπιτολῆς*), 188, 20. *ἀξιῶντα*, 206, 6. wo *ὡςανεὶ* verschoben, 209, 5. *τειχίοις* für *τευχίοις*, 235, 10. *πολυλείψανα* (*πολλὰ λείψανα*), 266, 12. *ἔφηκε* für *ἔφησε*, 272, 4. *ὡς δὲ ἐπιόντων ἔβλεψαν τοὺς Ῥωμαίους*, etc. etc. Wo noch ein so mächtiger Unrath lagert, da scheint der ersten Bedingung eines lesbaren und zuverläfsigen Textes, der Korrektheit nur halb genügt zu sein. Doch das sind Kleinigkeiten; die Kritik hat tiefere Aufgaben zu lösen, welche vom äufserlichen Apparate nicht abhängen. Und sollte man annehmen, dafs ein Mann, welcher vermöge seiner Erfahrung die meisten früheren Kritiker überbietet, durch Scharfblick, praktische Gewandtheit und sprachliches Wissen die Schwierigkeiten selbst in widerstrebenden Autoren zu entdecken und zu vermitteln pflegt, gerade hier des guten Willens ermangelt habe? Nicht alles Heil kommt von den Codices: sollte beim Theophylakt das kritische Talent gelähmt sein?

Ref. geht ungern auf diese Fragen ein, wenngleich ihn weder die Gefahr einer Mifsdeutung kümmert noch irgend eine Rücksicht persönlicher Art berührt; es ist gewifs und bekannt, dafs Hrn. Bekker von dem seit Jahren festgestellten Verfahren nichts ablenken könne, selbst die Klage des Publikums über den spärlich und nach Gutdünken zugemessenen Apparat, gleichviel bei Klassikern von Rang oder bei Scholiasten, fruchtlos verhallt ist; wir haben es demnach nicht mit der Person, sondern dem unabhängigen Object zu thun, soweit solches sich philologisch fördern läfst. Theophylakt gehört einer Reihe von Byzantinern an, deren Ausgaben von Ducas bis auf Pachymeres durch denselben Kritiker in einerlei Weise besorgt sind, welche wir am bündigsten *Korrekturen* nennen dürfen, weil mit Uebergehung von Handschriften nur für die Entfernung der dringendsten Fehler und dann und wann auch für gelegentliche Konjekturalkritik einiges geschehen sollte. Zwar könnte man ohne Unbilligkeit begehren, dafs diese Historiker, deren Erneuerung zum kleinsten Theile wahres Bedürfnifs war, und wofern sie einmal stattfindet für Jahrhunderte hinreichen mufs, nach Handschriften durchgängig berichtigt würden; und was z. B. den an sich sehr gleichgültigen Ducas betrifft, so lehren die zahlreichen Proben des Pariser Codex, welche Boissonade in seinen Anmerkungen über Theophylakt verstreut hat, dafs der Text des Bonner Abdrucks mittelst jenes MS. überall gewonnen hätte: doch es sei darum. Allein es giebt ja für den vorliegenden Historiker sogleich zwei nahe Subsidien von hohem Alter, deren Hülfe nicht zu verschmähen war, die häufigen Citationen im Suidas und die mehrmals genannten *Excerpta Legationum*. Suidas, den frühere Herausgeber der Byzantiner (unter anderen Niebuhr beim Agathias) fleifsig zu Rathe zogen, findet sich hier weder an den betreffenden Stellen angeführt noch benutzt; und wenn dieser Lexikograph (wie man aus der langen Notiz v. *Σάπειρ* deutlich ersieht) ziemlich die gegenwärtige Gestalt des Textes bestätigt, so bietet er doch im einzelen bessere Lesarten dar: z. B. II, 7. wo aus vv. *Λαῖλαψ* und *Σκηπτός* erstlich *ἐπεφοίτησε* zu setzen, dann aber *ἐξαπιναίως* einzuschieben ist; ebenso v. *Λεωνίδης* für II, 6. Weit gröfseren Werth haben die *Excerpta*. Auch Theophylakt ist von den Redaktoren des Kaisers Konstantin in das riesenhafte Corpus gezogen worden, nicht blofs für Gesandtschaftsberichte, wovon wir jetzt die einzigen Auszüge besitzen, sondern auch für andere Titel, wie p. 64. das *ζήτει ἐν τῷ περὶ δημηγορίας* (*-ριῶν*) darthut. Hr. B. citirt allerdings daraus und verbessert hiedurch den Text (denn es liegt dort eine nicht blofs reinere, sondern auch vollständigere Recension zum Grunde, man vergleiche den Zusatz bei p. 180, 11.), aber sehr mangelhaft; um so wünschenswerther war es, dafs diese mäfsigen Excerpta von neuem abgedruckt wurden, zumal da sie nur in zwei Ausgaben stehen, in der selten gewordenen *Commeliniana* von

Digitized by Google

Theophyl. Opuscula und demnächst wiederholt in des *Labbaeus* Edition der gesammten *Excerpta*. Um aber obige Behauptung zu rechtfertigen, folge hier eine kleine Nachweisung der besseren Varianten aus jener *editio princeps* (abgesehen von den früher empfohlenen und von allerhand Kleinigkeiten), und zwar bis zur p. 66. derselben. P. 41, 13. καὶ οὐτωσὶ] καὶ μηδὲ οὐτωσί, das angemessene; weiterhin 45, 3. steht dort nicht, was aufzunehmen war, διόλου τε τοῦ σχήματος ὑποδηλοῦντος, sondern ὑποδηλούντων. 45, 7. ἐν εἰρκτῇ τε ξύλων] ἐν ἕρσει τε ξ., mithin ἐνέρσει, welches pp. 162, 15. 253, 19. nächst Prokop sicher stellen. 48, 11. ὑπηρέθιζεν] ὑπερέθησεν, also ὑπηρέθισεν. ib. 19. πάντας nach ἐλυμήναντο zuzusetzen. Wichtiger ist die Herstellung der folgenden Ortnamen, τήν τε Ῥατηρίαν καὶ Βονώνειαν καὶ Ἄκυς καὶ Δορόστυλον καὶ Σαλδαπὰ] τὴν Τερατηρίδαν .. καὶ Ἄκυς καὶ Δορόστολον καὶ Σαλπάδα: hiervon ist Dorostolos bekannt genug, so Ἄκυς aus p. 272. und Prokop, Ζαλδαπὰ steht später, bei anderen Seldapa, zweifellos Ῥατιαρίαν, s. *Priscus* p. 141. Einen anderen Fehler Ἄσημα p. 325. (dagegen 274.) hatte schon Gibbon ch. 46. n. 36. in Erinnerung gebracht. 64, 12. τῆς Μηδικῆς] τῆς ἰδικῆς p. 57. 151, 11. τὰ ἐνδόμυχα τῆς Περσίδος κατασκάψοντας: ein unnatürlicher Ausdruck, den καταστρέψοντας beseitigt. 184, 15. περικαθημένους] κατοικοῦσι p. 63. 190, 14. τὰ μὲν οὖν τοῦ δόγματος ἐπ' ἐκείνῃ τῇ ἡμέρᾳ] τὰ μὲν οὖν περὶ τοῦ δ. ἐς ἐκείνην τὴν ἡμέραν. 191, 9. κατεφοίτα] μετεφοίτα, dann ἰδιότητα für ὁσιότητα. 264. εἰπεῖν δὲ καὶ τὰ τῆς ἱστορίας οὐκ ἀνακόλουθον ὕπεστιν, ohne Sinn: εἰπεῖν δὲ κατὰ τῆς ἱστορίας .. ὑπέστη p. 48. woraus hervorgeht, εἰπεῖν δὲ καὶ ταῦτα τῆς ἱ. οὐκ ἀ. ὑπέστη. 314, 12. ἔφασαν γὰρ Γεώργιον εἰπεῖν πρὸς τὸν αὐτοκράτορα] ἔφησε γὰρ ὁ Γεώργιος εἰπεῖν πρὸς τὸν βασιλέα, das einzig passende, p. 53. 345, 18. ἐπιφερόμενος] προσεπιφερόμενος. Selbst aus dem Diodor konnte einiges gezogen werden, wie p. 309, 7. dieser μὲν κείμενοι, was in der Note gewünscht wird, für ἐγκείμενοι bestätigt, während p. 304, 6. statt τὴν ἀντίθεσιν nicht τὴν θέσιν sondern τὴν ἀπόφασιν, weiterhin πρὸς τοὺς ἄρκτους ποιουμένου τὴν βάδισιν in πρὸς τ. ἄ., τὸν ἥλιον ποιούμενον τὴν βάδισιν zu ändern wäre. Doch ein freierer Spielraum bleibt *der Konjekturalkritik* eröffnet, in der sich allerdings der neueste Herausgeber versucht hat, meistentheils um der Grammatik zu genügen, selten anderweitig um den Sinn zu fördern. Leider beschränken sich diese Bemühungen auf wenige Stellen, wie der Anblick lehrt, und eine Mehrzahl von Schwierigkeiten oder anstöfsigen Ausdrücken wartet auf kritische Hülfe; wenngleich mancherlei seltsames schon geduldet sein will. Wenn z. B. Boissonade p. 174. in p. 86, 10. ἀξιοπιστίαν ἡμῖν προβαλλόμενοι τὴν καταλῆψιν ein ἀξιόπιστον begehrt, so steht entgegen p. 97, 14. μέγαν τοῖς ἔργοις εὐδοξίαν χαρακτῆρα προσβάλωμεν (uns gefielen die Genitive ἀξιοπιστίας und εὐδοξίας besser): und noch weniger räumten wir παραλαβέσθαι ein, welches derselbe p. 172. in p. 113, 11. τὰς στρατηγίδας περιβαλέσθαι ἡνίας fordert, da das Bild früh und spät (Walch zu Tacit. Agric. 20.) gangbar war, bis zum φιλανθρωπίαν περιβαλόμενος des Demosthenes und χαρὰν ἡμφιεσμένοι der Byzantiner. Andere Fälle aber tragen einleuchtendere Spuren der Verderbung; in Hinsicht deren Referent sich begnügen mufs eine kleine Zahl von Beiträgen an diesem Ort zur Prüfung mitzutheilen. P. 25, 6. τέττιξ δ' ὁ ἄρα αὐτῷ χρύσεός ἐστιν ἐφεζόμενος, — τῷ τε παρόντι συλλογισμῷ ἐλάμπρυνε] Von Boissonade's (namentlich in Theoph. p. 309.) Vorschlägen ist nur der zu befolgen, dafs man das aus dem nächsten (wie ἐμπόρῳ in p. 342, 4.) eingeschlichene ὁ tilge, dagegen hilft nichts συλλόγῳ, vielmehr συλλογισμῷ, wobei der Historiker auf seine Erhöhung zum Kollegium der höchsten Staatsbeamten anspielt; das Wort erinnert übrigens an τερατισμάτων p. 24, 4. wo über τερετισμάτων kein Zweifel sein mag. Im ferneren 25, 14. fordert Boissonade mit Recht ein zweimaliges ἤ. Kurz vorher scheint μένειν dem νέμειν „regieren" weichen zu müssen; einleuchtender v. 20. ὡςπερεὶ τίθει für ὥςπερ ἐτίθει. 35, 9. ὠχύρωσε δὲ καὶ κέντρον τὸν βασιλέα τὴν μέλιτταν, ὥ,περ τι κράτος ἐγκεντρίζουσά πως αὐτῷ: κέντρον und τὴν μέλιτταν halten wir für Interpolationen. Dafs 69, 6. τῶν δαιμονίων κάτοχοι nichts anderes sei als τῷ δαιμονίῳ κ., 89, 12. προσαυλαῖς zu vertauschen mit προαυλίοις, 95, 13. τὰ ὀνόματα mit τὸ ὄνομα nach dem dortigen Zusammenhange, 197, 14. οὐ γὰρ mit dem sinngemäfsen σὺ γάρ, 218, 2. ἐξ ἐπιλέπτου (die Uebersetzung „*ex ipso eorum duce*"!) mit ἐπὶ λεπτοῦ (cf. 327, 15.), dieses und ähnliches dürfte mehr einleuchten als die Berichtigung des seltsamen 74, 9. αὐτομολέμιον ἐγκελεύεται: sind hier zwei Wörter zusammengeflossen, so liegt αὐτομολεῖν (αὐτοματίσαι) τὸ πολέμιον nicht allzu fern. In 222, 12. taugt ἄκων πεφυκὼς weder als Ausdruck noch in der dortigen Erzählung: wo αἴθων πεφυκὼς besser trifft. Strukturlos ist 227, 6. ἐπιμύθιον τοῖς λόγοις τῷ βαρβάρῳ ἐξήεσαν, das geringste Erfordernifs aber scheint zu sein ἐξένισαν „sie

Digitized by Google

gaben ihm als Anhang zu früheren Warnungen den Rath mit auf den Weg." Das unerklärliche Wort αὐτοκατάθετος 263, 13. oder was der Index giebt αὐτοκάθετος hat seinen Ursprung im vorangehenden ἀντιθέτους: auch hier mag zweierlei beisammen liegen, wie αὐτὸς oder αὐτοῦ κατήγορος. 266. *extr.* τέως πρὸς τὸ συνοίσειν (wol συνοῖσον) μὴ ἐνδημήσαντες: eine leichte Besserung wäre μὴ ἐνθυμήσαντες, und noch zuverläfsiger im folgenden, wo ποικίλοις καὶ λίαν ἐντελέσι λόγοις χρησάμενος dem Lateinischen *variis prudentissimisque sermonibus* nicht entspricht, die Herstellung ἐντρεχέσι. Schlechter noch als das Griechische 276, 1. περιστοιχίσας ἀπὸ σημείου τῆς πόλεως ἐνεκυλίετο lautet die Uebersetzung, *alios indagine cingens ipse a praesidio urbis ut reti quodam involutus est:* diesem Galimathias hilft ab ἐνεκλείετο „er lagerte eine Meile von der Stadt und hielt sich dort eingeschlossen." Doch hiervon genug; zum Schlufs gedenken wir blofs des Gedankens von Villoison (Boisson. p. 210.), welcher εὐθηνία für ἀσθένεια 332, 5. setzen wollte.

Genesius, welcher als Anhang der Bonner Ausgabe des Theophylakt zugesellt ist, bedarf keiner weitläuftigen Darstellung. Seine Existenz beruht auf der einzigen Leipziger Handschrift, die früher Mencke besafs; diesem verdankt man den Abdruck in der sehr fehlerhaften *Veneta*, welche dem byzantinischen Corpus angehört, begleitet von den kritisch-historischen Anmerkungen des bekannten Stephan Bergler. Jetzt erscheint der Autor zum zweiten Male nach der gewissenhaften Revision, welche Hr. Prof. Lachmann auf den Grundlagen einer vollständigeren Kollation jenes Codex in der Weise ausgeführt hat, dafs man im Text oder in den Noten stets die diplomatische Gewähr nachgewiesen findet, übrigens die Leistung von Bergler als wesentlicher Bestand geblieben ist. Dadurch gewinnt dieser Geschichtschreiber ein leidliches Aussehen; niemand aber wird verlangen, dafs er überall lesbarer und korrekter hätte werden sollen: denn wäre der *Lipsiensis* auch in dem Grade rein und sorgfältig geschrieben, als er jetzt von Fehlern starrt, so reichte doch keine Sprachgelehrsamkeit aus, um einen so plebejischen Skribenten zu läutern, und selbst wenn Grammatik und kritischer Witz an das Ziel zu gelangen vermöchten, hier lohnte solche Bemühung nimmermehr. Genesius ist wahrhaft ἄχθος ἀρούρης, eben so überflüfsig dem Geschichtforscher als unnütz dem Sprachgelehrten. Sein historischer Stoff kehrt völlig und zum Theil in denselben Ausdrücken beim Fortsetzer des Theophanes, bei Cedrenus, Symeon Logotheta und anderen wieder: nämlich die Ereignisse der Kaiser von Leo dem Armenier bis auf Basilius den Macedonier, welche er in vier Büchern (Βασιλειῶν δ') auf Geheifs des Canstantinus Porphyrogennetus beschrieb. Diese Thatsachen sind in höchster Dürftigkeit und Gemeinheit der Ansicht aufgefafst; wozu die Parteilichkeit des Mannes kommt, der wie nur irgend einer vom byzantinischen Pöbel den bittersten Hafs gegen die bilderstürmenden Kaiser athmet. Soweit erstreckt sich denn sein Wissen; hätte er mehr gelernt, er würde (nach einigen gelegentlichen Proben zu schliefsen) nicht angestanden haben mancherlei Polymathie zum Besten zu geben, nach Art der Erzählung über Syrakus, welches von den Töchtern des Archias Syra und Cossa (p. 117.) gestiftet sei. Noch weniger lohnt es von seiner Diktion zu handeln, deren Schlechtigkeit wol keinem entgehen wird; sie läfst uns nichts als die Sprache des gemeinen Mannes erkennen, ist aber nicht lehrreich genug, um gleich anderen Schriften desselben Zeitalters einen Blick in die Auflösung des mittelgriechischen Idioms zu gewähren. Im übrigen verräth Genesius es gern, dafs er den Homer gelesen habe, denn von anderen Autoren sind nur flüchtige Spuren anzutreffen.

Wir kehren von dieser Abschweifung zum Theophylakt zurück. Noch liegen uns seine *Quaestiones physicae* mit den *Epistolae* zur Erwähnung vor; von welchen nach der früher gegebenen Charakteristik sich ein sehr bündiger Bericht abstatten läfst. Dafs er auch hiervon der Vf. sei, wird weniger aus der Ueberschrift der Codices erwiesen, die den Namen des Historikers mit dem Zusatz ἀπὸ ἐπάρχων aufführen, als aus der gleichmäfsigen Wiederkehr derselben Phrasen und Bilder, aus der Anwendung eines und desselben verkünstelten Sprachschatzes, endlich aus der merklich hervorspringenden Identität des Geschmacks und der geistigen Art, wofür man nur den Dialog zwischen Philosophie und Historie, den er seinem Geschichtwerk vorausschickt, mit den beiden Proömien in den *Quaestiones* zu vergleichen hat. Dennoch wollten wir die flüchtige Differenz des Stiles nicht verkennen, welche hauptsächlich durch den Stoff bedingt wird.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

№ 59.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1836.

Theophylacti Simocattae Historiarum libri octo. Recognovit Immanuel Bekkerus. Θεοφύλακτος. Theophylacti Simocattae Quaestiones Physicas et Epistolas ad Codd. recensuit, versione Kimedonciana et notis instruxit Io. Franc. Boissonade.

(Schluſs.)

In den Historien fand Theophylakt am Ernste seines Objects einen leidlichen Halt, der ihn nicht völlig in Seichtigkeit verfallen lieſs; hier wo die Bedeutungslosigkeit des Inhalts unseren Autor allen Phantastereien preisgiebt, spricht er am nacktesten den halbgelehrten und selbstgefälligen, weder durch Charakter noch natürlichen Sinn gezügelten Aegypter aus. Zwar dürfte man diese formlose Rhetorik am wenigsten von physikalischen Vorträgen erwarten. Allein es ist bekannt genug, daſs nach dem Erlöschen der ächten peripatetischen Schule namentlich in Allexandria eine kleinliche Neigung zu naturhistorischer Sammelei, zu Geschichtchen in der Art von *Παράδοξα* und *Θαυμάσια* aufkam, und die hieraus erwachsene Litteratur in den späten Jahrhunderten nicht zu wissenschaftlichen Forschungen verarbeitet, sondern kompilirt und bald in religiöse Tendenzen, wie vom Aelian, hineingezogen, bald und weit öfter als propädeutisches Mittel, als Eigenthum des Litterators in Vers und Prosa zersetzt wurde. Nur das pikante, das Geheimniſs und die abenteuerliche Superstition wirkten in Byzanz, besonders wenn sie sich mit Eleganz und interessanter Darstellung vertrugen; die Schrift des Theophylakt, die neunzehn Kapitel eines Dialogs *περὶ διαφόρων φυσικῶν ἀπορημάτων καὶ ἐπιλύσεων αὐτῶν*, kündigen sich sogar im Vorworte als eine Vorlesung an, die vor einer öffentlichen Versammlung gesprochen werde, deren Beifall ein Nebel pomphafter Redensarten und allenfalls ein dem Schluſs angehängtes langes Verzeichniſs der Physiker erzwingen soll, aus denen geschöpft zu haben er sich die Miene giebt. Die Fragen betreffen daher oft besprochene Probleme der Naturgeschichte, meistentheils solche Mirakel, die auch Aelian behandelt; um so lustiger erscheint das Pathos und die steigende Bewunderung, mit welcher Polykrates den Belehrungen des Antisthenes lauscht, woher Exklamationen wie c. 5. *ἀδελφὸς εὖ μάλα μοι τῆς φύσεως εἶναι δοκεῖς*, oder c. 8. nachdem die Historie von Befruchtung der Geier am Winde vorgetragen worden, *ἑάλωμεν δὲ καὶ τῷ τῆς ἀληθείας ἐκόντες ἐφαλλόμεθα κύρτῳ*. Die erste Abtheilung schlieſst mit der Beobachtung, daſs der Polyp den Pontus Euxinus meide (wovon näheres bei Theophrast T. I. p. 827.); die zweite mit der vielleicht seltenen Bemerkung, daſs wegen des Thymiangeruchs keine Fliege sich auf attischen Honig setze, wobei ein Abstecher auf Xerxes, der von Thieren Enthaltsamkeit hätte lernen sollen, *ὡς οὐκ ἂν* (l. *ἄρα*) *τῶν τῆς Ἀτθίδος ἐπιβαίνειν θέμις καθέστηκε*. Uebrigens hat Glykas in seinen Annalen einiges hiervon benutzt.

Aber den Gipfel des Ungeschmacks und die Leere jenes Jahrhunderts offenbaren am grellsten die *Briefe:* gemischt aus drei Klassen, *Ἐπιστολαὶ ἠθικαί, ἀγροικικαί, ἑταιρικαί*, betragen sie eine Zahl von 85 gröſstentheils kleinen Traktätchen, welche nicht alle von sämmtlichen Codices anerkannt sind, einzelne aber auch in die MSS. anderer Autoren sich verirrt haben, überhaupt aber viel abgeschrieben sein müssen. Nun ist allerdings der Standpunkt griechischer und römischer Epistolographie nicht derselbe, und wenn man von Cicero's Briefen ausgeht, die Hase neulich im Augustheft des *Journal des Savans* zum Grunde legte, so begreift man leicht, auf welche Seite die Schale sich neigen werde. Den Griechen mangelt aber der publizistische Zweck, den ihre Nebenbuhler in einem sehr ausgedehnten brieflichen Verkehr (s. *Meierotto de fontibus Taciti* p. 17. sqq.) beabsichtigten; sobald indessen Politik und Oeffentlich-

Digitized by Google

keit bei ihnen zum Ende gingen, verlor auch dieser Theil der lateinischen Schriftstellerei an Gehalt und weltmännischer Tüchtigkeit, wie man von Plinius und Fronto herab es wahrnimmt. In den griechischen Briefen, welche mit erlauchten Namen verziert sind und in bedeutender Zahl sehr gebildeten, selbst mit stilistischer Kunst vertrauten Männern angehören, drängt sich überall das rhetorische Moment hervor. Viele derselben stellen uns die geschminkten Uebungsstücke der Schule dar, und eine Menge, welche wirkliche Vorfälle des Geschäftlebens oder der Häuslichkeit behandelt, tritt gleich der französischen Brieflitteratur des 17ten Jahrhunderts mit den Wünschen und Mitteln zu gefallen, zu lehren und durch sinnreiche Anlage zu überraschen entgegen. Einer der geistreichsten diser Epistolographen, der Kaiser Julian trägt das Farbenspiel der Belesenheit, der witzigen Kombination, der studirten Sprachpolitur auf Amtsschreiben wie auf Privatmittheilungen; und der von allen solchen Kunstgriffen verlassene Diogenes Laertius sucht durch moralische Würze den naiven Billets von Thales an Solon, von Solon an Krösus und so fort einige Gunst zuzuwenden. Nach diesem Mafsstabe würde auch Theophylakt, wenn er sogar völlig unpraktische Objecte in Episteln umgewandelt hätte, sowohl entschuldigt als auch des Beifalls unter seiner Nation sicher gewesen sein, wofern er nur ein derbes Pigment aufzutragen verstand; uns freilich dünkt er blofs geklekst zu haben. Am übelsten sind die Schreiben *der Landleute* ausgefallen, mit denen der Epistolograph vielleicht niemals ein Wort gewechselt hatte; dort geben die Namen von ländlichen Gegenständen und Verhältnissen ein dürres Gerüst ab, welches mit einer hochfahrenden Staffage von Maximen und Bildern bekleidet ist, nämlich mit Chrieen von Stürmen und vom schlimmen Wetter, mit Klagen über Kriegeszeiten, boshafte Nachbarn und schädliche Kraniche: dieser edle Gehalt läuft aber im Munde der Sprechenden, eines Koth- oder Wurzelmannes (*Μίνθων, Ῥίζων, Μαράθων, Πηγάνων*), oft auf ein unsauberes Geschäft hinaus, wie wenn Ep. 74. der gute Freund aufgefordert wird etwas Mist zu leihen, weil man dessen zum Düngen bedürfe. Das beste unter dem schlechten mag Ep. 62. sein. Geistesverwandt sind die Schreiben *der Hetären*; auch von deren Technik und Lebenslauf mufs der ehrliche Mann wenig vernommen haben, ungeachtet er am Alciphron lernen konnte, da sich alles auf den einförmigen Gemeinplatz von Leiden und Freuden der Liebe beschränkt (zuweilen in rhetorischer Entwickelung wie Ep. 15.) und um die Seufzer der beginnenden, gefährdeten und verschmähten Neigung dreht. Die Stärke des Ganzen liegt in den *ἠθικαί*, den moralischen Charakterschilderungen, welche mit berühmten historischen Namen an der Spitze prangen, wenn auch der Chronologie zum Trotz, wie sich Ep. 22. Antisthenes mit Perikles über Alexander unterhält. Bezweckt sind Maximen von höherem Glanz: dahin gehören die Vergleichung des Physischen mit dem Sittlichen 4. 7. 13. 52. 73., Lob der Armuth 10., Reflexionen über Tod 25., Duldsamkeit und Demuth 40. 79., einige Fabeln wie 34. 61., Allegorieen am Pfau und selbst an Odysseus 31. 82. Alles verräth in Schwäche der Gedanken, in der schnörkelhaften Diktion und der gezierten Phraseologie einen noch jugendlichen Verfasser.

Diese Opuscula gab zuerst Vulcanius heraus, in zwei Abdrücken (1596. 1597.), deren zweiter einige Anhänge besitzt. Darauf folgte Commelinus, unterstützt von Gruter und Schott, der die besprochenen *Excerpta Legationum* lieferte (1599.); benutzt war ein Codex, dessen Zusätze durch Haken im Texte angedeutet sind; hierzu kam die Uebersetzung von Kimedoncius, deren vielfache Fehler in der neuesten Ausgabe mittelst eigener Noten berichtigt sind. Dort findet man auch die Vorreden der genannten Editoren sowie der folgenden, welche nichts geleistet haben. Die Arbeit von Boissonade, welche von typographischem Glanz begleitet ist, übertrifft nicht blofs die sämmtlichen früheren Leistungen für Theophylakt; es stände vortrefflich um das Studium der späteren Griechen, wenn wir viele Ausgaben derselben hätten, die mit gleicher kritischer Sorgfalt für lange Zeit veranstaltet wären. Er selbst verglich drei Pariser MSS., worunter A. der beste, doch mehrmals aus den andern zu ergänzen; und durch eine strenge Revision, seltener mit Hülfe der Konjektur (zwei der glücklichsten, welche aufgenommen zu sein verdienten, sind Ep. 62. *ταῖς Νειλῴαις ἐφαμίλλοις αὐλαξιν*, wo *νεολαίαις* ohne Bedeutung, und 82. *συγκιρνᾶντα τοῖς πλάσμασι*), hat er dem Text einen wünschenswerthen Grad von Sicherheit verliehen; erhebliche Verderbungen giebt es wenige, die noch auf Heilung warten, wie Quaest. 3. *τῆς γραφῆς ἄνερ*, und Ep. 35. *τὴν τύραννον ἄντλην*. Hingegen wäre noch manches aus den Codd. selber herzustellen,

Digitized by Google

wofür folgendes als Belag diene: *Qu. Phys.* 1. *ἐν μυθικῷ λαβυρίνθῳ [ἤγουν ἄντρῳ τινί] τῷ δυσεκβάτῳ*: die eingeklammerten Worte sind als ein derbes Glossem (dergleichen s. bei *Boiss.* p. 181.), zum Theil mit C. und *Vulcanius*, zu verbannen, demnächst das enklitische τῷ zu setzen. Ebenso leuchtet ein, dafs c. 4. *ἐπὶ τοῦ φοίνικος τοῦ φυτοῦ — διακέκριται γένος* die Erwähnung *τοῦ φοίνικος τοῦ φυτοῦ* nach dem vorhergegangenen *τὸν φοίνικα* keinen Platz finde; die Interpolation veranlafste der Fehler *ἐπὶ* für *ἐπεί*. Ein dritter Fall derselben Art sei c. 16. *τῇ φορᾷ τοῦ κυήματος περὶ τὴν γῆν ἐπικυρτουμένην*: dafs hier *περὶ* den Sinn verderbe, liegt zu Tage, da nun aber in *Edd. vett.* *κυρτουμένην*, in A. B. *περικυρτουμένην* steht, so ist *περί*, das an die unrechte Stelle gerieth, mit dem Glossom *τὴν γῆν* auszustofsen, *περικυρτουμένην* einzusetzen. Weiterhin lehrt ein Blick auf *διὸ τούτω* in A. B. dafs die Vulgate *διὰ τοῦτο* in *διὸ* umzuwandeln sei. Mehr Bedenken erregt c. 12. *πέπεικας, ἑδραῖόν τί μοι περὶ τῶν λαγῶν διηγούμενος*, wo *ἑδραῖον* weder verständlich noch kritisch bewährt ist; da nun *Vulc.* und A. B. *ἕλαθόν τι περὶ λ. δ.* haben, so dürfte man vermuthen *πέπεικας μαθόντας, περιττὸν τὸ τῶν λαγῶν δ.* Ep. 23. ist mit A. zu billigen *εἰ μὴ γὰρ καὶ τῆς κ. ἀποστ.*, und 65. *δορκαλίδος δὲ σπάνις καὶ βουβαλίδος οἱ γ. λέοντες*, dann *σπαραττόμενον* für das unrichtig vertheidigte *σπαραξόμενον*. In Ep. 36. liegt es nahe für das widersinnige *ὅπερ εἰωθα* (Varr. *εἰώθειν* und *εἴθε*) *πάσχειν* zu schreiben *ὅπερ εἴθε ἔδει με πάσχειν*.

Die Noten enthalten aufser kurzen grammatischen und sachlichen Bemerkungen eine Reise langer oder flüchtiger Digressionen auf das Gebiet der Kritik. Nicht ohne Behagen erinnert der Vf., dafs er dem Wunsche seines Verlegers nachkomme, welcher recht viele Noten begehrt habe, wie es scheint zur Empfehlung seines wenig gangbaren Autors: p. 236. (wiederum 267.) *Cum notas notulis assuere amem, et in eum inciderim redemptorem, raram avem in philologicis terris, cui spissus placeat commentarius*, etc. Diese Konjekturen und Emendationen erstrecken sich meistentheils auf diejenigen späten Schriftsteller, welche Boissonade auch sonst namentlich aus Pariser MSS. zu berichtigen pflegt, jetzt noch auf Ducas, Theodorus Prodromus und zwei Männer, von denen er einen gereinigten und vervollständigten Text verspricht, *Aeneas Gazaeus* und *Psellus*. Die kritische Kur bezieht sich aber weniger auf arge Verderbungen und fruchtbare Observationen, sondern im gewohnten Scharmützeln und kleinen Stil der Kritik, welcher früher bereits an den *Anecdota Graeca* charakterisirt worden, auf geringfügige Punkte, den Ausfall eines Artikels, die Verwechselung eines Buchstabens mit dem anderen, die Verfälschung der Modusendungen und was sonst in die paläographische Gerümpelkammer gehört. Wir können leider keine neue Bemerkung, keinen heilsamen Gedanken namhaft machen; wohl aber würde es nicht schwer fallen eine gute Zahl verfehlter Konjekturen auszuheben, namentlich für die Dramatiker, in Betreff deren Metrik der französische Kritiker es mit unserem Reiske zu halten scheint. In *Eurip. Hecub.* 1154. wünscht er *αἱ δ' ἐσάριθμοι τῶν κακῶν πεφύκαμεν*, in *Soph. Ai.* 5. *πάλαι κυνηγετοῦντα „ut vitetur pedis citi nimietas et tardior paulo incedat versus"*, das unantastbare *εἴπερ* bei *Aristoph. Nub.* 223. ändert er in *ἥπερ* (d. h. *ὥςπερ Διαγόρας καὶ ἄλλοι τοῦ αὐτοῦ κόμματος*). Je länger Ref. sich mit den sonst sehr verdienstlichen Arbeiten von Boissonade beschäftigte, der in Sprachkenntnifs, Belesenheit und kritischer Erfahrung viele deutsche Philologen in dem Mafse zurückläfst, als diese in Technik und wissenschaftlichem Geiste überwiegen: desto mehr drängte sich ihm die Wahrnehmung auf, welche Gewalt die lebendige Tradition und der sichere Takt einer gesunden Schule besitzen, und welchen Nachtheil in Methodik und in allem Unternehmen die Vereinzelung mit sich führe, welche nach Erlöschen der strengen Zucht selbst das Talent auf Abwege reifst.

Bernhardy.

XLIX.

Lehrbuch des lateinischen Stils von Ferdinand Hand. Jena, 1833. in der Crökerschen Buchhandlung. S. VIII. u. 489.

Es macht einen wohlthuenden Eindruck in der gegenwärtigen Zeit, wo in so vielen Produkten der Literatur ein übermüthiges Selbstüberschätzen der Autoren zur Mode geworden, einen Mann von anerkannter Gelehrsamkeit nach der Vollendung eines Werks, das durch die Gründlichkeit und Tiefe der Untersu-

Digitized by Google

chungen, wie durch die Schärfe und Besonnenheit des Urtheils allen ähnlichen ohne Bedenken vorgezogen zu werden verdient, gleich auf der ersten Seite der Vorrede mit anspruchsloser Bescheidenheit äufsern zu hören, dafs er dieses neue Lehrbuch mit dankbarer Anerkennung aller früheren Verdienste als Versuch darbiete, welcher sich nicht über Andre stellen, sondern den schon Vorhandenen als eine gleiche Bestrebung anreihen soll. Dieser gemessene und der Wissenschaft allein würdige Ton herrscht durch das ganze Werk, und obgleich der Verfasser beim Durchmustern des ganzen lateinischen Sprachschatzes und bei seinen darüber angestellten Untersuchungen vielfach Gelegenheit hatte, von dem beim Gange seiner Betrachtung gewonnenen vortheilhafteren Standpunkte aus, Manches besser einzusehen als Andre vor ihm; welchem Umstande die lateinische Literatur neben der bessern Einsicht in ihre Sprachgesetze, auch manche Berichtigungen einzelner Stellen in ihren Autoren verdankt: so finden wir doch nirgends eine Spur von dünkelhafter Ueberhebung oder von dem Irrglauben an die eigene Allweisheit, sondern stets eine ruhige Erwägung des Gegenstandes und leidenschaftslose Widerlegung der Andersdenkenden. Die Freunde eines ernsten und besonnenen Studiums werden deshalb um so lieber anerkennen, dafs Herr Hand durch sein Lehrbuch die Kenntnifs der lateinischen Sprache wesentlich gefördert, und dadurch der Wissenschaft überhaupt genützt habe, wenn er auch nicht sich in die Breite sprachvergleichender Betrachtungen verliert; deren Nützlichkeit überhaupt, wie er selbst äufsert, freilich von keinem Sprachgelehrten verkannt werden dürfe, und die auch sogar aus den fernen Regionen des Sanskrit her in Einzelnheiten schon einiges Licht auf die lateinische Sprache geworfen hätten. Denn wiewohl Niemand mehr verkennt, dafs wirklich eine Verwandtschaft zwischen diesen beiden Sprachen besteht, so wird doch jeder Unpartheiische dem Verfasser auch darin Recht geben müssen, dafs jene bisher nicht selten nur Gegenstand erkünstelter Vergleichungen und unwahrer Voraussetzungen wurde. Nicht weniger richtig ist, p. 157., seine Bemerkung über das Etymologisiren der neuesten Zeit: „Was heutigen Tages als etymologische Forschung sich ankündigt, scheint freilich grofsentheils nicht mehr Wahrheit und Gründlichkeit in sich zu fassen, als die früheren oft verspotteten Versuche; nur dafs das Trügerische sich unter philosophischem Anstriche verbirgt." Hiermit möge man noch den Schlufs von §. 28. p. 159. und p. 480. vergleichen. — Ein Lehrbuch des lateinischen Stils aber mufs sich nur auf die Vergleichung des Griechischen einlassen, „denn es läfst sich, um wieder mit Herrn Hands eignen Worten p. 39. zu reden, aus den bekannten Sprachurkunden nur das Eine abnehmen, dafs die aus dem Griechischen entlehnte Grundlage bald eine überwiegende Gewalt für die Ausbildung der Sprache behauptete, und das von dorther stammende Princip der Belebung den *Geist* der Sprache *schuf*." Statt des letzten Wortes würden wir lieber gesagt haben *durchdrang*, mit dem Zusatze: *und ihn zuletzt überwältigte, so dafs in der späteren, nachaugusteischen Zeit die Sprache alle Selbständigkeit verlor.*

Der Zweck und die Grenzen seiner Aufgabe standen dem Verfasser beständig klar und bestimmt vor Augen, so dafs sich vom Anfange bis zum letzten Worte die Untersuchung im gemessenen und sicheren Schritte fortbewegt. Unterstützt von einem durchdringenden und scharf sondernden Verstande und logischer Bildung gelang es ihm, sich nie von der Fülle seines Materials oder dem Reichthum seiner Kenntnisse auf Abwege führen zu lassen. Mit *den Gesetzen der Sprachdarstellung* beginnend führt er den Lernenden sichren Schrittes durch die drei Bücher, in welche er sein Werk getheilt hat, von denen das 1ste *Allgemeine und historische Erörterungen*, das 2te *die Lehren des lateinischen Stils in Bezug auf Correctheit*, das dritte *die Lehren des lateinischen Stils in Bezug auf Schönheit* enthält.

Behutsam hält der Verfasser stets die Grenze zwischen *Stilistik* und *Rhetorik*, welche beide Disciplinen in den bisherigen Lehrbüchern beständig verwechselt worden sind.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 60.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1836.

Lehrbuch des lateinischen Stils von Ferdinand Hand.

(Schluſs.)

Die groſse Aengstlichkeit vor einer Vermischung beider veranlaſst bei ihm sogar zu häufige und bisweilen ermüdende Wiederholungen der Verwahrung, daſs dieses oder jenes *nicht im Gesichtskreise stilistischer Betrachtung liege*, daſs *in der Lehre des lateinischen Stils nur betrachtet werden könne, in wiefern die lateinische Sprache für Anwendung dieser oder jener Regel geeignet sei*, indem er doch bei nicht gar zu flüchtigen Lesern annehmen konnte, daſs sie das sich selbst sagen würden, zumal da er in der Einleit. §. 4. p. 11. klar und bestimmt die Gesichtspunkte folgendermaſsen fixirt hatte: „Die Theorie hat die Regeln der Anwendung der Sprachgesetze darzulegen. — Die Theorie des lateinischen Stils hat darzuthun, wie die Gesetze des Denkens im Lateinischen auf die diesem eigenthümliche Weise zur Anwendung kommen, — sie behandelt nur den anderwärts zu rhetorischen Zwecken zu verwendenden Sprachstoff, insofern sie nachweist, was im Lateinischen für die Erreichung einer richtigen und schönen Darstellung das Eigenthümliche ausmacht. — Sie wird zur Lehre für die Anwendung in unserer Zeit und für die Unterlegung moderner Gedanken." Vergl. auch p. 375. §. 2. Innerhalb dieser nothwendigen Grenzen hält sich der Verfasser, sich weder in grammatische oder lexikalische Untersuchungen einlassend, denn diese setzt die Stilistik als geschlossen voraus, noch sich in das Gebiet der Rhetorik verirrend, denn für diese bearbeitet jene nur den Stoff.

Nachdem in den beiden ersten Capiteln des 1. Buches von den Gesetzen der Sprachdarstellung und vom *Stil*, von der Bedeutung des Wortes und seinem Begriffe gesprochen, wobei wir zwar gerade die älteste Stelle, wo *stilus* auf die Sprachdarstellung angewendet sich findet, Ter. Andr. Prol. 12. *dissimili oratione sunt factae ac stilo*, und die Berücksichtigung des bei Quintilian mehrmals vorkommenden Gebrauches = *scriptum* ungern vermissen; handelt Hr. H. Cap. 3. *Von den Quellen* (d. h. von den Elementen) *des Stils*, welche in dreierlei bestehen: in Kenntniſs der eigenthümlichen Abstraktion in Bildung der Begriffe und Wörter und der grammatischen Gesetze; in Kenntniſs des Sprachgebrauchs, in welchem nicht Alles nach Ursachen und Gründen erklärt werden kann, und welcher groſsentheils nicht nach vorausgegangenen Regeln geschaffen wird, sondern diese selbst giebt und entscheidet; und 3tens in einer stilistischen Norm, die an dem Resultat einer als klassisch bezeichneten Zeit zu erkennen ist. Cap. 4. von S. 34—85 führt hierauf durch die Geschichte der latein. Sprache mit scharfer und sichrer Zeichnung, so daſs man bei jedem Federzuge das eigene gründliche Studium, die wirkliche Kenntniſs des behandelten Gegenstandes, und eine gesunde Abschätzung des Werthes des Einzelnen erkennt. Am meisten empfehlen wir der Beachtung die Kritik Ciceros als Sprachkünstlers. (p. 55—59.)

Das 2te Buch behandelt in 3 Capiteln die Lehren des lat. Stils in Bezug auf Correctheit, indem es mit der orthographischen Richtigkeit und Interpunktion beginnt, und mit der richtigen Wortstellung schlieſst. Ueberall strebt dabei der Verf. nach der Beförderung einer freieren Ansicht für den heutigen Gebrauch der Latinität, sowohl gegen engherzigen Ciceronianismus als gegen das regellose Taumeln durch alle Secula des lat. Sprachgebiets bis zur widerwärtigsten Barbarei, indem er auch dem späteren Sprachgebrauche sein Recht einräumt, so lange er den Sprachgesetzen gemäſs fortbildend verfährt, und für neue Begriffe neue Sprachformen schafft, nicht aus willkürlicher Neuerungssucht oder aus Bequemlichkeit und Nachläſsigkeit die Spra-

Digitized by Google

che umformt, oder mit überflüfsigem Wortplunder überschüttet. Den Charakter der lat. Sprache im Gegensatze der Deutschen zu bestimmen war hierbei die wichtigste Aufgabe, indem die Vermischung der beiderseitigen Anschauungs- und Vorstellungsweisen zu den häufigsten und am schwersten zu vermeidenden Fehlern führt. Diese Aufgabe wird im 2. Cap. (p. 119—234.) auf das Genügendste gelöst, welchen Abschnitt wir überhaupt als den lehrreichsten des ganzen Buches auszeichnen möchten. Die Haupttendenz des Vfs. geht dabei immer auf die Hervorhebung der concreten und unmittelbaren Anschauungsweise der lat. Sprache unsrer mehr abstrakten gegenüber. Obgleich wir uns hier fast in allem Einzelnen mit dem Verf. einverstanden erklären, und der vielfachen Belehrung freuen, die aus seinen Betrachtungen zu schöpfen ist, so können wir ihm doch p. 169. darin nicht beistimmen, dafs die richtige, dem Geist und Gebrauch der Sprache gemäfse Formung und Fügung der Sätze, wobei zugleich die Regelmäfsigkeit der Wortformen in Rücksicht kommt, *wichtiger* genannt wird, als die Kunst, das einzelne Wort in seiner Reinheit aufzufassen, und nach dem klassischen Sprachgebrauche auszuwählen. Dem natürlichen Entwicklungsprocesse gemäfs mufs freilich die grammatische Fügung der Wörter der Erkenntnifs des einzelnen Wortes als das Zweite einem Ersten folgen, aber weshalb ist gesagt *wichtiger?* Die Wichtigkeit können wir doch nur verstehen entweder in Bezug auf die Auffassung oder auf dasjenige, was der Zweck aller Darstellung ist, die Deutlichkeit, aber in diesen beiden Beziehungen können wir die Formung und Fügung der Sätze doch höchstens nur *eben so wichtig* nennen; ja was die Schwierigkeit betrifft, müssen wir es sogar für ungleich schwerer erklären, das einzelne Wort in seiner Reinheit und wahren Bedeutung und nach seinem Gebrauche aufzufassen, als die grammatischen Gesetze der Sprache zu erlernen, wie es auch die Praxis täglich bewährt. — Eben so wenig ist der Charakter der nachaugusteischen Zeit richtig bezeichnet, wenn es p. 149. heifst: „Als nach Augustus Zeit die Nüchternheit des Verstandes mit der Ueppigkeit einer spielenden Einbildungskraft vertauscht wurde, und die *Sentimentalität* vorherrschte etc."; womit p. 62. zu vergleichen ist, aber p. 95. im Widerspruche steht, an welcher Stelle gegen diejenigen gesprochen wird, welche der lat. Sprache die Möglichkeit einer gemüthvollen Darstellung absprechen, ohne zu berücksichtigen, was Innigkeit des Gemüths von *unklarer Sentimentalität* unterscheide. Hier scheint nämlich dem römischen Charakter jene überwiegende Potenz des Gefühls, welche wir mit Sentimentalität zu bezeichnen pflegen, abgesprochen zu werden, während in den beiden ersten diese Eigenschaft geradezu als charakteristisch für die nachaugusteische Periode angegeben wird. Es ist diese Untugend aber stets dem römischen Charakter fremd geblieben, denn Tiefe des Gemüths werden wir doch nicht mit diesem Epitheton einer verweichlichten Romantik bezeichnen wollen. Die *Subjectivität* wurde vorherrschend, und ihr Vorherrschen bildet allerdings das Charakteristische der genannten Periode, wonach alle einzelnen Erscheinungen derselben beurtheilt werden müssen, und wonach auch Hr. H. sie in der That beurtheilt, so dafs es sich hier eigentlich mehr um das Vergreifen des Ausdrucks als um eine unrichtige Ansicht von der Sache handelt.

Das 3te Capitel S. 234—348. handelt von den Gedankenverbindungen zur vollständigeren Darlegung des Urtheils, und welcher Mittel sich die latein. Sprache dazu bedient; es führt die Ueberschrift *Von der Klarheit*, als dem Haupterfordernisse aller Darstellung, welcher Tugend die Römer alles Uebrige unterordnen zu müssen glaubten, wenn man nicht den ganzen Zweck der Rede, verstanden zu werden, verfehlen wollte. Daher sagt der Verf. richtig p. 251. „Das Unbestimmte, Schwankende, Doppelsinnige kann geradehin als unrömisch benannt werden. Den Alten aber ward die Erreichung vollkommener Klarheit durch Besonnenheit möglich, mit welcher sie immer an Deutlichkeit des Denkens hielten." Deshalb wird es auch so schwierig, die Unklarheiten moderner Denkweise im Lateinischen auszudrücken, weil die gesunde Natur dieser Sprache, welche überall Bestimmtheit, Anschaulichkeit, Begreifbarkeit verlangt, sich spröde und widerspenstig gegen alle gehaltlosen Produkte eines trüben Denkens zeigt.

Was die einzelnen Theile dieses Capitels betrifft, so hätte von der *Angemessenheit* und von der *Bestimmtheit* des Ausdrucks nicht in zwei gesonderten Abschnitten gehandelt werden sollen; denn Bestimmtheit ist ja eben nur eine *concentrirte Angemessenheit*. Zu diesem Resultate scheint uns auch der Verf. von selbst zu gelangen, wenn er in dem Abschnitte von der Bestimmtheit gegen das Ende p. 262. sagt: „Dann ge

Digitized by Google

winnen wir einen sichern Takt, *welcher Maafs hält*, und nimmer den Grundsatz aufgiebt, dafs Deutlichkeit die erste Tugend der Darstellung sei."

Besondere Beachtung verdient hier, weil er das Eigenthümliche der römischen Auffassungsweise am treffendsten charakterisiren hilft, der p. 280 §. 51. beginnende Abschnitt: „*Von dem Gebrauche des tropischen Ausdrucks und insbesondre der Metaphern*". Wie weit die Macht der Phantasie in dem Gedankengebiete eines Volkes geht, lehrt uns am besten die Betrachtung der üblichen und zulässigen Uebertragungen aus dem geistigen ins sinnliche Gebiet und umgekehrt. *Wir* sprechen fast nie ohne Tropen, selbst in der gewöhnlichsten Redeweise, wenn wir sagen, dafs die Bäume ausschlagen, die Mühlen gehen u. dgl. in unzähliger Menge; aber die Nichtbeachtung derselben und die Unkenntnifs der römischen Vorstellungsweise hat gerade auf diesem Felde das meiste Irrige und Unrömische in dem neuern Latein hervorgebracht. „Die Alten verfolgten, sagt Herr Hand p. 283., einen hellen sichern Weg mit natürlichem Tacte, der weder zu viel wagte, noch gegen die Richtigkeit des Denkens fehlte. Dagegen war die Vernachlässigung der logischen Einstimmung und die Mischung disparater Bilder stets die Klippe, an welcher auch die besseren Stilisten neurer Zeit anstiefsen". Das gröfste Muster unter den Lateinern in der Festhaltung des Bildes ist Cicero, dessen Lectüre daher stets die beste Lehrmeisterinn für jegliche Stilistik sein wird, indem er mit einer unnachahmlichen Geschicklichkeit den Einklang der Darstellung bewahrt, und auch die fernsten Schwingungen der Rede harmonisch nachklingen läfst. Unter vielen Beispielen will Recensent nur auf ein ihm gerade gegenwärtiges aus der Rede p. Plancio. 7. aufmerksam machen, wo das Gleichnifs *si quando jactor in turba — quum ego ad Fabium fornicem impellor*, noch bis an das Ende des wieder eigentlich gewordenen Gedankens in den Worten *et ab eo, qui hos dimovit, potius quam ab iis, qui in te ipsum incubuerunt, te depulsum putas*, sich wiederspiegelt. Besonders naturgemäfs für den römischen Charakter und daher am häufigsten waren Bilder und Uebertragungen aus dem gerichtlichen und militärischen Leben, weil in diesen beiden Gebieten die römische Ideenwelt am liebsten und meisten weilte: vorzüglich aus dem letzteren, wovon schon die Plautinische Komödie zahlreiche Beweise giebt, wie in dem lebhaften Gespräche zwischen Periplectomenes und Palaestrio im Mil. glor. II, 2, 66: Viden' hostis tibi adesse tuoque tergo obsidium? etc. — Der letzte Abschnitt des Capitels über *richtige Wortstellung* 307 — 348., für welche der Verfasser ein dreifaches Princip und daher dreifaches Gesetz unterscheidet: das logische, das rhetorische und das rhythmische, enthält das Beste und Durchdachteste, was Recensent je darüber gelesen hat, wenn er auch hier wieder nicht allen Einzelnheiten beistimmen kann.

Das 3te Buch p. 348—477. giebt die Lehren des lateinischen Stils in Bezug auf Schönheit. Diese macht, nach dem Verfasser p. 349, das stilistische Product zu einem Werke der Kunst, für welches der Geschmak die Regel aufstellt; und p. 350 fährt er fort: „Cicero wird uns für den latein. Stil auch in dieser Beziehung als Muster erscheinen, da er der Darstellung Mannichfaltigkeit und Fülle, Schmuck und Wohlklang in einer vollkommenen Weise verliehen". Die latein. Sprache fordert aber ihre eignen Gesetze für die Schönheit der Darstellung: „Ihr Charakter, sagt Hr. H. p. 352, beruht in Ernst und Klarheit. Darum reicht sie für das Einfachere nicht blofs aus, sondern wirkt auf diesem Gebiete mit musterhafter Gediegenheit. Für die Bedürfnisse der Phantasie und des Gefühls gewährt sie geringere Befriedigung". — Einen Hauptgegenstand der Betrachtung macht in diesem Buche die in der lat. Sprache zur gröfsten Kunst und Vollkommenheit ausgebildete *Periode* aus. Man mufs indefs nicht den Irrthum mancher neueren Gelehrten theilen, die da wähnen, dafs lateinisch und periodisch schreiben identisch sei, und daher in jeder lateinischen Darstellung durchaus Perioden verlangen. Diese haben weder auf die lateinischen Autoren selbst, noch auf die Vorschriften der besten Lehrmeister des Stils unter den Lateinern, wie z. B. auf Quintilians Worte IX, 4, 126. *membratim plerumque narrabimus, aut ipsas periodos majoribus intervallis et velut laxioribus nodis resolvemus* gehörig geachtet. Die Bestimmung, was eigentlich eine Periode sei, ist von jeher schwankend und nur äufserlich aufgefafst worden; Hr. H. erklärt sich daher durch alle früheren Definitionen für nicht befriedigt (p. 391—93.), und wir glauben, dafs er es auch mit der neuerdings in

Digitized by Google

einem eignen Werke über den *Allgemeinen Mechanismus des Periodenbaus von J. A. Lehmann, Danzig* 1833. aufgestellten, und vom Professor Götzinger in den N. Jahrb. f. Phil. u. Paed. XIII, 4. 1835. gebilligten Ansicht nicht sein kann, „dafs nämlich Periode jeder Satz oder jede Satzverbindung sei, welcher oder welche ein für sich bestehendes Ganze ausmacht"; wonach auch ein einzelner Satz eine Periode bilden könnte. Hr. H. selbst äufsert sich über die Periode p. 392. so: „Periode ist gleich der Composition der Gruppen im Gemälde, die für den Zweck klarer Anschauung verbundene Menge von Satzgliedern, zu einem abgeschlossenen Ganzen geordnet, in welchem die Einheit eines harmonischen Mannigfaltigen zum Ausdruck des Schönen dient und daher unmittelbar durch sich, d. i. durch die Form gefällt." Man sieht es aber seinem Ringen nach Terminologien und seinem Haschen nach einem Bilde an, dafs ihm das Wesen der Periode noch nicht zum Begriffe geworden ist. Uns scheint überall da eine Periode zu sein, wo in der Sprache eine Verbindung einzelner Gedanken zu einer Einheit der Anschauung Statt findet.

Ein zweiter wichtiger Theil des 3ten Buches ist *die Lehre vom Wohllaut und Numerus*. „Allein nirgends ist der Weg unsichrer als hier," bemerkt p. 452. der Vf. „In Vielen zeigt sich das Ohr der Alten ganz anders gebildet als das unsrige, und was uns zu mifsfallen pflegt, galt jenen nicht selten als ein Gefälliges; in Vielen wird uns auch nicht möglich nachzukommen, da die Aussprache des Lateins durch mancherlei Einflüsse umgewandelt worden ist, und wir jetzt weder in der Accentuation der Wörter dem Alterthum folgen, noch die Laute der Buchstaben sicher kennen." So die Schwierigkeit dieser Lehre wohl begreifend behandelt er sie mit der gewohnten Sachkenntnifs und Verständigkeit, indem er nirgends mehr wissen und erforschen will, als uns jetzt möglich ist zu erkennen, ohne jedoch dabei zu übersehen, was für Aufschlüsse Aeltere oder Neuere darüber geben. Den Schlufs seiner Lehrsätze macht der *über die Leichtigkeit des Stils*, aus welchem wir folgende, gleichsam den Schlufsstein des Werkes ausmachende Endworte des §. 16. p. 475, herausheben: „Im Lateinischen erprobt sich die Meisterschaft, wenn der Gedanke vorwaltet und im Stande ist auch innerhalb der gesetzlichen Schranken sich frei zu bewegen, und an die Stelle der logischen Bündigkeit da, wo das Interesse erhöht wirkt, dasjenige treten läfst, was unmittelbar die geistigen Kräfte, sei es Einbildungskraft oder Gefühl in Anspruch nimmt." Es folgt zwar noch als Anhang ein methodischer Theil p. 477—489, der auch viele gute Winke für die Praxis, aber wenig Neues und mancherlei nicht recht Statthaftes enthält, worüber hier zu rechten der Ort nicht ist. Aber auch in dieser Zugabe bewährt sich die tüchtige, praktische Richtung und Besonnenheit des Verfs., die daher natürlich auch verlangt, „dafs ausgeschlossen bleibe eine modische Sprachphilosophie, welche die Sprache zu construiren meint, ohne der thatsachlichen Vorlage gewifs zu sein."

Die Bestimmung dieser Blätter erlaubt uns nur, diese allgemeine Charakteristik des Werkes zu geben; wir müssen daher übergehen, wie über einzelne Theile der Grammatik und Wortkunde gelegentliche Belehrungen ertheilt und neue Ansichten aufgestellt werden, z. B. über das Perf. Conjunct. p. 212 — 216, über die Ablat. absol. p. 185 u. 438, über den limitirenden Gebrauch von *quidam* p. 436 u. dgl. Auch enthalten wir uns einzelne Unrichtigkeiten oder zu grofse Subtilitäten zu besprechen: z. B. dafs p. 166. *agendum est* für ein substantivisches Gerundium erklärt wird; dafs p. 204 *quum* mit dem Conj. Imperf. immer aufser dem Zeitzusammenhange noch das innere Bedingtsein zweier Dinge berücksichtigt und hervorgehoben bezeichne; dafs p. 286. Cic. Verr. IV, 56, 125. in *gramineas hastas*, nach Zumpt *Lanzen von Bambusrohr*, ein individueller Witz liege; dafs p. 365 *asiaticum genus*, die von der Rhodischen Schule ausgehende Redeweise, *den asiatischen Provinzialdialekt* bezeichne: und noch einiges Unerhebliche.

Die Darstellungsweise des Verfs. ist bestimmt und gemessen; die Terminologien erinnern an die Kantische Schule; in den Auseinandersetzungen fehlt bisweilen Klarheit und Leichtigkeit, auch verfährt der logische Gedankengang hier und da etwas sprungweise, und die Gedankenverbindung ist nicht immer vollkommen motivirt. Im Einzelnen ist der Ausdruck bisweilen körnig nnd uneben, und erschwert das Verständnifs, so dafs in dieser Hinsicht der Verfasser seinen mit Recht von ihm hochgestellten Mustern und Lehrmeistern des lat. Stils, Cicero und Quintilian, nicht gleichgekommen ist, obgleich wir sonst sein Werk ein in jeder Hinsicht tüchtiges und lehrreiches nennen müssen.

E. Bonnell.

Digitized by Google

Jahrbücher

für

wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben

von der

Societät für wissenschaftliche Kritik

zu

Berlin.

April 1836.

Berlin,

Verlag von Duncker und Humblot.

1836.

Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Digitized by Google

Mitglieder und Mitarbeiter.

Abegg, in Breslau.
Abeken, in Osnabrück.
Albrecht, in Göttingen.
Aschbach, in Frankfurt a. M.
v. Baer, in Petersburg.
*Bartels.
Barthold, in Greifswald.
Baur, in Tübingen.
Bauer.
F. Benary.
A. Benary.
Bernhardy, in Halle.
Beseler, in Basel.
Bessel, in Königsberg in Pr.
Billroth, in Halle.
Binder, in Heidenheim.
*Boeckh.
v. Bohlen, in Königsberg in Pr.
Bonnell.
*Bopp.
v. Brandt.
Burmeister.
Capellmann, in Düsseldorf.
Carus, in Dresden.
Clarus, in Leipzig.
Damerow, in Greifswald.
Daub, in Heidelberg.
Dieterici.
Diez, in Bonn.
*Dirichlet.
Dirksen.
Dove.
Droysen.
Drumann, in Königsberg in Pr.
Ellendt, in Königsberg in Pr.
Encke.
Erdmann.
Ewald, in Göttingen.
v. Felgermann.
Feuerbach, in Erlangen.
Förstemann, in Halle.
Fr. Förster.
Fricke, in Hamburg.
Friedländer.
*Gabler.
*Gans.
Gerhard.
Gloger, in Breslau.
Glückselig, in Prag.
Goldfuss, in Bonn.
Göschel.
Göttling, in Jena.
Graff.
v. Griesheim.
v. Gruber, in Stralsund.
Haase, in Schulpforta.
v. d. Hagen.
Hagen II. in Königsberg in Pr.
*v. Henning.
*Heffter.
Heydemann.
Heyse.
Hiecke, in Zeitz.
Hinrichs, in Halle.
*Hirt.
Homeyer.
Hornschuch, in Greifswald.
*Hotho.
*Fr. Hufeland.
Hunger, in Erlangen.
Ideler.
J. Ideler.
Johannsen, in Copenhagen.
v. Karajan, in Wien.
Kleine, in Duisburg.
Klöden.
Kosegarten, in Greifswald.
Krüger, in Quedlinburg.
Kufahl.
Kühne, in Leipzig.
Lange.
G. Lange, in Worms.
Lappenberg, in Hamburg.
Lehmann.
Lehnerdt, in Königsberg in Pr.
Lehrs, in Königsberg in Pr.
Leo, in Halle.
Leupoldt, in Erlangen.
*Link.
Lisch, in Schwerin.
Lobeck, in Königsberg in Pr.
Lorinser, in Oppeln.
Lucas, in Königsberg in Pr.
*Marheineke.
Matthäi, in Verden.
Matthäi, in Göttingen.
Matthies, in Greifswald.
Mayer, in Bonn.
Meinicke, in Prenzlau.
F. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
G. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
H. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
Michelet.
Minding.
Mittermaier, in Heidelberg.
Mullach.
Mundt.
v. Müffling, in Münster.
Johannes Müller.
Müller.
Naumann, in Bonn.
Naumann, in Freiberg.
Nebenius, in Carlsruhe.
Nees v. Esenbeck, in Breslau.
Neue, in Dorpat.
Niethammer, in München.
Nöggerath, in Bonn.
Pelt, in Kiel.
Petermann.
Petersen, in Kreuznach.
v. Pfuel, in Neufchatel.
Phillips, in München.
Pinder.
Plafs, in Verden.
Pohl, in Breslau.
Pott, in Halle.
Purkinje, in Breslau.
Ranke, in Quedlinburg.
Ratzeburg.
v. Raumer, in Erlangen.
Rauter, in Strafsburg.
Reinganum.
v. Riese, in Bonn.
Carl Ritter.
Rosenkranz, in Königsberg.
Rötscher, in Bromberg.
Fr. Rückert, in Erlangen.
Rühle v. Lilienstern.
v. Rumohr, in Copenhagen.
Rust, in Speier.
Sachs.
Schmidt, in Erfurt.
Schmidt, in Bielefeld.
Schoell.
Schömann, in Greifswald.
Schön, in Breslau.
Schott.
Schubert, in Königsberg in Pr.
*Joh. Schulze.
*C. H. Schultz.
Sohncke, in Königsberg in Pr.
Spiker.
v. Stägemann.
Steffens.
Stern, in Göttingen.
Strauss, in Tübingen.
Streckfuss.
*Toelken.
Trendelenburg.
Uckert, in Gotha.
Ulrici, in Halle.
*Varnhagen v. Ense.
Vatke.
Voigt, in Königsberg in Pr.
Wachsmuth, in Leipzig.
Walter.
Weber, in Bremen.
Weifse, in Leipzig.
Wendt, in Göttingen.
Wendt, in Posen.
Wiegmann.
Wilda, in Halle.
*Wilken.
v. Willisen.
Wilmans.
Windischmann, in Bonn.
v. Winterfeld.
Witte, in Halle.
Wolff, in Wien.
*Zumpt.

Digitized by Google

Inhalt des April-Heftes.

Jahrbücher No. 61—80.

	Seite
Agassiz, Recherches sur les Poissons fossiles. Livraisons I—V. Neufchâtel, 1833—1835. — Bronn.	593
v. Baer, Untersuchungen über die Entwickelungsgeschichte der Fische nebst einem Anhange über die Schwimmblase. Leipzig, 1835. — Rathke.	633
Bericht an Seine Majestät den Kaiser über das Ministerium des öffentlichen Unterrichts für das Jahr 1834. St. Petersburg, 1835. — Dr. Joh. Schulze.	481
Die Sprüche des Bhartriharis aus dem Sanskrit metrisch übertragen von P. v. Bohlen. Hamburg, 1835. — K. R.	518
Dumas, Traité de chimie appliquée aux arts. Tome I—IV. — H. Buff.	565
Erdmann, Versuch einer wissenschaftlichen Darstellung der Geschichte der neuern Philosophie. Ersten Bandes erste Abtheilung. Darstellung und Kritik der Philosophie des Cartesius nebst einer Einleitung in die Geschichte der neuern Philosophie. Riga und Dorpat, 1834. — Feuerbach.	573
Fürst, Perlenschnüre aramäischer Gnomen und Lieder, oder aramäische Chrestomathie, mit Erläuterungen und Glossen. Leipzig, 1836. — M. Sachs.	535
Göschel, von den Beweisen für die Unsterblichkeit der menschlichen Seele im Lichte der speculativen Philosophie. Eine Ostergabe. Berlin, 1835. — Hinrichs.	497
Hase, Kirchengeschichte. Lehrbuch für academische Vorlesungen. Leipzig, 1834. — Hasse.	524
Hock, Cartesius und seine Gegner, ein Beitrag zur Charakteristik der philosophischen Bestrebungen unserer Zeit. Wien, 1835. — Feuerbach.	573
Gedichte von Nicolaus Lenau. Zweite, vermehrte Auflage. Stuttgart und Tübingen, 1835. — Mundt.	591
Osann, Beiträge zur griechischen und römischen Litteraturgeschichte. Erster Band. Darmstadt, 1835. — Petersen.	545
A History of Egyptian Mummies and an Account of the worship and enbalming of the sacred animals by the Egyptians; with remarks on the funeral ceremonies of the Canary islands, of the ancient Peruvians, Burman priests, etc. By Thom. Pettigrew. London, 1834. — Dr. Jul. Ludw. Ideler.	507
Études sur l'écriture, les hiéroglyphes et la langue de l'Égypte et sur l'inscription de Rosette, suivies d'un Essai sur la langue Punique par M. l'abbé comte de Robiano. Paris, 1834. — Dr. Jul. Ludw. Ideler.	507
Schadow, Polyklet, oder von den Maafsen des Menschen, nach dem Geschlecht und Alter, mit Angabe der wirklichen Naturgröfse nach dem rheinländischen Zollstocke. Berlin, 1834. — Carus.	580
Schadow, National-Physionomien oder Beobachtungen über den Unterschied der Gesichtszüge und die äufsere Gestaltung des menschlichen Kopfes in Umrissen bildlich dargestellt auf 29 Tafeln, als Fortsetzung des Polyklet. Berlin, 1835. — Carus.	581
Schmerling, Recherches sur les ossemens fossiles découvertes dans les cavernes de la province de Liége. 1ère partie 2e livr. et 2e partie 1ère livr. — Liége, 1833 et 1834. — Nöggerath.	541
Theremin, Abendstunden. Zweiter Band. Berlin, 1836. — Mundt.	621
Examen critique des principaux groupes hiéroglyphiques par A. Thilorier. Paris, 1832. — Dr. Jul. Ludw. Ideler.	507
Θουκυδίδου τοῦ Ὁλορου περὶ τοῦ Πελοποννησιακοῦ πολέμου βιβλία ὀκτώ. Histoire de la guerre du Peloponnèse, par Thucydide. Traduction française, par Ambr. Firmin Didot. Avec des observations, par M. de Brussy et Ambr. Firmin Didot. 4 Bände, jeder 2 Bücher des Thucydides enthaltend. Paris, 1833. — Poppo.	615
v. Winterfeld, Johannes Gabrieli und sein Zeitalter. Berlin, 1834. — Althaus.	603

Digitized by Google

Verzeichniss der neuen Bücher,

welche zur Jubilate-Messe 1836

im Verlage von

Duncker & Humblot in Berlin

erschienen sind.

Becker's, K F., Weltgeschichte. Siebente, verbesserte und vermehrte Ausgabe. Herausgegeben von J. W. Loebell. Mit den Fortsetzungen von J. Gf. Woltmann und K. A. Menzel. 14 Theile gr. 8., welche in 28 Lieferungen ausgegeben werden.

Jeden Monat, vom 1. Mai d. J. ab, erscheint eine Lieferung zu dem Preise von ⅓ Thlr.

Berlin u. Athen. Eine Zeitschrift. Herausgeg. von L. Rellstab. Jahrg. 1836. 1s u. 2s Quartal. gr. 4. Das Quartal 1⅓ Thlr.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern.

Dielitz, Th., Grundrifs der Weltgeschichte für Gymnasien und Realschulen. 8. . . . . ⅓ Thlr.

Dieterici, W., geschichtliche und statistische Nachrichten über die Universitäten im preufs. Staate. gr. 8. geh. 1⅓ Thlr.

Gaertner, G. F., Finium Culpae in jure criminali regundorum Prolusio. 8 maj. geh. . . . ⅓ Thlr.

Göschel, K. F., die siebenfältige Osterfrage. Zum Ostermorgen 1836. gr. 8. geh. . . . ⅝ Thlr.

Grattan, Th. C., Agnes von Mansfeld. Geschichtliche Novelle. Aus dem Englischen übersetzt. 3 Bde. gr. 12. 3⅓ Thlr.

Hegel's, G. W. F., Werke. Vollständige Ausgabe, durch einen Verein von Freunden des Verewigten: Ph. Marheineke, J. Schulze, Ed. Gans, Lp. v. Henning, H. Hotho, K. Michelet und F. Förster. 8te Lieferung oder Bd. XV. (Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie; herausgeg. v. K. L. Michelet. 3r Bd.) gr. 8.

Subscriptions-Preise für das Alphabet oder 24 Bogen,

bei Abnahme sämmtlicher Abtheilungen:

Druckpapier 1⅓ Thl.

Schreib-Velinpapier 2 Thlr.

bei Abnahme einzelner Abtheilungen:

Druckpapier 2 Thlr.

Die Ausgabe auf Schreib-Velinpapier wird nicht vereinzelt.

Hegel's, G. W. F., Vorles. über die Geschichte der Philosophie; herausgegeben von K. L. Michelet. 3 Bde. gr. 8. 10⅔ Thlr.

Nun complet erschienen.

Heinsius, Th., Teut, oder theoretisch-praktisches Lehrbuch der gesammten deutschen Sprachwissenschaft. Fünfte, durchaus verbesserte und vermehrte Ausgabe in 6 Bänden oder 12 Lieferungen. Lieferung 7. 8. (Bd. V., auch unter dem Titel: Stoff zu Ausarbeitungen, freien Vorträgen u. Reden, in einer Menge wissenschaftlich geordneter Aufgaben, Stilproben und Dispositionen. Ein Handbuch für Lehrer.) 8 Jede Lieferung ⅔ Thlr.

Helfft, J. J., encyklopädisches Wörterbuch der Landbaukunst für Cameralisten, Architekten, Bauhandwerker und das bautreibende Publikum. (In 2 Abtheilungen ausgegeben.) gr. 4. Subscriptions-Preis 3⅓ Thlr.

Herrmann, F., Lehrbuch der französ. Sprache für den Schul- u. Privat-Unterricht. Enthaltend: 1. Eine französisch-deutsche Grammatik der französischen Sprache, mit Uebungen zum Uebersetzen in's Deutsche und in's Französische. 2. Ein französisches Lesebuch mit Hinweisungen auf die Grammatik und Wörterverzeichnissen 3te, verbesserte Auflage. gr. 8 ⅔ Thlr.

Herrmann, Otto, der wahre Kinderfreund. Ein unterhaltendes und nützliches Lesebuch. Zur Förderung der häuslichen Erziehung bearbeitet. Mit 16 Bildern, entworfen und ausgeführt von Th. Hosemann. 8. geb. . 1⅓ Thlr.

Dasselbe, mit illum. Bildern. . 1⅔ Thlr.

Heussi, Jac., neues englisches Lesebuch, oder Sammlung prosaischer u. poetischer Aufsätze von den vorzüglichsten neueren englischen Schriftstellern, nebst einem Wörterverzeichnisse. Für Schulen und den Privatunterricht. 8. ⅝ Thlr.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik. Herausgegeben von der Societät für wissenschaftl. Kritik zu Berlin. Jahrgang 1836. 2 Bände. gr. 4. . . . 12 Thlr.

Irving, Th., die Eroberung Florida's unter Hernando de Soto. Aus dem Englischen übersetzt. 2 Bde. gr. 12. geh. 3 Thlr.

Monhaupt, Gen.-Lieut., über den Gebrauch der reitenden Artillerie. gr. 12. geh. . . . . ⅔ Thlr.

Pischon, F. A., Leitfaden zur Geschichte der deutschen Literatur. 3te, vermehrte Auflage. gr. 8. . ⅓ Thlr.

Pischon, F. A, Leitfaden zur allgem. Geschichte der Völker u. Staaten. Dritter Theil: Geschichte d. neuern Zeit. gr. 8. ⅔ Thlr.

Programm der Königl. Akademie des Landbaues zu Möglin. gr. 8. geh. . . . . ⅛ Thlr.

Schinkel's Möbel-Entwürfe, welche bei Einrichtung prinzlicher Wohnungen während der letzten zehn Jahre in Berlin ausgeführt wurden. Herausgegeben von Ludw. Lohde. 3s Heft. Royal in plano. . . . . 2⅔ Thlr.

Theremin, Fr., Abendstunden. 2ter Bd. 8. geb. 1⅓ Thlr.

Theremin, Fr., über die deutschen Universitäten. Ein Gespräch. gr. 8. geh. . . . . ⅓ Thlr.

Varnhagen von Ense, K. A., Leben des Generals Hans Karl von Winterfeldt. Mit Winterfeldt's Bildnisse. 8. 1⅓ Thlr.

Wackernagel, K. E. P., Auswahl deutscher Gedichte für höhere Schulen. Zweite, sehr vermehrte Ausgabe. gr. 8. 1⅔ Thlr.

Wolff, F., die beschreibende Geometrie und ihre Anwendungen. Leitfaden für den Unterricht am Königl. Gewerbe-Institut. Erster Theil: die Projectionslehre und die beschreibende Geometrie. Mit 43 Figurentaf. gr. 8. geb. . 3⅓ Thlr.

Zeitung, literarische. Herausgegeben in Verbindung mit mehreren Gelehrten von Dr. Karl Büchner. Jahrg. 1836. gr. 4. 2⅔ Thlr.

Zu Johanni werden erscheinen:

Alexis, Will., neue Novellen. 2 Bände. 8.

Kalisch, E. W., deutsches Lesebuch für mittlere Schul-Classen. In 3 Abtheilungen. Erste Abtheilung. 8. . ⅓ Thlr.

Loebell, J. W., Reisebriefe aus Belgien. Nebst einigen Studien zur Politik, Geschichte und Kunst. 8. geh.

Ranke, L., Fürsten und Völker von Süd-Europa im 16. u. 17ten Jahrhundert. Vornehmlich aus ungedruckten Gesandtschaftsberichten. Dritter u. vierter Band. Auch unter dem Titel:

Ranke, L., die römischen Päpste, ihre Kirche und ihr Staat im 16. und 17ten Jahrhundert. Zweiter und dritter Bd. gr. 8.

Stüwe, F., die Handelszüge der Araber unter den Abbassiden durch Africa, Asien u. Ost-Europa. Eine von der Königl. Gesellschaft der Wissenschaft. zu Götting. gekrönte Preisschrift gr. 8.

Taschenbuch, deutsches, auf das Jahr 1837. Mit Beiträgen von Will. Alexis, Jos. Frhn. v. Eichendorff, E. Ferrand, Franz Frhrn. v. Gaudy, O. F. Gruppe, A. Kopisch, Th. Mundt, L. Rellstab, H. Stieglitz u. A., herausgegeben von Karl Büchner. Mit 1 Portrait u. 4 Abbildungen neuerer Meisterwerke der Bau-, Bildhauer- und Malerkunst. 16. geb. 2 Thlr.

Gedruckt in Berlin bei J. F. Starcke.

Digitized by Google

№ 61.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1836.

L.

***Bericht an Seine Majestät den Kaiser über das Ministerium des öffentlichen Unterrichts für das Jahr* 1834. *St. Petersburg*, 1835. 165 *S. gr.* 8.**

Der vorliegende Bericht des Ministers des öffentlichen Unterrichts, Herrn von Ouwaroff, gewährt die erfreuliche Ueberzeugung, dafs im russischen Reiche die allgemeine Bildung zwar langsam aber nach sicherm Gesetze fortschreitet, und die Sorge für dieselbe von der Weisheit Sr. Majestät des Kaisers der Leitung eines Mannes anvertraut ist, welcher die grofsen Schwierigkeiten der seinem Ministerium gestellten Aufgabe und die Bedürfnisse seines Vaterlandes richtig würdigt, und mit einer ausgezeichneten klassischen Bildung und einer wohl begründeten Achtung für die Wissenschaft und den Lehrstand Muth, Thatkraft und Ausdauer verbindet.

Mehr als dreifsig allgemeine Verfügungen sind von dem Ministerium des öffentlichen Unterrichts im Jahre 1834 erlassen. Schon aus dieser bedeutenden Zahl kann jeder, der die ungemeinen Schwierigkeiten kennt, denen solche allgemeine Verfügungen unterliegen, auf ein besonders reges Leben in diesem Zweige der öffentlichen Verwaltung schliefsen. Der nähere Inhalt dieser allgemeinen Verfügungen, so weit er sich aus dem vorliegenden Berichte beurtheilen läfst, zeugt von ihrer Zweckmäfsigkeit und eben so sehr von der redlichen Absicht der Regierung, durch wohl eingerichtete Lehranstalten und angemessene Gesetze die geistige Bildung zu fördern, als von ihrer väterlichen Sorgfalt für den Lehrstand selbst. Zum Beweise möge nur Folgendes dienen. Um nach Möglichkeit zur Verbreitung allgemeiner Bildung beizutragen, ist auch den bereits im Dienste stehenden Beamten gestattet, mit Genehmigung ihrer Behörde und nachdem sie eine vorläufige Prüfung bestanden, den Universitäts-Kursen beizuwohnen. Eine ähnliche Vergünstigung ist denen geworden, welche schon früher Medicin studirt haben und sich in den ärztlichen Wissenschaften zu vervollkommnen wünschen. Den Zöglingen des Kaiserlichen Lyceums zu Zarskoje-Selo ist nach Beendigung des dortigen Lehr-Kursus und nach ihrer Beförderung zu einem Klassen-Range die Erlaubnifs ertheilt, Behufs ihrer wissenschaftlichen Vervollkommnung in dem Zweige des Civildienstes, für den sich ein jeder bestimmt hat, die Vorlesungen auf der St. Petersburger Universität zu besuchen. Zur Förderung einer gründlichen Gymnasial-Bildung sind für alle diejenigen, welche Behufs ihrer Aufnahme in die erste und zweite Amtsklasse der Civilbeamten eine Universität besuchen wollen, neue und strenge Prüfungen angeordnet. Denen, welche, um sich zu Architekten auszubilden, in die Kaiserliche Akademie der Künste einzutreten wünschen, ist als Bedingung ein genügender Ausweis über ihre Gymnasialbildung gestellt und hiernach sind die Schuldirektionen mit der erforderlichen Anweisung versehen. In Anerkennung, dafs das Gedeihen der Lehranstalten hauptsächlich von der Tüchtigkeit ihrer Direktoren abhängt, ist über die bei der Wahl derselben zu beobachtende Vorsicht und Strenge eine ausführliche Verfügung an die Vorsteher sämmtlicher Lehrbezirke gerichtet. — Aus der Reihe der allgemeinen Verfügungen, welche sich näher auf die äufsern Verhältnisse der Schulen und ihrer Lehrer beziehen, genüge Folgendes. Damit den bisher bemerkten Uebelständen in der Rechnungsführung bei sämmtlichen von dem Ministerium des öffentlichen Unterrichts abhängigen Behörden begegnet werde, ist eine genaue Anweisung erlassen, in welcher nicht allein die ganze Ordnung in der Rechnungsführung, sondern auch die Berechtigung und Verpflichtung jeder Behörde und jedes einzelnen Beamten in Hinsicht des Empfangs der

Digitized by Google

Aufbewahrung und der Verausgabung der Gelder für die Lehranstalten auseinandergesetzt ist; überdies ist bei jeder Schuldirektion ein besonderer Buchhalter mit einer jährlichen Besoldung von 500 Rubeln angestellt. — Um den Vorstehern eines jeden Lehrbezirks in der Aufsicht über die Schulgebäude die erforderliche Erleichterung zu verschaffen, ist ihnen ein besonderer Architekt mit einer jährlichen Besoldung von 1000 Rubeln beigegeben. — Die im russischen Reiche schon längst bestehenden sehr liberalen Verordnungen in Betreff der den Lehrern an Universitäten, Lyceen, Gymnasien und Kreisschulen gebührenden Pensionen und der ihren hinterlassenen Familien zu gewährenden Unterstützungsgelder sind auch auf die Religionslehrer geistlichen Standes aller christlichen Konfessionen an den Lehranstalten des Ministeriums ausgedehnt. Ferner ist den Direktoren und Lehrern der Gymnasien und Kreisschulen, welche sich durch einen 25jährigen Dienst den Anspruch auf die volle Pension erworben haben, für jeden Zeitraum von 5 Jahren, wo sie ihren Dienst mit Eifer fortsetzen, noch ein Fünftheil ihrer vollen Pension als Zulage gesichert. Während es selbst in manchem deutschen Staate noch bis jetzt eben so sehr an gesetzlichen Bestimmungen über die den Lehrern an den Universitäten und Gymnasien gebührenden Pensionen als an den hierzu erforderlichen Fonds mangelt, hat das Ministerium des öffentlichen Unterrichts in Rufsland sich nach reiflicher Erwägung mit Vorstellungen an den Reichsrath und den Minister-Comité gewandt, um zu bewirken, dafs die gesetzliche Bestimmung von Pensionen auch auf die Lehrer an Pfarr- oder Elementarschulen in Anwendung komme.

Je weniger die bis jetzt vorhandene Zahl der von der russischen Regierung unterhaltenen Schulen dem wirklichen Bedürfnisse entspricht, um so näher lag für das Ministerium des öffentlichen Unterrichts die Veranlassung, den Privat-Pensionen und Schulen eine erhöhte Aufmerksamkeit zu widmen, sie einer ununterbrochenen sorgfältigen und strengen Aufsicht, und ihre Vorsteher und Lehrer angemessenen Prüfungen zu unterwerfen. In den Residenzen ward diese Aufsicht besonderen zu diesem Geschäfte ernannten Inspektoren, in den Gouvernements den Schuldirektoren übertragen. Ohne die gesetzlich vorgeschriebenen Zeugnisse ward es Keinem weiter gestattet, eine Privat-Pension oder Schule fortzusetzen oder neu zu errichten, oder auch nur in solchen Privat-Lehranstalten Stunden zu geben. Auf den Grund der von den Inspektoren und Schuldirektoren an das Ministerium des öffentlichen Unterrichts vorschriftsmäfsig eingesandten Berichte wurden die Privat-Anstalten, welche ihren Zweck nicht erreichten, geschlossen, andere nach den Bemerkungen der Inspektoren wesentlich verbessert, und endlich einige, welche sich vor den übrigen auszeichneten, in den Zeitungen, als vorzugsweise das Vertrauen des Publikums verdienend, öffentlich bekannt gemacht. Nach der Analogie der bestehenden öffentlichen Lehr-Anstalten, und zwar der Gymnasien, der Kreis- und der Pfarr-Schulen wurden alle Privat-Pensionen für Knaben in drei Klassen getheilt, und nicht weniger ward den Privat-Lehr-Anstalten für das weibliche Geschlecht eine den verschiedenen Graden ihres innern Werths entsprechende Klasse angewiesen. Diese und ähnliche Verfügungen hatten zum Zweck, die Erziehung der Jugend in den Privat-Pensionen und Schulen der Erziehung in den von der Regierung begründeten Lehr-Anstalten anzunähern oder vielmehr beide in Eins zu verschmelzen. Des regierenden Kaisers Majestät blieben aber nicht blofs bei der Sorge für die Jugendbildung in Privat-Lehr-Anstalten stehen, sondern befahlen aus Allerhöchsteigener Bewegung, damit für immer eine Verbindung auch der häuslichen Erziehung mit der öffentlichen im russischen Reiche begründet werde, dem Minister des öffentlichen Unterrichts, eine Verordnung zu entwerfen, kraft deren von der einen Seite die Personen, welche sich mit Ehre und Nutzen dem Unterrichte und der Erziehung der Jugend in Privathäusern widmen, zur Zahl der wirklichen Staatsdiener gerechnet, von der andern Seite aber die Verpflichtungen derselben gegen die Regierung zur Ausgleichung der ihnen zu verleihenden Rechte und Privilegien bestimmt werden sollten. Diesem Befehle gemäfs ward durch das Ministerium des öffentlichen Unterrichts unter dem 1sten Julius 1834 eine ausführliche Verordnung erlassen, welche die Verhältnisse der häuslichen Erzieher, Lehrer und Lehrerinnen zum Staate feststellt, ihnen gegen ansehnliche Rechte und Privilegien eine entsprechende Verantwortlichkeit auferlegt, und zum ersten Male in gesetzlicher Form die Wahrheit geltend macht, dafs die Erziehung der Jugend, wo sie auch vollbracht werde, sei es in einer öffentlichen oder Privat-Anstalt oder im älterlichen Hause, wenn sie nur der

Digitized by Google

gegebenen Richtung folgend nach einem und demselben Ziele hinstrebt, ein gemeinschaftliches unzertrennbares Ganzes bildet und eben deshalb als eine einzige grofse Angelegenheit des Staats, welche dem Herzen Aller nahe liegt, betrachtet und behandelt werden mufs. Die Neuheit dieses merkwürdigen Gesetzes, welches der Jugend-Erziehung in den älterlichen Häusern eine feste Grundlage giebt und das Geschäft der häuslichen Erzieher, Lehrer und Lehrerinnen zu einem Staats-Amte erhebt, machte mehrere nähere Bestimmungen nothwendig, unter denen sich auch eine Verordnung befindet, welche dem Ministerium des öffentlichen Unterrichts einen Unterstützungs-Fond von 50,000 Rubeln für Privaterzieher und Hauslehrer und deren Familien überweist.

Wenden wir uns von den allgemeinen im Jahre 1834 ergangenen Verfügungen in Betreff des öffentlichen Unterrichts zur Betrachtung des Zustandes seiner einzelnen Theile und der zu ihrer Verbesserung ergriffenen Maafsregeln: so treten uns auch hier vielfältige Beweise eines erfreulichen Fortschrittes entgegen, welcher durch die grofsartige Munificenz und die persönliche Theilnahme, deren Seine Majestät der Kaiser die Lehr-Anstalten zu würdigen fortfährt, wie durch den werkthätigen Eifer Seiner Staatsdiener und durch das lebendige Interesse herbeigeführt ward, das sich für diese hochwichtige Angelegenheit unter allen Ständen zu regen beginnt. In den 10 Lehrbezirken des Reichs sind auf Kosten der Gemeinden oder durch freiwillige Beiträge von Privaten 78 Volks- und Parochial-Schulen neu gegründet; hiervon kommen 43 auf den Charkowschen und 31 auf den Weifsreufsischen Lehrbezirk. Die Zahl sämmtlicher Volks- und Parochial-Schulen des Reichs ist dadurch auf 661 gestiegen. Ueber die Zahl und den Zustand der Seminarien zur Bildung von Volks-Schullehrern giebt der vorliegende Bericht keine nähere Auskunft, und für diese Anstalten, von deren zweckmäfsiger Einrichtung überall und zunächst jeder Fortschritt im Volks-Schulwesen bedingt ist, scheint noch nicht hinreichend gesorgt zu sein. Nur zu Witebsk im Weifsreufsischen Lehrbezirk ist ein solches Seminar gegründet. Auch wurden am Gymnasium in Cherson im Odessaschen Lehrbezirke fünf Zöglingen aus der Zahl der armen Schulbeamten der freie Unterhalt unter der Bedingung zugesichert, dafs sie wenigstens 6 Jahre beim öffentlichen Unterrichts-Wesen dienen müssen. Behufs der Bildung von Lehrern in den Gegenden jenseits des Kaukasus und für die Schulen Sibiriens ward beschlossen, auf Kosten des Staats fünf Zöglingen des Gymnasiums in Tiflis den Besuch russischer Universitäten möglich zu machen, und einige Sibirier auf die Universität in Kasan zu senden. Die Opfer, welche Gemeinden und einzelne Einwohner zur Verbesserung der Volksschulen darbrachten, sind so bedeutend und so bezeichnend für die Gesinnung der Geber, dafs wenigstens einige dieser freiwilligen Darbringungen auch hier Erwähnung verdienen. Um in dem Ishemkischen Flecken im Mesenschen Kreise, den selbst der Bericht einen halbwilden nennt, eine Schule zu gründen, brachten die Sirjanen 14,645 Rubel zusammen, und der Bauer Anuphriew machte sich aufserdem, dafs er die Schule zwei Jahre erhalten wollte, verbindlich, zur Anlegung eines stehenden Fonds für dieselbe einen Beitrag von 1500 Rubeln in 5 Jahren zu leisten und ferner noch 1500 Rubel zum Aufbau des Schulhauses zu geben. In Lialsk bestimmte der Kaufmann Plüfsnin zur Gründung einer Parochial-Schule ein für alle Mal 10,000 Rubel, und überliefs zur Behausung derselben auf 3 Jahre seine Wohnung nebst der nöthigen Feurung. Die Kaufmannschaft in Moskau stiftete auf ihre Kosten eine Schule für 50 arme und verwaiste Kinder und die Fabrikanten Prokophiew errichteten aus eigenen Mitteln eine Gewerbschule für arme Bürgersöhne. Der Kaufmann Barykin in Simbirsk brachte zum Aufbau eines Hauses für die Parochial-Schule ein Geschenk von 5700 Rubeln, und zur Anschaffung von Lehrbüchern 300 Rubel dar. In Odessa wurden zur Gründung von Parochial-Schulen in den Vorstädten und in der Umgegend jährlich 6500 Rubel aus den Kommunal-Einkünften gewährt. Für die Kreis- und Parochial-Schule in Irkutzk brachte der Hofrath Ponomarew eine jährliche Gabe von 6000 Rubeln dar und machte sich überdies anheischig, zur Aufmunterung der Schüler in den dortigen Lehr-Anstalten zehn Jahre nach einander jährlich 500 Rubel beizutragen. — Des näheren Verhältnisses der Kirche zu den Volks-Schulen und einer wohlthätigen Wirksamkeit jener auf diese mittelst der Geistlichen geschieht in dem vorliegenden Berichte keine Erwähnung. —

Die Zahl der Kreis-Schulen, welche die in den Elementar-Schulen zu erlangenden Kenntnisse voraus-

Digitized by Google

setzen, und die weitere Ausbildung des Bürgers bezwecken, betrug am Schlusse des Jahrs 1834 schon 410; sie hat sich, nachdem 5 Kreis-Schulen im Weifsreufsischen Bezirke bei der allgemeinen Reorganisation der dortigen Lehr-Anstalten zu Gymnasien erhoben worden, im Vergleiche mit der Zahl derselben im Jahre 1833 nur um 4 vermehrt. Auf den Bau und Ankauf von Häusern für einige Kreis-Schulen ist, wenn man die im Berichte zerstreuten Angaben zusammenstellt, im Jahre 1834 die Summe von etwa 119,642 Rubeln aus den Mitteln der betreffenden Schulen und aus Staats-Fonds verwandt. Mit der Wwedenskischen Kreis-Schule im St. Petersburger Lehr-Bezirk ist zur Gewährung freien Unterhalts für 30 Kinder von Kanzleidienern und für 10 Zöglinge des Waisenhauses eine Pensions-Anstalt verbunden; auch in der adeligen Kreis-Schule zu Nowogrudok ward auf Kosten der dortigen Gutsbesitzer, so wie in der Kreis-Schule zu Kologriw eine Pensions-Anstalt errichtet. In Hinsicht der Lehrgegenstände ist nur hervorzuheben, dafs bei der Kreis-Schule in Kronstadt der Unterricht in der deutschen und englischen Sprache wieder eingeführt, und bei der zu Jekaterinburg Supplementar-Kurse für die Grundlehren der Handelswissenschaften, der Mineralogie und Geognosie, so wie für die Anfangsgründe der deutschen und französischen Sprache eingerichtet sind. Die Bemühungen der Regierung zur Verbesserung der Kreis-Schulen wurden durch die lebendige Theilnahme von Gemeinden und Privaten nicht wenig gefördert. Aus freiem Antriebe liefsen die Einwohner von Chwalynsk und Nowgrod-Wolynsk für die dortigen Kreis-Schulen geräumige Häuser erbauen, und die städtische Gemeinde in Odessa sicherte der dortigen Kreis-Schule eine jährliche Beisteuer von 5000 Rubeln. Der Honorar-Inspektor Fugarow zu Alexandria schenkte der dortigen Kreisschule mehr als 11,000 Rubel; der Kaufmann Tschernischew verpflichtete sich, für die Kreis-Schule in der Stadt Kologriw ein geräumiges Haus erbauen zu lassen und die Anstalt mit allen Bedürfnissen zu versehen. Der Kreis-Schule in Nowosybkow ward durch den Honorar-Inspektor Borosdua, und der in Sergatsch durch den Zunftgenossen Krylow ein Haus geschenkt. Zu gleichem Zwecke gab für die Kreis-Schule in Kasan der Kollegien-Sekretair Naryschkin 15000 Rubel, und für die in Klin der Hofr. Jaroslawow 7000 Rubel.

Die Gesammt-Zahl der Gymnasien im russischen Reiche, welche im Jahre 1833 schon 65 betrug, ist im Jahre 1834 nicht gewachsen. Indessen ist in Kiew die Gründung eines zweiten, und in St. Petersburg die eines vierten Gymnasiums eingeleitet. Zur Unterhaltung des letzteren ist aus Staats-Fonds die Summe von 31,720 Rubeln jährlich bewilligt, und zum Wohngebäude desselben ein der Universität gehöriges Haus überwiesen. Aus einem von dem Kaufmann Larin dargebrachten Kapitale sind die Zinsen von 400,000 Rubeln zur Unterhaltung einer mit dem Gymnasium zu verbindenden Pension für adelige und bürgerliche Söhne, und zum Ankaufe eines für diese Pension nöthigen Gebäudes 120,000 Rubel bestimmt. Zur Unterhaltung eines in Odessa neu zu gründenden Gymnasiums wurden von Sr. Majestät dem Kaiser von den Krimmisch-Tatarischen Abgaben 5000 Rubel und von dem zehnprocentigen Bessarabischen Kapital 7650 Rubel jährlich bewilligt. Bei den Gymnasien in Nowgorod, Wologda, Jaroslaw, Kaluga, Wladimir, Orel, Poltawa, Tsernigow, Nischny-Nowgorod, Saratow, Kiew, Kischinew, Grodno und Wilna wurden Pensions-Anstalten für adelige Zöglinge errichtet, und zur Ehre des Adels sei es bemerkt, dafs er die höchst bedeutenden Kosten, welche die Gründung solcher Pensions-Anstalten und die Unterhaltung von 20 und mehr unbemittelten adeligen Zöglingen in denselben verursacht, freiwillig aus eigenen Mitteln gewährt hat. Hinter solchen neuen und grofsen Opfern, welche der russische Adel in Einem Jahre gebracht hat, um seinen Söhnen eine gründliche Gymnasialbildung auch für die Zukunft zu sichern, ist die Regierung nicht zurückgeblieben. Auf ausdrücklichen Befehl Sr. Majestät des Kaisers, welcher den Gymnasien eine besondere Aufmerksamkeit widmet, und in Einem Jahre 8 derselben Seines persönlichen Besuchs würdigte, sind den Pensions-Anstalten der Gymnasien zu Grodno, Wilna, Kiew und Kischinew 10, 20, ja 30 Kron-Zöglinge zugewiesen, welche sieben Jahre hindurch auf Kosten des Staats mit einem jährlichen Aufwande von 175, 250, 500 und mehr Silber-Rubel für einen jeden unterhalten werden, um sich nach Vollendung ihres Gymnasial-Kursus auf russischen Universitäten zum Lehramte oder zu andern Kronämtern vorzubereiten.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 62.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1836.

Bericht an Seine Majestät den Kaiser über das Ministerium des öffentlichen Unterrichts für das Jahr 1834.

(Schlufs.)

Ein jährlicher Zuschufs von 9200 Rubeln aus Staats-Fonds ist für das Gymnasium in Kasan erforderlich geworden, um der dortigen Jugend einen gründlichen Unterricht in der arabischen, persischen, tatarischen, türkischen und mongolischen Sprache zu verschaffen, und sie dadurch zur Anstellung in Aemtern zu befähigen, für welche die Kenntnifs dieser Sprachen unentbehrlich ist. Am Gymnasium in Kischniew sind für die neugriechische und moldauische Sprache neue Unterrichts-Klassen; am Gymnasium in Mitau mit einem jährlichen Kosten-Aufwande von 1890 Silber-Rubeln, und 1750 Rubeln in Assignaten, zwei forstwissenschaftliche Klassen; am Gymnasium in Kiew drei neue Lehrstellen, und bei mehreren Gymnasien besondere Lehrstellen für den Religions-Unterricht der römisch-katholischen Schulen mit einer jährlichen Besoldung von 1000 Rubeln, welche auch die Religions-Lehrer der griechisch-russischen Konfession beziehen, aus Staats-Fonds gegründet. Zur Verbreitung der Kenntnifs des Russischen auch in den Gouvernements, wo dasselbe nicht Volkssprache ist, sind sehr wirksame Maafsregeln ergriffen, und nicht nur bei den Gymnasien und Kreis-Schulen, sondern selbst bei Pfarr-Schulen Lehrer der russischen Sprache auf Kosten des Staats angestellt, und den Zöglingen der Gymnasien, welche sich nach Beendigung ihres Kursus durch Kenntnifs und Fertigkeit in der russischen Sprache auszeichnen, ist das Recht verliehen, bei ihrem Eintritt in den Civildienst den Rang der 14ten Klasse zu erhalten. Die Unterrichtsgegenstände sind in sämmtlichen Gymnasien durch das allgemeine Schul-Organisations-Gesetz vom Jahre 1828 bestimmt, und wurden überall, wie aus den Berichten über die regelmäfsig abgehaltenen Revisionen und Prüfungen hervorging, in der vorgeschriebenen Stufenfolge und Vollständigkeit gelehrt; für Anschaffung der nöthigen Lehr-Mittel ward überall mit Freigebigkeit gesorgt; die mechanische Unterrichts-Methode, welche früher in den meisten Gymnasien herrschte, wich allmählig dem Systeme der Entwickelung der Fähigkeiten, und mit den sichtbaren Fortschritten der Schüler wuchs auch in den verschiedenen Gouvernements die Achtung und das Vertrauen des Publikums zu den Gymnasien. Zur Bildung der künftigen Lehrer für Gymnasien und Kreis-Schulen dient das pädagogische Haupt-Institut in St. Petersburg, von Sr. Majestät dem Kaiser im Jahre 1828 in der grofsartigen Absicht gegründet, den russischen Staat auch in Hinsicht der geistigen Kultur so viel als möglich unabhängig zu machen. In dieser reich dotirten Anstalt, welche 45 Beamte und Lehrer zählte, befanden sich 144 Zöglinge, die auf Kosten des Staats frei unterhalten wurden. Welche bedeutende Mittel diesem Institute zu Gebote stehen, geht schon daraus hervor, dafs es möglich war, aus denselben während des Jahrs 1834 zur Vermehrung der Bibliothek mehr als 16,000 Rubel, zur Vervollständigung des mathematisch-physikalischen Cabinets 4620 Rubel, und zum Ankaufe einer zoologischen und mineralogischen Sammlung 4000 Rubel anzuweisen.

Zu den 3 Lyceen und 5 Universitäten, welche das russische Reich schon früher besafs, ist im Jahre 1834 die neugestiftete Universität in Kiew hinzugekommen. Bedeutungsvoll fand ihre Eröffnung am 15ten Julius, dem Tage der Gedächtnifs-Feier des heiligen Wladimir statt. Ihre jährliche Einnahme beträgt 249,304 Rubel 64 Kop., wovon 122,700 Rubel aus der Reichs-Rentenei und 126,604 Rubel 64 Kop. aus den Einkünften des ehemaligen Wolhynischen Lyceums, aus den Zinsen eines von dem Adel des Gouvernements

Digitized by Google

Kiew dargebrachten Kapitals und aus den jährlichen Beiträgen des Kapitels der K. K. Orden fliefsen. Nachdem der Platz zur Aufführung der Gebäude der neuen Universität in der Nähe der goldenen Thore der alten Starokiewschen Festung bestimmt war, wurde für die Entwerfung der Pläne und die Ausführung der Façaden ein Concurs unter allen im Fache der Architektur bekannten russischen Künstlern eröffnet. Die für den Bau dieser Gebäude früher bestimmte und nicht ausreichende Summe von 500,000 Rubeln erhöhte des Kaisers Majestät noch um 209,508 Rubel Silber und 3522 Rubel Assign. und genehmigte ferner zu diesem Zwecke die Verwendung der sich bei dem allgemeinen Educations-Fonds ergebenden Ueberschüsse, welche bis zum Jahre 1834 die Summe von 238,585 Rubeln 56¾ Kop. erreichten. Der General-Major a. D. Begitschew bethätigte der neuen Universität dadurch seine Theilnahme, dafs er ihr sein Haus in Kiew mit Nebengebäuden und einem grofsen freien Platze zum Geschenk darbrachte. Die Bibliothek und übrigen Lehrmittel der aufgehobenen Universität Wilna nebst einer aus etwa 18,270 Münzen bestehenden Sammlung des vormaligen Wolhynischen Lyceums wurden der St. Wladimirs-Universität überwiesen. Die Zahl der Studirenden in Kiew betrug nur 62, und da mit Grund anzunehmen ist, dafs sich unter dieser Zahl noch die 50 Kron-Zöglinge befanden, welche nach dem Statut vom 6ten Januar 1834 für die St. Wladimir-Universität auf Kosten der Regierung gebildet werden, so bleiben nur 12 Studirende übrig, welche sich aus eigenen Mitteln auf der neuen Universität unterhielten. Die Zahl der Studirenden auf sämmtlichen Lyceen und Universitäten des Reichs, mit Ausschlusse der Zöglinge des oben gedachten pädagogischen Haupt-Instituts, belief sich im Jahre 1834 nur auf 2504 und hat sich gegen das Jahr 1833 um 85 vermindert, während die Zahl der Lehrer und Beamten an derselben um 39 gewachsen ist. Wäre es überhaupt zuläfsig, bei den Universitäten und ähnlichen höheren Unterrichts-Anstalten die Zahl der Lehrer und den Betrag des für sie zu machenden Aufwandes nach der zufälligen Zahl der Studirenden zu berechnen und abzumessen: so würde sich für die russischen Universitäten und Lyceen, welche im Jahre 1834 bei 2504 Studirenden 529 Lehrer und Beamte hatten, nach der Ansicht derer, die solchen Berechnungen einen Werth beilegen, ein wenig günstiges Verhältnifs herausstellen.

Der Universität in Dorpat, welche bei 68 Lehrern und Beamten 524 Studirende zählte, und alle übrigen russischen Universitäten an Frequenz übertraf, ist die ehrenvolle Bestimmung geworden, fähige Inländer, die ein entschiedenes Talent zu akademischen Lehrämtern an den Tag legen, unter der besonderen Aufsicht der Lehrer des Fachs, das sie dereinst zu übernehmen wünschen, auf Kosten der Krone zu ihrem künftigen Berufe vorzubereiten. Aus dem zu diesem Zwecke in Dorpat gegründeten Professor-Institute wurden auf zwei Jahre zur Fortsetzung ihrer Studien 2 Candidaten nach Wien und 13 auf die Universität in Berlin gesandt; einem jeden der letzteren, deren Zahl des Kaisers Majestät aus eigener Bewegung noch um 3 nicht in dem Institute gebildete junge Leute vermehrte, ward zu ihrem Unterhalt in Berlin jährlich die Summe von 900 Rthlr. preufs. Cour., und wenn sie sich der Medicin oder der Mathematik widmeten, die Summe von 1000 Rthlr. preufs. Cour. bewilligt. Um den Unterricht in der Landwirthschaft auf der Universität in Dorpat zu vervollständigen und die mannigfaltigen in diesem Fache gemachten Erfindungen auch in der Erfahrung nachzuweisen, ward zur Gründung eines praktischen Landwirthschafts-Instituts unter Leitung des Professors Schmalz das Gut Altkusthof nahe bei Dorpat bestimmt, und überdies aus der Reichs-Rentenei die Summe von 5000 Rubeln jährlich bewilligt. Bei dem Mangel an Lehrern der agronomischen Wissenschaften für die Agricultur-Schulen Rufslands ward beschlossen, acht fähige junge Leute auf Kosten der Krone zuerst zwei Jahre hindurch in dem landwirthschaftlichen Institute zu Dorpat ausbilden zu lassen, und dann noch auf Ein Jahr ins Ausland auf irgend eine der berühmten Agricultur-Schulen zu senden. In Anerkennung des regeren wissenschaftlichen Lebens, wodurch sich die Universität in Dorpat auszeichnet, sandte die Regierung auf öffentliche Kosten einen vormaligen Zögling dieser Universität, damit er sich in der Kenntnifs des Sanskrits vervollkommne, nach England, und setzte durch angemessene Unterstützungen fünf Professoren zu Dorpat in den Stand, gröfsere wissenschaftliche Reisen zu unternehmen. Als äufserst erfolgreich wird die Reise des Professors Goebel be-

Digitized by Google

zeichnet, welche zum Zweck hatte, in den Steppen des südlichen Rufslands die Salzseen und die in derselben wachsenden Pflanzen, die gasartigen Erzeugnisse der Schlamm-Vulcane auf der Insel Taman, das Wasser im kaspischen, asowschen, schwarzen und faulen Meere chemisch zu untersuchen, und barometrische Messungen und meteorologische Beobachtungen anzustellen. Aufser der Universität in Dorpat, welche fortfuhr in monatlichen Heften ihre verdienstlichen wissenschaftlichen Jahrbücher herauszugeben, werden nur die Universitäten in Moscau und Kasan als diejenigen hervorgehoben, deren Lehrer auch durch eine Zeitschrift unter dem Titel: gelehrte Anzeigen, zur allgemeinen Bildung mitzuwirken suchten. Fortgesetzt beschäftigte sich die Universität in Kasan, deren Gebäude noch nicht vollendet sind und im Jahre 1834 einen Aufwand von 130,327 Rubeln erforderten, auch mit magnetischen und meteorologischen Beobachtungen; die letzteren wurden auf den ganzen Kasanschen Lehrbezirk ausgedehnt, und in den dortigen Gymnasien den Oberlehrern der Mathematik, in den Kreis-Schulen den gesetzlichen Inspektoren gegen eine angemessene Besoldung übertragen. Die Ergebnisse dieser Beobachtungen werden nach Verlauf eines jeden Monats an den Professor der Physik bei der Universität in Kasan eingesandt, welcher die Verpflichtung hat, die von ihm entworfenen Tabellen über den mittleren Stand der meteorologischen Beobachtungen öffentlich bekannt zu machen. Auch ward bei der Universität in Kasan eine Anstalt für Mechanik gegründet, welcher die Regierung vorläufig zwei Zöglinge anvertraute, um sie sechs Jahre hindurch von dem ausgezeichneten Mechanicus Neu unterrichten und demnächst zu ihrer vollkommenen Ausbildung ins Ausland reisen zu lassen. Unter den freiwilligen Gaben zum Besten der Universitäten im Jahre 1834 behauptet das Geschenk des Capitains Rumin, welcher sein Haus im Werthe von 80,000 Rubeln, und aufserdem noch 30,000 Rubel Assignat. der Universität in Moscau darbrachte, und das Vermächtnifs der Wittwe des Generals von Klinger, welche die von ihrem Gatten hinterlassene aus 5877 Bänden bestehende Bibliothek der Universität in Dorpat zuwandte, eine der ersten Stellen.

Während die K. russische Akademie in St. Petersburg fortfuhr, sich mit der Verbesserung des russischen Wörterbuchs zu beschäftigen und eine neue Ausgabe desselben vorzubereiten, erstreckte sich die Wirksamkeit der dortigen Akademie der Wissenschaften nicht blofs auf die Bekanntmachung ihrer Denkschriften, von denen im J. 1834 neun neue Lieferungen erschienen, sondern sie förderte auch die Herausgabe noch anderer gelehrten Werke, unter welchen wir nur: Struve's mikrometrische Messungen von 2726 Doppelsternen, Kupffer's Reise nach dem Kaukasus, Weinmann's Werk über die Schwämme und Pilze des St. Petersburgischen Gouvernements und die Fortsetzung des Werks von Marschall-Bieberstein über die Flora des Kaukasus hervorheben. Die archäographische Expedition der Akademie beendigte ihre Arbeiten, deren Resultat für die Geschichte Rufslands eine reiche Ausbeute von wichtigen Materialien war; sie sammelte auf ihren Reisen in Rufsland fast 1500 Akten historischen und juristischen Inhalts, zu deren Herausgabe eine besondere Kommission bei dem Ministerium des öffentlichen Unterrichts in Thätigkeit gesetzt ist. Unter der Leitung der Akademie der Wissenschaften stand auch der im Jahre 1834 begonnene Bau der in der Umgegend von St. Petersburg auf dem Pulkowoschen Berge zu errichtenden Hauptsternwarte; die Kosten dieses Baues sind auf 1,340,446 Rubel veranschlagt; zur Anschaffung der noch erforderlichen Instrumente ist die Summe von 231,426 Rubeln 72 Kop. bewilligt und der jährliche Besoldungs-Etat für das Personale der Sternwarte ist vorläufig auf 47,200 Rubel festgesetzt. Schon aus diesen Zahlen läfst sich auf die Grofsartigkeit des Plans schliefsen, welcher diesem Unternehmen zum Grunde liegt.

Was für die Vervollständigung und zweckmäfsige Aufstellung der reichen Sammlungen der Akademie der Wissenschaften, der Russischen Akademie und des Rumjanzowschen Museums, so wie für die Vermehrung der Kaiserlichen Bibliothek in St. Petersburg, welche bereits 395,199 gedruckte Werke und 16,941 Handschriften in sich fafste, während des Jahres 1834 Bedeutendes geschehen ist, läfst sich hier nicht füglich im Einzelnen anführen, und wir gedenken nur noch des gedeihlichen Fortganges, den die Errichtung öffentlicher Bibliotheken in den Gouvernementsstädten hatte. Der von dem Admiral Grafen Mordwinow im Jahre 1830 gemachte Vorschlag, solche öffentliche Bibliotheken durch freiwillige Beiträge aus den eigenen Mitteln der Einwohner zu gründen, fand fortwährend von allen Seiten die wirksamste Unterstützung,

Digitized by Google

und mehr als 32 öffentliche Bibliotheken sind auf diese Weise in den Gouvernements-Städten errichtet. Der Adel des Tambowschen Gouvernements brachte zu diesem Zwecke aus freiem Antrieb 50,000 Rubel zusammen, und selbst schon in zwei Kreisstädten, Ostaschkow und Sarapul wurden öffentliche Bibliotheken angelegt. Nicht weniger zeugt von dem erhöhten Interesse für Bildung und Wissenschaft im russischen Reiche die Bemerkung, dafs mit jedem Jahre die Einfuhr ausländischer Schriften wächst. Im Laufe des Jahres 1834 wurden gegen 300,000 Bände von Schriften in fremden Sprachen im Reichsgebiete eingeführt, beinahe 20,000 mehr als im Jahre 1833. Berücksichtigen wir ferner die im Jahre 1834 in Rufsland gedruckten Werke, so kann es für ein Zeichen des Fortschrittes gelten, dafs die Zahl derselben im Vergleiche mit dem Jahre 1833 ebenfalls gewachsen ist. 728 Original Werke, 116 Uebersetzungen und 48 Zeitschriften sind erschienen; unter den letzteren befindet sich auch ein von dem Ministerium des öffentlichen Unterrichts redigirtes Journal, das besonders für das Innere des Reichs die ausländischen wissenschaftlichen und das Lehrfach betreffenden Zeitschriften zu ersetzen bestimmt ist. Die Zahl der Uebersetzungen hat sich gegen die früheren Jahre bedeutend vermindert; dagegen ist die Zunahme der Original-Werke an Zahl wie an Umfang ein Beweis für die allmählig sich erhebende Selbstständigkeit der russischen Litteratur und mag den Wunsch rechtfertigen, dafs doch endlich auf einer deutschen, und zunächst preussischen Universität ein Lehrstuhl auch für das Russische und die übrigen Slavischen Sprachen gegründet und dadurch zum tieferen Verständnisse ihrer Litteratur und zur Befriedigung eines längst anerkannten wissenschaftlichen Bedürfnisses wenigstens der Anfang gemacht werde.

Nach der im Obigen versuchten Darlegung des wesentlichen Inhalts des vorliegenden Berichts bleibt nur noch zu bemerken übrig, dafs sich im Jahre 1834 die Zahl der Studirenden und Schüler in sämmtlichen von dem Ministerium des Unterrichts abhängigen öffentlichen und Privat-Lehranstalten des russischen Staats mit Ausschluss des Königreichs Polen und des Grofsherzogthums Finnland nur auf 75,448 belief, und sich gegen das Jahr 1833 nur um 5893 vermehrte. Will man auch zugeben, dafs durch Hinzurechnung der in den Seminarien und geistlichen Schulen aller Konfessionen, und in den von den übrigen Ministerien abhängigen Unterrichts Anstalten befindlichen Schüler, so wie der Jugend aus dem Adel und dem wohlhabenden Bürgerstande, die im älterlichen Hause erzogen wird, die Zahl sämmtlicher Unterricht Geniefsenden sich von 75,448, wie eine Anmerkung zu dem vorliegenden Berichte wahrscheinlich zu machen sucht, auf 700,000 stellt: so ergiebt sich dennoch für den russischen Staat mit Ausschlufs des Königreichs Polen und des Grofsherzogthums Finnland, dafs selbst im günstigsten Falle, bei einer Volksmenge von etwa 49,680,000 Seelen immer auf 71 Einwohner erst Ein Schüler gerechnet werden kann. Wir enthalten uns jeder Vergleichung dieses Ergebnisses mit ähnlichen Verhältnissen in anderen Ländern. Grofse Staaten sind nur nach ihrem eigenen Maafsstabe zu beurtheilen, und besonders der russische Staat ist von so eigenthümlicher Natur, dafs, wer es versuchen wollte, dessen Zustände nach einem fremden Maafsstabe zu prüfen, Gefahr läuft, ungerecht oder wenigstens unbillig zu werden. Wie bereitwillig wir auch den Ernst, die Einsicht und den Eifer, womit die Kaiserlich russische Regierung alle Zweige des öffentlichen Unterrichts zu verbessern fortwährend bemüht ist, und die ungemeinen Schwierigkeiten anerkennen, die sich ihrer edlen Bemühung wegen der eigenthümlichen Zusammensetzung des Reiches, der verschiedenen Sprachen, und der abweichenden Verhältnisse der Einwohner entgegenstellen: immer bleibt es eine unläugbare Erfahrung, dafs für die sittlich-religiöse Bildung der unteren Volks-Klassen mittelst wohleingerichteter Elementar-Schulen noch das Meiste zu thun übrig ist. Die Zahl der Kreis-Schulen für die Jugend in den Städten steht zu den vorhandenen Volks-Schulen in keinem auch nur annähernd richtigen Verhältnisse, und die Masse der ohne allen Unterricht aufwachsenden Bewohner des platten Landes, welche im russischen Reiche durchschnittlich acht Neuntheile der ganzen Bevölkerung ausmachen, ist so bedenklich grofs, dafs noch eine lange Reihe von Jahren hindurch Opfer und Anstrengungen aller Art von allen Seiten unvermeidlich sind, um in dieser Beziehung nur dem dringendsten Bedürfnisse des Volks zu begegnen. Die Zukunft des russischen Reichs ist zunächst von der Einsicht, der Liebe und der Demuth abhängig, mit welcher dieses Gebiet urbar gemacht und die demselben anzuvertrauende Saat gegen jeden verderblichen Einfluss geschützt wird. Dunkelmänner, welche die erste und heiligste Verpflichtung der Fürsten, für die sittlich-religiöse Bildung ihrer Völker nach allen Kräften zu sorgen, in Zweifel ziehen und jedes diesem Zwecke geweihte Streben verdächtigen möchten, finden sich überall; aber sie werden mit ihren finstern Absichten auch im russischen Reiche vor der siegenden Macht der Wahrheit und vor dem starken Willen der Regierung nicht bestehen.

Dr. Johann Schulze.

Digitized by Google

№ 63.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1836.

LI.

Von den Beweisen für die Unsterblichkeit der menschlichen Seele im Lichte der speculativen Philosophie. Von Carl Friedrich Göschel. Eine Ostergabe. Berlin, 1835. Verlag von Duncker und Humblot. XXII. und 272 S.

Der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele setzt das Bewufstsein der Unabhängigkeit des Geistes von der Natur, das Bewufstsein der Freiheit voraus, so dafs der Geist, je mehr er noch in die Natur versenkt ist, wie in den mehrsten Religionen des Orients, sich desto weniger zur wahren Idee der Unsterblichkeit und Freiheit erhebt und erheben kann. Die Seele mufs sich zum Geiste geläutert haben, mufs geistig gerichtet sein, wenn sie sich frei und unsterblich wissen soll.

In der christlichen Religion ist mit dem Glauben an Gott den Geist, der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele nothwendig verbunden. Was in andern Religionen mehr nur Ahnung und Gefühl ist, ist in der christlichen Religion Zuversicht, in welcher der menschliche Geist um des Glaubens willen, dafs Gott als ein wirklicher Mensch erfunden worden, nach seiner wahren Freiheit emancipirt ist. Wenn Gott wirklich der Geist ist, so mufs auch der Mensch, welcher ebenfalls Geist ist, göttlicher Abkunft sein, mufs Theil an der göttlichen Liebe und Freiheit haben, mufs unsterblich sein.

Aber der *Beweis* selbst für die Unsterblichkeit der Seele kann nur im Zeugnifs einer Philosophie geführt werden, die sowohl dem Inhalt nach mit dem Glauben übereinstimmt, als der Form nach die unendliche Vermittlung des Glaubens mit dem Gedanken und der Erkenntnifs zum Princip hat. Die Form der Vermittlung des Gedankens hat sich im Verlauf der neueren Philosophie seit Cartesius zur beweisenden Energie der Wissenschaft selbst ausgebildet. Der daraus erwachsene Standpunkt dieser Einheit von Glauben und Wissen ist die Hegelsche Philosophie, die darum die Wahrheit von der Gewifsheit ungetrennt enthält, und welche uns lehrt, Gott als absoluten Geist, als den Geist der Wahrheit zu erkennen, wie der Glaube uns lehrt, Gott im Geist und in der Wahrheit anzubeten und zu verehren. Um dieses ihres Princips willen, welches die absolut göttliche Persönlichkeit, der Geist ist, hat sie auch die Kraft, im Zeugnifs der Selbstmanifestation desselben die Unsterblichkeit der Seele beweisen zu können, was ohne jene Manifestation nicht möglich wäre.

Um so mehr mufs es befremden, dafs Viele der Meinung sind, es könne nach dem Princip des Hegelschen Systems von Unsterblichkeit nicht die Rede sein. Selbst solche, die Anhänger des Systems sein wollen, und wieder andre, die vorgeben, dafs auch sie daraus ihre philosophische Bildung am meisten geschöpft haben, wetteifern in der Behauptung und Anklage, dafs in der Hegelschen Philosophie kein Grund für die Unsterblichkeit der Seele aufgefunden werden könne. *Jene*, wie z. B. Richter, glauben, dafs das Subjective sich überhaupt nicht mit der mächtigen Objectivität und Absolutheit des Hegelschen Systems vertrage, dafs man, um zum wirklichen Genufs der Wahrheit und zum Leben in derselben zu gelangen, die Subjectivität und Individualität ein für allemal aufgeben müsse, indem sie nicht bedenken, dafs das Aufgeben subjectiver Individualität und Persönlichkeit keine Abstraction sein darf, und die Entäufserung zur göttlichen Wahrheit nicht blofse Negation des Subjects ist, sondern vielmehr positive Erhebung und Erhaltung in der absoluten Persönlichkeit Gottes, kein Aufgehen in dieser Persönlichkeit, sondern Verklärung, wahre, absolute Position. *Diese*, insbesondre Fichte der Jüngere und Weifse, meinen, dafs das Hegelsche System von der

Digitized by Google

wirklichen und wahren Persönlichkeit nicht wisse, überhaupt von der Freiheit nicht, und darum dasselbe consequent die Unsterblichkeit leugnen müsse. Beide haben ja von jeher nicht fassen können, was der Kernpunkt der Hegelschen Philosophie ist, überhaupt nicht, was der Geist in seiner *absoluten* Freiheit und Persönlichkeit ist.

Davon ist wieder der Beweis, wie z. B. der erstere die Exposition unsers Verfs. über die Unsterblichkeit in diesen Blättern verstanden hat. „Ist ihm (dem Vf.), bemerkt er in seiner Schrift über die Idee der Persönlichkeit und der individuellen Fortdauer S. 9, Gott in der That das höchste Individuum, die absolute Persönlichkeit; ist dies nicht blofs eine Accommodation, ein Herabsinken zur Sphäre der Vorstellung, sondern als wörtlicher Ernst zu nehmen: so ist damit der ganze dialektische Umkreis Hegels durchbrochen und überflügelt. Das Ergebnifs der Logik, ihr Verhältnifs zu den concreten Theilen der Natur- und Geistesphilosophie, die Lehre vom absoluten Geist, ans Ende des Systems gebracht, alles dies genügt nun nicht mehr, sondern es wird sogar falsch, weil es in *dieser* Fassung mehr sein soll, denn blofs ein wesentlich vorbereitender Standpunkt, wie wir es betrachten. Ist Gottes *Person* Grund von allem bestimmten Dasein in Natur und Geisterwelt; ist hierin der alleinige Schlüssel zu ihrem Verständnifs gegeben, so ist fürwahr jene Idee nicht ans Ende des Systems zu verstecken: sie ist Mittel- und Höhepunkt desselben, ja der wahre Anfang, indem jedes Problem doch erst aus seinem Licht- und Augpunkt in letzter Instanz entschieden werden kann." Diese Idee ist aber wegen der unendlichen Selbstvermittlung, welche das Princip Hegelscher Beweisführung ist, nicht ans Ende des Systems *versteckt*, sondern *beweist* sich ihr selbst als Resultat von allem, und ist durch diesen Beweis auch der wahre Anfang, Mitte und Ende. Das Hauptargument dieser Philosophie ist, dafs nicht die logische Idee, sondern Gott, der absolute Geist, die Wahrheit von Allem ist, womit die absolute Persönlichkeit und Freiheit als das Erste und Prius sowohl des Logischen, als der Natur und des menschlichen Geistes bestimmt wird. Ferner äufsert Hr. Fichte S. 35 in Betreff der übergreifenden Subjectivität in der Hegelschen Philosophie: „Gott ist ihm (Hegel) nicht blofse Substanz (wie die Spinozistische), noch die mattentfärbte Indifferenz (Schellingsche) oder todte Identität des Subjectiven und Objectiven, sondern eben der lebendige Procefs der Subjectivität, sich selber das unendlich Andre und doch darin *Eins* und *selbst* zu sein: die absolute Fluctuation des ewig gesetzten und grade darin wieder aufgehobnen und versöhnten Gegensatzes. Er ist nie erschöpft oder geht auf in einer dieser Selbstgestaltungen, sondern greift über jede derselben unendlich *hinüber*, die in ihm dadurch als ein *Ideelles* gesetzt ist. So ist Gott hier das ewige Anschauen *seiner selbst* im *Andern* — die *lebendige* Schöpfung als unendliche Subject-Objectivität. Aber eben weil er darin die Aktualität und Unruhe des absoluten Processes ist, fehlt ihm noch der Kern, der ruhende Mittelpunkt der absoluten Persönlichkeit. Die unendliche Lebendigkeit Gottes ist im Begriffe dargethan und geleistet; aber die andre Seite tritt zurück, die ewige *Ruhe* und innerlich *unbewegte Klarheit* der Idealität. Dem unendlich übergreifenden Processe ist das einfach ruhende *Auge*, das unverrückbare Selbst noch einzupflanzen. Deshalb geht Gott bei ihm erst aus seiner in sich zerworfenen Naturexistenz als der Geist auf, und wird überhaupt zum *Selbst*, zur einzelnen Persönlichkeit, bis er endlich im absoluten Geist, zuhöchst in der Philosophie der sich selbst in der Totalität seiner Unterschiede wissende und geniefsende göttliche Geist geworden ist. So erzeugt sich Gott hier ewig als den Geist; er ist *Resultat*, und zwar das höchste seines absoluten Processes." Wenn Gott nach Hegel aus seiner in sich zerworfenen Naturexistenz als Geist aufginge, und zum Selbst, zur einzelnen Persönlichkeit würde, bis er endlich im absoluten Geist sich vollendete, könnte er freilich die ewige Ruhe nicht sein. Aber Gott ist ihm der Geist von Ewigkeit her, von Anfang an, Gott *wird* nicht der Geist, sondern *ist* der Geist, und ist deshalb nicht blofses Resultat der Welt und ihrer Bewegung, sondern ist als Resultat und Letztes, Anfang und Erstes von Allem, und damit das Unbewegte, Ruhende, das über alles Bewegte hinausliegt, woraus dies erst hervorgeht, und worin es zurückgeht. Ref. hat wiederholt in diesen Blättern bemerklich gemacht und gezeigt, dafs in dem Hegelschen System Gott über die Natur und den menschlichen Geist als absolut freie Persönlichkeit in ewiger Ruhe übergreife, was er so ausdrückte, dafs Gott der Welt eben sowohl transcendent als immanent sei. Aber weder Hr. Fichte noch Hr.

Digitized by Google

Weise haben darauf geachtet, da sie seither immer von einander abgeschrieben haben, dafs Gott aus seiner in sich zerworfnen Naturexistenz erst zum einzelnen Selbst werde, und sich alsdann im absoluten Geist *vollende*. Aber wie Hr. Fichte die Ruhe Gottes hier versteht, darüber kann wohl kein Zweifel sein, wenn er S. 11 sagt, dafs „Gott nur *mittelbar* in der Wirklichkeit seiner *Thaten* erfahren werden könne, aber als das dialektische Unberechenbare, ein *unergründliches Geheimnifs* bleibe," d. h. blofs transcendent, als Ruhe nicht der Bewegung, sondern als blofse Ruhe, abstracte Ruhe.

Das ist auch der Grund, warum Herr Fichte gar nicht dahinter kommen kann, was der Vf. in seiner Auseinandersetzung der Unsterblichkeit mit dem Einzelnen, dem Individuellen meint und will. Er sieht darin S. 21 das *nur* Einzelne, das *blos* Subjective, da doch dasselbe substanzielles Subject, der Geist ist. Wenn er begriffen hätte, was der Geist in seiner Wahrheit ist, könnte er Gott nicht für ein unergründliches Geheimnifs ausgegeben haben. Weder die Substanz, das Allgemeine, noch das Individuum, das Einzelne ist wirklich, sondern das Wirkliche, der Geist ist beides in durchdringender Einheit. Das Einzelne besteht wesentlich im Allgemeinen, wie das Allgemeine im Einzelnen gegenwärtig ist. Das Allgemeine ist der Lebenskeim des Einzelnen, welcher erst im Einzelnen und mit demselben aufgeht. Der Vf. zeigte nämlich, dafs weil das Allgemeine nur als Einzelnes wirklich allgemein ist, das Allgemeine, woraus das einzelne Individuum hervorgeht, selbst Individuum, und deshalb allgemeines Selbstbewufstsein ist, dafs das äufserliche, blos natürliche Sein nicht an dasselbe hinanreicht, und das selbstbewufste Individuum in solchem Sein nicht untergehen, nicht wirklich vernichtet werden kann. Da es in keinem Andern untergeht, sondern im allgemeinen Selbstbewufstsein, welches mit ihm von gleicher Natur ist, geht es nicht wirklich unter, sondern wird darin erhalten, verklärt.

Unser Vf. stellt sich in seiner Erläuterung der Beweise für die Unsterblichkeit der Seele auf den allein richtigen Standpunkt, welcher der religiös-wissenschaftliche ist. Zunächst betrachtet er die Beweise als solche, und parallelisirt sie mit den Beweisen für das Dasein Gottes. Darauf entwickelt er die Persönlichkeit als das wesentliche Princip der Unsterblichkeit der Seele, als das Ende der Wege Gottes, welches er im Geist findet, und worin die Individualität und Subjectivität aufgehoben und erhalten ist. Ferner geht er die Entwickelung der Beweise durch, und erörtert die Triplicität derselben, aus der Stellung der Seele zwischen Vergangenheit und Zukunft. Alsdann stellt er die wesentlichen Momente des Geistes dar, womit er die speculative Ansicht von der Persönlichkeit hervorhebt, als gleich weit entfernt von Pantheismus und Dualismus. Zuletzt wählt er mehrere Stellen aus Hegels Werken aus, welche die Unsterblichkeit betreffen, und erläutert diese Stellen.

Für's erste entwickelt nun der Vf., dafs der Tod schon im vollen Leben bei uns ist, ja noch mehr, dafs er in uns selbst ist, in unserm Bewufstsein. Aber auch zeigte er, dafs das Bewufstsein, welches den Tod weifs, zugleich über den Tod hinaus ist, dafs das Bewufstsein mehr ist, als der Tod, und der Tod in unserm Wissen von ihm sein Grab findet, womit schon die Unsterblichkeit gesichert ist. Die gewöhnliche Vorstellung, wornach blos unser Ich und Selbstbewufstsein, unsre Seele unsterblich sein soll, wie sie einfach und immateriell ist, unabhängig vom Leibe, und unzertrennlich, reiche nicht für die wahre Unsterblichkeit hin, indem die Seele nur Seele ihres Leibes sei, und die Seele innerlich als Individuum nicht ohne den Leib, das Aeusserliche sein könne. Auch sei die Seele nicht darauf beschränkt, blos sich zu wissen, indem sie mit anderm in Zusammenhang stehe, in Verhältnifs, wovon sie gleichfalls wisse, so dafs sie nicht blos Individuum, sondern auch Bewufstsein, Subject sei. Wenn der Mensch nur als Individuum unsterblich sein wollte, nicht in Gemeinschaft mit Andern, wäre dies blos halbe, nicht die ganze, volle Unsterblichkeit:

Mir gäb' es keine gröfsre Pein,
Wär' ich im Paradies allein.

Das aber, wovon die Seele weifs, ist Gott und die Welt, was deshalb zu ihrer Vollendung gehört. Unsre Seele soll nicht nur von Gott und der Welt wissen, sondern soll sich damit in Gemeinschaft wissen, in welcher Gemeinschaft sie erst die ganze Seele, und deshalb persönlich sei. Der Vf. zeigt nämlich, dafs zur Persönlichkeit Durchdringung gehöre, die nur möglich sei, wenn die Seele mit Gott, ihrem Schöpfer

Digitized by Google

in Gemeinschaft, und durch ihn in Verbindung und Wechselwirkung mit allem Andern sich befinde. Alle Creatur seufze nach ihrem Schöpfer, da sie auch das sein wolle, wozu sie geschaffen sei. Daraus folgt, dafs die Seele nur wahrhaft unsterblich ist, wenn sie sich über sich selbst als Individuum und Subject zur Persönlichkeit d. h. zur Gemeinschaft mit Gott und der Welt erhebt.

Damit stimmt der Glaube überein. So lange der Mensch nur in sich und der Welt ist, ruht er nicht in seinem Grunde, nicht in Gott, welcher sich in der Welt fortgehend offenbart. Da aber der Mensch nur dadurch mit Gott in Gemeinschaft sein kann, dafs die Schöpfung selig ist, und die Gnade Gottes nicht aufhört, fängt die Unsterblichkeit schon hier an. Dies Leben, sagt der Vf., breche nicht ab, um in ein fremdes, heterogen anderes Leben einzugehen, sondern entwickele sich fort, läutere und verkläre sich in Gott, der absoluten Persönlichkeit, worin sich alles verklärt. Aus der Unsterblichkeit folge die Auferstehung, die wesentlich Verinnerung des Leibes mit der Seele im Geist, Durchdringung und Verklärung sei. Mit der Verinnerung hört wirklich das Aeusserliche auf, weil der Geist die Einheit und Totalität von allem ist.

Das *Wissen*, die Vermittlung nimmt denselben Weg, als die Wahrheit und Unmittelbarkeit, womit es übereinstimmt. Demgemäfs entwickelt der Vf., dafs wie die Seele nur als Individuum, Subject und Person die ganze Seele ist, auch die Beweise blos zusammen für die Unsterblichkeit vollgültig sind. Er durchbricht die verständige Form der Beweise, indem er sie innerlich aufeinander bezieht, wodurch sie wirkliche Beweiskraft erhalten. Er bringt sie dadurch in Flufs, dafs er ihre Voraussetzung der Einheit von Sein und Denken annihilirt, um daraus ihre Einheit als nothwendig durch immanente Entwickelung des Geistes zu erweisen. Der *erste* Beweis, der als der *theoretische* dem *kosmologischen* Beweise der Existenz Gottes analog ist, nimmt die Seele unmittelbar als ein Ding, das einfach, untrennbar ist, indem von der Einfachheit der Seele auf ihre Unverwüstlichkeit geschlossen wird. Die Seele soll, weil sie sich selbst denkt und weifs, unsterblich sein, das Denken wird ihr als eine Eigenschaft, und darnach einerseits die Einfachheit zugeschrieben, woraus die Unveränderlichkeit hervorgeht, andrerseits die intensive Fähigkeit, unendlich zu sein, woraus die Fortdauer folgt. Da aber die Seele nicht blos Individuum, sondern auch Subject ist, reicht dieser Beweis nicht aus, weshalb derselbe in den *zweiten* Beweis, den *praktischen* übergeht, der dem teleologischen Beweis für die Existenz Gottes entspricht, welcher die Seele nicht mehr als ein Ding fafst, sondern als ein Wesen, das thätig und bewegt in Andres übergeht, ohne sich zu verlieren. Die Seele fühlt sich in diesem Beweise zu Zwecken bestimmt, weil hiermit schon das ihr inwohnende Gottesbewufstsein hervortritt, welches sie als das höhere anerkennt. Da sie jedoch wieder nicht blos Subject ist, sondern persönlich, Sichselbstwissen im Andern, nicht Wissen nur von Andern, genügt auch der zweite Beweis nicht, und hebt sich derselbe zum *dritten* Beweis, dem *ontologischen* auf. Nach diesem Beweise mufs das Sein dem Denken zugeschrieben werden, wie dem Denken die unendliche Fortdauer wesentlich sein, weil das Sein im Bewufstsein inbegriffen, nämlich die Seele in ihrer Persönlichkeit des Andern als ihrer selbst inne ist. Aus dem Denken als dem Begriff der Fortdauer wird das Sein der Fortdauer gefolgert, aus dem Denken der Unendlichkeit die Unendlichkeit selbst. Die Seele denkt, indem sie die Fortdauer und Unendlichkeit denkt, zugleich Gott, zu welchem sie in selbstbewufster Beziehung steht. Die Unsterblichkeit der Seele ist mit der Unvergänglichkeit des selbstbewufsten Gottesbewufstseins gesichert. Unsterblichkeit der Seele ist selbstbewufstes Gottesbewufstsein im menschlichen Geist.

Der Vf. geht von der historischen Entwickelung und Darstellung der Beweise aus, aber ohne sie zu erschöpfen. Er sucht die aus dem geschichtlichen Strome durcheinander laufender Beweise aufgenommenen Hauptbeweise zu systematisiren, und als eine Totalität aufzuzeigen, was zwar ein richtiger Gedanke ist, womit es aber doch nicht zur wirklich durchgebildeten Gliederung kommt, weil die historischen Elemente jener Beweise nicht klar vorliegen, geschweige sich durch sich selbst als Momente einer Einheit beweisen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 64.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1836.

Von den Beweisen für die Unsterblichkeit der menschlichen Seele im Lichte der speculativen Philosophie. Von Carl Friedr. Göschel.

(Schlufs.)

Der Vf. würde vielleicht besser gethan haben, wenn er, anstatt die Beweise für die Unsterblichkeit der Seele mit den Beweisen der Existenz Gottes zu parallelisiren, sich mehr in den historischen Ursprung jener Beweise vertieft hätte, und damit in die verschiedenen Religionen der Völker, welchen sie angehören. Sicherlich wäre er dadurch mehr auf die Elemente der Beweise selbst geleitet worden, und würde sich genöthigt gesehen haben, weiter zurückzugehen. Das Bedürfnifs der Beweise für die Unsterblichkeit findet sich erst in den höheren Religionen, die andern wissen noch davon nicht, wenn ihnen gleich die Unsterblichkeit selbst nicht fremd ist. Als Resultat der Forschung würde sich herausgestellt haben, dafs die christliche Religion alle in sich vereinigt. Auch scheint uns der Versuch, die Beweise für die Unsterblichkeit der Seele als den Beweisen der Existenz Gottes entsprechend darzustellen, nur zum Theil gelungen, am wenigsten hinsichtlich des ontologischen Beweises. Ob derselbe als Gipfelpunkt der Beweise hätte dargestellt, oder nicht vielmehr in Einheit mit den übrigen Beweisen zum Moment des Sichselbstbeweisens des Geistes, der Manifestation hätte herabgesetzt werden müssen, wollen wir dem Vf. freundlichst zu bedenken geben.

Das aber steht, wenigstens für den Ref. fest, dafs der Vf. die Unsterblichkeit der Seele aus dem Hegelschen Princip der Persönlichkeit des Geistes unwiderleglich bewiesen, und zur Genüge gezeigt hat, dafs während der Pantheismus das Selbst, die Individualität aufgiebt, und der Dualismus am Selbst festhält, diese Philosophie Leib und Seele als Momente im Geist vereinigt. Daraus folgt denn, dafs weder das Sein, der Leib als Erstes vorausgesetzt, noch das Bewufstsein ohne das Sein, den Leib gefafst werden darf, wenn anders vernünftiger Weise Leib und Seele zur lebendigen Einheit im Geist verklärt werden sollen.

Gegen diese Schrift des Vf., der eben so stark im Glauben ist, als im Wissen, stehen die Schriften der Herren Fichte und Weifse über denselben Gegenstand gar sehr zurück. Auch weist unser Vf. diesen Herren nach, wie sie in den ganz untergeordneten und unvollendeten kosmologischen und teleologischen Beweisen stecken geblieben sind. Der physiologisch-theologische Gesichtspunkt des erstern, sowie der ästhetisch-religiöse des letztern reicht für den vollen Beweis der Unsterblichkeit nicht hin, weil sie damit nicht zum Geist hindurchdringen, sich nicht zum religiös-wissenschaftlichen Standpunkt als dem in dieser Beziehung speculativen erheben. Ueberhaupt möchte es gerathen sein, dafs das philosophische Interesse, was sich der blos partikulären Frage nach der Unsterblichkeit der Seele schon eine Zeit lang zugewendet, sich bald wieder einen universelleren Blick aneignen möge. Die Frage nach der Unsterblichkeit der Seele fällt zwar mit der andern Frage nach der Persönlichkeit Gottes dem Begriffe nach zusammen, aber wegen der Vorstellung, wornach beides getrennt erscheint, ist die Wissenschaft leicht der Gefahr ausgesetzt, selbst in Faseleien auszuarten, wovon mitunter das Buch des Herrn Fichte schon ein wirklicher Beleg ist.

Wir können noch zuletzt den Wunsch nicht unterdrücken, der Vf. möchte, weil er sich in dieser seiner Schrift ausdrücklich mit den Beweisen zu thun gemacht, sich hier vor allen seiner gewohnten aphoristischen Darstellungsart enthalten haben, die ihm sonst so wohl ansteht. Gewifs hätte er sich alsdann weniger verführen lassen, mitunter gar zu bildlich zu reden,

Digitized by Google

auch hin und wieder etwas assertorisch zu behaupten, was sich durch speculative Entwickelung als nothwendig hätte ergeben sollen. Aus seinen Schriften ersehen wir sehr wohl, dafs er ohngeachtet seiner aphoristischen Darstellungsweise ein tiefer Kenner der speculativen Methode ist. Aber es giebt jetzt so viele, die kein Bedenken tragen, sich die philosophische Methode anzumafsen, ohne sie nur im geringsten zu kennen. Diese könnten sich am Ende wohl gar auf sein Verfahren berufen, welches ja gleichfalls nicht in strenger Form speculativ, aber doch Methode sei. Wer die Methode kennt, der übe sie.

Hinrichs.

LII.

1) *Études sur l'écriture, les hiéroglyphes et la langue de l'Égypte et sur l'inscription de Rosette, suivies d'un Essai sur la langue Punique par M. l'abbé comte de Robiano. Ouvrage enrichi de tableaux et de planches coloriées. Paris*, 1834. *XIII Kupfertafeln in Atlasformat.* 83 S. 4.

2) *Examen critique des principaux groupes hiéroglyphiques par A. Thilorier. Paris*, 1832. 107 S. 4.

3) *A History of Egyptian Mummies and an Account of the worship and enbalming of the sacred animals by the Egyptians; with remarks on the funeral ceremonies of the Canary islands, of the ancient Peruvians, Burman priests, etc. By Thom. Pettigrew. London*, 1834. *XIII Kupfertafeln.* 264 S. 4.

Das Werk, dessen Titel unter nr. 1. angezeigt worden ist, war, wie aus der mit grofser Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit geschriebenen Vorrede erhellt, schon im Jahre 1830, mithin vor dem Tode Champollion's beendigt. Die Ansicht, welche der Verf. in den Worten ausspricht: *Peut-être en effet nous sommes-nous trop vite applaudis de nos premiers succès, peut-être notre état stationnaire indique-t-il une méprise primitive, un premier principe trop légèrement admis comme évident etc.*, dürfte jetzt, nachdem die Ergebnisse von Rosellini's Forschungen dargethan haben, dafs für die Entzifferung der Hieroglyphen und die darauf begründete Alterthumskunde Aegyptens kein wirklicher Stillstand eingetreten ist, nicht mehr so allgemein anerkannt werden, als es im Jahre 1830 geschehen mochte, wo einerseits das *iurare in verba magistri*, die Hintenansetzung freier, unabhängiger Prüfung, einen wirklichen Stillstand herbeiführten, dessen nächste Veranlassung wohl die war, dafs der Lehrer das Seinige in reichlichem Maafse gethan und sich selbst genügt zu haben glaubte, andererseits noch die Leidenschaftlichkeit der Angriffe, welche jetzt einer vorurtheilsfreien Kritik Platz zu machen genöthigt worden ist, einen ungetrübten Blick auf das Gebiet der Wissenschaft und die wahre Ausbeute der Forschungen zu werfen kaum gestatteten. Mit Champollion ist das Idol der einen und die Zielscheibe des Witzes der anderen in das Grab gesunken; und was früher, in den Schatten der Persönlichkeit jenes Mannes gestellt, nicht in hinreichend klarem Lichte erscheinen konnte, gehört jetzt der Wissenschaft selbst an, deren ausgedehntes Feld eine Beleuchtung nach allen Seiten hin möglich macht. Der Gesichtspunkt, aus welchem der Verf. der vorliegenden Schrift die Frage aufzufassen sucht, ist ein mehr logischer, als grammatikalischer: und es läfst sich nicht leugnen, dafs Champollion bei seiner glücklichen Divinationsgabe sich oft erst geraume Zeit nach einem Funde der Gründe bewufst wurde, welche ihn auf denselben hingeleitet hatten, und einen streng logischen Fortschritt in der Untersuchung, nachdem er deren Grundlage festzustellen gesucht hatte, keineswegs beobachtete. Auch ist ihm die desultorische Art seiner Forschungen, der leider nur zu oft hervortretende Mangel an Methode, mehr als einmal, und nicht ganz mit Unrecht, zum Vorwurfe gemacht worden; nur hätte man sich so viel als möglich bestreben sollen, die Person von der Sache zu trennen, was man so wenig gethan hat, dafs einige Champollion selbst gewissermafsen als eine personifizirte Hieroglyphe anzusehen geneigt waren. Klaproth (*Examen critique des travaux de feu M. Champollion sur les hiéroglyphes*, Paris 1832. 8. p. 143 folgde) hob es besonders hervor, dafs eine genügende Erklärung der Inschrift von Rosette am einfachsten alle Zweifel und Klagen über Hypothesensucht zu beseitigen im Stande sein würde, und die gelehrte Welt erwartet daher mit Spannung den dritten Band der ersten Abtheilung des Ro-

Digitized by Google

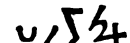
sellinischen Werkes, in welchem nach dem Versprechen des Verfs. (*Monum. stor.*, Vol. II, p. 349), eine ausführliche Arbeit über die Rosettidische Inschrift mitgetheilt werden soll. Bei weitem noch weniger, als für den hieroglyphischen Theil des Denkmales, war für den demotischen geschehen; und der Graf von Rosiano, welcher das Ungenügende in den Ergebnissen, zu denen Young (in seinen *Hieroglyphics*, London 1823—1825, 2 Bde fol. und seinem *Egyptian Dictionnary*, London 1833, 8.) gelangt zu sein glaubte, scharfsinnig (p. 49 folgde) hervorhebt, hat daher die Untersuchung gewissermafsen ganz von vorn wieder angefangen, ohne die zerstreuten Deutungen einzelner Gruppen, die sich in den Werken von Rosellini, Thilorier, Salvolini, u. a. finden, für den Augenblick zu berücksichtigen. Er betrachtete also die demotische Inschrift zuvörderst ohne Berührung der Frage, in welcher Sprache oder Schriftgattung sie geschrieben ist, und bestrebte sich die mehrmals wiederkehrenden Gruppen von gröfserer oder geringerer Ausdehnung aufzufinden, nebeneinander zu stellen und mit einander zu vergleichen. Um dieselben mehr hervorzuheben und ihre Eigenthümlichkeiten in ein helleres Licht treten zu lassen, bezeichnete er die übereinstimmenden Gruppen mit verschiedenen farbigen Tinten, so dafs die Farbe unmittelbar auf die Identität des Schriftcharakters hinwies. Das Pflanzenpapier, auf welchem er die Kopie der Inschrift angefertigt hatte, gewährte ihm überdem vermöge seiner Durchsichtigkeit den Vortheil, die einzelnen Gruppen beliebig von der Linken zur Rechten oder von der Rechten zur Linken lesen zu können. Auf diesem Wege bot sich sogleich eine zwei- und zwanzigmal mehr oder minder vollständig wiederkehrende längere Phrase dar, die, wie der erste Blick lehrte, den Worten des griechischen Textes *βασιλεὺς Πτολεμαῖος Ἐπιφανής, Εὐχαριστος, αἰωνόβιος, ἠγαπημένος ὑπὸ τοῦ Φθᾶ* entspricht, und die nebst mehreren anderen sich ebenfalls ganz oder theilweise wiederholenden, zum Ausgangspunkte der Forschung dienen konnte. Ueberdem ergab sich aus einer aufmerksamen Vergleichung der übereinstimmenden Legenden eine Anzahl von Gruppen, die nur auf kalligraphische Weise zusammenhingen, und zugleich die Art und Weise, wie sie in ihre einzelnen Bestandtheile aufzulösen seien. Die Durchführung dieser Arbeit lieferte ein Verzeichnifs sämmtlicher in der Inschrift vorkommenden Wörter, Gruppen und Siglen, so wie eine Tafel der augenscheinlich nur kalligraphisch verschiedenen Formen, z. B.

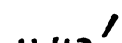
und

u. s. w.

Da man nun zuvörderst anzunehmen berechtigt ist, dafs die drei Texte denselben Inhalt darbieten werden, ohne dafs sie gerade in dem Verhältnisse sklavischer Uebersetzungen zu einander stehen, was, wie Klaproth (a. a. O. p. 137 flgde) durch eine Anzahl von Beispielen nachgewiesen hat, keineswegs der Fall ist; dafs sich ferner eigenthümliche Formeln und Ausdrücke nur an parallelen Stellen der drei Texte wiederfinden werden; dafs diese in der einen Inschrift gerade so oft und nicht öfter wiederholt sein werden, als in den beiden anderen (so weit nämlich hier der fragmentarische Zustand des Steines eine durchgängige Vergleichung gestattet), und dafs das Verhältnifs, in welchem die Ausdehnung der entsprechenden Gruppen in den verschiedenen Inschriften zu einander steht, derselbe sein müsse, als der der ganzen Ausdehnung der drei Texte im Allgemeinen zu einander, so sind hierdurch eine Anzahl von Daten gegeben, mit deren Hülfe man, wenn nicht zu einer vollständigen Erklärung, doch zu einem Resultate in Bezug auf das Wesen, die innere Beschaffenheit und das gegenseitige Verhältnifs der Texte zu einander gelangen zu können hoffen dürfte. Die Methode, welche eingeschlagen werden mufs, ist also vollkommen die einer Dechiffrirung, wobei nur der einzige Unterschied obwaltet, dafs in letzterem Falle der innere Mechanismus der kryptographirten Sprache als gegeben vorausgesetzt wird, um den Inhalt aufzufinden, während in dem vorliegenden der Inhalt zur Auffindung des Sprachmechanismus führen soll, für dessen Kenntnifs vorläufig keine anderweitigen Data angenommen werden dürfen, sobald nicht irgend eine vorgefafste Meinung, so sehr auch ihre innere Wahrscheinlichkeit aus anderweitigen Gründen erhellen mag, die Führerin bei der gesammten Untersuchung sein soll. Es bieten sich also durch Vergleichung des griechischen Textes mit dem demotischen sogleich eine Anzahl von Gruppen dar, deren Sinn durch den Inhalt des Ganzen gegeben ist, z. B.

Digitized by Google

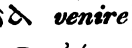

König


Aegypten, u. s. w.,

welche an den entsprechenden Stellen stets wiederkehren, wobei sogleich die Bemerkung entgegentritt, dafs sich keine Spur von Flexion auffinden läfst, trotz der verschiedenen grammatischen Formen, welche der griechische Text von einem und demselben Worte darbietet (übereinstimmend mit der Nachricht bei Varro: *Aegyptii nomina singulis casibus dicunt*, und der Beschaffenheit der koptischen Sprache; vergl. v. Schlegel, *Ind. Bibliothek*, Th. II, S. 318), dafs ferner die demotische Schrift die Richtung von der Rechten zur Linken hat, und dafs auch der demotische Text keine wörtliche getreue Uebersetzung des griechischen ist, da die Gruppe

ἠγαπημένος ὑπὸ τοῦ Φθᾶ

nicht immer sich da findet, wo man sie nach Vergleichung des griechischen Textes erwarten sollte.

Bei der zunächst sich darbietenden Frage, was das demotische sei, leugnet Robiano gänzlich, dafs ihm die koptische Sprache zum Grunde liege, weil zuvörderst die Raschidische Inschrift nur um einen im Vergleich mit dem Alter des ägyptischen Volkes unbedeutenden Zeitraum von der Epoche getrennt sei, aus welcher uns Denkmäler der koptischen Litteratur erhalten sind, und man daher, wenn der demotische Text in dem ägyptischen Idiome geschrieben wäre, ihn mit Hülfe des Koptischen müfste entziffern können, da eine so gewaltsame Aenderung in der Sprache, als man anzunehmen gewissermafsen genöthigt ist, in so kurzer Zeit nicht Statt gefunden haben könnte, und da selbst, wenn man mit einigen Gelehrten annehmen wollte, dafs es die christlichen Kopten sich hätten angelegen sein lassen, die religiöse Terminologie gänzlich zu verändern und sämmtliche Ausdrücke aus der Sprache zu entfernen, welche auf irgend eine Weise an heidnische Religionsgebräuche erinnern konnten (was beiläufig gesagt gar nicht der Fall gewesen ist) und sie mit neuen zu vertauschen oder Worte dafür aus der griechischen Sprache zu entlehnen, was um so näher liegen mochte, als letztere ohnehin schon eine bedeutende Anzahl von Elementen für das Koptische, einer Art von Mischidiom, hergegeben hatte, doch nahe an zweihundert Worte übrig blieben, die sich im Koptischen nicht minder als im Altägyptischen finden müfsten, wie *Vater*, *Mutter*, *Sohn*, *Tochter*, *Schwester*, *Stadt*, *Meer*, *Feld*, *Weinberg*, *König*, *Krieg*, *Empörer*, *Abgabe*, *Schiff*, *Jahr*, *Sonne*, *Rächer*, u. s. w., der grofsen Anzahl von Partikeln nicht zu gedenken, welche am allerwenigsten einer gewaltsamen Veränderung unterworfen sein konnten, so dafs sie sogar in einer Epoche, als Sanskrit, Aegyptisch und Griechisch sich noch bei weitem näher standen, als es in späteren Zeiten der Fall zu sein scheint, fast identisch sein mochten, wovon sich noch ein Beispiel in *ἵνα* und (von *super* und *venire*), anderer nicht zu gedenken (z. B.  , *ἀεί*; vergl. *Horapollo* I, 29; *Bonjour* ap. *Georgi Fragm. Ev. Iohann.* p. 391), erhalten hat. Auf diese allgemeinen Zweifel, welche der Verf. mit den gewöhnlichen, schon von Klaproth, Jannelli u. a. hervorgehobenen Argumenten verbindet, läfst er eine Reihe anderer folgen, die eine nähere Beziehung auf die Frage haben, ob die Sprache, welche der Inschrift von Rosette zum Grunde liegt, ein mehr oder minder verändertes Koptisch sei. Das erste Argument, dafs das demotische, wie die semitischen Sprachen, von der Rechten zur Linken geschrieben wurde, das Koptische dagegen, nach Art der indogermanischen Sprachen und der abyssinischen Schriftzüge (in denen Thilorier in der gleich nachher zu beurtheilenden Schrift p. 66 theilweise Spuren der alten ägyptischen Hieroglyphen zu erkennen glaubte, was einen Beweisgrund mehr, neben der grofsen Anzahl anderer von mir an einem anderen Orte zusammengestellten abgiebt, die für eine alte Beziehung zwischen dem Habesch und Aegypten einerseits und beiden Ländern mit Indien andererseits zu deutlich sprechen, als dafs man den Weg, auf welchem das Nilthal seine Kultur aus dem Gebiete des Ganges erhielt, verkennen könnte, wozu ich hier noch beiläufig die Bemerkung hinzufüge, dafs die Habessinier sich selbst Inder nannten; s. *Vales. ad. Socrat. Histor. Ecclesiastic.* I, 19, p. 13) von der Linken zur Rechten geschrieben wird, ist zu unerheblich, als dafs es einer ernsthaften Widerlegung werth schiene.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 65.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1836.

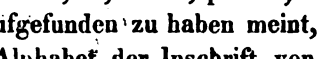
1) *Études sur l'écriture, les hiéroglyphes et la langue de l'Égypte et sur l'inscription de Rosette, suivies d'un Essai sur la langue Punique par M. l'abbé comte de Robiano.*

2) *Examen critique des principaux groupes hiéroglyphiques par A. Thilorier.*

3) *A History of Egyptian Mummies and an Account of the worship and enbalming of the sacred animals by the Egyptians; with remarks on the funeral ceremonies of the Canary islands, of the ancient Peruvians, Burman priests, etc. By Thom. Pettigrew.*

(Fortsetzung.)

Ist es nicht bekannt genug, dafs selbst die alexandrinischen Juden die hasmonäische Schrift mit den griechischen Lettern zu Zeiten vertauschten, ohne dafs ihr Idiom dadurch irgend einer Aenderung unterworfen worden wäre? (Scal. *epistol.* 13. p. 89. Kopp, *de difficult. interpretandi ea quae aut vitiose vel subobscure scripta sunt, Manhem.* 1829, 4., Vol. I, p. 188.) Dafs man vierzig Elemente aufgefunden zu haben meint, aus denen das demotische Alphabet der Inschrift von Rosette bestehen soll, während die Kopten nur zwei- und dreifsig Buchstaben haben, ist ein ebenso nichtiges Argument. Denn, angenommen, dafs dies sämmtlich Buchstaben sind, was noch dahingestellt bleiben mag, konnten nicht homophone Zeichen für denselben Laut vorhanden sein, und ist man nicht durch die Beschaffenheit der Hieroglyphen und das, was man über das Entstehen der hieratischen und demotischen Schrift aus der Hieroglyphik mit einiger Sicherheit weifs, zu schliefsen berechtigt, dafs sie unfehlbar vorhanden sein mufsten? Man drucke ein griechisches Buch mit allen den Abbreviaturen, die sich in alten Ausgaben in so übergrofser Anzahl vorfinden, brauche *promiscue* gleichbedeutende Zeichen, wie ϝ und γ, ϳ und τ, ϖ und π, u. s. w.: ist darum das griechische Alphabet um eine Anzahl *wirklicher Bestandtheile* reicher geworden, oder darf man sagen, es sei keine griechische Schrift mehr, deren man sich bedient? Dafs ferner der demotische Text der Inschrift von Rosette um zwei Drittel kürzer ist, als der griechische, ist ein zu schlagender Beweis für die Richtigkeit der von Young und Champollion aufgestellten Ansicht, als dafs man es mit Robiano als ein Argument für die entgegengesetzte Ansicht betrachten könnte. Denn, dafs der Gebrauch von Siglen, die der Hieroglyphik ihren ersten Ursprung verdanken, und deren sich selbst im Koptischen noch einige erhalten haben, eine Raumersparnifs herbeiführe, bedarf wol keiner weiteren Begründung. Und dafs sich keine Spur von Wortbildung durch Affixa, Praefixa u. s. w., keine Spur von Grammatik durch Andeutung der Zahl, des Geschlechtes, der Zeit u. s. w. finden sollte, ist gerade hin falsch, wie, um nur Ein Beispiel von dem Vf. selbst zu entlehnen, aus den in Taf. III., Fig. XII. beigebrachten beiden Gruppen erhellt. Die Bemerkung, dafs einzelne Gruppen, wie namentlich die beigefügte

 (*Deus natus de Deo et Dea*) *)

daran verzweifeln liefsen, *qu'il serait possible d'épeler jamais cette terrible inscription*, um des Verfs. eigene Worte anzuführen, ist auch von keiner Erheblichkeit. Denn was berechtigt ihn, den einzelnen Charakteren hier Buchstabenwerth (mit Ausnahme des dritten Zeichens durchgängig ϖ) zu ertheilen? Thilorier (a. a. O. p. 89 flgde) würde ihn in dem vorliegenden Falle ohne Zweifel auf den richtigen Weg geleitet haben.

Eine Reihe anderweitiger Betrachtungen führt Ro-

*) Diesen Sinn erhält die Gruppe erst vollständig durch Hinzufügung des Zeichens ≺, welches das weibliche Geschlecht andeutet. Bei Robiano fehlt dasselbe.

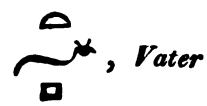
Digitized by Google

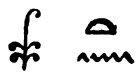
biano auf den Satz, dafs der demotische Text nicht minder, als der hieroglyphische eine *gezeichnete* Sprache darbiete; dafs aber das Idiom in beiden verschieden sei. Er nimmt dann an, dafs ersterer in einem den bekannten semitischen Dialekten analogen Idiome, welches neben der eigenthümlichen Sprache des Landes in Aegypten geredet worden wäre, geschrieben sei, worauf ihn die bekannte Stele im Turiner Museum, welche schon früher Grotefend (*Fundgr. des Orients*, Th. IV, S. 240—245) und Wahl (*ebendas.* Th. V, S. 217) beschäftigt hat, hinleitet, auf der er ziemlich ungezwungen eine Grabschrift in hebräischer Sprache mit demotischen Schriftzeichen gefunden zu haben meint. Wenn wir letzteres geradehin leugnen, so müssen wir leider, bei dem Mangel an Raume, dem Leser hier den Beweis, der sich ohnehin leicht darbieten wird, schuldig bleiben.

Aus dem Vorstehenden geht hervor, dafs Rec. die Ansichten des Grafen von Robiano keinesweges zu theilen geneigt ist, ohne seiner Arbeit ein wirkliches Verdienst absprechen zu wollen. Das dargebotene Material, die sinnreichen Methoden, welche von ihm in Vorschlag und Ausführung gebracht worden sind, werden vielen Gelehrten willkommen sein. Klar erhellt jedoch durch diese Arbeit abermals der Satz, dafs wir mit unseren Forschungen in Bezug auf die ägyptische Schrift, namentlich die demotische, noch immer nicht weit genug gediehen sind, um einen höheren Grad von Ueberzeugung bei denjenigen hervorzurufen, welche dies Gebiet nicht zum Mittelpunkte ihrer wissenschaftlichen Thätigkeit machen, und dafs, wenn irgendwo, hier wieder *ab ovo* angefangen werden müsse, um eine festere Basis als die bisherige zu erlangen, welche dem darauf errichteten Gebäude beständigen Einsturz droht. Ein Urtheil über den zweiten Theil der Arbeit, eine Untersuchung über die punischen Stellen im *Poenulus*, welche der Verf. mit Hülfe von Handschriften kritisch wiederherstellt und, nach den Versuchen von Bochart (*Canaan* II, 6), Petit (*Miscellan.* II, 2), Kircher (*Prodrom. Coptic.* Rom. 1626, 4., p. 179), Agius (*de Soldanis dissertazione, cioe vera Spiegazione della scena della commedia di Plauto in Poenulo*, Rom. 1751, 4.), Vallencey (*An Essay on the antiquity of the Irish language*, London 1808, 8.), anderer nicht zu gedenken, welche die Stelle durch das Baskische erläutern wollten (die Arbeit von Bellermann scheint dem Verf. unbekannt geblieben zu sein), von Neuem zu erklären sucht, zu fällen, überläfst Rec. billig den gelehrten Orientalisten.

Die Schrift von Francesco Ricardi fu Carlo: *Compimento e traduzione della parte greca e geroglifica della pietra di Rosetta col catalogo di tutti i geroglifici spiegati in Italiano* (Geneva 1833, 8., 79 SS. und 2 Kupfertafeln), die wir hier beiläufig anführen, verdient ebenso wenig eine Berücksichtigung oder kritische Würdigung, als die früheren Arbeiten desselben Verf., von denen wir seine *Specificazione della statua Egiziana di Orial chiamato falsamente Osimandia* etc. (Genova 1824, 8., 31 SS. mit einer Kupfertafel) und seine *Observations critiques sur le système hiéroglyphique de M. Champollion le Jeune* (Gênes 1826, 8., 167 S.) erwähnen.

Rec. geht zu der zweiten der drei angeführten Schriften über. Thilorier, ein junger ausgezeichneter Orientalist, nicht zu verwechseln mit Ed. Dulaurier, dessen Schrift über die bekannte Stelle des Clemens von Alexandrien von Herrn Prof. Kosegarten in diesen Jahrbüchern neuerdings angezeigt worden ist (1835, *Mai* nr. 95), sucht in der vorliegenden gediegenen, und trotz ihrer geringen Ausdehnung überaus reichhaltigen Abhandlung drei hieroglyphische Gruppen, deren Bedeutung zwar von Champollion aufser Zweifel gesetzt worden war, deren Aussprache und Herleitung aber noch aufgefunden werden mufste, genauer zu erörtern, nehmlich


, *Vater*

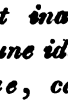

, *König* und

oder

Gott, Göttin.

Er zeigt, dafs ein Prinzip der Inversion bei einzelnen hieroglyphischen Gruppen anzunehmen sei, d. h. dafs sie, als unveränderliche Complexe mehrerer Charaktere betrachtet, von der allgemeinen Richtung der Schrift unabhängig seien, also die Anordnung der Zeichen in diesen Fällen nicht berücksichtigt werden dürfe. Die erste Gruppe las Champollion ⲧⲁⲟⲩⲉ, was er von ⲧⲁ *geben* und ⲟⲩⲱ *Samen* ableitete, worüber Klaproth (*Examen critique* p. 141) mit Recht be-

Digitized by Google

merkte; „*C'est une étymologie absolument inadmissible; elle marque que son auteur n'a aucune idée de ce qu'on appelle racines d'une langue, car une racine simple ne peut jamais deriver d'un mot composé; c'est la première règle en étymologie*". Rosellini (*Monum. stor.* Vol. II. p. 304) liest ⲧⲣⲉ. Thilorier weist nach, dafs die Bedeutung der Zeichen ⲧⲱⲓ, das umgekehrte ⲓⲱⲧ, *Vater*, giebt. Für die Annehmlichkeit einer solchen Inversion spricht das Koptische selbst, welches eine grofse Anzahl von Wörtern darbietet, die beliebig vorwärts und rückwärts gelesen werden können, eine Erscheinung, welche offenbar aus den Eigenheiten der hieroglyphischen Schriftmethode zu erklären ist, und die man auch in der Vergleichung der Namen ⲛⲏⲑ, *Ἀ-θήν-η* u. m. a., selbst in verschiedenen Sprachen z. B. *fil* (arab.), *ἐ-λέφ-ας* (in den hieroglyphischen Legenden ⲉⲗⲱ oder ⲉⲗⲟⲩ; Rosellini, *Monum. civ.* Vol. I, p. 209 flgde. Vergl. das sanskritische *ibha*, das lateinische *ebur*, und den Namen der Insel *Ἐλβώ* bei Herodot II, 140, wahrscheinlich *Elephantine*); *forma*, *μορφή* u. s. w. wiederfindet. Die zweite Gruppe, welche Champollion vielleicht mit Recht, trotz der Einwürfe von Klaproth (a. a. O. p. 50), Henry (der hier gar den *Satan* in Betracht zieht) u. a. ⲥⲟⲩⲧⲉⲛ las, spricht Thilorier ⲛⲉⲛⲟⲩⲥ aus, indem er auf die Verwandschaft der Kehl- und Zahnlaute und der dafür gebräuchlichen alphabetischen Charaktere in fast allen Sprachen hinweist, und dann das Princip der Inversion anwendet, welches hier höchst überraschend den noch jetzt gebräuchlichen Titel der äthiopischen Könige (Negus) ergiebt. Die Gründe, welche uns jedoch, trotz des Aufwandes von Scharfsinn und Gelehrsamkeit, die der Verf. hierbei an den Tag gelegt hat, veranlassen, bei der von Champollion angegebenen Aussprache zu beharren, werden wir nächstens an einem anderen Orte auseinander zu setzen Gelegenheit haben. Die dritte Gruppe erklärt Thilorier für eine ursprünglich symbolische und seine Herleitung ist unbedingt viel ansprechender als die von Rosellini gegebene (*Monum. stor.* Vol. II, p. 138). Er erkennt nehmlich in der Hieroglyphe das Profil eines Tempelpylonen (vergl. Letronne, Recherches etc. p. 27 flgde), der im Koptischen ⲡⲟⲩϯ (*porta*) hiefs, wie er aus mehreren Stellen der koptischen Bibelübersetzung nachweist. Akrologisch wurde dann offenbar das Zeichen  für ⲛ gebraucht, und die vollständigere Gruppe ergiebt ⲛϯ, was in den koptischen Schriften bekanntlich eine der vorkommenden Abkürzungen für ⲫⲛⲟⲩϯ (*Abnudi*), *Gott*, ist, ein Punkt, welchen der Verf. vielleicht mit Unrecht unberücksichtigt gelassen hat.

Das Werk ist, wie wir schon zu bemerken Gelegenheit hatten, voll von geistreichen Bemerkungen und scharfsinnigen Beiträgen zur Erklärung der hieroglyphischen, hieratischen und demotischen Schrift, und Rec. empfiehlt es daher vorzugsweise der Berücksichtigung aller Egyptologen.

(Der Beschlufs folgt.)

LIII.

Die Sprüche des Bhartriharis. Aus dem Sanskrit metrisch übertragen von P. von Bohlen, Professor der orientalischen Sprachen in Königsberg. Hamburg, 1835. Verlag von Campe. 186 *S.* 8.

Es ist ein uralter Gemeinplatz, Indien das Wunderland der Erde zu nennen. Und doch wird dies Urtheil noch jetzt täglich bestätigt. Die Gegenstände, welche früher die Aufmerksamkeit der Völker reizten, die köstlichen Handelswaaren, die Kastentheilungen, die seltsamen Büfser, die Riesenbauwerke u. s. w. sind es nicht mehr allein, welche den staunenden Blick fesseln. Die nähere Kenntnifs der indischen landschaftlichen Natur, namentlich der wundervollen nördlichen Alpengebirge, so wie besonders der Reichthum einer so vieljährigen und allseitigen Literatur, drängen sich unserer Beobachtung mehr und mehr auf. Herr v. Bohlen hat sich das Verdienst erworben, in seinem Werk über das alte Indien ein geistreiches Repertorium alles Dessen zu geben, was wir bis jetzt von Indien nach allen Beziehungen mit einiger Wahrscheinlichkeit wissen. Er hat in seiner Ausgabe der Sprüche des Bhartriharis die Reihe der Nationaldenkmale vermehrt, welche die europäische Literatur von der indischen bei sich heimisch macht. Er beschenkt uns nun mit einer zierlichen Bearbeitung dieser sinnvollen Sentenzen. Er hat sich, sie dem Deutschen anzueignen, so zu benehmen gewufst, wie Rückert in seiner Behandlung des Schi-king. Er hat sich ein Metrum gesucht, welches analogisch dem Inhalt und der Grundform des Originals am meisten entsprechen möchte

Wir würden an dieser Sammlung zunächst darauf aufmerksam machen, wie in ihr das allgemein Menschliche sich mit unwiderstehlicher Naivetät ausspricht. Es hat eine wunderbare Wirkung, aus einem anderen Volk, aus einem andern Welttheil, unter ganz anderen Zonen dieselben Stimmen zu vernehmen,

Digitized by Google

die auch in unserer Vorzeit erklangen und die nicht weniger unserer Gegenwart angehören. Die Substanz des Gemüths, die psychischen, moralischen, religiösen Grundbestimmungen sind sich überall gleich und diese Gleichheit ist es, welche, aus dem Dämmergrau der Zeit, über Berg und Meer, von einer Cultur zur andern die Schwesterhand reicht Der Affect der Liebe, die Mahnung zum Handeln, die Empfehlung des Maafshaltens im Genufs wie der Vorsicht im Betragen, der Aufschwung des bedrängten Gemüths zum Himmel, die Unterwerfung unter seine Gesetze, das Vertrauen auf seine Hülfe u. s. w. das sind solche Züge, welche uns überall wohlthuend ansprechen, worin wir als Menschen den Menschen wiederfinden.

Das Zweite ist dann freilich eben die eigenthümliche Form, welche das allgemein Menschliche bei einem besonderen Volk annimmt. An diesen Sprüchen tritt uns hier sogleich die Theilung des Aggregats in drei Kategorieen charakteristisch entgegen, in ein Buch der Liebe, der Pflichten und der Büfsung. Man mufs diese Scheidung nicht streng nehmen, als wenn nicht ein Spruch von diesem Buch in jenes gesetzt werden könnte. Vornehmlich treffen viele Sentenzen aus dem Buch der Pflichten sehr begreiflicher Weise mit anderen aus dem der Büfsung zusammen. Aber doch erleichtert die ungefähre Theilung die Auffassung sehr. Bei den Sprüchen, welche sich um die Liebe drehen, ist die Macht der Sinnlichkeit ächt orientalisch; man merkt fast überall die Widerstandlosigkeit. Am zartesten möchte dies in N. 80 ausgesprochen sein:

Es gleicht das Weib des wilden Stromes Wellen:
Wie Lotus sieht man ihre Augen blüh'n,
Und Schönheitslinien wie die Wogen ziehn,
Wie Schwäne sich die beiden Brüste schwellen;
Und wollt Ihr in das Weltmeer nicht versinken,
So dürft Ihr nimmer aus dem Strome trinken.

Die Sprüche über die Pflichten streben besonders einzuschärfen, dafs man sich weder durch den Glanz der Welt, durch Fürstengunst, Ruhm u, dgl. soll bestechen, noch durch den Widerspruch der Welt im Urtheil über unsere Handlungen an dem Rechten soll irr machen lassen, wie z. B. N. 48 recht artig gesagt wird:

Des Dieners Stand ist nicht so leicht,
Und mancher Mensch erträgt ihn nicht:
Man nennt ihn stumm, sobald er schweigt,
Windbeutel, wenn er gerne spricht;
Zudringlich, wenn er nah sich stellt,
Nachlässig, wenn er ferne steht,
Feig, wenn er ruhig sich verhält,
Grob, wenn ihm die Geduld vergeht.

Am Eigenthümlichsten tritt das Indische unstreitig im Buch der Büfsung hervor. Die Kraft der Abstraction, mit welcher der Inder der Welt entsagt und, im Büfserhain, an heiligen Quellen, in stummer Abgeschiedenheit von Berghölen, alle Freuden des Lebens mit göttlicher Wollust zermalmt und nur den Gedanken des Einen Isvara sucht und festhält, alle Vergangenheit aus dem Bewufstsein spülend, alle Zukunft sich vernichtend, ist in Indien national Diese Kraft kann sich anderwärts auch so bizarr und eigensinnig, aber nirgends so colossal und massenhaft zeigen, wie hier. N. 87:

Wenn an Ganga's reinen Wogen
Zu Benares nur ich lebe,
Dort, mit Lumpen angezogen,
Meine Hand zum Haupte hebe,
Und mein Leid an Sivas klage,
Welchen tausend Namen loben:
Dann sind alle meine Tage
Wie ein Augenblick verstoben.

N. 70. Zu dem Unendlichen, der ohne Wanken,
Zum höchsten Wesen lenke die Gedanken
O mein Gemüth von dieser Nichtigkeit;
Wer Gott vertraut mit seinem ew'gen Walten,
Wird gegen jede Erdenlust erkalten,
Die nur dem Schlechten eine Zuflucht beut.

So sehr ist die abstracte Versenkung des Bewufstseins in den Gedanken Gottes Mittelpunkt des indischen Lebens, dafs sie sogar der sonst hochgehaltenen buchstäbischen Orthodoxie entgegentritt N. 72:

Was thun wir mit den Schriften allen,
Purana, Veden und Gesetzen,
Die mit des Paradieses Hallen
Fortwährend unser Ohr ergötzen,
Und nur von Werk und Pflichten lallen?
Wenn wir, uns selber zu erkennen,
Die wahre Weisheit nicht erreichen,
Die uns von Sünde rein kann brennen,
So sind der heil'gen Bücher Zeichen
Nur Handelswaaren zu vergleichen.

Schliefslich bemerken wir noch, dafs ein Volksgeist, wie der indische, durch seine ganze Position zur Production so anmuthiger, lehrreicher, scharfgeprägter Sentenzen besonders geeignet sein mufs, weil bei ihm die descriptive Empirie und die abstracte Reflexion noch sehr unorganisch einander gegenüberstehen. Hier mufs das Didaktische eben wegen der Isolirung der Reflexion gelingen. Das wahrhafte Element, worin das Didaktische zur selbstständigen Gestaltung kommt, ist das wissenschaftliche. Dies scheint aber in Indien den poetischen, mythischen Charakter nie ganz abgestreift zu haben, so wenig als die Poesie überall von dem prosaischen Element sich gereinigt hat. Diese Concretion eben ist dem Zwitterwesen des Didaktischen günstig.

K. R.

Digitized by Google

№ 66.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1836.

1) *Études sur l'écriture, les hiéroglyphes et la langue de l'Égypte et sur l'inscription de Rosette, suivies d'un Essai sur la langue Punique par M. l'abbé comte de Robiano.*

2) *Examen critique des principaux groupes hiéroglyphiques par A. Thilorier.*

3) *A History of Egyptian Mummies and an Account of the worship and enbalming of the sacred animals by the Egyptians; with remarks on the funeral ceremonies of the Canary islands, etc. By Thom. Pettigrew.*

(Schluſs.)

Ueber die Balsamirung der Leichname bei den alten Aegyptern ist viel geschrieben worden, und durch die Untersuchungen von Rouelle (*Sur les embaumemens der Égyptiens* in der *Histoire de l'académie des sc. de Paris*, 1750, p. 53 ff. *Mém.* p. 123 ff. englisch in Templeman's Ausgabe von Norden's *Travels*, London 1757, Tom. I, p. 105), Caylus (*Des embaumemens des Égyptiens* in der *Histoire de l'Académ. des Inscript.* Tom. XXIII, p. 119 ff.), Hadley (*Philosoph. Transact.* Vol. LIV, p. 12 ff.), Heyne (*Spicilegium antiquitatis Mumiarum* in den *Commentat. Soc. Götting.*, 1780, vol. III, *Cl. philolog.* p. 69 sqq. und *Mumiae, quae ex regis Daniae liberalitate in museo academico Göttingensi servatur, accuratior notitia, cum addendis ad spicilegium antiquitatis mumiarum*, ebendas. Vol. IV, *Cl. philolog.*, p. 1 ff.), Gmelin (*Experimenta nonnulla cum mumiis instituta*, ebendas. 1781, *Cl. phys.*, p. 1 ff.), Blumenbach (*Götting. Magazin*, Jahrg. I, St. I.), Zoëga (*de origine et usu obeliscorum*, IV, 1, 13, p. 250 sqq.), Creuzer (*Commentat. Herodot.* Cap. I, p. 5—87), Sieber (*Ueber ägyptische Mumien*, Wien 1820), Granville (*Essay on Egyptian Mummies, etc.* Lond. 1825, 4.), Osburn (*An account of an Egyptian Mumia etc.* Leeds 1828 8.), v. Bohlen (*das alte Indien mit besonderer Rücksicht auf Aegypten*, II, S. 182 ff.) u. a. m., welche von dem Verf. der dritten uns vorliegenden Schrift nur theilweise berücksichtigt worden, sind viele Dunkelheiten aufgehellt und manche Schwierigkeiten beseitigt worden.

Der Verf. verbreitet sich zuvörderst über die Bedeutung und den angeblich orientalischen Ursprung des Wortes *Mumie*, welches Saumaise wahrscheinlich mit Recht für eine Corruption des Wortes *Amomum* hielt; ferner über den Gebrauch der Mumie als Drogue, welcher von einem jüdischen Arzte aus Alexandrien, *Elmagar*, im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte eingeführt wurde, wobei verschiedene zur Geschichte der Materia medica gehörige interessante Bemerkungen mitgetheilt werden. Das dritte Kapitel des Werkes, welches sich mit der Theologie der alten Aegypter und den Begräbnifsceremonien verschiedener Völker beschäftigt, ist zu ungenügend und von dem reichen Material nur zu weniges benutzt worden, als dafs es eine Erwähnung neben den hieher gehörigen Abschnitten des oben angeführten Werkes von Zoëga verdiente. Man findet nur das Allergewöhnlichste und Bekannteste, und selbst dies nicht mit der gehörigen Genauigkeit angegeben und der erforderlichen Schärfe hervorgehoben. Der vierte Abschnitt beschäftigt sich mit den Gräbern der alten Aegypter, wozu, wie gewöhnlich, die Pyramiden gerechnet werden, obgleich v. Bohlen (a. a. O. Th. II, S. 206 flgd.) u. a. m. das Unzulängliche der Ansicht nachgewiesen haben. Rec. will es so scheinen, als ob diese kolossalen Massen, die stets auf ausgedehnten Todtenäckern stehen, wie namentlich zu Sakkarah, ein Gegenstand des Osiriskultus gewesen sind, und das Grab des unnennbaren Todten, des Richters im Schattenreiche, vorstellen sollten, worauf auch die indische Vorstellung hinzudeuten scheint. Uebrigens sind auch die in diesem Abschnitte berührten Fragen nichts weniger als erschöpfend behandelt, und man darf wenig mehr

Digitized by Google

als blofse Collectaneen erwarten, in denen hier und da, obwohl spärlich, minder bekannte Thatsachen den allertrivialsten, oft weit ausgeführten Bemerkungen angereiht sind. Die Einbalsamirung bildet den Gegenstand des fünften Kapitels, welches insofern einiges Interesse darbietet, als der Verf. durch seine Stellung in den Stand gesetzt gewesen ist, der Oeffnung und Untersuchung einer nicht unbedeutenden Anzahl von Mumien beizuwohnen, und daher hier häufig das Resultat eigener Erfahrung und Beobachtung mittheilt. Pettigrew geht hierauf in dem sechsten Abschnitte die verschiedenen Ingredienzien durch, deren man sich bei der Einbalsamirung bediente, wobei er die Unzulänglichkeit der Mittel mit Recht bedauert, welche die analytische Chemie zur Unterscheidung organischer Substanzen darbietet. Auch hier hätte die antiquarische sowohl als die naturwissenschaftliche Seite der Untersuchung Stoff zu tieferen Forschungen gewährt, so wie auch die folgenden Kapitel über die Mumienbandagen, die bei den Mumien gefundenen Idole, Amulete, Zierrathen u. s. w., über die Mumiensärge und Sarkophage, besonders der zehnte Abschnitt über die Papyrusrollen, wobei die Bereitung des Papyrus und die neueren Versuche zur Entzifferung des Inhaltes der Rollen zur Sprache gebracht worden sind, zwar vieles Interessante, aber doch nur im Allgemeinen das Bekannte geben. Selbständige Beobachtungen dagegen enthält der eilfte Abschnitt, welcher sich mit der physischen Geschichte der alten Aegypter, soweit zu deren Aufhellung die Mumien beitragen können, beschäftigt. Die vier folgenden Abschnitte bieten Untersuchungen über den Thierdienst der alten Aegypter dar, einen Gegenstand, der noch immer einer tieferen Erforschung bedarf, und nur durch das indische Alterthum erschöpfend erklärt werden dürfte, und die aufgefundenen Thiermumien. Der Verf. hat hier in der Bestimmung der Thierspecies viel Tüchtiges geleistet. Nächst einigen Bemerkungen über nachgemachte Mumien verbreitet sich Pettigrew in dem siebzehnten Abschnitt über die Mumien der Guanchen, der alten Peruaner, die getrockneten Leichname in dem Kapuzinerkloster zu Palermo und die Einbalsamirung der Birmanenpriester und beschliefst das Werk mit einigen Bemerkungen über die bei den Neueren gebräuchlichen Methoden der Balsamirung. Aus dieser kurzen Analyse und den hinzugefügten Bemerkungen erhellt, dafs der Verf. zwar sämmtliche auf diesen Theil der ägyptischen Alterthumskunde bezügliche Fragen berührt und mit einiger Vollständigkeit abgehandelt hat, dafs aber der wirkliche Gewinn, welchen die Resultate seiner Forschungen gewähren, den Erwartungen nicht entspricht, welche man von einer Verbindung der Naturwissenschaften mit der Alterthumskunde zu hegen berechtigt ist, und dafs bald die eine, bald die andere Seite der Untersuchung der erforderlichen Gründlichkeit ermangelt. Der Preis des Buches (zwei Guineen) dürfte überdem der weiteren Verbreitung desselben hinderlich und eine Verpflanzung auf deutschen Boden minder wünschenswerth sein, als eine abermalige, vollkommen neue Behandlung des Gegenstandes.

Dr. Jul. Ludw. Ideler.

LIV.

***Kirchengeschichte. Lehrbuch für academische Vorlesungen von D. Karl Hase. Leipzig*, 1834.**

Vortrefflich sagt der Verf. Vorr. p. VI, dafs die Dogmengeschichte das Dogma „als den *sich selbst entfaltenden Begriff*" darzustellen habe. Wenden wir dies auf die Kirchengeschichte an, von der es §. 9 heifst, dafs sie „das Selbstbewufstsein der Kirche hinsichtlich ihrer gesammten Entwicklung" sei, und nehmen wir hier „Entwicklung" als gleichbedeutend mit „Selbstentfaltung ihres Begriffs", so ist damit in der That ihre tiefste Bedeutung ausgesprochen. Die weitere Frage kann also nur sein, ob diesen, zunächst blofs gelegentlichen, Aeufserungen die wissenschaftliche Ausführung wirklich entspricht. Die nächste und beste Probe dafür kann uns die *Perioden*bestimmung liefern. Denn wenn der „Begriff" es ist, der sich in der Geschichte entfaltet, so sind die Perioden gewifs etwas Andres, als blofs beliebige Zeitabschnitte. Sie stellen vielmehr alsdann sich als die Stadien dar, worin der Begriff encyclisch d. h. simultan zugleich und successiv die Momente hervortreibt, welche er schöpferisch in sich trägt. Daher kann die Erkenntnifs desselben als dieses Princips der Geschichte sich nirgends besser bewähren, als in der Nachweisung jener Momente, welche die Perioden constituiren. Ist dies nun in unserem Buche der Fall? Der Verf. charakterisirt die 3 Hauptabschnitte, welche er annimmt, folgendermaafsen (§. 12.): „1) Alte Kirchengeschichte: Vorwal-

Digitized by Google

tende antike Bildung, allmählig untergehend, theils in sich selbst, theils in germanischer Nationalität. 2) Mittle (sic) Kirchengeschichte: Herrschaft des römisch-germanischen Katholicismus. 3) Neue Kirchengeschichte: Kampf des Protestantismus und Katholicismus." Gewifs sind dies bedeutsame Züge. Ist aber damit nur irgend „Entwicklung" nachgewiesen, Momente der „Selbstentfaltung des Begriffes" aufgezeigt? Nur *Phänomene* sind angegeben, und wenn der Verf. §. 4. die Forderung stellt, dafs die Kirchengeschichte, um sich „als *Wissenschaft*" zu bewähren, „*philosophisch*" sei d. h. „Ergründung der Thatsachen in ihrem Verhältnifs zum religiösen Geiste", so sieht man vergebens sich nach Erfüllung derselben um. Vielleicht aber weifs der Verf. in kleineren Sphären den inneren Nerv der Entwicklung aufzufinden. Vergleichen wir also noch ein anderes Beispiel! §. 120. giebt folgende „Uebersicht" über den Zeitraum von 312—451: „Das Heidenthum wurde vernichtet, das Christenthum alleinherrschende Staatsreligion. Der Kampf um die Auffassung des Glaubens im Begriffe erschütterte die Kirche und das Reich. In diesem Kampfe entwickelten sich mächtige Kräfte und alle Künste der griechischen Wissenschaft wurden aufgeboten. Sein Resultat war: ein kunstreiches Dogma von der Verbindung einer (!) göttlichen und menschlichen Natur in Christo, die Zerspaltung der morgenländischen Kirche, die Gefährdung des Christenthums, der Geistesfreiheit und der Wissenschaft durch die Rechtgläubigkeit u. s. f." Auch dies ist blofse Berichterstattung und nicht im Geringsten Begriffsentwicklung. Doch soll wahrscheinlich das „Philosophische" in den Worten liegen: „Gefährdung des Christenthums u. s. w." Ein Räsonnement ist hier allerdings in Form einer Thatsache vorgetragen; allein philosophisch, d. h. dem Begriff der „inneren Nothwendigkeit" jener classischen „Entwicklungsform", wie §. 7. fordert, entnommen, ist das Urtheil schwerlich und streift so nahe als möglich an die von unserm Verf. gar treffend bezeichnete „schulmeisterliche Reflexion, welche überall Weltgerichts spielen will." Vorr. p. VII.

In der That, der Standpunkt des Hrn. Verfs. ist ein ganz andrer, als sich nach einzelnen Andeutungen vermuthen liefse. So wie der Verf. in seiner Dogmatik den rationalistischen Grundstoff mit einer Menge von schönen Gedanken, die theils der Jacobi'schen, theils der Schelling'schen Philosophie eklektisch entnommen sind, geistreich durchwebt hat: so auch in seiner Kirchengeschichte. Es fehlt an Lichtblicken nicht, die ein besserer Genius eingegeben hat; aber immer und immer wieder tritt doch als *herrschende* Ansicht der Rationalismus hervor. Wir verstehn hierunter, um kurz die Hauptsache anzugeben, den *Widerstreit des Subjects wider das Object*. Dies Object ist hier der zunächst empirisch gegebne Entwickelungsgang der Kirche. Von dieser nun hat das Subject ein ganz anderes „Ideal", als die objective, d. h. eben in der Entwicklung präsente, Idee. Es möchte somit die Geschichte gern anders haben, als sie ist, und da sich nun dies nicht realisiren läfst, so steht es fortwährend in hadernder Opposition mit derselben, so dafs sie nur froh sein mufs, wenn sie nicht Gewalt erleidet, d. h. in ihrer empirischen Wahrheit verunstaltet wird. Denn erkannt, d. h. aus sich selber begriffen, kann sie so einmal nicht werden. Dafs dies nun im Ganzen die Stellung ist, die auch unser Verf. sich zu dem Objecte gegeben hat, kann *daraus* schon abgenommen werden, dafs §. 39. das Christenthum als „die allgemeinmenschliche Frömmigkeit selbst" bezeichnet wird „*im Gegensatze jeder blofs positiven Religion*, welche aus willkürlich aufgestellten Dogmen oder Cäremonien einen Gottesdienst macht." Hiebei fällt nur auf, wie dennoch §. 7. geläugnet werden kann, dafs die „geschichtliche Bewegung" der Kirche ein „fortwährender und allgemeiner Verschlechtrungsprocefs" sei. Aus Matth. 16, 14 (!) soll folgen, dafs Jesus es „dem eignen Urtheile eines Jeden anheimstellte, für wen er ihn selbst anzuerkennen vermöge". §. 38. Er heifst daher auch §. 119. der „*grofse Unbekannte*, welcher die Kirche gründete". Wie müssen nun nicht die christologischen Kämpfe des 5—7ten Jahrhunderts als ein tantalischer Wahnsinn erscheinen, von dem dann wahrlich nicht zu begreifen steht, wie „Kirche und Reich" sich dadurch „erschüttern", „die griechische Wissenschaft" mit „allen ihren Kräften und Künsten" sich „aufbieten" lassen konnten! Das „neue Leben" (!) Christi wird §. 44. als ein Factum bezeichnet, das füglich „nach *Naturgesetzen* erfolgt sein kann." Dennoch heifst es kurz darauf: „und das Evangelium von dem Auferstandnen braust als der Morgengrufs einer neuen Zeit über den Erdkreis"! Wunderbare Gewalt der Geschichte, die *dieses* Geständnifs wenigstens sich erzwingt!

Leicht erhellt also, dafs der Standpunkt unsers

Digitized by Google

Verfs. im Allgemeinen der rationalistische ist. Allein es fragt sich nun näher nach der bestimmteren Art und Weise von Rationalismus, welcher er huldigt. Bekanntlich trat dieser in unserer Wissenschaft zuerst nur als Unparteilichkeit auf, gestaltete dann sich zu entschiedenem Spott oder Hafs, und hat sich zuletzt wiederum discreterer Weise *dahin* beschieden, auf allen Gehalt der Geschichte, als einer abgethanen Vergangenheit, Verzicht zu leisten und stoisch kalt nur das reine Factum als Factum quellengemäfs zu berichten. Da letztere Weise seit Schmidt die herrschende ist, so läfst sich von vorn herein erwarten, dafs sie auch unser Verf. adoptirt hat. Zwar möchte sich aus der besonderen Gunst, womit die Vorrede Spittler's gedenkt, vermuthen lassen, dafs unser Verf. an dem sarkastischen Spiel leichtfertigen Räsonnements mit dem Gegenstande Gefallen finde, und hie und da läuft allerdings ein wenn gleich harmloses Witzwort mit unter. Im Ganzen aber herrscht doch der gründliche Ernst und Respect vor dem Factum als Factum vor, den der neuere Rationalismus durch die indifferent empirische Haltung, welche er anstrebt, sich glücklich wiedererarbeitet hat. Indessen die resignirte Beschränkung auf blofse Erzählung von Thatsachen, wie sie z. B. Engelhardt am beharrlichsten durchgeführt hat, ist unserm Verf. unmöglich gewesen. Er ist zu lebendig, um nichts als trockener Registrator von Factis zu sein, und so spielt denn immer sein „eigenes *Urtheil*" beiher, von welchem er Vorr. p. VII rühmt, dafs man „die hohe Freiheit, die seiner Zeit, seiner Stellung und wohl auch seinem Charakter natürlich sei, vielleicht noch öfter an der Milde erkennen werde, mit der manches Fremdartige beurtheilt sei, als an der Härte." Und in der That, diese „Milde" verdient alle Achtung. Denn wenn man bedenkt, wie sehr z. B. das Dogma von der Dreieinigkeit dem Verf. zuwider sein mufs, so erweckt die Selbstverläugnung, womit er den Athanasius §. 122. wenigstens „*neben* Julian" den „gröfsten Mann seines Jahrhunderts" nennt, gerechte Bewundrung. Hinsichtlich Julians fällt freilich auf, dafs es kurz zuvor heifst, es sei durch ihn „offenbar worden, dafs *Constantin* seine Zeit verstanden hatte", und *dieser* deshalb im vorhergehenden § „*grofs*" genannt wird.

Obgleich nun aber Hr. H. nur durch die Einflechtung seines „eignen Urtheils" von der jüngsten Methode rationalistischer Kirchengeschichtschreibung abzuweichen, im Ganzen jedoch mit derselben zu harmoniren scheint: so schimmert doch mittenhindurch schon ein *neuer* Standpunkt hervor. Es ist dem Verfasser nicht entgangen, wie sehr die „*weltliche* Geschichtschreibung" die kirchliche überflügelt hat, so dafs „es scheint, als wenn diese schon lange nicht mehr auf den Höhen der Zeit stünde." Vorr. p. IV. „Wo haben wir kirchenhistorische Werke", ruft er aus, „die als Geschichtschreibung neben Macchiavell, neben Hume und Joh. Müller gestellt werden könnten?" Es ist damit, wie er gleich hinzusetzt, „nicht die Schreibart gemeint, sondern ein Quellenstudium, das zur lebendigen Anschauung geworden ist, und eine geistige Durchdringung der Thatsachen". Was das Letztre betrifft, so ist dies nur ein anderer Ausdruck für „lebendige Anschauung." Denn wollte man an Durchdringung der Thatsachen von dem Begriff der *Idee* aus denken, so müfsten hievon sich stärkere Spuren zeigen. Wohl aber ist dem Verf. zuzugestehn, dafs er mit „lebendiger *Anschauung*" zu Werke geht, um den „weltlichen" Vorbildern nachzukommen. Es wird das Factum nicht mehr als *blofse* Erscheinung d. i. als ein todtes, äufseres Ding gefafst, sondern „*Leben*" darin erkannt. Dies Leben ist näher der Geist, und das Factum somit Erscheinung des *Geistes*. Noch bleibt es jedoch bei dieser *formellen* Bestimmung, d. h. der Gehalt, welcher sich im Leben des Geistes bethätigt, kommt nicht zu klarem und festem Bewufstsein. Es wird nur im Allgemeinen „geschaut", dafs ein Innres das Aeufsre beseelt. Die unmittelbare Einheit der beiden Seiten färbt die Geschichte *pittoresk* und macht sie zu einem *ästhetischen* Gegenstand, der der *Phantasie* imponirt. Die grofsen historischen Phänomene sind hierin Kunstwerken zu vergleichen, welche auf Sinn und Gemüth energisch einwirken, ohne dafs ihre Idee auch sofort in bestimmter Weise erkannt würde. Nur das *Gefühl* entsteht, dafs ein irgendwie Höhres, Leben, Geist u. s. w., durch die präsente Gestalt hindurchscheint.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 67.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1836.

Kirchengeschichte. Lehrbuch für academische Vorlesungen von D. Karl Hase.

(Fortsetzung.)

Diesem Charakter nach ist die Geschichte *erhaben*, und ist dies zunächst und zumal für die *sinnige* Empirie, die von der abstractverständigen, welche den Gegenstand nur in nackter Aeufserlichkeit sich greiflich zu machen sucht, wie Poësie von der Prosa sich unterscheidet. Es ist dieser Eindruck, den die Geschichte der Kirche trotz aller Renitenz des präoccupirten Verstandes auf die empfängliche Phantasie des Verfs. gemacht hat. Der Widerschein nun dieses Eindrucks ist vom Subject aus „lebendige Anschauung" d. h. eine Auffassung der Thatsachen als eines unmittelbar durchgeisteten Gegenstandes, der nicht wie eine getrocknete Pflanze in das Herbarium einrangirt werden kann, sondern ein Mysterium in sich trägt, das nur dem geweihten Blicke sich wundersam offenbart.

Wir können demnach diesen Standpunkt als den ästhetisch-sentimentalen bezeichnen und wählen das letztere Wort, um sogleich den Mangel mit anzudeuten, welcher ihm eigen ist. Denn es läfst sich die Frage doch nicht umgehn, worin denn jenes Geheimnifs bestehe, und was der *Gehalt* sei, der in dem „Leben" der Kirche so mächtig sich äufsert, dafs unwiderstehlich das Herz sich ergriffen fühlt. Hier läfst es nun aber die Sentimentalität bei der blofsen *Ahnung* bewenden. Es ist dem Verf. nach Vorr. p. V. „zu Muthe gewesen, als wenn er die Geschichte des *göttlichen Reichs auf Erden* schriebe." Vortrefflich! denn hiemit scheint wirklich das Heiligthum aufgeschlossen. Allein der Rationalismus drohte in Supranaturalismus umzuschlagen, wollte er jenes Gefühl sich weiter entwickeln lassen. So darf es denn nur in schwebender Halbheit sich geltend machen; die volle Intensität würde mit dem Verstand collidiren. Man kann so auf unsern Verf., si parva licet componere magnis, die Selbstkritik Jacobi's anwenden: „Mit dem Herzen ein Christ, mit dem Verstand' ein Heide." Denn lebhaft *empfindet* er wohl den Tiefsinn der christlichen Hieroglyphen, welche er „schaut"; so wie er ihn aber sich *deuten* d. h. zu *bestimmtem* Bewufstsein erheben will, fällt er sogleich in die fixen Voraussetzungen von „allgemeinmenschlicher Frömmigkeit", von dem „grofsen Unbekannten" u. s. zurück. Es ist ihm daher auch nur so „*zu Muthe*", als wenn er das göttliche Reich auf Erden gewahrte; der Eindruck bleibt unbestimmt, und zum öftersten kann er nur sehn, „wie die Menschen das Hohe zur Carricatur gemacht haben." Vorr. p. V. Dies „Hohe" ist, um es bei'm rechten Namen zu nennen, z. B. der „grofse Unbekannte", woraus die Menschen einen *Θεάνθρωπος* gemacht haben, die „allgemeinmenschliche Frömmigkeit", die zu „Dogmen und Cäremonieen" entstellt worden ist u. s. w. Kurz immer noch ist der Widerspruch zwischen dem Subject und Object vorhanden und stellt sich als Scheidewand auf, die vergebens die „Anschauung", von der Empfindung göttlicher Herrlichkeit trunken, zu überfliegen sucht. So schwankt denn unser Verf. fortwährend zwischen poëtischer Intuition und prosaischer Reflexion hin und her. Bald sind es die bunten Farben des Lebens, welche ihr liebliches Spiel entfalten, bald wieder die graue Theorie, welche Alles in Nebel hüllt. Zuweilen zwar öffnet sich auch ein tieferer Blick, aber schnell verschiebt er sich wieder und kann nicht zu Ruhe kommen.

Die Hase'sche Kirchengeschichte ist so einem Januskopf zu vergleichen, der an der Grenzscheide zweier Perioden steht. Der Stoff des „Urtheils" erinnert an die Vergangenheit, die Form der „Anschauung" aber verweist in die bessere Zukunft. Lassen wir also das Alte fahren und wenden uns dieser zu, so sehen wir, dafs doch der Gegenstand wieder *Intresse* gewinnt, zwar nur das Intresse lebendiger *Bilder*, doch solcher,

Digitized by Google

die Sinn und Geist verrathen, so dafs nur dieser, d. h. der „Begriff", die Idee, in's Bewufstsein zu treten braucht, damit sie zu festen, leibhaften Gestalten der Wissenschaft werden. Es bahnt also wirklich ein Fortschritt sich an, ja ein um so gröfserer, als er von Seiten des Rationalismus erfolgt. Denn es mufs dann die innre Nothwendigkeit, der eigene Trieb des Objectes selbst sein, welcher es wieder in's Leben ruft, und nicht blofs die Inbrunst frommer Subjectivität den Marmor beseelen können. Zwar ist es zunächst nur die Oberfläche, die sich mit Leben athmendem Glanze färbt; noch wird der innere Puls nicht hindurchgefühlt, der den Organismus als solchen durchdringt. Aber sei es auch nur der *Schein* des Lebens, der in der Incarnation sich zeigt, er leitet von selbst auf den Lebens*heerd*, und sieht man nur in den kirchengeschichtlichen Thatsachen wieder erhabne *Gemälde*, erhaben, weil einem „zu Muthe" wird, als stelle das „göttliche Reich auf Erden" sich dar, so kann es nicht fehlen, es mufs das ästhetische Interesse allmählig zum theologischen sich verklären, und der Poët zum Propheten werden, der aus den Gedanken *Gottes* heraus die Wirklichkeit sich entfalten sieht.

Doch dürfen wir freilich die Frische des Colorits, welche vor der Hand den Heiligenschein vertritt, nur erst im *Einzelnen* suchen. Denn da noch ihr tieferer Grund, die organische Einheit, fehlt, so kann sie nur punctuell, an den äufsersten Enden, erscheinen. Hr. H. hat sich nach Vorr. p. IV bemüht, „statt des Allgemeinen und Unbestimmten — das Individuelle und Bestimmteste jedes Zeitalters auszusprechen." Mit anderen Worten: es ist die *Detail*malerei sein Hauptaugenmerk gewesen. Dies konnte zunächst auch nicht anders kommen. Der Empirismus nämlich der jüngstvorangegangenen Periode, von der ja der Standpunkt unsres Verfs. historisch bedingt ist, hat auf das factisch Specielle als das allein *Gegebne* und eben darum auch Wiederzugebende hingeführt. Nicht minder jedoch liegt die Richtung hierauf im Wesen der „Anschauung" selbst. Diese kann nur das scharfbegränzte Einzelne sich zum Gegenstand machen, weil dies ein *Bild* gewährt, indefs ihr das „Allgemeine" zu farbloser „Unbestimmtheit" verschwebt. So hat denn mit Nothwendigkeit das Intresse derselben dem „*Individuellen*" sich zugewandt, um hier das ästhetische Wiederbelebungsgeschäft zu beginnen. Statt also z. B. den Ursprung des Mönchthums zu deduciren, führt uns der Verf. §. 97. den h. Antonius vor, und auch dessen Gestalt nur so, dafs er lauter spezielle Züge prägnant aneinanderreiht. „Ein Knabe von edler Geburt, floh Antonius den Umgang anderer Kinder und verschmähte jeden Unterricht. Ein Jüngling, durch der Aeltern frühen Tod reich und unabhängig, trat er einst in den Tempel und hörte das Wort zum reichen Jünglinge: Willst du vollkommen werden, so verkaufe Alles, gib's den Armen und folge mir nach. Es war ihm eine Gottesstimme, die über sein Leben entschied. Er verschenkte seine Güter bis auf Weniges zum Unterhalt der unmündigen Schwester. Wiederum hörte er das Evangelium: Sorget nicht für den andern Morgen! und er verschenkte auch das Letzte. Nachdem er hierauf die geehrtesten Einsiedler besucht hatte, zog er sich erst in ein Grabmal, dann in ein verfallnes Castell des Gebirges zurück u. s. w." In dieser Weise vertritt eine Schilderung Cyprians (§. 104.) die Darstellung des gesammten „kirchlichen Lebens" der Zeit, eine Charakteristik Leo's des Grofsen die Durchführung der centralen Zusammenfassung des Kirchenregiments in der römischen Bischofsgewalt u. s. w. Es läfst sich nicht läugnen, dafs hier der Verf. mit Geist und Geschick verfährt. Die treffendsten Eigenthümlichkeiten versteht er lichtvoll hervorzuheben und Schlag auf Schlag sich folgen zu lassen, so dafs wir durch eine Gallerie frappanter Genrebilder uns zu bewegen glauben. Ein anderes Beispiel möge dies deutlich machen! Die Einführung des Christenthums in Norwegen stellt der Verf. §. 279. folgendermaafsen dar: „Nach Norwegen brachte die seewandernde Jugend im 9ten Jahrhundert das Evangelium, aber der weifse Christ wurde wie Thor als ein Volksgott angesehn, dessen Zeichen man in seinen Ländern zu ehren nicht anstand. Harald Schönhaar, der zuerst als Oberkönig Norwegen vereinte, schwur in einer Volksgemeinde, nicht mehr den Landesgöttern, sondern dem Weltschöpfer zu opfern, durch dessen Hülfe allein er ganz Norwegen zu bezwingen hoffe. Als aber sein Sohn, Hakon der Gute, — in der Reichsversammlung darauf antrug, dafs alles Volk sich taufen lasse, ward er entschieden zurückgewiesen, und das Kreuz, das er beim Opfermahle über Odins Becher machte, mufste für Thors Hammerzeichen

Digitized by Google

gelten. Bei seiner Todtenfeier sang der Skalde seine Aufnahme in Valhalla, da er mild das Heilige verschont habe u. s. w."

Gewifs ist diese markirte, bewegte, glanzreiche Vorführung des Einzelsten kein geringes Verdienst, und willig erkennen wir dieses an. Aber freilich drängt sich auch immer die Frage auf, ob denn die Geschichte nichts weiter sei, als nur eine Reihe von noch so interessanten, anmuthigen Bildern? und ob denn das „Allgemeine", das Grofse und Ganze, durchaus nur das „Unbestimmte" d. i. Abstracte und Vage sei? Die einzelnen Bilder sollen sich doch zu *Gruppen*, und wieder die Gruppen zu höheren Ganzen zusammenschliefsen, so dafs *Systeme* entstehn, die eines das andre tragen. Wird dies aber anerkannt, und die Wissenschaft fordert es, so müssen die Einzelheiten Momente von *Einheiten* sein, die Einheiten also nicht minder als jene erscheinen. Dies können sie aber nur *an den Momenten*, indem sie dieselben als *ihre* Momente erweisen d. h. als setzende Macht derselben erscheinen. Sind nun die Momente „bestimmt", so müssen es auch die Einheiten sein, ja *deren* Bestimmtheit sich in den Momenten entfalten. Wollte demnach das Einzelne sich für *sich* behaupten, so wäre von *ihm* vielmehr die „Unbestimmtheit" auszusagen, wie schon die bekannte Bemerkung lehrt, dafs ein Spruch, aus seinem Zusammenhange gerissen, sich dahin und dorthin deuten läfst. Nicht minder ist auch das einzelne Factum das, was es ist, nur in seinem *Zusammenhange* d. h. in der Totalität des Entwicklungsprocesses, welchem es angehört. Schon um des Einzelnen willen also, damit dies *Bedeutung* gewinne, ist in der Geschichte das „Allgemeine" gerade auf's Schärfste herauszustellen, und immer der leuchtende Mittelpunkt festzuhalten, um welchen sich Alles bewegt. Das Einzelne bleibt dann auch nicht mehr unstetes Bild, isolirte Erscheinung, sondern, concentrisch beherrscht, erhält es die höhere Würde, Entwicklungsmoment im geschlofsnen Gange des Ganzen zu sein.

Dies ist nun der Punkt, wo die „*An*schauung" nicht mehr ausreicht, sondern die *Ein*sicht nothwendig wird. Hier treten daher auch die Mängel des Buchs am stärksten hervor. Schon auf ganz niedrem Gebiet, wo es sich um nichts weiter handelt, als nur zusammenzufassen und massenhaft darzustellen d. h. die *Entwicklung als solche* herzorzuheben, ist unser Verf. oft merkwürdig unbehülflich und greift zu den seltsamsten Mitteln. So ist z. B. in der Geschichte des Arianismus nichts interessanter, als nachzuweisen, wie aus der Alleinherrschaft desselben um's J. 360 gerade sein Sturz hervorging, so dafs es schon 20 Jahre nachher nicht mehr nöthig schien, die Antithesen gegen denselben symbolisch zu wiederholen. Hier weifs nun unser Verf. der Einzelheiten nicht anders Herr zu werden, als dafs er mechanisch sie bunt durcheinander aufzählt. §. 130: „Für den Sieg des Nicänischen Glaubens wirkten: 1) die Spaltungen der Gegenpartei und das schroffe, verfolgungssüchtige Hervortreten des Arianismus unter der Regierung des — Valens; 2) der Einfluss der für Athanasius begeisterten Mönche auf die öffentliche Meinung; 3) die höhere Würde Christi im Nicänischen Bekenntnisse, welche dem Volksverstande einleuchtete, und die tiefere Auffassung des Verhältnisses der göttlichen zur menschlichen Natur (!), welche tiefsinnigere Kirchenlehrer anzog; 4) die lange und mächtige Herrschaft des im Nicänischen Glauben erzognen Theodosius u. s. w." Hier war ganz einfach zu zeigen, dafs, als die orthodoxe Lehre vollkommen herausgearbeitet war, der Widerspruch sich in sich selbst vernichten mufste, „Spaltungen" also entstanden u. s. f. Doch könnte man sagen, dafs hier der Verf. dogmatisch befangen gewesen sei. Aber auch bei indifferentern Materien giebt er uns ein Register von Einzelheiten statt immanenter Entwicklung. So wäre z. B. bei der Geschichte des „Kirchenguts" im Mittelalter das Lehnsverhältnifs gehörig in's Licht zu stellen gewesen. Allein der Verf. läfst hierauf sich gar nicht ein; er berichtet ganz äufserlich §. 249: „Das Kirchengut wuchs fortwährend 1) durch Vermächtnisse aller Art, Schenkungen, vortheilhafte Käufe —; 2) durch königliche Lehen; 3) durch Uebertragung der Lehnsherrlichkeit von Seiten freier Grundbesitzer —; 4) — u. s. f. Es wurde vermindert 1) — 2) — 3) — u. s. w."

Am meisten jedoch hat die Flucht vor dem „Allgemeinen" sich in der höheren Composition gerächt. Der Verf. ist hier geradezu ohne Princip verfahren, man müfste ein solches denn *darin* finden, dafs er nach Vorr. p. IX „kein andres Gesetz" gekannt, „als dafs jedes Zeitalter möglichst klar für die Anschauung und fest für die Erinnerung dargestellt werde". Also die Sache in sich hat kein System, und die Eintheilung

Digitized by Google

muſs nur sehn, daſs sie übersichtlich und faſslich ist. Wie wenig jedoch eine „Anordnung", die, abgesehn von dem obersten, traditionell gewordnen, „Fachwerk", gröſstentheils Unordnung ist, selbst jenen Zweck zu erreichen vermag, das kann uns das erste beste „Capitel" zeigen. Der Abschnitt, welcher „die Gründung der Kirche unter den *Heiden*" zum Gegenstand hat, ist folgendermaaſsen eingetheilt. Zuerst wird §. 66—68. Pauli „Bekehrung, Wirksamkeit und Lehrbegriff" dargestellt. Dann folgen §. 69. die (meist nur *judenchristlichen*) „Gegensätze innerhalb des Paulinischen Wirkungskreises". Hierauf wird zu der „Verbreitung des Christenthums" übergegangen, und §. 71. das „Verhältniſs zur römischen Staatsgewalt" geschildert.

(Der Beschluſs folgt.)

LV.

Perlenschnüre aramäischer Gnomen und Lieder, oder aramäische Chrestomathie, mit Erläuterungen und Glossar, von Julius Fürst. Zu des Verf. aramäischem Lehrgebäude als Uebungsbuch gehörig. Leipzig, 1836. *Verlag von L. Fort.*

Das Aramäische, dieser so lange verwaiste Zweig des Semitismus, hat endlich einen tüchtigen Bearbeiter und Pfleger gefunden, der, mit einer reichen Fülle des Stoffes ausgerüstet, und diesen durch wissenschaftliche Principien zu bewältigen vermögend, den sprachvergleichenden Forschungen ein neues Gebiet aufgeschlossen, um auch dort ihre immer weiter greifenden Resultate zu bewähren, und, auf diesem Terrain Licht verbreitend, eben daher neues zu empfangen. Der erste Band des aramäischen Lehrgebäudes des Herrn Fürst, dessen baldige weitere Fortsetzung wir sehnlichst wünschen, ist der erste glückliche Versuch, dem Semitismus die Aufschlüsse der comparativen Sprachbehandlung nicht bloſs aphoristisch und principlos, wie es auch wohl schon früher geschehen, zuzuwenden, sondern dem ganzen Stoffe von innen heraus eine frische, lebendige Gestaltung zu gewinnen, und ihn nach den ihm einwohnenden Principien zu ordnen. Wie viel des Einzelnen auch immer als precär und gewagt wird in Abrede zu stellen sein, so ruht das Werk auf einem tüchtigen Fundament, und der wissenschaftliche Takt, so wie der energische, die Bildungsgänge der Sprache fein aufspürende und lebendig durchdringende Sinn sind nicht zu verkümmernde Vorzüge eines Buches, das, seinen eigenen Weg ruhig und sicher nehmend, so viel Aufschlufsreiches und Anregendes darbietend, an materiellen, wie an philosophisch grammatischen Daten so reich, viel eher mit warmen Danke begrüſst, als hämisch und böswillig abgethan und bemäkelt zu werden verdiente. Gewiſs hatte der Verf. gemeint, daſs der, auf dem Gebiete der hebräischen Sprachkunde heimische Absolutismus ihn werde ungehudelt das Seinige thun lassen. Er hat aber inzwischen erfahren, daſs jene Autokraten wenigstens nicht ohne Kampf sich werden eine Provinz entreiſsen lassen, und so gern wir ihm eine freundliche Aufnahme gegönnt, so wenig gönnen wir seinen Verunglimpfern den bequemen Triumph, von ihm nicht minder ungebührlich, — wenigstens der Form nach — angelassen worden zu sein. Man muſs sich hüten, in einer Literatur, wo nicht die lebendige Theilnahme *Vieler* eine Controlle, wie auf den lichteren und sorgsam gepflegten Gebieten andrer wissenschaftlichen Gegenden, möglich macht, den Stimmführern Gelegenheit zu einer Moralpredigt zu geben: sie halten diese um so lieber und erbaulicher, als sie dadurch über den sachlichen Gehalt *eärlich* und gerade zu urtheilen enthoben werden.

Die Chrestomathie des Herrn Fürst schlieſst sich seinem Lehrgebäude an. Füllt sie schon in dem Betrachte eine sehr fühlbare Lücke aus, daſs kein neueres Uebungsbuch für das Aramäische vorhanden ist, und wäre daher selbst eine ungeschickte Auswahl noch immer etwas Verdienstliches, so ist das Buch ganz besonders wegen der sinnigen, geschmackvollen Anordnung zu rühmen. Es ist ein gelungener, willkommner Versuch, in die unbekannte, — und doch schon verkannte! — Literatur der jüdischen Auslegungsschriften (Talmud und Midrasch) einzuführen, aus denen hier charakteristische und anziehende Stücke mitgetheilt sind; diese, so wie die beigegebenen religiösen Poesieen werden mit der gebotenen Anleitung zur Erlernung des Idioms gelegentlich eine Literatur aufschlieſsen, die noch ganz andere Dinge aufzuweisen hat, als bisher von seichten Judenverfechtern oder beschränkten Judenfeinden zu Markte gebracht worden.

Das Buch zerfällt in 53 Capitel. Cap. 1—22 bietet eine reiche, mannigfaltige Lese rabbinischer Gnomen in eigenthümlicher, schlagender, scharf ausgeprägter Ausdrucksweise, den beiden Talmuden und den Midraschim entnommen, wozu die Anmerkungen für Ausdruck und Sinn solche Erläuterungen bieten; Cap. 23 das sogenannte Spruch-Alphabet des Ben Sira, worüber in den Anm. lehrreiche Auskunft, Cap. 24 Gnomen aus der chaldäischen Uebersetzung der salomonischen Sprüche; Cap. 25—30 höchst anmuthige Erzählungen und Anekdötchen von den Bewohnern Jerusalems, aus dem Midrasch Rabba; Cap. 31—35 phantastische, durch ihre Dunkelheit und ihren mysteriösen Hintergrund höchst anziehende Märchen, Cap. 36—40 ein jüdisches Suleimanameh, Sagen von Salomo, worüber in den Anmerkungen interessante, — wir wünschten: auch recht *ausführliche*, — Andeutungen sich vorlinden. Von Cap. 41 an folgen poetische Stücke, voller Schwung und üppiger orientalischer Farbenpracht, unter anderen auch 2 cabbalistische Hymnen und einige liturgische Stücke, nur als solche interessant. Auch hier bieten die Anmerkungen dankenswerthe Belehrungen und manchen literarhistorischen Aufschluſs. — Das angehängte Glossar umfaſst die in den Anmerkungen nicht erklärten Wörter, und enthält, wie jene, Vieles, was sich der hebräische Sprachforscher nicht entgehen lassen darf.

M. Sachs.

Digitized by Google

№ 68.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1836.

Kirchengeschichte. Lehrbuch für academische Vorlesungen von Dr. Karl Hase.

(Schluſs.)

Nun kommen §. 72. die „innern Veränderungen der Kirche"; dann plötzlich (als ob dies *Heiden*christen gewesen wären) die „Nazaräer und Ebioniten", §. 74. „Häretiker" überhaupt, wo 1) die (frühestens unter Trajan entstandnen) Elcesaiten, 2) die (sicher weit ältern) samaritanischen Ketzer, 3) die Nikolaiten, 4) die Doketen, 5) Cerinth — also juden- und heidenchristliche Secten — sich kreuzen; dann §. 75. die „apostolischen Väter", zuletzt (nachdem Polykarp schon vorangegangen) „Johannes". Alles dies uno tenore, nirgends ein Ruhepunkt, nirgends ein Uebergang, sondern rastlos Sprung auf Sprung, und um nur ein Beispiel zu geben, wie selbst die einzelnen §§, man kann kaum sagen, geordnet sind, stehe §. 72. hier. Zuerst wird der Anschlieſsungspunkte gedacht, die das Christenthum unter den Heiden fand. Dann fährt der Verf. fort: „Die messianische Würde hatte für die Griechen keine Bedeutung; ihnen war Christus der Herr und Gottessohn u. s. w. — Der Glaube an die nahe Wiederkunft wurde aufgenommen —. — Ueber die andern Presbyter war allmählig — der Bischof hervorgetreten —. — Neben dem Sabbath — wurde der Sonntag gefeiert —. — Nächst dem Alten Testament — wurden vornehmlich die Paulinischen Briefe gelesen. — Die Frauen wurden nach dem Verlaufe der ersten Aufregung — zur stillen Wirksamkeit im Familienkreise zurückgeführt. — Die christliche Sitte hatte — gegen die zügellose Sinnlichkeit zu kämpfen, und die Beredsamkeit des heiligen Geistes entartete durch die griechische Redseligkeit oft zum frommen Geschwätz". So endet der §., und es folgen, wie schon gesagt, die „Nazaräer"! Welch' wüstes Bildergewirr! Fast nichts als Einzelheiten, durchaus keine Gruppen, kein Plan, kein Zusammenhang, geschweige denn systematische Composition.

Doch geben wir auf, dies weiter zu rügen, da einmal das innerste Centrum der Kirchengeschichte, um welches die Sphären harmonisch kreisen, nicht zum Bewufstsein gekommen ist. Bewundern wir lieber das gute Geschick, womit der Verf. trotz seiner Verkennung des „Allgemeinen" *als solchen*, dennoch *im Einzelnen* unbewufst von der Macht desselben geleitet worden ist. Denn völlig von ihm verlassen, wär' er wohl schwerlich der Klippe entgangen, an welcher so leicht die abstracte Richtung aufs Einzelne scheitert, das Unbedeutende eben so sehr als das Bedeutende aufzunehmen, das Unwesentliche nicht minder als das Wesentliche, kurz in das Minutiöse sich zu verlieren. Dies ist aber keineswegs der Fall. Mit glücklichem Tact hat unser Verf. die Auswahl getroffen und wirklich das „*Charakteristische*" divinatorisch herausgefühlt. Mit Recht hat er „eine Menge von todtgebornen Kleinigkeiten, womit wir bisher uns herumgetragen", als unnützen „Ballast" hinausgeworfen, z. B. „Synoden, auf denen nichts beschlossen worden, Päpste, die nicht regiert, und Schriftsteller, die nichts geschrieben haben". Denn nur „was irgend einmal *gelebt* hat und eben darum *unsterblich* ist, gehört zur Geschichte." Vorr. p. VI. Wer möchte hier nicht das geheime Walten des „Allgemeinen" erkennen? Was ist das „Lebendige" anders, als das Einzelne, welches vom Geiste des Ganzen beseelt, durchdrungen, bestimmt und nun erst „charakteristisch" ist? Allein der Geschmack, der ästhetische Sinn des Verfs. hat nicht nur negativ ihn bewahrt, er hat ihm auch positiv Wagnisse eingegeben, wofür wir nicht dankbar genug sein können. Es liefs sich von vorn herein erwarten, dafs unsern Verf. die *kunst*geschichtlichen Gegenstände, die kirchlicher Art und Natur sind, besonders interessiren würden, und wirklich hat er durch die Hereinziehung

Digitized by Google

muss nur sehn, dass sie übersichtlich und fasslich ist. Wie wenig jedoch eine „Anordnung", die, abgesehn von dem obersten, traditionell gewordnen, „Fachwerk", gröfstentheils Unordnung ist, selbst jenen Zweck zu erreichen vermag, das kann uns das erste beste „Capitel" zeigen. Der Abschnitt, welcher „die Gründung der Kirche unter den *Heiden*" zum Gegenstand hat, ist folgendermaafsen eingetheilt. Zuerst wird §. 66—68. Pauli „Bekehrung, Wirksamkeit und Lehrbegriff" dargestellt. Dann folgen §. 69. die (meist nur *judenchristlichen*) „Gegensätze innerhalb des Paulinischen Wirkungskreises". Hierauf wird zu der „Verbreitung des Christenthums" übergegangen, und §. 71. das „Verhältnifs zur römischen Staatsgewalt" geschildert.

(Der Beschluss folgt.)

LV.

Perlenschnüre aramäischer Gnomen und Lieder, oder aramäische Chrestomathie, mit Erläuterungen und Glossar, von Julius Fürst. Zu des Verf. aramäischem Lehrgebäude als Uebungsbuch gehörig. Leipzig, 1836. *Verlag von L. Fort.*

Das Aramäische, dieser so lange verwaiste Zweig des Semitismus, hat endlich einen tüchtigen Bearbeiter und Pfleger gefunden, der, mit einer reichen Fülle des Stoffes ausgerüstet, und diesen durch wissenschaftliche Principien zu bewältigen vermögend, den sprachvergleichenden Forschungen ein neues Gebiet aufgeschlossen, um auch dort ihre immer weiter greifenden Resultate zu bewähren, und, auf diesem Terrain Licht verbreitend, eben daher neues zu empfangen. Der erste Band des aramäischen Lehrgebäudes des Herrn Fürst, dessen baldige weitere Fortsetzung wir sehnlichst wünschen, ist der erste glückliche Versuch, dem Semitismus die Aufschlüsse der comparativen Sprachbehandlung nicht blofs aphoristisch und principlos, wie es auch wohl schon früher geschehen, zuzuwenden, sondern dem ganzen Stoffe von innen heraus eine frische, lebendige Gestaltung zu gewinnen, und ihn nach den ihm einwohnenden Principien zu ordnen. Wie viel des Einzelnen auch immer als precär und gewagt wird in Abrede zu stellen sein, so ruht das Werk auf einem tüchtigen Fundament, und der wissenschaftliche Takt, so wie der energische, die Bildungsgänge der Sprache fein aufspürende und lebendig durchdringende Sinn sind nicht zu verkümmernde Vorzüge eines Buches, das, seinen eigenen Weg ruhig und sicher nehmend, so viel Aufschlufsreiches und Anregendes darbietend, an materiellen, wie an philosophisch grammatischen Daten so reich, viel eher mit warmen Danke begrüfst, als hämisch und böswillig abgethan und bemäkelt zu werden verdiente. Gewifs hatte der Verf. gemeint, dass der, auf dem Gebiete der hebräischen Sprachkunde heimische Absolutismus ihn werde ungehudelt das Seinige thun lassen. Er hat aber inzwischen erfahren, dass jene Autokraten wenigstens nicht ohne Kampf sich werden eine Provinz entreifsen lassen, und so gern wir ihm eine freundliche Aufnahme gegönnt, so wenig gönnen wir seinen Verunglimpfern den bequemen Triumph, von ihm nicht minder ungehührlich, — wenigstens der Form nach — angelassen worden zu sein. Man mufs sich hüten, in einer Literatur, wo nicht die lebendige Theilnahme *Vieler* eine Controlle, wie auf den lichteren und sorgsam gepflegten Gebieten andrer wissenschaftlichen Gegenden, möglich macht, den Stimmführern Gelegenheit zu einer Moralpredigt zu geben: sie halten diese um so lieber und erbaulicher, als sie dadurch über den sachlichen Gehalt *eklich* und gerade zu urtheilen enthoben werden.

Die Chrestomathie des Herrn Fürst schliefst sich seinem Lehrgebäude an. Füllt sie schon in dem Betrachte eine sehr fühlbare Lücke aus, dass kein neueres Uebungsbuch für das Aramäische vorhanden ist, und wäre daher selbst eine ungeschickte Auswahl noch immer etwas Verdienstliches, so ist das Buch ganz besonders wegen der sinnigen, geschmackvollen Anordnung zu rühmen. Es ist ein gelungener, willkommner Versuch, in die unbekannte, — und doch schon verkannte! — Literatur der jüdischen Auslegungsschriften (Talmud und Midrasch) einzuführen, aus denen hier charakteristische und anziehende Stücke mitgetheilt sind; diese, so wie die beigegebenen religiösen Poesieen werden mit der gebotenen Anleitung zur Erlernung des Idioms gelegentlich eine Literatur aufschliefsen, die noch ganz andere Dinge aufzuweisen hat, als bisher von seichten, Judenverfechtern oder beschränkten Judenfeinden zu Markte gebracht worden.

Das Buch zerfällt in 53 Capitel. Cap. 1—22 bietet eine reiche, mannigfaltige Lese rabbinischer Gnomen in eigenthümlicher, schlagender, scharf ausgeprägter Ausdrucksweise, den beiden Talmuden und den Midraschim entnommen, wozu die Anmerkungen für Ausdruck und Sinn solche Erläuterungen bieten; Cap. 23 das sogenannte Spruch-Alphabet des Ben Sira, worüber in den Anm. lehrreiche Auskunft, Cap. 24 Gnomen aus der chaldäischen Uebersetzung der salomonischen Sprüche; Cap. 25—30 höchst anmuthige Erzählungen und Anekdötchen von den Bewohnern Jerusalems, aus dem Midrasch Rabba; Cap. 31—35 phantastische, durch ihre Dunkelheit und ihren mysteriösen Hintergrund höchst anziehende Märchen, Cap. 36—40 ein jüdisches Suleimanameh, Sagen von Salomo, worüber in den Anmerkungen interessante, — wir wünschten: auch recht *ausführliche*, — Andeutungen sich vorfinden. Von Cap. 41 an folgen poetische Stücke, voller Schwung und üppiger orientalischer Farbenpracht, unter anderen auch 2 cabbalistische Hymnen und einige liturgische Stücke, nur als solche interessant. Auch hier bieten die Anmerkungen dankenswerthe Belehrungen und manchen literarhistorischen Aufschluss. — Das angehängte Glossar umfafst die in den Anmerkungen nicht erklärten Wörter, und enthält, wie jene, Vieles, was sich der hebräische Sprachforscher nicht entgehen lassen darf.

M. Sachs.

Digitized by Google

№ 68.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1836.

Kirchengeschichte. Lehrbuch für academische Vorlesungen von Dr. Karl Hase.

(Schluſs.)

Nun kommen §. 72. die „innern Veränderungen der Kirche"; dann plötzlich (als ob dies *Heiden*christen gewesen wären) die „Nazaräer und Ebioniten", §. 74. „Häretiker" überhaupt, wo 1) die (frühestens unter Trajan entstandnen) Elcesaiten, 2) die (sicher weit ältern) samaritanischen Ketzer, 3) die Nikolaiten, 4) die Doketen, 5) Cerinth — also juden- und heidenchristliche Secten — sich kreuzen; dann §. 75. die „apostolischen Väter", zuletzt (nachdem Polykarp schon vorangegangen) „Johannes". Alles dies uno tenore, nirgends ein Ruhepunkt, nirgends ein Uebergang, sondern rastlos Sprung auf Sprung, und um nur ein Beispiel zu geben, wie selbst die einzelnen §§, man kann kaum sagen, geordnet sind, stehe §. 72. hier. Zuerst wird der Anschliefsungspunkte gedacht, die das Christenthum unter den Heiden fand. Dann fährt der Verf. fort: „Die messianische Würde hatte für die Griechen keine Bedeutung; ihnen war Christus der Herr und Gottessohn u. s. w. — Der Glaube an die nahe Wiederkunft wurde aufgenommen —. — Ueber die andern Presbyter war allmählig — der Bischof hervorgetreten —. — Neben dem Sabbath — wurde der Sonntag gefeiert —. — Nächst dem Alten Testament — wurden vornehmlich die Paulinischen Briefe gelesen. — Die Frauen wurden nach dem Verlaufe der ersten Aufregung — zur stillen Wirksamkeit im Familienkreise zurückgeführt. — Die christliche Sitte hatte — gegen die zügellose Sinnlichkeit zu kämpfen, und die Beredsamkeit des heiligen Geistes entartete durch die griechische Redseligkeit oft zum frommen Geschwätz". So endet der §., und es folgen, wie schon gesagt, die „Nazaräer"! Welch' wüstes Bildergewirr! Fast nichts als Einzelheiten, durchaus keine Gruppen, kein Plan, kein Zusammenhang, geschweige denn systematische Composition.

Doch geben wir auf, dies weiter zu rügen, da einmal das innerste Centrum der Kirchengeschichte, um welches die Sphären harmonisch kreisen, nicht zum Bewufstsein gekommen ist. Bewundern wir lieber das gute Geschick, womit der Verf. trotz seiner Verkennung des „Allgemeinen" *als solchen*, dennoch *im Einzelnen* unbewufst von der Macht desselben geleitet worden ist. Denn völlig von ihm verlassen, wär' er wohl schwerlich der Klippe entgangen, an welcher so leicht die abstracte Richtung aufs Einzelne scheitert, das Unbedeutende eben so sehr als das Bedeutende aufzunehmen, das Unwesentliche nicht minder als das Wesentliche, kurz in das Minutiöse sich zu verlieren. Dies ist aber keineswegs der Fall. Mit glücklichem Tact hat unser Verf. die Auswahl getroffen und wirklich das „*Charakteristische*" divinatorisch herausgefühlt. Mit Recht hat er „eine Menge von todtgebornen Kleinigkeiten, womit wir bisher uns herumgetragen", als unnützen „Ballast" hinausgeworfen, z. B. „Synoden, auf denen nichts beschlossen worden, Päpste, die nicht regiert, und Schriftsteller, die nichts geschrieben haben". Denn nur „was irgend einmal *gelebt* hat und eben darum *unsterblich* ist, gehört zur Geschichte." Vorr. p. VI. Wer möchte hier nicht das geheime Walten des „Allgemeinen" erkennen? Was ist das „Lebendige" anders, als das Einzelne, welches vom Geiste des Ganzen beseelt, durchdrungen, bestimmt und nun erst „charakteristisch" ist? Allein der Geschmack, der ästhetische Sinn des Verfs. hat nicht nur negativ ihn bewahrt, er hat ihm auch positiv Wagnisse eingegeben, wofür wir nicht dankbar genug sein können. Es liefs sich von vorn herein erwarten, dafs unsern Verf. die *kunst*geschichtlichen Gegenstände, die kirchlicher Art und Natur sind, besonders interessiren würden, und wirklich hat er durch die Hereinziehung

Digitized by Google

derselben die Kirchengeschichte wahrhaft bereichert. Die §§. 336, 468, 562 u. a. m., die für bisher „ungewohnten" Stoff das „Bürgerrecht" fordern (Vorr. p. V), sind freudig willkommen zu heifsen. Auch aus der Weltgeschichte hat unser Verf. bedeutsame Züge sinnreich eingewebt, und selbst die Geschichte der Philosophie ist mehr als gewöhnlich berücksichtigt worden. Vgl. §. 83. 492. 538 u. a. m. Nicht minder sind auch die betreffenden *heidnischen* Religionen bei der Geschichte der Ausbreitung mit dargestellt. Selbst in den kunstgeschichtlichen Abschnitten aber, die mit besondrer Liebe gearbeitet sind, wird immer nur auf das Einzelne und Specielle das Auge hingelenkt. So zeigt der Verf. z. B. uns nicht, wie die gothische Baukunst sich aus dem Cultus des Mittelalters entwickelte; vortrefflich aber beschreibt er die Bauten selbst. „Die Wölbungen der Dome stiegen empor, ein steinerner Hochwald, die schlankaufstrebenden Pfeiler wurden das Sinnbild eines himmelstrebenden Geistes, die Thürme wären die nothwendigen Höhen- und Schlufspunkte dieses Strebens. Im phantastischen Schmucke der steinernen Blätter und Blumen, der Schnörkel und Frazzen, frommer Thiere und der alten bezwungenen Drachenbrut spiegelte sich die Fülle der Natur und Phantasie. Durch die bunten Fenster als der Farbe reinste lichtdurchdrungne Darstellung fiel ein geheimnifsvolles Licht in die hohen düstern Räume. Die Gestalten der heiligen Geschichte wuchsen aus den Säulenbündeln hervor, die Welt- und Kirchengeschichte wird vertreten durch steinerne Schläfer mit gefaltenen Händen auf Heiligen- Bischofs- und Fürstengräbern. So erschien die Kirche gleich dem Tempel Salomonis als ein Bild der Welt mit allen ihren Kindern, über die sich der Himmel wölbt." §. 336.

Dies Beispiel kann uns zugleich als Probe dienen, wie schön der Verf. zu *schildern* versteht, und hiemit kommen wir auf sein Hauptverdienst zurück, das, wie schon gesagt, in der Kunst besteht, durch wenige kräftige Pinselstriche das Einzelne lebensvoll hinzustellen. Am meisten zeigen dies kleine skizzenartige Andeutungen, die oft nur gelegentlich hingeworfen sind. Z. B. §. 216: „Die deutsche Geschichte Lamberts von Aschaffenburg ist ein Abbild des Lebens, wie es einem frommen Mönche erscheint, der nach seiner Wallfahrt zum heiligen Grabe die Geschichte der Welt und seines Volkes am kleinen, gemahlten Fenster seiner Celle vorüberziehen läfst". Dergleichen nette, präcise, pikante Croquis begegnen beinahe auf allen Seiten. Mitunter sind freilich die Skizzen auch etwas mager, und namentlich, wo es gröfsre Gestalten zu zeichnen giebt. Von Anselm z. B. heifst es §. 268: „Am Anfange der Scholastik steht Anselmus, ein mächtiger Geist in demüthiger Gestalt als Hierarch wie als Theolog, der mit dem Glauben das Wissen suchend und von Augustins Theologie ausgehend durch seine Genugthuungslehre das kirchliche System vollendete und durch seinen Beweis für das Daseyn Gottes eine natürliche (!) Theologie begründete. Im Selbstbewufstsein ist ihm das Gottesbewufstsein nothwendig gegeben, in der Liebe Gottes Unsterblichkeit und Seligkeit; aber diese ganze durch die Sünde verlorne Religion (!) konnte nur durch den Opfertod eines (!) Gottmenschen wiederhergestellt werden". Auch „weltliche" Gröfsen sind manchmal verfehlt. So schliefst z. B. die Schilderung Constantins mit den Worten: „Er hat im Interesse seiner Herrschaft viele Schlachten gewonnen, die Regierung des Weltreichs zu einer künstlichen Maschine gemacht, an der herrlichsten Stelle der Erde eine Welthauptstadt erbaut (wozu diese landschaftliche Bemerkung?), viel Unglück erlebt und verschuldet". Dies ist doch gewifs nicht „charakteristisch". Besser dagegen sind Künstler skizzirt, z. B. Dante §. 342: Er hat „in seiner göttlichen Komödie als in einem Weltgerichte der heiligen Poesie die Zustände des menschlichen Geistes, sein Zeitalter und die Weltgeschichte allegorisch dargestellt, mit der Kühnheit eines Ghibellinen zürnend gegen die Mifsbräuche der Hierarchie, ein Freund Virgils, aber ein Verehrer des h. Thomas von Aquino, begeistert für den Kirchenglauben, der erstgeborne Sohn der Kirche unter den Dichtern". Zuweilen hat auch den Verf. ein Haschen nach möglichst frappanter Bezeichnung zu Spielen des Witzes verleitet, die unpassend sind, wie wenn die Verfassung der beiden Bettelorden §. 322. „eine mit republicanischen Formen umgebne Monarchie" genannt wird. Oft kommen auch hohl-pathetische Phrasen vor, die nichts weniger als bezeichnend sind, wie wenn es §. 310. von den Mystikern des 14ten Jahrh. (Tauler, Ruysbroek u. a.) heifst, die „Gemeinde" derselben habe sich „wie ein Hochgebirge" durch Deutschland gezogen. Desgleichen sind manchmal „Stichwörter aus den Quellen" genommen (Vorr. p. VII), die keineswegs treffen. So ist es un-

Digitized by Google

würdig, dafs der grofse Karl (§. 198 als „Schlächter der Sachsen" stigmatisirt wird, wenn er auch allerdings so in dem bekannten Gebete der letztern an Wodan heifst.

Doch dies sind „Kleinigkeiten". Im Ganzen sei nochmals anerkannt, dafs unser Verf. in geistreicher Darstellung des Einzelnen die Vorgänger alle weit übertrifft. Wir können daher zum Schlusse nur noch den Wunsch aussprechen, dafs die ästhetische Richtung sich immer *reiner* herausgestalten möge. Es liegt in ihr eine hoffnungsreiche Tendenz zu höheren Formen der Wissenschaft. Vor Allem aber hat sie die rationalistische Hülle abzustreifen, in der sie zuerst zur Welt gekommen ist. Je weniger sie in petto behält, je mehr sie dem heiligen Gegenstand sich unbedingt in die Arme wirft: um so klarer wird dieser sein Inneres Licht entfalten, das Einzelne wird noch unendlich schöner sich färben, das „Allgemeine" in tiefster Bestimmtheit sich offenbaren, und Christus in *seinem* Reiche kein „Unbekannter" mehr bleiben.

F. R. Hasse.

LVI.

Recherches sur les ossemens fossiles découvertes dans les cavernes de la province de Liége, par le docteur P. C. Schmerling, membre de plusieurs sociétés savantes. Ouvrage accompagné de planches lithographiées. 1ere Partie, IIde Livraison et IIde Partie, 1ere Livraison. Liége, 1833 et 1834. chez P. J. Collardin. 91 S. mit 27 lithographirten Tafeln und 104 S. mit 19 lith. Tafeln. Text in gr. 4., die Tafeln in Folio und Doppeltfolio.

Ueber das erste Heft dieses interessanten Werks haben wir uns in No. 113. des Jahrgangs 1834. dieser Zeitschrift bereits anerkennend ausgesprochen, und nehmen daher um so lieber die vorliegenden beiden neuen Hefte davon vor die Hand, da dieselben nicht blofs mit einer viel gröfsern Anzahl von Bildern ausgestattet sind, sondern auch an eigentlichen vergleichenden osteologischen Ergebnissen reicher erscheinen, als jenes erste Heft. Wir können freilich den Verf. in seinen genauen Beschreibungen und Ausmessungen der fossilen Knochen hier nicht folgen: aber der allgemeine Inhalt und die Hauptresultate, welche diese Fortsetzung enthält, sollen doch umständlich angegeben werden.

1sten Bandes, 2te Lieferung. Chapitre V. Des plantigrades fossiles. Die Bären, der Dachs und der Vielfrafs werden hierin abgehandelt. Erstere nehmen den gröfsten Theil des Post-Heftes ein; nur zwei kleine Abschnitte verbleiben den beiden letztgenannten Gattungen. Von den 27 lithographirten Steindrucktafeln, welche das Heft begleiten, geben auch 26 blofs Bilder von Bärenknochen. Die Vergleichungen werden mit grofser Genauigkeit durch eine grofse Anzahl Bärenknochen von allen Theilen des Skelets, aus den Lütticher Höhlen, durchgeführt und so erhält Manches, was schon Cuvier, Goldfufs und Andere über fossile Bärenknochen beigebracht hatten, Ergänzung, nähere Ausführung und sichere Feststellung. Bisher kannten wir folgende fossile Bären-Species, den Ursus spelaeus und arctoideus Blumenb., den Ursus priscus Goldf., den von Cuvier beschriebenen Ursus etruscus aus Toscana, die fünfte Species aus der Auvergne, welche Croizet und Jobert nach einigen Knochen unter dem Namen U. avernensis bestimmten, und eine sechste Art aus den Höhlen von Tezzan, welcher von Marcel de Serres den Namen U. pittorii gegeben worden ist. An der specifischen Differenz dieses letzten Bären von dem gewöhnlichen U. spelaeus zweifelt der Verf.; sie soll nach Marcel de Serres darin bestehen, dafs bei dem U. pittorii der erste Mahlzahn getrennt zweiwurzelig sei und in zwei geschiedenen Alveolen sitze, welches den Vf. gerade so bei den meisten Individuen von U. spelaeus gefunden hat. Es würden also nur 5 Species von fossilen Bären als feststehend angenommen werden können. Drei davon, die in Deutschland bekannten U. spelaeus, arctoideus und priscus lieferten auch die Lütticher Höhlen. In diesen hat der Verf. aber noch zwei neue Species und eine Varietät gefunden, nämlich 1) einen kleinern Verwandten des U. arctoideus, ebenfalls wie dieser mit flacher Stirne, dessen Schädel allerdings eine Art-Differenz nachzuweisen scheint; diese in den Höhle von Goffontaine entdeckte Art nennt der Verf. U. leodiensis; 2) einen sehr grofsen Bären, von ihm U. giganteus genannt, blofs nach dem Unterkiefer, humerus, tabitus und femur bekannt, so dafs die von Hrn. Schmerling hiernach angenommene neue Art wohl noch etwas zweifelhaft sein könnte; 3) eine kleinere Varietät von U. spelaeus von mehr rundlicher Kopfform und andern Abweichungen, welche Esper schon gekannt zu haben scheint. Ob aber auch selbst diese letzte Varietät eine gewisse Constanz behaupte, möchten wir noch sehr bezweifeln, da man in gröfsern Sammlungen von Bärenschädeln gewöhnlich zahlreiche Uebergangsformen findet. Es blieben sonach nur der U. leodiensis und der in seiner Art-Eigenthümlichkeit noch nicht genugsam erwiesene U. giganteus als neue Entdeckungen des Vfs. übrig. In jedem Falle ist es aber selbst nach seinen eigenen Annahmen nicht richtig, wenn es S. 54 sagt: „nous sommes parvenu à reconnaitre cinq espèces d'ours et deux variétés. On n'en connaissait que trois avans nous", da nur von einer Varietät, nämlich derjenigen des U. spelaeus die Rede ist.

Die Exemplare von U. spelaeus sind auch in den Lütticher Höhlen, wie überall, die gewöhnlichsten; aus den vielen Knochen hat der Vf. ein ganzes Skelet zusammensetzen können. Hr. S. sucht die schon in dem ersten Hefte ausgesprochene Ansicht, dafs in den Lütticher Höhlen die Bären nicht gelebt haben, sondern dafs ihre Knochen erst eingeschwemmt worden seien, bei wiederholten Gelegenheiten näher zu beweisen. S. 120. „J'ai remarqué, comme l'avait déjà fait le célèbre

Digitized by Google

Cuvier, qu'il est difficile de reunir deux demi-machoires provenant d'un même individu. Et si, selon cet auteur, ces ours dont nous recueillons les restes avaient vécu, étaient morts paisiblement dans ces souterrains; pourquoi ne trouverait-on pas sur plus de 200 demi-machoires, retirées d'une même caverne, plus de 5 paires ayant appartenu aux mêmes individus? Et pourquoi la partie postérieure, étant celle qui offre le moins de resistance, a-t-elle été enlevé et arrondie dans un grand nombre de celles dont je suis en possession? On aurait de la peine à soutenir avec M. Buckland que ces os ont été arrondis d'un côté par un courant passager."

Die Art der Knochen-Ablagerung in horizontalen, oft mehr als drei Meter mächtigen Schichten über einander, so fährt der Vf. fort, zwischen Steinen von verschiedener Dicke und Erde spräche dagegen. Die verbrochenen und an den Rändern abgerundeten Kieferhälften müfsten, lange Zeit ein Spiel der Wasser, gerollt worden sein, ehe sie sich in den Höhlen niedergelagert hätten. Eben so, erwähnt Hr. S. im folgenden Hefte, sei es bei den Hyänenknochen; auch sie wären zerbrochen, abgerollt, und ähnliche Erscheinungen, wie man zu Kirkdale und Sundwich beobachtet habe, welche den Beweis lieferten, dafs dort die Thiere in den Höhlen gelebt hätten, kämen bei Lüttich nicht vor. Bei der vorjährigen Versammlung der Naturforscher in Bonn, wo die Hrn. Buckland und Schmerling anwesend waren, hatte letzter Knochen von Lüttich mitgebracht, unter welchen Buckland einen fand, an welchem er die deutlichsten Spuren der Benagung nachwies, welches Hr. S. doch nicht zugeben wollte und darin nur Abrollungs-Spuren erkannte. Bei gleicher Gelegenheit sprach sich auch Hr. Constant Prevost, der erst eben die Höhle von Goffontaine besucht hatte, dahin aus, dafs die Knochen in dieselben geschwemmt seien, und im Allgemeinen erklärte er, aus vielfachen andern Beobachtungen über die Ablagerung der Knochen in den Höhlen Frankreichs, Deutschlands und Siciliens das Resultat ziehen zu müssen, dafs bei weitem die meisten den darin vorkommenden fossilen Knochen durch Wasserfluthen in die Höhlen geschwemmt worden seien und nur wenige Geschöpfen angehört haben möchten, welche in den Höhlen lebten und starben. Rec. ist auch dieser Meinung und hält die Höhlen, welche benagte Knochen und Coprolithen von Hyänen enthalten, nur für ausnahmsweise, seltnere Erscheinungen.

Der Vf. besteht darauf, dafs es wirklich einen fossilen Dachs gäbe, welcher mit den ausgestorbenen Thieren gleichzeitig gelebt habe; er weiche durchaus nicht von dem unserigen ab.

Von dem Gulo spelaeus hat Hr. S. nur ein paar Zähne, einen femur und Bruchstücke des Beckens in den Lütticher Höhlen gefunden.

2ten Bandes, 1ste Lieferung. Sie handelt von den Fleischfressern, und in dem ersten Kapitel, welches allgemeine Reflexionen enthält, wird erwähnt, dafs mehrere Species aus den Höhlen noch zu den gegenwärtig lebenden gehören, und dafs gerade aus dieser Ordnung viele der kleinern Thiere den bisherigen Beobachtungen der Palaeontologen entgangen seien, da nicht angenommen werden könne, es enthielten blofs die Höhlen von Lüttich eine verhältnifsmäfsig viel gröfsere Zahl von Arten. Diese Höhlen lieferten im Allgemeinen mehr als 60 Thier-Species, während die Höhle von Kirkdale, diejenige, welche bisher als die reichste erkannt wäre, nur 21 geliefert habe, und man bisher im Ganzen, mit den neuern Entdeckungen aus Frankreich, nur 32 Thier-Arten aus den Höhlen habe aufzählen können. Auf die kleinern Thiere wäre meist von den Arbeitern eine zu geringe Aufmerksamkeit verwendet worden.

Das 2te Kapitel spricht zuerst von den Mardern, Knochen wurden aufgefunden, welche ganz mit denen unserer Mustela Martes, M. putorius, M. vulgaris, M. foina übereinstimmen; nur eine kleine Mustela aus den Lütticher Höhlen scheint keiner lebenden Art anzugehören. — Ferner kömmt im 3ten Kapitel die Gattung Canis an die Reihe, wovon der Verf. den Hund, den Wolf und den Fuchs gefunden hat. Hunde und Wölfe kommen selten vor. Der Verf. bemerkt, dafs sich allerdings in manchen Höhlen später eingebrachte Knochen von diesen Thieren finden, indessen seien die von ihm untersuchten bestimmt unter denselben Umständen vorgekommen, wie diejenigen der ausgestorbenen Thier-Arten. Hund und Wolf stimmen mit den lebenden überein, ein Fuchs ebenfalls, aber daneben ist auch noch eine andere Art oder Varietät von diesem gefunden worden, welche etwas gröfser und schlanker auf den Beinen gewesen sein mufs. Um diesen gröfsern fossilen Fuchs als eine neue Art anzunehmen, hält Rec. die vorliegenden Thatsachen noch nicht zureichend genug. — Von Hyänen weist der Vf. im vierten Kapitel zwei Arten nach, nämlich aufser der gewöhnlichen Hyaena spelaea, noch eine zweite mit höherm und etwas breiterm und dadurch mehr gerundetem Kopfe. Von Katzen, Gegenstand des 5ten Kapitels, fährt der Verf. nach seinen Beschreibungen der Knochen vier mehr oder weniger bewiesene neue Arten an.

Die 1ste Lieferung des 2ten Bandes enthält 19 Tafeln; sie sind in der nämlichen Manier, wie die der frühern Hefte lithographirt, und gröfstentheils hinreichend deutlich.

Etwas mehr Ordnung, weniger Wiederholungen, überhaupt oft weniger Worte und ein schärferes Herausheben des Wichtigsten in den den Abschnitten beigefügten Résumés hätten wir bei dem Buche noch gewünscht, dessen Fortsetzungen übrigens für die Wissenschaft wichtig sind, wenn auch der Verf. hin und wieder gar zu sehr bestrebt gewesen sein möchte, neue Arten zu bilden, wo oft die spärlichen Reste noch kein bestimmtes Aussprechen zulassen dürften.

Nöggerath.

Digitized by Google

№ 69.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1836.

LVII.

***Beiträge zur griechischen und römischen Litteraturgeschichte von Dr. Friedrich Osann. Erster Band. Darmstadt,* 1835. 8.**

Herr Osann, der schon manche Partieen des Alterthums mit seiner kritischen Fackel beleuchtet und von der Verunstaltung zufälliger oder absichtlicher Zusätze gereinigt hat, eröffnet mit diesem ersten Bande eine Reihe litterarhistorischer Untersuchungen, zu denen er schon im Jahre 1816, durch seine Analecta critica, seine Befähigung im hohen Grade kund gethan hatte. Man lernt von ihm, auch wo man ihm nicht beipflichten kann. Obgleich er „die möglichst genaue Erwägung aller einzelnen Momente", die er selbst als Grundbedingung solcher Forschungen in der Vorrede anerkennt, nicht überall zu erfüllen scheint, so übertrifft er doch stets seinen Vorgänger in dem Maafse, dafs, wer einen von ihm behandelten Gegenstand wieder vornimmt, seine Arbeiten nicht ohne grofsen Nachtheil unbeachtet lassen darf. Es scheint daher sein Verdienst mehr in scharfsinniger Combination und glücklicher Auffindung gewisser Hauptpunkte, als in der Erschöpfung aller einzelnen Momente, und in einer gewissen Vollständigkeit zu liegen. Zu dieser Bemerkung veranlafst uns die Vorrede, in der er mit dem Bewufstsein des Strebens nach solcher Umfassung sich gegen den Vorwurf einer etwa zu tadelnden Weitschweifigkeit vertheidigt. Diese aber möchte an solchen Forschungen, wie der Verf. giebt, am wenigsten zu tadeln sein, sofern sie nicht in der Breite des Stils liegt. Viel mehr gelungen ist nach des Refer. Dafürhalten dem geehrten Verf. das zweite in der Vorrede besprochene Streben, nach einer leidenschaftslosen Polemik, die er als „Bekämpfung von Einzelnen geltend gemachter Meinungen" ansieht, „deren persönliche Urheber ganz gleichgültig sind. Refer. möchte hierin mit ihm wetteifern, kann jedoch nicht leugnen, dafs ihm Interesse für ein Werk auch Interesse für den Urheber desselben einflöfst. — Dieser erste Band zerfällt in drei Haupttheile:

I. Zur griechischen Elegie. II. Ueber die dem Aristoteles beigelegte Schrift von der Welt und deren muthmafslichem Verfasser. III. Vermischtes.

Die erste Abhandlung „Allgemeines über Entstehung und Wesen der Elegie", hat Referenten sehr angesprochen. Nachdem der Verf. die Schwierigkeiten dargelegt, die der Forschung über die Entwickelung der griechischen Poesie überall entgegenstehen, und von der Dunkelheit, welche auch über die Entstehung der Elegie verbreitet ist, ziemlich ausführlich gehandelt hat, weist er mit Ruhe und Klarheit die bisher hierüber aufgestellten Ansichten zurück. Er pflichtet zwar Hrn. Nic. Bach, gegen Hrn. Conr. Schneider darin bei, dafs der Homerische Hymnus nicht als Mittelstufe zwischen dem Epos und der Elegie anzusehen sei, hält aber auch die Nachweisung der lyrischen Elemente im Homer (im Paean, Threnos und Linos) für ungenügend, um daraus die Entstehung der Elegie, als einer besondern Form, zu erklären. Denn eben auf die mit dem Inhalte ursprünglich identische Form komme es an, und *die* ergebe sich auch nicht aus Schneiders an sich richtiger Bemerkung, dafs die wahre Lyrik erst im Zeitalter der Republiken, wo die subjectiven Charaktere der Bürger als Einzelheiten hervorträten, entstehen konnte. Denn die angenommene Entstehung des Pentameters, aus dem Hexameter, erscheine immer willkürlich, und sei wohl als aus dem Bedürfnifs hervorgegangen im Allgemeinen angedeutet, nicht aber im Besondern, weder psychologisch, noch metrisch nachgewiesen. Ja es könne der heroische Hexameter weder Vorbild des Pentameter gewesen sein, noch einen Entstehungsgrund für denselben gegeben haben. Weder Böttigers geistreiche Erklärung aus der Be-

Digitized by Google

gleitung der Lydischen Doppelflöte könne gerechtfertigt werden, noch helfe Schlegels Berufung auf die menschliche Natur; jene Veranlassung sei nur zufällig, und diese Erklärung zu allgemein, um etwas zu erklären. Wenn ferner auch die politische Elegie des Kallinos die älteste den Griechen selbst bekannteste war, so folge daraus keineswegs, dafs sie an sich schon die älteste, und Kallinos der Erfinder sei, wie Francke früher zu erweisen gesucht habe, und von den Meisten angenommen sei. Befrage man die Ueberlieferung, so werde allgemein, man möge das Wort ableiten, wie man wolle, der Ausdruck der Trauer, der Wehmuth, des Schmerzes, als die Grundidee und älteste Bedeutung der Elegie angegeben, dieser Name sei aber ursprünglich dem Distichon und Pentameter eigenthümlich. Dies führt den Verf. auf die Annahme, dafs die Grabschrift die erste Anwendung des Distichons sei, und er weist ausdrücklich den mit Flöte begleiteten Grabgesang zurück, obgleich er durch deren Vermittlung die Form entstanden glaubt. Aus der Vergleichung der auf uns gekommenen Threnen schliefst er, dafs die daktylische Penthemimeris, deren Wiederholung den Pentameter giebt, eine uralte Form des Grabgesanges gewesen, und daher bei Inschriften auf Grabmälern verdoppelt, dem ursprünglich allein dastehenden Hexameter hinzugefügt sei. Dafür wird noch die Benennung des Jambelegos (_ ⏑ _ _ ⏑ ⏑ _ ⏑ ⏑ _) angeführt. Den nächsten Fortschritt findet er nun in der Verbindung der Gnomen mit dieser so sehr dazu geeigneten Form, und ganz natürlich wird dieselbe später Organ der politischen Poesie. Ref. mufs dieser Ansicht seinen vollen Beifall zollen, der Verf. hätte nur auf die Untersuchung näher eingehen sollen, wie früher das Distichon zu Inschriften gebraucht worden sei, besonders zu Grabschriften. Die zum Schlufs dieses Bandes gegebene Inschrift, so wie die Nachrichten von Hipparch, lassen allerdings auf eine sehr frühe Anwendung schliefsen. Hr. O. konnte die von Hrn. Ulrici in der Geschichte der lyrischen Poesie dargelegte Ansicht noch nicht berücksichtigen, die ebenfalls in den Threnen den Ursprung der Elegie sucht, wobei die Flötenmusik wohl zu beachten sei; nicht ohne Grund hält derselbe aber die politische Elegie für älter als die Gnomen. Das Epigramm hält Hr. Ulrici mit der gnomischen Poesie für besondere Dichtungsarten, welche sich von der eigentlichen Elegie trennten. Ref. mufs gestehen, dafs die Form des Distichon selbst dafür zu sprechen scheint, dafs es zuerst einzeln gebraucht sei, und in sofern das Epigramm sich selbst für alt erklärt. Dann ist Kallinos Erfinder der Elegie, in sofern er das Distichon zu grofsen Gedichten zuerst anwandte.

Der zweite Aufsatz handelt: „Ueber die symposische Elegie und ihre Dichter." Der Verf. macht zuerst die symposische Elegie, neben der gnomischen, erotischen und politischen geltend, nicht nur als besondere Gattung, sondern als Gattung von gröfserer Bedeutung. Treffend wird im Folgenden geschildert, wie die Elegie auf alle Lebensverhältnisse und daher auch auf die Symposien ihre Anwendung fand, welche Wichtigkeit die Symposien im Leben der Griechen hatten, wie bei denselben geistiger und sinnlicher Genufs sich vereinigten, und selbst Philosophen ihnen ihre Aufmerksamkeit schenkten, und wie aus ihnen sich eine eigne Gattung der Litteratur entwickelte. Nun folgen die vorhandenen Bruchstücke dieser Gattung aus Archilochus, Xenophanes, Theognis, Euenos und Jon von Chios, mit Benutzung der neuesten Arbeiten über dieselben, und nicht ohne manche neue ergänzende Bemerkungen. Ueberall ist die Uebersetzung Webers hinzugefügt, jedoch mannigfach nach den Ansichten des Verfs. geändert und verbessert. Wohl aus Versehen ist p. 6 u. s. w. unten die Uebersetzung weggelassen. In die Kritik des Einzelnen einzugehen, würde hier zu weit führen, auch versuchen wir es nicht den Verf. zu ergänzen: denn welche Gründe denselben veranlafsten, dieses oder jenes Bruchstück auszuschliefsen, kann der Kritiker nicht wissen, und immer ist festzuhalten, dafs die ganze Eintheilung der elegischen Arten den Griechen schwerlich zum Bewufstsein gekommen ist. Mit Sicherheit hätte jedoch das von Nic. Bach in den Berliner Jahrbüchern 1831 IVter Band, zu Karstens Xenophanes aus Herodian περὶ μονήρους λέξεως nachgetragene Fragment, aufgenommen werden können.

Einem Dichter dieser Gattung ist ein eigner Abschnitt gewidmet, überschrieben „Dionysios der Eherne und seine Elegie". Hier hat der Verf. das Verdienst, zuerst in einiger Vollständigkeit von diesem mehrfach merkwürdigen Dichter zu handeln. Hr. O. hält ihn für den eigentlichen Repräsentanten dieser Gattung. Um so auffallender war es, dafs keine Litteraturge-

Digitized by Google

schichte seiner gedachte; doch hat Ulrici ihm sein Recht widerfahren lassen, und ist mit Hrn. O. ganz *einig* über die Charakteristik. Nur hat dieser eine Sonderbarkeit des Dichters übersehen, dafs er Elegieen auch mit Pentametern angefangen haben soll, was seiner verschrobenen Weise nicht nur ganz angemessen ist, sondern auch selbst durch die Ueberbleibsel bestätigt wird. Was die Zeit des Dionysios betrifft, so ist Böckhs Annahme, dafs er Mitgründer von Thurii gewesen, vom Verf. fester begründet, und er bemerkt, dafs der Beiname ὁ Χαλκοῦς wohl richtiger der *Heller* oder *Pfenning*, als der Eherne wieder gegeben werde, weil er ihn von der Einführung einer Kupfermünze in Athen bekam, die ὁ Χαλκοῦς hiefs. Er war auch Redner, und noch Kallimachos besafs eine Rede von ihm. Der Verf. sucht den Schwulst des Dichters aus dem ganz speciellen Zwecke der Gedichte, dem Vortrage beim Trinkgelage und der dabei herrschenden Aufregung zu vertheidigen, allein schwerlich mit Erfolg. Denn die höchste Begeisterung, selbst der Dithyramben, darf doch nie schwülstig und geschmacklos werden. Eben so wenig scheint es hinreichend begründet, diesen Dichter als Repräsentanten der ganzen Gattung zu fassen. Kennen wir auch nur symposische Elegieen von ihm, so folgt daraus nicht, dafs er keine andre gemacht, und wären von ihm auch die zahlreichsten Bruchstücke auf uns gekommen, so könnte auch das ein Zufall sein. Von den Alten selbst wird er aber nicht einmal besonders hervorgehoben. Was haben wir also für einen Grund, ihn zum Repräsentanten einer Gattung zu machen, in der Xenophanes lange vor ihm, Jon von Chios nach ihm, und zahlreiche Dichter neben ihm, viel Vollkommneres leisteten? Dagegen hat Hr. O. gewifs mit Recht in den unter No. I. gegebenen Distichen nicht nur eine vollständige Elegie, sondern auch die Einleitung, gewissermafsen eine Dedikation erkannt. Dafs es aber Einleitung zum ganzen Buche ist, kann bezweifelt werden; es können mehrere Cyclen von Elegieen gewesen sein. Eben so, in Theodoros eine historische Person zu suchen, trägt Ref. Bedenken. Bestand nach des Verfs. scharfsinniger Vermuthung das ganze Werk des Dionysios aus einer Reihe skolienartig nach einander beim Gelage vorzutragender Elegieen, bei denen der Vortragende sich stets an seinen Nachbar zur Rechten wandte, so konnte Theodoros (*der Gottbeschenkte*), als allgemeine Anrede (fast als Nom. Appellativum) an den Nachbar genommen werden. Denkt man die erste Elegie vom König des Trinkgelages gesprochen, oder gesungen, so ist das Ganze nicht allegorisch, sondern buchstäblich vom Trank zu nehmen. Dann würde besonders der dritte Vers anders zu erklären sein: ἐγὼ δ' ἐπιδέξια πέμπω σοὶ πρώτῳ Χαρίτων ἐγκεράσας χάριτας, Hr. O. übersetzt: „Dir sende ich zuerst, noch vor den Chariten, was ich in den Becher gemischt, eingeschenkt habe," und erklärt es nach der Sitte, im Anfange des Symposions den Chariten zu libiren, von der Zueignung der Elegieen. Allein viel passender erscheint Alles, wenn wir das Gedicht eben bei solcher Anrufung und Libation gesprochen denken, und verbinden Χαρίτων χάριτας, was so den den Chariten geweiheten Trank bezeichnen würde. Die gelehrte Zusammenstellung des Verfs. hat Referenten auf diese Erklärung geführt. Denn eine an sich zweifelhafte Erklärung auf eine Emendation zu bauen, nämlich προτέρῳ für πρώτῳ zu lesen, scheint uns gewagt, und der Schein als ginge die Emendation aus der Erklärung hervor, da es doch eigentlich umgekehrt ist, mag den Verf. verwirrt haben. Ja er mufs auch τότε in τόδε verändern, um seine Erklärung festhalten zu können, und doch bleibt dieselbe sehr zweifelhaft. Nach unserer Erklärung ist Alles nothwendig, wie es eben ist. Gleich grofs ist der Scharfsinn und die Gelehrsamkeit, die der Verf. in der Erklärung des dritten und vierten Fragmentes entwickelt. Lobend mufs man erkennen, wie er überall das Gewisse von dem nur Wahrscheinlichen unterscheidet. Warum der Verf. bei σφαῖραι κυλίκων an Henkel und nicht an die Ründung der Becher selbst, denken will, sieht man nicht recht ein.

Der zweite Haupttheil „Ueber die Aristotelische Schrift von der Welt," nimmt die seit Wiederherstellung der Wissenschaften schon oft behandelte Frage über die Aechtheit dieses Werkes wieder auf, und sucht dieselbe sogar zu einer positiven Entscheidung zu bringen, indem dasselbe dem Stoiker Chrysippus, als Verf., zugewiesen wird. Die nächste Veranlassung zu dieser Untersuchung gab die von Hrn. O. zur Herausgabe vorbereitete Bearbeitung des Stoikers Cornutus, durch Caspar d'Anse de Villoison, da in einer Zugabe derselben, einer Darstellung der Theologia physica Stoicorum, der Verf. dieser Schrift oft als Stoiker bezeichnet wird, wie es schon früher von Dan. Hein-

Digitized by Google

sius geschehen sei, der auf den Posidonius, als Verf., rieth, und neuerdings von Jul. Ludw. Ideler. Zu einer gröfsern Ausführlichkeit im Beweise der Unächtheit ward Hr. O. bewogen durch die Zuversichtlichkeit, mit der neuerdings C. H. Weifse, Prof. in Leipzig, bei seiner Uebersetzung dieser Schrift, die Aechtheit vertheidigt, oder vielmehr nur behauptet hat.

Hr. O. beginnt mit der Ueberlieferung, und mufs gestehen, dafs nicht nur Arsenius in seinem Violarion, Philoponus und Stobaeus den Aristoteles als Verf. anerkennen, sondern selbst Justinus Martyr und Apuleius. Zwar sucht er des Letzteren Zeugnifs zu verdächtigen, fühlt aber selbst, dafs man doch zugeben müsse, in jenem Zeitalter habe man den Aristoteles für den Verf. gehalten. Wenn zugleich aus einer Stelle des Simplicius entnommen werden soll, dafs weder er selbst, noch der von ihm angeführte Nicolaus Damascenus diese Schrift anerkannt hätte, so möchte wohl etwas hineingelegt sein, was wenigstens nicht nothwendig darin liegt, und also nichts beweisen kann. Wohl aber genügt die Stelle des Proclus, dafs dieser schon an der Aechtheit gezweifelt habe, und das mag auch Simplicius gethan haben, und darum vielleicht die Schrift gar nicht erwähnen. Ob dasselbe aus einer Stelle des Gellius über den Favorinus zu folgern ist, bleibt wenigstens zweifelhaft. Immerhin geben wir dem Verf. zu, dafs es grofses Gewicht habe, dafs früher nirgends eine solche Schrift von Aristoteles angeführt wird, was um so mehr von Bedeutung sein mufs, weil auch in keiner der drei, sonst mannigfach abweichenden Verzeichnisse der Aristotelischen Schriften, diese Schrift genannt wird, denn dafs sie unter dem Titel *περὶ κόσμου γενέσεως*, der einmal vorkommt, nicht gemeint sein kann, zeigt allerdings der Inhalt. Nun wendet sich der Verf. zur Widerlegung des Hrn. Weifse, und hebt mit Recht hervor, auf wie mifslichem Grunde dessen ganze Beweisführung stehe, da der unverkennbare Unterschied in der Darstellung von allen andern Aristotelischen Schriften nur durch die Annahme beseitigt werde, es sei eine exoterische Schrift, obgleich keine einzige andre Schrift derselben Art zur Vergleichung vorliege. Wenn nun auch nicht so evident bewiesen werden kann, dafs unsre kleine Schrift keine von den dem Aristoteles beim Diogenes Laertius beigelegten Briefen sei, so ist doch wenigstens eine eben so grofse, vielleicht eine gröfsere Wahrscheinlichkeit dagegen, dafs wenigstens daher kein Beweis für die Aechtheit der Schrift genommen werden kann, wie Stahr, Aristoteles bei den Römern, pag. 167, hinreichend bewiesen hat, obgleich selbst Stobaeus die Schrift *ἐπιστολὴ πρὸς Ἀλέξανδρον*, nennt. Wir übergehen, ob und wiefern die vorangehende Dedikation den Verhältnissen des Aristoteles und Alexander angemessen sei, oder nicht; jedenfalls legt Hr. O. hierauf wohl zu viel Gewicht. Wenn nun derselbe, mit Benutzung seiner Vorgänger, die Hauptgründe der Unächtheit zusammenstellt, so sind wir allerdings der Ansicht, dafs die Sache hinreichend entschieden von ihm sei, und in diesem negativen Resultate stimmen wir ihm durchaus bei: nur wäre es der Sache vortheilhafter gewesen, wenn er einzelne Punkte, die eben so gut, ja zum Theile noch besser für die Aechtheit angeführt werden können, ganz unberührt gelassen hätte. Die Beweise sind unter drei Gattungen gebracht:

I. „Die gröfste Verschiedenheit der physischen und kosmologischen Ansichten, im Allgemeinen sowohl, als im Einzelnen, von der in den ächten Schriften des Aristoteles niedergelegten Lehre."

Mit Recht behauptet der Verf., dafs die Grundansicht von der Aristotelischen sehr verschieden sei, stellt aber keinesweges in Abrede, dafs dieselbe sich aus der Aristotelischen herausgebildet zu haben scheine, und noch bedeutende Aehnlichkeiten enthalte. Doch scheint er den Unterschied wohl etwas zu weit auszudehnen, denn eben diese Annäherung ist es doch, auf welche sich die Vertheidiger der Aechtheit besonders stützen, unter denen manche gründliche Forscher sich befinden. So scheint Hr. O. selbst, in Beziehung auf den Aether, oder das fünfte Element, sich in einem gewissen Schwanken zu befinden, ob er die Aehnlichkeit oder Verschiedenheit für überwiegend halten solle. Den Hauptunterschied findet er in der ethischen Weltansicht, die er dem Aristoteles ganz abgesprochen hat. Einen Unterschied in dieser Rücksicht geben wir allerdings zu, ob derselbe aber so grofs sei, wie Hr. O. meint, wagen wir zu bezweifeln. Doch ist er immer grofs genug, um dem Aristoteles schon deshalb die Schrift abzusprechen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 70.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1836.

Beiträge zur griechischen und römischen Litteraturgeschichte von Dr. Friedrich Osann.

(Fortsetzung.)

Hrn. Weifse's Berufung auf untergegangene Werke möchte wohl nicht gradezu abzuweisen sein, da die Fragmente der Bücher περὶ ἰδεῶν und περὶ ἀγαθοῦ dergleichen enthalten haben müssen. Stimmt doch unsre Schrift περὶ κόσμου darin mit Aristoteles überein, dafs sie den Zufall, den Aristoteles unerklärt läfst, durch die räumliche Entfernung Gottes von der Erde zu erklären sucht, wenn auch keineswegs genügend. Zeigt sich hierin aber nicht, dafs der Verf. dieses Buches die von Hrn. O. angedeutete Inconsequenz des Aristoteles auch fühlte, und aufzulösen suchte? also wahrscheinlich ein Nachfolger desselben war? Lehrt doch die Geschichte der peripatetischen Schule, dafs das hier in Rede stehende Verhältnifs zwischen θεὸς und φύσις ein Gegenstand der Untersuchung bei seinen Nachfolgern war, und die Schwierigkeit auf verschiedene Weise gelöst ward. Ich erinnere hier nur an Strabon, der die φύσις auf den Thron Gottes setzte. Doch wie man auch hierüber urtheilen möge, in der daraus zu entnehmenden Entscheidung über die Aechtheit der Schrift stimmmen wir Hrn. O. völlig bei.

Dafs sich noch manche Verschiedenheiten im Einzelnen nachweisen lassen, geben wir eben so bereitwillig zu, so wie auch, dafs Aristoteles schwerlich auf diese Weise sich an seinen königlichen Zögling gewandt haben würde, wie es hier geschehen. Wir heben hier nur noch hervor, was auch Hr. O. später bemerkt, dafs Aristoteles schwerlich die Verfassung des persischen Reiches als Analogie der göttlichen Weltregierung in einer Zuschrift an Alexander aufgestellt haben würde. Demnächst kommt Hr. O. auf die

II. „Erwähnung von Thatsachen, welche auf ein Nach-Aristotelisches Zeitalter hindeuten.“

Dahin wird zuerst gerechnet die Erwähnung der Inseln Tabropane und Pseböa. Pseböa nämlich wird statt der beiden falschen Lesarten Φεβοὶ und Φοβέα vorgeschlagen, und der Name als gleichbedeutend mit Psepho oder Psebo bei Strabo und Stephanus angenommen. Die Sache ist überzeugend, wenn nicht vielleicht ψεβὼ selbst herzustellen ist. Dann kommt er auf die britannischen Inseln Jerne und Albion, und das hätte wohl noch weiter auf die vorliegende Bekanntschaft mit dem Westen überhaupt ausgedehnt werden können. Ganz stimmen wir Hrn. O. ferner bei, in Betreff der

III. „Verschiedenheit in der Darstellungsweise, sowohl in Bezug auf den Stil als die Sprache selbst.

Nachdem nun die Annahme eines absichtlichen Betruges als unzuläfsig abgewiesen, und die bisherigen Versuche den wahren Verf. aufzufinden, als unzulänglich bezeichnet sind, geht Hr. O. darauf aus, zu beweisen, dafs wir eine Schrift des Chrysippus vor uns haben, „doch keineswegs mit dem Anspruche evidenter Ueberzeugung.“ Je mehr Hr. Osann hervorhebt, dafs er die Resultate seiner Untersuchung mitgetheilt, um auf die Wahrheit zu leiten, desto liebevollere Aufnahme darf unser Geständnifs bei ihm erwarten, dafs er Referenten nicht nur nicht überzeugt, sondern ihn zu der Ueberzeugung geführt hat, dafs diese Annahme unmöglich wahr sein könne. Nichts desto weniger sind wir ihm Dank schuldig, dafs er auf eine auffallende Erscheinung aufmerksam gemacht hat, die alle Beachtung verdient, und unsern Scharfsinn in Anspruch nehmen mufs, um dieselbe zu erklären, ich meine die oft wörtliche Uebereinstimmung unserer Schrift mit Fragmenten des Chrysippus.

Hr. O. bahnt sich den Weg zu seiner Untersuchung mit der Bemerkung, dafs wir in unserer Schrift kein wissenschaftliches Werk philosophischer Spekulation vor uns haben, sondern vielmehr eine kurze übersichtlich gefafste Darstellung in populärem Gewande.

Digitized by Google

Hier könnten wir entgegnen, dafs schon die Voraussetzung, Chrysippus habe solche Schriften verfafst, rein willkürlich ist, allein wir wollen ihm sogar einen Grund für dieselbe angeben. Die im Verzeichnifs der Chrysippischen Schriften mit πιθανὰ anfangenden Titel scheinen Werke der Art zu sein; allein sie sind offenbar immer in der Absicht geschrieben, um sein System, als in den Ansichten der Menge angenommen, nachzuweisen. Es mufste aber in demselben immer doch die Consequenz seines Systemes festgehalten sein, das befestigt und erwiesen werden sollte. Wenn nun Hr. O. unsre Schrift als einen kurzen Inbegriff der gesammten Lehre des Chrysippus von der Welt in physischer und ethischer Hinsicht betrachtet, so scheint dies Referenten durchaus unmöglich, weil die Grundansicht dieser Schrift von der Chrysippischen durchaus verschieden ist.

Das einzige Citat, das Hr. O. aus der Schrift περὶ κόσμου kannte, widerspricht sogleich seiner Ansicht, indem es sich weder wörtlich, noch dem Sinne nach in unserer Schrift findet, obgleich die daraus angeführte Definition andern Definitionen desselben Begriffes, aus andern Büchern, ausdrücklich entgegengesetzt wird. Stob. Ecl. I. pag. 180. Unbegreiflich ist es, wie Hr. O. diesen Einwand durch die entsprechende Stelle des Plutarchus (I. 28. 2.) zu entkräften glaubt, als werde da dasselbe aus dem Buche περὶ ὅρων citirt, was beim Stobaeus aus dem Buche περὶ κόσμου angeführt wird: es wird in allen Ausgaben, eben wie im Stobaeus, das Buch περὶ κόσμου, den andern gegenüber gestellt, und Galenus (philos. hist. X. 11.) kommt als dritte Autorität hinzu. Eben so wenig ist die bestimmte Angabe ἐν δευτέρῳ mit Erfolg beseitigt, wenn gesagt wird, das daraus Angeführte finde sich in der zweiten Hälfte unserer Schrift. Und dies ist nichts Anderes als dasjenige, wovon Hr. O. eben vorher beweisen wollte, dafs wir nicht nöthig haben, es in unserer Pseudo-Aristotelischen Schrift zu suchen, nämlich die aus Chrysippus angeführte Definition der εἱμαρμένη. Wir sehen, Hr. O. hat selbst die Verlegenheit gefühlt, in welche ihn jene Stelle setzt, und hat nicht gewufst, welche Annahme ihn am meisten davon befreite. Eben so geht es mit der Anführung des zweiten Buches; erst ist es damit gerechtfertigt, dafs die Sache in der zweiten Hälfte stehe, dann aber soll es durch eine Dittographie entstanden sein, weil nachher folgt ἐν δὲ τῷ δευτέρῳ περὶ ὅρων. Was sagt er aber dazu, wenn wir ihm ein Citat aus des Chrysippus Werke περὶ κόσμου bringen, von dem in unserer Schrift gerade das Gegentheil steht? Man sehe und urtheile: Alexander Aphrodisiensis spricht εἰς τὸ πρῶτον τῶν προτέρων Ἀναλυτικῶν des Aristoteles pag. 586 beiläufig von den Stoikern und sagt: Ἀρέσκοι γὰρ αὐτοῖς τὸ μετὰ τὴν ἐκπύρωσιν πάλιν πάντα ταὐτὰ ἐν τῷ κόσμῳ γενέσθαι καθ' ἀριθμόν, ὡς καὶ τὸν ἰδίως ποιὸν πάλιν τὸν αὐτὸν τῷ πρόσθεν εἶναι καὶ γίνεσθαι ἐκείνῳ τῷ κόσμῳ, ὡς ἐν τῷ περὶ κόσμου Χρύσιππος λέγει. Hier wird doch etwas vom Inhalte des Buches des Chrysippus ausgesagt, was in unserer Pseudo-Aristotelischen Schrift durch keine Deutung gefunden werden kann, ja von dem sich gerade das Gegentheil darin findet. Damit wäre der folgende Versuch des Hrn. O., die Uebereinstimmung der in Rede stehenden Schrift mit der Lehre des Chrysippus, und die Identität mit seinem Werke, als gänzlich mifslungen nachgewiesen. Ref. begreift es kaum, wie Hr. O., der von seinem Studium der Chrysippeischen Fragmente so überzeugende Beweise liefert, so wichtige Unterschiede übersehen konnte, dafs er gesteht: „Voraus ist zu bemerken, dafs nichts in der Schrift gefunden wird, was nicht Chrysippeisch sein könne." Denn 1) steht die in unserer Schrift wiederholt und bestimmt ausgesprochene Lehre von der Ewigkeit der Welt (c. II. 3. und X. 11.) in geradem Gegensatze zu der Chrysippeischen Lehre von der Weltverbrennung und Wiederentstehung, die eben in der Schrift gestanden hat, die Hr. O. wiedergefunden zu haben wähnte.

2) Die Lehre von fünf Elementen (II, 7. u. 23.) konnte in keinem Chrysippeischen Buche vorkommen, und der αἰθὴρ überhaupt kein Element genannt werden: denn das feurige Wesen Gottes ist kein Element (στοιχεῖον) sondern ein Princip (ἀρχὴ). Ueber diesen Unterschied siehe unsre Shrift Philos. Chrysipp. Fundamenta p. 44 et 245.

3) Das Verhältnifs Gottes zur Welt, welches in unserer Schrift auseinandergesetzt wird, ist nicht nur nicht Stoisch, sondern es wird von derselben aus gerade zu gegen die Ansicht der Stoiker polemisirt, c. XI. 6. Κρεῖττον οὖν ὑπολαβεῖν, ὡς ἡ ἐν οὐρανῷ δύναμις καὶ τοῖς πλεῖστον ἀφεστηκόσιν καὶ σύμπασιν αἴτιος γίνεται σωτηρίας, μᾶλλον ἢ ὡς διήκουσα καὶ φοιτῶσα, ἔνθα μὴ καλὸν, μηδὲ εὔσχημον αὐτουργεῖν τὰ ἐπὶ γῆς.

4) Die Stoische Lehre von der εἱμαρμένη findet sich

Digitized by Google

nicht nur nicht darin, sondern eine ganz entgegengesetzte. C. XI, 5. *Διὸ γῆ τε καὶ τὰ ἐπὶ τῆς γῆς ἔοικεν ἐν ἀποστάσει πλείστῃ τῆς ἐκ θεοῦ ὄντα ὠφελείας ἀσθενῆ καὶ ἀκατάλληλα εἶναι καὶ πολλῆς μετὰ ταραχῆς.* Gegen diese ausdrückliche Bestimmung vermag was c. XII, 1. u. 8. über *ἀνάγκη, εἱμαρμένη* und die *μοῖραι* gesagt ist, nichts, höchstens kann man den Verf. der Inconsequenz anklagen. Denn ist jemand mit Chrysipps Erklärung der Freiheit auch nicht zufrieden, so hat diese bei ihm doch nicht in der Entfernung Gottes, und einer daraus entstandenen Verwirrung ihren Grund.

Die von Hrn. O. angestellte Vergleichung der Chrysippeischen Lehre von den Elementen mit dieser Pseudo-Aristotelischen ist darin ungenau, dafs Chrysippus beim Stobaeus I. pag. 312, von der Entstehung der Elemente aus einander spricht, unser Verf. nur von der Lage in oder unter einander, worüber nicht einmal eine verschiedene Meinung obwalten konnte. Die mehrfachen Abweichungen von der Lehre des Chrysippus, die Hrn. O. nicht ganz entgangen sind, will er durch die Annahme einer populären Darstellung entfernen. Doch nach dem oben Gesagten brauchen wir darauf nicht weiter einzugehn. Wir wenden uns daher gleich zu der Frage, woher doch die unleugbare oft wörtliche Uebereinstimmung mit Fragmenten des Chrysippos? zu der wir noch einen Beleg hinzufügen. Cap. X. 5. et 8. findet sich zum Theil beim Achilles Tatius in Aratum cap. 4.

Da sich neben dieser Uebereinstimmung auch viele und wesentliche Abweichungen finden, so kann nicht zweifelhaft sein, dafs der Verf. vom Chrysippus entlehnte; da ferner die Grundlehre Aristotelisch ist, so ist höchst wahrscheinlich, dafs ein späterer Peripatetiker unsre Schrift verfafst habe, und zwar in der Absicht, das ethische Verhältnifs Gottes, wie es von den Stoikern angenommen ward, so wie einige andre Fortschritte dieser Schule, mit den physischen Ansichten des Aristoteles zu vereinigen. Vielmehr Gründe hätte es für sich gehabt, den Posidonius für den Verf. zu halt wie nicht nur Heinsius, sondern schon Aldobra aus ad Diog. Laert. VII. 152. vermuthet hatte. Denn er hatte auch nicht nur ein Werk *περὶ κόσμου* geschrieben, aus dem dieselbe Definition angeführt wird, mit der unsere Schrift beginnt, und zwar ohne die geringste Abweichung, die sich doch in den Worten des Chrysippus findet; ja, es lassen sich aus den Fragmenten des Posidonius fast eben so viele Stellen nachweisen, die in Wort und Sinn mit unserer Schrift übereinstimmen, als die von Hrn. O. aus Chrysippus Ueberbleibseln zusammengestellten. Schon Aldobrandin hat auf die Definition des Regenbogens, Diog. Laert. VII. 152. aufmerksam gemacht. Wir fügen noch hinzu, dafs auch in der Lehre von den trocknen und feuchten Ausdünstungen, Winden, Gewittern, von den Feuerspeienden Bergen und vom Erdbeben, eine völlige Uebereinstimmung zwischen Posidonius und unserm Verf. Statt finde. Ganz besonders spricht dafür noch, dafs Posidonius darin von seiner Schule abwich und dem Aristoteles beipflichtete, dafs die Welt ewig sei. Endlich über die Gröfse des bewohnten Landes herrscht die vollkommenste Uebereinstimmung. Dennoch stimmen wir Janus Bake (Posidonii Reliquiae pag. 337) durchaus bei, dafs diese Schrift nicht vom Posidonius sein könne, theils weil Posidonius doch den Stoischen Lehrbegriff festhielt, theils weil ausdrücklich etwas aus seiner Schrift angeführt wird, was die Pseudo-Aristotelische nicht enthält, und dieselbe aus mehreren Büchern bestand. Diogenes Laert. VII. 142. Wollen wir aber zu einem sichern Resultate gelangen, so mufs vorher noch eine Behauptung beseitigt werden, die zuerst von Heumann hingeworfen, und neuerdings von Stahr (Aristoteles bei den Römern pag. 172) ausführlich vertheidigt ist: das griechische Werk sei nur aus dem Lateinischen des Apulejus zurück übersetzt, da es von diesem ursprünglich Lateinisch nach Aristoteles und Theophrast abgefafst war, wie er selbst sage; ein Grieche habe es für eine Uebersetzung gehalten, und da er das Original nicht fand, dasselbe herzustellen versucht. Hr. Stahr giebt zu, dafs es dem Uebersetzer gelungen, dasjenige zu ändern und auszulassen, was erst von Apulejus zugesetzt sein könne, glaubt ihn aber auf einer Unvorsichtigkeit zu ertappen, wo er erzählt, wie künstlich Phidias sein Bild der Statue der Athene angefügt habe, da er es als Sage gebe, obgleich Aristoteles, dessen Maske er annehme, es täglich selbst habe sehen können. Allein dieser Beweis setzt voraus, dafs Aristoteles oder Apulejus der Verf. sein müsse und verliert seine Kraft, sobald ein Dritter die Schrift abgefafst hat. Diese Stelle beweist übrigens, dafs die Schrift, deren Verf. in Athen war, erst geschrieben sein kann, nachdem Lachares der Statue des Phidias den goldenen Schmuck nahm (296 vor Chr.)

Digitized by Google

und zwar ziemlich lange nachher, da er die Sache nur als Sage anführt. Von den übrigen Gründen ist nur einer von Bedeutung, dafs Apulejus den Theophrastus neben Aristoteles als Quelle nennt. Will man nicht mit Hrn. O. „et Theophrastum" herauswerfen, so mag die Ansicht des Apulejus, dafs das Buch nicht vom Aristoteles geschrieben, sondern nur aus seinen und des Theophrast Schriften zusammengesetzt sei, den Apulejus bewogen haben, den Theophrast mit zu nennen, und er konnte um so eher dazu veranlafst werden, wenn diesem schon damals die Schrift über die Winde zugeschrieben wurde, die mit unserm Buche zusammenstimmt. Uebrigens fällt die ganze Ansicht, dafs Apulejus der Verf. sei, in sich zusammen, nicht nur wenn die Schrift des Justinus Martyr ächt ist, sondern selbst wenn das nicht der Fall, so fern die folgende Beweisführung gelungen ist, dafs die Schrift vor den Kaiserzeiten, von einem Peripatetiker geschrieben sein mufs. Wenn es auch nicht wahrscheinlich ist, dafs es gelingen werde, den Verf. namentlich wieder zu finden, so giebt die Schrift selbst doch Gründe genug, um ihre Zeit und Qualität mit ziemlicher Sicherheit festzusetzen. Der Zeitraum, in dem wir zu suchen haben, ist durch Chrysippus und Justinus Martyr, also zwischen 200 vor Chr. Geb. und 150 nach Chr. Geb., im Allgemeinen fixirt, vorläufig vorausgesetzt, dafs die Schrift des Justinus Martyr, wo die unsrige angeführt wird, ächt ist. Beachten wir den Totaleindruck des Buches, so werden wir an die Zeiten nach August nicht weiter denken. Später hätte der Verf. gewifs den römischen Kaiser und nicht den König von Persien als Bild der göttlichen Weltregierung genommen: dazu kommen noch manche Hindeutungen auf die Unabhängigkeit der griech. Staaten XI, 25. und besonders Athens, wodurch wir genöthigt werden, die Abfassung der Schrift, wenn auch nicht vor die Zerstörung Korinths, doch vor die Erstürmung Athens durch Sulla zu setzen. Noch näher läfst sich die Zeit begränzen durch Berücksichtigung der geograph. Bestimmungen: die Länge der bewohnten Erde wird auf 700,000, die Breite auf beinahe 40,000 Stadien angegeben. Dies ist die Berechnung des Hipparchus *). Nach ihm mufs also der Verf. gelebt haben: für diese Zeit spricht auch die Windtafel, welche dieselben zwölf Winde enthält, die nach Agathemerus, zuerst Timosthenes der General des Ptolemäus Philadelphus 250 vor Chr. Geb. namhaft machte, cf. Coray discours préliminair zu Hippocrat. de aër. §. 62. Der Name des Japyx kommt sonst zuerst beim Dichter Apollonius vor 190 vor Chr. Die Kenntnifs des Südosten ist bis auf Taprobane und Psebo wohl erst unter den Ptolemäern vorgedrungen, und die hier anzunehmende Bekanntschaft mit dem Westen schwerlich vor Polybius bei den Griechen so allgemein gewesen. Wenn wir uns auch genöthigt sehen, dem Posidonius das Buch abzusprechen, auf dessen Zeit gerade alle Bestimmungen leiten, so darf hier die Frage doch nicht unerörtert bleiben, woher die Uebereinstimmung mit Posidonius? Da dieser in der Astronomie und Geographie als so selbstständig und wichtig erscheint, kann nur angenommen werden, dafs der Verf. von ihm entlehnte. Daraus würde zugleich die scheinbare Annäherung an Chrysippus zu erklären sein, denn in den Definitionen, worauf sich doch diese Aehnlichkeit beschränkt, herrscht unter den Stoikern grofse Gleichförmigkeit, fast eine Art Ueberlieferung. Auf Posidonius führt noch die Angabe von den Umlaufszeiten der Planeten (XI. 12.). Geminos nämlich hat dieselben Bestimmungen, und soll besonders dem Posidonius gefolgt sein (Ukert Geogr. II. 2. p. 142.). So müfsten wir also den Verf. um 100 Jahre vor Chr. suchen. Für diese Zeit entscheidet auch noch die Erwähnung der Insel Psebo (wenn die Emendation richtig, wie wir nicht zweifeln), die zuerst bei Agathargides (de rubro mari) vorkommt, 120 vor Chr. Geb. (Ukert I, 1. pag. 154.), der zuerst genauer über die südlichen Gegenden handelte. Wir erkennen mit Heeren die Insel Madagascar darin (ad Stob. Ecl. I. pag. 659.); denn dafs dieselbe schon bei Theophrastus de lapidibus vorkommt, vermehrt nur die Zweifel gegen die Aechtheit dieser Pseudo-Theophrastischen Schrift.

*) Zwar berechnet man die Breite nach Hipparchus auf 46,200, allein 8800 vom Aequator bis zur Cinnamon-Küste sind abzurechnen. Ukert Geogr. der Griechen und Römer I. pag. 238. cf. pag. 225. Fälschlich behauptet Heeren ad Stob. Eclog. pag. 660, dafs der Vf. dem Artemidor gefolgt sei.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

№ 71.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1836.

Beiträge zur griechischen und römischen Litteraturgeschichte von Dr. Friedrich Osann.

(Schluſs.)

Fassen wir nun das über die philosophische Richtung Gesagte ins Auge, ich meine die Mischung der Aristotelischen und Stoischen Ansichten, oder die Modifikation der Aristotelischen Physik und Theologie durch die Stoische, so können wir kaum zweifelhaft sein, daſs ein späterer Peripatetiker der Vf. sei. Daſs diese die angegebene Richtung in der Ethik nahmen, ist gewiſs, durch die Vergleichung ihrer bei Stobaeus Eclog. II. pag. 242 aufbewahrten Ansicht mit der, eben da pag. 90, vorliegenden Ethik der Stoiker und des Aristoteles selbst, wie dessen Schriften sie uns geben. Nun wissen wir aber eben aus demselben Stobaeus (II. 56.), daſs diese Neuerung mit Kritolaus aufkam, und Cic. (de finibus V, 5.) bestätigt dies. Es wandte sich das Studium unserer Schule aber mit Andronikus Rhodius auf die Schriften und Ansichten ihres Stifters zurück. Somit ist auch von dieser Seite die Zeit, in der die Schrift verfaſst sein kann, auf die Jahre 150 bis 50 vor Chr. Geb. beschränkt. Die Geschichte der Peripatetiker ist zwar gerade in diesem Zeitraume so dunkel und lückenhaft, daſs wir nicht mit Sicherheit auf einen bestimmten Peripatetiker schlieſsen können. Andronikus soll der 11te nach Aristoteles gewesen sein: die fortgehende Reihe schlieſst aber mit Diodorus, dem Schüler des Kritolaus, dem sechsten von Aristoteles (Clem. Strom. I. pag. 301 ed. Sylb.). Doch läſst sich vielleicht noch die Lücke mit einiger Wahrscheinlichkeit ausfüllen. Namentlich gehört in diese Reihe wohl Kratippus, den Cicero's Sohn hörte, und Erymneus, den Athenaeus als einer Zeit angehörig nennt, in der er Nachfolger des Diodorus gewesen sein kann. Vielleicht gehören Kalliphon und Deinomachus in die Lücke zwischen Erymneus und Kratippus, Cic. de fin. V. 8. Gewiſs ist aber zwischen Diodorus und Kratippus keine bedeutende Eigenthümlichkeit hervorgetreten, und in so fern ist es weniger wichtig, den Verf. unserer Schrift namentlich aufzufinden. Um unsre Vermuthung jedoch weiter zu begründen, müssen wir diese Richtung näher kennen lernen; Cic. de Fin. V. 5. Critolaus imitari antiquos voluit, et quidem est gravitate proximus, et redundat oratio; attamen is quidem in patriis institutis manet. Diodorus, ejus auditor, adjungit ad honestatem vacuitatem doloris. Ganz einstimmig sagt Clemens Alex. Strom. II. pag. 415: *Ὅ τε Ἱερώνυμος ὁ Περιπατετικὸς τέλος μὲν εἶναι τὸ ἀοχλήτως ζῆν, τελικὸν δὲ ἀγαθὸν μόνον τὴν εὐδαιμονίαν. Καὶ Διόδωρος, ὁμοίως ἀπὸ τῆς αὐτῆς αἱρέσεως γενόμενος, τέλος ἀποφαίνεται τὸ ἀοχλήτως καὶ καλῶς ζῆν.* Calliphon und Deinomachus setzten an die Stelle der Schmerzlosigkeit die Lust (Cic. de fin. V. 8.). Allgemein drückt sich Stobaeus aus, Ecl. II. pag. 56. *Ὑπὸ δὲ τῶν νεωτέρων Περιπατητικῶν τῶν ἀπὸ Κριτολάου τὸ ἐκ πάντων τῶν ἀγαθῶν συμπεπληρώμενον [λέγεται τέλος]. Τοῦτο δὲ ἦν τὸ ἐκ τῶν τριῶν γενῶν.* Es scheint die Sittlichkeit (*καλῶς*) die Güter der Seele, die Schmerzlosigkeit (*ἀοχλήτως*) die beiden andern Gattungen der Güter, die Körperlichen und Aeuſserlichen zu umfassen. Es kann scheinen als fände sich von dieser Terminologie in unserer Schrift keine Spur. Freilich nicht unmittelbar und auf dem ersten Anblick, aber wir haben auch kein ethisches Werk vor uns; dennoch läſst sich der Zusammenhang nachweisen; p. 286 beim Stobaeus in der Peripatetischen Ethik heiſst es: *Ἐπειδὴ δ' εὐδαιμονία τὸ μέγιστον ἀγαθὸν διαιρετέον, ποσαχῶς λέγεται τὸ ἀγαθόν; τριχῶς δέ φασιν λέγεσθαι, τό τε γὰρ πᾶσι τοῖς οὖσι σωτηρίας αἴτιον, καὶ τὸ κατηγορούμενον παντὸς ἀγαθοῦ καὶ τὸ διαυθαίρετον· ὧν τὸ μὲν δεῖν θεὸν εἶναι τὸ πρῶτον, τὸ δὲ γένος τῶν ἀγαθῶν, τὸ δὲ τέλος, ἐφ' ὃ πάντα ἀναφέρομεν, ὅπερ ἐστὶν εὐδαιμονία.* Wovon nun allein in unserer Schrift die Rede sein konnte, das Verhältniſs Gottes zu den Menschen,

Digitized by Google

wird gerade eben so dargestellt, wie hier, und mit denselben Worten bezeichnet. C. XI. 4. σωτὴρ μὲν γὰρ ὄντως ἁπάντων ἐστὶν ὁ θεός. κρεῖττον οὖν ὑπολαβεῖν- ὡς ἡ ἐν οὐρανῷ δύναμις ἱδρυμένη καὶ τοῖς πλείστον ἀφεστήκοσιν (ὡς ἔνί γε εἰπεῖν) καὶ σύμπασιν αἴτιος γίγνεται σωτηρίας. cf. 2. 7. 18. Dies ist aber um so wichtiger, da die angeführte Stelle nicht aus Aristoteles und seinen nächsten Nachfolgern (deren Schriften wir haben) sondern nur aus den späteren Peripatetikern entnommen sein kann; das Verhältnifs Gottes zu den Menschen ist auch schwerlich anderswo durch den Begriff σωτηρία ausgedrückt. Dazu kommt noch, dafs die einzigste Notiz, welche über des Kritolaus und Diodorus Ansicht von den physischen Verhältnissen Gottes aufbehalten ist (offenbar weil darauf ihr eigenthümliches System beruhte), mit unserer Schrift übereinstimmt. Stob. Ecl. I. pag. 58 heifst es: Κριτόλαος καὶ Διόδωρος ὁ Τύριος γοῦν ἀπ' αἰθέρος ἀπαθοῦς [θεὸν εἶναι]. Damit vergleiche man II. 7. Οὐρανοῦ δὲ καὶ ἄστρων οὐσίαν μὲν αἰθέρα καλοῦμεν etc. §. 14. Μετὰ δὲ τὴν αἰθέριον καὶ θεῖαν φύσιν, ἥντινα τεταγμένην ἀποφαίνομεν, ἔτι δὲ ἄτρεπτόν τε καὶ ἀνετεροίωτον καὶ ἀπαθῆ, συνεχής ἐστιν ἡ δι' ὅλων παθητή τε καὶ τρεπτὴ etc. Endlich auch die den Peripatetikern beigelegte Lehre von der Gemeinschaft der Menschen mit Gott (dafs nur von Späteren die Rede sein kann, versteht sich von selbst) findet sich in unsrer Schrift genau wieder. Stob. Eclog. I. pag. 918: κατὰ τοὺς Περιπατητικοὺς τῇ κατὰ φύσιν τε συμμετρίᾳ καὶ τῇ ὑπὲρ τὴν ἀνθρωπίνην φύσιν νοερᾷ ζωῇ προτιμώμενοι. Ist nicht dieselbe Lehre in Cap. XI. 25. enthalten? Dies genügt gewifs, den Diodor oder einen seiner Nachfolger für den Verf. anzuerkennen. Was nun den Wahn betrifft, dafs Aristoteles für den Verf. galt, so scheint derselbe durch ein leicht zu erklärendes Mifsverständnifs entstanden zu sein. Bekannt ist die Gewohnheit, Bücher nicht nur mit dem Namen älterer Philosophen zu bezeichnen, die man besonders berücksichtigte, sondern ihnen auch die Form zu geben, als hätten sie selbst dieselben geschrieben, ohne eben einen Betrug zu beabsichtigen; man erinnere sich nur an die vielen Apologieen des Sokrates, wie es auch eine vom Demetrius Phalereus gab, der namentlich viele seiner Schriften nach andern Philosophen benannte. So scheint mir nun, gehört der Name des Aristoteles zum Titel, und der Verf. wählte diese Form, um dem Aristoteles seine Huldigung zu bringen. Sollte Aristoteles für den Verf. gehalten werden, so hätte auch der Genitiv, nicht der Nominativ an die Spitze gestellt werden müssen; alle Handschriften aber haben Ἀριστοτέλης περὶ κόσμου πρὸς Ἀλέξανδρον, mit gröfsern oder kleineren Erweiterungen. Wurde aber einmal des Vfs. Name vergessen, und wie leicht konnte das bei solchem Titel geschehen, so mufste Aristoteles nothwendig für den Verf. gehalten werden.

Ref. hat schon zu viel Raum in Anspruch genommen, um noch weiter ins Einzelne einzugehen, und benutzt nur noch diese Gelegenheit, Hrn. O. seinen Dank zu sagen, für die pag. 217 mitgetheilte Verbesserung des von Ref. herausgegebenen Phaedrus Epicureus: αἰθέρα für ἀέρα, weniger gewifs ist wohl pag. 220 ὠνομάζεσθαι für εὐνομεῖσθαι, wenn auch nicht unwahrscheinlich. Eben so dankbar empfängt Ref. die in der ersten Beilage gegebenen Ergänzungen der Baguetschen Schrift über Chrysippus, obgleich er nur eine Stelle fand, die ihm entgangen war. Bei seiner neuen Ueberarbeitung Chrysippeischer Fragmente, die er aber bis nach der Herausgabe der in Neapel vorhandenen Bücher des Chrysippus glaubt aufschieben zu müssen, kann er noch eine reichere Nachlese halten. Dafs der Titel περὶ νόμου fehlt im Verzeichnifs der Schriften des Chrysippus beim Diogenes, darüber würde Hr. O. sich nicht wundern, wenn er des Ref. Schrift: Philosophiae Chrysippeae Fundamenta Praefat. pag. 6 und die pag. 320 versuchte Herstellung des Schriftenverzeichnisses beachtet hätte.

Die zweite Beilage enthält eine Ergänzung zum kritischen Apparat der Schrift περὶ κόσμου in der Bekkerschen Ausgabe des Aristoteles, besonders aus Stobaeus, den Bekker nicht mit verglichen hat. Es wird gezeigt, dafs sowohl diese Schrift, als der ganze Aristoteles, durch Beachtung dessen was einzeln und zerstreut von Neueren geleistet ist, viel würde gewonnen haben. Manche Stellen werden ausführlicher besprochen und mit Erfolg behandelt. Daran knüpft sich noch die Verbesserung einiger ächter Aristotelischer Schriften. Hist. Animal. de Gener. Anim. Mirabil. Auscult.

Der dritte Haupttheil enthält mehrere kleine Beiträge zur Litteraturgeschichte. Der erste Abschnitt: „*Jambus und seine Reiseabentheuer*" überschrieben, knüpft an eine Emendation des Octavius Horatianus, II. 11, eine Schilderung des bezeichneten Buches aus Diodor. Siculus II. 55. Der zweite Abschnitt handelt

Digitized by Google

von den Schriften des *Rhetor Caecilius*, der unter August lebte; es wird gezeigt, dafs Longinus mit einer gewissen Eifersucht gegen ihn fast dieselben Themata behandelte. Es folgt unter der Ueberschrift: *Alexander Aetolus* eine Ergänzung der Monographie über diesen Schriftsteller von Capellmann. Unter der Ueberschrift: die *Heraklea des Diotimus* wird nach einem Fragmente dieses Werkes von dem Namen der Kerkopen gesprochen. Fünftens (*Ueber einige Grabschriften auf Platon*) werden die beim Diogenes III, 43. aufbewahrten Epigramme für die wirklichen Inschriften auf dem Grabe des Platon (mit Abschneidung eines Distichons) von Speusippus erklärt. Bei Gelegenheit eines beim Pausanias aufbewahrten Epigrammes wird im letzten Abschnitte von dem prosaischen Anfange mehrerer Epigramme gehandelt, und derselbe aus der Unmöglichkeit erklärt, die Eigennamen in den Vers zu bringen, und zugleich bemerkt, dafs diese Verlegenheit manche sonderbare Formen, namentlich die Verbindung des Jambus, statt des Pentameters, mit dem Hexameter, hervorgerufen habe. Diese Behauptung hätte aber wohl näher begründet werden müssen und können durch eine Untersuchung, wo diese Verbindung sich zuerst findet, und ob die uns bekannte erste Verbindung auch wirklich die älteste ist.

Wir scheiden von dem geehrten Verf. mit dem Wunsche, dafs seine Versuche Anerkennung genug finden, um die Fortsetzung möglich zu machen. Gewifs dürfen wir auf dem Gebiet der römischen Litteratur eben so interessante Untersuchungen erwarten.

Christian Petersen.

LVIII.

Traité de chimie appliquée aux arts. Par M. Dumas. Tome I—IV.

Da dieses Werk einen der ausgezeichnetsten unter den jetzt lebenden Chemikern zum Verf. hat und bereits seit mehreren Jahren einen wohlbegründeten Ruf geniefst, so könnte eine Beleuchtung desselben *jetzt* vielleicht überflüfsig erscheinen. Aus diesem Grunde glaube ich sogleich bemerken zu müssen, dafs ich weniger beabsichtige, den technischen Werth desselben, der keinem wissenschaftlich gebildeten Techniker unbekannt geblieben sein kann, nochmals auseinanderzusetzen, als vielmehr auf einen Fehler im Plane dieses Buches aufmerksam zu machen; einen Fehler, welchen man übrigens nicht blofs Hrn. Dumas, sondern mit gleichem Rechte einem grofsen Theile unserer neueren chemischen Schriftsteller vorwerfen mufs. Er besteht darin, dafs sie dem Bestreben, ihrem Werke ein recht grofses Publikum zu verschaffen, die Consequenz opfern und, nicht selten ohne Wahl, Chemie und Physik, rein wissenschaftliche Gegenstände und technische Anwendungen, wohl auch etwas Mechanik und Geognosie bunt durcheinander mengend, einem solchen nichts weniger als innigen Gemenge (das seine erste Entstehung in der Regel öffentlichen auf ein gemischtes Publikum berechneten Vorträgen verdankt) den Namen eines Lehrbuchs der Chemie ertheilen.

Das vorliegende Werk gehört in gewisser Beziehung zu dieser Klasse von Schriften, denn es enthält nicht blofs, so wie es der Titel zunächst anzudeuten scheint, eine Darstellung der chemischen Gewerbe, sondern ist (und dies will auch der Verf., wie er in der Vorrede deutlich erklärt, darunter verstanden wissen) ein Lehrbuch der reinen Chemie mit Anwendungen auf die Gewerbe. — Freilich ist eine solche Form für viele Leser wohl berechnet und diesen sehr willkommen. Es dürfte daher von Interesse sein, den Werth derselben näher zu prüfen.

Als Folge des immer zunehmenden Einflusses, welchen die Chemie auf die Fortschritte der Gewerbe ausübt, ist chemische Bildung für die Mehrzahl der Techniker ein wesentliches Bedürfnifs geworden. Noch häufig hört man jedoch die Meinung von ihnen aussprechen, dafs ein umfassenderes Studium jener Wissenschaft für sie unnöthig sei, dafs z. B. der Glasfabrikant nichts weiter bedürfe, als sich mit den chemischen Eigenschaften des Glases und seiner Bestandtheile bekannt zu machen; und solche einseitigen Ansichten werden häufig durch die chemischen Schriftsteller selbst befördert.

Es möchte indessen nicht gewagt sein, zu behaupten, dafs dergleichen immer nur mangelhafte Kenntnisse häufiger auf Irrwege führen, als dafs sie einen wesentlichen Nutzen bringen. Denn die chemischen Erscheinungen sind so mannichfaltiger und oft so verwickelter Natur, dafs in vielen Fällen nur die Uebersicht über eine grofse Menge von Erfahrungen in den Stand setzen kann, ihren wahren Charakter zu durchdringen und daraus besondere Regeln abzuleiten.

Digitized by Google

Wer zu seinem künftigen Berufe chemischer Kenntnisse bedarf, mögen sie sich zunächst auch nur auf einen einzigen Gegenstand z. B. Glas oder Zucker, beziehen, mufs daher, wenn es ihm jemals gelingen soll, das chemische Verhalten dieses Gegenstandes ganz zu überschauen, vor allen Dingen die Grundlehren der allgemeinen Chemie studiren, d. h. er mufs suchen, sich mit Allem bekannt zu machen, was beitragen kann, die Eigenschaften und gegenseitigen Beziehungen der Körper zu erläutern und festzustellen. Dann erst darf er hoffen, die gesammelten Erfahrungen in jedem besonderen Falle mit Erfolg anwenden zu können.

Es leuchtet hieraus ein, dafs es eine besondere Chemie für Pharmaceuten, Forstleute, Landwirthe, eben so wenig als für den Glas- oder Zuckerfabrikanten geben kann, und dafs ein Lehrbuch dieser Wissenschaft, geschrieben für eine besondere Gewerbtreibende Klasse, wenn es etwas anderes ist als allgemeine Chemie, in der Regel seinen Zweck verfehlen wird; in so fern dieser nämlich ein anderer war als der unrühmliche, die Unerfahrenheit des Käufers zu mifsbrauchen.

Hat man aber nun eingesehen, dafs die Grundlehren der Chemie dieselben bleiben, zu welchem Zwecke sie auch erlernt werden mögen, gleichwie die Elemente der Mathematik für den zukünftigen Feldmesser dieselben sind, wie für den zukünftigen Baumeister oder Mechaniker u. s. w., und von allen auf gleiche Weise studirt werden müssen; so wird man auch zugestehen müssen, dafs eine Zusammenstellung oder vielmehr eine Vermengung der chemischen Elemente mit ihren praktischen Anwendungen, eben so wenig passend ist, als z. B. eine Vermengung der Lehren der Mechanik mit einer Anleitung zur Erlernung der vier Species oder der Algebra. Denn so wie diese jenen, so mufs auch die reine Chemie ihren Anwendungen vorausgehen.

Damit soll keineswegs gesagt werden, dafs in einem chemischen Vortrage Hinweisungen auf die Praxis nicht recht nützlich sein könnten. Aber solche Hinweisungen sollen sich nicht im technischen Detail verlieren; weil dadurch für den Anfänger der Faden des Zusammenhangs verloren geht, weil er versucht wird, das als Hauptsache anzusehen, was nur ein erklärendes Beispiel für ihn sein sollte, und weil endlich dadurch seine Begriffe statt geläutert vielmehr verwirrt werden.

Der Werth eines chemischen Werks, als Lehrbuch betrachtet, möchte, so wie der aller Schriften, welche für den Unterricht in den Elementen einer Wissenschaft bestimmt sind, weniger in der Menge neuer Ansichten, weniger in der Masse von Gegenständen, die es enthält, als in der Ordnung zu suchen sein, nach welcher sie aneinandergereiht werden. Nicht nur die chemischen Eigenschaften einzelner Stoffe sollen darin untersucht, sondern auch die allgemeineren chemischen Beziehungen müssen hervorgehoben, auf den innern Zusammenhang der chemischen Erscheinungen mufs aufmerksam gemacht werden. Ganz besonders aber soll der Leser so wenig wie möglich auf Schwierigkeiten stofsen, zu deren Beseitigung die vorhergegangnen Erörterungen unzureichend sind.

Um beurtheilen zu können, wie weit diese Bedeutungen sich mit einem Vortrage vereinigen lassen, worin gleichzeitig die Principien der Wissenschaft erläutert und ihre Anwendungen im Leben beschrieben werden sollen; und ganz besonders um beurtheilen zu können, wie weit sie in dem Werke des Hrn. Dumas berücksichtigt worden sind, wird es genügen, nur in den ersten Band einen Blick zu werfen.

Zuerst findet man in der Einleitung neben einandergestellt: die chemische Nomenklatur, die Lehre von den chemischen Proportionen, die atomistische Theorie, die electro-chemischen Ansichten, den Einfluss der chemischen Masse bei gegenseitigen Einwirkungen der Körper, kurz lauter Dinge, die das Resultat der Vergleichung sehr vieler Erfahrungen sind und welche folglich, um verstanden werden zu können, einen bereits geübten Leser erfordern. Die chemische Geschichte der nicht metallischen Körper wird hierauf mit derjenigen Umständlichkeit abgehandelt, wie sie ein Elementarwerk nöthig macht; nur dafs sonderbarer Weise das chemische Verhalten der Metalle und ihrer Verbindungen, wovon die Beschreibung im zweiten und dritten Bande folgt, im ersten als bekannt vorausgesetzt wird. Neben jedem einfachen Körper erhält man die Beschreibung der Verbindungen, welche er mit den vorhergehenden einfachen Stoffen eingeht.

(Der Beschluss folgt.)

Digitized by Google

№ 72.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1836.

Traité de chimie appliquée aux arts. Par M. Dumas.

(Schluſs.)

Alles damit in Beziehung stehende Technische wird erläutert. Z. B. nachdem das Verhalten des reinen Schwefels auseinandergesetzt worden, folgt: Gewinnung des Schwefels im Groſsen; Schwefelwasserstoffsäure; das eigenthümliche Verhalten dieser Verbindung als Säure, ihre Beziehungen zur Chlorwasserstoffsäure u. s. w. werden in der Einleitung berührt, sonst aber nirgends klar ausgesprochen und hervorgehoben. Wasserstoffschwefel. Schweflige Säure; ihre Anwendung gegen die Krätze; das von d'Arcet empfohlne Räucherungsverfahren wird auf 16 Seiten mit wirklich unnöthiger und dem Zwecke des Werkes widersprechender Weitläuftigkeit beschrieben. Unterschweflige Säure. Schwefelsäure und ihre Fabrikation im Groſsen. Unterschwefelsäure. Verbindungen des Schwefels mit Chlor, Brom, Jod. — Ich versuche nicht die Unzweckmäſsigkeit einer solchen Anordnung, die übrigens keinem Lehrer der Chemie entgehen wird, weiter auszuführen und begnüge mich eine Stelle einzuschalten, welche als Beleg für das Gesagte dienen kann. Die Reihe der einfachen Stoffe beginnt mit dem Wasserstoff. Da heiſst es nun bei Gelegenheit der Wasserstofferzeugung durch Einwirkung des Zinks auf verdünnte Schwefelsäure: „Die Producte dieser Einwirkung sind immer: Wasserstoff und eine Auflösung von schwefelsaurem Zinkoxyd. Offenbar wird das Wasser zersetzt, sein Sauerstoff verwandelt das Zink in Oxyd, dieses vereinigt sich mit der angewendeten Schwefelsäure und der Wasserstoff wird frei.

Man kann mit Hülfe der atomistischen Theorie das Verhältniſs der angewendeten Stoffe und der erhaltnen Producte auf folgende Weise in Zahlen ausdrücken:

Angewendet in Atomen.

2.	Wasser	112,48
1.	Zink	403,23
1.	Trockne Schwefels.	501,16

Erhalten in Atomen.

2.	Wasserstoff	12,48
1.	Zinkoxyd	1 Schwefelsaures Zinkoxyd
1.	Trockne Schwefels.	1004,39

Das ist nun alles sehr richtig und für denjenigen verständlich, der bereits einige chemische Vorkenntnisse besitzt, der die Bedeutung der Ausdrücke: Sauerstoff, Oxyd, Säure, trockne und wasserhaltige Schwefelsäure u. s. w. kennt. Von allem dem war aber vorher noch nicht die Rede. Allerdings finden sich einige Erörterungen darüber in der Einleitung, aber die Einleitung ist für den Anfänger so gut wie nicht vorhanden, da er sie nicht verstehen kann.

Demungeachtet kann Hr. Dumas, indem er dem technischen Theile seines Werkes die Elemente der Chemie anschloſs, nur den Anfänger im Auge gehabt haben, denn für alle diejenigen, welche die Elemente der Chemie bereits studirt haben, ist der erste Band, mit Ausnahme einiger technischen Abhandlungen, die gröſsere Hälfte des zweiten Bandes und der ganze dritte Band eine überflüſsige Zugabe.

Man muſs indessen nicht glauben, daſs es nicht schwer gewesen wäre, Inconsequenzen wie die so eben angedeutete und wie sie sich fast in jedem Kapitel des vorliegenden Werkes nachweisen lassen, zu vermeiden. Im Gegentheile überzeugt man sich leicht, daſs sie hauptsächlich von der Form desselben abhängig sind und gerade durch das Bestreben herbeigeführt wurden, von jeder chemischen Erfahrung gleich auch die praktische Anwendung zu zeigen. Dies geht unter andern aus folgendem Beispiele recht deutlich hervor:

Es ist unmöglich die Fabrikation der Schwefel-

Digitized by Google

säure zu verstehen, wenn man nicht vorher die Eigenschaften der Oxyde des Stickstoffs gründlich studirt hat. Gleichwohl werden diese in dem Werke des Hrn. Dumas erst nach der Schwefelsäure abgehandelt. Wäre aber der Stickstoff und seine Verbindungen vor dem Schwefel und dessen Verbindungen beschrieben worden, so möchte es dem Anfänger kaum weniger schwer geworden sein, den Fabrikationsprocefs der Salpetersäure zu verfolgen.

Wenn man nun aufserdem findet, dafs Dumas in der Art der Darstellung den schleppenden Gang nachahmt, der aus Thenard's *traité de chimie élémentaire* bekannt ist, dafs er an neuen Thatsachen sehr wenig giebt, neue Ansichten aber gar nicht aufstellt (man müfste denn die verunglückte Idee von der Spaltbarkeit der Atome oder die allerdings gut gewählte Stellung des Arseniks nach dem Phosphor, dahin rechnen wollen), so wird man zu dem Schlusse berechtigt, dafs der rein chemische Inhalt dieses Werks weder die Wissenschaft gefördert hat, noch sonderlich geeignet ist, das Studium derselben zu erleichtern.

Indem hierdurch die Unzulänglichkeit dieses Buches, als Grundlage des chemischen Unterrichts betrachtet, in die Augen fällt, darf man nicht verkennen, dafs sich der Verf. um die Ausbildung der technischen Chemie wirklich grofse Verdienste erworben hat. In der That kann man von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, sein Werk unbedingt als das gehaltvollste bezeichnen, was in dieser Art bis jetzt erschienen ist.

Die meisten der darin aufgenommenen Gegenstände der Gewerbe sind mit eben so vielem Fleifse als ausgebreiteter Sachkenntnifs und nach den besten Quellen bearbeitet, viele mit ganz neuen Thatsachen und Erfahrungen bereichert.

Von dem rastlosen Fleifse, womit Hr. Dumas das Material zu seinem Werk sammelte und von dem richtigen Urtheile, womit er es benutzte, zeugen indessen besonders solche Artikel, bei welchen er weniger aus eigenen Erfahrungen schöpfen konnte. So wird kein Hüttenmann die zwar kurze und gedrängte aber doch mit grofser Klarheit abgefafste Beschreibung des Eisenhüttenprocesses ohne Interesse lesen, und hinsichtlich der chemischen Theorie dieses Processes können selbst diejenigen darin Belehrung finden, welche mit dem Karstenschen Werke vollkommen vertraut sind. Dumas erwähnt auch schon die neuere Betriebsmethode mit heifser Luft; scheint jedoch in Beziehung auf die Zweckmäfsigkeit derselben, namentlich die vollkommnere Erschöpfung der Erze bei geringerem Aufwande an Brennmaterial, noch keine bestimmte Meinung gefafst zu haben. Diese Vortheile sind seitdem durch neuere Erfahrungen aufser Zweifel gesetzt worden und sind überdies begreiflich genug, da bei der rascheren und vollständigeren Verzehrung des dem Hochofen zugeführten heifsen Sauerstoffs, die Hitze in einem engeren Raume concentrirt wird und also eine zu beträchtliche Erhöhung der Temperatur, und in Folge derselben Schlackenbildung an solchen Stellen des Ofenschachtes, an welchen die Reduction der Erze noch nicht ganz bewerkstelligt ist, weniger befürchten läfst.

Unter allen Beschreibungen technischer Operationen, welche in den bis jetzt erschienenen Bänden dieses Werkes enthalten sind, möchten die der Glas- und Porzellanfabrikation die gelungensten sein. Die wissenschaftlichen Principien dieser wichtigen Zweige der Industrie findet man hier mit einer Bestimmtheit auseinandergesetzt, welche kaum noch zu wünschen übrig läfst und welche man nicht leicht in einer anderen Schrift wiederfinden wird. Dafs sich Hr. Dumas auf Alles, was sich nur auf Fertigkeit in der Ausübung bezieht, wenig eingelassen hat, kann ihm nicht zum Vorwurfe gereichen, denn sein Werk ist (seiner eignen Aeufserung nach) nicht bestimmt, die Praxis der Gewerbe zu lehren, sondern die Theorie derselben aufzuklären. — Auffallend ist es, dafs die Malerei auf Glas- und Porzellan mit so wenig Ausführlichkeit behandelt worden sind, indem wohl kein anderer Chemiker gleich günstige Gelegenheit gehabt hat, diesen interessanten Gegenstand gründlich zu studiren, und sie mit demselben Fleifse und demselben Scharfsinne benutzte.

Da es nicht in dem Zwecke dieses Aufsatzes liegt, in das technische Detail des vorliegenden Werkes ausführlicher einzugehen, so schliefse ich mit der Bemerkung, dafs die vorliegenden mit vortrefflichen Zeichnungen reich versehnen vier Bände nur die sogenannte unorganische Chemie enthalten.

Eine musterhafte Uebertragung ins Deutsche ist durch die Herren Alex und Engelhart, zum Theile unter den Augen des Verfs. ausgeführt worden.

Dr. H. Buff.

Digitized by Google

LIX.

1) *Versuch einer wissenschaftlichen Darstellung der Geschichte der neuern Philosophie. Ersten Bandes erste Abtheilung. Darstellung und Kritik der Philosophie des Cartesius nebst einer Einleitung in die Geschichte der neuern Philosophie. Von Dr. Joh. Ed. Erdmann. Riga und Dorpat,* 1834. *X.* 336.

2) *Cartesius und seine Gegner, ein Beitrag zur Charakteristik der philosophischen Bestrebungen unserer Zeit. Von Dr. C. F. Hock. Wien,* 1835. *IV.* 114.

Der Historiker ist der Landmann in dem Gemeinwesen der Literatur. Ferne steht er dem eitlen Getümmel der ephemeren Zeiterscheinungen, und doch bebaut er den Grund der Gegenwart. O fortunati nimium! rief der Dichter den Ackerbauern seiner Zeit zu — rufen auch wir jetzt denen zu, die in stiller Abgeschlossenheit auf dem Gebiete der Philosophie die rura paterna bebauen und nicht bethört durch das Flittergold unsrer heutigen Literatur die gediegenen Gedankenschätze der Vergangenheit zu würdigen und zu geniefsen verstehen!

Wer diese Schätze und dagegen die oberflächlichen absprechenden Urtheile kennt, die so oft selbst in gründlich seinwollenden Werken über Philosophen sowohl der frühern als der nächsten Vergangenheit gefällt werden, wird darum mit Freuden jede Erscheinung bewillkommnen, die irgend eine geschichtliche Philosophie, statt über sie zu räsonniren, zu begreifen, d. i. das Positive derselben zu erkennen sich bestrebt. Mit dieser Empfindung wird er auch Erdmanns Geschichte begrüfsen, sollte sie ihn auch weder formell, noch materiell, völlig befriedigen. — Als die Aufgabe der Geschichte der Philosophie erkennt der Verf., die philosophischen Systeme als nothwendige Entwicklungsmomente in der Geschichte des Geistes zu begreifen und darzustellen. Den Charakter der Wissenschaftlichkeit setzt er lediglich in die Erkenntnifs und Darstellung der Nothwendigkeit und zwar der Nothwendigkeit nicht nur allein der Idee einer Philosophie, sondern auch der Bestimmungen dieser Idee im Besondern und Einzelnen. Er weist daher jede Kritik, die von einem spätern und höhern Standpunkt aus irgend ein System beurtheilt, als unwissenschaftlich ab und fordert von dem philosophischen Historiker die völlige Entäufserung seiner Subjectivität. Es ist ganz richtig, dafs Nothwendigkeit und Wissenschaftlichkeit, Wahrheit, Vernunft, unzertrennliche Begriffe sind, denn nur wo Zusammenhang, Einheit ist, ist Vernunft, wo aber Einheit, da ist Nothwendigkeit. Aber es kommt wesentlich auf die nähere Bestimmung des Begriffes der Nothwendigkeit an, indem dieser Begriff eben so etwas Positives, als Negatives bedeuten kann. Nothwendig im positiven Sinne ist nur eben das Nothwendige, d. i. das, was durch sich selbst und um seiner selbst willen ist, nothwendig im negativen Sinne, was durch ein Andres ist. Nothwendig in jenem Sinne ist nur die Idee, das Wahre, das Göttliche, denn es ist Zweck seiner selbst, es ist schlechtweg, es ist eins mit dem Sein selbst. Die ältere Metaphysik nannte daher richtig nur Gott das *nothwendige* Wesen. Jede Philosophie nun, die wirklich diesen Namen verdient, ist nothwendig in diesem doppelten Sinne, nothwendig durch sich selbst, in wiefern sie Vernunft, Wahrheit ausdrückt, durch Andres, in wiefern sie nicht etwa überhaupt bestimmte Wahrheit — denn die Bestimmtheit an sich ist eins mit der Erkenntnifs der Wahrheit, da begreiflicher Weise erkennen nichts andres als bestimmen ist —, sondern eine bestimmt —, eine so und so eine, endlich bestimmte Wahrheit ausdrückt und durch den Standpunkt der Zeit, des Volkes, den Grad der allgemeinen Bildung oder die vorhergegangene Philosophie vermittelt ist. So bestimmt, ja beschränkt aber auch der Standpunkt eines Philosophen und seiner Zeit sein mag, er erhebt sich doch durch den blofsen Act des Denkens zur Idee des durch sich selbst Nothwendigen, des Unendlichen, des Wahren als solchen. Diese Idee ist selbst die Möglichkeit des Denkens. So nothwendig es daher auch ist, dafs der Philosoph diese Idee so und so bestimmt, so ist er doch zugleich sich der uneingeschränkten Wahrheit bewufst. Denken ist Vernunftthätigkeit, und es ist unmöglich, dafs die Vernunft sich so zerlege, isolire und vereinzelne, dafs in einem wenn auch noch so bestimmten Denker irgend eine wesentliche, mit der Vernunft selbst identische Idee sich verliere. So sehen wir z. B. in Cartesius ungeachtet seines Dualismus keineswegs die höhere Idee der Einheit verloren, noch in Spinoza über der Einheit den unentbehrlichen Begriff des Unterschieds

Digitized by Google

vergessen. Im Bewufstsein der uneingeschränkten Wahrheit ist der Philosoph über die Bestimmtheit, in wiefern sie Schranke ausdrückt, hinaus. Das Urtheil daher, das ein gereifteres späteres philosophisches Bewufstsein über ihn ausspricht — vorausgesetzt, dafs es keinen ungehörigen äufserlichen Maafsstab anlegt, sondern ihn aus ihm selbst beurtheilt — ist ihm keineswegs ein absolut fremdes, es ist sein eignes, jetzt aber nur *entwickeltes* Urtheil und Bewufstsein über sich. Ueber dem Successiven in der Geschichte ist nicht das Simultane zu vergessen. Das Nil novi sub sole hat doch *auch* seine Wahrheit. Allerdings soll man an einen Philosophen nicht mehr Forderungen machen, als er zu seiner Zeit erfüllen konnte und sollte, aber auch nicht *wenigere*, als er an sich selbst stellte. Die Nothwendigkeit schliefst also nicht aus das Urtheil der Kritik von einem höhern Standpunkt, weil die Nothwendigkeit in sich selbst unterschieden, Urtheil ist. Sie negirt nicht den Affect, wenn nur anders der Affect der reine adäquate Ausdruck des Gegenstandes im darstellenden Subject ist. Sie nöthigt uns nicht auf eine mönchische Enthaltsamkeit von Freude und Schmerz, Beifall und Tadel, weil der Philosoph selbst diesen Act gegen sich ausübte. Die wahre Entäufserung der Subjectivität ist nur die Einigung mit dem Gegenstande. Nur dadurch bekommt auch eine Darstellung Fleisch und Blut, Leben, und ein Hauptmangel der Erdmann'schen Schrift dürfte eben der sein, dafs sie kein Fleisch hat.

Was im Allgemeinen eben von der Nothwendigkeit kürzlich gesagt wurde, gilt namentlich in Bezug auf Cartesius. C. war durchaus nicht mit sich als Philosoph zufrieden; er gesteht selbst in einem Briefe die Schwierigkeiten ein, die das metaphysische Denken für ihn habe und eilt daher auch so geschwind als möglich aus der Metaphysik hinunter in die Werkstatt der Mechanik und Physik. Er war überdem im stärksten Zwiespalt mit sich, die härtesten Gegensätze, das Princip der Stabilität und das der irritabelsten Beweglichkeit, ein unbedingter Autoritätsglaube und ein Alles bezweifelnder Verstand, ein absolut geistloser Materialismus und ein absolut antimaterialistischer Idealismus theilen, wenn auch nicht mit gleicher Kraft und Bedeutung, seinen Geist entzwei. Die Nothwendigkeit des Einen hebt daher in ihm wieder die Nothwendigkeit des Andern auf. So nothwendig z. B. (im negativen Sinne) es war, dafs C. die Materie als eine mit dem Geiste gleich berechtigte und selbstständige Substanz setzte, so unnothwendig war es doch im Sinne der höhern Nothwendigkeit, deren C. sich nicht unbewufst war, die ihm vielmehr in der Idee des Geistes am Anfange seiner Meditationen vorschwebte. Daher auch in dem Kampfe zwischen Geist und Materie das entscheidende Gewicht allerdings auf die Seite des Geistes zu stehen kommt, und es besonders zu tadeln ist, dafs der Verf. das Plus, das der Geist vor der Materie bei C. voraus hat, nur darein setzt, dafs er das subjectiv gewissere sei. Eben weil er dieses ist, ist er schon vermöge des ganzen Standpunkts des C. auch das *objectiv realere*. Warum ist denn Gott erst bei C. das Vermittlungsprincip, der Grund der Gewifsheit von der Realität der materiellen Welt? Weil die Gewifsheit von der Existenz der unendlichen Substanz, der absoluten Realität der Natur nach vorangeht der Gewifsheit von der Existenz einer endlichen, beschränkten Realität, wie es denn wirklich ein ausdrücklicher Grundsatz der Cartesischen Philosophie und Schule ist, dafs überhaupt die Idee des Unendlichen der Idee des Endlichen vorausgeht. Aber das Bewufstsein der absoluten Realität ist bei C. eins mit dem Selbstbewufstsein des Geistes (idea Dei . . . mihi innata, quemadmodum mihi est innata idea mei ipsius); nur dem Scheine der äufserlichen Darstellung und Verwirklichung nach ist es durch einen Schlufs vermittelt. Und eben deswegen ist das Bewufstsein der absoluten Realität das Bewufstsein des Geistes von seiner eignen Realität, ja der Geist selbst in der That nichts andres als eben dieses Bewufstsein — denn was bleibt ihm oder vielmehr er selbst, wenn ich ihm dieses nehme? — und folglich etwas nicht nur subjectiv gewisseres, sondern auch objectiv realeres. Populär d. h. plump und unpassend die Sache gefafst: der Geist steht der absoluten Realität *näher* als die Materie. Freilich ist die Idee des Geistes bei C. nur ein Blitz, der sich sogleich wieder verliert in dem Dunkel begriffloser Vorstellungen; er unterscheidet den Geist nicht vom Individuum — ein Unterschied, den erst die Fichte'sche Philosophie bestimmt hervorhebt.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 73.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1836.

1) *Versuch einer wissenschaftlichen Darstellung der Geschichte der neuern Philosophie. Ersten Bandes erste Abtheilung. Darstellung und Kritik der Philosophie des Cartesius nebst einer Einleitung in die Geschichte der neuern Philosophie. Von Dr. Joh. Ed. Erdmann.*

2) *Cartesius und seine Gegner, ein Beitrag zur Charakteristik der philosophischen Bestrebungen unserer Zeit. Von Dr. C. F. Hock.*

(Schluſs.)

So wie aber der Verf. den Begriff der Nothwendigkeit durch die Idee der Totalität und Simultaneität der Vernunft, so hätte er auch den Begriff, der ihn bestimmte, unmittelbar Cartesius als den Anfang der neuern Philosophie zu setzen, *synthetisch* erweitern sollen. Dann würde er — ich meine nicht etwa auf dem Papier, sondern dem Begriffe nach — Raum gefunden haben, für die vorkartesianischen Philosophen. Nicht mit Baco noch mit Cartesius, in Italien beginnt die neuere Philosophie. Die italienischen Philosophen waren auch schon, wenn auch nicht gerade eben so, wie C., Protestanten — dieses Wort nicht im kirchlichen, sondern in jenem weitern und allgemeineren Sinne genommen, in welchem es auch der Vf. braucht — gingen wie C. durch das Medium des Zweifels, wenn er gleich bei ihnen noch nicht mit der selbstbewuſsten Kraft eines kategorischen Imperativs auftritt, zu den Urquellen zurück, suchten die Philosophie nur „in sich" oder „in dem groſsen Buche der Welt." In Wahrheit das erhabne Princip „della coincidenza de contrarii," das Bruno mit solcher Begeisterung aussprach, ist das Princip der neuern Zeit und Philosophie. Dieses ist das Princip des Lebens selber, und nur durch dieses unterscheidet sich die neuere Philosophie von dem stagnirenden Scholasticismus des Mittelalters, der das trockne Gesetz der formalen Identität zu seinem Maafse und Principe hatte. Da jedoch erst mit dem Begriffe des Unterschiedes bestimmte wissenschaftliche Erkenntniſs beginnt, und dieser Begriff der in C. vorherrschende ist, so bleibt auch bei dieser Auffassung C. noch immer im Range eines Anfängers, aber nicht mehr eines Anfängers im ausschlieſslichen und unbedingten, sondern nur in einem gewissen beschränkten Sinne. Hätte der Verf. vor dem Cartesius angefangen, so hätte er zugleich eine historische, objective Genesis desselben gefunden, und die *Construction* des C. wäre mit der *Darstellung* desselben zusammengefallen, statt daſs jetzt der Verf. aus dem allgemeinen Begriffe der neuern Philosophie als die erste nothwendige Gestalt den Cart. deducirt, hierauf die Darstellung desselben folgen läſst, und endlich — was er selbst jedoch an sich für überflüſsig erklärt — den Beweis giebt, daſs den Momenten der Construktion die historischen Data wirklich entsprachen — eine Methode, die man wahrlich nicht anders als eine *mechanische* nennen kann. Aber ungeachtet der gerügten Mängel, ungeachtet ihres durchaus nur analytischen Charakters ist E.'s Geschichte ein mit vielem Scharfsinn, mit Gründlichkeit, besonnener Ruhe und Klarheit geschriebnes und zur Beseitigung manches Vorurtheils, wie z. B. des über sogenannte aprioriſche Construktion der Geschichte, welches der Verf. in der Einleitung gründlich beleuchtet hat, geeignetes Buch.

Ein ganz und gar anderer Geist, als in E.'s Cartesius, weht uns aus dem Cartesius des Hrn. Dr. Hock entgegen. Aber hier heiſst es nicht: der Wind weht und du weiſst nicht von wannen er kommt. Dieser Wind kommt aus Wien. Während E.'s Princip eine wahre justitia distributiva ist, die Jedem das Seine, aber auch nicht ein Haar breit mehr giebt, ja fast mit

Digitized by Google

einer ängstlichen Gewissenhaftigkeit ad amussim ausrechnet und abwägt, wie viel einem Jeden gebührt, ist dagegen H.'s Princip eine unbegränzte Liberalität, die, — aber nur auf Kosten Anderer, ähnlich jenem sonderbaren Heiligen, der das Leder stahl, welches er verschenkte, — den verehrten Gegenstand mit den Hyperbeln einer — übrigens salbungsreichen — Eloquenz überhäuft. Die ganze Geschichte nach Cart. verschwindet bei ihm in den Weihrauchwolken, die er — gleich einem Jupiter pluvius — um das gekrönte Haupt seines Helden versammelt. Der Sinn seiner Schrift ist kürzlich der: extra Cartesium nulla salus. Und warum ist in der Philosophie kein Heil aufser ihm? Cartesius war Dualist und guter Katholik. Der Einfall ist wirklich originell; aber auch vernünftig? auch wahr? auch historisch begründet? — C. war allerdings Katholik; nur ist zu bemerken und bis zur mathematischen Evidenz beweisbar, dafs C. als Philosoph *nicht* Katholik, und als Katholik *nicht* Philosoph war, dafs genau da, wo der Philosoph in ihm anfängt, der Katholik aufhört und umgekehrt, dafs beide durchaus geschieden, beide absolute Antipoden waren. Aber welcher von diesen Antipoden war der wahre, der objective, der wesenhafte, der weltgeschichtliche, der unsterbliche C.? Der Geist ist das wahre, das ewige Leben des Menschen, und wo sein Schatz ist, da ist sein Herz, und wo sein Herz, sein Gott. Aber der Schatz des C. war Mathematik und Philosophie. Hic Rhodus, hic salta. Das, wodurch der Mensch Andere belebt und bewegt, nur das ist seine Seele, denn nur durch das, wodurch er selbst bewegt wird, kann er Andere bewegen, und schon die Alten nannten richtig die Seele das Princip der Bewegung. Das, *wofür* der Mensch geboren ist — und darum ist das Genie das gröfste Mysterium, denn sein Geheimnifs ist das Mysterium der Natur und Idee selbst — davon stammt er selbst ab, das ist sein Grund und Boden, sein Geschlecht, seine differentia specifica, sein Nomen proprium, der fons emanationis seines ganzen Wesens. Dieses Bewegungsprincip, diese Emanationsquelle, diese wirksame Essenz des C. war der Mathematiker, der Physiker, der Philosoph, und als dieser wufste er nichts von sich als Katholiken, denn in seiner ganzen Philosophie von Anfang bis zu Ende ist auch nicht ein Billionstes Theilchen von seinem Katholicismus zu verspüren. Dieser hat bei ihm nur die Bedeutung eines theuern Andenkens, einer Privatangelegenheit, einer rein persönlichen Gesinnung, die als solche gar nicht vor das Forum der Wissenschaft gehört. Cartesius war allerdings auch Dualist, aber er hob auch den Dualismus auf, *negirte* ihn in der Idee der unendlichen Substanz und in der Erkenntnifs der Nothwendigkeit, Geist und Leib in ihrer Unterschiedenheit zugleich als „*unum* quid" zu begreifen, obwohl die Negation des Dualismus in dieser letztern Beziehung nur ein mechanisches Produkt zum Resultate hatte und haben konnte. Mit Unrecht rechnet daher der Verf. die sogenannten „Pantheisten", gegen deren Darstellungen von C. er am Schlusse seiner Schrift polemisirt, zu den Gegnern, sich selbst aber zu den Freunden des C. Denn da er ein so glühender, so enthusiastischer Liebhaber des Dualismus ist, obwohl er mehrmals von der Nothwendigkeit einer „organischen Vereinigung" der Gegensätze spricht, C. aber aus allen Leibeskräften seinen Dualismus, so gut er kann, bekämpft und als die *wahre*, als die unendliche Substanz die die Gegensätze vereinigende Macht setzt, so dafs der Dualismus nur der subjective Ausgangspunkt seiner Philosophie ist, keineswegs aber der objective *Mittelpunkt*, ist er offenbar malgré lui ein Gegner des C. Nur in dem Abschnitt, wo er die Verdienste des C. um Physik und Mathematik auseinander setzt, kann man ihn als seinen Freund anerkennen. Aber er verstöfst doch auch hier im Eifer seines Eloge gegen die Geschichte, wenn er sagt: „C. habe keine andere Hülfsquellen gehabt, als die Eingebungen seines Genies." Der Kürze wegen erinnern wir jedoch nur an das, was schon Leibnitz hierüber gesagt hat, z. B. Opp. Omn. T. V. p. 547, 393 und T. II. p. 250.

Ludwig Feuerbach.

LX.

1. ***Polyklet, oder von den Maafsen des Menschen, nach dem Geschlecht und Alter, mit Angabe der wirklichen Naturgröfse nach dem rheinländischen Zollstocke. Berlin, 1834. auf Kosten des Verfs. (4. 100 S. und 29 Tafeln Folio-Abbildungen in Steindruck).***

Digitized by Google

2. *National-Physionomien (Physiognomien oder noch richtiger Physiognomonien) oder Beobachtungen über den Unterschied der Gesichtszüge und die äufsere Gestaltung des menschlichen Kopfes in Umrissen bildlich dargestellt auf 29 Tafeln, als Fortsetzung des Polyklet. Von Gottfried Schadow, Bildhauer, Director der Königl. Akad. der Künste zu Berlin, Ritter d. roth. Adl.-Ordens u. s. w. Berlin, 1835. gedruckt auf Kosten des Verfs. (4. 112 S. u. 29 Fol. Taf. Steindruck).*

Die beiden uns hier vorliegenden Werke des würdigen Director Schadow, die Frucht anhaltender Betrachtung, vielfältiger Untersuchung und sorgfältiger Auswahl, haben dem Unterzeichneten eine ähnliche Arbeit ins Gedächtnifs gerufen, mit welcher er vor einer Reihe von ohngefähr sechszehn Jahren lange Zeit sich beschäftigt hatte, ohne sie zu vollenden, und haben ihn veranlafst, indem er dem Publikum einen kurzen Bericht über das von Hrn. Schadow Geleistete abzustatten unternahm, zugleich über die so geheimnifsvolle Lehre von den Proportionen des menschlichen Körpers überhaupt einige Gedanken mitzutheilen, welche doch vielleicht für künftige ähnliche Unternehmungen nicht gerade unbeachtet zu bleiben verdienen dürften.

Allerdings hat sich nämlich zu den verschiedensten Zeiten und am meisten in unsern letzten Jahrhunderten das Bedürfnifs gemeldet, von den äufsern räumlichen Verhältnissen unsres Körpers bestimmte Messungen zu haben, zu erfahren, in welchen Verhältnissen die einzelnen Dimensionen der verschiedenen Gegenden des Körpers stehen und zuhöchst die Gesetze kennen zu lernen, durch welche diese Dimensionen bestimmt werden, allein die Wege, die hierzu eingeschlagen wurden, sowohl als die Zwecke, die man damit verbunden hat, sind jederzeit höchst mannigfaltig gewesen. Was die letztern betrifft, so kann man sie im Allgemeinen theilen in künstlerische und wissenschaftliche. Die wissenschaftlichen möchten wohl eigentlich unbedingt die wichtigern sein, denn wenn Hr. Schadow sagt: „das Auge eines Raphaël ist gleich einem mathematischen Instrumente," so möchten wir nur hinzufügen: dafs es jedoch weit mehr als irgend ein Mefsinstrument zu messen im Stande sei, da es Linien beurtheilt, von welchen noch kein Mathematiker eine Construction zu geben im Stande war; und so werden denn auch alle durch Mefsinstrumente zu erhaltende Maafsangaben höherer organischer Formen für den Maler immer nur von sehr beschränktem Werth sein, ja leicht seine Werke zu einer gewissen Kälte und Trockenheit führen, welche sich überall so leicht einmengen wird, wo die feine gleichsam magnetische Richtung des Gefühls durch irgend eine äufsere materielle Schranke, anstatt durch eigene innere Läuterung bestimmt werden soll. — Ein ausgezeichneter Geschicht- und Portraitmaler, mit welchem wir diese Schadow'schen Proportionen durchsahen, war derselben Meinung und erklärte als Beleg hierzu, dafs er nicht leichter sich in der lebendigen Auffassung irgend eines individuellen Kopfs stören und irre machen könne, als wenn er seine Nachbildung damit beginnen wollte, sich die Eintheilung desselben nach Linien und Quadraten vorher zu entwerfen. — Mag nun auch die Bildhauerei vielleicht etwas mehr praktischen Nutzen von diesen Vermessungen haben als die Malerei (welche in dem Verhältnisse des von ihr dargestellten noch überdies so sehr von der perspektivischen Verkürzung bedingt wird), so ist es doch auch hier gewifs, dafs der Anfänger *mit* einer solchen allein, auch in dieser Kunst kein ächtes Kunstwerk hervorbringen wird, und dafs der ächte Künstler, *welcher die Formenlehre des Menschen in sich eingelebt hat*, derselben nicht im mindesten bedarf! — Denn so haben wir selbst das Glück gehabt, den berühmten David d'Angers die geistvollsten *colossalen* Büsten nach dem Leben modelliren zu sehen, ohne dafs auch nur entfernt von Uebertragung der Maafse der Natur durch Vergröfserung auf das Kunstwerk die Rede gewesen wäre. — Und wo ist denn der irgend bedeutende Bildhauer, der sein Modell nach de· Zollstabe ausführt? — zumal da wir bald finden werden, wie unendlich vieles in dieser Beziehung stets unmefsbar bleiben mufs.

Was nun aber die Wissenschaft betrifft, diese fordert *das Maafs. — Der Mensch ist Maafs und Messer der Schöpfung*, und so soll er auch sich selbst auszumessen verstehen! Dies ist unabweisbar und jeder tüchtige Versuch dieser Forderung zu entsprechen

Digitized by Google

ist ohne Zweifel dankenswerth. — Hierbei ist nun aber sogleich die Frage aufzuwerfen: 1) welchen Maafsstab soll man brauchen, und 2) wie soll überhaupt gemessen werden und welche Gränzpunkte am Körper für die einzelnen Messungen soll man wählen? — Was die erste Frage betrifft, so ist sie eigentlich schon durch obigen Grundsatz: „der Mensch sei Maafs und Messer der Schöpfung" beantwortet; denn hiernach ergiebt es sich, dafs der Maafsstab aus dem zu messenden Körper selbst genommen werden mufs. — Nun deuten auch alle die ältern Benennungen darauf, dafs die ersten Maafse überhaupt und also auch die Maafse für uns selbst Theilen unsres Körpers nachgebildet waren, und so wählt auch Hr. Schadow hier „den Fufs" als Maafsstab; aber — dieser Fufs ist ein abstrakter Fufs geworden, es ist nicht mehr die Fufslänge desjenigen Körpers, der damit gemessen werden soll — und dies widerstreitet eigentlich schon jenem ersten Grundsatze. — Höchst merkwürdig ist in dieser Beziehung die auch vom Verf. aufgeführte Thatsache, dafs die alten Indier in ihrer Weisheit schon darauf drangen, dafs, wenn man die Proportionen der Körpertheile finden wolle, man den Maafsstab dazu *aus einer jedesmaligen Theilung der diesem Körper eignen ganzen Körperlänge* nehmen müsse. — Es liegt hierin eine so tiefe Wahrheit, dafs wir kaum begreifen, wie der Hr. Verf., wenn ihm dieser Satz früher bekannt war, doch darauf beharren konnte „den rheinischen Fufs" als Maafsstab für alle seine Ausmessungen und Angaben der Proportionen zu brauchen.

Geht man nun aber auch von dem Satze aus, dafs ein Theil des zu messenden Körpers zum Maafse genommen werden solle, so kommt man sogleich zu der zweiten Frage: welcher Theil hierzu zu wählen und auf welche Art beim Ausmessen zu verfahren sei? — Nehme man jedoch auch welchen Theil man immer wolle, so finden wir, dafs sobald wir eine seiner Dimensionen als Maafs gebrauchen wollen, man sich dem organischen Körpergebilde gegenüber in einem Verhältnifs befinde, welches an das des Quadrats zum Zirkel fortwährend erinnert. Die meisten und streng genommen alle Proportionen nämlich von einzelnen Gliedern zu einander ergeben sich sehr bald, wenn wir sie auf arithmetische Gröfsen zu reduciren unternehmen, nach irrationalen Zahlen bestimmt; d. h. es wird nicht möglich entschieden anzugeben, das eine verhalte sich seiner Länge nach zum andern genau wie 1 : 2 oder 1 : 3 oder 1 : 6, sondern wie die Quadratur des Cirkels läfst sich das Verhältnifs nur annähernd durch Brüche bezeichnen: z. B. = 1 : 6, 34 . . . (Hier hat nun Hr. Schadow natürlich, weil er, wie wir sehen werden, von einem ganz andern Standpunkt ausging, den kürzern Weg wählen können, indem er sogar nach Zollen und zwar sogar meistens nach ganzen Zollen die Gröfsen der Theile angab, wobei denn allerdings nur mit einer gewissen Willkür verfahren werden konnte, so dafs es auch öfters heifst: „die Länge ist so und so angenommen" oder: „welches mit der Natur ziemlich übereinstimmt" u. s. w. — aber freilich gerade dies irrationale, dies nicht in Zahlen so gerade hin auszusprechende ist eben das eigenthümliche Zeichen lebendiger und organischer Form und dies gerade zu fassen die schönste Aufgabe des Künstlers). — Weiter würde man vielleicht kommen, wenn man bei dergleichen mehr geometrische Constructionen zu Hülfe nehmen wollte, denn durch diese lassen sich allerdings Proportionen völlig desselben Charakters d. h. auch in rationalen arithmetischen Zahlen nicht auszudrückende Verhältnisse darstellen, und wir sind überzeugt, dafs hier noch für die wissenschaftliche Messung des Organismus ein weites Feld offen liegt. — Doch dies alles kann hier nur andeutend berührt werden! — Dagegen verdient es jetzt noch eine besondre Betrachtung, wie die Gränzpunkte der Messungen im Ganzen bestimmt werden sollen. — Hier ist bis jetzt nur mit der gröfsten Unwissenschaftlichkeit verfahren worden, indem man auf die Dignität, auf die Bedeutung und auf die *natürliche* Abtheilung und Gliederung der einzelnen Theile gar keine Rücksicht genommen, sondern aufs gerathewohl fortgemessen hat, gleichviel welche Theile unter den Zollstab kamen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 74.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1836.

1. *Polyklet, oder von den Maafsen des Menschen, nach dem Geschlecht und Alter, mit Angabe der wirklichen Naturgröfse nach dem rheinländischen Zollstocke.*
2. *National-Physionomien (Physiognomien oder noch richtiger Physiognomonien) oder Beobachtungen über den Unterschied der Gesichtszüge und die äufsere Gestaltung des menschlichen Kopfes in Umrissen bildlich dargestellt auf 20 Tafeln, als Fortsetzung des Polyklet. Von Gottfried Schadow.*

(Schlufs.)

Hier mufs also vor allen Dingen das *A B C* der Lehre von dem Gliedbau eines lebendigen Körpers zu Hülfe genommen werden und dann wird man erfahren, dafs am menschlichen Körper zunächst zu unterscheiden sei, zwischen 1) den Central-Gegenden des animalen und des vegetativen Lebens, welche wir Kopf und Rumpf nennen — beide als Ur-Theilungen der Wirbelsäule sich zuerst aus dem Urkeime des gesammten Leibes hervorbildend, und beide ursprünglich selbst räumlich einander gleich, bis der eine sich mehr extensiv entwickelnd das räumliche Uebergewicht gewinnt, während der andre sich mehr intensiv ausbildend das geistige Uebergewicht darstellt — und 2) den Gliedmafsen, welches Ausstrahlungen dieser Gegenden sind und sowohl am Kopfe als Rumpfe vorkommen, aber an der eignen Natur beider Gegenden genauen Antheil nehmend, am Rumpfe sich mehr ausdehnen und mäfsig vortreten, während sie am Kopfe sich intensiv entwickeln, mehr und mehr die gewöhnliche Natur freier Gliedmafsen verlieren und sich fast in sich zusammenziehen *). — Es versteht sich nun von selbst, wenn man Theile gegeneinander abwägen und messen will, so mufs man ihre Bedeutung beachten, man mufs nicht den Kopf mit Rumpfgliedmaafsen, den Rumpf mit Kopfgliedmafsen zuerst vergleichen, sondern man mufs erst Kopf- und Rumpfwirbelsäule mit Beachtung ihrer Biegungen und ihrer Unterabtheilungen unter sich messen und zusammenstellen, man mufs dann wieder die Gliedmafsen des Rumpfs unter sich, dann ihrer innern Gliederung nach, und endlich ihrem Verhältnifs zu den Centralgegenden nach, aus welchen sie gleich Zweigen aus einem Baume hervorsprossen, ausmessen und vergleichen und *so* allein wird man zum wahren wissenschaftlichen Verständnifs der Proportionen des Körpers gelangen, und ist dies einmal wahrhaft festgestellt, so wird davon auch, wie von aller wahrer und ächter naturgemäfseren Wissenschaftlichkeit, der Kunst ebenfalls das Ihrige zu Gute kommen.

Will man nun für jetzt nur einen Blick von diesem Standpunkte aus auf die Wirklichkeit unsrer entwickelten Körperbildung werfen, so wird man abermals sogleich ein höchst merkwürdiges Phänomen gewahr werden, es wird sich nämlich zeigen, dafs die Natur die Gesetzmäfsigkeit dieser Gliederung auf eine merkwürdige Weise zu verbergen bemüht ist, und, anstatt das regelmäfsige Einfache daran mit geometrischer Symmetrie herauszukehren, vielmehr bestrebt ist, das Gesetz zu verschleiern und die Regel zu verdecken — ganz nach jenem Satze aus den köstlichen Aphorismen Goethe's über die Natur *): „Wir leben mitten in ihr (der Natur) und sind ihr fremde. Sie spricht unaufhörlich mit uns, und verräth uns ihr Geheimnifs nicht. Wir wirken beständig auf sie, und haben doch

*) Ich mufs hier auf mein gröfseres Werk von den Ur-Theilen des Knochen- und Schalengerüstes verweisen, wo diese Lehren ausführlicher abgehandelt sind.

*) 10ter Bd. von Goethe's nachgelassenen Schriften S. 3. Ein Aufsatz, welcher voll tiefer Weisheit, noch fast ungekannt unter unsern Zeitgenossen steht.

Digitized by Google

keine Gewalt über sie." — So sind denn die Gliedmafsen des Kopfs verborgen in die allgemeine Haut- und Muskelbekleidung, so ist die Wirbelsäule des Kopfs in sich zusammengerollt, wie der halb entwickelte Keim eines Farrenkrautblattes, so scheinen die hintern Gliedmafsen des Rumpfs den Rumpf selbst zu verlängern und bilden mit ihm und der höchsten Wölbung der Schädelwirbelsäule die gemeinhin gemessene Länge der menschlichen Gestalt, so verstecken selbst die Gliedmafsen des Rumpfs ihre Gleichheit, denn wenn z. B. das Bein bis zur Ferse zu messen zu sein scheint, so bietet der Arm sich der Messung mit einemmale bis zu den Fingerspitzen dar, während doch das Erbsenbein in der Handwurzel das deutliche Analogon von dem Fersenbein ist, und folglich, wenn man Ober- und Unterextremitäten vergleichen will, hier am Erbsenbein, wie dort am Fersenbein ein Maafspunkt genommen werden mufs. — Ja noch mehr! — nehmen wir die freie Wirbelsäule des Rumpfs, so haben wir höchst merkwürdigerweise in ihren 24 Wirbeln gleichsam das Vorbild unsres durch eine glückliche Ahnung gefundenen Duodecimal-Zollstabes, oder einer Elle von 24 Zollen, welche der wahre und höchste Maafsstab für gerade diese Organisation ist. — Aber nicht genug, dafs sich *diese* Zolle oder Wirbel nicht in 6+6+6+6, sondern in 5+5+7+7 (Lenden, Oberbauch, Brust, Hals) theilen, so variiren sie auch fortwährend in Bildung und Gröfse und bethätigen so die erste Forderung des Organismus: „möglichster Mannigfaltigkeit innerhalb der Einheit." —

Will man nun dem hier angedeuteten Wege etwas weiter durch eigenes Studium nachgehen, so wird sich die Ahnung: *einer auf Kenntnifs innerer Gliederung des Organismus und deren Bedeutung gegründeten mathematischen Proportionenlehre und Maafsnahme desselben* gar wohl hervorstellen, und zu einer solchen Ahnung zu leiten und zu zeigen, was wir eigentlich der neuern Richtung der Naturwissenschaften gemäfs von einer künftigen Proportionenlehre des menschlichen Körpers erwarten und fordern müssen, war eigentlich der Zweck und die Absicht dieser Digression, zu welcher das vorliegende Werk von Hrn. Schadow uns veranlafst hat und welche man uns hoffentlich um so eher verzeihen wird, als wir glauben, dadurch wirklich auf ein noch ganz ungebautes Feld aufmerksam gemacht zu haben, von dessen aufmerksamer Bearbeitung dereinst mannigfaltige Vermehrung unsrer Erkenntnifs, Dank der Wissenden und Ehre in der gelehrten Welt zu erwarten steht.

Wenden wir uns nun zu den hier vorliegenden Heften, den ehrenwerthen Zeichen einer langen aufrichtig gemeinten Beschäftigung mit der Kunst, ja mit Leitung von Künstlern, so müssen wir alsbald unsre Leser sogleich nach einem ganz andern Standpunkte zurückweisen, einem Standpunkt, den wir am besten zu bezeichnen glauben, wenn wir ihn: *„den ältern akademischen Standpunkt"* nennen. Dies ist der künstlerische Standpunkt, auf welchem der Verf., an welchen die Anforderung physiologischer von den Forschern selbst noch nicht geleisteter Constructionen am wenigsten gemacht werden konnte, lange mit Ehren und mit glücklichem Erfolg gewirkt hat, und indem wir ihm zu einer so langen Wirksamkeit aufrichtig Glück wünschen, möge er nicht glauben, dafs wir seine Bestrebungen herabsetzen, wenn wir es aussprechen, dafs die Folgezeit auch in dieser Beziehung andere Bestrebungen werde haben und haben müssen — denn das ist ja das Natürliche und Nothwendige — tempora mutantur et nos mutamur in illis. — Es ist auch eine schöne Jahreszeit, wenn man bald nach niedergehender Abendröthe wieder einer neu aufgehenden Morgenröthe entgegensieht!

Hier also konnte bei Angabe räumlicher Proportionen von tieferer Bedeutung des organischen Gliedbaues so wenig die Rede sein, dafs man sogar die gewöhnlichsten Angaben und Ausdrücke der Compendien-Anatomie etwas mehr beachtet wünschen möchte, damit man nicht zu lesen hätte, wenn von der Aponeurosis palmaris die Rede sein soll: „nachmals hat man eine dünne Membrane in der innern Hand Palmarius genannt" (welches im französischen Text noch wunderlicher klingt) oder durchgängig „Penes" statt penis lesen müfste. — Doch es wird am besten sein, nur sogleich unsern Lesern eine kurze Uebersicht des Inhaltes beider Werke zu geben und am Schlusse dann hinzuzufügen, in welcher Hinsicht wir dies Werk von diesem Standpunkte aus ein ausgezeichnetes nennen müssen und in welcher Hinsicht wir selbst in dieser Beziehung noch diesen oder jenen Wunsch auszusprechen haben würden. —

Die Schrift No. 1. beginnt mit einer, so weit wir es übersehen können, sehr vollständigen *Geschichte*

Digitized by Google

der Lehre von den Proportionen. Dürer's Arbeiten hätten hier wohl einer etwas ausführlichern Würdigung sich erfreuen sollen, und wäre ihnen diese geworden, so hätten wir dann auch gern das bekannte und sehr merkwürdige Manuskript erwähnt gesehen, welches die Königl. Bibliothek zu Dresden von Alb. Dürer besitzt und welches noch viele Studien und Zeichnungen zu den Proportionen enthält. Dann folgt des Hofr. Hirt Abhandlung aus den Berliner Denkschriften über den Kanon Polyklets; — sodann eine kurze Bestimmung des gewählten rheinischen Maafses, worauf dann sogleich die Erklärung der ersten beiden Tafeln über die Proportionen des Kopfs, des Fufses und der Hand folgt. — Die nächstfolgenden Tafeln nebst ihren Erklärungen enthalten die Maafsangaben über die verschiedenen Proportionen der verschiedenen Alter und Geschlechter in einer Ausführlichkeit und Reihenfolge, wie sie noch in keinem Werke dieser Art gegeben worden sind. — Zweckmäfsig werden damit Ausmessungen des Apollino, so wie späterhin bei den Darstellungen des ausgebildeten Körpers, Ausmessungen eines idealen Heroenkörpers und der Venus von Medicis verbunden. — Indem nun bei allen diesen Tafeln mit ganzen Figuren die Gröfse des Kopfs zu gering war, um genauere Maafsangaben zuzulassen, so folgen nun 3 Tafeln mit Köpfen der verschiedenen Alter und Geschlechter, um auch in ihnen den vielfältigen Wechsel räumlicher Verhältnisse anschaulich zu machen. Die letzten 6 Tafeln des Werks endlich geben noch eine Menge individueller Beispiele verschiedener Proportionen, theils der Natur entnommen, wie die des Lesbenier, dessen trefflicher Muskulatur namentlich am Oberkörper sich gewifs jeder mit Vergnügen erinnert, der ihn auf akademischen Sälen in Ausstellungen zu sehen Gelegenheit hatte; dann des Borghesischen Fechters; ferner ungewöhnlich grofser und kleiner Gestalten, auch falschgezeichneter Köpfe u. dergl. m. Ueberblicken wir nun diese sämmtlichen Blätter, so wird uns nicht entgehen, wie reiche Gelegenheit sich in ihnen darbietet, den angehenden Künstler auf eins der wunderbarsten Phänomene im Bereich menschlicher Gestaltung — nämlich auf ihre unendliche Mannigfaltigkeit, auf die tausend und abertausend Variationen über ein und dasselbe Grundthema aufmerksam zu machen, ihn darauf hinzuleiten, dafs Erfassung der Individualität der Form eine der höchsten Aufgaben aller künstlerischen Darstellung werden müsse und ihn recht fühlbar zu machen, an wie schmale Gränzen der Gestalt oft die bedeutendsten Unterschiede des geistigen Ausdrucks gebunden sind. — Die Gestalten und Köpfe sind sämmtlich nur in Contouren umrissen, zeigen durchaus von geübtester tüchtiger Hand, verrathen indefs auch deutlich eine ältere Schule und befriedigen jetzt, wo die genauesten feiner ausgebildeten Umzeichnungen mehr und mehr Bedürfnifs geworden sind — nicht ganz mehr. — In der Treue und Naturwahrheit gegebener Zeichnungen im Ganzen sind dem Verf. selten bedeutende Irrthümer nachzuweisen. — Hätten uns jedoch die Tafeln vor ihrer Publikation vorgelegen, so würden wir bei den Kindergestalten, zumal den en face gezeichneten, den würdigen Verf. ersucht haben, noch einmal die Verhältnisse der Rumpfgegenden genauer durchzugehen, da hier bei vielen eben so wie bei mehreren weiblichen Gestalten die Unterleibsgegend offenbar zu klein angegeben wird, indem doch gerade das Kind wie das Weib durch Vorwalten der Bauchhöhle in der Gestalt, eben so wie durch Vorwalten der vegetativen Functionen im Leben ausgezeichnet ist. Nur um dieses Urtheil einem so erfahrenen Künstler gegenüber zu bekräftigen, wollen wir hier noch bemerken, dafs bei eigends hierüber angestellten Messungen an vier Knaben und einem Manne, sich nur bei letzterm ergab: es sei wirklich die Gegend des obern Randes von der Wurzel des Penis die Hälfte der Länge der ganzen Gestalt, dahingegen das Uebergewicht der Bauchgegend bei Kindern sich dadurch zu erkennen gab, dafs die Körperhälfte *oberhalb* des Penis beim 6jährigen Knaben um 2″, bei dem 10jährigen um $2\frac{1}{2}$″, bei dem 11jährigen um $1\frac{1}{4}$″ und bei dem 12jährigen um $\frac{3}{4}$″ überwog. — Noch mehr aber sprang das Nicht-Naturgemäfse der Schadow'schen Tafeln in die Augen, wenn man die Entfernung des Nabels von einer Brustwarze maafs. Hier giebt Hr. Schadow bei dem 6jährigen Knaben 6″, bei dem 10jährigen $6\frac{3}{4}$″, bei dem 12jährigen 7″ Entfernung an, während die Natur in denselben Altern $7\frac{3}{8}$″, 8″ und $7\frac{5}{8}$″ zeigte, und schon der unmittelbare Anblick sogleich erkennen lifs, dafs die Bauchgegend immer mehr Raum einnahm, als man ihr auf diesen Tafeln gegönnt hatte. — Auch in der Zeichnung der Gliedmafsen wäre bei den jugendlichen Gestalten von der dort in regelmäfsigen Körpern herrschenden Zartheit mehr wiedergegeben zu wünschen, in welcher Bezie-

Digitized by Google

hung wir z. B. nur auf den Standfuſs in der Profilfigur des 12jährigen Knaben aufmerksam machen wollen.

Das Werk No. 2. ist bestimmt, das, was das erste über Maaſs, Varietät und Modification durch Alter und Geschlecht in Bezug auf reinen caucasisch europäischen Menschenstamm für Erkenntniſs der Verschiedenartigkeit in der Einheit gewirkt hat, fortzusetzen durch die Darstellung der Verschiedenartigkeit menschlicher Form in den verschiedenen Nationen aus verschiedenen Menschenraçen. — Leider hat sich der Autor hier fast einzig und allein auf die Köpfe beschränkt, indeſs dafür sind für diesen Zweck auf 29 Tafeln auch eine solche Menge verschiedener Physiognomien gesammelt, daſs man das Heft nicht durchsehen kann, ohne zu den mannigfaltigsten Vergleichungen und Betrachtungen veranlaſst zu werden. — Viele dieser Köpfe sind Copien aus bekannten Reisebeschreibungen, allein der Vf. hat auch die Berliner Sammlungen sorgfältig benutzt, hat Schädel und eingesendete Köpfe gezeichnet, viele lebende durch besondre Nationalität oder Individualität ausgezeichnete Personen in seine Blätter selbst eingetragen, und dies alles in einer Manier ausgeführt, welche einerseits seine feste sichere Hand beurkundet, indem es ihm meistens gelungen ist, durch einfache Conture mit geringer Ausführung von Haar und Bart u. dergl. den entschiedenen Ausdruck einer Physiognomie wiederzugeben, andrerseits aber wohl auch hie und da eine feinere, ich möchte sagen, gefühltere Behandlung zu wünschen übrig läſst. — Die Erläuterung zu den Köpfen im Text sind meistens nur kurz, aber für den hier beabsichtigten Zweck vollkommen ausreichend. Gewonnen würden jedenfalls diese Tafeln haben, wenn die groſse Menge der auf ihnen dargestellten Gegenstände etwas mehr in Ordnung gebracht worden wäre, so daſs z. B. die einzelnen Nationen oder doch die einzelnen Raçen sich bestimmter zusammengehalten und nebeneinander gebracht fänden. — Doch es ist weit leichter an einer so mühsam und lang fortgesetzten Sammlung manches auszusetzen und zu tadeln, als etwas besseres dieser Art zu liefern, und so sagen wir vielmehr zum Schlusse dem Vf. Dank, daſs er auch uns zu vielfältigen eignen Vergleichungen und Betrachtungen durch seine Arbeit angeregt hat und sprechen nur noch die Ueberzeugung aus, daſs diese beiden Werke zu denjenigen gehören, welche auf keiner Bibliothek einer Akademie der bildenden Künste oder gröſseren Zeichenschule fehlen dürfen.

Carus.

LXI.

Gedichte von Nicolaus Lenau. Zweite, vermehrte Auflage. Stuttgart u. Tübingen, 1835. *bei Cotta.*

Die Naturanschauung, soweit sie dem bloſsen Gefühl und der Lyrik der Empfindungen angehörig blieb, hat immer einen mehr oder weniger melancholischen Grundzug gehabt, namentlich bei den Deutschen. Ein wesentlicher Theil der deutschen Poesie wird durch die Naturauffassung charakterisirt und bedingt, auf den verschiedensten Stadien des Bewuſstseins, von der naiven Unmittelbarkeit des Naturlebens in den Minnesängern bis herauf zu den metaphysischen Zerwürfnissen zwischen Natur und Geist, im Werther und Faust. Lange bevor der eigentliche Begriff der Naturphilosophie in Deutschland sich entwickelte, hatte die unbewuſste Speculation der Dichter an einer geistigen Verarbeitung und Ueberwindung der Natur gebildet, war aber bald aus sentimentaler Naturinnigkeit in gespenstersehende Naturverzweiflung und aus dieser wieder in hymnische und am Elementaren sich begeisternde Religiosität gefallen. Die sentimentale Periode in Deutschland ist groſsentheils auf die Naturansicht zurückzuführen. Die gedankenvolle Frühlingswehmuth Hölty's und die elegante Schwärmerei Matthisson's waren Subjectivitäten, die in jener Richtung am reinsten von verzerrten Manieren blieben. Als der erste Dichter aber, der, nach manchen lyrischen und schmerzhaften Conflicten seiner Subjectivität mit dem Naturbegriff, denselben zu einer objectiven Bewältigung in Poesie und Wissenschaft sich gegenüberstellte, ist Goethe zu nennen, während neben ihm die romantische Schule die poetischen und phantastischen Abschnitzel der Naturphilosophie mit den Bestandtheilen mittelalterlicher Romantik zu einem wunderbarlichen Naturmystizismus ineinanderschmolz. Die phantastischen Folgen der Naturphilosophie in Deutschland wurden jedoch durch die reine und strenge Wissenschaftlichkeit der Hegel'schen Philosophie völlig aufgehoben, und auf der andern Seite begannen in der deutschen Literatur neue Richtungen, die von dem sonst immer gegenübergestandenen Object der Natur und dem Einfluſs ihrer Anschauung gänzlich absahen. Nur in einigen einzelnstehenden Dichtern der neuesten Zeit blieb das alte Verhältniſs der Natur mächtig, in Bildern der Phantasie und des Gemüths, die sich ausschlieſslich in Naturanschauung getaucht zeigen, wie namentlich in der Lyrik des west-östlichen Friedrich Rückert, in den naiven Naturlauten Karl Mayer's, und in der tiefsinnigen und schöngeformten Melancholie Nicolaus Lenau's, dessen neu aufgelegte Gedichte uns hier vorliegen.

Lenau ist ein Dichter, dem man überall anmerkt, daſs er Mancherlei in sich durchgelebt, gelitten und empfunden. Seine Lebensansicht ist so mit seiner Naturansicht verwachsen, daſs diese jener fast immer zum Relief und Zeichen des Ausdrucks dient. Lenau hat sich unter vielfachem Wechsel äuſserer Umgebungen herumbewegt; in Ungarn geboren und erzogen, hat er früh eigenthümliche Phantasieeindrücke aus dem wilden Haideland seiner Heimath empfangen; seine Auswanderung nach Amerika, die nur eine momentane Anwandelung seiner allgemeinen Zeitunzufriedenheit war, belebte seine Anschauung nicht minder mit Bildern einer neuen transatlantischen Natur, und des Ozeans. Diese verschiedenartigen Farben geben seinen poetischen Ergüssen immer eine anziehende Gewandung, wenn man auch oft die Bestimmtheit wirklicher Lebensverhältnisse bei ihm vermiſst und dafür nur auf eine Allgemeinheit des Gefühls und der Naturbetrachtung stöſst. Die contemplative Schwermuth dieses Dichters, verbunden mit manchen sinnigen und lieblichen Träumereien, bezeichnet durchweg eine interessante Persönlichkeit, der seine Arbeiten besonders den günstigen Erfolg zu danken haben, den sie so rasch im Publikum gefunden. Dabei ist Lenau auf eine seltene Weise der lyrischen Formen mächtig, die er, ohne irgend eine fremde Weise und Manier nachzuahmen, mit eigenthumlicher Freiheit und Gediegenheit handhabt. Auch die wildesten Laute aufgeregter Empfindung vermag er sogleich zu einer festen Schönheit und harmonischen Vollendung zu gestalten, was um so anerkennenswerther in einer literarischen Epoche ist, die meistentheils die Zerrissenheit des Inhalts zu sehr beschäftigt, um für die kunstgemäſse Ausprägung Ruhe und Geschick zu behalten.

Th. Mundt.

Digitized by Google

№ 75.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1836.

LXII.

L. Agassiz, Recherches sur les Poissons fossiles. Livraison I—V, avec un Atlas lithogr. in fol. Neufchâtel, 1833—1835. aux frais de l'auteur; à 36 francs la livrais.

Als Cuvier begann sich mit der Untersuchung der fossilen Knochen zu beschäftigen, stand die vergleichende Osteologie auf einer so niedrigen Stufe, dafs man nicht selten selbst bezeichnenderen Theilen noch lebender Thiere ihren Platz weder im Skelette noch im Systeme anzuweisen vermochte, weil man den Knochenbau von bei weitem der Mehrzahl der Geschlechter noch nicht kannte; ja man sah die ausgezeichnetesten Anatomen sich über vollständig erhaltene Skelette streiten, ob sie von Thieren aus der Klasse der Reptilien oder der Säugethiere abstammten. Dieser Umstand war die Veranlassung zur Gründung der grofsen vergleichend-osteologischen Sammlungen in Paris, welchen bald die übrigen grofsen natur-historischen Museen nach Kräften nachzueifern strebten. Nachdem aber der gröfste Naturforscher unseres Jahrhunderts seine Riesenarbeit vollendet, nachdem er die Osteologie fast aller Geschlechter der Säugethiere und der wichtigsten unter den Reptilien in seinem grofsen Werke auseinandergesetzt und in musterhafter Weise den Weg vorgezeichnet hatte, welcher bei Untersuchung der fossilen Knochen einzuschlagen ist, da sahe man bald Andere und selbst Laien in der Wissenschaft dem grofsen Meister nacheifern, und die Recherches sur les Ossemens fossiles in grofsem Formate wurden eine gewöhnliche Erscheinung des Tages. Aber noch war dem unsterblichen Manne eine grofse Aufgabe zu lösen übrig geblieben, als sein Leib in das Grab sank, aus dem er so viele seit Jahrtausenden ruhende Wesen wieder ins Leben beschworen hatte. Die fossilen Fische harrten der Vollendung der Naturgeschichte der lebenden, welche Cuvier mit Valenciennes begonnen hatte, und deren Fortsetzung seit seinem Tode fast in Vergessenheit gerathen zu sein scheint, wenn gleich i. J. 1822 de Blainville im *Dictionnaire d'histoire naturelle* eine nach dem Systeme geordnete Uebersicht des Bekannten zusammentrug. Eine neuere Prüfung dieser hoch geachteten Arbeit hat aber erwiesen, wie gewagt noch jetzt Recherches sur les Poissons fossiles, selbst von einem Priester der Wissenschaft gewesen seien, wenn ihm ein Cuvier noch nicht vorangeschritten.

Agassiz hatte sich bei seinen akademischen medizinisch-naturhistorischen Studien einen der schwierigsten Theile unter den letzteren, die seinen Leistungen noch den gröfsten Spielraum boten, zur Lieblings-Aufgabe gemacht: die Naturgeschichte, die Anatomie und insbesondre die Osteologie der Fische waren es, mit welchen er sich vorzugsweise befreundete, so dafs ihm noch während seines akademischen Aufenthaltes in München, dessen Museen seinen Studien so reichlichen Stoff gewährten, die Bearbeitung der Fische zu dem Reisewerke von Spix und Martius über *Brasilien* übertragen wurde, und zweifelsohne waren es die zahlreichen fossilen Fische, die daselbst von *Pappenheim* u. a. Orten her zusammengehäuft sind, welche den Verf. zuerst veranlafsten sich in der Bestimmung auch der untergegangenen Arten zu versuchen; und als ihn solches zu erwünschten Resultaten führte, als er erkannte, wie wenig erkannt diese Reste noch seien, so entschlofs er sich, i. J. 1829 noch in München Material zu einem grofsen und umfassenden Werke darüber zu sammeln. Mehrere Jahre lang war er so dort und in den Sammlungen der Schweiz und im südlichen Deutschland mit zwei Malern beschäftigt: ja A. wufste sein lebendiges Interesse für seine Aufgabe in dem Grade auch auf Andere zu übertragen, dafs ihm von den meisten Privatpersonen sowohl als öffentlichen Museen die von ihm bezeichneten wichtigeren Exemplare zur genaueren Un-

Digitized by Google

tersuchung und Zeichnung und zur Verminderung der mit längeren Reisen verbundenen Kosten nach Hause gesendet wurden. So war er bereits mit einem reichen Atlas und mit einem grofsen Schatze von Beobachtungen versehen, als er zu seiner weiteren Ausbildung und im Interesse seiner grofsen Arbeit nach Paris ging, wo Cuvier die Untersuchung der fossilen Fische in so tüchtigen Händen und gegen die seinige schon so weit vorgerückt fand, dafs er mit Vergnügen alles von ihm selbst bis dahin gesammelte Material für A. zur Verfügung stellte und ihm jede Erleichterung in dem Studium der dortigen ohne Vergleich reichen Fischskelett-Sammlung gewährte. Der Inhalt der zahlreichen öffentlichen und Privat-Sammlungen, unter denen sich auch die berühmte Gazzola'sche befindet, die Volta in seiner Ittiolitologia Veronese beschrieben hat, lieferte dem Vf. mehr neuen Stoff, als ihm eine lange Reise durch ganz Frankreich hätte gewähren können. Er fand dort Gelegenheit, fast alle Exemplare selbst zu prüfen, welche de Blainville früher zur Ausarbeitung der von ihm herausgegebenen Schrift über fossile Fische untersucht hatte, und genofs des Vortheiles schon vorher eine Menge andrer gekannt zu haben, welche jener nur aus Beschreibungen oder Abbildungen entziffern sollte. Aber A. fand in Folge dieser seiner Untersuchungen, dafs fast auch nicht eine von Blainville's Bestimmungen richtig, oder doch fast nicht eine von dessen Benennungen brauchbar sei. — Früher schon hatte er sich ein eigenes ichthyologisches System gebildet, das sich auf die Beschaffenheit der Schuppen stützet, welche nämlich entweder in Form kleiner Körnchen, die oft stellenweise zu gröfseren Knochenschildern zusammenschmelzen, in der Haut stecken (bei den *Placoiden:* Cuvier's Chondropterygiern, meistens Raubfischen), oder dick, mit schmelzartigem Ueberzuge von fast gleicher und ansehnlicher Gröfse und viereckiger Form sind, und dicht übereinander liegen (*Ganoiden:* in unsern Systemen nur durch einige zerstreut stehende Geschlechter repräsentirt, wie *Lepidosteus*, *Polypterus*), oder von gewöhnlicher abgerundeter Gestalt mit sägeförmigem Rande (*Ctenoiden:* die *Acanthopterygier* u. e. a.), oder endlich eben so und mit ganzem Rande (*Cycloiden:* viele *Malacopterygier*, und insbesondre die Süfswasserfische) versehen sind. Je mehr sich A. nun mit dem Studium der fossilen Arten beschäftigte, desto mehr gelangte er auch zur Ueberzeugung, dafs dieses System mit Riesenschrift in die Schichten unserer Erdrinde geschrieben sei. Die Ganoiden, jetzt bis auf wenige Spuren aus der lebendigen Schöpfung vertilgt, sind die zuerst erscheinenden, und ihre Reste erfüllen ausschliefslich die Uebergangsschichten und herrschen im Muschelkalke und selbst noch in den Oolithen vor. Ihnen erst konnten die *Placoiden* folgen: sie treten in dem Muschelkalke auf und entwickeln sich hauptsächlich im Jura- und Kreide-Gebilde. Nach ihnen erscheint das Heer der übrigen Fische, der *Ctenoiden* und der im Anfange nur seltenen *Cycloiden:* beides Formen, wie sie unsere jetzigen Meere und unsere Flüsse und Seen hauptsächlich bevölkern. In sein Vaterland *Neuchatel* zurückgekehrt, in welchem sein so erfolgreiches Streben schon früher nicht unbeachtet geblieben, wurde A. mit der gröfsten Auszeichnung empfangen: für ihn ward in dem den Wissenschaften befreundeten Orte eine Professur der Naturgeschichte gegründet; seine Sammlungen wurden die Grundlage eines öffentlichen naturhistorischen Museums und er selbst erhielt dafür die Mittel, das Werk, dessen Uebernahme jedem Verleger so kostspielig und zu gewagt schien, auf eigene Kosten herauszugeben, nachdem er noch die Sammler des nördlichen und östlichen Deutschlands aufgerufen, ihm auch ihre fossilen Fische zur Untersuchung zuzustellen. Einige Reisen nach Prag, Breslau u. s. w. schienen das letzte Material zu Ergänzung des inzwischen öffentlich begonnenen Werkes liefern zu müssen. Aber die erste Lieferung desselben war in England mit solchem Beifalle aufgenommen worden, dafs man nicht nur seine persönliche Anwesenheit daselbst wünschte, um die vielen in dortigen Museen noch niedergelegten Fische durch ihn untersucht zu sehen, sondern dafs auch die geologische Sozietät in London diesem Werke den von Wollaston gestifteten Preis zuerkannte. Als der Vf. endlich im J. 1834 nach dem Erscheinen der dritten Lieferung sich mit seinem seit vielen Jahren für ihn beschäftigten und geübten Zeichner nach England begab, erhielt derselbe dort eine eben so reiche Ausbeute von noch Hunderten neuer Arten von fossilen Fischen, die den bereits entworfenen Plan über die Ausdehnung des begonnenen Werkes bedroheten, als ihm überall das freundlichste und ehrenvollste Entgegenkommen von Seiten der Gelehrten, der Institute und

Digitized by Google

der Societäten zu Theil ward. Die königliche Societät in London setzte ein Lokal zu seiner Verfügung, worin alle an ihn ergehenden Sendungen aufbewahrt, untersucht, gezeichnet und dann wieder für die Eigenthümer zurückgestellt werden könnten. Die Versammlung zur Beförderung der Wissenschaften, welche in jenem Jahre in Edinburg zusammentrat, stellte einer Comité eine sehr ansehnliche Summe zur Bestreitung der auf jene Weise verursacht werdenden Kosten zu. Seinem Werke selbst ward eine Anzahl von Subscribenten zu Theil, durch welche nun erst die aufserordentlichen Kosten gedeckt werden konnten, die mit dessen Herausgabe verbunden sind, und welche vorschüfslich zu decken nur ein edler Wettstreit dem Verf. bisher möglich gemacht hatte. Nicht ein Private in England, nicht eine öffentliche Sammlung verweigerte es, die von A. während seiner Reise daselbst gesehenen und als der näheren Untersuchung würdig bezeichneten Gegenstände sämmtlich für die Zeit des Gebrauchs an ihn nach *London* zu senden. Durch sein Amt nach Hause gerufen, liefs er daselbst seinen Zeichner mit reichlicher Beschäftigung zurück, um selbst im Herbste 1835 die in London seiner wartenden Arbeiten zu vollenden, nachdem er bis dahin abermals zwei Lieferungen herausgegeben hatte. Dies ist die einfach geschilderte Geschichte dieses Werkes, die wir geglaubt haben, ganz mittheilen zu müssen, weil bei einem erst durch dasselbe entwickelten Zweige der Erfahrungswissenschaften, die in ihr enthaltene Darstellung der dem Werke zu Grunde liegenden geistigen und materiellen Mittel besser als die in diesem Falle nothwendig langsamer reifende Kritik den Leser in Stand zu setzen vermag zu beurtheilen, was er nach dem vorhandenen Anfange noch zu erwarten berechtiget sei.

Nachdem sich nun A. seit sechs Jahren mit dem beharrlichsten Eifer und seltener Aufopferung diesen Studien gewidmet, nachdem er in München, Paris und England die grofsen Sammlungen von ganzen Exemplaren und Skeletten noch lebender Fischarten untersucht und von 200 verschiedenen Spezies die Formen-Uebergänge ihrer Schuppen für sich zeichnen lassen, nachdem er in wohl mehr als 150 Sammlungen der Schweiz, Deutschlands, Frankreichs und Grofsbritanniens gegen 20,000 Exemplare von fossilen Fischen einzeln geprüft und das Wichtigere daraus beschrieben und gezeichnet hat, kennt er nun 900 Arten fossiler Fische aus mehrern hundert Geschlechtern. Von diesen Arten sollen alle über ihre Charaktere wesentlich belehrende Stücke beschrieben und individuell und getreu in Farben abgebildet, von jedem zugleich noch lebenden Geschlechte ein vollständiges Skelett mitgetheilt und osteologisch genau geschildert, von jedem nur fossilen Genus aber das Bild eines ganzen Fisches mit allen zu erkennenden Details in Umrissen zusammengesetzt werden. Als der Vf. nur erst 500 fossile Arten kannte, beabsichtigte er solche auf 250 Querfolio-Tafeln darzustellen, auf etwa 150 Bogen zu beschreiben, und das ganze Werk in fünf Bänden mit 12 Lieferungen (zu 11 fl. Subscriptions-Preis jede Lieferung) von vier zu vier Monaten erscheinen zu lassen. Als sich aber die Anzahl der von ihm gekannten Arten bis zu fast 900 vermehrt hatte, glaubte er rücksichtlich des seinen Subscribenten schon vorgelegten Planes über den Umfang und die Kosten dieses Werkes Bedenken nehmen zu müssen, es im gleichen Verhältnisse zu erweitern; er wünschte seinem Versprechen treu zu bleiben und hoffte dem Interesse seiner Subscribenten zu genügen, wenn er in einem Werke von dem oben angedeuteten Umfange nur die wichtigsten, insbesondre die älteren fossilen Arten mittheilte. Aber so sehr wir auch einerseits diese Gewissenhaftigkeit des Vfs. rühmen müssen, so sehr würden wir bedauern, wenn er in deren Folge uns nur unvollständig mit den Ergebnissen seiner von so seltenen Mitteln unterstützten Studien bekannt machte und das, was er bereits in einem geschlossenen Werke vollständig und gediegen zu geben im Stande ist, seinen Nachahmern in einem Dutzend neuer Recherches sur les Poissons fossiles nachzutragen überliefse. Es kann sein, dafs einem oder dem andern Subscribenten die Vermehrung des Preises nicht angenehm sein wird; aber im Interesse von gewifs weit der Mehrzahl desselben, im ungetheilten Interesse der Wissenschaft müssen wir von ihm die Vollendung des Ganzen wünschen.

Um dem Publikum den Beweis zu liefern, dafs dem Erscheinen des vollständigen Werkes von seiner Seite kein Hindernifs mehr im Wege stehe, hatte der Vf. angefangen, in den ersten Lieferungen des Textes wie der Tafeln aus allen fünf Theilen zugleich Bruchstücke zu liefern. Wir glauben jedoch, dafs das Publikum an diesem Beweise bereits zur Genüge habe oder gar ei-

Digitized by Google

nen Beweis des Gegentheils darin zu erblicken versucht sein könnte, und wünschen sehr in geordnetem Gange die einzelnen Theile nacheinander folgen zu sehen, weil sonst jedem Theile das Geschick eines sehr langsamen Erscheinens zu Theil werden mufs, worüber denn neue Beobachtungen überall wieder Ergänzungen und Berichtigungen zu den Ergänzungen erheischen und so einen völligen Wirrwarr zur Folge haben. Diese Ergänzungen und Berichtigungen nebst den Berichten über die jedesmaligen neuern Arbeiten des Verfs. sind von demselben zwar nur zum Theile im Texte enthalten, zum Theile aber in ein chronologisches Feuilleton additionel verwiesen worden, das am Ende in systematischer Ordnung umgedruckt werden soll, in welchem aber das Gewirre bereits so grofs geworden, dafs A. genöthigt gewesen, über dessen Inhalt wie über den der einzelnen aus den verschiedenen Bänden bis jetzt erschienenen Bogen wieder ein Repertorium beizufügen. Schreitet das Werk erst ungestört voran, wie nunmehr nach des Verfs. Rückkunft aus England zu erwarten steht, so sind wenige Berichtigungen und Ergänzungen mehr nöthig, sie können füglich bis zum Schlusse verschoben bleiben, gestalten sich dann einfacher, und werden nur noch die ersten Theile betreffen.

Aus dem Isten Bande sind bis jetzt erschienen (S. 1—110): Nachweisungen über die vom Verf. benutzten Sammlungen und andern Materialien; — Uebersicht der Literatur über die fossilen Fische; — Angabe der Fundstätten, von welchen dem Vf. die dort vorkommenden fossilen Fische *noch nicht* bekannt sind [gehört nicht in den Text, und mufs sich vor dessen Schlufs ganz umgestalten]; — Betrachtung über die Dermatologie der Fische, insbesondre über die Schuppen .....

Vom IIten Theile, den Ganoiden gewidmet, haben wir S. I—200, welche die Uebersicht dieser Ordnung und die einzelne Darstellung und Beschreibung der Arten aus den Geschlechtern *Acanthodes*, *Catopterus*, *Amblypterus*, *Palaeoniscus*, *Cheiracanthus*, *Cheirolepis*, *Dipterus* (*Catopterus*), *Diplopterus*, *Osteolepis*, *Cephalaspis*, *Eurynotus*, *Platysomus*, *Gyrolepis*, *Dapedius*, *Tetragonolepis* enthält: eine Unterordnung, welche den Namen *Lepidoides heterocerci* erhalten hat.

Von dem IIIten, für die *Placoiden* bestimmten Theile ist aufser einigen Tafeln noch nichts erschienen.

Vom IVten Theile mangelt zwar noch die allgemeine Uebersicht der *Ctenoiden* auf S. 1—16; dagegen sind auf S. 17—52 die Geschlechter *Cyclopoma*, *Lates* und *Smerdis* abgehandelt. Eben so verhält es sich mit dem Vten Theile, der aus der Ordnung der *Cycloiden* auf S. 17—32 die Genera *Gasteronemus*, *Acanthonemus* und *Vomer* darbietet.

In einer Note, welche im IVten Theile auf S. 33—52 fortläuft, theilt der Verf. in der schon angeführten Voraussetzung, dafs er vielleicht einen Theil der tertiären Fische nicht mit aufnehmen könne, eine Uebersicht der in Volta's *Ittiolitologia* abgebildeten Fische des *Monte Bolca* nach seinen systematischen Bestimmungen mit, wornach sich Volta's 125 Arten aus 47 Geschlechtern auf 90 Spezies reduziren, welche 69 Genera angehören; von diesen sind nur 10 Geschlechter richtig bestimmt gewesen, und konnte nur eine Art-Bestimmung und Benennung, die des *Blochius longirostris* beibehalten werden. Rechnet man diejenigen vom *Monte Bolca* stammenden Arten hinzu, welche der Vf. nachträglich bekannt macht, so beläuft sich die ganze Artenzahl auf 127, die der Geschlechter auf 77, von welchen letzteren 39 noch lebend vorkommen, 38 aber gänzlich ausgestorben sind; keine einzige Art findet sich lebend wieder; kein Süfswasserfisch is darunter; 27 Geschlechter gehören dem *Monte Bolca* allein an; am meisten Aehnlichkeit haben diese Fische mit denen der Insel *Sheppy*, mit denen von *Paris*, vom *Libanon*, auch von *Glaris*. Durch diese Note, so viele interessante Thatsachen sie darbietet, bedauern wir die geordnete Eintheilung des Werkes unterbrochen zu sehen, indem sie entweder in das *Feuilleton*, oder, nach Entscheidung der Frage über die Aufnahme der tertiären Fische, in einen Anhang gehört hätte, indem sie an ihrer jetzigen Stelle gar manche Wiederholungen nöthig macht.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 76.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1836.

S. Agassiz, Recherches sur les Poissons fossiles. Livraison I—V.

(Schluſs.)

Im Feuilleton ist nun noch ein gröſserer Bericht über die Erfolge der Reise des Vfs. nach England enthalten, aus welchem wir bereits einige der früher angeführten Details entnommen haben, und worin eine Uebersicht der vielen in Mantell's Werke abgebildeten Fische von *Sussex* und einiger andern Arten aus der amerikanischen Kreide in systematischer Ordnung mitgetheilt wird: es sind 23 Arten aus 14 Geschlechtern, von denen 13 Arten zu 9 erloschenen, 10 zu 5 lebenden Geschlechtern gehören. Interessant ist hiernach zu erfahren, daſs *Saurocephalus* (Harlan) und *Saurodon Leanus* keine Reptilien, sondern Fische sind; auch *Megalodon sauroides* war als Reptil angesehen worden. Wir müssen aber erwarten, daſs der Vf. diesen generischen Namen durch einen andern ersetze, da ihn Sowerby schon längst einer fossilen Muschel gegeben.

Was die Behandlung der einzelnen Arten betrifft, so sind solche treffend und vollständig, doch nicht ohne Noth weitläufig beschrieben; das geologische Vorkommen und die geographische Verbreitung sind ausführlich erörtert, die Literatur ist mit einer Vollständigkeit benutzt, wie man es nur selten findet, und die Priorität der Benennungen nach Möglichkeit geachtet. Die Diagnosen der Geschlechter, wie der Arten sind in der systematischen Uebersicht mitgetheilt, welche jedem Bande voranstehet, wo sie denn auch mit dem schnellsten Erfolge zu Rathe gezogen werden können; wir hoffen nur, daſs die der während des Abdruckes der einzelnen Theile noch entdeckten Arten in dieser Beziehung nicht vergessen werden.

Welche Resultate die Geognosie aus diesen Forschungen wird erwarten dürfen, wird man, aufser dem, was oben gelegentlich bei den vier Ordnungen des Systemes des Vfs. gesagt worden, aus folgenden von demselben an verschiedenen Stellen seines Werkes mitgetheilten Erfahrungssätzen entnehmen können: Das Uebergangs- und Steinkohlen-Gebirge enthält nur *Ganoiden* mit Schwanzflossen, in deren oberen Lappen die Wirbelsäule fortsetzet (Heterocerci), statt wie gewöhnlich in der Mitte vor derselben zu enden; dazu gesellen sich kaum einige Spuren von *Placoiden* und nur in den obersten jener Bildungen. In der mit dem Muschelkalke verbundenen Gruppe haben die *Ganoiden* und die Plakoiden ungefähr gleich viele Reste hinterlassen. In den Oolithen finden sich *Ganoiden* mit gewöhnlicher Schwanzflosse (G. *homocerci*) neben vorwaltenden *Placoiden*, meist mit gefurchten Zähnen und groſsen Flossenstacheln. Von *Ctenoiden* und *Cycloiden* ist vor der Kreide keine Spur, obschon diese zwei Ordnungen $\frac{3}{4}$ aller jetzt noch lebenden Fische enthalten (das andre Viertheil bilden die *Placoiden* fast allein). Kein Fischgeschlecht geht, wie so viele Mollusken- und andere Genera, durch eine gröſsere Reihe von Formationen hindurch und keine einzige Art findet sich in zwei verschiedenen Formationen wieder. Aufser den Fischen in den Geoden Grönlands, deren Bildung ganz neu, noch fortdauernd zu sein scheint, enthalten nicht einmal die jüngeren Tertiär-Gebilde eine noch lebende Art; vielmehr gehören die meisten in ihnen enthaltenen Spezies solchen Geschlechtern an, welche jetzt im tropischen Ozeane einheimisch sind. Die Fische der älteren Tertiärbildungen (wie des Grobkalkes) gehören wenigstens mit einem Drittheile, die der Kreide mit zwei Drittheilen schon ausgestorbenen Geschlechtern an. Unter der Kreide giebt es kein noch lebend vorkommendes Genus mehr. Bei den Fischen unter dem Lies, in welchem die Saurier selbst erst häufiger zu werden beginnen, trifft man allein jene den Sauriern so nahe stehende Formen von ansehnlicher,

Digitized by Google

oft unförmiger Gröfse, mit durch Nähte inniger vereinigten Schädelknochen, grofsen kegelförmigen, längsstreifigen Zähnen, mit an den Wirbelkörpern befestigten Dornenfortsätzen, an das Ende der Querfortsätze eingelenkten Rippen und fast wie bei den Reptilien gebildeten Schuppen. Unter der Kreide verrathen die Fische nirgends getrennte See- und Süfswasser-Schichten.

Es bleibt uns nun nur noch übrig, unsere Wünsche für das nunmehrige rasche und ungestörte Erscheinen dieses schönen Werkes auszudrücken.

H. G. Bronn.

LXIII.

Johannes Gabrieli und sein Zeitalter, dargestellt von C. von Winterfeld. Berlin, 1834.

Es ist tief gebildeten und innig ergreifenden Geistern als Gunst verliehen, dafs Alles, was in irgend einer Weise ihnen nahe tritt, sich vor ihnen in seiner verborgensten Bedeutung erschliefst und nach allen Seiten die lebendigste umfassendste Beziehung gewinnt, und wie denn das Eine das Andere hervorruft, so auch Beides vereint in seiner mannigfachen Berührungsfähigkeit sich erweckend wiederum zu dem Berührten wendet. Wo uns deswegen irgend ein Werk, wenn auch oft abwehrend im Anfang durch seine Strenge, bald aber fast widerstandslos fesselt und jenes Gefühl tiefer ruhiger Befriedigung gewährt, wie etwa am Abend ein wohl durchlebter und angewendeter Tag, da sind sicher vor allen jene Elemente die thätigen und wohl scheint es der Zeit zu gebühren mit ihrem mächtigen und unermüdlichen Erfassen des Bedeutenden nach jeder Richtung, dafs jedes ihrer hervorragenden Erzeugnisse diesen Stempel des fruchtbar Empfangenen so wie des Fruchtbringenden an sich trage. Das vorliegende Werk ist reich an Beidem, und wenn wir diese seine Beglaubigung nicht sparsam in seinen inhalt- und umfangreichen Blättern verzeichnet finden, so mag uns die Meinung nicht entgehen, dafs es wie vor jedem ähnlichen Werke neuester Zeit an gelehrtem Wissen, mühsamster genauester Erforschung des Einzelnen, reichster Anknüpfung und einflufsreicher Aufhellung hervorragend, auch jedem nachfolgenden auf demselben Felde als Muster gelten müsse. Aber es ist reicher; es ist reich an Liebe, der gebenden wie empfangenen, nicht etwa an derjenigen, welche durch diese oder jene bewegenden Umstände einem Gegenstande zugewendet und wie des endlichen Gewinns halber in einer Art von nachhaltiger Treue bewahrt wird, sondern jene ist gemeint, die entschieden das ganze Innere durchdringend und erfüllend, schlechterdings nichts Höheres, Neigungswertheres für sich erkennt und darum um so williger sich selbst mit allem dem Ihrigen darin aufgehn zu lassen geneigt ist. Dieser Sinn und Geist ist es denn auch, dessen Mittheilung der Vf. bei allen sonst erfüllten Ansprüchen als das schönste Ergebnifs seiner Bemühungen wünschen wird, ist anders dergleichen auch ohne ausdrückliches Wort verständlich, in diesem Sinne nur und in keinem andern kann es gelesen und studirt werden, nur so kann, und wir täuschen uns nicht, alles dem Vf. scheinbar zu viel gezollte Lob von ihm selbst wie von jedem Leser auf den höheren Gegenstand übertragen werden, in dessen Dienst und durch dessen bewegende Macht er in seinen Forschungen geleitet wurde; und wenn wir deswegen diesen Zeilen weit mehr die Eigenschaft einer Anzeige, als einer kritisch-vollständigen Erörterung beigelegt sehen möchten, die einem andern Orte und einer anderen Facultät angehört, so seien auch sie wiederum nur in dieser Rücksicht verstanden und aufgenommen. Denn vergebens (und wir können ein verargendes Gefühl dabei nicht unterdrücken) haben wir bisher in den Blättern, denen die Aufgabe dafür zunächst gestellt ist, die rechte Würdigung und Entwickelung des Inhalts gesucht, und da wir uns nicht entschliefsen können, diese Sorglosigkeit eben jenem Genius des Ganzen zuzuschreiben, der ja dann wie ein abwehrendes Princip erscheinen müfste, eben so wenig der Unmöglichkeit, etwa eine Woche ernsten gewinnreichen Studiums daran zu wenden, so wollen wir es lieber in der mit dem Umfang des Werks und der Schwierigkeit der Sache vereinten etwas dunkeln, umkleideten, Wiederholungen nicht vermeidenden Form suchen; doch ist für das Letztere zu sagen, dafs wie der Styl einerseits aus der Eigenthümlichkeit des Schreibenden hervorgeht und als solcher nur mit dieser zugleich zu meistern ist, er andrerseits durch die Sache bedingt wird, worüber uns weiter zu erklären, die Pflicht der Kürze hindert; doch möchten wir vor Allem, und es ist unser nächster, ernstlichster Wunsch, zu näherer Bekanntschaft Ferne und Nahe ermuntern, wo sich das Gemeinte von selbst erklären würde, obgleich

Digitized by Google

wir wohl fühlen, dafs auch dann weder in uns noch Andern alle Bedenklichkeiten beseitigt sein werden. Es genüge aber vor der Hand dieses: der Gegenstand des Werkes ist allerdings Musik überhaupt, insbesondere aber die kirchliche, die heilige, wobei zunächst Johannes Gabrieli (1584—1612 Organist an der ersten Orgel in der St. Marcuskirche zu Venedig) als Hauptfigur und belebender Mittelpunkt des von ihm aus reich nach allen Seiten entfalteten Bildes erscheint; die Darstellung lebt in dieser Tonkunst, und will nach der scharfen Erfassung des Gegenstandes, der fast dialectischen Entschiedenheit, dem kirchlich ernsten Ausscheiden, so wie nach dem frommen Grundgedanken uns das Ganze in seiner Endbedeutung als eine Dogmatik der kirchlichen Tonkunst erscheinen, so möchten wir darunter freilich keine zerspaltende, eifernde, oder unbefriedigende verstanden, sie vielmehr in dem Sinne Schleiermachers genommen haben, wie sie das Wesentliche und Gemeinsame festhält bis aufs Aeufserste, das Fremdartige abweist, das irgend Geeignete duldet, versöhnend endlich und grofsartig beruhigend uns entläfst. Wir geben zum Belege und zu vorläufiger Uebersicht die einzelnen Abschnitte: Venedig und die St. Marcuskirche im 16. Jahrhundert; Venedigs Anstalten für kirchliche Tonkunst; Leben und Zeitgenossen Gabrieli's; der gregorianische Kirchengesang und das Verhältnifs der alten belgischen Tonmeister, besonders Willaert's, zu ihm; die Kirchentöne; Willaert's Schüler und Nachfolger; Rhythmik der älteren Tonmeister; frühere Thätigkeit Gabrieli's; die Oper; Claudio Monteverde; Ludovico Viadana und die Erfindung des Generalbasses; Gabrieli als Chromatiker, sein Verhältnifs zu Luca Marenzio und dem Fürsten von Venosa; begleiteter Gesang, Orgel- und Instrumentenspiel überhaupt und Verhältnifs Gabrieli's zu demselben; das Oratorium; Heinrich Schütz, Gabrieli's Schüler. Keiner dieser Gegenstände, um ein Bestimmtes gleich für Alle zu sagen, bleibt ohne erschöpfende Darstellung, wie ohne neue, oft wesentlich neue Ergebnisse; der Vf., und das ist einer der vorzüglichsten und gediegensten Werthe seines Werks, unternahm die Entwickelung seines Gesammtbildes aus dem Schritt vor Schritt genauestem Studium der möglichst zu findenden Musikstücke selbst; das Lebendige und Anziehende seiner Darstellung kommt daher aus dem *Leben selbst* und eine der tieferen Seiten derselben liegt wiederum in der Nachweisung, wie eben dieses oft unbewufst wider Lehrgebäude und Meinung des schaffenden Künstlers selbst schon unverdrängbar die Keime zu Neuem hervortreiben mufste, welche innerste Bedeutung dann aber auch jedes Einzelne des wirklich Bewufsten nach des Künstlers oder des Darstellers eignet frommer Ansicht haben sollte.

Ist nun so auf der breiten Basis des geographischen und geschichtlichen Bodens, des innerlich und äufserlich Gegebenen und Gestalteten die Richtung aller Kunst damaliger Zeit angedeutet, ist insbesondere die Musik als zuerst an der Baukunst heranreifend, bald im Liede erwachend und erst *dann* in der Kirche zu wahrhafter Eigenthümlichkeit belebt dargestellt, als die Seele einfacher Tonweisen und eigenthümlich gestalteter Tonreihen sich harmonisch entfaltete, ist dann weiter Venedigs Kunst und Gabrieli's ganze Weise erklärt aus der Geschichte, wie aus der ernsten, *sinnbildlich* bedeutsamen Feierlichkeit des kirchlichen wie des politischen Lebens gerade dieses Staats im Vergleich mit dem päbstlichen, der ziemlich selbständigen Stellung der Marcuskirche im katholischen Weltreiche, so dafs in des Künstlers Schöpfungen die Begeisterung für das christliche Heil sich mit der für den Glanz des Vaterlandes verschwistern mufste: so werden wir an der Hand der obigen Uebersicht nach liturgischen und musikalischen Darstellungen aus der Kirche überhaupt und aus dem 15—16. Jahrhundert, nach Darlegung der Eigenthümlichkeiten und Thätigkeiten vorzüglich Josquins des Prés aus Cambray († 1515 als Kapellmeister Kaiser Max I.), Adrian Willaert's aus Brügge († 1563 71 Jahr alt als Sängermeister an der Marcuskirche), in das innere Wesen der viel genannten, oft besprochenen, nie zu recht deutlicher Anschauung gebrachten *Kirchentöne* eingeführt, als den Kern des christlichen Gesangs und der Tongeschichte dieser Zeit überhaupt — ein Abschnitt, dessen meisterhafte Auffassung und Durchführung wir den gelehrten Musikfreunden vor Allen zu eigner Ansicht empfehlen möchten. Wir sehen jene Töne unmittelbar angeknüpft an die griechische Reihe von Viertönen, ausschliefslich auf der diatonischen Tonleiter beruhend, wie die Natur das Eine aus dem Andern entwickelt, sehr bald aber nur auf 5 zurückgeführt, wegen der Unfähigkeit eines Ausgangs von *h* und *f* zur harmonischen Entfaltung, deswegen nach damaliger

Digitized by Google

Lehre eigenthümlich gegliedert durch ein hartes oder weiches System, je nachdem der einzige doppeltgestaltete Ton *hb* für jede Tonart durch angeknüpften Tetrachord 2 Reihen bildete, wir sehen ihre Weisen selbst sich in urchristliche Zeit verlieren; und wie denn das Erwachen der Harmonik und mit ihr das der reicheren, freieren Melodik als die wichtigste Thatsache in der Geschichte der Musik erscheint, so begleitet uns die Nachweisung derselben in dem Gebiete dieser Kirchentöne von dem ersten Erwachen des in ihr schlummernden Lebens bis zur innersten Verarbeitung, Durchdringung und gegenseitigen Verschmelzung derselben, aber auch bis zu ihrer völligen Verirrung, durch den Gang des ganzen Werks als ein oft niedergelegter, aber immer wieder aufgenommener Faden. Es ergeben sich namentlich zwei Beziehungen, einmal aus der inneren Verschiedenheit der Kirchentöne zu einander selbst, sodann aus dem Verhältnifs der harmonischen Folgenreihe ihrer Grundtöne, in so fern eben diese von dem Künstler zum Uebergang, Verschmelzen, Anklang in immer bestimmter Deutung erkannt und gedacht wurde; gar schön und treffend mufste nach dem Vf. den ernsten Meistern die Vereinigung vieler Weisen von mannigfachem Umfang zu einem einzigen klingenden Ganzen, wo jede mit eigenstem Leben, gleichwohl eine gemeinsame Grundbeziehung behielt, als das Bild einer heiligen Gemeinde erscheinen, deren vollkommner Vertreter der Chor war, und wenn wir noch bei Josquin den Gesang redeähnlich, einfach, bei längeren Themata in seinem Grundgedanken zerstückt und aus einander gezogen, ohne Verschmelzung der Töne, hauptsächlich in strenger und übereinstimmender Nachahmung befangen sehen, so können wir uns eines germanischen Gemeingefühls nicht erwehren, wenn der treffliche, unermüdliche Willaert als der Erste, in den Kirchentönen die Grundformen für bestimmte christliche Gemüthsbewegungen erkennt. Tiefsinnig knüpft hieran der Vf. seine eigne Deutung des innersten Wesens derselben, ihre gegenseitige musikalisch-mögliche Berührung, Verwandtschaft und den eigenthümlich gefärbten Totaleindruck daraus auf das Gemüth, um so mehr findet er hienach den Unterschied zwischen der älteren und neueren Tonkunst eben darin, dafs namentlich vom kirchlichen Standpunkte letztere, indem sie fein und geschmeidig alle anscheinende Härte in jeder Tonart ausglich, damit auch die Eigenthümlichkeit einer jeden verwischt, das Gefühl überreizt, unsicher von seiner Basis gelöst hat, um es in grundlose Tiefen zu versenken. Bedürfte es hier zum Beleg irgend einer Zusammenstellung, so lägen die Reliquien eines Palestrina, Orlando Lasso, Scarlatti, Hans Leo Hafsler u. s. w. mit den Kirchenmusiken der letzten Decennien nahe genug, und wenn auch die Geltendmachung der einmal entschiedenen Zeitrichtung ein grofses Gewicht haben mag, so glauben wir doch mit dem Verf. der Schrift: Ueber die Reinheit der Tonkunst, unbedenklich, es bedürfe nur recht der allernächsten zeitlichen Zusammenstellung jener Gegensätze und der Hervorhebung der gediegeneren Seite mit den trefflichsten Mitteln (wir setzen hinzu: unter den günstigeren Umständen und bei würdiger Gesammtstimmung) um sogleich den gröfsten Theil der Nichtempfänglichen in das andere Lager hinüberzuziehen.

Gleichwohl (es wird nicht verhehlt) schlummerte in der ältesten kirchlichen Tonkunst und ihren Tönen der Geist noch, wie bewegungslos und gebannt dem weckenden Rufe entgegen, es bedurfte auch für sie des zusammenwirkenden Ringens der Jahrhunderte; wie dies geschehen, wie namentlich die schon durch Josquin vorbereitete Aufnahme der Volksweisen, selbst der weltlichsten, diesen Umschwung bewirkt, die dann ihrem Ursprung in verklärter Gestalt wieder zurückgegeben wurden, wie dieses neue, lebensfrische Element freudig erfafst, zu klarer, bedeutungsvoller harmonischer Entwickelung verwendet wurde, selbst da, wo es später in seiner bestimmteren Gestalt des dogmatischen *Gedankens* hervortretend, keine Aufnahme finden sollte, kurz, wie die evangelische Tonkunst gleich der evangelischen Kirche selbst, vorbereitet, angedeutet, entwickelt und befestigt wurde, das ist sodann der Gegenstand der in dem Werke Schritt vor Schritt verfolgten, organisch gefafsten Gestaltung.

(Der Beschluss folgt.)

Digitized by Google

№ 77.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1836.

Johannes Gabrieli und sein Zeitalter, dargestellt von C. von Winterfeld.

(Schluſs.)

So tritt denn zunächst in Cyprian de Rore aus Mecheln (Schüler Willaert's und 1563—1565 sein Nachfolger) die Chromatik als der eigentliche Hebel der neueren musikalischen Kunstmittel hervor. Der Verf. versteht darunter solche willkürliche Umgestaltung der Verhältnisse der diatonischen Tonleiter, die aus der Entwickelung ihrer melodischen und harmonischen Eigenthümlichkeiten nicht hervorgeht; indem Cyprian die Töne *c, f, g*, um für die 3 Kirchentöne des Dorischen, Mixolydischen und Aeolischen den Leitton zu gewinnen, schon erhöht vorfand, *e* aber erniedrigt, um für das ursprünglich wandelbare *h* Unterquint und Oberquart zu gewinnen, alle 4 Töne sich also ungezwungen gebildet hatten, führte der Meister nun aber noch durch Erhöhung oder Erniedrigung von *d* und *a* in die bestehenden Tonarten jene genannte Willkür ein; eine unmittelbare Folge ist die Entwickelung der Harmonik, eine Erhöhung des Worts durch die Töne, in sofortiger einflufsreicher Rückwirkung auf seinen Mitschüler Andreas Gabrieli (Oheim des Johannes und bis 1556 Organist der zweiten Orgel in St. Marcus), auf dessen Bemühung, das geheime Leben der Melodien zu entfalten, die Bedeutung jedes Tons im Verhältnifs zu seiner Tonweise immer mehr hervorzuheben, so dafs Beide im schönen Bunde der Eine als das Ergänzende des Andern erscheint. Widerspruch und Ablehnung fehlen nicht, durch Zarlino selbst im Schofse der eignen Genossenschaft, aber ursprüngliche Lebenskraft, durch wahrhaft geistiges Erfassen gestützt, dringt ungeschmälert hindurch; ja auch noch in andrer Beziehung, in Belebung von Maafs und Bewegung, erscheint uns jener erste Gabrieli neu schaffend und umgestaltend, und wir werden veranlafst, von dieser Gelegenheit aus die Lehre von Maafs und Bewegung und ihre vortreffliche Ausbildungsgeschichte zu verfolgen, wo wir Seth Calvisius († 1617, 61 Jahr alt als Cantor an der Thomasschule zu Leipzig) als dem Lehrer im Unterschied des Tact*gewichts*, der Entstehung der triplirten Tacte wiederum aus dem Volkselemente französischer und englischer Tänze begegnen. Wir heben aus diesem Hauptstück hervor die Hinweisung auf eine häufige bedeutungsvolle Verbindung der Synkope mit den Dissonanzen, damit Eins das Andere um so ausdrucksvoller bezeichne, so wie auf den Unterschied zwischen den älteren, unklarer Ansicht angehörigen Fugen und fugenartigen Sätzen, von denen nur die letzteren einen Lichtpunkt für die nach allen Seiten ausbrechenden Strahlen in sich schliefsen.

So ist der Boden geebnet für den gröfseren Meister und das Feld urbar gemacht, wo er pflanzen und arbeiten will; erschien bisher Mühen und Streben unter dem Bilde eines fröhlich wachsenden und Knospen bildenden Baums, so tritt Johannes Gabrieli nunmehr als die Centralblüthe an diesem hervor. Sehen wir ihn zu Cyprian dem Chromatiker so gestellt, dafs während Dieser die Grenzen der Tonarten zu erweitern strebt, Jener zur Bezeichnung des Geistes einer gewählten Tonart auch für den Hörer unerwartet das Chromatische hervortreten läfst, so ist er andrerseits im Verhältnifs zu Jenem und zu dessen ergänzendem Theil A. Gabrieli die höhere Einheit Beider, der Schöpfer jenes vom Vf. „ahnungsvoll" genannten Reizes, das Geheimnifs heiliger, von der Melodie verklärter Worte in einen Verein von Stimmen zu legen und das Harmonische selbst zum Grundgedanken zu machen. Johannes Gabrieli ist Blüthe, in so fern auch er die Kirchentöne als wahre *Typen* anerkennt, doch so, dafs auch er mit Aneignung des grofsen Sinnes der Reformation, alles Dogmatische nur durch innere Nothwendigkeit heiligen zu wollen und den Geist der Kir-

Digitized by Google

che alles Leben durchdringen zu lassen, das Weltliche allgemach durch das Kirchliche beseelt und sich so erst eine eigenthümlich neue Kunst entfalten kann. Darum sind überall seine Töne durch den Grundgedanken belebt, nicht beschwert und gefesselt, darum will jede Kirchentonart in tiefster Eigenthümlichkeit erscheinen und gleichwohl in ihrer zartesten Beziehung zur andern. Er ist Blüthe, in so fern auch Orlando Lasso (aus Mons, † 1594 als Kapellmeister in München) zwar im Streben, das Wort dem Tone anzupassen, gleich rühmlich, über seiner Stimmenverwebung aber nicht zur Stimmenentfaltung gelangen kann, trotz aller bei selbstgewählter Beschränkung auf die Kirchentöne bewundernswerthen Gewandtheit, mehrere Sätze auf einander zu beziehen, eine kirchliche Intonation in ihre Stimmen zu verweben und harmonisch zu entwickeln; in so fern auch Palestrina in fast zu entschiedener Strenge die Tonart und den rhythmischen Grundgedanken festhält. So scheint das wohl Gegründete, tüchtig Ergriffene nur der fortgesetzten Gunst zu bedürfen, um bald als vollendetes grofsartiges Gebäude dazustehn; aber plötzlich, als ob dem menschlichen Streben und Wehren kein Ruhen solle verliehen sein, tritt in der Zeit eine drohende, geschäftige Gegenbewegung hervor. Einzelne widersprechende Stimmen, fürchtend, das verehrte Wort in dem immer mehr anschwellenden Tonstrom zu verlieren, sind schon immer laut geworden, die Kirche selbst hat zu verschiedenen Malen den reichen Blätterschmuck mifstrauisch abzustreifen begehrt; altclassisches Leben, wie es schon ein Jahrhundert fast die Gemüther gefesselt, wunderbar bewegt und erfüllt hat, wird nun auch in eifrigem, seltsamen Hinneigen zu den griechischen Tonformen laut, ihre Unerforschlichkeit ermüdet das Streben nicht, ihr versunkenes Leben und Wesen, ihre gerühmte Macht über die Gemüther wieder herauf zu beschwören; wunderliche Streitigkeiten erhitzen so die Geister, wenn auch Ein Ziel, die Herausbildung des Worts, sie alle beseelt, aus diesem Drängen und Suchen droht Verlust für das Gewonnene, Unklarheit für das Werdende; aber bald wird uns auch angedeutet, dafs während sie Alle, weissagend die Einen von der künftigen Art des Stammes umherstehen, ausschneidend und bindend die Andern den Wuchs zu regeln und zu ziehen streben, unerwartet die Krone mit ursprünglichster Kraft und ganz anderen Merkmalen der Höhe zutreibt, aller Willkür und Deutung entwachsend. Zu näherer Anschauung werden wir dann eingeführt in den Hauptsitz jener geistreichen und muntern Griechenfreunde, in den zur Disputation und That gleich fertigen Kreis, dessen Mittelpunkt Graf Bardi in Florenz, nachher Jacob Corsi; Giulio Caccini, Pier Strozzi, Vincenz Galilei, Girolamo Mei interessiren uns als Tonkünstler in dem Vereine zunächst. Sehr bald auch erscheint in den Anfängen der *Oper* ein deutlicher Beweis ihrer unermüdeten, trefflichen Thätigkeit; diese nach Seitenblicken auf die Geschichte des mittelalterlichen Drama's überhaupt als neu erscheinende Form kündigt sich gleich anfangs in so reicher Gestalt an, dafs ihre neuere oft getadelte Ueberladung kaum als Entartung scheint gelten zu können, und wenn sehr bald mit dem raschen Beifall der sinnlichen Höfe sich in Peri, Cavaliere, Caccini jenes Streben nach Geltung des Wortes und Redeaccents, so wie andrerseits nach Ausdruck und Zierlichkeit verbindet, um das Recitativ und die Arie zu schaffen, in Peri's Daphne auch sogleich an dem wie zur Nemesis für die Tödtung des Drachen vom Amor verwundeten Apoll, die Liebe als das Hauptmotiv für die künftige Oper hervortritt, so ist ihre ganze Eigenthümlichkeit, auf italienischem Boden wenigstens die des Sinnenreizes — sehr rasch zu charakteristischer Reife herangebildet, und um so schneller, gewahren wir leider, reifst sie auf ihren Weg auch den katholischen Kirchenstyl mit sich; denn dieser, wenn auch an einzelnen Punkten (wie in der Sixtinischen Kapelle) nur zu entschieden und unbeweglich festgehalten, zeigt eben darum an allen andern um so weniger Neigung und Kraft, dem Zierlichen, Sinnlichen, Beweglichen zu wehren. Wenn diese Zukunft uns nun schon an Claudio Monteverde gar deutlich verkündet wird und unser bisher lebhaft erregtes, gleichsam mitdarstellendes Gefühl sich zur unruhigen Theilnahme steigert, so sehen wir denn bald, in welchem Sinne grade unser Meister an die Spitze der Untersuchung, gerade in die Mitte des sich bald nach 2 Seiten immer entschiedener lostrennenden Lebens gestellt ist. Gabrieli war als Blüthe geschildert; was aber eine rechte Blüthe ist, deutet auch auf eine künftige Frucht; Blüthen gleicher Art, herrlich und glänzend, entfalteten sich in den mitlebenden und folgenden Zeitgenossen, aber die eigentliche Frucht, jenes Erwecken der Gemeinde zum Mithandeln im evangelischen Sinne, ihre Theilnahme an dem mächtigsten Ausdruck

Digitized by Google

des kirchlichen Lebens im Oratorium, im Passionsoratorium zumal, diese Frucht, so ist der Gang des Vfs., mufste auf fremdem Boden, unter fremdem Himmel, da wo eigentlich die Wurzeln ihres Stammes genährt wurden, zur Reife kommen, und *weissagend* für sie, wenn auch nur mittelbar eingreifend, zugleich aber die Elemente dazu erschaffend, steht Gabrieli da in dem zweiten Hauptabschnitte, der seine spätere Wirksamkeit einschliefst; erschaffend namentlich in Bezug auf die späteren, mächtig tragenden, handelnden Chöre, in Mischung verschiedenartig gefärbter Instrumentalklänge mit dem Gesang, in der Aufnahme und Fortführung der Singstimmen durch Instrumente, da wo menschliches Vermögen nicht mehr ausreicht.

Hier im Einzelnen, auch nur dem Bemerkenswerthesten den Bericht zu verfolgen, darf wohl unsere Absicht nicht sein; die Abschnitte über die schon bei Gelegenheit Claudio Monteverde's gegebene Geschichte der Instrumentalmusik, hier die Entwickelung der Instrumental*begleitung*, die meisterhafte Geschichte der Chromatik überhaupt, ihr selbständiges, von der Diatonik losgerissenes Auftreten, die daran sich knüpfende Enharmonik und Tonausgleichung durch Temperatur, die näher geschilderte Gefahr des hereinbrechenden fremdartigen Schmucks, das Verhältnifs Gabrieli's zu dem kühnen Marenzio und seinem fürstlichen Mitringer, Carlo Gesualdo, so wie gleichwohl sein mächtiges unerschüttertes Dastehn und Festhalten an der kirchlichen und eigensten Weise, die nähere Betrachtung des Oratoriums, besonders des evangelischen, in gewohnter Weise weitgreifend, von genauer Forschung belebt, mit anmuthigen Zügen durchflochten, und darum mit jenem Abschnitt über die Oper der gröfseren Menge von Musikfreunden vielleicht am anziehendsten: alles dieses bleibe dem Leser zu eigner Anschauung; wie es aber nach der nunmehr typischen Erscheinung Gabrieli's auch schon über das scheinbar gesteckte Ziel hinausgreift, um nach einer Andeutung des Vfs. die Darstellung schon jetzt so weit zu führen, dafs sie vielleicht unmittelbar an ein Werk späterer Mufse über die Heroen der evangelischen Tonkunst anknüpfe, kann es nach der ganzen Art seiner Auffassung nur unsere lebhaften Wünsche nach jenem Ferneren erregen. Darum steht denn auch als nothwendiger Schlufs und vollendeter Ausdruck jenes späteren Strebens Gabrieli's noch Heinrich Schütz, sein trefflichster Schüler († 1672, 87 Jahr alt, als Kapellmeister in Dresden) als das letzte, sorgfältig und anziehend gezeichnete Bild eines der heiligsten Kunst geweihten Lebens, wie er mit echt evangelischem Geist im Ringen nach sinn- und sprachgemäfser Betonung des Wortes nach allen Seiten bereichernd, die sorgfältige Durchbildung der einzelnsten Tonbilder mit der Uebereinstimmung des Ganzen vereinend, neben der immer inniger hervorbrechenden Gluth des Gefühls den dem Heiligthum gebührenden Ernst bewahrend, in besonderer Hinsicht auf das Oratorium, in seiner Auferstehung Christi vornemlich, ein bedeutungsvolles Gesammtbild durch Licht und Schatten zu beleben weifs. Hinüberstreifen, ja völlige Verirrung zu dem fremdartigen transalpinischen Wesen fehlt nicht, aber der innere, treue Sinn, sein ganzes Leben sehnsüchtig dem geschiedenen Lehrer und der Stätte seines Wirkens zugewandt, glaubt selbst nicht zuversichtlich an das wie durch äufsere Nöthigung Uebernommene, er bricht immer wieder hervor und erscheint gleichsam in rührender Abbitte in dem Verlangen des 85jährigen an seinen Schüler Christoph Bernhard in Hamburg, ihm ein Grablied zu setzen in der frommen Weise des Palestrina. Es geschah und keine Note wufste der Greis zu verbessern.

Das Ganze schliefst mit einem Rück- und Ueberblick, und möchten wir denselben den Schüchternen zur einladenden Vorrede, denen, die mit uns den bunt belebten, geräuschvollen Weg zurückgelegt haben, als Sammlungs- und Ruhepunkt nicht zu übersehen empfohlen haben. Unmöglich wäre es uns gewesen, die erschöpfende Belegung alles Einzelnen mit entwickelnden Beispielen auch nur in einzelner Probe zu geben; sie bildet, wie schon erwähnt, mit einem starken Beibande musikalischer Stücke, die fleifsigste und eigenthümlichste Seite des Werks, und bleibt die willkommenste, belebendste Führerinn; und wie sie zugleich den redendsten Beweis giebt, dafs auch mit dem anscheinend Fremdartigsten sich das Studium der Rechtswissenschaft, wie ihm der Vf. angehört, innig gesellen könne, mufs sie auch das Weitere andeuten, wie aller Beruf, alle Thätigkeit und Richtung des Geistes, falls nicht die unbedingte Forderung dabei ergehen soll, das über aller einzelnen Erscheinung liegende Höchste in sich aufzunehmen, mit der vollendetsten Liebe zu durchdringen, ja zum eigentlichen Mittelpunkt ihres Daseins zu machen vermöge. Die Bestätigung des-

Digitized by Google

selben einerseits, so wie die Ermunterung ähnlichen Strebens achten wir fast als die schönste Frucht einer an die Lesung des Werks gewendeten Mufse.

Althaus.

LXIV.

Θουκυδίδου τοῦ Ὀλόρου περὶ τοῦ Πελοποννησιακοῦ πολέμου βιβλία ὀκτώ. Histoire de la guerre du Peloponnèse, par Thucydide. Traduction française, par Ambr. Firmin Didot. Avec des observations, par M. de Brussy et Ambr. Firmin Didot. 4 Bände, jeder 2 Bücher des Thucydides enthaltend. Paris, 1833. bei den Gebr. Firm. Didot.

Von dem regeren philologischen Leben, welches seit einiger Zeit in dem früher der gelehrten Betreibung der Alterthumswissenschaften beinahe abgestorbenen Frankreich erwacht und namentlich durch mehrere Verlagsartikel der Gebrüder Firm. Didot, z. B. die neue Ausgabe des Thesaurus von Stephanus, befördert worden ist, so wie von der gröfsern Berücksichtigung, welche deutsche Bücher jetzt in Frankreich finden, bietet auch das vorliegende Werk einen erfreulichen Beweis dar. Nicht nur erscheint diese neue Uebersetzung des Thucydides nicht ohne den griechischen Text, sondern sie ist auch mit einer beträchtlichen Anzahl gröfstentheils kritischer und sprachlicher Anmerkungen versehen, aus denen man beim ersten Blick erkennen kann, dafs von dem Herausgeber die deutschen Ausgaben von Bekker, Goeller und Rec., so wie die Uebersetzung von Osiander, endlich die Leistungen des Engländers Bloomfield, nicht unbeachtet gelassen sind. Aber damit ist auch das, was sich von diesem Buche in *philologischer* Hinsicht rühmen läfst (auf die schätzbare, aber für uns Deutsche weniger wichtige französische Uebersetzung kommen wir unten mit einigen Worten zurück), gröfstentheils erschöpft. Bedeutende Erwartungen mufs man freilich nach der Vorrede hegen. In dieser nämlich wird S. XXXIX. fg. bemerkt, diese Ausgabe sei schon seit 7 Jahren vorbereitet worden, und der Herausgeber sei bei derselben kräftig durch Hrn. von Broussy aus Constantinopel unterstützt worden, den die Unglücksfälle seines Vaterlandes in Frankreich einen Zufluchtsort zu suchen genöthigt hätten, und von dem die Anmerkungen gröfsentheils herrührten, in welchen man oft neue Ansichten finden würde, die in mehrern schwierigen Stellen das Verständnifs des Textes fördern würden. Dabei spricht sich der Herausg. verständig über die Schwierigkeiten aus, welche eine Uebersetzung des Thuc. in das Französische darbiete, erkennt sehr dankbar die Verdienste seiner Vorgänger an (je saisirai cette occasion pour rendre un éclatant hommage au docte hollandais Duker ainsi qu'aux savants illustres de l'Allemagne etc. S. XLIII), und fügt fromme Wünsche für Frankreich hinzu (puissions nous, à l'exemple de l'Allemagne, voir en France un aussi grand nombre de savants et consciencieux éditeurs publier les principaux auteurs grecs, et contribuer ainsi à propager l'étude de ces grands modeles dans notre France). Bei dieser achtbaren Gesinnung des Herausg. thut es dem Berichterstatter Leid, nicht mehr Gutes von dem Buche in philologischer Hinsicht sagen zu können; aber er darf der Wahrheit ihr Recht nicht vergeben. Bei näherer Betrachtung und Prüfung des griechischen Textes und der Anmerkungen nämlich zeigt sich leider, dafs die Kunde der Kritik und Grammatik bei dem Herausg. noch auf einer sehr niedrigen Stufe steht, und nur um wenige Grade besser ist als bei Gail, dem letzten französischen Herausg. und Erklärer des Thucydides; weshalb denn Hr. Did. das Gute, welches ihm die neuern deutschen und englischen Ausgaben und Erläuterungsschriften darboten, nur selten zu benutzen verstanden hat.

Gehen wir zuerst vom Texte aus, so ist offenbar, dafs zunächst die Bekker'sche Ausgabe zu Grunde gelegt werden mufste, und nur in einzelnen Stellen, wo entweder Goeller, Rec., Bloomfield bessere Lesarten darboten, oder der Herausgeber selbst aus triftigen Gründen anders lesen zu müssen glaubte, von jener Recension abgewichen werden durfte. Auch versichert der Herausgeber S. XLII., sein Text sei im Allgemeinen der von Bekker. Aber grofses Bedenken mufs schon der Zusatz machen: mais sans rejeter cependant la leçon vulgaire reproduite par Schaefer.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 78.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1836.

Θουκυδίδου τοῦ Ὀλόρου περὶ τοῦ Πελοποννησιακοῦ πολέμου βιβλία ὀκτώ. Histoire de la guerre du Peloponnèse, par Thucydide. Traduction française, par Ambr. Firmin Didot. Avec des observations, par M. de Brussy et Ambr. Firmin Didot.

(Fortsetzung.)

Die Schaefersche Ausgabe des Thucydides, welche vor der Bekker'schen erschien, hat bekanntlich gar keinen Werth, da sie den Text der Vulgata enthält; wer sich also auf sie beruft, zeigt sich schon dadurch des Standes der Kritik bei unserm Geschichtschreiber unkundig. Uebrigens kann Rec. auch nicht einräumen, dafs der Text der vorliegenden Ausgabe im Allgemeinen der Bekkersche sei; denn er schliefst sich in den Stellen, wo dieser von der Vulgata abweicht, weit öfter letzter als Bekkern und den andern neuen Herausgebern an, und ist daher vielmehr eine Recognition der Vulgata als des Bekkerschen Textes. Die Ursachen dieses Verfahrens sind nicht schwer einzusehen. Erstlich nämlich ist die lobenswerthe Gewissenhaftigkeit, nach welcher man die durch die besten Zeugnisse beglaubigte Lesart nicht ohne zwingende innere Gründe zu ändern hat, bei unserm Herausg. zu einer blofsen Superstition dadurch geworden, dafs er nicht die Lesarten der meisten und besten Handschriften, sondern die der Vulgata, trotz der trüben Quelle, aus welcher diese nach dem Urtheile aller Wohlunterrichteten geflossen sein mufs, für heilig hält. Er deutet dieses selbst am angeführten Orte an, indem er bemerkt, diejenigen Aenderungen der neuen Herausgeber nicht aufgenommen zu haben, die ihm nicht unumgänglich nothwendig erschienen wären, und hinzusetzt: A cet égard, je dois déclarer que les nouveaux éditeurs, tout en améliorant réellement les textes en bien des endroits par des changements appuyés de l'autorité des manuscripts, ont trop souvent remplacé la leçon vulgaire par des variantes qui ne lui étaient en rien préférables, ce qui a l'inconvénient de changer sans utilité les textes consacrés. In der Praxis wird dieses so weit getrieben, dafs, wenn eine von der Vulgata abweichende Lesart auch durch fast alle oder wenigstens durch alle gute Handschriften bestätigt wird, sie doch bei unserm Herausgeber keine Gnade findet, wenn er glaubt, sie sei ihrem innern Werthe nach nicht entschieden besser als die Vulgata. Wenn schon nach diesem Grundsatze die alte Lesart in vielen Stellen unverändert bleiben mufste, so wird diese Anzahl zweitens dadurch vermehrt, dafs der kritische Grundsatz, nach welchem von 2 auf fast gleicher äufserer Autorität beruhenden Lesarten die schwerere und ungewöhnlichere vorzuziehen ist, von Hrn. Did. eben so wenig beachtet wird. Aber der schlimmste Umstand ist der, dafs die Kenntnifs der griechischen Grammatik und Sprache überhaupt bei demselben und seinem Mitarbeiter zu mangelhaft ist, um ihn selbst da, wo die Lesart der andern neuern Herausgeber vor der Vulgata auch aus innern Gründen entschiedene Vorzüge hat, dieses immer einsehen zu lassen. Um alles dieses zu beweisen, wollen wir eine Anzahl Kapitel aus dem Anfange des 6ten Buches so durchnehmen, dafs wir die Stellen, in denen der Herausgeber von den neuen deutschen Texten abweicht, mit Betrachtung der von ihm beigebrachten Gründe durchgehen. Es werde dabei nur noch im voraus bemerkt, dafs, welche Anmerkungen dem Herausgeber selbst und welche seinem Mitarbeiter angehören, aus nichts zu erkennen ist, weshalb wir es unentschieden lassen müssen, welcher von beiden die nächste Schuld der einzelnen Unrichtigkeiten und Mifsgriffe trägt; sanctionirt hat sie wenigstens Hr. Did. alle durch sein Stillschweigen, seine Aufnahme in den Text, gröfstentheils auch durch seine Uebersetzung.

Digitized by Google

VI, 2. haben die neuern deutschen und englischen Herausgeber geschrieben: *οἰκοῦσι δὲ ἔτι καὶ νῦν τὰ πρὸς ἑσπέραν τὴν Σικελίαν*, weil so 18 Handschriften lesen (ohne 4 Arnoldsche, welche dem französischen Gelehrten unbekannt waren, zu rechnen). Unser Herausgeber aber hat *τῆς Σικελίας* beibehalten, weil die Verbindung von 2 Accusativen *τὰ — τήν* etwas Hartes und Ungewöhnliches enthielte. Hätte er sich aber die Mühe genommen, die von Rec. citirte Anmerkung zu V, 39, 2. nachzusehen, so würde er dort Beispiele wie *σπονδὰς ποισαμένους τὰ περὶ Πύλον* und *τὰ πρὸς ἡμᾶς ἐπάγεσθαι αὐτούς* gefunden haben, die an der grammatischen Richtigkeit der handschriftlichen Lesart keinen Zweifel lassen, die eben wegen der ungewöhnlichern Art des Ausdrucks vorzuziehen ist. Bald darauf läfst der französische Herausgeber den Thucydides noch sagen, Italien habe von Italus, einem König der *Arkader*, seinen Namen erhalten. Weder dafs statt *Ἀρκάδων* 18 Handschriften, theils *Σικελῶν* theils *Σικελοῦ* haben, noch dafs Servius diesen Italus König der Sikuler, Aristoteles König von Oenotrien nennt, erschüttert unseres Franzosen Scheu vor Aenderung der Vulgata. Weil einige den angeblichen Stammvater der Oenotrier Oenotrus zu einem arkadischen Pelasger machen, so reicht dieses dem Hrn. Did. hin auch für Italus die Benennung *Arkader* zu rechtfertigen. Kap. 4. 5. 6. und sonst überall ist *Συρακουσίων, Συρακουσίους* u. s. w. beibehalten, obgleich feststeht, dafs Thucydides überall *o* statt *ου* in diesem Volksnamen gesetzt hat. S. Rec. I. 1. S. 213 und vgl. zu III, 86. In demselben Kapitel steht noch bei Did. *μετὰ τὴν Συρακουσῶν οἴκισιν*, obgleich der Artikel *τήν* in 15 Handschriften fehlt, und zur Rechtfertigung der Weglassung desselben Bekker die Worte *μετὰ Συρακουσῶν κτίσιν* Kap. 5. beigeschrieben, Goeller auf Krueger zu Dion. S. 168, Rec. überdies auf seine Anmerkung zu I, 12., wo andre Beispiele beigebracht sind, verwiesen hatte. Bald darauf in den Worten *Ζάγκλη δὲ τὴν μὲν ἀρχὴν ἀπὸ Κύμης — λῃστῶν ἀφικομένων ᾠκίσθη. ὕστερον δὲ καὶ ἀπὸ Χαλκίδος καὶ τῆς ἄλλης Εὐβοίας πλῆθος ἐλθὸν ξυγκατενείμαντο τὴν γῆν*, ist das *καί* nach *ὕστερον δέ* von Did. verschmäht worden, wiewohl es in 16 Handschriften (ohne 4 Arnoldsche) steht, und der Begriff *auch* nicht das mindeste Bedenken haben kann. Endlich ist in demselben Kapitel die Wortstellung *ὅτι δρεπανοειδὲς τὸ χωρίον τὴν ἰδέαν ἐστὶ* beibehalten worden, während 18 Handschriften *ὅτι δρεπανοειδὲς τὴν ἰδέαν τὸ χωρίον ἐστὶ* geben, welche Stellung sich auch dadurch empfiehlt, dafs so *τὴν ἰδέαν* unmittelbar zu dem Worte tritt, zu welchem es zunächst gehört. Kap. 5. steht noch *Καμαρίνα* und *Καμαρῖναν* gegen die allgemeine Accentregeln und das Ansehen der Handschriften. Zu Ende desselben Kapitels ist jedoch der französische Herausgeber einmal mit Recht von seiner gewöhnlichen befangenen Aengstlichkeit abgewichen, indem er in der bekannten Stelle *αὖθις ὑπὸ Γέλωνος ἀνάστατος γενομένη (Καμάρινα) τὸ τρίτον κατῳκίσθη ὑπὸ Γέλωνος* statt des 2ten *Γέλωνος* Wesseling's evidente Conjectur *Γελῴων*, die sich einige andre neue Herausgeber zu empfehlen begnügt haben, in den Text gesetzt hat. Aber gleich wieder zu Anfange des 6ten Kapitels verschmäht derselbe die Lesart *ἐφιέμενοι — ἄρξειν* statt *ἄρχειν*, 1) weil der Infinitiv des Futuri nicht nothwendig und auch Kap. 38. *βουλόμενος — ἄρχειν* gesagt sei, was, da in unserer Stelle *ἄρξειν* in 20—21 Handschriften stehet und die ungewöhnlichere Lesart ist, nichts gesagt ist; 2) weil die Verba *ἐφίεμαι* und *βούλομαι* nie mit dem Infinitiv der zukünftigen Zeit verbunden würden, welches ein Wahn des Thomas Mag. ist, von dessen Nichtigkeit der Herausgeber sich durch Beispiele und Citate genügend hätte überzeugen können, wenn es ihm gefallen hätte, die von Rec. angezogene Stelle seiner Ausgabe I. 1. S. 159 nachzuschlagen; aber solche Verweisungen sind für unsern Franzosen immer verloren. Weiter unten steht bei demselben noch *οἱ Ἐγεσταῖοι ξυμμαχίαν ἀναμιμνήσκοντες τοὺς Ἀθηναίους ἐδέοντο σφίσι ναῦς πέμψαντες ἐπαμῦναι*, wo *πέμψαντες* statt *πέμψαντας*, da es auf die Athener gehen mufs, ein offenbarer Solöcismus ist. Kap. 7. in den Worten *οἱ Ἀργεῖοι μετὰ τῶν Ἀθηναίων — τοὺς μὲν ἐν Ὀρνειαῖς μίαν ἡμέραν ἐπολιόρκουν· ὑπὸ δὲ νύκτα, αὐλισαμένου τοῦ στρατεύματος ἄπωθεν, ἐκδιδράσκουσιν οἱ ἐκ τῶν Ὀρνεῶν* ist *μέν*, welches von andern neuen Herausgebern mit 10 Handschriften getilgt worden ist, von Did. beibehalten. Dafs jene Recht haben, ergiebt sich daraus, weil, wenn *μέν* stehen sollte, es *μίαν μὲν ἡμέραν τοὺς ἐν Ὀρνειαῖς* heifsen müfste, wie der Gegensatz lehrt. Eher zu entschuldigen ist es, dafs Kap. 8. in dem Sätzchen *ὡς εἴη ἕτοιμα ἔν τε τοῖς ἱεροῖς πολλὰ (χρήματα) καὶ ἐν τῷ κοινῷ* der Plural *τοῖς κοινοῖς* verschmäht ist, da dieser von der Schatzkammer der einzigen Stadt Egesta etwas Anstöfsiges hat, wie Duker erinnert hat; indefs hofft doch Rec. den Plural, welchen 21 Handschriften

Digitized by Google

(ohne 2 Arnoldsche zu rechnen) gebieterisch verlangen, durch eine Stelle des Polybius gerechtfertigt zu haben, welche auch den neuesten englischen Herausgeber zur Aufnahme der handschriftlichen Lesart bestimmt hat, die wenigstens durchaus nicht mit Stillschweigen in den Anmerkungen zu übergehen war.

(Der Beschluſs folgt.)

LXV.

Abendstunden, herausgegeben von Dr. Franz Theremin. Zweiter Band. Berlin, 1836. *Duncker und Humblot.*

Diese Mittheilungen eines berühmten Theologen fahren fort, eine eigenthümliche Persönlichkeit abzuzeichnen, die durch Das, was sie ist und was sie nicht ist, gerade auf dem Gebiet, auf welchem sie sich befindet, eine bemerkenswerthe individuelle Demonstration für viele allgemeine Fragen in dem erfreulichsten und versöhnlichsten Sinne abgiebt. Selbst bei abweichenden Meinungen im Einzelnen, giebt man sich gern und mit Genugthuung an den Geist dieser Blätter hin, um wahrzunehmen, wie der künstlerische Standpunkt, den der Herr Verf. darin einnimmt, zugleich ein lösender wird für eine Menge von heutigen Zerwürfnissen, die gerade den Ehrlichsten in der Zeit am meisten quälen und befangen, und die, dem dialektischen Dornengeflecht der Prinzipien entrissen, hier als klar und durchsichtig gestaltete Gebilde auftreten. Schon im ersten Bändchen der „Abendstunden", das 1833 erschienen und in diesen Blättern ebenfalls angezeigt wurde, bewährte der Verf., nach mehreren Seiten der Theologie hin, sein wohlthätiges Talent, wichtige Fragen zur Entscheidung zu bringen, indem er, von einer einseitigen und subjectiven Polemik entfernt, sie mit der übersichtlichen Freiheit eines Künstlers behandelt und wie die Personen eines Drama's mit ihren verschiedenen Berechtigungen einander gegenübertreten läſst. In dieser Weise ist ihm besonders die Darstellung im Dialog gelungen, und wir sind der Meinung, daſs dies keineswegs eine bloſs einzelne Kunstfertigkeit oder ästhetische Virtuosität sei, sondern der in dem Verf. wirkenden Ansicht, der wissenschaftlichen Idee und dem religiösen Glauben zugerechnet werden müsse. Um darüber deutlicher zu werden, erlauben wir uns etwas allgemeiner auszuholen, und obwohl in dieser Anzeige keine eigentlich theologischen Beziehungen stattfinden können, doch das Verhältniſs ästhetisch künstlerischer und wissenschaftlich dialektischer Darlegung in diesen Angelegenheiten zu beleuchten.

Die Wahrheit kann eigentlich nur *eine* sein, aber sie hat ihre unterschiedenen Momente an sich, welche die innere Bewegung ihres Inhalts ausmachen. Unwissenschaftlich wäre, an einen Gegensatz sich festheften, um die Negation gegen den andern zu bilden, sowie es unkünstlerisch wäre, ein Gebilde der Produktion in zwei unzusammenhängende Hälften zu zerschneiden. Die Wissenschaft muſs ein künstlerisches Gewissen, die Kunst muſs ein wissenschaftliches Gewissen haben, d. h. beide Richtungen des menschlichen Geistes, wie verschiedener Art und Substanz sie auch sind, treffen auf dem einen Punkt ihrer Thätigkeit aneinander, daſs sie den absoluten Inhalt nicht an die einzelnen Momente verschleudern dürfen, sondern diese zu jenem zu entwickeln haben. Das Kunstwerk hat seine Theile, die Wissenschaft hat ihre Gegensätze mit einem Ganzen zu vermitteln, welches die Wahrheit des Einzelnen ist, und der Weg, dahin zu gelangen, ist nur in den Mitteln und Ausdrucksformen verschieden, im Allgemeinen aber haben künstlerische und wissenschaftliche Darstellung das Dialektische miteinander gemein. Die höchste, zum Handeln gewordene Dialektik ist das Drama, welches Kunstgesetzen folgt, die man auch auf jedes ächte wissenschaftliche System anzuwenden hat, das in der Nothwendigkeit gleichberechtigter Elemente einen architektonischen Bau anschaulich macht. Das dialektisch-dramatische, das der Idee innewohnt, hat häufig zu dialogischen Darstellungen des wissenschaftlichen Inhalts geführt, aber in Deutschland und in der modernen Literatur überhaupt sind nur sehr wenige in dieser Form so glücklich gewesen, als der Verf. des vor uns liegenden Büchleins, besonders deshalb, weil sie ihm nicht eine bloſse Form war, sondern aus seiner Ansicht und Gesinnung wesentlich hervortrat. Dies wird bei religiösem Inhalt und bei solchem, der die Zeitconflicte trifft, noch vornehmlich von Wichtigkeit und Interesse. Denn es muſs daran verhindern, daſs nicht das Moment, welches noch ein einzelner Punkt der Entwickelung ist, sogleich als ein Werk der Sünde fixirt und verdammt werde, in welcher Art die Unhumanität namentlich eines gewissen theologischen Standpunkts sich nicht gern ein Autodafé entgehen läſst. Der Fanatismus läſst das Moment der Verdammniſs verfallen, aber die wahre Kunst des Lebens und des Wissens stellt Moment dem Moment gegenüber, und sieht daraus in einem nothwendigen Kampfe die ächte Entwickelung werden, die zu gleicher Zeit verneint und bejaht, indem sie das Gegensätzliche in sich geeinigt hat. Wie tröstlich, einem angesehenen Theologen zu begegnen, der die höhere Ansicht wissenschaftlicher und geschichtlicher Entwickelung nicht nur zu seinem Standpunkt hat, sondern in ihren Aeuſserungen auch zu einer ihm eigenthümlichen Kunstform ausprägte! Denn nicht das bloſse ästhetische Gewand verdient hier ein Rühmen, da sich leicht auch der formellste Pietismus darin gefällt, eine gewisse ästhetisirende Frömmigkeit zur Schau zu tragen, wie sie dem Verf. der Abendstunden, der im ersten Bändchen auch das Speculative und Religionswissenschaftliche in seiner Berechtigung anerkannt hat, ebenso sehr widerstehen möchte als uns! Die Kunstform, die allen hier mitgetheilten Aufsätzen eigen, ist, auſser dem Talent des Aeuſsern, noch jene innere dialektische, welche stufenweise in symmetrischer Gliederung des Einzelnen im Ganzen eine groſse Ruhe und Milde der Entwickelung entfaltet, und namentlich am Dialog das gewandteste und geeignetste Organ findet. Daher die kräftige Heiterkeit, welche über diese Blätter weht, und der Geist der Versöhnlichkeit und Schonung, der selbst aus der Polemik des Verf. gegen Irriges und ihm Widerstrebendes in einer wahrlich in unsern Tagen seltenen Weise uns entgegen-

Digitized by Google

spricht. Wie tief und umfangreich übrigens der Herr Verf. das dialogische Element auffafst, geht noch in anderer Art aus seinem hier wiederabgedruckten Gespräch: „Ueber die deutschen Universitäten", das schon früher selbständig erschienen war, hervor. Hier soll der Dialog noch zu einer neuen Umgestaltung der Universitäten in die Lehrmethode herübergenommen werden, und der Verf. weifs es wenigstens in vieler Hinsicht anschaulich zu machen, welche Nachtheile der bisherige rein monologische Vortrag gewährt, und welche Vortheile durch den Dialog an die Stelle gesetzt werden könnten, letztere so weit ausdehnend, dafs durch die persönlichen Berührungen, die unter den Studirenden selbst dabei entständen, auch die geselligen und disciplinarischen Verhältnisse auf den Universitäten gänzlich und heilsam dabei geändert würden. Indem man sich freut, dafs der Herr Verf. alle dahin zielenden Umbildungen nur *von innen heraus*, und ohne alle äufserliche Nöthigung, bewerkstelligt sehen möchte, kann man zugleich dieser Deduction das Kunstreiche und Sinnvolle selbst dann nicht absprechen, wenn man sich über die Ausführbarkeit selbst kein Urtheil zutrauen mag.

Der poetische Inhalt dieses Bändchens umfafst ebenfalls manches von frühern Bestrebungen Gesammelte, ein vielgewandtes Gelingen und Behagen an allen Formen bethätigend, darunter besonders des Verfs. bekannte Uebertragung der Hebräischen Gesänge vom Lord Byron, die ein bedeutendes Uebersetzungstalent verräth, und unter den schwierigen Versuchen, diesen Dichter unserer Sprache anzueignen, einer der glücklichsten ist. Unter den eignen Gedichten verdienen besonders „Demosthenes" (S. 27) und „Cäsar" (S. 30) eine ausgezeichnete Hervorhebung. Zum ersten Mal lasen wir die Legende „der ewige Jude", deren Auffassung und Behandlung durchaus neu zu nennen. Der Verf. malt bald mit leisen Pinselstrichen einer ächt humoristischen Laune, bald erhebt sich seine Darstellung zu einer originellen Ironie, deren Wirkung schneidend ist, die aber aus einer ursprünglich einfachen, ja gemüthlichen Intention hervorgeht. Die Idee dieser meisterhaften Skizze ist, in der Gestalt des ewigen Juden das Gespenst der modernen Skepsis zu individualisiren, wie sie gewissermafsen als das unsterbliche Nichts in den wechselnden Meinungsformen die verschiedenen Jahrhunderte durchdauert hat, und, die Versöhnung weder wollend noch findend, an die qualvolle Indifferenz des Hinlebens, welches die *irdische* Ewigkeit ist, sich preisgegeben sieht. In frühern Behandlungen hatte diese Mythe entweder einen christlich sentimentalen Charakter gewonnen, wie in der bekannten und sehr sinnreichen Dichtung von Franz Horn, oder sie war zu einem pathetisch-diabolischen Ideal der neuromantischen Schule geworden, wie in dem Ahasverus des genialen Edgar Quinet. Der Verf. hat durch eine unerwartete und naheliegende Wendung des mythischen Stoffes ein strafendes Spiegelbild für die hauptsächlichsten Meinungsverirrungen der Zeit daraus geformt. Er spricht sich darüber selbst in seinem Vorworte folgendermafsen aus: „In der Legende von dem ewigen Juden habe ich mich von der gewöhnlichen Auffassungsweise entfernt. Nach derselben ist dies ein Mensch, der von dem Herrn, den er gelästert hatte, verdammt ward, bis zu seinem Wiedererscheinen zu leben; und der nun, nicht ohne Reue und Glauben, aber dennoch mit einer stets vergeblichen Sehnsucht nach dem Tode, die Jahrhunderte hindurch auf Erden wandelt. In dieser Vorstellung liegen aber widersprechende Elemente. Denn wenn er die Lästerung gegen des Menschen Sohn, die ja verziehen werden kann (Matthäi, 12, 32.) bereut, und sich nach der Zukunft des Herrn sehnt: so ist es auch anzunehmen, dafs der Herr, der auf mannigfaltige Weise kommt, ihm schon erschienen sei, und ihn durch einen seligen Tod von dem Elend des Lebens erlöset habe. Der Fluch, in dieser sichtbaren Welt bis an das Ende derselben fortleben zu müssen, läfst sich nur denken unter der Voraussetzung eines gänzlichen Unglaubens, der alle Bufse, und jede Regung, die sich auf eine höhere Welt bezieht, hartnäckig zurückstöfst. Alsdann bekommt die Figur des ewigen Juden auch eine welthistorische Wahrheit, denn er bezeichnet etwas, das in allen Jahrhunderten gewesen ist, und das in dem jetzigen eine grofse Bedeutung erlangt hat, nämlich den *Indifferentismus*, die pure und baare Gleichgültigkeit, welche alle hienieden zu erkennende Offenbarung des Göttlichen ignorirt und verspöttelt; ein Princip, das in der Verworfenheit noch eine Stufe tiefer steht als der Satan, welcher das Dasein des Gottes, gegen den er wüthet und tobt, wenigstens anerkennen mufs. Ohne also gerade den Ahasverus als einen socratisirenden Schuster darzustellen, habe ich ihn ungefähr aus eben dem Gesichtspunkte aufgefafst, aus welchem Goethe Willens war, die Legende von dem ewigen Juden zu behandeln". (S. Goethe's Werke, Ausgabe letzter Hand. Bd. 26. S. 303).

Ist der Verf. mit Goethen in der Ansicht von des ewigen Juden Bedeutung übereingetroffen, so könnte man sich dagegen wundern, den Ahasverus auf seinen Wanderungen auch in Connex mit dem grofsen Dichter in dieser Weise gesetzt zu sehen. (S. 216) Doch auch Lessing war, wie wenige grofse Männer des Jahrhunderts, den Besuchen und Einflüsterungen des ewigen Juden nicht entgangen (s. S. 208 flgd.) und selbst wenn man, wozu kein Grund ist, die betreffenden Stellen als eine Polemik gegen die Dichter des Faust und des Nathan weitgreifender ausdeuten wollte, so müfste man gerade darin den Verf. liebenswerth finden, wenn man betrachtet, welche milde und edele Waffen er bei dieser Gelegenheit ins Feld gestellt hat, nichts gemein habend mit jenem Krieg, den ein gewisser Pietismus gegen Poesie und Kunst überhaupt richtet. Wahrlich, der Herr Verf., dem christliche Frömmigkeit nichts Ausschliefsendes ist von Wissenschaft und Kunst (vergl. S. 135 flgd.), ist seiner ganzen Natur und Begabung nach am weitesten davon entfernt, und könnte nur für eine gröblich gedankenlose Auffassung da einer Mifskennung anheimfallen, wo er individuelle Ansichten mit Schärfe geltend macht. — Den Schlufs des Büchleins bildet eine schöne, lesenswerthe Didaskalie: „die arme Feier des Weihnachtsfestes".

Dr. Theodor Mundt.

Digitized by Google

№ 79.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1836.

Θουκυδίδου τοῦ Ὀλόρου περὶ τοῦ Πελοποννησιακοῦ πολέμου βιβλία ὀκτώ. Histoire de la guerre du Peloponnèse, par Thucydide. Traduction française, par Ambr. Firm. Didot. Avec des observations, par M. de Brussy et Ambr. Firmin Didot.

(Schluſs.)

Kap. 10. *ὀνόματι σπονδαὶ ἔσονται· οὕτω γὰρ ἐνθένδε τε ἄνδρες ἔπραξαν αὐτας, καὶ ἐκ τῶν ἐναντίων.* Dazu die Anmerkung: „Par *ἐνθένδε ἄνδρες* Nicias fait allusion à Alcibiades et à son parti, par *ἐναντίων* aux Ephores Cléoboulos et Xénarés. Au lieu de *αὐτάς* Haacke et Poppo écrivent *αὐτά* d'après plusieurs mss. Voy. sur ces deux variantes une excellente note de Duker." Aber obgleich Duker in dieser gerühmten Note schon erwiesen hat, daſs, wenn unter *ἐνθένδε τε ἄνδρες καὶ ἐκ τῶν ἐναντίων* Alcibiades, Cleobulus und Xenares zu verstehen seien, wie dieses allerdings der Fall ist, die Lesart *αὐτά* ganz zweckmäſsig sei, weil diese Männer nicht den Vertrag selbst (den Frieden des Nicias) geschlossen, sondern nur, was sie in Beziehung auf denselben gethan (*τὰ περὶ τὰς σπονδάς*), ränkevoll eingerichtet hätten; obgleich ferner andre die Richtigkeit dieser Erklärung auch durch den Gebrauch des Verb. *πράσσειν* näher dargethan haben, überdies *αὐτά* die schwerere und Anstoſs erregende Lesart ist, endlich in den 5 besten Handschriften und 6 andern steht, ist dennoch die Vulgata in der vorliegenden Ausgabe beibehalten. Ebendas. in dem Satze *διὰ τὸ Λακεδαιμονίους ἔτι ἡσυχάζειν, δεχημέροις σπονδαῖς καὶ αὐτοὶ ἔτι κατέχονται,* hat sich Did. begnügt das 2te *ἔτι* mit Haacke's älterer Ausgabe in Klammern zu schlieſsen, statt es zu streichen; da es aber in 20 Handschriften fehlt, sowohl aus dem ersten *ἔτι* als aus dem unmittelbar vorhergehenden *αὐτοί* leicht entstehen konnte, und auch in einer andern Stelle des Thucydides (I, 109.) gegen die Handschriften eingeschwärzt worden ist, so leidet seine Unächtheit keinen Zweifel. Noch weniger wird irgend jemand, der eine Ahnung von den Regeln der Kritik hat, und sich erinnert, wie oft Pronomina von den Erklärern eingefügt worden sind, Bedenken tragen in den Worten desselben Kapitels *καὶ πάνυ ἂν ξυνεπίθοιντο μετὰ Σικελιωτῶν, οὓς πρὸ πολλῶν ἂν ἐτιμήσαντο ξυμμάχους σφίσι γενέσθαι ἐν τῷ πρὶν χρόνῳ,* das in 17 Handschriften fehlende *σφίσι* zu streichen. Dennoch vertheidigt es der französische Herausgeber mit folgenden nichtssagenden Phrasen: „Nous croyons que ce mot relève la phrase, en mettant, pour ainsi dire, à l'unisson tous les mots qui la composent pour faire ressortir l'importance que mettaient les Péloponnésiens à l'alliance des Sicéliotes. D'ailleurs, si le pronom *σφίσι* ne se trouvait pas dans le texte, il faudrait nécessairement le sous — entendre, à cause du verbe *γενέσθαι*; on pourrait s'en passer, si, au lieu de *γενέσθαι*, il y avait *ἔχειν*." Wenn derselbe die demonstrativen und persönlichen Fürwörter überall einfügen will, wo sie stehen könnten, und in der Uebersetzung von uns ergänzt werden, wird er viel zu thun bekommen. Weniger zu rügen ist, daſs in den Worten *ἔτη τοσαῦτα ἀφεστῶτει ἡμῶν* nicht *ἀφ'* vor *ἡμῶν* hinzugefügt ist, indem diese Präposition wenigstens etwas geringere handschriftliche Begründung hat als die schon berührten Lesarten, welche unser Herausgeber verschmäht hat, und eher als Glossem erscheinen kann, wiewohl sie als Lesart von 4 der 5 besten Handschriften wenigstens in Klammern aufgenommen zu werden verdiente. Zu Ende des Kapitels aber ist Hr. Did. mit den schwierigen Worten *ὑφ' ὧν δ' αὐτῶν πάλαι ἀφεστώτων ἀδικούμεθα, ἔτι μέλλομεν ἀμύνεσθαι,* leicht fertig geworden. Er erklärt nämlich das, weil es ipsis nicht heiſsen kann, anstöſsige *αὐτῶν* für eines der unzähligen Hyperbeln, die sich bei Thucyd. fänden! Er hätte, um mit dieser Phrase nicht der Willkür Thüre und Thor zu öffnen, wenigstens sagen sol-

Digitized by Google

len, es sei, wie oft ein Substantivum, auf welches sich das Relativum beziehe, bei der Attraction in den relativen Satz selbst gesetzt werde, so auch hier mit dem die Stelle des Substantivs vertretenden Pronomen αὐτός geschehen. Aber dieses hätte, um geglaubt zu werden, der Rechtfertigung durch Beispiele bedurft, weil ein demonstratives Pronomen in einer solchen Sprachweise als ganz überflüfsig erscheint, und wenn der von dem franz. Herausgeber in der Uebersetzung ausgedrückte Nachdruck, tandis que nous tardons encore à nous venger des offenses de *ceux-là-mêmes* qui se sont révoltés depuis long-temps, in den Worten liegen sollte, diese bekanntlich ganz anders lauten müfsten. Kap. 12. οἷς τό τε ψεύσασθαι καλῶς χρήσιμον, καὶ τῷ τοῦ πέλας κινδύνῳ, αὐτοὺς λόγους μόνον παρασχομένους, χάριν μὴ ἀξίαν εἰδέναι, ἤ πταίσαντά; που, τοὺς φίλους ξυναπολέσθαι. Hier ist erstlich αὐτῶν, die von Bekker und Rec. aufgenommene Lesart von 7—8 Handschriften, worunter 3 der besten, verworfen, weil diese Aenderung unnütz sei. Allein nicht so ist die Frage zu stellen, sondern welche von beiden vorhandenen Lesarten wahrscheinlich von Thuc. herrühre; und hier mufs αὐτῶν als die schwierigere und wegen der folgenden Accusative leicht einer Veränderung ausgesetzte unstreitig vorgezogen werden, da sich dieses αὐτῶν (d. i. σφῶν αὐτῶν) übrigens genügend rechtfertigen läfst. Zu Ende desselben Satzes erklärt der Herausgeber zwar die Lesart für verdorben, hat aber deshalb nicht mit Lindau, Dind., Goell. und Rec. ξυναπολέσαι geschrieben, weil er schwankt, ob diese Aenderung oder die von Reiske und Bloômfield vorgeschlagene von τοὺς φίλους in τοῖς φίλοις vorzuziehen sei. Darüber sollte er aber billiger Weise nicht schwanken; denn abgesehen davon, dafs leichter die Endung *eines* Wortes als die zweier in allen Handschriften verdorben werden konnte, so will Nicias hier die Segestaner, welche den Beistand Athens angerufen hatten, tadeln. Ein Tadel aber liegt nicht darin, wenn jene Segestaner mit ihren Freunden zu Grunde gingen, sondern wenn sie die herbeigerufenen Freunde zu Grunde richteten, durch ihr Herbeirufen ihnen den Untergang bereiteten. Kap. 14. kann man sehen, mit welcher Seichtigkeit über grammatische Fragen von dem französischen Herausgeber geurtheilt wird. Der Schreibart ἡγῇ nämlich ist vor ἡγεῖ der Vorzug mit den Worten eingeräumt: car par une habitude traditionelle (wozu seltsam genug in einer Note als eine andere habitude der Gebrauch des doppelten ν in Namen wie Πελοπόννησος verglichen wird) dont nous ne pouvons pas donner la raison, on écrit la seconde personne des verbes passifs ou moyens avec η, excepté βούλει, οἴει, ὄψει." Ueber die Attiker ist kein Wort hinzugesetzt! Zu Ende desselben Kap. ist κακῶς in τῆς δὲ πόλεως κακῶς ἂν βουλευσαμένης; ἰατρὸς; ἂν γενέσθαι auf eine Weise vertheidigt, mit der man zufrieden sein könnte, wenn dieses Wort, das an sich recht passend hinzutreten kann, nur in ein paar Handschriften fehlte; da es aber in 18—19 früher verglichenen und 2 Arnoldschen nicht zu finden ist, so ist klar, dafs es ein Glossem sein und das Bestreben des Kritikers nur darauf gerichtet sein mufs, seine Entbehrlichkeit zu zeigen. Kap. 15. zu dem Satze καὶ δημοσίᾳ κράτιστα διαθέντα τὰ τοῦ πολέμου ἰδίᾳ ἕκαστοι τοῖς ἐπιτηδεύμασιν αὐτοῦ ἀχθεσθέντες, καὶ ἄλλοις ἐπιτρέψαντες, οὐ διὰ μακροῦ ἔσφηλαν τὴν πόλιν, ist behauptet, die neuen deutschen und englischen Herausgeber hätten keinen genügenden Grund gehabt διαθέντα in διαθέντι zu verändern. Denn 1) dafs ἄχθομαι auch mit dem Accusativ verbunden werde, ergäbe sich *a*) aus dem Homerischen λίην ἀχθομαι ἔλκος und *b*) aus dem Gebrauch von βαρύνομαι bald mit dem Dativ bald mit dem Accusativ bei Plutarch; 2) aber scheine es dem Stile des Thucydides gemäfser auf ein Verbum 2 Casus, den Accusativ und Dativ, als 2 Dative zu beziehen. Hiergegen ist zu erinnern, zu 1) *a*) dafs deswegen, weil ein *epischer Dichter* ἄχθομαι mit dem Accusativ der *Sache* verbunden hat, ein *attischer Prosaiker* es noch nicht mit dem Accusativ der *Person* construiren kann; zu 1) *b*) dafs von βαρύνεσθαί τινα ἄνδρα auf ἄχθεσθαί τινα ἄνδρα eben so wenig ein Schlufs gilt, als im Lateinischen von gravari aliquem auf indignari aliquem oder succensere aliquem. Was aber unter 2) angeführt ist, ist so weit entfernt für die Lesart διαθέντα zu sprechen, dafs es der Hauptgrund dagegen ist. Denn wenn man auch wegen des Homerischen ἄχθομαι πρᾶγμα ein Thucydideisches ἄχθομαι ἀνδρα sich gefallen lassen wollte, so wäre ἄχθομαι ἄνδρα πράγματι eben so barbarisch, als wenn man ἀγανακτεῖν ἄνδρα πράγματι, δυσχεραίνειν ἄνδρα πράγματι, gravari hominem institutis und ähnl. sagen wollte. Dafs hingegen an dem doppelten Dativ kein Anstofs zu nehmen ist, haben Rec. I. 1. S. 130 und Goeller zu unserer Stelle genügend gezeigt. Kap. 16. ist mit Recht die Lesart

Digitized by Google

ἠδ' ἡ ἄνοια, welche von Goeller und in der neuesten Ausgabe auch von Bekker wieder mit der alten Lesart ἠδ' ἡ διάνοια vertauscht worden ist, aufgenommen worden; doch durfte dieses nicht stillschweigend geschehen, sondern sie mufste so gerechtfertigt werden, wie es Arnold gethan hat. Kap. 17. zu Anf. hat unser Herausgeber πεφοβησθαι statt πεφόβησθε beibehalten, worauf wir noch später mit ein paar Worten zurückkommen. Weiter unten verwirft derselbe die von den andern neuen Herausgebern aufgenommene Lesart ὅσοιπερ κομποῦνται statt ὅσοι περικομποῦνται, weil περικομπεῖσθαι 1) durch die Analogie von περιβοᾶσθαι, περιθρυλλεῖσθαι, περισαλπίζεσθαι, so wie des gleichfalls zusammengesetzten ἐγκομπεῖσθαι geschützt werde, 2) sich auch wirklich bei Josephus und in dem Buche der Weisheit nach den Citaten von Bloomfield vorfände. Das würde zur Vertheidigung der Vulgata genügen, wenn diese in den meisten und besten Handschriften stände; da aber 13—14 Handschriften, worunter die 5 besten, und Thomas Mag. ὁσοιπερ κομποῦνται haben, so war entweder zu zeigen, dafs diese Lesart unrichtig sei, was nicht erweisbar ist, oder sie war aufzunehmen, wie dieses Bloomfield, obgleich er jene Citate beigebracht, gethan hat. Und dieses mufs um so mehr geschehen, weil sich aus dem Gebrauche von περικομπεῖν bei jenen späten jüdischen Schriftstellern sein Vorkommen in ältern Zeiten nicht erweisen läfst. Dafs gleich darauf in οὔτε οἱ ἄλλοι Ἕλληνες διεφάρησαν τοσοῦτοι ὄντες, ὅσοι ἕκαστοι σφᾶς αὐτοὺς ἠρίθμουν, der Nominativ ὅσοι unverändert geblieben ist, wird man, da das richtige ὅσους fast nur in *einer* Handschrift steht, nach dem Verfahren des Herausgebers bei den durch das Ansehen der Handschriften besser begründeten Lesarten erwarten; nicht einmal eine Anmerkung findet er nöthig beizufügen. Ganz anders verfährt auch hier Arnold, den man sehe. Kap. 18. ist zwar mit Recht in den Worten παραγιγνόμενοι προθύμως τοῖς ἀεὶ ἢ βαρβάροις ἢ Ἕλλησιν ἐπικαλουμένοις das erste ἢ beibehalten, aber seltsamer Weise als Grund davon angegeben, weil auch Homer sage Εἷς δέ τις ἀρχὸς ἀνὴρ βουληφόρος ἔστω, Ἢ Αἴας, ἢ Ἰδομενεύς, ἢ δῖος Ὀδυσσεύς, und Xenophon δοκεῖν εἶναι ἀγαθὸς ἢ ἱππεύς, ἢ ἰατρός, ἢ αὐλητής. Gleichsam als ob die andern neuen Herausgeber nicht gewufst hätten, dafs man Griechisch auch η — ἤ sage, und nicht der Unterschied des doppelten ἤ von dem einfachen zunächst zu erklären gewesen wäre! Bald darauf ist die Lesart der besten Handschriften φυλοχρινοῦν verschmäht, weil dem Herausgeber die Zeugnisse von Pollux und den Anecd. Bekk. nicht hinreichend scheinen, dieses Wort dem blühenden Zeitalter Griechenlands beizulegen. Und doch hat er oben περικομπεῖν durch den Gebrauch der LXX und des Josephus rechtfertigen wollen! Dafs dem Sinne nach φυλοχρινεῖν hier passender ist, haben Goeller und Rec. gezeigt, und Bekker, der in der 1sten Ausgabe φιλοχρ. noch beibehalten hatte, hat jetzt ebenfalls φυλοχρ. aufgenommen. Ueber die folgenden anstöfsigen Worte ἀλλὰ καὶ μὴ ὅπως; ἔπεισι προκαταλαμβάνει schweigt Did. Dagegen giebt er sich unnütze Mühe, die von den neuesten Herausgebern nach 22 Handschriften (und 2 Arnoldischen) aus dem Text geworfenen, von ihm aber beibehaltenen Worte καὶ οὐκ ἀγαπήσαντες in ὑπεριδόντες καὶ οὐκ ἀγαπήσαντες τὴν ἐν τῷ παρόντι ἡσυχίαν zu vertheidigen. Diese Vertheidigung besteht blofs darin, dafs die Redensart καὶ οὐκ ἀγαπήσαντες für ein Glossem zu elegant scheine, und ἀγαπᾶν oft bei den Schriftstellern des ersten Ranges, namentlich bei Thucydides selbst Kap. 36., bei Isocrates und Demosthenes in diesem Sinne vorkomme. Man sieht, bei dieser Rechtfertigung ist der ganze Gesichtspunkt verrückt, indem bewiesen wird, was keines Beweises bedarf, aber nicht gefragt wird, worauf es hier allein ankommt, *a*) ob es wahrscheinlicher ist, dafs diese Worte in fast allen Handschriften der verschiedensten Familien und bei Thomas Mag. durch einen Zufall ausgefallen, oder in die Quelle der Vulgata durch ein Glossem gekommen sind; *b*) ob die rhetorische Wortfülle ὑπεριδόντες καὶ οὐκ ἀγαπήσαντες sich durch ganz entsprechende Stellen der Thucydideischen Reden bestätigen läfst. Gleich darauf ist geschrieben: τὸ δὲ ἀσφαλὲς καὶ μένειν, ἤν τι προ[;]χωρῇ, καὶ ἀπελθεῖν αἱ νῆες παρέξουσιν. αὐτοκράτορες γὰρ ἐσόμεθα καὶ ξυμπάντων Σικελιωτῶν, mit Verwerfung der von den andern neuen Herausgebern aufgenommenen Conjectur Valckenaer's παρέξουσι· ναυκράτορες. Did. hält diese Veränderung für unnöthig, weil Alcibiades sehr gut sagen könne: tous les Siciliotes réunis ne sauroient nous arrêter. Wenn er nur bewiesen hätte, dafs dieses Griechisch heifsen könne αὐτοκράτορες ἐσόμεθα ξυμπ. Σικ., welche Worte nur bedeuten können *wir werden frei über alle Sikelioten schalten können, sie beherrschen*, welcher Sinn in den Zusammenhang nicht pafst, während der, welchen unser Herausgeber verlangt, gerade in der andern Lesart liegt. Noch ist zur Vertheidigung der Vulgata eine angeblich ähnliche Stelle IV, 63. πόλιν ἕξοντες ἕκαστος ἐλευθέραν, ἀφ' ἧς αὐτοκράτορες ὄντες τὸν εὖ καὶ κακῶς δρῶντα ἐξ ἴσου ἀμυνούμεθα, beigefügt, wo jedoch αὐτοκράτορες auf gewöhnliche Weise und ohne Genitiv steht.

So viel wird zur Charakterisirung der kritischen Anmerkungen der vorliegenden Ausgabe und des Textes derselben hinreichen. Unsere Leser werden dadurch die Ueberzeugung gewonnen haben, dafs der Text bei weitem öfter der schlechte oder unbeglaubigte der Vulgata als der berichtigte und begründete der neuen deutschen und englischen Ausgaben ist, und dafs die kritischen Anmerkungen theils von dem verwerflichen Principe die Vulgata gegen die meisten und besten, ja mehrmals gegen alle Handschriften zu schützen ausgehen, theils zu diesem Behufe überflüssige oder geradezu falsche Beweise beibringen. Nun bilden aber die kritischen Anmerkungen bei weitem die Mehrzahl. Von 34 Noten z. B., die den eben näher betrachteten 19 ersten Kapiteln des 6ten Buches beigefügt sind, sind 24 ganz und 2 theilweise kritisch. Die erklärenden sind grofsentheils dürftig und enthalten auch grofse Verstöfse, wie gleich die erste zu Kap. 3. ὕστερον δὲ χρόνῳ καὶ ἡ ἔξω (πόλις) προστειχισθεῖσα

Digitized by Google

πολυάνθρωπος ἐγένετο, wo der Verf. πολυάνθρωπος ἐγένετο nicht auf ἡ ἔξω πόλις, sondern auf die Stadt Syrakus überhaupt bezogen wissen will, indem er ἡ ἔξω προστειχισθεῖσα für nominativos absolutos erklärt, was offenbar ganz ungrammatisch und unmöglich ist. Die von ihm als angebliche Beweise beigebrachten, von Rec. an einem andern Orte angeführten und erläuterten absoluten Nominative χάριν φέροντες III, 53. und εἰωθότες οἱ ἄνθρωποι LX, 108. sind offenbar von anderer Art, der eine nämlich ein oratorisches Anakoluth, das in dem σχῆμα κατὰ τὸ σημαινόμενον begründet ist, der andere ein erweiterter Gebrauch des σχῆμα καθ' ὅλον καὶ κατὰ μέρος. Als ein Beispiel einer unnützen Anmerkung diene die zu Kap. 8.: „Ἄσημου ἀργυρίου. Maintenant l'adjectif ἄσημον, qui signifie *non monnoyé*, est employé, en grec moderne, comme substantif pour désigner le métal ἄργυρος." Etwas ausführlichere erklärende Anmerkungen sind unter den genannten 34 nur 4, unter denen wir die 2 weitläuftigsten betrachten wollen. Kap. 11. wird von den Worten χρὴ δὲ μὴ πρὸς τὰς τύχας τῶν ἐναντίων ἐπαίρεσθαι, ἀλλὰ τὰς διανοίας κρατήσαντας θαρρεῖν, die Erklärung gegeben: mais il ne faut pas s'enfler d'orgueil au sujet des malheurs des ennemis, il faut plutôt ne se reposer sur son courage que lorsqu'on a maîtrisé son ambition." So haben die Stelle schon Grammius und Levesque verstanden. Aber um anderes zu verschweigen, was dieser Auslegung entgegen ist, so kann διάνοια auf keinen Fall den *Ehrgeiz* bedeuten. Die zum Belege dieser Bedeutung angeführten Beispiele beweisen sie durchaus nicht. Es sind folgende zwei: I, 130. κατέχειν τὴν διάνοιαν οὐκ ἰδύνατο (Pausanias), ἀλλ' ἔργοις βραχέσι προυδήλου, ἃ τῇ γνώμῃ μειζόνως ἐς ἔπειτα ἤμελλε πράξειν, wo τὴν διάνοιαν offenbar nichts weiter heifst als *seine Gedanken, was er im Sinne hatte*; ferner III, 36. οὐ γὰρ ἀπὸ βραχείας διανοίας ἐδόκουν τὴν ἀπόστασιν ποιήσασθαι, wo ἀπὸ βραχείας διανοίας gleichfalls nichts weiter als ὅτι βραχύ τι διενοοῦντο bedeutet. Die weitläuftigste, fast 3 Seiten füllende erklärende Anmerkung handelt über den ersten Satz des 17ten Kapitels, wo Did. mit Beibehaltung der Lesart πεφοβῆσθαι übersetzt: Et tout cela, c'est ma jeunesse, c'est cette folie que l'on prétend extraordinaire, qui l'entreprirent contre la puissance Peloponnésienne, et qui, par des discours convenables et en donnant de la confiance à la colère, persuadèrent de ne jamais craindre cette puissance. Rec. würde zu weitläuftig werden müssen, wenn er diese Uebersetzung und die sie rechtfertigende Note im Einzelnen prüfen wollte. Es genüge zu bemerken, dafs dieser Sinn deshalb nicht der richtige sein kann, weil der Uebersetzer unter ἡ Πελοποννησίων δύναμις die Macht Lacedämons und seiner Verbündeten verstanden wissen will, da doch Thucydides unmittelbar vorher Πελοποννήσου τὰ δυνατώτατα und Λακεδαιμονίους geschieden, und mit jenem Ausdrucke die gegen Sparta verbündeten Staaten Argos, Mantinea und Elis bezeichnet hat.

Geographische und antiquarische Anmerkungen sind über den ausserhalb Siciliens geführten Theil des peloponnesischen Krieges fast gar nicht gegeben; blofs über den Schauplatz der Kämpfe bei Syrakus finden sich mehrere Erläuterungen, so wie auch ein Plan. Diese Erläuterungen, wie über den Platz des ersten Lagers des Nicias bei Syrakus und des Schlachtfeldes des ersten Treffens zu Kap. 66., sind nicht zu übersehen, wenn sie gleich auch nicht ganz die Probe halten.

Nachdem Rec. viel zu tadeln genöthigt gewesen ist, bleibt ihm noch von dem erfreulichsten, nur für Deutschland unwichtigsten Theile der Arbeit des Hrn. Did. Bericht zu erstatten übrig. Es ist dieses die französische Uebersetzung, welche mit unverkennbarem Fleifse gearbeitet ist, und ihre Vorgängerinnen, deren Urheber bekanntlich Levesque und Gail sind, in der Nachbildung der Thucydideischen Ausdrucksweise beträchtlich übertrifft. Man erkennt auch hier den weniger engherzigen Geist, der sich seit einiger Zeit in der französischen Literatur geltend gemacht hat. Die Rede ist nicht in so viele kurze Sätze zerstückt, sondern die Perioden des Thuc. mehrmals, wie VI, 60. zu Anfange, nachgebildet, wenn gleich solche Perioden wie VI, 64. zu Anf. auch unser Uebersetzer aufzulösen genöthigt zu sein geglaubt hat. Auch in einzelnen Ausdrücken ist die Rede kürzer und kerniger als bei den andern franz. Uebersetzern. So ist VI, 61. οἱ ζυνδιαβεβλημένοι gut durch les coaccusés (ein Wort, welches Rec. in seinem Exemplare des Dictionn. de l'Acad., freilich leider nicht der neuesten Ausgabe,) nicht findet wiedergegeben, wo die andern Uebersetzer Umschreibungen gebrauchen. Wäre demnach entweder Hr. Did. selbst des Griechischen hinlänglich kundig gewesen, oder hätte er an Hrn. Broussy wirklich einen so gelehrten Gehülfen gefunden, wie er sich schmeichelte, so hätte diese Uebersetzung recht gut werden können. Jetzt aber ist sie im Einzelnen oft unwichtig, nicht blofs in den Stellen, wo der Herausg. falschen Lesarten den Vorzug gegeben oder in den Anmerkungen falsche Erklärungen vertheidigt hat, sondern auch wo sich keine Anmerkungen finden. So sind VI, 63. die Worte πρὸς τὸν πρῶτον φόβον καὶ τὴν προσδοκίαν (οἱ Ἀθηναῖοι οὐκ εὐθὺς ἐπέκειντο) ungrammatisch übersetzt au premier moment de leur crainte et de leur appréhension; VI, 67. τοὺς ὁπλίτας-ὄντας πανδημεὶ Συρακουσίους les hoplites qui tous étoient de Syracuse; das. τοὺς ἱππέας-οὐκ ἔλασσον ὄντας ἢ διακοσίους καὶ χιλίους les cavaliers, qui n'étoient pas *plus* (was von der griechischen Reiterei eine ganz falsche Ansicht giebt) de douze cents.

Poppo.

Digitized by Google

№ 80.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1836.

LXVI.

Untersuchungen über die Entwickelungsgeschichte der Fische nebst einem Anhange über die Schwimmblase von Dr. C. E. von Baer, Prof. zu Königsberg (mit einer Kupfertafel u. mehreren Holzschnitten). Leipzig, 1835. bei F. C. W. Vogel. (52 S. Text).

Bei der regen Theilnahme, die in neuester Zeit die Entwickelungsgeschichte der Thiere gefunden hat, mufste den Physiologen, welche sich eine nähere Einsicht in die Entwickelung namentlich des Menschen verschaffen wollten, eine ausführliche und gründliche Schilderung der ersten Bildung grade eines Fisches als überaus wünschenswerth erscheinen. Je mehr man nämlich die Entwickelung der Wirbelthiere überhaupt kennen gelernt hat, desto mehr ist man gewahr geworden, dafs eine innige Verwandtschaft zwischen den Erscheinungen vorhanden ist, welche die Entwickelung aller dieser Thiere darbietet, namentlich dafs ein allgemeines Schema der Bildung aller Wirbelthiere zum Grunde liegt, dafs dieses Schema aber nicht blofs nach den verschiedenen natürlichen Gruppen derselben gleich anfangs mancherlei Modifikationen zuläfst, sondern auch bei den höhern Wirbelthieren in späterer Zeit der Entwickelung durch neue ihnen eigenthümliche Bildungen theilweise gleichsam verwischt, ja selbst wohl theilweise völlig vertilgt wird. Da nun die Gräthenfische als die niedrigsten Wirbelthiere dastehen, so läfst sich erwarten, dafs uns eine vollständig durchgeführte Entwickelungsgeschichte einer oder einiger Species derselben jenes Schema in seiner gröfsten Einfachheit und Reinheit darbieten, und gleichsam den Maafstab geben werde, den man an die Entwickelungsvorgänge der übrigen Wirbelthiere würde anzulegen haben, um in die Bedeutung und den Zweck von manchen derselben eine bessere Einsicht zu erlangen. Zum Theil aus dieser Rücksicht war Ref. schon vor mehreren Jahren bemüht gewesen, eine Entwickelungsgeschichte des Blennius viviparus auszuarbeiten: es war ihm aber die Gelegenheit nicht günstig genug, um grade über die erste Bildung dieses Fisches sich so unterrichten zu können, wie er es wünschte und die Wissenschaft es verlangte: was er dem Publikum darbot, bezog sich fast nur allein auf die spätere Ausbildung des Embryo. Als einen bedeutenden Gewinn für die Wissenschaft können daher die Physiologen es ansehen, dafs sie nunmehr über die früheste und lehrreichste Entwickelung eines Gräthenfisches, des Güsters oder Cyprinus Blicca, eine ausführliche Geschichte erhalten haben, und zwar von einem Manne, der in seinen Schriften immer nur Treffliches dargeboten, und den die öffentliche Stimme den scharfsichtigsten und genialsten Naturforschern beigezählt hat. Das Werk, von dem hier die Rede sein soll, ist zwar nicht reich an Seitenzahl, wohl aber sehr reich an Inhalt, und dieserhalb nicht minder, als die von demselben Vf. gegebene Entwickelungsgeschiche des Hühnchens, aller Beachtung werth. Daher wird man es hoffentlich auch entschuldigen, wenn Ref. im Vergleiche zu dem Umfange des Werkes die Anzeige desselben vielleicht ungewöhnlich lang gemacht hat.

Wenn Cyprinus Blicca seine Eier laicht, ist in ihnen noch keine Spur eines Embryo vorhanden, wohl aber schon ein Keim. Die äufsere Eihaut entsteht erst, wenn das Ei ins Wasser gelangt ist, indem das Eiweifs an seiner Oberfläche erhärtet: die Ursache ihrer Bildung ist also eine andere, als an den Eiern mancher andern Fische, in denen diese Haut schon im Mutterleibe entsteht. Hat sich der Dotter von seiner Ursprungsstätte abgelöst, so wird für ihn das Eiweifs von den Wänden des sackförmigen Eierstockes ausgeschieden: dieser repräsentirt nicht blofs den Eierstock, sondern auch den Eierleiter höherer Wirbelthiere. [Ref. sah bei Syngnathen vor dem Laichen alle losen Dotter innerhalb des Eierstockes in einer beträchtlichen Quantität von Ei-

Digitized by Google

weifs schwimmen]. Das Ei saugt in den ersten Stunden nach dem Austritte aus dem Mutterleibe schon sehr viel Wasser ein, nachher beinahe gar keins mehr, dagegen saugen die Eier vieler Crustaceen erst dann aus ihrer Umgebung tropfbare Flüfsigkeiten ein, wenn der Embryo in seiner Entwickelung schon weit vorgeschritten ist. — Bei warmer Witterung entwickeln sich die Eier so schnell, dafs 24 Stunden nach dem Austritte derselben die Embryonen schon Schwänze haben und nach 72 Stunden die Eihäute durchbrechen. Es ist diese Erscheinung deshalb merkwürdig, weil manche andre Fische und andre kaltblütige Thiere, nämlich die Amphibien, sich nur sehr langsam entwickeln. Jedoch verläfst Cyprinus Blicca nur wenig ausgebildet das Ei, weniger als z. B. Blennius viviparus und die Syngnathen; eine Mundöffnung ist dann noch nicht vorhanden, auch ist nur erst ein einziges Paar Kiemenspalten zu bemerken, was besonders deshalb sehr auffallend ist, weil der Embryo sich dann schon dem Wasser anvertrauen mufs, anstatt dafs jene oben genannten Fische, nachdem sie ihre Eihäute zersprengt haben, noch lange im Mutterleibe verbleiben. — Indem sich der Embryo bildet, wird das anfänglich kugelrunde Ei birnförmig, wobei denn auch der Dotter seine Form ändert. Bei einigen andern Fischen dagegen, welche Ref. auf ihre Entwickelung untersucht hat, erfolgt keine solche Veränderung des ganzen Eies, obgleich die äufsere Eihaut ebenfalls nachgiebig ist. Eben solche Verschiedenheiten bietet auch die Klasse der Crustaceen dar. — Das Schleimblatt sondert sich in Darm und Dottersack, die beide durch eine kleine Oeffnung lange kommuniciren; aber für den Dottersack bildet sich nicht, wie beim Blennius und den Syngnathen, eine besondere Aussackung der Bauchwand, sondern diese Wand geht über ihn ohne Einbucht oder Einschnürung weg. — Die erste Entwickelung der Wirbelsäule, des Rückenmarks und des Gehirnes geht in ähnlicher Weise vor sich, wie beim Hühnchen. Das Kopfstück der Chorda dorsalis und ihrer Scheide theilt sich nicht in besondere Wirbelkörper. — Die knorplige Grundlage für die Wirbelsäule ist erst nach dem Ausschlüpfen des Embryo zu bemerken: es erscheinen jederseits an der Chorda dorsalis 2 Reihen kleiner Platten, eine obere und eine untere. Die obern Platten sind die Grundlagen der obern Wirbelbogen und der obern Hälfte der Wirbelkörper, die übrigen die Grundlagen der untern Hälfte der Wirbelkörper und der untern Wirbelbogen. Rückmark und Gehirn entstehen durch eine Sonderung, Abtrennung, die in den Rückenwülsten (Rückenplatten) vor sich geht: beide stellen anfangs eine geschlossene Röhre dar, etwas später bekommt diese über der künftigen vierten, desgleichen über der dritten Hirnhöhle eine Längsspalte. — Noch dann, wann der Embryo aus dem Eie schlüpft, besteht seine Masse (dem gröfsten Theile nach) aus einer durchsichtigen Substanz, in welcher kleine Körnchen eingesenkt sind. Die Muskelbildung zeigt sich erst, nachdem die Gliederung im Skelete schon deutlich erfolgt ist. — Die Dotterhaut hat sich früher theilweise vom Embryo abgelöst und ist verschwunden: an den Seitentheilen des Embryos aber bleibt sie vielleicht haften und stellt hier die Oberhaut des Leibes dar (S. 16) — was freilich sehr paradox klingt und für jetzt wenig plausibel erscheint. — Der Kiemenapparat entwickelt sich im Allgemeinen ganz so, wie bei Blennius und Syngnathus. — Auffallend findet es der Vf., dafs die Leber nahe am letzten Kiemenbogen entsteht: dies darf jedoch nicht befremden, da sich bei den Cyprinen eigentlich gar kein Magen und keine Speiseröhre bildet, sondern der ganze Mund- oder Magendarm nur aus einem sehr kurzen Schlundkopfe besteht: auch sieht man bei erwachsenen Cyprinen den Gallengang sich in geringer Entfernung hinter dem Schlundkopfe ausmünden: was man bei den Cyprinen gewöhnlich für den Magen hält, und auch der Vf. dafür zu halten scheint, ist der vordere sich durch gröfsere Weite auszeichnende Theil des Darmes. Ein Gekröse wurde am 5ten und 6ten Tage nach dem Ausschlüpfen des Embryo wahrgenommen: diese Wahrnehmung ist insofern wichtig, als sich daraus die Folgerung ziehen läfst, dafs der Mangel eines Gekröses bei den erwachsenen Cyprinen auf einer Resorption dieses Bandes beruht. Dieselbe Wahrnehmung hat Ref. vor 3 Jahren auch an den Syngnathen des schwarzen Meeres gemacht, bei denen ebenfalls in späterer Zeit ein Gekröse fehlt. — Die Nieren haben anfangs einen ähnlichen Bau, wie die Primordial-Nieren höherer Wirbelthiere, wenn sich in ihnen die eigenthümlichen Gefäfse erst zu bilden begonnen haben. Die Harnleiter entstehen nicht durch Ausstülpung aus dem Darme, sondern getrennt von ihm (S. 45), was auch bei den Säugethieren beobachtet worden ist, jedoch von einem geachteten Naturforscher einen bittern Widerspruch erfahren hat. — Von dem höchsten Interesse ist die reichhaltige

Digitized by Google

Geschichte, die von der Entwickelung des Blutgefäfssystems gegeben ist. Das Herz erscheint anfänglich als ein mäfsig langer, einfacher, ungetheilter, allenthalben beinahe gleich weiter, im Ganzen aber nur enger, und fast gerader Kanal, also ähnlich einem Blutgefäfse: erst nach dem Ausschlüpfen des Embryo wird es stärker zusammengeschoben, gekrümmt, und an einigen Stellen, um die 3 verschiedenen Abtheilungen darzustellen, stärker erweitert. Dabei erfolgt eine solche Vertheilung der Vorkammer und der Herzkammer auf die beiden Seitenhälften des Körpers, welche ganz das Gegentheil von derjenigen ist, welche nach des Ref. und auch nach Forchhammers Angaben beim Embryo des Blennius vorkommt. Der Zusammenhang des Herzens mit den gröfsern Venen- und Arterien-Stämmen, desgleichen die Lagerung und der Verlauf dieser Stämme verhalten sich, wie in den Embryonen des Blennius. Merkwürdigerweise bilden sich jederseits 7 mit der Kiemenarterie zusammenhängende Gefäfsbogen, die unter der Rückenwand des Leibes zusammentreten, um die eine der beiden Wurzeln der Aorta zusammenzusetzen: am dritten Tage nach der Enthüllung des Embryo sind alle 7 sichtbar: der vorderste geht nach des Verfassers Vermuthung an dem Unterkiefer entlang, der sechste an dem Schlundkiefer, ein jeder der dazwischenliegenden an einer Kieme. Diese Vermuthung scheint jedoch der Natur des Gegenstandes nicht zu entsprechen. Der Vf. hat nämlich keine Rücksicht auf die Hörner des Zungenbeines genommen, die doch, je jünger der Fisch ist, desto mehr den Kiemenbogen und den Seitenhälften des Unterkiefers ähnlich sehen, auch destomehr mit jenen parallel laufen und frühe schon eine ziemlich grofse Dicke haben: dazu kommt, dafs in der Fig. 22, die den vordern Theil eines 3 Tage alten Güsters darstellt, der vorderste Bogen zu schmal ist, als dafs er Unterkiefer und Zungenbeinhorn in sich enthalten sollte. Wahrscheinlicher dürfte es deshalb sein, dafs der zweite Bogen, den der Vf. für die erste Kieme hält, das Zungenbeinhorn ist, ferner, dafs auch bei den Gräthenfischen [illegible] bei den Säugethieren und Vögeln, zu einer gewissen Zeit eine Spalte zwischen dem Unterkiefer und dem Zungenbeinhorn vorkommt, dafs bei 3 Tage alten Güstern die eigentliche vierte Kiemenspalte noch nicht vorhanden ist, und dafs der letzte oder siebente Arterienbogen am Schlundkiefer entlang läuft. — Durch die Bauchhöhle verlaufen unter der Rückenwand zwei grofse Venenstämme, die zwischen sich die Aorta haben: unrichtigerweise hat man diese auch bei erwachsenern Fischen vorhandenen Gefäfse bis zu der neuesten Zeit meistens hintere Hohlvenen genannt. Unser Vf. hat ihnen die Namen hintere Vertebralvenen beigelegt; Stark hat sie in seiner trefflichen Abhandlung de Vena azyga mit der Vena azyga und Vena hemiazygea der Säugethiere verglichen. Bei der Beurtheilung dieser Vergleichungen und Benennungen mufs nothwendigerweise die Entwickelungsgeschichte des Venensystems der höhern Wirbelthiere in Berücksichtigung gezogen werden. Ref. sahe vor mehreren Jahren bei sehr jungen Embryonen von Säugethieren, wie bei jungen Fischen, 2 Venenstämme vom Kopfe und 2 andre vom Schwanze herkommen, von denen die beiden letztern über die Primordial-Nieren verliefen und die alle in das Herz übergingen: er glaubte damals, dafs der rechte von den beiden hintern Stämmen zur hintern [untern] Hohlvene, der andere zu der unpaaren Vene sich umwandte, hatte sich aber darin sehr geirrt. Stark dagegen suchte im vorigen Jahre darzuthun, dafs der eine Stamm zur V. azygos, der andere zur V. hemiazygea werde, aber ebenfalls mit Unrecht. Ref., nachdem er in neuerer Zeit diese Untersuchungen weiter fortgesetzt hat, hofft nächstens darthun zu können, dafs die erwähnten beiden hintern Venenstämme bei den Säugethieren bis auf einen sehr kleinen Rest verschwinden, und dafs die V. azygos und V. hemiazygea ganz neue Gefäfse sind, von denen bei den Fischen Nichts ähnliches vorkommt. Vielleicht nun, dafs auch v. Baer Wahrnehmungen der Art gemacht, und dieserhalb den beiden bei Fischen vorkommenden grofsen Venenstämmen des Rumpfes einen besondern Namen gegeben hat. Der gewählte Name scheint jedoch nicht ganz passend zu sein, denn offenbar sind diesen Gefäfsen die beiden Venenstämme, welche bei Fischen, wie bei sehr jungen Säugthier-Embryonen vom Kopfe herkommen, in Hinsicht ihrer Lage und Verbindung analog; jene vordern Stämme aber wandeln sich bei Säugethieren in die V. jugulares internae um, und die Vertebralvenen des Halses sind spätere Erzeugnifse. Die erwähnten Venenstämme im Rumpfe der Fische dürfen demnach nicht mit den Vertebralvenen des Halses in Parallele gestellt werden, und müfsen wohl einen andern Namen bekommen, als der von unserm Vf. gewählte, damit nicht ein Anlafs

Digitized by Google

zu Mifsverständnissen gegeben werde. — Die Schwimmblase entsteht, wie die Lunge höherer Thiere, durch Ausstülpung aus dem Darmkanale, ist aber einige Zeit hindurch ganz einfach, nämlich weder in eine vordere und hintere, noch auch in zwei Seitenhälften getheilt: auch ist in den ersten Tagen noch keine Scheidung in Blasenkörper und Blasengang zu erkennen [Gleiche Wahrnehmungen sind ungefähr gleichzeitig an einigen Syngnathen des schwarzen Meeres gemacht worden: bei diesen schnürt sich aber der Gang nachher zusammen und verschwindet, noch ehe der Embryo geboren wird]. Dadurch nun aber schon, dafs die Schwimmblase in einfacher Zahl auftritt, unterscheidet sie sich wesentlich von den Lungen, denn selbst bei der Natter, die in späterer Lebenszeit nur eine Lunge besitzt, fand Ref. ursprünglich zwei an Gröfse und Form einander ganz gleiche Lungen. Die vordere kleinere Hälfte der Schwimmblase bildet sich bei Cyprinus Blicca entfernt von der hintern Hälfte, oder jener Ausstülpung des Darmkanales, und zwar dicht hinter dem Gehörapparate: erst später kommen beide Hälften einander nahe, verschmelzen und brechen in einander durch. Aber was der Vf. in der Darstellung dieses Vorganges noch nebenher angeführt hat, zeigt hinreichend, dafs er bei der Untersuchung über die Entstehungsweise jener vordern Hälfte auf so grofse Schwierigkeiten gestofsen ist, dafs er über eine solche Entstehungsweise denn doch nicht eine völlige Gewifsheit hat erhalten können. Es möge daher auch vergönnt sein, für jetzt noch einige Zweifel darin zu setzen, und gegentheils zu vermuthen, dafs die vordere und wie bekannt viel dünnwandigere Hälfte sich durch Aussackung aus der hintern dickwandigern Hälfte bildet, gleichsam einen Bruch (Hernia) der innern Haut dieser hintern Hälfte darstellt. Zu dieser Vermuthung giebt namentlich die Schwimmblase der Syngnathen Veranlassung. Auch diese besteht aus 2 Hälften, von denen die eine, wie bei den Cyprinen, viel dünnwandiger und kleiner, als die andere ist, und eine Hernia der letztern darstellt: aber diese dünnwandigere Hälfte, die gleichfalls, wie in den Cyprinen, viel später, als die dickwandigere und ursprünglich aus dem Darmkanale hervorgewachsene, entsteht, liegt hinter jener andern, also noch entfernter von dem Gehörorgane, als jene. Auch kann Ref. dem verehrten Vf. nicht darin beipflichten, dafs die Schwimmblase der Cobitis-Arten mit der vordern Hälfte der Schwimmblase der Cyprinen übereinstimme, sich unabhängig vom Darmkanale bilde und gleichfalls ein Repräsentant der Paukenhöhle höherer Thiere sei: denn die Schwimmblase der Cobiten enthält so gut eine Blutdrüse, wie die Schwimmblase der Syngnathen und aller derjenigen Fische, bei welchen, wenn sie sich ausgebildet haben, ein offener Verbindungskanal zwischen diesem Organe und dem Darmkanale fehlt. Nun aber bildet sich der Beobachtung zufolge die Schwimmblase der Syngnathen durch Ausstülpung aus dem Darmkanale, und nur später erst verschwindet ihr Verbindungskanal spurlos: also dürfte es der Analogie nach wohl am wahrscheinlichsten sein, dafs auch die Schwimmblase der Cobiten eine eben solche Entstehung hat, wie die der Syngnathen, mit der sie in Hinsicht theils des Besitzes einer Blutdrüse, theils auch des Mangels eines Ausführungsganges übereinstimmt. Dazu kommt noch, dafs bei manchen Fischen, wie z. B. bei den Clupeen, die Schwimmblase, obgleich sie für immer mit dem Darmkanale in Höhlenverbindung steht, also auch wohl aus ihm entsprungen ist, demungeachtet auch in innigster Verbindung mit dem Gehörapparate gefunden wird, also zu diesem nur erst hat hinwachsen können.

In dem inhaltreichen Anhange über die Schwimmblase ist aufser der Beziehung dieses Organes zu dem Gehörapparate, deren so eben Erwähnung geschahe, noch ausführlich und gründlich, was einmal Noth that, die Frage erörtert, ob die Schwimmblase der Vorläufer und Repräsentant der Lungen sei. Das Resultat der Erörterung ist, wie sich erwarten liefs, die Antwort: Nein! Wenn Ref. nicht befürchten müfste, die Grenzen der ihm gewordenen Aufgabe schon überschritten zu haben, würde er aus dem interessanten Anhange noch Verschiedenes hervorheben. Er schliefst daher mit dem Wunsche für den von ihm verehrten Verf., dafs demselben in seinen neuen Verhältnissen eine ungetrübte Gesundheit bleiben möge, um der Wissenschaft noch viele solche Schätze übergeben zu können, wie es der in dem angezeigten Werke ist.

Heinr. Rathke.

Digitized by Google

Jahrbücher

für

wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben

von der

Societät für wissenschaftliche Kritik

zu

Berlin.

Mai 1836.

Berlin,

Verlag von Duncker und Humblot.

1836.

Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Digitized by Google

Mitglieder und Mitarbeiter.

Abegg, in Breslau.
Abeken, in Osnabrück.
Albrecht, in Göttingen.
Aschbach, in Frankfurt a. M.
v. Baer, in Petersburg.
*Bartels.
Barthold, in Greifswald.
Baur, in Tübingen.
Bauer.
F. Benary.
A. Benary.
Bernhardy, in Halle.
Beseler, in Basel.
Bessel, in Königsberg in Pr.
Binder, in Heidenheim.
*Boeckh.
v. Bohlen, in Königsberg in Pr.
Bonnell.
*Bopp.
v. Brandt.
Burmeister.
Capellmann, in Düsseldorf.
Carus, in Dresden.
Clarus, in Leipzig.
Damerow.
Daub, in Heidelberg.
Dieterici.
Diez, in Bonn.
*Dirichlet.
Dirksen.
Dove.
Droysen.
Drumann, in Königsberg in Pr.
Ellendt, in Königsberg in Pr.
Encke.
Erdmann.
Ewald, in Göttingen.
v. Felgermann.
Feuerbach, in Erlangen.
Förstemann, in Halle.
Fr. Förster.
Fricke, in Hamburg.
Friedländer.
*Gabler.
*Gans.
Gerhard.
Gloger, in Breslau.
Glückselig, in Prag.
Goldfuss, in Bonn.
Göschel.
Göttling, in Jena.
Graff.
v. Griesheim.
v. Gruber, in Stralsund.
Haase, in Schulpforta.
v. d. Hagen.
Hagen II. in Königsberg in Pr.
*v. Henning.
*Hefftér.
Heydemann.
Heyse.
Hiecke, in Zeitz.
Hinrichs, in Halle.
*Hirt.
Homeyer.
Hornschuch, in Greifswald.
*Hotho.
*Fr. Hufeland.
Hunger, in Erlangen.
Ideler.
J. Ideler.
Johannsen, in Copenhagen.
v. Karajan, in Wien.
Kleine, in Duisburg.
Klöden.
Kosegarten, in Greifswald.
Krüger, in Quedlinburg.
Kufahl.
Kühne, in Leipzig.
Lange.
G. Lange, in Worms.
Lappenberg, in Hamburg.
Lehmann.
Lehnerdt, in Königsberg in Pr.
Lehrs, in Königsberg in Pr.
Leo, in Halle.
Leupoldt, in Erlangen.
*Link.
Lisch, in Schwerin.
Lobeck, in Königsberg in Pr.
Lorinser, in Oppeln.
Lucas, in Königsberg in Pr.
*Marheineke.
Matthäi, in Verden.
Matthäi, in Göttingen.
Matthies, in Greifswald.
Mayer, in Bonn.
Meinicke, in Prenzlau.
F. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
G. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
H. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
Michelet.
Minding.
Mittermaier, in Heidelberg.
Mullach.
Mundt.
v. Müffling, in Münster.
J. Müller.
Müller.
Naumann, in Bonn.
Naumann, in Freiberg.
Nebenius, in Carlsruhe.
Nees v. Esenbeck, in Breslau.
Neue, in Dorpat.
Niethammer, in München.
Nöggerath, in Bonn.
Pelt, in Kiel.
Petermann.
Petersen, in Kreuznach.
v. Pfuel, in Neufchatel.
Phillips, in München.
Pinder.
Plafs, in Verden.
Pohl, in Breslau.
Pott, in Halle.
Purkinje, in Breslau.
Ranke, in Quedlinburg.
Ratzeburg.
v. Raumer, in Erlangen.
Rauter, in Strafsburg.
Reinganum.
v. Riese, in Bonn.
Carl Ritter.
Rosenkranz, in Königsberg.
Rötscher, in Bromberg.
Fr. Rückert, in Erlangen.
Rühle v. Lilienstern.
v. Rumohr, in Copenhagen.
Rust, in Speier.
Sachs.
Schmidt, in Erfurt.
Schmidt, in Bielefeld.
Schoell.
Schömann, in Greifswald.
Schön, in Breslau.
Schott.
Schubert, in Königsberg in Pr.
*Joh. Schulze.
*C. H. Schultz.
Sohncke, in Königsberg in Pr.
Spiker.
v. Stägemann.
Steffens.
Stern, in Göttingen.
Strauss, in Tübingen.
Streckfuss.
*Toelken.
Trendelenburg.
Uckert, in Gotha.
Ulrici, in Halle.
*Varnhagen v. Ense.
Vatke.
Voigt, in Königsberg in Pr.
Wachsmuth, in Leipzig.
Walter.
Weber, in Bremen.
Weisse, in Leipzig.
Wendt, in Göttingen.
Wendt, in Posen.
Wiegmann.
Wilda, in Halle.
*Wilken.
v. Willisen.
Wilmans.
Windischmann, in Bonn.
v. Winterfeld.
Witte, in Halle.
Wolff, in Wien.
*Zumpt.

Digitized by Google

Inhalt des Mai-Heftes.

Jahrbücher No. 81—100.

Seite

Abeken, Cicero in seinen Briefen. Ein Leitfaden durch dieselben, mit Hinweisung auf die Zeiten, in denen sie geschrieben wurden. Hannover, 1835. — Ellendt. 748

Augusti, Lehrbuch der christlichen Dogmengeschichte. Vierte vermehrte und verbesserte Ausgabe. Leipzig, 1835. — Dr. Baur. 753

Handbuch der neuern französischen Sprache und Literatur, oder Auswahl interessanter, chronologisch geordneter Stücke aus den besten neuern französischen Prosaisten und Dichtern, nebst Nachrichten von den Verfassern und ihren Werken. Von Karl Büchner und Friedr. Herrmann. Poetischer Theil. Berlin, 1835. — Th. Mundt. 654

Joh. Gottl. Fichte's nachgelassene Werke. Drei Bände. Bonn, 1834. — Weisse. 641

v. Geisler, über den Adel als einen zur Vermittlung zwischen Monarchie und Demokratie nothwendigen Volksbestandtheil und über die Landtagsritterschaft der Provinzial-Stände in der Preußischen Monarchie und der Rheinprovinz ins Besondere, nebst einem Anhange. Minden, 1835. — Heinr. Leo. . . . 729

Hartung, die Lehre von den Partikeln der griechischen Sprache. 2 Theile. Erlangen, 1832—33. A. F. Pott. 783

Herculanensium Voluminum, quae supersunt, Tomus IV. Neapoli, 1832. — Chr. Petersen. . . . 772

Handbuch der französischen Sprache und Literatur, oder Auswahl interessanter chronologisch geordneter Stücke aus den klassischen französischen Dichtern und Prosaisten, nebst Nachrichten von den Verfassern und ihren Werken, von L. Ideler und H. Nolte. Vierter Theil. Berlin, 1835. — Th. Mundt. . . 654

Illgen, Zeitschrift für die historische Theologie. In Verbindung mit der historisch-theologischen Gesellschaft zu Leipzig. Leipzig, 1832—33. 796

Recueil général des anciennes lois Françaises, depuis l'an 420 jusqu'à la révolution de 1789; contenant la notice des principaux monumens des Mérovingiens, des Carlovingiens et des Capétiens, et le texte des ordonnances, édits, declarations, lettres-patentes, réglements, arrêts du conseil etc. de la troisième raçe, qui peuvent servir, soit à l'interprétation, soit à l'histoire du droit public et privé avec notes de concordance, table chronologique et table générale analytique et alphabétique des matières; par M. M. Jourdan, Decrusy et Isambert. Paris, 1822—1830. — W. Wachsmuth. 705

Kopp, Urkunden zur Geschichte der eidgenössischen Bünde. Lucern, 1835. — Heinr. Leo. 670

Letronne, Essai sur les idées cosmographiques qui se rattachent au nom d'Atlas, considérées dans leur rapport avec les représentations antiques de ce personnage fabuleux. Vol. II. — Th. Panofka. . . 721

Renouard, Annales de l'imprimerie des Alde ou histoire des trois Manuce et de leurs éditions. Troisième Edition. Paris, 1834. — G. Friedlaender. . 727

Raoul Rochette, Mémoires sur les représentations figurées du personnage d'Atlas. Paris, 1835. — Th. Panofka 721

J. J. Schmidt, Grammatik der mongolischen Sprache. St. Peterburg, 1831. — Wilh. Schott. . . 737

Strauss, das Leben Jesu. Zweiter Band. Tübingen, 1836. — Lic. Bauer. 681

v. Vechelde, Braunschweigische Geschichten. Erster Theil. Helmstädt, 1835. — F. Cramer. . . 695

Digitized by Google

Anzeige.

Im Verlage von ***Duncker und Humblot*** in Berlin ist vor Kurzem erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ueber die deutschen Universitäten.

Ein Gespräch von Dr. Franz Theremin.

geh. 7½ Sgr.

Bei *Duncker und Humblot* in Berlin ist erschienen:

Biographische und literarische Nachrichten von den in Berlin lebenden Schriftstellern und Schriftstellerinnen. Herausgegeben von Karl Büchner. Erstes Heft, auch unter dem Titel: *Ed. Hitzig's* gelehrtes Berlin, fortgesetzt von *K. B.* Erstes Heft. gr. 8. 1834 geh ⅔ Thlr.

Enthält aufser 28 Zusatz-Artikeln zu dem gelehrten Berlin im Jahre 1825, vollständige Artikel über folgende 41 Schriftsteller: *Angely, F. W. Becker, Beneke, Boeckh, Böttiche, Büchner, Bürger, Buschmann, A. Cosmar, Droysen, Gaertner, Gruppe, Herrmann, Heyne, Huberdt, Jaekel, Jacht, v. Keyserlingk, Kramer, Kühne, Kugler, Langbecker, Lautier, v. Ledebur, Lehmann, Lehmus, Lisco, Mansfeldt, v. Meddlhammer, Michelet, Mundt, Plehn, Frl. Rathmann, Rödenbeck, Rosenberg, Alb. Sachs, J. J. Sachs, Schimmelpfennig, G. A. Schoell, C. Seidel, Schmidt, Stieglitz, Werg, v. Zedlitz.*

Bei *Duncker und Humblot* in Berlin ist erschienen und in allen Buchandlungen zu haben:

J. f. Castelli's

Gedichte.

Einzige, vollständige Sammlung, in sechs Bänden.

Mit dem Bildnisse des Dichters.

gr. 12. 1835. geh. Subscriptions-Preis 4½ Thlr.

Castelli ist als Dichter in ganz Deutschland vortheilhaft bekannt. Seine Poesien empfehlen sich vorzüglich durch Humor und Gemüthlichkeit im Inhalte, und durch ungezwungene Naivetät im Ausdrucke; sie sind bei öffentlichen Vorträgen stets mit Beifall aufgenommen und daher auch vorzugsweise dazu gewählt worden. Fünf Bändchen seiner Gedichte waren bereits früher in Oestreich gedruckt und schnell vergriffen. Die gegenwärtige Auflage umfafst alles, was er Poetisches geschrieben, vollständig.

Die Verlagshandlung ist überzeugt, den Freunden harmlosen Scherzes mit diesem von ihr freundlich ausgestatteten Werke eine angenehme, oft erheiternde, manchmal aber auch das Herz wohlthätig berührende Lectüre zu verschaffen, und besonders den Declamatoren ein reiches Feld zum Vortrage zu eröffnen.

Um die Anschaffung zu erleichtern, soll bis Ende 1836 noch ein wohlfeiler Subscriptionspreis von 4½ Thlr. für alle 6 Bände stattfinden.

Für die Besitzer der fünf ersten Bändchen der „Poetischen Kleinigkeiten" ist das sechste Bändchen mit diesem Titel einzeln à 1 Thlr. zu haben.

An das philologische Publicum und Freunde der alten Literatur.

Im Verlage von *Duncker und Humblot* in Berlin sind folgende Werke erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Mützell, Dr. Jul., Andeutungen über das Wesen und die Berechtigung der Philologie als Wissenschaft. gr. 8. 1835. geh. ⅓ Thlr.

Bei den vielfachen Anfeindungen und der wesentlichen Verkennung, welche die Philologie in neuerer Zeit hat erdulden müssen, wird es Philologen und deren Gegnern eine interessante Erscheinung seyn, in obiger Schrift auf eine geistreiche, überzeugende Weise die Idee der Philologie und deren Berechtigung als Wissenschaft entwickelt zu finden.

Ulrici, Dr. Herm., Geschichte der Hellenischen Dichtkunst. Erster Theil: Epos. Zweiter Theil: Lyrik. 1835. gr. 8. 5⅓ Thlr.

„Hr. U. hat nach einer doppelten Einleitung, in der er die Idee der Kunst überhaupt so wie die verschiedenen Zweige derselben in ihrer Nothwendigkeit entwickelt, ferner die Bedeutung und den Charakter des Hellenischen Volkes und seiner Geschichte darzustellen sucht, in zwei grofsen Hauptmassen die Geschichte des Hellenischen Epos bis auf Antimachus und die der Hellenischen Lyrik bis zu den Zeiten Philipp's von Macedonien bearbeitet, die einzelnen Erscheinungen klar und umfassend geschildert und den Faden der Entwicklung, der sich durch das Ganze zieht, mit geschickter Hand ans Licht gebracht. — Die Ausführung ist im Ganzen eine sehr würdige und gelungene. Der Verf. überschaut seinen Gegenstand in den wesentlichen Theilen, und vermöge seiner eigenen, reichbegabten Individualität weifs er dem todten Material einen so bedeutenden Inhalt zu geben, dafs ein reiches Leben unter seiner schöpferischen Hand emporsprieſst und dafs eine längst vergangene herrliche Zeit in schönen Ansichten sich vor uns aufthut. Eine glänzende Darstellungsgabe hat das Ganze in ein höchst ansprechendes, oft zur Ueberzeugung unwillkürlich zwingendes Gewand gekleidet." (Lit. Ztg. 1835. Nr. 35.)

Aeschyli Persae. Ad fidem librorum manuscriptorum et editionum antiquarum emendarunt, integram lectionis varietatem textui subiecerunt, et commentario critico atque exegetico instruxerunt Ed. Rhld. Langeus et Gst. Pinzgerus. 8 maj. 1825. 1⅓ Thlr.

Bernhardy, Gf., wissenschaftliche Syntax der griechischen Sprache. gr. 8. 1829. 2⅓ Thlr.

Schoell, F., Geschichte der griechischen Literatur, von der frühesten mythischen Zeit, bis zur Einnahme Constantinopels durch die Türken. Nach der zweiten Auflage aus dem Französischen übersetzt, mit Berichtigungen und Zusätzen des Verfassers und der Uebersetzer, von J. Fr. Jac. Schwarze (Bd. I.) u. Mr. Pinder (Bd. II. III.) 3 Bände. gr. 8. 1828—1830. 9 Thlr.

(Bd. I. 2⅔ Thlr. — Bd. II. 3⅓ Thlr. — Bd. III. 3 Thlr.)

Varronis, M. Ter., de lingua latina libri qui supersunt. Ex codicum vetussimarumque editionum auctoritate integra lectione adjecta recensuit *Leonh. Spengel.* — Accedit index graecorum locorum apud Priscianum quae exstant ex codice Monacensi; supplementum editionis Krehlianae. 8 maj. 1826. 3⅓ Thlr.

Gedruckt in Berlin bei **J. F. Starcke.**

Digitized by Google

№ 81.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1836.

LXVII.

Johann Gottlieb Fichte's nachgelassene Werke, herausgegeben von J. H. Fichte. Drei Bände. Bonn, 1834. 35. bei A. Marcus. 8.

Die Erscheinung dieses wissenschaftlichen Nachlasses eines in seiner bedeutenden geschichtlichen Stellung vollkommen anerkannten Denkers hat jetzt eine andere Bedeutung, als sie haben würde, wenn der Inhalt dieses Nachlasses schon beim Leben des Verfs. oder unmittelbar nach dessen Tode erschienen wäre. Man kann es in der Ordnung finden, dafs Fichte den gröfsern Theil dieser Werke nicht selbst durch den Druck veröffentlichen mochte; man kann sogar den, wie es scheint, zufälligen Umständen, welche bis auf diesen Augenblick die Pietät seines Sohnes von der Ausführung des längst projectirten Unternehmens zurückhielten, einen gewissen Sinn unterlegen, und sie eher glückliche als unglückliche nennen, — und trotz dem das Unternehmen *jetzt* an der Zeit finden und dem Herausgeber die nicht geringe Mühe, die es augenscheinlich ihm verursacht haben mufs, und die Ueberwindung so mancher ihm entgegenstehenden Schwierigkeit aufrichtig und von Herzen danken. Der Grund dieser vielleicht sonderbar klingenden Aeufserung ist: Fichte's Philosophie ist seit dem Tode ihres Urhebers im eigentlichen Wortsinne geschichtlich geworden; sie hat ihre Stelle in dem grofsen Ganzen der geschichtlichen Entwickelung deutscher Speculation unwiderruflich eingenommen. In Folge dessen hat sie jetzt das Recht jeder Thatsache und Erscheinung von wahrhaft geschichtlicher Bedeutung für sich in Anspruch zu nehmen, dafs alle Documente, die zu ihrer Erläuterung und Vervollständigung als geschichtlicher Thatsache dienen oder möglicherweise dienen können, gesammelt, aufbewahrt und in einer für die Benutzung des Historikers zweckmäfsig eingerichteten Gestalt überliefert werden. Die Pflicht dessen, der sich dem Geschäfte solchen Sammelns und Ueberlieferns unterzieht, ist eine wesentlich andere, als die Pflicht des Schriftstellers oder Herausgebers seiner eigenen Werke; eine andere selbst, als die Pflicht dessen, der die Schriften eines in der Anerkenntnifs seiner geschichtlichen Stellung noch nicht befestigten, noch unmittelbar der Gegenwart angehörenden und in der Gegenwart um die Wirksamkeit seiner Geistesproducte ringenden Schriftstellers herauszugeben unternimmt. In beiden letztgenannten Fällen ist sorgfältige und strenge Auswahl des Zweckmäfsigen und Förderlichen das erste Erfordernifs der Arbeit, in dem erstgenannten aber urkundliche Treue und Vollständigkeit bei möglichster Enthaltung vom eigenen Urtheil. — Wir glauben uns der Einstimmung der Meisten versichert halten zu dürfen, wenn wir behaupten, dafs unmittelbar nach seinem Tode Fichte noch der Gegenwart angehörte, dafs aber jetzt bereits er der Geschichte angehört. Auf diese Voraussetzung begründen wir die hier von uns zu unternehmende Würdigung seines literarischen Nachlasses, welche, wenn wir den eigenen Ausspruch des Herausgebers am Schlufs der Vorrede zum dritten Bande wollten gelten lassen, in manchen Stücken sich, aber schwerlich zu seinen Gunsten würde modificiren müssen.

Sämmtliche hier vorliegende Urkunden aus der philosophischen Laufbahn des unvergefslichen Mannes gehören, wenige kleine Stücke des dritten Bandes ausgenommen, der zweiten, späteren Hälfte dieser Laufbahn an, derjenigen also, welche die erste Hälfte, und in derselben jene merkwürdige That des speculativen Bewufstseins, die es eigentlich ist, was Fichte'n die Unsterblichkeit seines Namens erworben, bereits im Rücken hat. Es lag in der Natur, in dem Begriffe jener That, dafs sie nur als ein blitzartig hervorbrechendes Moment erscheinen konnte, dafs sie in ihrem Hervorbrechen unmittelbar sich selbst verzehren mufste,

Digitized by Google

und in dem eigenen Geiste ihres Urhebers nicht minder, wie in der umgebenden Welt nur in umgewandelter Gestalt Dauer gewinnen und fortbestehen konnte. Der Idealismus, — es genügt, diesen Namen auszusprechen, um allen nicht völlig Unkundigen die That, die wir meinen, zu bezeichnen, — der transcendentale Idealismus der Wissenschaftslehre ist nicht ein philosophisches System, ausgeführt in seinen Theilen, und in einer wirklichen, in Natur und Geschichte sich durchführenden Welterkenntnifs sich bethätigend; er ist, möchte man sagen, nur Ein Gedanke, aber ein von dem Weltgeiste selbst im Laufe der organischen Entfaltung seines Bewufstseins gedachter, zur Ersteigung der höheren Stufen dieses Bewufstseins schlechthin unentbehrlicher. Er gleicht dem elektrischen Funken nicht nur in dem schnell Aufleuchtenden und augenblicklich wieder Verschwindenden seiner Erscheinung, sondern auch darin, dafs er in der neuen Welt des Geistes, in welche er zündend einschlug, die gewaltigste Erschütterung hervorbrachte. Nicht an der Zahl der Jünger und Anhänger hat man die Bedeutsamkeit des Fichte'schen Idealismus zu messen, — er hatte deren keine, und konnte seiner Natur nach keine haben, — sondern an der Befruchtung der Geister, die, wie die Geschichte jener Jahre zeigt, mit dem Aussprechen jenes wunderbaren Wortes eine neue Welt in sich entstehen, oder die Welt, die in ihnen schlief, in Einem Augenblick aus ihren Keimen entbunden fühlten. Man kann es ein sinnreiches Spiel des Schicksals nennen, was die Erscheinung des Idealismus genau an den Schlufs eines Jahrhunderts stellte; in der That hebt mit ihr nicht blofs in äufserlicher Chronologie, sondern in der lebendigen Wirklichkeit des Geistes ein neues Jahrhundert an; die gesammte Atmosphäre des Geistes ist verwandelt, und in allen Gebieten des geistigen Lebens empfindet man die ungeheure Umwandlung, die zunächst auf dem philosophischen geschehen ist.

Je höher wir aber Das anschlagen, was man in dem geschichtlichen Zusammenhange der philosophischen Entwickelung allerdings *Wirkung* des Fichte'schen Idealismus zu nennen berechtigt ist, um so unerlafslicher tritt, bei einer Würdigung des persönlichen Verdienstes und der *eigenen* Philosophie des Urhebers der Wissenschaftslehre, die Forderung ein, von dem, was *dieser* Geist und *seine* Philosophie als solche und für sich betrachtet sind, dasjenige auszuscheiden, was von jenen Wirkungen er sich anzueignen nicht vermochte, was also nicht als *sein* Eigenthum, sondern nur als das Eigenthum des höheren Geistes betrachtet werden kann, der sich seiner als des Werkzeuges bediente, um jene Schätze an den Tag zu fördern. Und hier nun erblicken wir das merkwürdige Schauspiel, wie Fichte's Geist, so stark, ja so mächtig er uns nicht blofs in jenen seinen Wirkungen, sondern auch in seiner unmittelbaren Erscheinung entgegentritt, dennoch demjenigen geistigen Elemente, welches in den Wirkungen, die mittelbar von ihm ausgingen, das eigentlich charakteristische ist, völlig entfremdet blieb. Er blieb ihm dergestalt entfremdet, dafs einer der Chorführer dieser neuen Zeit (Schelling, in s. Darstellung des Verhältnisses der Naturphilosophie zur verb. Fichte'schen Lehre S. 46) Fichte'n die philosophische Blüthe der alten Zeit nennen, und seine Bedeutung darein setzen konnte, dafs jene alte Zeit wissenschaftlich ausgesprochen in seinem System liege. In der That können wir nicht umhin, uns einzugestehen, dafs die näheren Motive und Entstehungsgründe der Gestalt, in welcher jenes grofse Uebergangsmoment des Fichte'schen Idealismus auftrat, ungleich mehr rückwärts liegen, in derjenigen Geistesgestalt, welche verlassen werden sollte, als vorwärts, in derjenigen, welche gewonnen werden sollte; dafs die Geistesverwandtschaft jenes Idealismus zu der Kant'schen und Jacobi'schen Philosophie, zu dem Rationalismus und Kriticismus des achtzehnten Jahrhunderts eine bei weitem auffallendere ist, als jene zu der Schelling'schen und der Hegel'schen Philosophie, zu der speculativen Idee und Wissenschaft des neunzehnten Jahrhunderts. Es wäre unnöthig, diese Behauptung jetzt noch einmal weiter auseinander setzen und erweisen zu wollen, nachdem der gesammte Charakter jenes Idealismus schon vorlängst in den meisterhaften kritischen Darstellungen Hegels und Schellings so klar und so erschöpfend, ausdrücklich nach seinem Verhältnisse zur Philosophie unsers Jahrhunderts, beleuchtet worden ist. Wohl aber ist es uns jetzt aufgegeben, über die Gründe und innern Zusammenhänge der Gestalt, welche Fichte's Philosophie annahm, nachdem die idealistische Grundidee von ihr ausgesprochen war, jener Gestalt, welche jetzt in dem Nachlasse zum ersten Male ihrer ganzen Breite und Ausführung nach vorliegt, ein deutlicheres Bewufstsein

Digitized by Google

zu gewinnen. Obgleich sich nämlich auch über die Principien dieser Gestalt, die schon in den Druckschriften Fichte's aus dem Jahre 1806 deutlich und unzweideutig ausgesprochen waren, und über sie zunächst, jene Schelling'sche Kritik erstreckt, so kann dieselbe doch in Bezug auf diese nicht in gleichem Sinne für erschöpfend gelten, wie in welchem sie, mit der älteren und ausdrücklicher auf diese gerichteten Hegel'schen gemeinschaftlich, in Bezug auf die ältere Gestalt des Fichte'schen Idealismus als erschöpfend anzusprechen ist. Jene umgewandelte Gestalt der Fichte'schen Lehre war damals noch eine zu neue, noch zu unmittelbar mit derjenigen Philosophie, welche sich bereits zur wissenschaftlichen Königin des Zeitalters emporgeschwungen hatte, in Conflict tretende, als dafs eine von dem Standpunkt der letzteren aus unternommene Kritik derselben nicht vielmehr die Gestalt einer Bekämpfung und Widerlegung, als die einer umfassenden, auf die inneren Gründe der Erscheinung zurückgehenden Würdigung hätte annehmen müssen. Schellings Gegenschrift, so treffend, ja durchgängig schlagend und siegend sie in ihrer Polemik ist, ist doch nicht, und konnte bei der damaligen Lage der Sache nicht sein, gerecht in der Beurtheilung ihres Gegners; sie behandelt die Gestalt, die der Gegner seiner Sache gegeben hatte, wie der Moment des Kampfes es mit sich bringt, als eine zufällige, willkürlich ergriffene strategische Maafsregel, statt auch in ihr, wie sie unstreitig dies als ihr Recht anzusprechen hat, derselben Gesetzmäfsigkeit geistiger Entwickelung nachzuspüren, nach welcher Schellings eigene Philosophie sich von gleichem Ausgangspunkte mit jener emporhob.

Was wir in jener Schrift Schellings vermissen, das hat, insofern wir es zunächst nur als eine in sich zusammenhängende und auf die letzten Gründe und Principien zurückgehende *Darlegung* der spätern Fichte'schen Lehre fassen können, der Herausgeber des Nachlasses geliefert, schon vor dieser Herausgabe selbst, in seinen „Beiträgen zur Charakteristik der neuern Philosophie" (S. 280—315). Wir dürfen diese Darlegung hier um so weniger unberücksichtigt lassen, als der Herausgeber selbst sich (in der Vorrede zum dritten Bande des Nachlasses) auf sie bezieht, und als sie eigentlich es ist, welche uns hier von dem sonst kaum zu umgehenden Geschäft eines eigentlichen Auszugs aus der uns vorliegenden Schriftenmasse entbindet. Damals, als jene Darlegung erschien, mufste sie einiges Befremden erregen, und es ist nicht zu verwundern, wenn Manche in ihr den sonst bekannten Inhalt der Wissenschaftslehre kaum wiedererkennen wollten. Es war dieselbe nämlich in allen ihren Theilen aus dem Inhalte des Nachlasses herausgearbeitet; und wenn auch dieser Inhalt nicht geradezu als ein unbekannter gelten konnte, wenn ein aufmerksamer Leser sich denselben seinen Hauptzügen nach aus den Druckschriften, die in die spätere Periode von Fichte's Laufbahn fallen, hätte zusammenbauen können: so kann man es doch nicht anders als natürlich finden, dafs der Eindruck der früheren Gestalt von Fichte's Philosophie, jener, in welcher sie geschichtlich Epoche gemacht hatte, im Publicum vorherrschte und die Art und Weise der Aufnahme einer von dieser offenbar abweichenden Darstellung bedingte. Auch wir können nicht umhin, von dem Standpunkte jenes Werkes aus das dortige Verfahren des Verfs. einigermafsen befremdlich zu finden; offenbar hätte in den Zusammenhang einer *geschichtlichen* Entwickelung der Grundzüge neuerer Philosophie jener älteren Gestalt der Fichte'schen Wissenschaftslehre wenigstens mit demselben Rechte, in Wahrheit mit noch ungleich gröfserem, einzutreten gebührt, wie dieser neueren. Das etwas zu eifrige Streben, die Fichte'sche Philosophie als System im eigentlichen Wortsinne in sich abgerundet zu zeigen und als solchem ihr eine Bedeutung unmittelbar für die philosophische Gegenwart zu vindiciren, scheint es gewesen zu sein, was den Verf. verleitete, unbewufst dasjenige Moment, worin eigentlich die geschichtliche Bedeutung jener Philosophie liegt, zu vernachläfsigen und in Schatten zu stellen. Uns aber kann dieser Mangel, der nur für den Plan und die Composition *jenes* Werkes ein Mangel ist, nicht abhalten, die Gediegenheit der Darlegung selbst, insofern sie für sich einzeln betrachtet wird, anzuerkennen und als solche sie jedem, der entweder Fichte's spätere Philosophie auf kürzerem und anmuthigerem Wege, als durch das weitschichtige und mühsame Studium des Nachlasses, kennen lernen will, oder auch der einen Faden sucht, welcher ihn durch das vielfach verschlungene Labyrinth des Nachlasses hindurchleite, auf das dringendste anzuempfehlen. Wir selbst setzen in dem Ausspruche des Urtheils, den uns hier über die Philosophie des Nachlasses zu geben obliegt, sie als bekannt vor-

Digitized by Google

aus, und verweisen an sie Jeden, der etwa bei uns selbst solche ausdrückliche Darlegung des Objects, über das wir zu urtheilen haben, vermissen möchte.

Der Uebergang aus der ersten Periode des Fichte'schen Philosophirens in die zweite Periode besteht, genauer angesehen, darin, dafs der Philosoph die zwei Momente, die er in der ersten auf das schärfste auseinandergehalten, und auseinanderhalten zu können gemeint hatte, jetzt ausdrücklich an einander brachte: das Moment seiner theoretischen und jenes seiner praktischen Philosophie. Der transcendentale Idealismus war absoluter Dualismus, und hat seine welthistorische Bedeutung wesentlich darin, dafs er solcher Dualismus war. Als theoretische Philosophie kennt er, gleich den Sophisten des Alterthums, schlechthin nur ein Reich der Endlichkeit, eine Welt der Erscheinung, und diese Welt war von Fichte auf ihren reinsten und wahrsten Ausdruck zurückgeführt worden, indem er sie als das unendlich-endliche Sichselbersetzen des Ich, des abstracten Subjectes bezeichnet hatte, welches kein Ansich weder sich gegenüber, noch hinter sich hat, sondern dessen Ansich einzig das Gesetz seiner Erscheinung ist. Dieses Gesetz aufzuzeigen, war das Geschäft, war die Aufgabe der alten Wissenschaftslehre, welche in der Lösung dieser Aufgabe auf eine ansichselbst zwar unvollkommene, aber für die weitere Fortentwickelung der Philosophie höchst bedeutsame Weise den Begriff einer wahrhaften philosophischen Methode und durch die Methode einer Ableitung der Kategorien oder reinen Denkbegriffe vorausnahm. Neben diesem Bewufstsein der subjectiven Erscheinungswelt und ihres Denkgesetzes drängte sich aber die Forderung einer absoluten Realität gebieterisch auf, einer Realität nicht zwar der Erscheinung als solcher, wohl aber dessen, in welchem und für welches die Erscheinung ist, welches die Erscheinung setzt; des Subjectes nicht *als* die Erscheinung setzenden, sondern als seienden schlechthin, also in Gestalt des Andersseins seiner selbst, einer Mehrheit von Subjecten, von sinnlich-vernünftigen Individuen. Sie drängte sich auf in Gestalt zunächst nicht eines theoretischen Begriffs, sondern des praktischen Triebes, des moralischen Gesetzes; sie konnte daher, um sie von dem Theoretischen geschieden zu halten und das theoretische Bewufstsein durch ihre Beimischung nicht zu verunreinigen, nicht als Wissen, sondern nur als praktische Gewifsheit, als Glaube, ausgesprochen werden. Von solchem Glauben erwies sich das Bewufstsein eines Gesetzes der moralischen Weltordnung unzertrennlich, welches, das Gesetz der allmähligen Selbsterhebung der vernünftigen Individuen zum wahrhaften Sein, d. h. zum moralischen Selbstbewufstsein, also auf praktischem Gebiete demjenigen entsprechend, was auf theoretischem das Gesetz der Erscheinung ist, mit dem Namen der *Gottheit* belegt ward.

Wir haben vorhin gesagt, dafs die hier kürzlich ausgesprochene philosophische Weltansicht der Wissenschaftslehre, so grofs ihre geschichtliche Bedeutung ist, doch in der Geschichte selbst nur Uebergangsmoment sein konnte. Wir müssen diese Behauptung hier ausdrücklich in Bezug auf ihren Urheber selbst wiederholen, und, auf das entschiedenste entgegentretend der allerdings verbreiteten Meinung, es sei derselbe von seiner frühern Philosophie abgefallen oder derselben untreu worden, bemerklich machen, wie es ganz im Gegentheil eine höhere Folgerichtigkeit, eine gesteigerte Energie seines Denkens war, was diese, von dem Publicum mit so grofser Befremdung aufgenommene, Umgestaltung seiner Lehre veranlafste. Ihm selbst konnte es sich, bei angestrengter Verfolgung der einmal eingeschlagenen Denklaufbahn nicht verbergen, wie, den Inhalt des praktischen Glaubens als ein Reales, als ein Seiendes gesetzt, dieser sich von dem Inhalte des erscheinenden Wissens nicht auf die Länge so abgetrennt, so entfernt halten läfst, wie er anfangs zu ihm gestellt worden war. Ein späterer, unter Fichte's Einfluss gebildeter Philosoph zwar, Herbart, hat das Kunststück wirklich vollbracht, was man von Fichte verlangt hat, was aber nicht vollbracht zu haben Fichte'n in unsern Augen keineswegs zur Unehre gereicht, — das Kunststück eines völligen und bleibenden Auseinanderhaltens der theoretischen und der praktischen Gewifsheit als zweier, völlig von einander abgetrennter, einander gar nichts angehender Wahrheitssphären.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 82.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1836.

Johann Gottlieb Fichte's nachgelassene Werke, herausgegeben von J. H. Fichte.

(Fortsetzung.)

Wir rechnen es Herbart nicht als Unredlichkeit an, den innern Zwiespalt, den Streit und Widerspruch mit sich selbst, welcher hierdurch in den Begriff der philosophischen Wahrheit kommt, nicht zu bemerken oder nicht bemerken zu wollen; aber wir rechnen es Fichte'n als eine hohe Redlichkeit gegen sich, und Aufrichtigkeit in der Verfolgung dessen, was ihm das Höchste war, an, diesen Widerspruch allerdings bemerkt und ihm Trotz bietend den Schein, als sträfe er sich selbst dadurch Lügen, in seiner spätern Lehre verbessert zu haben. — Es ist der Grundgedanke dieser spätern Lehre, wie sie jetzt in den beiden ersten Bänden des Nachlasses ihrer ganzen Breite nach und in einer ansehnlichen Reihe theils von einander unabhängiger und immer neu von vorn anhebender, theils gegenseitig einander ergänzender Darstellungen vor uns liegt, es ist ihr Grundgedanke, dafs nicht nur alles Handeln, alle Sittlichkeit, sondern dafs auch alles Wissen sich auf ein Sein, auf eine absolute Realität zurückführt, welches in allem Wirken und Erkennen, von der einfachen sinnlichen Wahrnehmung an bis zum absoluten Selbstbewufstsein der philosophischen Speculation hinauf sich nur als in einem Bilde oder Reflexe giebt. Dieses Sein ist aber nicht etwa das äufsere, todte oder auf todter Grundlage ruhende, welches unser gemeines, sinnliches Bewufstsein der Empfindung und Vorstellung als ihr Object unterschiebt. Um die Verwechslung mit diesem letztern zu vermeiden, lehnt F. an einigen Stellen (vergl. z. B. Nachlafs Bd. 2. S. 163, vielleicht die classische Stelle für diesen Wortgebrauch) den Ausdruck *Sein*, als vorzugsweise nur der gemeinen nichtigen Objectivität angehörend und ihr vorzubehaltend, für das wahrhaft Reale ausdrücklich ab, auf entsprechende Weise, wie er auch früher der Gottheit in *diesem* Sinne das Sein abgesprochen hatte; und wie er es jetzt (Bd. 3. S. 5) die „Quelle alles Irrthums" nennt, „dafs es sonst als allgemeiner Grundsatz galt, dafs das Sein nicht zu definiren sei;" — wiewohl er an andern Stellen sich dieses Ausdrucks allerdings auch zur Bezeichnung des Realen bedient, und in diesem Sinne der Copula im Urtheile und überhaupt allen Positionen des logischen Denkprocesses eine höhere Deutung giebt (vergl. ebendas. S. 186 und im ersten Bande die Vorlesungen über Logik). Das Reale ist ihm vielmehr durchaus und aller Wege dasselbe, was früher das Grundprincip seiner praktischen Philosophie gebildet hatte: unbedingtes *Leben*, *Handeln*; auch *Licht* nennt er es jetzt vorzugsweise gern, um dadurch sein Eingehen in das Erkennen, sein Sein für das Erkennen, als absolutes Princip, aber nicht, wenigstens nicht im gewöhnlichen Wortsinne, als Object oder Inhalt des Erkennens, zu bezeichnen. Wie sehr aber auch das Reale sich zum Lichte des Erkennens machen und im Erkennen sich veräufsern und verbildlichen möge: darauf kommt F. stets wieder zurück, dafs die eigentliche, wahrhafte Wirklichkeit des Realen *als* Realen, sein *inneres* Dasein im Gegensatze des *äufseren* nicht das Wissen und Erkennen, sondern das sittliche Handeln ist. „In Absicht der Realität verweist die Philosophie an das Leben, wie sie denn überhaupt daran verweist": ist der (Bd. 2. S. 340 mit diesen Worten ausgesprochene) Wahlspruch der gesammten Philosophie des Nachlasses, die sich, wie Fichte's Philosophie von Haus aus, nicht als Wissenschaft, sondern nur als *Wissenschaftslehre*, das heifst als vorläufige, allgemeine Orientirung des Selbstbewufstseins in derjenigen Wissenschaft, die unmittelbar mit dem Leben als solchen zusammenfallen würde, geben will.

Es ist von Interesse, von dem Gesichtspunkte die-

Digitized by Google

ser Grundidee der spätern Fichte'schen Philosophie die nähere Gestalt zu verfolgen, welche sie, abweichend eben so sehr von ihrer eigenen frühern Gestalt, wie von der in der Philosophie eigentlich herrschend gewordenen Zeitrichtung, sich geben mufste. Hatte vorher die theoretische Wissenschaftslehre, ausgehend von dem mit absoluter Evidenz an ihre Spitze gestellten Satze Ich=Ich, *über* den in realem Sinne hinauszugehen sie ganz und gar kein Interesse hatte, einzig und allein sich in der formalen Ausführung jenes Satzes, das heifst in der methodischen Deduction der Kategorien einherbewegt, unbekümmert um die Consequenzen dieses Philosophirens, deren Zurechtstellung sie getrost der praktischen Philosophie überlassen konnte: so erhält jetzt die Theorie einen bestimmten Zweck und Endziel in der nunmehr ihr aufgegebenen Ausmittelung der Wahrheit jenes absoluten Seins, welches durch sie an die Stelle des im gemeinen Bewufstsein vorausgesetzten objectiven Seins gesetzt werden soll. Was in der alten W. L. das Hauptgeschäft ausgemacht hatte, die Abbildung der logischen und metaphysischen Denkbegriffe und Denkformen, die Entwickelung jener Thatsachen des subjectiven Bewufstseins, welche den Principien des Idealismus zufolge an die Stelle der Thatsachen objectiver Weltanschauung treten sollten, das wird jetzt zum Nebengeschäft; wir sehen es als solches aus dem Kreise der eigentlichen W. L. herausgeworfen, und in Gestalt eigenthümlicher Disciplinen, die als Einleitung in die W. L. dienen, dargestellt und vorgetragen. So finden wir im ersten Bande des Nachlasses Vorlesungen erst „über das Verhältnifs der Logik zur Philosophie, oder transcendentale Logik," S. 103—400, dann über „die Thatsachen des Bewufstseins," S. 401—574, beide nicht neben einander, sondern in stetiger Reihe auf einander folgend, als einen ziemlich weitschichtigen Einleitungscursus zur W. L. zusammengestellt. Solcher Einleitung stellt der Verf. selbst (S. 123) die etwas wunderliche Aufgabe „nicht selbst zu philosophiren, aber die Philosophie zu verstehen," ja sie „redend einzuführen." Die W. L. selbst schrumpft hiernach zu einem beschränkten Umfange zusammen; sie hat zu ihrem Inhalte nur noch eine letzte Zusammenfassung des in jenen einleitenden Betrachtungen auseinandergelegten Reflexionsinhaltes und Zurückführung desselben auf den ihm jetzt zum substantiellen Inhalt gegebenen Begriff einer absoluten Realität. Wie folgerecht indessen dieses Verfahren aus der neu von F. eingeschlagenen Richtung sich ergeben mochte, so können wir durch dasselbe doch die leichte Uebersichtlichkeit seiner Lehre und den aus dieser für die wirkliche Einsicht in die gesetzmäfsige Beschaffenheit des geistigen Bewufstseins zu ziehenden Gewinn nicht in jeder Beziehung gefördert achten. Es findet sich gar bald, dafs auch der Inhalt jener Einleitung, — derselbe, der sonst den Inhalt der ganzen W. L. ausgemacht hatte, — von dem neuen Standpunkte aus nicht in seinem rechten Lichte dargestellt zu werden vermag, wenn ihm nicht wenigstens eine allgemeine Andeutung über die Principien des Ganzen vorangeschickt worden ist. Es bedarf also einer Einleitung zur Einleitung, und wirklich sehen wir, wie F. auch in seinem akademischen Cursus den logischen Vorlesungen noch eine allgemeine Einleitungsvorlesung voranstellt, und in den logischen Vorträgen sich ausdrücklich auf sie beruft *). Diese nun kann zu ihrem Inhalte nicht wohl etwas anderes haben, als was nachher den Inhalt der W. L. selbst ausmacht; nur im Vortrage anders gewendet und mit minder detaillirtem Eingehen in die Irrgänge des Reflexionsbewufstseins. — Um diese Bemerkung bestätigt zu finden, fordern wir die Leser des Nachlasses auf, die das Ganze eröffnenden Einleitungsvorlesungen (Bd. 1. S. 1—102) mit den beiden wenn nicht genau demselben, so doch offenbar jede einem entsprechenden Cursus angehörenden Vorlesungen über die W. L., den begonnenen aber nicht vollendeten, welche Bd. 2. S. 1—86, und den vollständigen, welche ebendas. S. 315—492 abgedruckt sind, zu vergleichen (— die S. 103—314 abgedruckten Vorlesungen bilden einen älteren Cursus, wo die einleitenden Bestandtheile von der eigentlichen Darstellung der W. L. noch nicht ausgeschieden sind). Vielleicht werden manche Leser, mit

*) In den Vorlesungen über die Thatsache des Bewufstseins sagt F. überdiefs (S. 406), diese seien ehemals die einzigen Einleitungsvorlesungen gewesen; er habe sich diesmal bewogen gefunden, die Vorlesungen über Logik ihnen voranzuschicken; und zwar sei die Form dieser ersten Einleitung (die aber auch, wie wir aus ihr selbst erfahren haben, nicht die erste ist) die strenger wissenschaftliche. Diese mit der Erweiterung der Einleitungen parallelgehende Steigerung ihrer Wissenschaftlichkeit nach rückwärts, während die eigentliche W. L. immer mehr zusammenschrumpft, ist charakteristisch.

Digitized by Google

dem Ref., der seinerseits bekennen mufs, dafs es ihm so ergangen ist, sich vorzugsweise durch die ersten Einleitungsvorlesungen angezogen finden, und hier eine höhere Klarheit, Frische und Bündigkeit der Darstellung, als in den meisten der übrigen Vorträge, zu gewahren glauben. Eine Ursache dieses Vorzugs, falls nämlich Ref. in dessen Wahrnehmung sich nicht getäuscht haben sollte, kann vielleicht darin liegen, dafs diese Vorlesungen unter allem Mitgetheilten das Späteste sind (sie sind im Herbste 1813, also fast unmittelbar vor dem Tode ihres Verfs. gehalten worden), und F. in der Verarbeitung seines neugewonnenen Systems für den Vortrag noch immer im Fortschritt begriffen war; gewifs aber liegt ein anderer und sehr wesentlicher Grund darin, dafs die Einfachheit, in der dort die philosophischen Probleme gehalten sind, dem Inhalte dieses Systemes günstiger ist, als die Ausbreitung, die, aufrichtig gesagt, in dem weiter Folgenden zum Theil mehr durch das allgemeine Bedürfnifs, sich überhaupt eine Breite, eine Ausdehnung zu geben, als durch den wirklichen Besitz eines innerlich reichen und mannigfaltigen Inhalts herbeigeführt scheint.

Was in der alten Wissenschaftslehre die Breite der Ausführung hergab, war, oder sollte sein die Deduction des wirklichen Denkinhaltes in Form absoluter Gesetzlichkeit der Erscheinungswelt, einer Reihe schlechthin gültiger und in ihrer Ableitung evidenter Denkbegriffe oder Kategorien. Freilich war, was wirklich dafür gegeben ward, auch dort nur ein tumultuarischer Versuch, ohne Haltbarkeit und gediegene Ausführung seiner einzelnen Theile: wie denn auch die Zeit sogleich an diesem Versuche ihr Gericht geübt, und nie leicht ein philosophisches Werk in solchem Grade das Schicksal erfahren hat, bei anerkannt epochemachender Wichtigkeit seiner Anlage und seines Grundgedankens so wenig gelesen und studirt zu werden, wie die „Grundlage der gesammten Wissenschaftslehre" sammt den sie zunächst begleitenden Schriften. Darum sagten wir oben, dafs dieser Philosophie nur in ihrem Princip, nicht aber auch in ihrer systematischen Ausführung geschichtliche Bedeutung zukommt; und der Verf. selbst scheint dies empfunden zu haben, indem er gar bald jenen Versuch fallen liefs und, ohne einen neuen zu wagen, in einer Reihe populärer, meisterhaft stylisirter Schriften *) (die den eigentlichen Kern dieser Philosophie ohne alle Frage reiner und vollständiger als die vorangehenden, wissenschaftlichen enthalten) über jenen Idealismus ein für allemal abschlofs. Dennoch bleibt der Gedanke, auf jene Weise, wie es in der ersten W. L. versucht war, einen Inhalt, der dem Inhalt des wirklichen Bewufstseins durchaus entsprechen sollte, methodisch zu erzeugen, wenigstens als Gedanke, in seiner Allgemeinheit, von Bedeutung. Er bleibt es, auch trotz der Unklarheit, die in ihm über die Gränzen herrscht, wo denn jene Ableitung des angeblich Gesetzlichen und Nothwendigen aufhören solle, welche ihm zufolge eigentlich ins Unendliche, bis in das Kleinste und Zufälligste hinein, sich erstrecken müfste; wie denn bekanntlich auch nie leicht eine Philosophie einen ärgern Unfug des Construirens und a priori Deducirens theils selbst geübt, theils veranlafst hat, als der alte Fichtianismus. Die neue Gestalt der W. L. ist von diesem Vorwurfe frei, aber sie hat mit ihm zugleich auch das Bedeutsame, was in dem Gedanken jener Deductionsmethode lag, aufgegeben. Sie hat (Bd. 1. S. 515) ein deutliches Bewufstsein von dem Unterschiede zwischen Form der Empirie und Stoff der Empirie. Nur die erstere, „das Ich, mit Willen, Verstand, Einbildungskraft, Wahrnehmung, Raum, Zeit, Anziehung und den übrigen in der Logik abgeleiteten Kategorien der Natur" ist ihr Object der wissenschaftlichen Deduction, während der letztere „durchaus gesetzlos" und seine Beschaffenheit der Philosophie „ganz gleichgültig" ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

LXVIII.

1. *Handbuch der neuern französischen Sprache und Literatur, oder Auswahl interessanter, chronologisch geordneter Stücke aus den besten neuern französischen Prosaisten und Dichtern, nebst Nachrichten von den Verfassern und ihren Werken. Von Karl Büchner und Friedr. Herrmann. Poetischer Theil. Berlin*, 1835. *Duncker und Humblot.* 8.
2. *Handbuch der französischen Sprache und Lite-*

*) Wir meinen die „Bestimmung des Menschen," das „Antwortschreiben an Reinhold," und den „Sonnenklaren Bericht an das Publicum u. s. w."

Digitized by Google

ratur, oder Auswahl interessanter chronologisch geordneter Stücke aus den klassischen französischen Dichtern und Prosaisten, nebst Nachrichten von den Verfassern und ihren Werken, von L. Ideler und H. Nolte. Vierter Theil, enthaltend die Dichter der neuern und neuesten Literatur, bearbeitet von Dr. J. Ideler, herausgegeben von L. Ideler. Berlin, 1835. Nauck. 8.

Sammlungen dieser Art, in denen Production und Material einer Literatur zu einem gedrängten Gesammtbild der Haupt richtungen einer Nationalcultur sich zusammenstellen, haben in jeder Hinsicht ihre Zweckdienlichkeit bewährt. Zunächst für den Unterricht bestimmt, haben sie auch für den literarischen Forscher wie für den lesenden Liebhaber ein mehrfaches Interesse, indem sie durch Concentration des ganzen Literaturgebietes auf übersehlichem Raume etwas Vereinigendes für die Anschauung gewähren, besonders wenn sie aus so guten und umfassenden Gesichtspunkten gearbeitet sind, wie die vorliegenden Handbücher der Herren Ideler und Büchner. Die der Prosa gewidmeten Theile derselben, von denen früher in diesen Blättern Anzeige geschah, haben, trotz vielfältiger und gleichzeitiger Concurrenz, einen so starken Eingang gefunden, dafs, wie wir hören, von der Arbeit des fleifsigen und kenntnifsreichen Dr. Büchner bereits eine zweite Auflage gedruckt wird, und das Ideler'sche Handbuch, das ein besonders reichhaltiges literarwissenschaftliches Material einschliefst, hat sich nicht mindern Beifall verdient. Die oben angezeigten, beiden Bände umfassen die poetische Hälfte der französischen Literatur, indem für die Sprachunterrichtszwecke des Handbuchs Poesie und Prosa sich trennen, eine Trennung, die in literarischer Hinsicht genau genommen unstatthaft wäre, da in der neuesten Literaturgeschichte beide nicht gesondert von einander sich entwickeln. Vornehmlich ist auch in Frankreich seit den sprachlichen und poetischen Umwälzungen des Romantizismus nicht mehr zu sagen, in welcher Form der eigentliche und wahrste Gehalt der Poesie sich ausbilde, da auch die Sprache der Prosa poetisch geworden ist und aller dichterischen und productiven Freiheit um so mehr zu geniefsen scheint, je entbundener sie von metrischen Fesseln und Bedingungen des Verses ist. Es ist überhaupt der Charakter der modernen Sprachen, die Gränzen von Poesie und Prosa mehr oder weniger in einander übergehen zu lassen und einen eigentlichen sogenannten poetischen Sprachgebrauch als solchen nicht zu kennen, sowie es der Charakter der modernen Literaturen ist, die Gebilde der poetischen Production an keine bestimmt gegebenen Formen zu fesseln, sondern in gebundener wie ungebundener Rede auf gleiche Weise frei zu geben. Doch soll darum nicht getadelt werden, wenn solche Sonderung in literarischen Handbüchern der vorliegenden Art vorgenommen wird, wo sie bestimmte Anhalte für Eintheilung und Abgränzung des Literaturgebietes gewährt.

Dreierlei Stadien der neueren französischen Literatur waren hier vornehmlich für die Herausgeber zu umzeichnen. Aus der ersten Revolutionsperiode galt es nur wenige poetische Laute zu sammeln. Der leidenschaftliche demokratische Tragöde Joseph Chénier und sein Bruder André, der als Opfer seiner Anhänglichkeit für Ludwig XVI. fiel, sind die am meisten charakteristischen Typen dieses Zeitraums in der Poesie. Alsdann zeigt die poetische Production unter der Kaiserzeit eine nur sehr dürftige Physiognomie. Das Leben dieser Epoche liefs sich mehr praktisch an, die Musen waren noch verschüchtert, und trugen ihrerseits nicht zu dem Glanz napoleonischer Herrschaft bei. In der Restauration trat eine eigentliche Wiederherstellung des literarischen und poetischen Lebens in Frankreich ein, auf der einen Seite Ausrundung und lebhafte Wiederaufnahme der frühern französischen Literatur, auf der andern die neuromantische Schule, die ganz selbständig und originell zu wirken anfing. Die beiden Herausgeber ergänzen sich meistentheils wechselweise in ihren Auswahlen, in denen sie auch öfters zusammentreffen. Das Handbuch des Herrn Dr. Büchner, das vorherrschend die Richtung auf den Jugendunterricht mit umsichtiger Sorgsamkeit im Auge hat, vereinigt auf kleinerem Raume eine gröfsere Anzahl von Autoren, als dieser poetische Theil des Herrn Dr. Ideler, der dagegen, auf einer bei weitem gröfseren Bogenzahl, einzelne Schriftsteller reichlicher ausbeutet, hin und wieder sehr treffende Anmerkungen beifügt und in den Einleitungen seine Quellen oft umständlicher sprechen läfst. Namentlich sind seine Mittheilungen aus Victor Hugo und Béranger sehr vielfältig und reichhaltig, wogegen die in den letzten Jahren hervorgetretenen Erscheinungen der französischen Literatur allzu kärglich bei ihm weggekommen sind. Ueberhaupt fehlen in dem Idelerschen Handbuche folgende Dichter: Ancelot, Beaumarchais, Boufflers, Chénedollé, Delille, *Alexander Dumas*, Esménard, Etienne, Mad. *Girardin* (Delphine Gay), Leclerq, *Mérimée*, Picard, Sainte-Beuve, *Scribe*, *Soumet*, Mad. Tastu und *Viennet*, aus denen man in der Büchner'schen Sammlung Auswahlen findet. Dagegen hat Dr. Ideler einige ihm eigenthümliche Stücke, namentlich aus Avrigni, Chateaubriand, Daru, Dupaty, Michaud und Ségur, die bei Büchner fehlen. Von *Emile Deschamps*, und *Edgar Quinet*, dem Verf. des Ahasvérus und des jetzt herausgekommenen Napoleon, haben beide Herausgeber noch nichts gegeben. Doch wäre es unbillig und unstatthaft, von Büchern dieser Art eine Vollständigkeit zu verlangen, die mit der laufenden Production gleichen Schritt halten sollte, da sie nicht zu Repertorien der Tagesliteratur angelegt sind, sondern nur die Hauptdocumente gewisser abgegränzter Epochen der Sprache und Production aneinander zu reihen haben. Eine interessante Zugabe bei Ideler bilden einige Fabeln Ludwigs XVIII., die zuerst in einem Anhange zu der Relation d'un voyage de Paris à Bruxelles et à Coblentz en 1791 abgedruckt standen. Bei Büchner findet sich noch eine gedrängte allgemeine Einleitung zu seinem Bande.

Th. Mundt.

Digitized by Google

№ 83.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1836.

Johann Gottlieb Fichte's nachgelassene Werke, herausgegeben von J. H. Fichte.

(Fortsetzung.)

Aber wie der Stoff, d. h. der gesammte empirische Erkenntnifsinhalt, hiermit für die Wissenschaft gänzlich entwerthet, ausdrücklich als ein Solches ausgesprochen wird, das „mit Gott gar nichts gemein hat": so hört auch die Deduction der Form auf, der eigentlichen Philosophie oder W. L. anzugehören; sie wird ausdrücklich in die (transcendentale) Logik zurückverwiesen; darum nämlich, weil die Form ausdrücklich nicht Form des Seins, sondern Form des nichtigen Scheines ist, die, obgleich sie das, was sie ist, nicht sein könnte ohne jenes Reale, welches auch in der Welt des Scheines das allein wahrhaft Seiende ist, doch keineswegs das Was dieses Realen auf irgend adäquate Weise ausdrückt. So erhalten wir denn statt einer methodischen Deduction der Kategorien, wie die alte W. L. sie — wenigstens versprochen hatte, eine Kritik der gemeinen Logik, eine solche, die, an dem Faden des rein verständigen Bewufstseins einhergehend, zwar an alle einzelne Stellen dieses Bewufstseins die „transcendentale" Begriffsbestimmung einfügt, und durch sie den blofsen Verstandesbegriff verdrängt, ohne aber diese Stellen unter sich nach einer Methode, die sich als unmittelbar Eins mit ihrem Inhalte erwiese, zu einem Ganzen zusammenzuknüpfen. — Es wäre verkehrt, Fichte'n einen Vorwurf daraus machen zu wollen, dafs er solche systematische Gestalt eines Ganzen nicht erkünstelt hat; im Gegentheil ist die Redlichkeit, die ihn dem lockenden Schein, mit dem ihn seine früheren Ideen leicht verführen konnten, zu folgen verschmähen liefs, sowohl an sich hochzuachten, als auch in ihren Folgen anzuerkennen. Gerade nämlich in dieser Gestalt, als Kritik der gemeinen Erkenntnifs in ihrer logischen sowohl, als auch in ihrer psychologischen Gestalt, hat Fichte's spätere Lehre die ihr eigenthümliche Bestimmung vorzugsweise erreicht, und die mit diesem Inhalt beschäftigten Vorlesungen enthalten eine Fülle von Bemerkungen und Ausführungen, die, von der seltenen Denkkraft und Denkübung ihres Urhebers das rühmlichste Zeugnifs ablegend, auch für höhere Standpunkte der Speculation Geltung und Anwendbarkeit behalten.

Der speculative Charakter des gesammten neueren Fichtianismus läfst sich zusammenfassen in folgende Bemerkung. Es hat diese Philosophie zu ihrem Principe das Bewufstsein des Absoluten; sie geht von diesem Bewufstsein aus, und behält dasselbe auf jedem ihrer Schritte allenthalben gegenwärtig; aber die Ausführung, die sie dem absoluten Principe giebt, ist nicht selbst eine absolute, sondern eine solche, die ihren Inhalt als das gerade Gegentheil des Absoluten weifs. Zwar heifst es an nicht wenigen Stellen: das Absolute, so gewifs es ist, und Absolutes ist, *mufs* erscheinen; die Nothwendigkeit seiner Erscheinung ist dieselbe, wie seine eigene Nothwendigkeit, ist seine Absolutheit selbst. Aber zugleich damit heifst es auch: dafs, *wie* das Absolute erscheine, vollkommen gleichgültig sei; es komme nur darauf an, dafs überhaupt eine Erscheinung sei, das Wie dieser Erscheinung gehe den Begriff des Absoluten weiter nichts an. So auch wird die allgemeine Nothwendigkeit der Erscheinung nicht aus ihr selbst, nicht als eine dem Begriffe der Erscheinung immanente erkannt, sondern „hinterher, nach Anknüpfung der Erscheinung an das Absolute, findet sich, dafs auch sie, da sie ist, *nothwendig* ist" (Bd. 2. S. 333). Was in dieser gleichgültigen Erscheinung dennoch der Wissenschaft nicht gleichgültig ist, die logischen und psychologischen Denkformen und Denkbegriffe, die Kategorien, kurz das *Gesetz* der Erscheinung: das hat seine Bedeutung auch nur darin, dafs mittelst dieses Gesetzes ausdrücklich in dem

Digitized by Google

Scheine die Nichtigkeit des Scheines erscheint oder zum Bewufstsein kommt, — aber nicht darin, als ob die Gestalt des Gesetzes selbst eine absolute, oder unmittelbar aus dem Begriffe des Absoluten erkennbar wäre. Zwar wird in Bezug auf dieses Gesetz die Forderung aufgestellt (ein Rest des alten Apriorismus der W. L.), es nicht empirisch, sondern aus der Nothwendigkeit seines Begriffs zu erkennen. Aber von welcher Beschaffenheit diese Nothwendigkeit sei, erhellt sogleich daraus, dafs sogar von dem Begriffe, d. h. der Erkenntnifs des Absoluten selbst, als *Begriffe* und wie er *aufser* dem Sein des Absoluten ist (er ist aber *nur aufser* diesem Sein) gesagt wird, er sei *Factum* nnd *blofses* Factum (ebendas. S. 327), er sei (S. 328) das Ende und der Abschlufs des *factischen* Wissens. Folglich kann auch mit jener Nothwendigkeit des Gesetzes der Erscheinung, wenn wir diese, wie wir unstreitig müssen, als eine und dieselbe mit der Nothwendigkeit des Erkenntnifsbegriffs vom Absoluten fassen, keine höhere verstanden werden, als nur eine solche, welche durch die Voraussetzung der „Factici-tät" der Erscheinung (ein Lieblingswort F.'s in diesem Zusammenhange), freilich nicht der besondern, bestimmten Erscheinung, sondern der Erscheinung überhaupt, bedingt bleibt. Ist einmal die Erscheinung gesetzt, so ergiebt sich mit Nothwendigkeit aus ihrem Begriffe das Gesetz der Erscheinung; es ergiebt sich als „ein Vorsichhinstellen, Anhalten, Befestigen" des Absoluten, welches letztere als solches, *vor* seiner Erscheinung im Wissen, absolutes Leben ist, durch das Wissen aber „einen Gegensatz, ein Nichtleben, eine vis inertiae" in sich hineingebracht erhält (Bd. 1. S. 72). Zwar das Gesetztsein der Erscheinung überhaupt folgt nothwendig *aus* dem Sein des Absoluten; *aber diese* Nothwendigkeit, welche nicht sowohl im eigentlichen Sinne erkannt, als vielmehr nur nicht geläugnet wird, ist nicht die eigene Nothwendigkeit des Erkenntnifs-Begriffs, welcher letztere ein für allemal das von der Natur des Absoluten als solchen Unterschiedene, ja ihr Entgegengesetzte ist. Es bleibt also, wir mögen es ansehen wie wir wollen, die letztere Nothwendigkeit, die Nothwendigkeit des Erkenntnifs-Begriffs eine äufserliche, factische, und fällt nie und nimmer mit dem Sein des Absoluten als solchen, oder mit derjenigen Nothwendigkeit, welche die Erscheinung *in* dem Absoluten zu haben allerdings auch vorausgesetzt wird, zusammen.

Aus dem Gesagten erklärt sich nun auf das Vollständigste jener hartnäckige Widerspruch der späteren W. L. gegen eine Philosophie, welche gleichzeitig mit ihr und noch vor ihr, mit dem Unternehmen, das Absolute der Wissenschaft nicht blofs zum Princip, sondern zum alleinigen Inhalte zu geben, Ernst gemacht hatte. Fichte hat es verschmäht, dieser Philosophie gegenüber die Stellung einzunehmen, die ihm, wenn er sich nicht zu ihr erheben konnte, eigentlich zugekommen wäre, die vertheidigende. Er half sich gegen die wiederholte Kritik, die seine Lehre von dort erfahren mufste, durch das gewöhnliche Mittel Solcher, die es sich nicht gestehen wollen, dafs ein Höherer über sie gekommen ist, durch Ignoriren *); hielt sich aber für solche Enthaltsamkeit durch fortwährende Ausfälle in seinen Vorlesungen schadlos, wo der Gegner ihm nicht Rede stehen konnte; mit welchen wir denn auch jetzt den Nachlafs fast allerorten verunziert erblicken. Mit unbegreiflicher Verblendung beharrt er dabei, in dem Absoluten des Identitätsystems nur jene gemeine, schlechte Objectivität zu gewahren, welche doch von Schelling und von Hegel (auch des Letztern „Phänomenologie des Geistes," welche ihn hätte enttäuschen müssen, wenn er sie irgend eines aufmerksamen Blicks hätte würdigen wollen, war, obgleich sieben Jahre vor seinem Tode erschienen, für ihn nicht vorhanden) bei weitem gründlicher, als von ihm selbst, vernichtet worden war. Der Herausgeber des Nachlasses hat, in der Biographie und in den „Beiträgen zur Charakteristik u. s. w." seinen Vater wegen dieser mifsverstandenen Gegnerschaft zu entschuldigen gesucht, durch die Be-

*) Noch bei seinem Leben hat F. diesen Vorwurf auch von Unpartheiischen und Wohlgesinnten (z. B. von Jean Paul in einer Rec. seiner „Reden an die deutsche Nation") vernehmen müssen. Hinsichtlich der Schelling'schen Schrift hat ihn sein Biograph (Thl. 1 S. 435 f.) wegen dieses Ignorirens zu entschuldigen gesucht; auf eine, wir gestehen es, uns nicht befriedigende Weise. Wegen seines Ignorirens der beiden, nicht minder scharfen und eindringenden Kritiken Hegels aber (welches Schelling ihm so bitter vorwarf) ist F. ganz unentschuldigt geblieben. — Wir erwähnen diesen Punkt nicht aus Ungunst gegen das Gedächtnifs des hochverdienten Denkers, sondern um der grofsen Lehre willen, die darin für unsere und für alle Zeiten liegt.

Digitized by Google

merkung, wie, der damaligen, unausgebildeten Gestalt des Identitätsystemes gegenüber, Fichte's nach einer Seite, der Seite der Reflexion hin, durchgebildeteres und begründeteres System eine gewisse Berechtigung allerdings in Anspruch nehmen konnte. Hierin liegt unstreitig etwas Wahres und Beachtenswerthes. Die beiden Urheber derjenigen Philosophie, welche damals noch als eine und dieselbe der Fichte'schen gegenüberstand, Hegel und Schelling, haben später selbst, jeder nach einer andern Richtung hin, eine neue Durcharbeitung und Begründung ihrer Denksysteme nöthig befunden, und damit stillschweigend bekannt, dafs die frühere Gestalt derselben eine der Form nach unvollkommene war. Hier nun könnte es gar wohl sein, und wäre in der Geschichte der Philosophie keineswegs ohne Beispiel, dafs gerade das nächstvorhergehende System Etwas darzubieten hätte, was zur Ergänzung jener Mängel allerdings benutzt werden konnte. Bei Fichte wäre dies, wie auch der Herausgeber geltend zu machen nicht unterlassen hat, die subjective, erkenntnifs-theoretische Ableitung des Begriffs vom Absoluten in seiner unentwickelten Einfachheit aus der Betrachtung des Denkprocesses; die Genesis dieses Begriffs aus den Widersprüchen der Reflexion. Obwohl wir nun, wie gesagt, bereit sind, nach dieser Seite hin eine gewisse Ueberlegenheit der ausgebildeten Fichte'schen Lehre gegen die älteste unausgebildete Gestalt der neuen, höheren Philosophie zuzugeben, und eine Art von Bedeutung oder Berechtigung jener Fichte'schen Polemik hierein zu setzen, so haben wir doch dagegen uns zu verwahren, dafs man dieses unser Zugeständnifs nicht so deute, als könne oder solle nach uns Fichte's Philosophie, so wie sie vorliegt, unmittelbar in die Entwickelung des höheren Systemes eintreten. Es ist wahr, dafs Fichte die Berufung auf eine „intellectuelle Anschauung des Absoluten" für eine zureichende Begründung dieses Begriffs hinzunehmen sich weigerte, und sich zu weigern berechtigt war. Es ist gleichfalls wahr, dafs Fichte dieser angeblich unmittelbaren Anschauung gegenüber den Gedanken fafste und durchführte, den Begriff des Absoluten zu vermitteln, indem er ihn aus der Einsicht in die Nichtigkeit der Erscheinungswelt entstehen liefs, und dafs solche Vermittelung, jener Unmittelbarkeit gegenüber, das Richtigere und Wissenschaftlichere ist. Aber es ist nicht wahr, dafs Fichte'n jene Vermittelung gelungen sei, in dem Sinne gelungen sei, dafs durch sie das Absolute nicht nur, wie er es fafst, als gestaltlose, seinem eigentlichen Selbst nach unerkennbare Voraussetzung des erscheinenden Wissens, sondern so, wie uns dasselbe zu fassen aufgegeben ist, als substantieller Inhalt des *wahren* Wissens, erwiesen und begründet würde. Um jenen Widerspruch herauszubringen, durch welchen das Bewufstsein des erscheinenden Wissens sich zum Bewufstsein des Absoluten fortgestalten soll, sieht Fichte sich genöthigt, das erscheinende Wissen als *Bildlichkeit* zu fassen, das wissenschaftliche Bewufstsein aber darein zu setzen, dafs das Bild sich als Bild erfafst, und das erkennende Ich zu einem *Durch* wird, durch das unabläfsig das Sein sich in ein Bild seiner selbst, das Bild aber in das Bewufstsein des abgebildeten Seins umsetzt. Gegen solches Verfahren nun möchten wohl in ihrem ganzen Umfange die harten Worte Schellings ihre Geltung behaupten (Verhältnifs der N. Ph. zur W. L. S. 74): „ein solches Wissen, das blofs Bild ist eines Seins, giebt es nur für die untergeordnetste und gemeinste Reflexion. Sonst beschied sich Hr. Fichte, dafs diese schlechte Reflexion, welche das Sein sich gegenüber als ein Object setzt, nur unsere Reflexion sei, und keine weiteren Ansprüche machen soll, als eben unsere zu sein, jetzt macht er sie göttlich." — Der Idealismus selbst hatte jene Ansicht unsers sinnlichen Wahrnehmens und Vorstellens, als sei dasselbe Abbilden eines Seins, aufser ihm, widerlegt: woher auf einmal die Voraussetzung, dafs es dennoch dies sei? Woher, als weil der Philosoph solcher Voraussetzung bedurfte, um beweisen zu können, Bild verlange ein Abgebildetes, und weil das Abgebildete draufsen ein für allemal vernichtet sei, so müsse ein solches inwendig im Wissen selbst verborgen liegen. Man würde also sich in einen offenbaren Cirkel verwickeln, wenn man sich der Fichte'schen Lehre als eines Beweises bedienen wollte, durch welchen die Nothwendigkeit, überhaupt ein Absolutes zu denken, erwiesen werden soll. Solchen Beweis enthält schon Hegels vorhin genanntes Werk in weit gröfserer Vollkommenheit; am wenigsten aber kann die speculative Philosophie unserer Tage dergestalt verlegen um ihn sein, dafs sie, um ihn zu finden, zur W. L. zurückkehren müfste. — Um gegen Fichte gerecht zu sein, müssen

Digitized by Google

wir aber noch bemerken, dafs bei ihm selbst sich nur vorübergehend der Versuch solchen Beweisverfahrens findet. Auch in dem Nachlasse zwar giebt es nicht minder, wie in jenen Schriften, gegen welche die Bemerkung Schellings gerichtet ist, einzelne Stellen in Menge, welche, den Charakter der Bildlichkeit alles erscheinenden Wissens zur Voraussetzung machend, eben aus dieser Voraussetzung die Nothwendigkeit, von dem abbildlichen Sein zu einem urbildlichen aufzusteigen, zu erhärten suchen. Die Gesammtgestalt seines Philosophirens aber ist vielmehr die umgekehrte, dafs er von dem unmittelbaren Bewufstsein des Absoluten ausgeht, und durch die Analyse des erscheinenden Wissens, solches Bewufstsein, ohne es im eigentlichen Sinne erweisen zu wollen, nur rechtfertigt. Diese Rechtfertigung nun, die nirgends fehlt, vielmehr überall den eigentlichen Inhalt des Fichte'schen Philosophirens ausmacht, kann man recht wohl auch *Vermittelung* nennen, und sonach, trotz seiner Unmittelbarkeit, jenes Bewufstsein des Absoluten von der durch F. verschmähten intellectuellen Anschauung des Absoluten allerdings unterscheiden. Für die neuere Philosophie aber wird dieses Verfahren Fichte's durch folgenden, nicht zu übersehenden Umstand untauglich. Die Fassung des erscheinenden Wissens als eines Processes der Bildlichkeit ist nicht nur bedingt, sondern spricht sich auch unverholen aus als bedingt durch jenen Grundbegriff des Absoluten, welcher ein erscheinendes Wissen zwar mit sich führt, ohne aber dafs das Absolute selbst in solches Wissen eingeht. Ein solches Absolute dagegen, das, wie das Absolute der neuern Philosophie selbst in das Wissen einzugehen nicht verschmäht, kann nicht umhin, einen ganz andern Begriff des Wissens, als jenen, der dasselbe zu einem Processe der Abbildlichkeit macht, mit sich zu bringen, den letztern aber als einen für die wahre Philosophie völlig unbrauchbaren von sich zu weisen.

Könnte über die Richtigkeit unserer Auffassung der Philosophie Fichte's, so wie sie in den theoretischen Vorlesungen des Nachlasses vorliegt, noch ein Zweifel sein, so würde derselbe gehoben werden durch Erwägung der Stelle, welche inmitten dieses Systemes die praktische Philosophie, die Rechtslehre und die Sittenlehre einnimmt. Ueber beide Disciplinen hat F. auch von seinem neuen Standpunkte aus besondere Vorlesungen gehalten, und es sind solche (über die Rechtslehre Bd. 2. S. 493–652, über die Sittenlehre Bd. 3. S. 1—118) auch dem Nachlasse einverleibt. Beide Vorlesungen sind, dem Gesammtcharakter ihres Inhalts nach, von den ältern ausführlichen Werken wenig verschieden; nur dafs in der Rechtslehre die Parodoxien des alten F.'schen Naturrechts um vieles gemildert und die Begriffe des „Vernunftstaates" und des „Nothstaates," die sonst durch eine ungeheure Kluft von einander geschieden waren, einander genähert sind; in der Sittenlehre alles Detail in der Entwickelung der besonderen Pflichten wegfällt, und das Ganze auf eine Darlegung der allgemeinen Principien beschränkt wird. Diese Zusammenstimmung der neuen Lehre mit der sonst so wesentlich modificirten älteren findet sich in dem Eingange zur Sittenlehre dadurch motivirt, dafs beiden Disciplinen, dafs überhaupt der praktischen Philosophie ein der eigentlichen W. L. gegenüber untergeordneter Standpunkt angewiesen wird. Bekanntlich hatte F. in seinen „Grundzügen des gegenwärtigen Zeitalters" eine Fünfheit von Standpunkten der Weltanschauung aufgestellt, und unter diesen den *moralischen*, welcher sein eigener früherer war, als einen niederen, hinter dem religiösen und dem speculativ-philosophischen Standpunkte zurückstehenden nahmhaft gemacht. Diesem entsprechend sehen wir ihn hier neben der eigentlichen Philosophie oder W. L. gewisse untergeordnete Disciplinen annehmen (Naturlehre, Rechtslehre, Sittenlehre und Religionslehre), deren jede auf ihrem eigenthümlichen Standpunkte von einer Voraussetzung ausgeht, welche erst in der W. L. erwiesen werden kann. Für die Sittenlehre bildet solche Voraussetzung das Bewufstsein der sittlichen Freiheit, das heifst das Bewufstsein des vernünftigen Geistes, nicht durch die Welt der Erscheinung begründet, sondern selbst Grund dieser Welt zu sein, — also das Princip des frühern idealistischen Standpunktes.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

№ 84.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1836.

Johann Gottlieb Fichte's nachgelassene Werke, herausgegeben von J. H. Fichte.

(Schluſs.)

Wie dieses Bewuſstsein und der ihm entsprechende sittliche Wille sich zu dem gemeinsinnlichen Bewuſstsein und Willen verhält, welche durch jene nicht etwa nur beschränkt, sondern völlig aufgehoben, völlig in die Anschauung einer übersinnlichen Welt verwandelt werden, findet sich von rein-theoretischer Seite umständlicher in den Vorlesungen „über die Thatsachen des Bewuſstseins" (Bd. 1. S. 512 f.) auseinandergesetzt; wo selbst auch der Begriff der Freiheit als des Sichselbstverstehens der Erscheinung erörtert wird, in seinem ausdrücklichen Gegensatze zu der blinden Nothwendigkeit der noch vernunftlosen Erscheinung des Absoluten (S. 420), aber auch zu der unphilosophischen Vorstellung von der Freiheit, nach welcher die Freiheit dem sinnlichen Ich als Eigenschaft inwohnt, während in Wahrheit die Freiheit höher liegt als das Individuum, und das Individuum selbst macht und bestimmt (S. 415). Die Sittenlehre aber nimmt auf ihrem Standpunkte die Freiheit selbst als Erscheinung, als ein Sein- oder auch Nichtseinkönnen des Absoluten im Ich; sie ignorirt ihre höhere Nothwendigkeit, und stellt den Inhalt dieser Nothwendigkeit für das Individuum, für das endliche Subject nur als ein *Sollen* dar (Bd. 3, S. 34 ff.). — Warum nun, fragen wir, thut sie dies? Warum stellt sie sich nicht lieber gleich auf die Höhe der W. L., und lehrt uns das Positive auch auf positive Weise, „das allein eigentliche Sein, das absolut qualitative Bild der Erscheinung" (dies nämlich ist die Sittlichkeit, vergl. Bd. 1. S. 307), so wie es an sich selbst ist und nicht bloſs in dem abstracten Bilde des „Sollens" kennen? — Man sieht, daſs die Antwort auf diese Frage nirgends anders, als in dem negativen Charakter des Verhältnisses liegen kann, in welches sich in F.'s neuerer Lehre die Wissenschaft überhaupt zu dem eigentlich und wahrhaft Positiven stellt. Die Wissenschaft weiſs nach F. von dem wahren Sein, dies aber ist eben das Sittliche, nichts anders zu sagen, als nur, daſs es *ist*, und dann etwa noch, daſs es *erscheint*, und zwar nothwendig als Handeln, d. h. als Aufheben der bloſs *seienden* Erscheinung in einem unendlichen Progresse (vergl. die besonders klare Darstellung in den Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten, Bd. 3. des Nachlasses, S. 152 f.) erscheint. Alle weitere Qualität dieses Seins bleibt, insofern sie eine positive ist, der Wissenschaft unerkennbar, und nur dadurch wird auch für die Wissenschaft eine Breite in der Entwickelung jenes Begriffs gewonnen, daſs derselbe in eine Beziehung zu dem Anderen seiner selbst, zu seinem Nichtsein gebracht wird. Diese Beziehung ist nun eben das Sein*sollen* des Sittlichen; der Ort für dieses Sollen ist das seiende Nichtsein, d. h. die Welt der Erscheinung, näher das Setzende der Erscheinung, das, wo*durch* und wo*rin* die Erscheinung ist, das Subject des Ich. Aber auch in dieser Wendung kommt es nur zu einer formalen Erkenntniſs des Sittlichen. Das Sittengesetz ist für jeden Einzelnen das Gebot des Aufhebens der Erscheinung in sich selbst und in Anderen durch absolutes Handeln und Thun, das Gebot, wie man es auch sonst schon in Fichte's Sinne ausgedrückt hat, des reinen Handelns, des Handelns um des Handelns willen, ohne daſs durch solches Handeln etwas wissenschaftlich Erkennbares, als nur jenes Negative, die Aufhebung des sinnlichen Scheines, erreicht würde. Mit Recht erkennt daher unser Philosoph jetzt (Bd. 3. S. 102), daſs nach Entwickelung des allgemeinen Princips eine besondere Pflichtenlehre nichts Neues mehr sagen kann, und überhebt sich in seinen Vorlesungen einer solchen, da er sie in der älteren Druckschrift des Breiteren auseinandergelegt hatte. — Uebrigens geben auch diese Vor-

Digitized by Google

lesungen allenthalben unzweideutiges Zeugnifs von dem hohen sittlichen Ernste, von dem ihr Vf. beseelt und durchdrungen war. Solchen Ernst erkennen wir unter andern auch in dem bestimmten, mit dem Versuch einer näheren wissenschaftlichen Motivirung, verbundenen Ausspruche seines Glaubens an persönliche Unsterblichkeit der sittlichen Individuen, wobei dagegen die unsittlichen ohne Weiteres für sterblich erklärt werden (S. 74).

Es ist noch übrig, über die formale Seite dieser nachgelassenen Werke kürzlich unser Urtheil abzugeben. Wie schon erwähnt, bestehen dieselben zum bei weitem gröfsern Theile aus Vorlesungen, und zwar, was bei Würdigung derselben nicht aufser Acht zu lassen, aus solchen, die nicht der Vf. selbst zum Behufe des mündlichen Vortrags wörtlich niederschrieb, sondern die ihm von Zuhörern nachgeschrieben wurden. Dafs Fichte ein ausgezeichnetes Talent der freien, mündlichen Rede besafs, ist aus vielfachen Zeugnissen bekannt; unter andern finden sich über den Charakter und die Wirkung seines Vortrags Aeufserungen von Solger und von Rahel Varnhagen, die auf eine in der That seltene Beredsamkeit und Lehrergabe schliefsen lassen. Diese in dem Verf. vorausgesetzten Vorzüge nun wird ein aufmerksamer Leser dieser Vorlesungen, der zugleich das, was bei fremder, schriftlicher Conception des frei Vorgetragenen nothwendig und überall verloren geht, in Anschlag zu bringen nicht unterläfst, durchaus bestätigt finden. Kraft und Eindringlichkeit der Rede athmen fast aus jedem Worte, und auch die Klarheit wird nicht vermissen, wer sich nur in die rechte Stimmung zu versetzen weifs, in welcher dasjenige gelesen sein will, was nicht um gelesen, sondern um gehört zu werden, gesprochen ward. Allerdings nämlich findet sich auch an diesen Vorträgen bewährt, was wir als wohlbegründete, allgemeine Wahrnehmung zu sprechen berechtigt sind: dafs die Gesetze des mündlichen Vortrags andere sind, als die des schriftlichen, und dafs die freie Improvisation der ungebundenen nicht minder, wie der gebundenen Rede, so trefflich sie an sich sein, so sehr sie *ihren* Zwecken entsprechen mag, nie den höheren Forderungen eigentlicher Rede*kunst* genügen kann, welcher als solchen die schriftliche Conception nicht äufserlich, sondern wesentlich ist. Von Vorträgen, wie den Fichte'schen gilt wirklich, was man mifsverständlich auch von eigentlicher Dicht- und Redekunst behauptet hat, dafs das Lesen nur ein dürftiges Surrogat des Hörens ist. Es gilt von ihnen in weit höherem Maafse, als etwa, um ein nahe liegendes Beispiel zu nennen, von den Vorlesungen Hegels, welche eben darum sich mehr für die Lectüre eignen und bei der Lectüre mehr Befriedigung gewähren, weil sie von ihrem Vf. selbst zum grofsen Theile schriftlich ausgearbeitet wurden, und daher von Haus aus fast schon den Charakter eigentlicher Schriftwerke tragen. — Dieses selbst aber, dafs Fichte nicht dazu kam, die spätere Gestalt seiner Philosophie in Gestalt wissenschaftlicher Ausführung, sei es zum Behufe von Vorlesungen, oder von Druckschriften, schriftlich aufzuzeichnen; dafs seine Druckschriften aus dieser Periode durchaus exoterisch gehalten sind, während seine Vorträge Improvisationen bleiben: kann man nicht umhin, für den Charakter seiner Philosophie bedeutsam zu finden. Wo die Ausführung, welche ein philosophisches Princip sich giebt, in einem solchen Mifsverhältnifs zu dem Princip als solchem steht, dafs sie von vorn herein, so zu sagen, auf einer Art von Abfall des Principes von sich selbst beruhend, und nur mit dem Resultate solchen Abfalls beschäftigt erscheint: da ist die natürliche Folge solchen Mifsverhältnisses das Unvermögen zu einer gediegenen, wissenschaftlichen Formbildung, zu einer Gestaltung, in welcher gleichmäfsig die Theile von dem Princip des Ganzen beseelt erscheinen, und ein organischer Fortschritt den abstracten Anfang zum concreten Schlusse steigert. Bei mündlichem, improvisirtem Vortrage läfst sich dieses Unvermögen verhüllen durch die Bemühung, in mannigfachen Wendungen der Veranschaulichung und Verdeutlichung des bereits Ausgesprochenen dem subjectiven Bedürfnisse der Zuhörer zu genügen. Der Belehrung suchende Hörer unterscheidet nicht so genau, wie der wissenschaftlich gebildete und kritisch urtheilende Leser, zwischen der Ausführung, welche das Princip nur für ihn, und derjenigen, die es für sich selbst sich giebt. — So mufs man sich denn gestehen, dafs, wenn aus diesen Vorlesungen alles das ausgesondert werden sollte, was nicht der wissenschaftlich nothwendigen Ausführung des Princips, sondern nur den didaktischen Rücksichten des Kathedervortrags angehört, dieselben zu einem ziemlich geringen Umfange zusammenschmelzen würden. Hierzu kommt noch, dafs dem Vf. manche der Gaben abgingen, welche bei An-

Digitized by Google

dern dazu dienen, Wiederholungen zu vermeiden und eine, wenn auch der eigentlichen Substantialität entbehrende, doch lehrreiche und unterhaltende Breite zu gewinnen. Wir rechnen dahin insbesondere seinen Mangel an historischer Gelehrsamkeit und Literaturkenntnifs, der in diesen Vorlesungen unangenehm genug auffällt und ihnen ein ödes, abstruses Ansehen giebt, da doch, bei einiger geistigen Geschmeidigkeit des Vortragenden, ein zweckmäfsig angebrachtes Beispiel aus der Geschichte der Philosophie nicht selten hätte dienen können, ganze Gedankenreihen mit Einem Schlage in ein helleres Licht zu stellen, als das breiteste Raisonnement nicht vermag. — Trotz dem allem blieb dem Herausgeber, wenn er, wie wir allerdings dafür halten, dafs er es durfte und mufste, sein Geschäft als das eines historischen Urkundensammlers betrachtete, nichts übrig, als diese Vorlesungen in ihrer ganzen Breite und Ausführlichkeit zu geben, und wir danken es ihm auf das bestimmteste und ausdrücklichste, dafs er sie in dieser und in keiner verkürzten Gestalt hat geben wollen. Sie werden in dieser Gestalt, wenn auch für Wenige eine eigentliche, zur unmittelbaren Bildung und Belehrung geeignete Lectüre, doch für die Wissenschaft als solche ein schätzbares Document deutscher, philosophischer Kathederberedsamkeit, eines in unmittelbarem, lebendigem Wechselverkehr mit seinen Hörern nach immer gröfserer Verständlichkeit und Durchbildung seiner Gedanken ringenden Geistes bleiben, und die geschichtliche Stellung Fichte's in Mitten der Philosophie seines Zeitalters wird ohne ihre Benutzung kaum vollständig oder allseitig gewürdigt werden können. — In der Anordnung der einzelnen Vorträge würden wir vielleicht eine chronologische Reihenfolge vorgezogen haben vor der systematischen, welche der Herausg. zu finden versucht hat; doch ist, bei dem verhältnifsmäfsig geringen organischen Fortschritt, den innerhalb des durch Vorlesungen umschriebenen Kreises, wie innerhalb seiner spätern Periode überhaupt Fichte's Geist noch machen konnte, diese Ausstellung nicht von Erheblichkeit.

Die kleineren, meist gleichfalls hier zum ersten Mal im Druck erscheinenden Stücke des dritten Bandes enthalten, neben einigem minder Wichtigen auch manches Interessante. Das „Tagebuch über den animalischen Magnetismus" (S. 295—344), die „Sätze zur Erläuterung des Wesens der Thiere" (S. 362—367), und die Randbemerkungen zu zweien Schriften Schellings (S. 368 — 389) haben unter einander das Verwandte, dafs sie das Ringen des Vfs. mit einem jenseit des Horizontes seiner Philosophie liegenden Stoffe zeigen. Ausgezeichnet schön findet Ref. die mitgetheilte Predigt aus dem Jahre 1791 (S. 209—220), so wie die beiden Sonnette (S. 347. 48.). Die „patriotischen Dialogen" (S. 221 — 274) haben ungefähr gleichen Inhalt mit den berühmten „Reden an die deutsche Nation," sind aber minder glücklich in der dialogischen Form, wie jene Reden in der rednerischen. Der Aufsatz über Macchiavell (S. 401—453) ist toleranter in der sittlichen Würdigung, und wärmer in der Bewunderung dieses Mannes, als man es Fichte'n zutrauen sollte, ja er scheint uns in jener Toleranz zu weit zu gehen. An Gründlichkeit aber kann er sich nicht messen mit drei verschiedenen Abhandlungen, die in neuern Jahren über Macchiavell erschienen sind, einer englischen, dem Vernehmen nach von Macauley (im Edinburgh review), einer französischen von Avenel (in der revue encyclopédique) und einer deutschen von Gervinus (im ersten Bande der „historischen Schriften"). Jede dieser Abhandlungen geht von einem eigenthümlichen Standpunkte aus, jede enthält neue und interessante Bemerkungen; das Richtige in sittlich-philosophischer Würdigung des merkwürdigen Mannes scheint uns der Franzos getroffen zu haben.

Weifse.

LXIX.

***Urkunden zur Geschichte der eidgenössischen Bünde. Herausgegeben und erläutert von J. F. Kopp, Professor. Lucern,* 1835. *bei Xaver Meyer. (XX.* 206.*)* 8.

Ref. hat schon früher in diesen Blättern ein Werk angezeigt, welches die Geschichte der Schweiz anbetraf, und bei dieser Gelegenheit sowohl als bei Gelegenheit der Anzeige von S. Vögelins *altem Zürich* in der Allg. L. Z. deutlich an den Tag gelegt, wie ihn theils Erinnerungen aus einem der ungetrübtesten Abschnitte seines eigenen Lebens, theils die Freude an recht eigenthümlich deutscher Gestaltung gesellschaftlicher Verhältnisse immer und immer wieder zu der Beschäftigung mit der Geschichte und mit den Ein-

Digitized by Google

richtungen der Schweiz hingezogen haben, wenn ihm auch örtliche Entfernung und anderweitig in Anspruch genommene Thätigkeit nicht erlaubt haben, diesen Dingen ein anhaltendes ganz ungestörtes Studium zu widmen. Aufs Höchste wurde er demnach schon dieses persönlichen Interesses wegen gespannt durch die Anzeige des in der Ueberschrift bezeichneten Werkes in der Jen. L. Z. Doch es mischte sich noch ein höheres Interesse ein. Die Geschichte der Entstehung der schweizerischen Eidsgenossenschaft ist in einem gewissen Sinne Gemeingut von Europa, Gemeingut der neueren Litteratur, auf jeden Fall Gemeingut der deutschen Geschichte geworden, wenn diese sich auch um die späteren besonderen Erlebnisse schweizerischer Orte nicht eben immer viel zu kümmern hat. Dies Gemeingut sollte nun plötzlich in etwas ganz Anderes verwandelt werden. Wir waren zeither auf diesem unseren Besitzthum, wie in einem romantischen Garten gelustwandelt, hatten uns der kühnen Felsenwände, der schauerlichen Wälder und jähen Stürze gefreut; nun sollte es sich finden, dafs das alles wie Potemkins Dörfer an der Wolga angemalte Bretterkulissen waren, und dafs wir diesen gemalten Park, durch die stumpfen Brillen leidenschaftlicher oder lüderlicher Historiker blickend, für Natur gehalten, während doch Grund und Boden nichts war, als gutes Bauernfeld, was vortrefflichen Waizen und gute Rüben tragen konnte, wenn es mit Karst und Pflug statt mit Kulissen bedacht ward.

Ref. kann nicht leugnen, es wurde ihm weh zu Muthe bei der Aussicht; wie bei schlechtem Wetter. Indefs auch den bösen Tag hat Gott neben den guten gesetzt. Auf jeden Fall mufste der Wahrheit die Ehre gegeben werden, und auf keinen Fall konnte eine lange Spannung wünschenswerth sein; aber da war das Buch nicht in Leipzig zu haben und eine Art von Trennung unserer nahen Verwandten der Oestreicher, Schweizer, Niederländer und Dänen, die nicht zu sein brauchte, die auch dem eigenthümlichen litterarischen Betrieb bei diesen Nachbarn nicht eben förderlich ist, die Trennung von den sonst üblichen Einrichtungen des *deutschen* Buchhandels fiel diesmal doppelt störend auf. Endlich nach zweimonatlichem Harren kam das Buch an, und entschädigte nun (ganz abgesehen von seinem Inhalte) für's Erste für den aufzugebenden Park durch die Behandlung der Sache. Es sind 82 theils ganz neu, theils besser als ehedem zum Druck gegebene Urkunden und 262 in den Noten zu jenen angeführte Urkundenstellen und Belege. Für den Historienfreund im *gewöhnlichen* Sinne eine *peinliche* Lectüre; die sich durch kurze und doch schleppende, keinesweges immer correcte und doch viel typisches, gleichmäfsig oft wiederkehrendes enthaltende deutsche und lateinische, alte, urkundliche Aufzeichnungen hinwindet, in denen dann und wann ein Wort, ein Titel, eine besondere Wendung nur dem Kundigsten (wie durch eine enge Schiefsscharte in der Mauer) eine weite Aussicht eröffnet, während der Minderkundige und Minderaufmerksame ennüyirt daran vorübergeht, ohne nur zu bemerken. Selbst Johannes Müller wird an mehreren Stellen, und leider mit Grund, der Vorwurf gemacht, dafs er lüderlich gelesen, oberflächlich verstanden habe. Einladen kann man von ordinären Lesern niemand; — aber die Urkunden sind mit lobenswerthester Reinlichkeit, Sorgfalt und Correctheit gedruckt; die Anmerkungen sind, wo sie sich finden, immer am richtigen Ort; kurz und in der Kraft der Wahrheit zusammengenommen; wie Spiefse und Armbrüste, die man hie und da aus der festen, kahlen Mauer ragen sieht. Mit dem Wohlgefallen, mit welchem weiland ein Rittersmann eine fremde, wohlgewehrte Burg beschaute, welche

> — „*stuont reht als si wäre gedrät.*
> *ez enflüge od hete der wint gewät,*
> *mit sturme ir niht geschadet was.*" —

mit solchem mufs ein Historikus von Beruf diese Urkundensammlung und ihre Behandlung betrachten; — und wie viel werther ist solche Gabe, als ein Park durch Kulissen, als ein lügengeschminktes Antlitz! wie es leider Tschudi, so tüchtig seine Darstellung nach anderen Seiten ist, in seinem Hasse gegen Habsburg in Gang gebracht hat, wie sich nun uuleugbar sehen läfst.

Um nun solchen, die ihrer Bildung, ihren übrigen Kenntnissen nach keine Freude daran haben können, Studien dieser Art ins Einzelne nachzugehen, die aber doch billiger Weise ein grofses Interesse nehmen an dieser totalen Umgestaltung der älteren Schweizergeschichte — um *diesen* übersichtlich die Resultate mitzutheilen, fassen wir die Hauptpunkte des durch Hrn. Prof. Kopps Mittheilungen Erlernten folgendermafsen zusammen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 85.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1836.

Urkunden zur Geschichte der eidgenössischen Bünde. Herausgegeben und erläutert von J. F. Kopp.

(Schlufs.)

Uri, Schwytz, Unterwalden und Lucern gehörten ursprünglich zum Argau (ein kleiner Theil davon zum Zürichgau), und standen unter den Grafen, welche in diesem Gau von den Königen zu obersten Richtern und Heerbanns-Hauptleuten bestellt wurden. In früherer Zeit hiefsen diese Grafen Gaugrafen; später, als sich in dem gröfsten Theile des deutschen Königreiches die Gaue lösten, und Kirchen und Edle in den Gauen den Grafenbann erblich an sich brachten, hiefsen die Grafen, wo sie noch in der alten Weise an der Spitze der Gauen standen, *Landgrafen*, comites provinciales oder c. terrae. Unter den Landgrafen im Argau (und Zürichgau) also standen noch während des ganzen 13ten Jahrhunderts die genannten Landschaften: Uri, Schwytz, Unterwalden und Lucern.

So einfach aber war das Verhältnifs nicht, dafs der Landgraf nun in aller und jeder Hinsicht selbst oder durch seine Stellvertreter und Beamtete Richter und politische Behörde gewesen wäre. Vielmehr wurden viele Rechte und namentlich ward die niedere Gerichtsbarkeit von vielen Herren, welche dieselbe (den *Twinc*) über ihre hörigen und eignen Leute erworben hatten, geübt. So hatte St. Reglen Münster zu Zürich einen gröfsen Twinc in Uri, und viele und sehr gefreiete Unterthanen safsen in demselben; sie bildeten unter dem Schutz und der Herrschaft der Aebtissin eine Gemeinde, die universitas hominum vallis Uraniae. Neben dieser Genossenschaft der Unterthanen von St. Reglen Münster (welche von vielen, jedoch fälschlich, mit der erst später gebildeten Urner Landsgemeinde verwechselt worden ist), hatte auch das Cisterciensermönchskloster Wettingen zahlreiche Unterthanen in Uri; ebenso hatten die reichsfreien Herren von Attinghausen hörige Leute, über welche sie den Twinc hatten und vielleicht waren noch einige wenn nicht reichs- doch schlechtfreie Männer neben den beiden Klöstern, doch waren auf jeden Fall wenige; und *im Ganzen* waren also *zu Hofrecht gehende* Leute die Bewohner des Urnerthales, von welchem natürlich das Urserenthal noch ganz getrennt zu denken ist. St. Reglen Münster, Wettingen, die Herren von Attinghausen u. s. w. hatten also Unterthanen, welche Genossenschaften bildeten unter ihrem Hofrecht, und diese unter Hofrecht lebenden Leute hiefsen servi, obgleich sie in dieser servitus zuweilen, wie z. B. unter dem Züricher Münster, sehr bedeutende Freiheiten hatten: „ita quod generalem habeat (heifst es von einem solchen an das Münster gekommenen servus) amministrationem rerum suarum et quod possit emere, vendere, donare, contrahere, pacisci, in judicio stare, testamentum facere et omnia et singula exercere, quae *homines vallis Uraniae*, dicto Monasterio Thuricensi *jure servitutis pertinentes* possunt facere, ac si natus de ancilla dicti Mon. Thur. extitisset." — Diese servi und was sie besafsen, alles stand unter Hofrecht, unter der Vogtei der Herrschaft; — unvogtbar waren nur die vorbehaltenen eignen Güter der Herrschaften, und was diese weiter erworben ohne es unter ihren Vogt zu stellen.

Eben so war das Verhältnifs in Unterwalden, mit dem Hergiswil und Alpenach noch nicht vereinigt waren. Kloster Engelberg in seinem Thal, Habsburg in Sarnen, Murbach-Lucern in Stans hatten den Twinc *) und ihre Unterthanen lebten nach Hofrecht. In Schwytz hatten das Kloster Einsiedeln und die Habsburger

*) Sie liefen ihren Twinc durch Vögte, die aber besondere Dienstmannentitel führten, verwalten. Murbach-Lucern hatte einen *Meier* in Stans; Habsburg einen *Kelner* in Sarnen; Engelberg einen *Pfleger* in Buchs.

Digitized by Google

Vogteien in ihren Twingen. In Lucern stand die Herrschaft dem Kloster Murbach zu, welches die Vogtei durch Ritter aus dem Geschlecht derer von Rothenburg verwalten liefs. Wo aber solche Vogteien geistlicher Herren eine Art Erblichkeit gewonnen, erhielten oft die Vögte ein anderes Interesse als die Herrschaft hatte, d. h. sie suchten selbst Herrschaftsrechte an sich zu reifsen, und begünstigten wohl auch die Twinc-Eingesessenen bei ihren Bestrebungen gegen die Herrschaft. Aus dieser Art Mifsverhältnissen entwickelte sich endlich für den Abt von Murbach, als er sich nicht anders zu helfen wufste, die Nothwendigkeit Lucern an Habsburg zu verkaufen am 16. April 1291.

Von diesen niederen Vogteien der Twincherren waren ganz verschieden die Landvogteien (advocatiae provinciales), welche die Vögte des Landgrafen an seiner Statt hatten. Diese *höhere* Gattung von Vögten sind die ehemaligen Centenare, welche in Unterabtheilungen der Gaue über die *nicht unter Hofrecht lebenden* die niedere Gerichtsbarkeit, den *Twinc* — über *alle* aber an des Landgrafen Statt und in seinem Auftrag den *Grafenbann* in den Landgerichten übten. Dies Verhältnifs ist ganz allgemein, z. B. die Landgrafen in dem Gau, in welchem Ulm lag, waren lange die Grafen von Dillingen, nach deren Aussterben die Grafen von Würtemberg. Diese Landgrafen hatten in Ulm einen Vogt, der an ihrer Statt die grofsen Landgerichte, die Blutgerichte von Ulm hielt, den *Bann* übte, und aufserdem über die nicht zu Hofrecht gehenden Stadteinwohner die niedere Gerichtsbarkeit, den Twinc, im Stadtgericht; überdies noch in besonderen Gerichten ebenfalls den Twinc über die zu Hofrecht gehenden hörigen Handwerker u. s. w. Im Stadtgericht und in dieser Hofgerichtsbarkeit vertrat den Vogt in Ulm oft der Schultheifs, und dafs sich für die oben bezeichneten niederen Vögte der Twincherren in der oberen Schweiz nicht der Titel Schultheifs ausgeprägt hat, ist blofser Zufall. Vielfach dagegen erscheint statt des Schultheifsentitels der Titel Ammann, der sich auch sonst in deutschen Städten, besonders in niederländischen findet statt des Schultheifsen oder in einiger Verschiedenheit davon neben ihm.

Die Landgrafschaft des Argaus, zu welcher der gröfste Theil der oberen Schweizerlande gehörte, war im 13ten Jahrhundert bei der älteren Linie des Hauses Habsburg; etwa eben so wie die von Ulm bei Dillingen, dann bei Würtemberg. Während ein Theil der habsburgischen Twinge in diesen oberen Gegenden der jüngeren Linie zugehörte als Eigenthum, hatte die ältere allein den Bann, die *höhere* Vogtei in Uri, Schwytz, Unterwalden und Lucern; aber aufser dem Bann allerdings auch hie und da den Twinc, und es kömmt wohl vor, dafs sie Bann und Twinc denselben Händen, denselben Vögten anvertrauen. Ein grofser Theil der ritterlichen Leute in diesen oberen Landen sind nichts als Amtleute, Vögte, *Dienstmannen* der beiden habsburgischen Linien in ihren Twingen. Freie Edle, weltliche Twincherren, gab es hier aufser den Habsburgern fast gar nicht.

In der Zeit, wo Friedrich II. in seinen letzten Jahren mit dem päbstlichen Stuhle im härtesten Kampfe war, hingen die Habsburger der älteren Linie, *also die Landgrafen*, dem Pabst an; auch die der jüngeren Linie nah verwandten Kyburger standen auf dieser Seite. Die jüngere habsburgische Linie hielt treu zu Friedrich, und um ihr in der Bedrängnifs, in welcher sie sein mochte, einen Beistand zu thun, griff Friedrich II. (eben als das bisherige Haupt der jüngeren Linie Albrecht gestorben war) dergestalt in die Verhältnisse der oberen Schweiz ein, dafs er im Christm. 1240 die Waldstette als besondere Reichsvogteien hinstellte und von der Landgrafschaft löste, welche Lösung aber die Gegenpartei nicht anerkannte.

Dieser Freibrief Friedrichs II. von 1240 ist der Sauerteig geworden, welcher die Schweiz in Gährung versetzte. Offenbar verbanden sich damals die gefreieten Vogteien zu Behauptung dieser neu erworbenen Stellung, und die antiqua confoederationis forma juramento vallata, deren am 1sten August 1291 bei Erneuerung des Bundes gedacht wird, ist nichts anderes als die Eidsgenossenschaft gegen Rudolf den älteren Grafen von Habsburg, der Landgraf im Argau und Oheim des nachmaligen Königes Rudolf war. Die Eidsgenossenschaft von 1251 ist, wie S. 39 des vorliegenden Buches deutlich dargethan wird, erlogen und beruht auf einer absichtlich verfälschten Urkunde, wie anderes sogar blofs auf Tschudis Dichtung oder Müllers Leichtfertigkeit.

Seit jener Zeit bestand nun das alte Verhältnifs wohl fort; aber wenn schon früher die Twincherren und Vögte einerseits, die Bauerschaften andrerseits mit einander um die Nutzung der Gemeinmarken und dergle-

Digitized by Google

chen vielfach gehadert hatten, so nahm dieser Hader jetzt (besonders wo mächtigere Bauerngemeinden, wie die des St. Reglen Münster im Urnerthal, den Herrschaften entgegenstanden) vielfach einen trotzigeren, frevelicheren Charakter an, und wohl mag es gekommen sein, dafs hie und da Vögte der Twincherren in der Leidenschaft zu weit gingen — auch andrerseits aber war ein immer kecker hervortretender Sinn des Aufruhrs und der Empörung gegen hergebrachte Verhältnisse besonders in die Urner gekommen. So viel ist aber gewifs, bis zu König Rudolfs Tod waren in Uri, Schwytz und Unterwalden nicht nur die Gemeinden nie und nirgends selbst Inhaber der Gerichtsbarkeit, sondern *es gab auch noch gar keine solchen Landsgemeinden, an denen die Bauern selbstständigen Antheil gehabt hätten.* Es waren eine Reihe kleinerer gehofrechteter Gemeinden in den Twingen, und an den Landsgemeinden der Landgrafen konnten nur die wenigen wirklich freien, *nicht gehofrechteten* Einsassen, so wie die Amtleute der Twinge selbstständigen Antheil nehmen; die Genossenschaften unter den Twingen aber nur durch die Amtleute. *So war es,* wie schon gesagt, *bis* 1291, *und so war das alte Recht der Schweizer.* Der Tod König Rudolfs, dem es nicht gelungen war, die Fürsten zur Wahl seines Sohnes Albrecht zu bewegen, bedrohte das Reich mit Unordnungen jeder Art: „denn Fürsten, Herren, Städte und andere Gemeinden suchten mit unverstellter Hast von der unbewachten Reichsgewalt und den blofsgestellten Reichsrechten so viel zu retten, d. h. an sich zu bringen, als sie von einem nachfolgenden Könige mit Lieb oder Unlieb bestätigt zu erhalten hoffen mochten."

„In den oberen Landen gab Zürich den ersten Laut, den ersten Anstofs; schon am 24sten Heumonat 1291. Dieser Stadt als ihrem Vorbilde folgten alsobald die drei Thäler und gingen weiter;" sie erneuerten den Bund von 1240, um sich der Landgrafschaft zu entziehen und das Landgericht völlig unbefugt an sich selbst zu reifsen. Die einzelnen Twinge sollten bleiben (ita tamen, quod quilibet homo juxta sui nominis conditionem domino suo convenienter subesse teneatur et servire), aber des Bannes des Landgrafen wollten sich die Gemeinden selbst annehmen, indem sie Anordnungen durch Uebereinkuft trafen für eine Anzahl dem Blutgericht anheimfallender Verhältnisse, und sich verbanden, überhaupt keinen Richter mehr anzunehmen, der nicht Landmann der Waldstette sei. Was es bei einer solchen Stellung neuer Landgemeinden, an denen alle Landleute (mit Ausnahme wohl nur der eignen Leute vom schlechtesten Recht) selbstständigen Antheil hatten, für Aussichten gab, läfst sich leicht ermessen, und das Schicksal des Twinges von St. Reglen Münster, als wirklich ein solcher Zustand später eintrat, wird uns deutlich die Folge dieses Hörigenregimentes zeigen können.

Offenbar ist das Unternehmen der drei oberen Lande in diesem Bunde nicht im Geringsten ein anderes, als wenn anno 1830 in der Zeit, wo die revolutionäre Partei die gröfste Hoffnung für das Umsichgreifen der französischen Bewegung hegen konnte, eine Anzahl deutscher Landgerichte sich vereinigt hätten: „ihr Fürst solle hinfüro ihnen keinen Landgerichtsdirector mehr bestellen, es sei denn ein Mann aus dem Gerichtdistrict selbst, und es solle im Landgericht gerichtet werden nur nach den und den und den Sätzen, die sie für gut gefunden hätten, als Gesetze zu belieben — und wenn diesem ihren Belieben nicht nachgekommen werde, so hätten sie sich eidlich versprochen: invicem sibi assistere auxilio, consilio quolibet ac favore personis et rebus, — toto posse, toto nisu *contra omnes ac singulos,* qui eis vel alicui de ipsis aliquam intulerint violentiam, molestiam aut injuriam etc.

Eine solche Kriegserklärung gegen das habsburgische Haus; — wenn man weiter sieht: *gegen alle Herrschaftsberechtete* in ihrer Gegend ist die Bildung und Vereinigung der Landsgemeinden der drei oberen Cantone von 1291. Von der Zeit dieses Bundes von 1291 kömmt erst der Titel *Landammann* vor; denn da es früher keine Landgemeinde gab aufser der bei des Landgrafen Gericht konnte es auch keinen Landammann, sondern nur im einzelnen Twinc einen Ammann geben. Seitdem sich diese gröfseren Landgemeinden gebildet, kömmt auch ein Landammann vor. Wie wir sehen, dafs in den Städten die Schultheifsen in eben dem Mafse in Ansehen und Gewalt steigen, in welchem die Landgrafen oder Burggrafen und deren Stellvertreter, die Stadtvögte, durch Auskauf oder Usurpation um ihre Rechte kommen, geradeso heben sich die Landammänner in den Landgemeinden durch das Verdrängen der Landgrafen und ihrer Vögte. Am 16ten Weinmonat 1291, also wenige Monate nach Vereinigung von Uri, Schwytz und Unterwalden, schlossen Uri und Schwytz eine ähnliche Vereinigung mit Zürich; hiebei erscheint Arnolt der Meier von Silennon als Landammann von Uri und Kunrat ab Jberg als Landammann von Schwytz. Es sind die ersten, die diesen Titel führen. An diese Eidsgenossenschaft gegen die habsburgischen Landgrafen schlofs sich am 29sten Wintermonat 1291 auch die Gräfin Elisabeth von Rapertswile und später Bischof Rudolf von Constanz an. Der Krieg mit den Waldleuten dauerte noch *) im März 1293. „Auf diese Weise erscheint die Sendung des Landvogts

*) Die Züricher machten Frieden mit Albrecht im Aug. 1292.

Digitized by Google

auf das A. T. nichts, es ist fruchtlos und unnütz, da selbst beim Miſsverstehen oder Umbilden des A. T. durch die Sage und Evangelisten immer die Frage nach dem Grund der christlichen Umbildung wiederkehrt, von der Kritik aber nicht beantwortet ist.

Oder war die christliche Idee und die biblische Christologie Resultat des mythischen Processes, so sind wir auch noch um keinen Schritt weiter. Denn das wahrhafte Resultat ist eben so nothwendig wieder die Voraussetzung, die den Procefs allein bewirkt, leitet und zu Ende führt. Die Frage nach dem Anfange kehrt zurück und da der Eindruck Christi nach der mythischen Ansicht ein unbestimmter war im Vergleich zur sagenhaften Verherrlichung, da das Zurückgehen auf das A. T. bei der kritischen Verflachung desselben nichts erklärt, so konnte der absolute Anfang des Mythus wieder nur in der Idee und ihrer unmittelbaren Offenbarung erreicht werden. —

Liegt in dem Mangel dieser Begründung die wissenschaftliche Unvollkommenheit vorliegender Durchführung der mythischen Ansicht, so würde die geschichtliche Erscheinung der christlichen Idee noch nicht im geringsten vertheidigt sein, wenn man sich nur auf Widerlegung jener Mängel beschränken wollte. Denn die mythische Ansicht kann sich so weit zum Widerschein der Wahrheit erheben, dafs sie den Procefs des urchristlichen Bewufstseins, wie er sich in den Evangelien entwickelt hat, nicht nur als einen subjectiven auf zufälligen Zeitvorstellungen gegründeten aufzufassen braucht, sondern sie vermag ihn auch als Offenbarung und Bewegung der Idee im Bewufstsein darzustellen. Die Beurtheilung hat daher von den Mängeln vorliegenden Versuchs zur Spitze der mythischen Ansicht fortzugehen und von hier aus den Uebergang zur concreten Wahrheit zu machen. Wie Ref. dies in der Anzeige des ersten Bandes angefangen hat, wird er hier gleichfalls an den Hauptpunkten versuchen. —

I. In dem Abschnitte p. 1—251 werden die evangelischen Berichte von den *Wundern* Jesu kritisch betrachtet, und die mannigfachsten Formen von Widersprüchen an ihnen aufgedeckt, bis ihr mythischer Charakter als Resultat hervorgeht.

Sogleich voran p. 4—5 wird ein Ausspruch Christi gestellt, mit welchem sich die vielen Wundererzählungen in den Evangelien übel zu vertragen scheinen. „Wenn nämlich Christus in Bezug auf die Forderung „der Pharisäer Marc. 8, 12. erklärt, es werde τῇ γε„νεᾷ ταύτῃ gar keines, oder Matth. 12, 39 seqq. und „parall. es werde ihr kein Zeichen aufser dem des Pro„pheten Jona d. h. wie er es bei Matthäus deutet, das „Zeichen seiner Auferstehung gegeben werden, so „könne man die γενεὰ nur von den Zeitgenossen Jesu „überhaupt und eben so das: gegeben werden nur „von möglicher Wahrnehmung mittelbarer wie unmit„telbarer verstehen, so dafs Jesus hier alle Wunder„thätigkeit überhaupt abgelehnt und einzig nur auf „das bevorstehende Wunder seiner Auferstehung ver„wiesen hat."

Der Widerspruch ist anzuerkennen. Aber nun mit der Kritik auf die Unverträglichkeit seiner beiden Seiten und auf die Unmöglichkeit zunächst einer von ihnen, also hier der Wunder zu schliefsen, das heifst nicht, ihn überwältigen. Wäre das nur wahr und wirklich, was widerspruchslos ist, so gebührte allein dem Todten und Einfachen diese Ehre. Alles Leben hingegen, je höher es steht, trägt einen um so tiefern Widerspruch in sich und besteht eben nur in der fortwährenden Ueberwältigung desselben; der Begriff aber enthält den tiefsten Widerspruch. So ist auch die Bewegung des Wunders zwischen jenen beiden Seiten, für die Vorstellung zu sein und doch wieder für das Subject nicht zu sein, die eigne Dialektik des Wunderbegriffs und sein immanenter Widerspruch. Es ist nicht nur die verständige Reflexion, die das Wunder von seinem persönlichen Princip ablösen, zur blofsen Erscheinung, zum vernunft- und wesenlosen herabsetzen kann und dann auf irgend eine Weise bezweifeln und leugnen mufs, sondern das Wunder hat selbst eine Seite, nach welcher es einer solchen Reflexion entgegenkommt und sich darbietet, insofern es nämlich nach seinem Resultat in den Kreis der Erscheinung fällt. Es ist somit der objective Procefs des Wunders, sich von seinem persönlichen Grunde scheinbar zu trennen und zum Zweifel einen Anlafs zu geben. Aber freilich führt der Kreislauf des Wunders eben so sehr über die sinnliche Erscheinung zu dem geistigen Princip wieder zurück, das unmittelbar in ihm erscheint, und es ist nur die Schuld des Verstandes, wenn er in der Trennung stehen bleibt und sich nicht über die Erscheinung wieder zu ihrem persönlichen Grunde erhebt.

So ist es nun auch kein Widerspruch mehr, wenn

Digitized by Google

№ 86.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1836.

LXX.

Das Leben Jesu, kritisch bearbeitet von David Fr. Strauſs, Dr. der Philos. Zweiter Band. P. XII, 750. Tübingen, 1836.

Obgleich nach dem gegebenen Anfange das Ende vorauszusehen war, so mußte doch das abschließende Urtheil über vorliegende Bearbeitung des Lebens Jesu von der Art und Weise abhängen, wie sie sich aus der Negation des historischen Stoffs den Uebergang bahnen würde in das dogmatische Gebiet der Schlußabhandlung. Dieser Uebergang mußte durchaus die eigene Dialektik der Sache selber sein. War nämlich die Absicht der Kritik erreicht und die heilige Geschichte als That des Selbstbewußtseins begriffen, so mußte nun, da das Selbstbewußtsein der Gemeinde die von ihm in der Geschichte Jesu objectivirte Idee als Dogma in die innere Reflexion selber einführte, die dogmatische Kritik der Schlußabhandlung auch nichts anders sein, als die eigne Rückkehr der Idee aus ihrer geschichtlichen Entäußerung und Objectivirung in das Selbstbewußtsein.

Allerdings aber hat sich der Hr. Verf. diese Bewegung unmöglich gemacht, da er bisher aus allem andern, aus Absichtlichkeit, aus Mißverständnissen des A. T. und nur nicht aus der Idee die Entstehung der christlichen Mythe erklärlich machen wollte. Der Verlauf seiner Kritik war und bleibt unfruchtbar und der Tod des Buchstabens der gleichgültige „Tod eines Kohlhauptes."

Es ist daher ein völlig ungerechtfertigter Sprung, wenn der Herr Verf. nachdem er die historische Kritik vollendet und „die Seite des Unterschieds seiner Ueberzeugung vom christlichen Geschichtsglauben hervorgekehrt hat" nun zum Schlusse p. 688 das Bedürfniß fühlt, „eben so auch die Seite der Identität zu ihrem Rechte zu bringen." Diese Identität hätte sich selbst machen und hervorbringen sollen. Nicht nur um „zur Einfachheit des unentwickelten Zweifels wieder zusammenzufallen", hätte die historische Kritik an dem Bewußtsein vorübergehen müssen, sondern sie hätte in der That auch einen reellen Schatz an der christlichen Idee als Dogma aus der Negation der Geschichte herausarbeiten müssen. Und in diesem Falle brauchte auch der Zweifel nicht zur unentwickelten Einfachheit des gläubigen Bewußtseins zurückzufallen, das war überhaupt unmöglich, da das kirchliche Dogma von der Person Christi die geschichtliche Ausschließlichkeit dieser Persönlichkeit zur Voraussetzung hat, das kritische Bewußtsein aber die Negation dieser Ausschließlichkeit in der Erinnerung trägt. Sondern der einzige aber auch objective Anknüpfungspunkt für die dogmatische Kritik wäre allein der gewesen, daß auch die Kirche ihr Dogma von Christo bis auf die neuere Wissenschaft dem Zweifel und Widerspruch nicht vorenthalten hat, damit das Selbstbewußtsein der Gemeinde sich in den Proceß der Persönlichkeit Christi einschließe und so gleichfalls die geschichtliche Ausschließlichkeit derselben von ihrer Abstraktion befreie.

Recht deutlich hat der Hr. Verf. selbst bewiesen, wie äußerlich sein Uebergang von der historischen Kritik in das Dogma ist, indem er die Grundzüge der Christologie des orthodoxen Systems §. 141. schon im N. T. aufzeigt, ohne das Verhältniß der „urchristlichen Idee" zur evangelischen Geschichte in der Kritik derselben vollständig entwickelt zu haben. Dieses Verhältniß bleibt vielmehr in absoluter Unbegreiflichkeit und somit außer allem innern Zusammenhange stehen.

Denn bildete die christliche Idee die Voraussetzung und das Princip der Mythenbildung, war sie der Anstoß zur Genesis der evangelischen Geschichte, so erklärt das immerwährende Zurückgehen der Kritik

Digitized by Google

auf das A. T. nichts, es ist fruchtlos und unnütz, da selbst beim Miſsverstehen oder Umbilden des A. T. durch die Sage und Evangelisten immer die Frage nach dem Grund der christlichen Umbildung wiederkehrt, von der Kritik aber nicht beantwortet ist.

Oder war die christliche Idee und die biblische Christologie Resultat des mythischen Processes, so sind wir auch noch um keinen Schritt weiter. Denn das wahrhafte Resultat ist eben so nothwendig wieder die Voraussetzung, die den Procefs allein bewirkt, leitet und zu Ende führt. Die Frage nach dem Anfange kehrt zurück und da der Eindruck Christi nach der mythischen Ansicht ein unbestimmter war im Vergleich zur sagenhaften Verherrlichung, da das Zurückgehen auf das A. T. bei der kritischen Verflachung desselben nichts erklärt, so konnte der absolute Anfang des Mythus wieder nur in der Idee und ihrer unmittelbaren Offenbarung erreicht werden. —

Liegt in dem Mangel dieser Begründung die wissenschaftliche Unvollkommenheit vorliegender Durchführung der mythischen Ansicht, so würde die geschichtliche Erscheinung der christlichen Idee noch nicht im geringsten vertheidigt sein, wenn man sich nur auf Widerlegung jener Mängel beschränken wollte. Denn die mythische Ansicht kann sich so weit zum Widerschein der Wahrheit erheben, dafs sie den Procefs des urchristlichen Bewufstseins, wie er sich in den Evangelien entwickelt hat, nicht nur als einen subjectiven auf zufälligen Zeitvorstellungen gegründeten aufzufassen braucht, sondern sie vermag ihn auch als Offenbarung und Bewegung der Idee im Bewufstsein darzustellen. Die Beurtheilung hat daher von den Mängeln vorliegenden Versuchs zur Spitze der mythischen Ansicht fortzugehen und von hier aus den Uebergang zur concreten Wahrheit zu machen. Wie Ref. dies in der Anzeige des ersten Bandes angefangen hat, wird er hier gleichfalls an den Hauptpunkten versuchen. —

I. In dem Abschnitte p. 1—251 werden die evangelischen Berichte von den *Wundern* Jesu kritisch betrachtet, und die mannigfachsten Formen von Widersprüchen an ihnen aufgedeckt, bis ihr mythischer Charakter als Resultat hervorgeht.

Sogleich voran p. 4—5 wird ein Ausspruch Christi gestellt, mit welchem sich die vielen Wundererzählungen in den Evangelien übel zu vertragen scheinen. „Wenn nämlich Christus in Bezug auf die Forderung „der Pharisäer Marc. 8, 12. erklärt, es werde τῇ γε„νεᾷ ταύτῃ gar keines, oder Matth. 12, 39 seqq. und „parall. es werde ihr kein Zeichen aufser dem des Pro„pheten Jona d. h. wie er es bei Matthäus deutet, das „Zeichen seiner Auferstehung gegeben werden, so „könne man die γενεὰ nur von den Zeitgenossen Jesu „überhaupt und eben so das: gegeben werden nur „von möglicher Wahrnehmung mittelbarer wie unmit„telbarer verstehen, so dafs Jesus hier alle Wunder„thätigkeit überhaupt abgelehnt und einzig nur auf „das bevorstehende Wunder seiner Auferstehung ver„wiesen hat."

Der Widerspruch ist anzuerkennen. Aber nun mit der Kritik auf die Unverträglichkeit seiner beiden Seiten und auf die Unmöglichkeit zunächst einer von ihnen, also hier der Wunder zu schliefsen, das heifst nicht, ihn überwältigen. Wäre das nur wahr und wirklich, was widerspruchslos ist, so gebührte allein dem Todten und Einfachen diese Ehre. Alles Leben hingegen, je höher es steht, trägt einen um so tiefern Widerspruch in sich und besteht eben nur in der fortwährenden Ueberwältigung desselben; der Begriff aber enthält den tiefsten Widerspruch. So ist auch die Bewegung des Wunders zwischen jenen beiden Seiten, für die Vorstellung zu sein und doch wieder für das Subject nicht zu sein, die eigne Dialektik des Wunderbegriffs und sein immanenter Widerspruch. Es ist nicht nur die verständige Reflexion, die das Wunder von seinem persönlichen Princip ablösen, zur blofsen Erscheinung, zum vernunft- und wesenlosen herabsetzen kann und dann auf irgend eine Weise bezweifeln und leugnen mufs, sondern das Wunder hat selbst eine Seite, nach welcher es einer solchen Reflexion entgegenkommt und sich darbietet, insofern es nämlich nach seinem Resultat in den Kreis der Erscheinung fällt. Es ist somit der objective Procefs des Wunders, sich von seinem persönlichen Grunde scheinbar zu trennen und zum Zweifel einen Anlafs zu geben. Aber freilich führt der Kreislauf des Wunders eben so sehr über die sinnliche Erscheinung zu dem geistigen Princip wieder zurück, das unmittelbar in ihm erscheint, und es ist nur die Schuld des Verstandes, wenn er in der Trennung stehen bleibt und sich nicht über die Erscheinung wieder zu ihrem persönlichen Grunde erhebt.

So ist es nun auch kein Widerspruch mehr, wenn

Digitized by Google

Christus sagt, diesem Geschlechte solle kein Zeichen gegeben werden und doch Wunder thut. Denn die γενεὰ, der er dies verweigert, ist eine γενεὰ πονηρὰ Matth. 12, 39. die das Wunder nur in seiner Erscheinung betrachtete, für die es daher kein Wunder gab. Sie faſste nur die sinnliche, dem verständigen Zweifel sich hingebende Seite des Wunders auf und erhob sich nicht von dieser endlichen Seite auf das Gebiet des Glaubens, auf welchem die endliche Erscheinung erst ihre wesentliche Bedeutung erhält. Darum, sagt Christus, soll diesem Geschlecht nur das Zeichen seiner Auferstehung gegeben werden, das Wunder, welches von ihnen nur vom Glauben aus ohne einen sinnlichen Ausgangspunkt gefaſst werden sollte.

Wie der angeführte Einwurf, die Wunderthätigkeit Christi überhaupt mit einem seiner bezeichnendsten Aussprüche in Widerstreit zu bringen, bestimmt war, so geht nun die Kritik des Hrn. Verfs. dazu über p. 5—251, die einzelnen Wunderberichte in den Evangelien durch ihre innern Widersprüche aufzulösen und des historischen Charakters zu entkleiden, den sie in Anspruch nehmen. Diesen ihren Anspruch läſst der Hr. Verf. zunächst gelten, um dadurch die excentrische Willkür der natürlichen Erklärung, die in der Meinung, das Historische festzuhalten, diesem die ausschweifendsten Carrikaturen unterschiebt, in die Gränzen des Berichts zurückzuweisen.

Complicirter ist die Polemik gegen die supranaturalistische Auffassung der Wundererzählungen. Denn hier war einerseits die endliche Seite der Evangelien, die Differenzen zwischen den Berichten ein und desselben Fakti herauszukehren, andrerseits waren die supranaturalistischen Bemühungen, die Wunder begreiflich zu machen, der strengen Beurtheilung zu unterwerfen, die sie nothwendig machten.

Was das erste, die Differenzen der Berichte betrifft, so reichen sie auch für die Kritik nur selten aus, um durch sie allein das Urtheil über die mythische Natur des Ganzen zu begründen. Der Hr. Verf. sieht sich vielmehr in den meisten Fällen gezwungen, die Möglichkeit des Fakti dogmatisch zu bestreiten oder die Entstehung des Berichts aus der jüdischen Vorstellung vom Messias erklärlich zu machen. Damit aber verläſst die Kritik das historische Gebiet und wird dogmatisch, ehe sie auf jenem ihre Sache vollständig gewonnen hat. Sollen die evangelischen Wundererzählungen aufgegeben werden, so müssen sie ohne dogmatische Beihülfe rein und allein durch sich selbst zerstört werden. Dies wird der Kritik nie gelingen und ist auch diesmal so wenig gelungen, daſs Hr. Strauſs, wenn er das an parallelen Berichten Differente aufgelöst hat, dennoch meistentheils einen Stamm des Wunders und des gemeinsamen Berichts stehen lassen muſs. Und diesen Stamm glaubt er erst stürzen zu können, wenn er ihn mit dogmatischen Waffen angreift.

Wie können wir dies Wunder uns zur Anschauung bringen oder wie läſst es sich denkbar machen? so nämlich fragt Hr. Strauſs, wenn er das Endurtheil über die einzelnen Erzählungen abschlieſsen will und es entspricht vollkommen der rein verständigen Natur des Supranaturalismus, wenn er auf das angelegentlichste solchen Fragen entgegenkömmt und so gegen sich selber zu Felde zieht. Mit je gröſserer Vorliebe und Ausführlichkeit z. B. Olshausen den Proceſs eines Wunders denkbar zu machen sucht, um so leichter war es für die Kritik des Hrn. Strauſs, die schwache Seite an der Vermittlung jenes Processes darzuthun, ja sie hätte sogar nachweisen können, wie die Macht der natürlichen Erklärung sich der supranaturalistischen aufdrängt. Denn kommt es eben dem Rationalismus so schwer an, die Analogie mit dem Natürlichen bei seinen Wundererklärungen zu verlassen, und erklärt nun Olshausen z. B. das Wunder in Cana und die wunderbare Brotvermehrung als beschleunigten Naturproceſs, so erhebt sich das Wunder nicht über die Analogie des Natürlichen und ist nur relativ verschieden von dem, was jährlich in der Natur geschieht. Diese Erklärung darf es sich dann nicht verdrieſsen lassen, wenn sie um die Aufzählung der beschleunigten Momente angehalten wird; denn die Geschwindigkeit der Beschleunigung mag noch so groſs sein, so durchläuft sie doch natürliche Stadien, ist ein natürliches Ereigniſs und muſs somit der Einsicht des Verstandes Stand halten können. Bringt nun freilich Olshausens Erklärung, was sie aus der Ferne vor die Anschauung des Verstandes zu führen verhieſs, diesem in der That nicht näher und beklagt sich dieser deshalb, die Sache würde ihm mit ihrer Hilfe doch nicht denkbar, so hat er ganz Recht, weil es sich um Wunder handelt, diese aber über alle natürliche Analogie hinausgehen. Nicht nur relativ sind sie von dem gewöhnlichen Naturlauf verschieden, sondern absolut. In den

Digitized by Google

einzelnen Naturproduktionen wirkt das allgemeine Gesetz der Natur in Form eines einzelnen beschränkten Gesetzes, das Wunder hingegen ist die Bethätigung des allgemeinen und absoluten Gesetzes durch das mit ihm Eins gewordne Selbstbewuſstsein. Als diese That ist es eine vom Geist frei gewollte Schöpfung. Wird daher vom Verstande die Aufgabe gestellt, man solle ihm eine Anschauung vom Wunder verschaffen, so ist eine solche Forderung durchaus abzuweisen. Denn da der Proceſs des Wunders ein unmittelbarer ist, so ist er rein unerklärlich und nicht nachzuconstruiren, am allerwenigsten ist aus der Analogie der Natur ein Erklärungsgrund herzuholen. Das heiſst aber noch nicht das Denken über die Sache und somit diese selbst aufgeben. Denn die Einsicht, daſs das Wunder für die Vorstellung nicht construirt werden kann, ist ja nur durch den Begriff zu gewinnen und die Unerklärlichkeit des Wunders heiſst nur, es ist aus nichts anderm als aus seinem persönlichen Princip zu erklären.

Ohnehin liegt im Begriff des Wunders eine innere Bewegung, in der seine unbegreifliche Unmittelbarkeit nur ein einzelnes vorübergehendes Moment ist. Indem nämlich das Wunder in die Existenz tritt, so geht die Frage von seinem Begriff zur Untersuchung seines *Zwecks* über. Diese Frage ist nothwendig, da sie der eignen Bewegung des Wunders aus der Einfachheit des Begriffs in die Erscheinung und Wirklichkeit entspricht und den Trieb dieser Bewegung erkennen will. Aber man wird sogleich wie die Kritik p. 737 alle Wunderthätigkeit Jesu herabsetzen müssen, wenn man mit ihr von der gewöhnlichen Vorstellung der äuſsern Zweckmäſsigkeit ausgeht, welche Mittel und Zweck als verschieden setzt und die damit die Meinung verbindet, das Mittel könne als überflüſsig und nun bedeutungslos bei Seite geschoben werden, wenn es seinen Zweck erfüllt hat. Das Wunder aber wird von einer innern Zweckmäſsigkeit bestimmt, Zweck und Mittel sind identisch, die Heilung des Kranken z. B. als Zweck gefaſst ist vom Wunder als Mittel gefaſst nicht verschieden, ist das Wunder selber. Das Interesse am Wunder ist deshalb nicht nur das Interesse für „einige Krankenheilungen in Galiläa," weil in der bloſsen Heilung als solcher, im bloſsen Ereigniſs das Wunder nicht besteht.

Fügen wir dazu die gewiſs ursprüngliche Gnom Jesu Matth. 11, 21., so spricht Jesus hier einen Zwec seiner Wunder aus, der weit über ihre äuſsere Erschei nung hinausgreift. Denn er ruft über Chorazin un Bethsaida Wehe aus, weil Tyrus und Sidon, wenn si solche Wunder gesehen hätten, längst Buſse gethan hätten. Den Zweck seiner Wunder scheint Jesus dor also nicht als vollständig realisirt zu betrachten un doch gingen die Lahmen, sahen die Blinden und wa ren die Todten aufgestanden. Oder den Begriff de Wunders scheint noch nicht seine volle Existenz er halten und noch nicht den teleologischen Proceſs durch laufen zu haben, wenn er zur Erscheinung gekommen ist. Und so ist es in der That. Erst wenn es ins Bewuſstsein zurückgenommen ist und ideelle Existenz in der Erinnerung erhalten hat, dann hat das Wunder seinen über die für sich gleichgültige Erscheinung hin übergreifenden Zweck vollständig erreicht. Je mehr das Wunder in die Innerlichkeit zurückkehrt, um so mehr wächst seine Bedeutung und die Wunder, die Chorazin und Bethsaida in der Form der einzelnen Heilungen für absolvirt hielten, haben für unsre Erinnerung absolutes Interesse.

Hr. Strauſs hat einen unversieglichen Reichthum von Scharfsinn angewandt, um durch die einzelnsten Züge hindurch aus den analogen A. T.lichen Erzählungen die Entstehung und Uebertragung der evangelischen Wunderberichte erklärlich zu machen. Was hilft dies aber, da doch die Gemeinde ihre Reflexion gewiſs nicht durch alle diese einzelnen Züge hindurchgeführt hat, dennoch nur diese zu motiviren, ohne den Grund des Bewuſstseins, auf dem das Ganze allein beruhen konnte, hervorzukehren? War es sodann nicht auch für die mythische Ansicht äuſserst wichtig, zugleich mit dem Analogen auch den Unterschied der A. T.lichen und N. T.lichen Auffassung des Wunderbegriffs gedankenmäſsig zu bestimmen? Denn wenn die Nothwendigkeit des Wunders auch nur für das Bewuſstsein in dem unmittelbaren Schlusse beruhte, daſs die Wahrheit in den Persönlichkeiten, durch die sie sich offenbare, auch für die Erscheinung sich bezeugen müsse, so ist auch da noch ein umfassender und vernünftiger Unterschied der evangelischen und A. T.lichen Wunder gegeben

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 87.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1836.

Das Leben Jesu kritisch bearbeitet von David Fr. Strauſs.

(Fortsetzung.)

War nämlich die Wahrheit auf dem Standpunkt des A. T. eine dem Selbstbewuſstsein noch fremde Macht, so thaten seine Heroen das Wunder noch nicht aus eigner Willensbestimmung, sondern einer für ihr Bewuſstsein fremden. Die Persönlichkeit aber, die ihr Selbstbewuſstsein mit der Wahrheit Eins weiſs, ist der Gipfel aller Wunderthätigkeit, denn das Wunder ist Resultat ihrer Selbstbestimmung und nur die Propheten bilden auch hier den Uebergang zwischen Anfang und Vollendung.

Auf dem Standpunkt, wo das Wunder ideell für das Bewuſstsein existirt, können wohl die mythische und historische Ansicht für einen Moment zusammentreffen; aber sobald die letztere den Begriff des Wunders mit seiner Erscheinung zusammenschlieſst und nun zur wahren Idee desselben gelangt, will die erstere das Wunder nur für das Bewuſstsein gelten lassen und bestreitet sie seine Wirklichkeit mit den geläuterten Ansichten von dem Verhältnisse Gottes zur Welt, die eine solche Unterbrechung des Naturzusammenhanges weder verlangen noch zugeben können. Dieses Veto entwaffnet jedoch nicht im Geringsten die historische Ansicht. Diese weiſs recht wohl, daſs die Naturgesetze ewige Gedanken und Willensbestimmungen Gottes sind. Aber die Natur offenbart den ihr immanenten göttlichen Gedanken nur in der endlichen Form des getheilten Seins und wenn ihre innere Bewegung die einzelnen Gesetze als endlich beweist und aufhebt, so wird das Naturgesetz als solches nicht aufgehoben, sondern bestätigt, denn es ist der Geist, der sich dadurch als das absolute Gesetz der Natur beweist. Dieses Gesetz der Natur wird daher auch im Wunder weder verletzt, noch unterbrochen, sondern vielmehr in seiner Totalität und Einheit mit dem individuellen Willen offenbart.

2. Muſsten die Wunder für die Bildung der neuern Zeit ihre wahre Bedeutung verlieren, weil sie nach der Seite ihrer äuſserlichen Erscheinung beweisende Kraft haben sollten, so konnte auch den *Weissagungen* des A. T. nichts anders widerfahren, je mehr sie auch vom Supranaturalismus nur in ihrer Einzelheit als äuſsre Stützen „für die gute Sache der Offenbarung" gebraucht wurden. Erklärt daher Hr. Strauſs p. 341 solche Stützen für längst gebrochen, so hat er unbestreitbar Recht: Glaubt die Kritik nun aber, was als äuſseres Mittel vernichtet werden muſste, könne deshalb nicht als inneres Moment in die Sache aufgenommen werden, was als äuſseres Material für den Geist sterben muſste, könne in diesem nicht wieder verklärt werden, meint endlich Hr. Strauſs p. 307, wenn Jesus vermöge seiner höhern Natur in A. T. lichen Weissagungen eine Vorandeutung der einzelnen Züge seines Leidens gefunden habe, so wäre, da eine solche Beziehung nicht der wahre Sinn jener Stellen sei, der Geist Jesu nicht der Geist der Wahrheit gewesen: nun dann hat die Kritik sich selber das Urtheil gesprochen, sie mag dann in ihren Resultaten sich gegen weitere Untersuchungen abschlieſsen, während die Wissenschaft sie stets als den Stachel zu einer höhern Stufe des Selbstbewuſstseins anerkennen wird.

Alle Kraft der Verneinung rafft §. 107—111. der Hr. Verf. zusammen, um die Einheit der Verheiſsung und Erfüllung zu durchbrechen, bis er p. 341 in den begeisterten Ausruf seines Triumphes ausbricht: ein eigenthümliches Zeichen, wie das A. T. auch den Gegnern seine berauschende Kraft mittheilt und wie schwer auf diesem Gebiet jene wissenschaftliche Besonnenheit zu erreichen ist, welche die Einheit und den Unterschied des A. und N. T. sicher zu behaupten weiſs. Es handelt sich nämlich darum, ob im A. T.

Digitized by Google

die Anschauung des *leidenden Messias* gegeben sei und zur Zeit Christi einzelnen Gemüthern, wie dem Täufer, Anlafs habe geben können, über die sinnlichen Erwartungen des Volks sich zu erheben, ob Christus selbst für die Nothwendigkeit seines Leidens sich auf das A. T. berufen konnte, oder ob diese Berufungen erst von der Sage und zwar aus Mifsverstand Jesu in den Mund gelegt seien.

Für jeden, der das Princip des A. T. abstrakt auffafst, d. h. ohne den Umkreis aller Gestalten zu berücksichtigen, in die sich die Entwicklung der Religion des A. T. auseinandergeworfen hat, mufs die Idee des leidenden Messias dem A. T. nicht nur als fremd, sondern auch als schnurstracks entgegengesetzt erscheinen. Denn ist der Inhalt dieser Idee der Proceſs, in welchem Gott selbst in die Leiden der Endlichkeit eingeht und dafs der Schmerz des Kampfes ein Moment in der Natur des Geistes sei, offenbart, was könnte dann wohl dem A. T. fremder scheinen als eben dies, da Jehova in seiner Macht den Unterschied, das Endliche zwar setzt, aber es unmittelbar auch in seiner Erhabenheit als vor ihm vergehend weifs. Das Gesetz will nun zwar mit seiner Forderung der Heiligkeit den endlichen Geist zum göttlichen in ein bleibendes Verhältnifs setzen, aber statt sich durch die Einheit des endlichen und unendlichen Geistes zu begründen, hat es den Gegensatz zum Ausgangspunkt. Dieser scheint zwar gelöst in der prophetischen Anschauung der Persönlichkeit, auf der der Geist Jehova's ruht. Aber dennoch ist auch für diese Persönlichkeit der Kampf mit dem Gegensatz noch ein äufserer, mit dem Stab seines Mundes schlägt der Messias die Erde, mit dem Hauch seiner Lippen tödtet er den Frevler.

Dieselbe Anstrengung aber, die selbst die Naturreligion auf ihrer höchsten Stufe machte, den Unterschied als die eigne Bewegung des göttlichen zu fassen, die im Adonis- und Osiriscultus das Leiden als Moment des göttlichen Processes anzuschauen trachtete, die selbst den starren Dualismus des Parsismus in der Idee des Mithras, der die innere Dialektik beider Seiten des Gegensatzes ist, zu lösen suchte, dieselbe Anstrengung konnte auch nicht im A. T. fehlen, weil sie im Begriff der Religion liegt. Und in der That ist auch dem A. T. die Ahndung von der Herablassung des göttlichen Geistes in die Leiden des Unterschieds nicht fremd geblieben, nur dafs hier in geistiger Form gefafst ist, was in der Naturreligion noch unmittelbar als Naturproceſs angeschaut wurde.

Zunächst zwar äufsert sich die Gewalt, mit der der Begriff des Leidens in die Idee des Gerechten aufgenommen wird, als Schrei der Verzweiflung oder schon beruhigter als sanfte Klage Ps. 22. 40.; auch ist der Kampf mehr noch ein äufserer, der Gerechte ist von Feinden, die ihn verfolgen und verspotten, umringt. Je tiefer aber der Widerstreit wurde, in welchen die Idee der Religion zu ihrer Erscheinung und Existenz im Volk Israel trat, je mehr die Idee in ihrer lebendigeren Bewegung mit der verstockten Natürlichkeit in Gegensatz gerieth und ihre ewige Dauer auch im Durchgange durch den Gegensatz offenbar wurde, um so bestimmter ging dem religiösen Bewufstsein die Bedeutung des Leidens auf. Der Knecht Jehova's, auf dem der Geist Jehova's ruht, dessen Gerechtigkeit und Einheit mit dem göttlichen Willen durch nichts getrübt und gestört wird, beharrt auch in dieser Einheit, indem er in den Zusammenhang der Schuld eingeht und ihre Strafe auf sich nimmt. Er überwindet vielmehr alle Leiden der Endlichkeit, beweist, dafs diese der Bewegung des göttlichen Geistes keinen Eintrag thuen, er stellt den Zusammenhang und die Einheit des unendlichen und des verstockten endlichen Geistes wieder her und macht die Vielen durch seine Gerechtigkeit gerecht. Jes. 53. An der kritischen Auffassung dieses Abschnittes, dafs der Knecht Jehova's das Volk Israel sei, was auch Hr. Strauſs als wahrscheinlich annimmt, ist nur soviel wahr, dafs das Volk allerdings in den Proceſs dieser Persönlichkeit aufgenommen wird; denn an allen Orten, wo der Prophet das Thun des Knechts Jehova's geschildert hat, bricht er in Jubel aus und verkündet er dem Volke unendliche Freude, dafs die Einheit mit seiner Idee wieder zurückgeführt, dafs seine Aufgabe gelöst, sein Zweck realisirt sei. Aber die Kritik bedenkt nicht genug, dafs der Prophet zur Schilderung des wahren Knechts Jehova's nur übergeht, nachdem er den verstockten und gefallnen Knecht gestraft hat, weil er seiner Aufgabe untreu geworden sei. In diesem Uebergange ist die Ausschliefslichkeit der Persönlichkeit des wahren Knechts begründet und erst indem der Prophet von dieser wieder zum Volke übergeht und ihm den neuen Segen verkündet, wird es in das Thun derselben eingeschlossen.

Der Widerspruch nun, dafs die Idee des leidenden

Digitized by Google

Messias im A. T. schon aufgegangen war und daſs sie doch zur Zeit Jesu dem Volk so fremd, den Jüngern so wenig zugänglich war, daſs selbst der Täufer, der doch nach Joh. I, 29. in Jesu den leidenden Gerechten erkannt haben soll, endlich des Zweifels sich nicht entwehren kann, alle diese Widersprüche, Schwierigkeiten und Gegensätze sind durchaus als historisch anzuerkennen und bedürfen keiner die Ecken der Geschichte abstumpfenden Harmonistik, weil sie in der Natur der Sache liegen. Sie lösen sich vollkommen, wenn man das Verhältniſs der Weissagung vom leidenden Messias zum ganzen Umkreis des A. T.lichen Bewuſstseins vollständig bestimmt. Obwohl sie nämlich als nothwendiges Resultat auf der höchsten Spitze der Bewegung des A. T. liegt und noch eine Produktion des A. T.lichen Bewuſstseins ist, so widerspricht sie noch den übrigen Momenten desselben, sie hat auf diese ihre rückwirkende Kraft noch nicht ausgeübt, hat diese noch nicht vollständig mit sich in Einklang gesetzt und ist somit selbst erst in einer einzelnen, endlichen und zufälligen Form für das A. T. gegeben worden.

Hieraus erklärt es sich auch, weshalb dem Volke zur Zeit Jesu die niedrige Erscheinung des Messias ein Aergerniſs sein muſste, deshalb nämlich, weil der abstrakte Monotheismus, in den der gröſste Theil des Volkes verfallen war, nichts mehr widerstreben muſste als der Idee, daſs der göttliche Geist in die tiefste Entäuſserung eingehen müsse, um sein wahrhaftes Wesen zu offenbaren.

Was in der rabbinischen Literatur der Idee des leidenden Messias Analoges vorkommt, kann nicht als Zeugniſs für die Volksmeinung zur Zeit Jesu angesehen werden und schon seine Beziehung auf den Fall Jerusalems zeugt für seinen Ursprung nach der Katastrophe, die das Volk so tief beugen muſste.

Auch die Jünger Jesu sollten erst durch die That erschüttert werden, ehe sie lernten, das Leiden in ihre Vorstellung vom Messias aufzunehmen. Ihre Seele muſste erst durch das Leiden ihres Meisters durchschnitten werden, damit ihnen das Verständniſs des ewigen göttlichen Rathschlusses geöffnet werden konnte und wenn sie nun die Ewigkeit desselben auch in der Form faſsten, daſs sie ihn in der Verheiſsung des A. T. schon ausgesprochen fanden, war dann nur ihr geblendetes Auge daran Schuld?

Der Täufer endlich ist zwar ein Zeugniſs, wie die Gegenwart Jesu wohl dafür empfänglich war, die im A. T. nur in zufälliger Form hervorgetretne Idee zum Mittelpunkt der religiösen Anschauung zu erheben, aber gerade an ihm hat es sich auch bewiesen, wie nothwendig der nachdrückliche Ernst des Leidens zu Tage kommen muſste. Denn daſs der Täufer die Weissagung des Jesaias noch in A. T.licher Form faſste, machte ihn an der Messianität Jesu irre. Alle Momente des göttlichen Processes, das Leiden bis zum Tod und die Erhebung zur Herrlichkeit hat wohl der Prophet Jesaias geschaut, aber aufserdem, daſs dieser Gegensatz der Momente nicht vermittelt wird vielmehr unmerklich sich vermischt, ist die Herrlichkeit mit dem Bilde unmittelbar äuſsrer Herrschaft geschildert. Diese wollte auch der Täufer schon in der niedrigen Erscheinung sehen und das brachte ihn zum Fall.

Sah nun Christus in der Verheiſsung die Wechsel, die seine Persönlichkeit zu durchlaufen hatte, so muſste sein Geist deshalb kein „Lügengeist" sein p. 340. Aber nicht weniger muſs hinzugefügt werden, sein Selbstbewuſstsein lieſs den noch endlichen Inhalt der Weissagung zu Boden fallen, ohne daſs zu diesem Behuf eine verständige Reflexion von seiner Seite anzunehmen wäre. —

3. In der Aufklärung des Verhältnisses von der Verheiſsung und Erfüllung hat Hr. Strauſs die mythische Ansicht nicht auf einen Boden erhoben, wo die historische Ansicht auch nur das geringste Moment der Verwandtschaft hätte finden können, so sehr hat er die Sache zu einem äuſsern Gegensatz getrieben und dem Selbstbewuſstsein Jesu alles Recht, einzelne Momente von sich im A. T. wiederzufinden, abgesprochen. Dagegen muſste die Kritik nothwendig den Boden der Wissenschaft zu betreten suchen, als es mehr denn an einem andern Orte darauf ankam, die Genesis des Mythus im Bewuſstsein der Gemeinde zu begreifen. Der Umschwung nämlich, der in den niedergedrückten Gemüthern der Jünger durch die *Auferstehung* des Herrn bewirkt wurde, scheint aller Künste der mythischen Erklärung zu spotten und allen Angriffen der Kritik gegenüber die Nothwendigkeit der objectiven Erscheinung zu setzen.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

LXXI.

Braunschweigische Geschichten, bearbeitet und herausgegeben von Carl Friedrich von Vechelde. Erster Theil. Helmstädt, gedruckt bei J. R. G. Leuckart.* 1835. 8. *VIII und* 316 *Seiten.

Der Unterschied zwischen *Geschichten* und einer *Geschichte* ist von den Schriftstellern oft unbeachtet gelassen, nicht allein auf dem Titel, auch bei der Anlage historischer Arbeiten, woraus der Nachtheil erwuchs, dafs manche schriftstellerische Darbietungen aus der eigenthümlichen Sphäre gerückt, wenigstens in der Form verunstaltet wurden. Der Verf. der vorliegenden Geschichten hat sich diesen Fehler nicht zu Schulden kommen lassen, indem er in denselben von denkwürdigen Begebenheiten seiner Vaterstadt berichtet, nach bis jetzt wenig benutzten geschriebenen Chroniken und Memorandenbüchern, um so ein treues Bild zu liefern von der Kühnheit und dem stolzen Geiste der Braunschweiger Bürger des Mittelalters, von ihren Kämpfen und Aufständen, ihren Thaten und Verbrechen, ihrem Handel und Verkehr, welche sie reich machten, und von dem allmähligen Verfalle. Auch die Begebenheiten späterer (besonders wünschenswerth ist des Versprechens Erfüllung für das letzte Jahrzehn) Zeiten sollen nicht übergangen werden. Mit Recht fragt Hr. v. V.: „Wer hat parteilos sie schon beschrieben?" — Doch schroff hingestellte Parteilosigkeit ist dem Erzähler von Geschichten am leichtesten zu erlassen: es ist sogar dankens- und lobenswerth, wenn er Partei nimmt für Wahrheit, That und Gesinnung.

In der Geschichte des Städtewesens und Bürgerthumes im nördlichen Deutschlande, besonders im Sachsenlande, ist keine Stadt, welche die Bedeutsamkeit Braunschweig's übertrifft. Alle Punkte der inneren Entwicklungsperioden, wie der verschiedenartigsten äusseren Einwirkungen, kommen hier zur freien Ausbildung, ohne dafs das eigentliche Ziel des Strebens, politische Selbstständigkeit als Reichsstadt, erlangt oder behauptet wäre. Der Reichthum geschichtlicher Quellen ist grofs; doch in dem Verhältnisse, als Gunst des Zufalls für deren Erhaltung sorgte, hat Benutzung nicht statt gefunden. Eine höheren wissenschaftlichen Forderungen entsprechende Geschichte Braunschweigs wird erst durch Bearbeitung der Geschichten möglich, um welche der Verf. sich besondere Verdienste erwirbt, wenn er die Verheissung für den letzten Theil dieser Mittheilungen erfüllt, indem er eine genaue Uebersicht aller benutzten gedruckten und handschriftlichen Quellen mittheilt. Vieles noch Unbenutzte wird in den alten Braunschweigschen Patricier- und Bürgerfamilien aufbewahrt; besonders aber befinden sich auf dem Stadtrathhause geschichtliche Schätze des Mittelalters, welche über mehrere bisher zweifelvolle Felder jener Zeit vollständigeres Licht verbreiten, in welcher Beziehung D. Bode sich schon bedeutende Verdienste erworben hat und solche vermehren wird, wie wir wissen, zunächst durch eine schätzbare Untersuchung über Münzwesen und Münzfufs der norddeutschen Städte; dann durch eine Darstellung des sächsischen Städtebundes, welcher unabhängig von der Hanse, nach dem Vorbilde des schwäbischen und rheinischen, im vierzehnten Jahrhunderte vollständig organisirt, Braunschweig zum Hauptorte hatte. — Dafs das Braunschweigsche Stadtarchiv dem Herrn v. V. verschlossen sei, läfst sich kaum glauben, und doch mufs man es vermuthen nach Seite 273, bei Anführung eines noch ungedruckten Vertrages der Herzöge Bernhard und Heinrich vom Jahre 1416, dessen Aufbewahrung in jenem Stadtarchive aus einem Urkundenverzeichnisse des bekannten v. Erath nachgewiesen wird. Die Bereitwilligkeit, mit welcher neuerlich die Behörden für wissenschaftliche Zwecke die Archive zugänglich gemacht haben, mag durch einzelne, daher entstandene Misbräuche nicht gestört werden. Dafs diese grofse Erleichterung geschichtlicher Unternehmungen bisher keinen Eingang gefunden hat bei dem Herzoglich-Braunschweigschen Landesarchive zu Wolfenbüttel, rührt vielleicht nur daher, dafs jene reiche Fundgrube einer neuen Anordnung entgegen sieht.

Die beiden ersten Aufsätze vorliegender Geschichten gehören so zusammen, dafs der erste, eine kurze Uebersicht der Belagerungen (funfzehn sind angegeben) der Stadt Braunschweig, die Einleitung macht zum zweiten, welcher die achtmonatliche Belagerung der Stadt 1492 und 1493 erzählt, reich an einzelnen Zügen des Zeitgeistes und der Kriegsgeschichte. Die dritte Geschichtserzählung ist dem Aufstande der Braunschweiger im Jahre 1374 gewidmet. Die Volksmasse empörte sich gegen die bevorrechteten Geschlechter, welche nach nepotischen Misbräuchen über das städtische Gemeinwesen geboten und den Vorwurf des Abgabendruckes verschuldeten. Hieraus entstandene Erbitterung führte zu Zank, dann zu blutiger Rache und Gewaltthat, endlich zur Erschlaffung und zum Einschreiten der Hanse, welche mit nicht blutdürstiger Strafe gesetzliche Ordnung herstellte. Im Anhange wird mitgetheilt: 1) ein Verzeichnifs der in der St. Blasius-Kirche zu Braunschweig begrabenen Glieder des Herzoglichen Hauses, 2) eine Uebersicht der der Stadt Braunschweig ertheilten Privilegien, Eigenthumsversicherungen und Huldbriefe, und 3) Tafelmaker's Bericht über die Erbauung des Thurmes der St. Andreas Kirche, deren Ansicht, wie sie 1545 beendet wurde und wie sie gegenwärtig ist, lithographirt die Vor- und Rückseite des Umschlages zeigt. — Alles Einzelnheiten, welche eigenthümliche Geschichtszüge mittheilen. Der Vortrag, wo der Verf. selbst das Wort nimmt, ist einfach, klar und angenehm. Hinsichtlich des Materiellen wird es dem Hrn. V. für die verheissenen folgenden Bände nicht an interessanten Gegenständen zur Auswahl fehlen, da er wahrscheinlich auch Familiengeschichten aufnimmt, wo schon die Geschichten der *goldenen* und der *silbernen Ringe* reiche Ausbeute verheifsen.

F. Cramer.

Digitized by Google

№ 88.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1836.

Das Leben Jesu kritisch bearbeitet von David Fr. Strauſs.

(Schluſs.)

Hier hatte die mythische Ansicht für ihre Existenz zu kämpfen und sich selbst zu begründen, da sie nun die Wendung darstellen muſste, durch welche die sinnliche Erscheinung des Individuum Jesus in das Reich der Idee erhoben wurde. Daher sind auch nicht nur die gewöhnlichen Waffen der Kritik angewandt, daſs die Widersprüche der Berichte, die natürliche Unmöglichkeit und die Anregung der Idee durch das A. T. nachgewiesen werden, sondern in diesem ihrem letzten Kampfe ruft die Kritik auch die neuere Religionsphilosophie zu Hilfe, um mittelst derselben p. 736—738 die Idee des ewigen Kreislaufs im göttlichen Leben als den innern Trieb der Mythe, aber auch zugleich als den Gegenstoſs gegen ein einzelnes Faktum, welches noch dazu diesen Kreislauf nur sinnlich darstellen könnte, an dem daher auch nichts besonders gelegen sein könne, zu bezeichnen.

Was zuerst die Differenzen in den Berichten von der Auferstehung Christi betrifft, so kann man es der Kritik nicht verdenken, wenn sie dieselben so scharf nimmt, daſs sie zuletzt Widersprüche werden. Das Erzählte ist ja ein sinnliches, einzelnes Faktum, für welches also auch nach Recht und Billigkeit, wie für jedes andre einzelne Faktum, die gewöhnliche Weise der Beglaubigung gelten muſs. Und so sahen die Sache nicht nur die an, die auf die Widersprüche den unhistorischen Charakter der Sache gründeten, sondern auch die Apologeten, die sich den Angriffen der englischen Deisten und des Wolfenbüttler Fragmentisten entgegenstellten. Wenn aber diese von den Kategorieen der Aufklärung angesteckt, so wie ihre Gegner die Evangelien in ein formelles, peinliches Verhör nahmen, folgt daraus, daſs die Evangelisten nach denselben Grundsätzen arbeiten und alle Formalitäten eines so verständigen Verhörs vor Augen haben muſsten? Das folgt noch lange nicht. Sie schrieben wohl die Evangelien als Zeugnisse, aber als Zeugnisse für den Glauben. Die Accidenzien, die im Zeitverlauf für die Reihefolge und den Zusammenhang einzelner Fakten nun einmal so bedeutend sind, verlieren auch für den endlichen Geist in der Darstellung eines zeitlichen Verlaufs ihren Einfluſs nicht. So können die Differenzen des Einzelnen immerhin anerkannt, die daraus hervorgehenden Widersprüche aber gelöst werden, wenn man durch einen neuen Prozeſs der Kritik im Einzelnen nachweist, wie sie durch eine mögliche Verschiebung der Accidenzien oder aus der subjectiven Tendenz und Eile, mit der es eine Erzählung auf einen oder den andern Punkt abgesehen hat, entstehen konnten.

Wenn dergestalt der Sache ihr Recht geschieht, weil sie sich durch den abstrakten Buchstaben nimmermehr bezeugen wird und wesentlich für den Glauben ist, so könnte doch die Kritik über Unrecht klagen, das ihr dadurch widerfahre, daſs mit dem Widerspruch ihr der Lebensstoff gewaltsam entrissen werde. Weshalb anders geht sie denn aber, wie wenn der Widerspruch des Buchstabens nicht genug sei, zu den Widersprüchen der Sache über, als weil sie durch jenen ihrer selbst noch nicht gewiſs ist? Das ist ein Zeugniſs, das der Gegner selbst für die Gefahrlosigkeit der Differenzen in den Berichten ablegt. Sehr entschieden leugnet der Hr. Verf. in diesem Uebergange zur Sache zuvörderst die Möglichkeit der Auferstehung Christi überhaupt, um sodann das Dilemma der „neuern Bildung," daſs Jesus entweder nicht wirklich gestorben oder nicht wirklich auferstanden sei, zu Gunsten des letztern Gliedes zu entscheiden.

Die Wiederbelebung eines Todten könne man sich nämlich nicht vorstellen, geschweige denn verstehen,

Digitized by Google

wenn man Leib und Seele nicht abstrakt auseinanderhalte, sondern sie zugleich in ihrer Identität, die Seele als die Innerlichkeit des Leibes, den Leib als die Aeuſserlichkeit der Seele begreife, also den Dualismus von Leib und Seele fallen lasse. Das thut gewiſs noth, dieser Dualismus muſs nothwendig fallen, so lange er steht, muſs aber auch der Gedanke der Auferstehung eine Thorheit sein, was absolut oder vielmehr so abstrakt, so gleichgültig getrennt werden kann, wird auch nun und nimmermehr zur Einheit wieder zurückgehen können. Das also kann der Kritik mit bereitwilliger Uebereinstimmung zugegeben werden. Aber so gut wie der Dualismus ein Werk des populären Verstandes ist, so auch die abstrakte Identität, die wieder vom Unterschied nichts wissen will. Diese Ansicht vergiſst über der Einheit von Seele und Leib, daſs die Seele als Bewuſstsein eben so sehr den Unterschied setzt, daſs dieser Unterschied, fern davon Dualismus zu werden, vom freien Geist zur Einheit wieder aufgenommen wird und daſs der Geist auf dem Punkte, wo der Unterschied am mächtigsten zum Ausbruch kommt, im Tode durch die letzte Reaktion auch die Einheit bewahrt und vollendet.

Ist nun die Seele Jesu bis zum Tod betrübt worden und selbst in den Tod eingegangen, so muſste, wenn ihre immanente Beziehung auf ihren Leib bis zur Trennung gestört war, sie selbst deshalb zu existiren nicht aufhören, sondern hier erhebt sich eine andre Schwierigkeit, wo die spekulative Betrachtung fast mit Gewalt zur Annahme des Scheintodes Christi getrieben wird. Die rationalistische Form dieser Annahme freilich, daſs in Christo ein Rest des Lebens nach der Kreuzabnahme geblieben und nur durch äuſsre Mittel wieder zu Kraft gekommen sei, ist jetzt nur ihres schnellen Todes durch die Kritik würdig p. 650. Aber das ist die Schwierigkeit: Ist Christus die vollendete Persönlichkeit, so giebt es für ihn nichts, was als abstrakt Anderes ihm gegenüber sich behaupten könnte, was er nicht dem Geiste unterworfen und mit diesem vollkommen durchdrungen hätte. Der in die Gegenwart für uns noch fallende Unterschied des geistigen und des dem Geist noch nicht unterworfenen Leibes war daher für Christum ein stetig aufgehobener, der Kampf des Andersseins, der Aeuſserlichkeit gegen die durchdringende Macht des Geistes war ununterbrochen in den Sieg des letztern verschlungen. Bei uns ist der Tod der thatsächliche Beweis, daſs dieser Sieg des Geistes über die Abstraktion der Aeuſserlichkeit wohl begonnen hat, aber noch nicht vollendet ist, die endliche Beziehung des Geistes auf das ihm noch nicht absolut geeinigte wird daher aufgehoben und dies dem Schicksal seiner Endlichkeit, dem Untergange hingegeben. Da aber in der Persönlichkeit Jesu diese Beziehung des Geistes auf die Leiblichkeit die vollendete war, so scheint es, konnte sie auch durch den Tod nicht absolut gelöst werden. Auch auf folgendem Wege kommt man in die Gefahr, den Scheintod Jesu anzunehmen. Da nämlich Jesus mit absoluter Willigkeit in das Leiden einging, so war dies selbst auf der höchsten Spitze von seinem unendlichen Thun nicht verschieden; wenn nun aber das äuſserste Leiden mit der Reaktion des innersten Thuns unmittelbar Eins ist, so scheint wieder mitten im Tode die Beziehung des Geistes auf seine leibliche Erscheinung ununterbrochen zu bleiben. So ist es allerdings, aber das ist nur der innere Beweis und die absolute Nothwendigkeit der Auferstehung Christi. Man darf nämlich jenen Proceſs der absoluten Reaktion nur nicht als unmittelbaren fassen, sonst ist er kein Proceſs und kommt man in die Gefahr, der die Doketen unterlegen sind. Der Tod Jesu war wirklicher Tod, die Trennung des Leibes und der Seele; da aber die vollendete Persönlichkeit ihre Leiblichkeit sich in vollkommner Angemessenheit geeinigt hatte, so konnte ihre Beziehung zu derselben wohl unterbrochen werden, aber nicht abstrakt verloren gehen. Der Geist vollendete vielmehr und restituirte die Einheit von Leib und Seele oder Christus ist durch den immanenten Proceſs seiner Persönlichkeit nicht nur auferweckt, sondern auferstanden.

Will nun die Kritik nach der Negation der äuſsern Geschichte die Auferstehung Christi als innre auf dem Boden des Bewuſstseins vorgegangene begreifen, so wird sich ihr die historische Ansicht im Stadium dieses Momentes gewiſs nicht abstrakt entgegen stellen, da sie ja nicht weniger die Verwandlung der äuſsern Geschichte in ihre geistige Form zu verfolgen und die innre Beziehung des Faktum auf das religiöse Bewuſstsein zu entwickeln hat. Beide Ansichten müſsten darin übereinkommen, daſs jedenfalls sei es in geschichtlicher Erscheinung, sei es in unmittelbarer That des Bewuſstseins, es dennoch nur die Idee des göttlichen

Digitized by Google

Lebens gewesen sei, die sich als Object des Bewuſstseins dargeboten habe. Dagegen verstöſst es nun aber allerdings sehr stark, wenn Hr. Strauſs den Mythus von der Auferstehung aus dem „psychologischen Bedürfniſs" der Jünger, den Widerspruch der letzten Schicksale Jesu mit ihrer früheren Ansicht von ihm aufzulösen, in ihren Begriff vom Messias das Merkmal des Leidens und Todes mit aufzunehmen, erklären will. Vermittelt sei die Befriedigung dieses Bedürfnisses durch A. T.liche Stellen worden, welche wie Jes. 53. Ps. 22. die Männer Gottes als geplagt bis zum Tode darstellten und die innre Entzückung, daſs ihnen also der schmachvoll getödtete Jesus nicht verloren, sondern geblieben sei, habe sich mit der Zeit zu Visionen gesteigert. Dieser Erklärung möchte aber noch vieles, vor allem die ideelle Unterlage fehlen, die ihre so zweifelhafte Wahrscheinlichkeit irgendwie bestärken könnte. Wie schwach und ohnmächtig selbst nach der Ansicht des Hrn. Vfs. das Mittel ist, welches er zwischen die trostlosen Gemüther der Jünger und die Wiederherstellung ihres Glaubens schiebt, nämlich das A. T., dem ja die Idee des leidenden Messias fremd sei, darauf will Ref. nicht weiter hinweisen. Dadurch aber beweist sich diese Durchführung der mythischen Ansicht noch als mangelhaft und unzureichend, daſs weder einerseits die Macht des Objects zu ihrem Recht gekommen ist, denn jener Umschwung der Gesinnung der Jünger ist nicht als unmittelbarer Eindruck der Idee dargestellt, noch andrerseits die Beziehung der Idee auf das Subject oder die Bewegung der Idee in der Tiefe der Subjectivität hervorgetreten ist.

Das ist noch nicht die wahre Spitze der mythischen Ansicht, das ist noch nicht das vollendete Gegenbild der Wahrheit und ihr mit ihr identischer Gegensatz. Dazu kommt es erst später in der Schluſsabhandlung, wo p. 736 die Idee der Menschheit in ihrem Verhältniſs zur Gottheit, die Idee, daſs die äuſserste Gränze der Endlichkeit Moment im göttlichen Leben sei, für das erklärt wird, was unbewuſst der Gemeinde vorschwebte, indem sie das Bild ihres Jesus entwarf. Für die Gewiſsheit dieser Wahrheit könne aber an einem sinnlichen einzelnen Faktum nicht noch besonders gelegen sein. Ueberhaupt sei ja nach der neueren Religionsphilosophie die sinnliche Geschichte des Individuum nur der Ausgangspunkt für den Geist. Dieser nehme wohl von einem Aeuſsern Veranlassung, in ihm die Idee der mit Gott einigen Menschheit sich zum Bewuſstsein zu bringen, aber dadurch werde der Gegenstand aus einem sinnlich empirischen zu einem geistigen und göttlichen umgewandelt, die sinnliche Geschichte aber als das wesentliche aufgehoben und zum Untergeordneten herabgesetzt, über welchem die geistige Wahrheit auf eignem Boden steht.

Formell ist das richtig, aber es bleibt in abstraktem Sinne formell oder das Thun einer der Sache äuſserlichen Reflexion, wenn nicht auf die Natur oder auf die eigne Thätigkeit und Reflexion des Ausgangspunkts eingegangen wird, wozu doch eben jene Religionsphilosophie eine so sicher leitende Hand darbietet. Wenn von der endlichen Erscheinung zur absoluten Idee fortgegangen wird, so wird, das ist gewiſs, der anfängliche Ausgangspunkt negirt. Aber das ist nicht sein kahler, resultatloser Untergang, sondern nur der Schein seiner für sich seienden Selbstständigkeit auſser der immanenten Beziehung zur Idee wird von ihm abgenommen. Der Ausgangspunkt wird also nicht zum Untergeordneten herabgesetzt, sondern im Gegentheil sein Zusammenhang, seine Einheit mit der Idee wird offenbar. In dieser Einheit zeigt es sich auch, daſs wir nicht etwa nur mit subjectiver Reflexion die Erscheinung des Ausgangspunktes aufheben, sondern es ist sein eigner Procefs in die Allgemeinheit der absoluten Idee sich aufzuheben und der Tod, die Auferstehung, die Himmelfahrt Christi ist nicht eine bloſs sinnliche Geschichte, sondern der objective Uebergang derselben in das Reich des Geistes. Oder der Ausgangspunkt als solcher setzt eben so noch die Entfremdung derer, für die er gegeben ist, von der Idee voraus, als er selbst die erscheinende Wirklichkeit derselben ist. Für die andern noch entfremdeten muſste er deshalb die Erscheinung unmittelbarer, sinnlicher Gewiſsheit haben, aber er ist eben so sehr der lebendige Procefs, die Ausschlieſslichkeit seiner sinnlichen Erscheinung aufzuheben und die Andern in seine Bewegung hineinzuziehen und aufzunehmen.

4. Aber das gerade, daſs ein Individuum die angemessene Wirklichkeit der Idee sein könne, ist der Zweck der *Schluſsabhandlung* p. 686—744 zu widerlegen. Die Methode, in der dies geschieht, ist zunächst die rein geschichtliche. Die Ausbildung der Christologie des orthodoxen Systems wird vom N. T. aus durch die allgemeinen Synoden des kirchlichen Alterthums

Digitized by Google

und durch das Mittelglied Anselms bis zum lutherischen Satz von der communicatio idiomatum hindurchgeführt. Von da an aber, wo der Verstand der reformirten Kirche an diesem Satze, der letzten das Ganze vollendenden Folgerung aus der Vereinigung der göttlichen und menschlichen Natur in der Person Christi Aergernifs nahm und hinter der lutherischen Dogmatik zurückblieb, wird eben so geschichtlich die nach und nach erfolgende Auflösung des Dogma dargestellt bis zu dem letzten Akt der Negation, der durch die Kritik in der Glaubenslehre Schleiermachers geschah. Wie die Geschichte des kirchlichen Bewufstseins Recht hatte, als sie die Widersprüche der Verstandessätze, die das Dogma von Christo bildeten, aufdeckte, so mufs auch Hrn. Strauſs vollkommen beigestimmt werden, wenn er namentlich die Berechtigung der Schleiermacherschen Kritik vertheidigt. Auch wenn er von der Christologie des Rationalismus, von der eklektischen Schleiermachers und von ihrer symbolischen Wendung durch Kant und de Wette nachweist, wie sie weder dem kirchlichen Bewufstsein noch dem kritischen oder keinem von beiden entsprechen, auch da kann ihm noch die vollste Zustimmung werden. Wenn er nun aber der Spekulation, die aus dem Begriff Gottes und des Menschen in ihrem gegenseitigen Verhältnifs zur absoluten Idee d. h. zur objectiven Realität des Begriffs fortgeht und damit zur kirchlichen Wahrheit zurückkehrt, die Kritik entgegenhält, so bricht die Differenz wieder aus, aber auch hier wieder so, dafs die Spekulation die Kritik anerkennt, nämlich als ihr innres Moment oder als die Bewegung des Ganzen, die durch den Widerspruch hervorgebracht wird, diesen aber fortwährend überwindet. Nur die Kritik ist es, die diese Bewegung aufhält und ihr momentanes Recht zum absoluten zu erheben sucht.

So erkennt die Kritik zur Spekulation übergehend die Realität von der Idee der Einheit der göttlichen und menschlichen Natur an. Aber das heifse nicht so viel, dafs sie nun einmal in einem Individuum, wie vorher und nachher nicht mehr, wirklich geworden sein müsse. Das sei ja gar nicht die Art, wie die Idee sich realisirt, in Ein Exemplar ihre ganze Fülle auszuschütten und gegen alle andern zu geizen. Das behauptet aber so wenig die Kirchenlehre als die Spekulation. Ein einzelner Mensch wird ja nicht als Wirklichkeit der Idee ausgesondert und die ganze Menschheit davon ausgeschlossen. Im Gegentheil eingeschlossen, einbegriffen wird die Menschheit in jene Wirklichkeit der Idee und so die Ausschliefslichkeit jener Persönlichkeit aufgehoben und die Menschwerdung Gottes zur ewigen.

Billigt sodann die Kritik das mit Recht, was gegen Schleiermachers Christologie eingewandt ist, dafs es den Gesetzen aller Entwicklung zuwider wäre, den Anfangspunkt einer Reihe als Gröfstes zu denken, so trifft das wieder nicht die Kirchenlehre noch die Spekulation, sondern nur die Glaubenslehre, die Christum als einen abstrakt neuen Anfangspunkt betrachtet. Vielmehr ist ja Christus auch das Ziel und der Schlufs des Gesammtlebens vor ihm, er ist vermittelt, wenn auch nicht selbstthätig gesetzt durch die Entwicklung und Aufhebung des Judenthums und Heidenthums, durch die begonnene Bewegung der menschlichen Natur zu ihrem wahrhaften Begriff. So ist er Schlufs- und Anfangspunkt, die absolute Vermittlung der ewigen Menschwerdung Gottes.

Aber dennoch könne ein geschichtliches Individuum nicht die vollkommne Realität der Idee sein, denn zu seiner Eigenthümlichkeit gehöre die Bedingtheit durch Zeit- und Volksverhältnisse p. 717. Ja, ganz richtig! weil das Allgemeine nicht als pures, nacktes Allgemeines wirklich ist, aber das Selbstbewufstsein Christi war eben so sehr über die Bedingtheit der einzelnen Erscheinung erhaben. Das Temporelle war für Christum ein durchsichtiges Moment der Ewigkeit, das Nationelle verhärtete sich nicht gegen den Zusammenhang mit dem Universellen, das Individuelle endlich lebte, dachte und handelte nur in der absoluten Continuität mit seinem unendlichen, allgemeinen Wesen. In der unmittelbaren Gewifsheit dieser Continuität ist Christus die vollendete Persönlichkeit. Die Kritik gehe nur von der Vorstellung des Individuum zur Idee der Persönlichkeit fort, an welche Idee überhaupt die Fortbildung der Wissenschaft geknüpft ist, und der Zwiespalt des Begriffs und der Erscheinung wird seine Lösung erhalten.

Lic. B. Bauer.

Digitized by Google

№ 89.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1836.

LXXII.

Recueil général des anciennes lois Françaises, depuis l'an 420 jusqu'à la révolution de 1789; contenant la notice des principaux monumens des Mérovingiens, des Carlovingiens et des Capétiens, et le texte des ordonnances, édits, déclarations, lettres-patentes, réglements, arrêts du conseil etc. de la troisième raçe, qui ne sont pas abrogés, ou qui peuvent servir, soit à l'interprétation, soit à l'histoire du droit public et privé avec notes de concordance, table chronologique et table générale analytique et alphabétique des matières; par M. M. Jourdan, docteur en droit, avocat à la cour royale de Paris, Decrusy, avocat à la même cour, Jsambert, avocat aux conseils du Roi et à la cour de cassation. Paris, 1822—1830. chez Belin — le Prieur et Verdiere. Tome I—XXVIII. Table 1833. 8.

Die Revolution hat das historische Recht, aber nicht den auf dasselbe gerichteten historischen Sinn in Frankreich zu Grabe gelegt; der Eifer zu Erforschung und Herausgabe von Denkmalen der altköniglichen und feudalen Zeit führt ansehnliche Sammlungen von Memoiren in die historische Literatur ein, es wird selbst eine Gesamtausgabe der scriptores rerum Gallicarum vorbereitet. Gewifs eine ehrenwerthe Erscheinung! Es ist nicht ein Zeichen von Sehnsucht nach entwichenen Zuständen, es ist auch nicht der Sinn, der das demokratische Athen die mythischen Schicksale des Königthums der Heroenzeit gern auf der tragischen Bühne schauen liefs; es ist historischer Sinn und mag er auch nur bei einem Theile der Nation gefunden werden, nicht aber bei der Masse, die nur nach gestern und neulich fragt, so ist doch zu wünschen, manche deutsche Lobredner des neuen Frankreichs möchten empfänglicher für den Werth solcher Bestrebungen unserer Nachbarn als für Nachäffung der Frivolitäten des Tags sein. Auch den Herausgebern der vorbemerkten bändereichen Sammlung ist der historische Sinn nicht fremd gewesen und ihre Berechnung und Ansprüche sind an ihn nicht minder als an das Interesse des Rechtsgelehrten gerichtet. Aufser Frankreich wird das gehaltreiche Buch sicherlich der historischen Literatur vorzugsweise anheimfallen. Es ist einer freudigen Begrüfsung werth; es hilft einem fühlbaren Bedürfnifs ab und mehrere seltene und kostbare Werke des altköniglichen Frankreichs werden dadurch entbehrlich gemacht. Aufgezählt werden dergleichen in Jsamberts Vorrede zum ersten Theile, nämlich 1) die table des chartes et diplômes, begonnen von Secousse, fortgesetzt von Curne de St. Palage und herausgegeben von Brequigny 1769 f. 4 Bde. (bis zum J. 1213); 2) die collection de chartes von Brequigny und La Porte Dutheil 1791 f. 3 Bde. (blofs für die Zeit der Merovinger); 3) eine Sammlung von Gesetzen Ludwigs IX. und seiner Nachfolger bis Ludw. X. von Guill. du Breuil, geschrieben um 1330, herausgegeben mit Zusätzen von Dumoulin 1549; 4) eine Sammlung mehrerer ordonnances vom Könige der dritten Raçe (b. 1546) aus der Druckerei der Etiennes; 5) eine desgl. von Rebuffe (v. Ludw. IX. — Heinrich II.), Lyon 1549, n. Ausg. 1573 u. 1580, nicht chronologisch, sondern nach dem Inhalte geordnet; 6) eine gleichfalls nach dem Inhalte geordnete von Fontanon, Pithon etc. 1580; n. Ausg. 1614, 4 Bde. in Fol. durch la Roche-Maillet, inkorrekt, doch bis auf die Zeit Ludwigs XIII. gut zu gebrauchen; 7) La grande conférence des ordonnances etc. von Guénois 1596, n. A. 1678, 3 B. Fol.; 8) das recueil von Corbin, 1628 Fol., nur ordonnances Ludwigs XIII.; 9) die Sammlung, welche, auf den

Digitized by Google

Grund einer Arbeit von Néron und Girard (durchgesehen und herausgegeben von Jolly 1645 u. 1647, 2 B. Fol.), von Laurière und Ferrière 1720, 2 Bde. Fol., herausgegeben wurde, chronologisch geordnet und mit Noten ausgestattet, aber erst von Philipp von Valois an und wegen der Abweichungen von dem ursprünglichen Styl der Gesetze unzuverläfsig; 10) Table chronologique von Blanchard, 1687, 1 B. 4., ein vortrefflicher Katalog, worin gegen 20,000 Ordonnances aus dem Zeitraum von 987—1715 angezeigt sind; 11) die dadurch veranlafste und auf Befehl der Regierung veranstaltete table chronologique von Berroyer, Loger und Laurière 1706, von 987—1400; 12) die Collection du Louvre, begonnen 1723 von Laurière, fortgesetzt von Secousse (B. 2—8, 1729 f.), Villevault allein (B. 9, 1755), Villevault und Brequigny (B. 10—13), Brequigny allein (B. 14, 1790), von Bigot de Préameneu und Camus, die aber nicht lange bei der Arbeit blieben, und von Pastoret (B. 15—18, 1811—1828). Aufserdem werden theils in der gedachten Vorrede, theils in der Vorrede zum B. 17, theils am Schlufs des B. 22. mehrere andere Sammlungen sowohl von Gesetzen einzelner Könige, als auch des Parlaments und über einzelne Gegenstände z. B. Polizeigesetze Ludwigs XIV. angeführt. Das Hauptwerk ist die Collection du Louvre. Dieser berühmten Sammlung neunzehnter Band reicht bis zum J. 1486, nach einem wohl noch nicht aufgegebenen Plan sollte sie bis Franz I. fortgeführt werden. Ihre Mängel, namentlich dafs auf die Ordonnances der ersten Capetinger zu wenig geachtet ist und dafs die Sammlung späterhin „au lieu d'être un recueil d'ordonnances générales" ein „recueil général des chartes et diplômes" der französischen Könige geworden ist und dafs sie „ne contient pas les actes des états-généraux, les traités, les conciles, les bulles des papes, qu'ont eu autorité de loi en France, ni les arrêts de la cour des pairs, c'est à dire qu'elle passe sous silence les actes qui font le mieux connaitre l'état du droit public, les voeux et les besoins de la nation aux diverses périodes de notre histoire," werden Préf. zu B. 1. p. 37 u. B. 15. p. 3 bemerklich gemacht. Indessen ist sie bis gegen Ende der Regierung Ludwigs XI. die eigentliche Grundlage des neuen Werkes, und die in jener befindlichen Ordonnances sind durch die Chiffre C. L. in dem letztern, dessen zehnter Band bis 1483 reicht, angezeigt. Von den Herausgebern des letztern ist Hr. Jourdan, auch als Mitredacteur der Thémis oder bibliothèque du Jurisconsulte (Par. 1819—1826), als Uebersetzer von Haubolds chronologischen Tafeln (Par. 1823) u. s. w. bekannt, 27. Aug. 1826 gestorben; er hatte die ersten acht Bände der Sammlung mit den Herren Jsambert und Decrusy besorgt, doch ohne viel dafür zu thun, und darauf die Herausgabe der Gesetze Ludwigs XVI. (Bd. 23—28.) allein übernommen; vollendet worden sind diese (bis zur ouverture des états-généraux 5. Mai 1789) von den Herren Armet und Sautayra, avocats à la Cour Royale de Paris. Herr Armet wird auch auf den Titeln des 11ten bis 13ten Bandes anstatt des Hrn. Jourdan als Mitherausgeber genannt; vom 14ten bis 22sten Bande hat mit den Hrrn. Jsambert und Decrusy Herr Taillandier, avocat aux conseils du Roi et à la cour de cassation anstatt des Hrn. Jourdan gearbeitet und von eben demselben ist die Table 1833 herausgegeben worden, auf deren Titel die Herren Jsambert und Taillandier als députés und Decrusy als chef de la division des affaires criminelles et des grâces au ministère de la justice bezeichnet werden. Der erste Band der Sammlung geht bis zum J. 1270, der zweite bis 1308, der dritte bis 1327; mit dem vierten beginnen die Gesetze der Valois und reichen bis zum Ende des vierzehnten; in dem funfzehnten und sechszehnten sind die Gesetze Heinrichs IV. und Ludwigs XIII. enthalten; die folgenden vier Bände (17—20) enthalten Gesetze Ludwigs XIV.; für die Gesetze Ludwigs XV. haben zwei Bände (21. 22) ausgereicht, die letzten sechs dagegen sind mit Verordnungen Ludwigs XVI. gefüllt. — Die Aufgabe, welche durch diese Sammlung gelöst werden soll, ist in dem weitläuftigen Titel und Préf. B. 1., p. 68 der Hauptsache nach angegeben worden. — *Notes* von den Gesetzen der Könige aller drei Raçen und *Text* derjenigen Gesetze, Verordnungen u. s. w., die entweder noch nicht abgeschafft worden sind — wobei auf den Beschlufs des National-Convents vom 21sten Sept. 1792: que jusqu'à ce qu'il en ait été autrement ordonné, les lois non abrogées seront provisoirement exécutées hingewiesen und vor dem 26sten Bande eine Anzahl ausdrücklich bestätigter Gesetze angegeben wird — oder doch theils zur Erklärung theils zur Geschichte des öffentlichen und bürgerlichen Rechts dienen können. Die letzte Bestimmung sagt mehr als die frühere und öffnet eine geräumige Pforte der Zulassung auch für

Digitized by Google

Entlegenes und Minderbedeutendes. Der Historiker wird es den Herausgebern Dank wissen. Indessen ist der Proceſs der Prüfung des zur Sammlung Gehörigen und Nichtgehörigen dadurch erschwert und zur Gnadensache geworden. Als Hauptmerkmal für das Erstere muſs gelten, daſs eine Verordnung vom Könige, nicht von einem untergeordneten Machthaber, sei er Erzbischof, Bischof, Herzog, Graf u. s. w. ausgegangen sei; aber bei jenen bedarf es der Beschränkung auf solche Verordnungen, die für mehr als einzelne Personen gelten, daher sind Bestallungen zu Aemtern u. dergl. unzuläſsig, wo nicht etwa mit der Beamtung einer Person auch ein neues Amt eingesetzt wird. Eben so sind Gnadenbriefe an einzelne Personen unzuläſsig, wofern nicht der Gegenstand der Gewährung historisches Interesse hat. Wiederum können für die Staats- und Rechtsgeschichte von ungemeiner Wichtigkeit sein, sowohl Schreiben von auswärtigen Machthabern und Verträge der Könige Frankreichs mit solchen, als von hohen Staatsbehörden, die unter Autorität des Königs verordnen, und selbst Urtheile in Rechtssachen, namentlich arrêts der Parlamente.

Was nun zunächst die Vollständigkeit dieser Sammlung betrifft, so ist dieser Begriff nur beziehungsweise zu fassen. Von den ersten Capetingern sind nur wenige Verordnungen übrig; daſs viele verloren gegangen sind, ist ausgemacht; ein wandelndes Archiv war zuweilen in Begleitung des Königs; Philipp August büſste im Treffen bei Bellefoge 1194 einen Vorrath von Urkunden ein, den er mit sich führte (Préf. I, 55.); er traf Veranstaltung, daſs dergleichen Schätze künftig besser aufbewahrt wurden: doch erst seit dem J. 1328 wurde archivalische Aufbewahrung regelmäſsig und die Vorräthe sind seitdem minder lückenhaft als zuvor. Die ältere Geschichte des königlichen trésor des chartes ist in einer Abhandlung v. Bonamy in den mém. de l'acad. des inscr. et bell. lettr. T. 30. gut behandelt. Gegenwärtig befindet sich der bedeutendste Vorrath von Urkunden in dem königlichen Archiv im hôtel Soubise und in der Handschriftensammlung der königl. Bibliothek, desgleichen aber ist groſser Reichthum vorhanden in den Registern des pariser Parlaments, auch zu Grenoble, Toulouse, Aix und in manchen andern Städten Frankreichs. Den Herausgebern ist der Zugang zu den pariser Vorräthen verstattet gewesen, doch klagen sie über Hindernisse, die freier Benutzung und Veröffentlichung mancher Urkunden entgegen standen. Préface T. 17.: Il existe encore aujourd'hui (1829) une fabrique d'ordonnances secrètes, qui ne sont pas classées dans les archives et qui ne voient jamais le jour. C'est à elles qu'on peut assigner toutes les resistances que l'ordre constitutionel éprouve dans son établissement depuis quinze ans. On nous a refusé aux archives judiciaires, au palais de justice, communication des minutes des arrêts, des procès faits aux grands et des registres du conseil secrèt du parlement. C'est ainsi que chez nous on entend les intérêts de la vérité et de l'histoire. Ueberhaupt aber ist nicht Urkundenforschung das hervorstechende Merkmal dieses Werkes; bis zum J. 1481 bildet, wie gesagt, die Collection du Louvre die Hauptgrundlage desselben; was aber jene nicht enthält ist zum bei weitem gröſsten Theile aus andern gedruckten Büchern genommen (s. die Angaben im Titel zu jedem einzelnen Stücke.) Die „*Notizen*" sind entweder Titel von Verordnungen, die die Collection du Louvre hat, oder aus dem Kataloge Blanchards genommen; es wird B. 10, 574 zu einer Notiz bemerkt, daſs sie in demselben vermiſst werden. Zuvörderst mag nun von der Vollständigkeit der *Texte* der im recueil enthaltenen Gesetze in Vergleichung mit dem der Collection du Louvre die Rede sein. Diese beginnt mit einer Verordnung Heinrichs I. v. J. 1051; das recueil giebt vorher vier von Hugo Capet und eine von Robert; schon bis Ludwig IX. ist der Zuwachs ansehnlich; überhaupt aber ist die Sammlung sehr willfährig zur Aufnahme auch des nur mittelbar Geeigneten gewesen. Daraus ist eine ansehnliche Ausstattung dieser Sammlung mit Aktenstücken, welche in der Collection du Louvre vermiſst werden, hervorgegangen. Von schriftlichen Verhandlungen und Verträgen zwischen Frankreich und andern Mächten oder franz. Groſsen, wobei meistens Dumont, zuweilen auch Rymer Gewährsmann ist, führen wir an den Vertrag über die Erbschaft der Tochter Ludwigs X. vom J. 1316, Bd. 3, 139; über Herstellung Roberts von Flandern v. J. 1316, B. 3, 143; zwischen Eduard III. und Karl von Navarra 1331, B. 4, 656; zwischen Johann und Karl von Navarra 1355, B. 4, 718; den Friedensschluſs von Bretigny v. J. 1360, B. 5, 75. 100. 122, einen Vertrag zwischen Frankreich und Schottland vom J. 1371, B. 5, 359, ein Schreiben Karls VI. an Tamerlan (J. 1403) B. 7, 68, eine Erklärung Karls VI.

Digitized by Google

gegen die Gewährung von Annaten 1406, B. 7, 115, eine Zusicherung Heinrichs V. von England, Karl VI. ehren zu wollen 1420 B. 8, 647, den Vertrag zu Arras vom J. 1435, B. 8, 810. 830, einen Bundesvertrag zwischen Frankreich und Dänemark vom J. 1456, B. 9, 821, die Urkunde der Ergebung Genua's an Frankreich 1458, B. 9, 332, einen Bundesvertrag Aragons mit Frankreich vom J. 1462, B. 10, 444, zu geschweigen der grofsen Zahl von dergl. Schriften aus der folgenden Zeit, wo die diplomatischen Verbindungen Frankreichs sich über ganz Europa ausdehnen. Bei weitem reicher aber ist die Zahl von königl. Verordnungen, die hier, aber nicht in der Collection du Louvre, gefunden werden. Wir führen nur folgende an. Ueber die Einrichtung neuer Pairien, von Anjou 1297, B. 2, 710, von Poitou 1315, B. 3, 118, von Evreux 1316, B. 3, 150, von Macon 1359, B. 5, 61, über die Ertheilung Burgunds an Philipp den Kühnen 1363, B. 5, 150, eine Verfügung über Touraine zu Gunsten des H. v. Anjou 1364, B. 5, 186, Karls VI. Verordnung über Burgund zu Ungunsten des Herzogs und deren Widerruf 7, 59—61, Ludwigs XI. Erlaubnifs an den Grafen von Angouleme, in seiner Landschaft Gefangene zu lösen 10, 782, Karls VII. Lobschreiben an La Hire 8, 263, Adelsbrief an die Verwandten der Jungfrau von Orleans 8, 258; ferner — von anderer Art — einen Aufruf des arrière-ban 5, 333, ein Landfriedensgebot an den baillif von Amiens 1380, B. 5, 529, eine Erklärung des K. Karls VI. (1407), dafs er die Grenzplätze besetzen wolle 7, 144, über die Ordnung des königl. Haushalts (1317) 3, 164, über die königl. Jagden 6, 770 (J. 1396), Aufruf von Deputirten aus Narbonne (J. 1320) B. 3, 270, Ludwigs XI. Befehl zur Einrichtung von Posten 1462, B. 10, 487 u. s. w. Manche von diesen Verordnungen sind aus Lancelot preuves du mémoire des pairs, manche aus Monstrelet's Chronik u. s. w. entnommen. Minder zahlreich, aber unendlich wichtiger als die Mehrzahl von dergl. Verordnungen sind die Mittheilungen über Rath und Beschlufs von états-généraux oder Notabeln, z. B. jener vom J. 1369, B. 5, 323, der doléances der Notabeln (?) vom J. 1441, B. 9, 99, des proces-verbal der états-généraux vom J. 1467 u. 1468, B. 10, 547, der Erklärung der Notabeln gegen P. Benedikts XIII. Bannbulle 1408, B. 7, 184. Besonders sorgsam sind die Herausgeber gewesen, königl. und Parlaments-Urtheile in Angelegenheiten französischer Grofsen mitzutheilen, z. B. 3, 112 über den Grafen Robert von Flandern, 3, 165 über Robert von Artois, 4, 395 auch über Robert von Artois, 8, 650 Karls VI. gegen den Dauphin, 9, 254 u. 361 über Jacques Coeur, 9, 341 über den Herzog von Alençon, 9, 365 über den Herzog von Armagnac (1459), 10, 726 u. 727 über den Connétable von St. Paul, 10, 777 über den Herz. von Armagnac (Nemours) 1477; ferner Remissions- und Abolitions-Erklärungen z. B. 4, 685 für Karl von Navarra, 4, 691 für den Bischof von Langres, 5, 293 für Rebellen, 5, 392 für den Herrn von Amboise, 5, 502 für die Gräfin von Flandern, 7, 196 für den Herzog von Burgund wegen des an Orleans begangenen Mordes, 8, 832 für Paris (1435), für die Bretagne 9, 136 (v. J. 1445), 9, 314 Justification der Jungfrau von Orleans (1456), Amnestie für Armagnac 10, 391, für die Insurgenten der ligue du bien public 10, 525 (1466), für den Herzog von Calabrien 10, 720 (v. J. 1475). Wir finden hier auch Erklärungen des Parlaments über Volljährigkeit des Königs, Aufhören der Regentschaft u. s. w. 6, 620. 638—640, Weigerung den Dauphin anzuerkennen 8, 613 (J. 1418), Anerkennung Heinrichs VI. von England 8, 668; kön. Schreiben, als Philipps VI. zur Berufung eines Erziehers für seinen Sohn 4, 358, Karls VI. an den Dauphin 1418, B. 8, 607, Karls VII. Zusicherung der Amnestie an den Dauphin Ludwig 1460, B. 9, 375; das Testament Karls V., B. 5. 531. Hie und da geht die Willfährigkeit so weit, dafs man die Herausgeber Latitudinarier nennen möchte, z. B. wenn sie Johanns von England Magna charta libertatum abdrucken lassen: irgend ein Grund der Rechtfertigung aus historischem Gesichtspunkte ist zwar auch bei dem scheinbar Fremdartigen aufzubringen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 90.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1836.

Recueil général des anciennes lois Françaises, depuis l'an 420 jusqu'à la révolution de 1789; etc. Par M. M. Jourdan, Decrusy et Isambert.

(Schluſs.)

Aber wozu, fragt man, Stücke, wie 5, 525 eine Ankündigung schwerer Strafe für Montpellier durch den lieu-tenant-général des Reichs, Herz. v. Anjou, 1379, ein Verbot der Fehden in der Dauphiné durch den Dauphin 9, 181, eine sechs Seiten lange Verordnung Ludwigs XI., daſs marguilliers in der Kirche Puy-Notre-Dame angestellt werden sollen 10, 834 und manche andere, wo entweder sehr Specielles oder Vorübergehendes betroffen wird, z. B. 9, 167 ein Legitimationsbrief zu Gunsten Johanns von Bar? Oder in Betreff auswärtiger Angelegenheiten 4, 399 Eduards III. Erklärung über seine Huldigung, 5, 170 ein englischer Geleitsbrief für Johann, 5, 384 eine Herausforderung des Herzogs von Bretagne an Karl V., 7, 45 des Connetable von St. Paul an Heinrich IV. von England, 7, 254 der Kinder des Herz. v. Orleans (J. 1407) an den Herz. v. Burgund, 8, 750 Bedfords an Karl VII.; ferner wozu P. Clemens VII. Verordnung über das Conclave 4, 671 (J. 1351) und die spätern 8, 858, desgl. der Proceſs der Jungfrau von Orleans 8, 764, Schreiben des Herz. v. Berry (Bruder Ludw. XI.) an den Herz. v. Burgund über seine Flucht 10, 504, ferner die Beschreibungen der Krönung Karls V., B. 5, 237, Karls VI., B. 6, 540, Karls VII., B. 8, 749 aus dem Cérémonial Français, wobei man wohl begreift, warum die Herausgeber dgl. aufnahmen, aber doch nicht anerkennt, daſs es zweckmäſsig sei; noch weniger die Beschreibungen einer Kanzlerwahl 7, 396. 8, 695. Wohl gethan ist dagegen die Aufnahme des Krönungseides 10, 458, der bis 1789 wiederholt worden ist. Als völlig zur Sache gehörig müssen ferner gelten päpstliche Schreiben, die für Gestaltung des Staats- und Kirchenrechts wichtig gewesen sind, z. B. Bonifacius des Achten Bullen Clericis laicos und Unam Sanctam; eben deshalb stehen mit einigem Rechte da Eugens Bulle gegen das basler Concil und des letztern Erklärungen 8, 767. 790. 797. 801. 807. 808. Ob nun nicht ein verständiger Auszug aus den verschiedenen coûtumiers eine reichere Ausbeute für Staats- und Rechtsgeschichte geben würde, als viele Hunderte von Verordnungen, die, wenn auch königlich, doch auf Staats- und Rechtswesen wenig Einfluſs hatten, ist eine nicht zur Sache gehörige Frage: man darf dem Urheber eines Werks keinen andern Zweck aufdringen, als den er selbst sich setzt.

Was nun den zweiten Hauptbestandtheil des Buches, die *notices* d. h. Anzeigen von Gesétzen mit Bemerkung des Gegenstandes, von dem sie handeln, betrifft, so sind, wie schon der Titel besagt, von den Gesetzen aus der Zeit der Merovinger und Karolinger meistens nur die Titel, von einigen wenigen (z. B. einem Theil der lex Wisigothorum, Burgundionum, dem pactus legis Salicae, einigen Sätzen aus Capitularien) ist auch der Text abgedruckt. Auch von den assises de Jerusalem sind B. 1, 107 fl. die Titel des einen Haupttheils derselben, der haute cour, angegeben, doch ohne daſs des andern, der cort des borgés, dabei gedacht worden wäre. Jene Titel sind rein unnütz; ein Abdruck jener assises, wenn auch streng genommen zur Sammlung nicht gehörig, würde doch, als die älteste schriftliche Quelle über das Recht des feudalen Frankreichs, bei der Seltenheit der Ausgabe von la Thaumassière sehr willkommen gewesen sein; dem Vermiſs eines französischen Textes von der cort des borgés ist freilich nicht so leicht abzuhelfen. Auch die Polizeiordnung für Paris von dessen Prevôt Boileau oder Boislève unter Ludwig IX. ist leider nicht abgedruckt; die Herausgeber entschuldigen sich mit dem zu groſsen Umfange derselben und freilich ist erst die

Digitized by Google

spätere vom J. 1415 (B. 8, 427—572) die Grundlage nachheriger Polizeiordnungen für Paris und Frankreich. Durch die gesammten folgenden Bände sind die Texte reichlich mit *Notizen* untermischt, aus welchen geschätzt werden kann, worin die Collection du Louvre, welche deren Texte enthält, reicher als das recueil ist; jedoch giebt dieses auch eine grofse Zahl von Notizen, zu denen die Collection du Louvre die Gesetze nicht hat. Manche genügen durch sich selbst, indem sie eine historische Thatsache anzeigen, z. B. 6, 569 Aufgebot der Milizen zum flandrischen Kriege 1382, und 6, 670 zum englischen, 6, 753 Verbot des Prevôt von Paris (1395) de rien dire, réprésenter ou chanter dans les places publiques, qui puisse causer du scandale, 7, 125 lettres portant qu'à Paris les compagnons tailleurs, qui entreront au service des maîtres, payeront pour le droit de bien-venue huit deniers, qui seront employés en dépenses utiles à la confrérie de ce metier (1406), 7, 85 Urtheil des Parlaments gegen die ungezogenen Leute des Herzogs von Berry 7, 85; aber eine grofse Zahl derselben ist auch eben so überflüfsig, als verständlich. Bei manchen andern hilft eine kurze Anmerkung zum Verständnifs, z. B. 6, 558 Assemblée des notables 1381: Le duc d'Anjou la présida et il y eut sept séances. On ne consentit à rien, oder auch 8, 741. Etats-généraux à Poitiers 1427: on a perdu le procès-verbal, so 6, 561 zu der Verurtheilung des Prevôt von Paris, Hugues Aubriot, à finir sa vie dans la fosse avec du pain et de l'eau, comme débauché, juif et hérétique — das die Universität ihm gab u. s. w.; zu geschweigen der unten zu erörternden ausführlichen Noten zu manchen solcher Gesetzanzeigen: sehr ungern wird dagegen bei vielen derselben der Text der Verordnungen vermifst, um so mehr, wenn manche gehaltlose aber blattfüllende gegen solche in Anschlag gebracht werden. Dergl. sind 6, 688: Lettres portant que les bourgeois de Paris pourront posséder fiefs et arrière-fiefs, comme s'ils étoient de noble race et origine, desgl. 6, 713 das Urtheil über den Grafen von Eu 1392, so 6, 727 über den Connétable Clisson 1392, 6, 689 die Ernennung des Dauphins zum Statthalter des Papstes in der Dauphiné und dem Königreiche Arelat durch Papst Clemens VII. (1390) und eine Menge anderer (s. B. 7 Ende, B. 8, 596).

Aber wenn das Interesse des Historikers zu wiederholtem Bedauern, dafs nicht genug abgedruckt worden ist, veranlafst, so hatten die Herausgeber von vorn herein Sorge, der Umfang und die Bändezahl des Werkes möchte bei minder strenger Ausscheidung des nach ihrem Urtheil nicht für die Sammlung Gehörigen ungebührlich anwachsen. Es lag ihnen nicht fern, die Sammlung auch mit einer Pragmatik, wodurch die höhern Ansprüche der Geschichte des Staates und Rechtes, insbesondere der Gesetzgebung, befriedigt würden, auszustatten. Nämlich aufser der Einleitung zum ersten Bande, worin von den früheren Gesetzsammlungen, von Archiven u. s. w. die Rede ist, hat Hr. Jsambert dem dritten Bande den Anfang einer notice historique et législative sur l'ancienne constitution du royaume aux diverses époques de notre histoire et sur les assemblées nationales ou états-généraux de la France (römische Zeit), dem fünften ein essai sur l'établissement monarchique des Mérovingiens, der vor dem siebenten fortgesetzt wird, vordrucken lassen, aufserdem enthält der zweite, vierte, sechste und achte Band eine table des matières, bezüglich auf je zwei Bände, die zusammen als eine Lieferung erschienen, endlich sind den ersten acht Bänden zahlreiche und ausführliche *historische Erläuterungen* hinzugefügt. Vor Allem schätzbar würden letztere sein, wenn sie durch das gesammte Werk Erörterungen der historischen Begebenheiten und Zustände, aus denen die Gesetze hervorgingen oder worauf sie sich beziehen, des Verhältnisses zwischen Gesetz und Brauch, des Geistes der Gesetze, endlich auch der Sprache, Erklärungen von Kunstausdrücken u. s. w., kurz die gesammte Pragmatik, ohne welche das Gesetz zum Theil stummes Monument ist, enthielten. Allerdings kann eine Gesetzsammlung nicht wohl eine Staatsgeschichte oder eine Geschichte der Gesetzgebung, eine erst theilweise gelöste Aufgabe und in ihrer Universalität für Mittelalter und neuere Zeit noch unbekannte Gröfse, oder einen esprit des lois im Schlepptau mit sich führen; doch eine Ausstattung mit historischen Noten ist für ein solches Werk unerläfslich. Was in dieser Beziehung von den Herausgebern zu den ersten 10—12 Bänden und zwar sowohl in Erörterungen von Gesetz-Texten als von Notizen, geleistet worden ist, mufs mit Dankbarkeit anerkannt werden. Die gröfste Zahl der Noten ist von Hrn. Jsambert, nur wenige von Hrn. Decrusy; viele sind aus der Collection du Louvre, ferner aus Montesquieu esprit des

Digitized by Google

lois, aus Mably observ. sur l'hist. de France, Villaret hist. de France, Voltaire essay sur les moeurs, Mézeray hist. de France, einige auch aus dem armseligen Velly, nicht wenige endlich aus dem trefflichen abrégé von Hénault entlehnt. Im ersten und zweiten Bande, die (namentlich die établissemens de S. Louis im Anfange des zweiten Bandes) am reichlichsten mit Bemerkungen ausgestattet sind, fallen als besonders zahlreich die von Laurière ins Auge; einer Bezeichnung der vorzüglichern können wir uns überheben, da sie aus der Collection du Louvre genugsam bekannt sind; dagegen ist nicht zu übergehen, dafs mehrere derselben einer Berichtigung bedürfen, so die zu den Seegesetzen (jugemens) von Oleron, indem als wahrscheinlich gelten kann, dafs diese nicht (nach 1, 322) von Eleonoren von Guyenne erlassen worden, sondern ein Rechtsbuch aus unsbestimmter Zeit (Jahrh. 12?) sind. Eben so war zu den établissemens de S. Louis zu bemerken, dafs sie nur als ein Rechtsbuch, das vom Könige höchstens veranstaltet, aber nicht mit Gesetzes-Autorität bekannt gemacht wurde, gelten können. Dem dritten Bande S. 349 f. sind einige Bemerkungen des Hrn. Le Boyer über die Data in mittelalterlichen Urkunden angehängt, so wie den Gesetzen der einzelnen Könige remarques sur le règne, meistens aus den oben genannten Hülfsbüchern von Hénault, Mably u. s. w.; ansprechend sind die über Karl VI. (8, 662) und Karl VII. (9, 378). Gehaltreich sind die Noten 5, 415 über das Alter der Volljährigkeit der französischen Könige, 5, 513 über ein Todesurtheil der Pairs gegen den Herzog von Bretagne (1379), 5, 424 über Regentschaft, 5, 323 über lit de justice, wie, nach der Note, fälschlich eine Parlaments-Versammlung des J. 1369 genannt wird, da das erste förmliche (Gewaltthätigkeit gegen das Parlament ist schon früher geübt worden 8, 596) erst 27 März 1563 stattfand, wonach aber die Note 6, 539 aus Villaret, wo lit de justice von einer Versammlung des J. 1380 gebraucht wird, zu berichtigen war; 4, 71 über die états-généraux des J. 1356; 6, 574 über die des J. 1382; 8, 731, des J. 1426; 8, 798 über die des J. 1433; desgl. 8, 862 des J. 1437 und 9, 57 des J. 1439 und 9, 83 des J. 1440 (fast insgesammt aus dem recueil des états-généraux); 6, 619 über einen gerichtlichen Zweikampf des J. 1386 und den letzten Parlaments-Beschlufs, der dergleichen verordnete (vgl. 7, 199 über den letzten Zweikampf vor den Augen des Königs im 16ten Jahrh.); 6, 846 über die prises maritimes; 6, 750. 751 über die Verbannung der Juden 1394 (ils n'ont pas été rappelés depuis, mais simplement tolérés jusqu'en 1789 etc.); 7, 14 über Begnadigungen, wozu der Kanzler Recht hatte, und über den Mifsbrauch der Abolition (reste de l'ancienne composition des barbares); 8, 758 und 764 über Jeanne d'Arc, wobei die Mittheilung, dafs Hr. le Breton, conservateur de la bibliothèque de la cour de cassation, ein Manuscript des Rathhauses von Metz besitzt, nach dem die Jungfrau nur in effigie verbrannt sein soll (?); 8, 834 (vgl. 9, 57) über Karls VII. Erhebung einer taille; 9, 3 über die pragmat. Sanction des J. 1438; 9, 314 zur Justification der J. v. Orleans; 9, 341 über den Procefs des Herz. v. Alencon (1458) und 10, 727 des Connétable von S. Paul und 10, 772 des Herzogs von Armagnac-Nemours (vergl. 9, 141 die griefs über einen frühern Armagnac); 9, 169 dafs 1448 zuerst ein Todesurtheil gegen ein Weib auf Strang lautete; 10, 529 über Ludwigs XI. Reform-Commission; 10, 614 über dessen Befehl einer Cassation an das Parlament, 10, 792 über die Erklärung gegen Karl von Burgund als Hochverräther. Zu den überflüssigen, deren Zahl minder grofs als die der Vermisse, rechnen wir, zu geschweigen der reinen Wiederholung einer Note 8, 782, die 8, 750 schon vorhanden ist, die 8, 420 befindliche, worin Wiklefs Lehre erörtert wird. Worterklärungen mangeln so gut als gänzlich; es ist aber hie und da auf das glossaire du droit Français von Laurière verwiesen worden. Bei den spätern Lieferungen sind die erläuternden Bemerkungen grofsentheils so wie die tables des matières und die Einleitungen gänzlich unterblieben. Herr Jsambert erklärt sich darüber in der Vorrede zu Th. 15. „pas sans un profond regret: Les intérêts du libraire-éditeur ne nous ont pas permis, ces courts développemens." Noch mehr, um nur den Plan, zur Vervollständigung der Sammlung des Louvre die Akten der états-généraux, die traités, Concilienbeschlüsse und päpstlichen Bullen, welche Geltung in Frankreich gehabt haben, ferner die Beschlüsse der Pairskammer, welches Alles dort mangelt, durchführen zu können, haben die Herrn Herausgeber Aufopferungen an Gelde machen müssen: nous espérons qu'on nous en saura gré. Gewifs dankt jeder Leser dafür; auch ist als

Digitized by Google

glückliches Ereignifs zu achten, dafs die Sammlung in Octav veranstaltet und vor 1830 vollendet worden ist. Der Verlust der Einleitungen des Herrn Jsambert ist leicht zu verschmerzen; sie sind zu weitläuftig angelegt, um passende Begleitung der Textbände, vor denen sie sich befinden, sein zu können; möge Herr Jsambert lieber ein eigenes Werk schreiben und darin nachholen, was auseinanderzusetzen ihm am Herzen lag und was er als wesentliche Zubehör einer aus dem Gesichtspunkte auf historische Entwickelung angelegten Gesetzsammlung angedeutet hat, nämlich: Nous aurions voulu aussi émettre notre jugement sur les progrès de la législation à chaque règne, et essayer d'assigner aux princes et à leurs ministres la part d'éloge et de blâme qui nous paraît leur appartenir. Die Klage, dafs zur Ersparung des Raums die tables partielles, die den ersten fünf Lieferungen beigegeben waren, eine grofse Anzahl Noten und la presque totalité de la concordance habe wegbleiben müssen, wird vor der Sammlung der Gesetze Ludwigs XIV. wiederholt; die partiellen tables de matières werden zwar ersetzt durch die sehr sorgfältig gearbeitete table générale, aber ein sehr empfindlicher Vermifs bei allen Bänden ist, dafs nicht voran eine übersichtliche table de matières nach der Blattfolge, eine Inhaltsanzeige, wie sie der Franzose nicht weniger als der Deutsche liebt, abgedruckt ist. Empfindlich ist ebenfalls die Einbufse der Noten und der Concordanz. Sie wird nicht gutgemacht durch die Mittheilung der Verhandlungen in der Chambre de S. Louis zur Zeit der Fronde und sämmtlicher Verordnungen gegen die Protestanten, für deren Abdruck man den Herausgebern verbunden sein mufs. Dafs nun der Notizen immer mehr und der Texte weniger vorkommen, ist wohl begreiflich: hätten die Herausgeber nicht weislich Mafs gehalten, und eine strenge Auswahl getroffen, so würden für jede der beiden Regierungen, Ludwigs XIV. und XV., zehn Bände nöthig gewesen sein. Hier besonders sind sie bedacht gewesen, solche Verordnungen auszusuchen, die noch in Geltung sind. Uebrigens sind bis zu Ende der Sammlung den Gesetzen der einzelnen Könige die Namen der Grofsbeamten, Kanzler u. s. w. nebst Angabe der Dauer ihrer Amtsverwaltung und von B. 11, 515 (1507) an bis zum B. 23 auch als Columnentitel der Name des jedesmaligen Chancelier und Garde des sceaux (und zwar nach B. 6, 1 richtiger als in Hénault abrégé) angegeben. Die letzten sechs Bände, von Herrn Jourdan und Armet 1826 und 1827 herausgegeben, während die übrigen Mitarbeiter die Gesetze der Vorgänger Ludwigs XVI. besorgten, so dafs der Zeit nach der 22ste Band der zuletzt erschienene ist, sollten nach Herrn Jourdans Ankündigung ein Supplement, chronologische Tafeln und Sachregister, ferner eine Uebersicht der diplomatischen Verhältnisse, der Organisation des Gerichtswesens u. s. w. vor 1789 enthalten; aber die Ausführung ist, sei es wegen des Absterbens des Herrn Jourdan, oder auf Begehren der Verleger unterblieben. Einen eigenen Eindruck machen die fast lamentabeln Aeufserungen dieses Herausgebers (Préf. Vol. 23. 25.) über die Unvollkommenheit seiner Arbeit, begleitet von Aufforderungen, Mängel nachzuweisen und zu verbessern, von denen ein Erfolg nicht angegeben wird; dazu wäre allerdings mindere Raschheit des Verfahrens bei der Herausgabe nöthig gewesen; das Eilen that noth, aber statt der passiven Seufzer wäre doch bedächtiger Vor- und Rückblick bei rüstiger Arbeit angemessener gewesen. Es giebt Zustände, wo das aide-toi-même zur Erwiderung auf Klagen dient. Doch Jourdan mochte das Vorgefühl des Todes in seiner Seele haben; das Andenken an sein Verdienst soll hier nicht durch einen Tadel der von ihm selbst ausgesprochenen Mifsschätzung seines Werkes verkümmert werden. Die preiswürdigsten Männer vom Fach in Frankreich, Daunou, Lanjuinais und der ältere Dupin haben über das recueil ein günstiges Urtheil gefällt und bei allen Vermissen wird es einen Ehrenplatz in der historischen und juristischen Literatur behaupten.

W. Wachsmuth.

Digitized by Google

№ 91.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1836.

LXXIII.

Mémoire sur les représentations figurées du personnage d'Atlas par M. Raoul Rochette. Paris, 1835. *p.* 78. *in* 8.

Essai sur les idées cosmographiques qui se rattachent au nom d'Atlas, considérées dans leur rapport avec les représentations antiques de ce personnage fabuleux par M. Letronne. (Ann. de l'Instit. archéol. Vol. II. p. 161—174*).*

Drei Monumente sind es vorzüglich, welche den Aufsatz des Hrn. Letronne veranlafsten und deshalb einer ausführlichen Kritik des Hrn. Raoul Rochette unterworfen werden.

1) Ein Basrelief auf dem Kasten des Kypselos.*) „*Atlas hält auf den Schultern der Sage gemäfs Him-*„*mel und Erde,* trägt aber auch die Aepfel der Hespe-„riden. Wer der Mann mit einem Schwert ist, der auf „Atlas zugehet, ist zwar nicht besonders dabeigeschrie-„ben, indefs jedermann weifs, dafs es *Heracles* ist." Zu dieser Scene ist geschrieben: *Ἄτλας οὐρανὸν οὗτος ἔχει, τὰ δὲ μᾶλα μεθήσει.*

2) Ein von Letronne aus Uebereilung an 4 Stellen als Basrelief bezeichnetes Gemälde des Panaenos **), welches nicht, wie Letr. falsch sich ausdrückt, auf einer Mauer, die zur Stütze des olympischen Jupiterthrons diente, sich befand, sondern auf einer Brustmauer, die um die untere Hälfte des Thrones herumging. Dies Gemälde stellte *Atlas* dar *wie er Himmel und Erde hält:* dabei steht auch *Heracles,* der des Atlas Last auf sich nehmen will.

3) Ein kleiner bronzener Candelaber der Dodwellschen Sammlung, ***) von dessen unteren drei Seiten die eine mit einem *Schlangenfüssigen Jüngling, welcher einen Diskus oder Sphaera trägt,* die andre mit einem Helm, die dritte mit einer Eule geschmückt ist. Letr. hatte in dem Jünglinge einen *Atlas* zu erkennen geglaubt, Ottfr. Müller einen *Triton,* R. Rochette den Sohn der Erde, *Erichthonios.*

Die eben angeführten Stellen des Pausanias, nach denen *Atlas* dargestellt war *οὐρανόν τε ἀνέχει καὶ γῆν* und *οὐρανὸν καὶ γῆν ἀνέχων,* bestimmten Hrn. Letr. anzunehmen, dafs aufser der gewöhnlichen Weise den Atlas sich blofs als *Himmelsträger* zu denken, es noch eine abweichende gegeben habe, der zufolge er als *Himmel- und Erdträger zugleich* und in diesem Falle *unter der Erde* wohnend erscheint: daher vermuthete er, Atlas habe auf den beiden Kunstwerken No. 1. u. 2., den kosmographischen Ideen des Alterthums gemäfs, einen *Diskus* zur Bezeichnung der *Erde* und *eine darüber sich senkende Halbkugel* als Symbol des *Himmelsgewölbes* getragen: eine Vorstellung, welche er im Dodwellschen Candelaber No. 3. deutlich wiederzuerkennen sich schmeichelte.

Dagegen bemerkt R. Roch. Hinsicht des Basrelief No. 1. dürfe man des Pausanias Worte um so weniger streng nehmen, als der zur Erläuterung der Skulptur beigefügte Vers *οὐρανὸν* allein, und nicht zugleich *γῆν* erwähnt. Bei dem Gemälde des Panaenos (No. 2.) räth derselbe Gelehrte, auf eine Menge wichtiger Citate sich stützend, die Worte *οὐρανὸν καὶ γῆν* gleichbedeutend mit *κόσμος* zu fassen und durch eine Kugel *σφαῖρα* sich veranschaulicht zu denken. Ob aber dadurch des Pausanias öfter mifsverstandene als unüberlegte Ausdrucksweise, an diesen beiden Stellen, mit den Worten *πόλος* *) und *Ἄτλαντος φόρημα* **), deren sich derselbe Schriftsteller bei Erwähnung von andern Atlasvorstel-

*) Paus. V, xviii, 1.

**) Paus. V, xi, 2.

***) Ann. d. Instit. di Corr. arch. Vol. II, tav. d'agg. 1830 E. 5, 6, 7.

*) Paus. VI, xix, 5.

**) Paus. V, x, 2. der Kopf des Atlas befindet sich unter den neuentdeckten Skulpturen von Olympia im Louvre.

Digitized by Google

lungen bedient, sich völlig identifizire, das möchten trotz R. R.'s Versicherung, wohl aufser Hrn. Letr. noch manche andre Philologen in Zweifel ziehen, so wie gewifs mehr als ein Archäologe sich nicht wundern würde, wenn gar bald neuere Entdeckungen des Pausanias Worte wieder zu Ehren und Glauben zu bringen im Stande wären. Gegen Letr. Behauptung, Atlas wohne *unter der Erde*, zeugen, nach R. R., Aristot. de anim. mot. §. III, 541. (p. 702, B. Duval) οἱ δὲ μυθικῶς τὸν Ἄτλαντα ποιοῦντες ἐπὶ τῆς γῆς ἔχοντα τοὺς πόδας, δοξαίεν ἂν ἀπὸ διανοίας εἰρηκέναι τὸν μῦθον und die vom Scholiasten des Aeschylus bei Schütz Excurs. II. ad Prometh. v. 169. citirten Verse:

Μῦθος παλαιός, ὡς Ἄτλας νώτοις φέρει
Τὸν οὐρανὸν κάτωθεν ἐκ γῆς ἀνέχων.

Ungleich siegreicher erscheint Hr. R. R. auf dem Gebiete der Archäologie, indem er Letronne's Behauptung, der schlangenfüfsige Jüngling sei Atlas, durch Visconti's treffende Bemerkung widerlegt, dafs die *Titanen*, als Götter der älteren Dynastie, *nie schlangenfüfsig*, sondern immer in völlig menschlicher Gestalt von Dichtung und Kunst aufgefafst wurden, nur durch kolossaleren Körperbau, wildere Gesichtszüge und starken Bart vor den Sterblichen ausgezeichnet. Und in der That haben die uns am meisten bekannten Titanen Kronos, Prometheus und sein Bruder Atlas, sich bisher auf Werken griechischer Kunst nie anders gezeigt. Deshalb wird die von Hrn. Letr. für Atlas ausgegebne Figur des Candelabers, von R. R. mit vieler Wahrscheinlichkeit auf den Erdgebornen und deshalb Schlangenfüfsigen Sohn des Hephaestos und der Gaea, auf *Erichthonios* bezogen. Ob aber das von Erichthonios gestützte Geräth ein blofser *Schild der Athene* sei, das läfst sich vielleicht kaum nach genauerer Prüfung des etwas stumpfen Originals entscheiden: jedenfalls fürchten wir, Hr. R. R. habe zu viel gesehen, wenn er auf der einen Seite des Candelabers, unter den Füfsen der Eule, in einem höchstens als *Olivenblatt* zu deutenden Geräthe eine *Amphora* erkennt.

Mit Recht protestirt R. R. gegen Letr. irrige Ansicht, dafs erst *seit der alexandrinischen Periode* die *Kugel* als Symbol des Himmels und der Erde in der Kunst Aufnahme gefunden habe. Pausanias *) selbst erwähnt als Weihgeschenk der Epidamnier nach Olympia, neben Heracles und dem Hesperidenbaum einen Atlas, der als Statue offenbar eine Kugel (πόλος bei Paus.) trug und als Werk des Theocles der 58sten Ol. angehört, also fast um 3 Jahrh. der alexandrinischen Periode vorausgeht. Zur Widerlegung derselben Ansicht wird auch nächst dem Pseudoplutarch **), welcher den Gorgias nennt εἰς σφαῖραν ἀστρολογικὴν βλέποντα, das noch unverdächtigere Zeugnifs des Komikers Alexis ***) τὸ τοῦ πόλου τοῦ παντὸς ἡμισφαίριον mit Nutzen angeführt.

Eben so entscheidend für diese Frage ist das von Letr. ****) leider nicht im Zusammenhang aufgefafste Vasenbild der Bibliothek des Vatikan *****), wo *Hercules ein Segment der Kugel mit Mond und Sternen bezeichnet auf dem Rücken trägt, indefs Atlas für ihn die Aepfel pflückt*, eine Scene, die sich an die von Panaenos gemalte unmittelbar anschliefst und die Darstellung des Kypselischen Basreliefs zur nächsten Folge hat. An dieses letztere knüpft sich dann der Moment, wo *Heracles mit den Aepfeln in der Hand von Atlas, der bereits die Last des Polos wieder auf sich genommen hat, Abschied nimmt.* Diesen Moment vergegenwärtigt uns ein schöner etruskischer Spiegel bei Micali †), welcher zu Gunsten Rochette's ein mit Sternen besätes Segment der Himmelssphäre auf den Schultern des Atlas nachweist.

Eine Erinnerung an den merkwürdigen Mythus von Poloson in Boeotien, wo Atlas safs, über das, was im Himmel und unter der Erde vorgeht, Forschungen an stellend ††), glaubt R. R. in einem Karniol der Stoschschen Sammlung zu entdecken, welchen schon Winckelmann †††), — freilich ohne Berücksichtigung der wichtigen Stelle des Pausanias — auf des Atlas Sternbeschauung bezogen hatte. Die neueren Erläuterer der Stoschischen Sammlung, sowohl Hr. Bolzenthal in der Erklärung der davon erschienenen Abdrücke, als auch Hr. Tölken in dem neulich herausgegebenen Verzeichnifs des gesammten K. Pr. Gemmenvorraths, haben Bedenken getragen, jener einfachen Erklärung

*) L. VI, XIX, 5.

**) X Orat Vit. Isocrat p. 334, D. (48, ed. Westermann).

***) ap. Athen. II, p. 60. B.

****) Nach Passeri, Pict. Etr. t. III., tab. CCXLIX.

*****) D'Hancarville Vas. d'Hamilton T. III, pl. 94.

†) Monum. p. servire alla Stor. degl. ant. pop. Ital. tav. XXXVI, n. 3.

††) Paus. X, 20, 3.

†††) Pierr. de Stosch. p. 426, n. 112.

Digitized by Google

ihres grofsen Vorgängers beizupflichten: während man bei dem ersteren *) die mit gewichtigen Beweisstellen ausgerüstete Deutung auf Atlas ungern vermifst, hat der letztere **) Winckelmanns treue und gewissenhafte Beschreibung des nackten, bärtigen, auf einem Berg sitzenden Mannes unberücksichtigt gelassen, um das Bildnifs eines griechischen Mathematikers und Astronomen, vielleicht des Hipparchos, hier zu entdecken. Die Blöfse, welche bei dieser Gelegenheit einem griechischen Mathematiker oder Astronomen zu Theil wird, gegen die allgemeine Erfahrung, nach welcher die griechischen Gelehrten, Redner, Künstler, Dichter *niemals ganz unbekleidet* auf Kunstwerken erscheinen, sondern den Unterkörper gewöhnlich von einem leichten Gewand bedeckt haben: diese Blöfse war es grade, welche nebst dem etwas silenesken und langhaarigen Kopfe des auf einem Berge sitzenden Mannes, Winckelmann überzeugte, es könne hier nur von einer *mythischen* Person die Rede sein, und für eine solche giebt es schwerlich eine der Situation dieser Figur angemefsnere Benennung, als die des *Astronomen Atlas*.

Nachdem R. R. mit Recht noch auf die Atlanten in der griechischen und römischen Architektur und auf die klassische Stelle des Vitruv. VI, 7 (10) §. 6. ed. Schneid. zum Beweis für die ganz menschliche Gestalt dieser mythischen Person hingewiesen, kömmt er auf die einer späteren Zeit angehörige Statue des Atlas Farnese im Museo Borbonico, und auf eine kleine im J. 1790 im Hafen von Marseille gefundne Figur desselben Gegenstandes, deren kniende Stellung er von der egyptischen Kunst entlehnt glaubt, nach Analogie jener Figuren die den Zodiacus von Dendera tragen. Beifall verdient auch Hrn. Rochette's Unterscheidung (welche Hr. Letr. aus allzugeringer Bekanntschaft mit den Kunstdenkmälern „nicht gefunden hat") *zweier verschiedenen Klassen* von Darstellungen des Atlas, die eine, *gradestehend* wie die Atlanten der Architektur, der *griechischen* Kunst eigenthümlich, die andre in *kniender* Stellung, *egyptischer* Erfindung und *römischer* Epoche; auf diese letztre bezieht sich das vom ältern Philostratus ***) beschriebne Bild, welches den Namen Atlas führt. Ein Bronzemedaillon von Antoninus Pius *) giebt dieselbe Vorstellung, welche auch auf verschiedenen Gemmen sich wiederholt. Hinsicht der *römischen Basreliefs*, von denen Letr. spricht ohne ein einziges zu nennen, erklärt R. R., er kenne *keines*, indem was Letr. dafür halten konnte, ein *Statuenfragment* der Villa Albani ist, wovon nur die beiden Arme, Brust, Kopf und ein Stück Diskus alt sind, alles übrige modern **).

Als eine dankenswerthe Zugabe zu dieser an antiquarischer Gelehrsamkeit sehr reichen Atlantographie empfiehlt sich ein von einer prächtigen Vase des Museo Borbonico ***) entlehntes, lithographirtes Inedituum, Atlas darstellend, völlig menschlich, mit starkem Bart, in aufrechter Stellung und einen Theil der gestirnten Himmelskugel auf dem Rücken tragend. Auf derselben Platte hätte wohl ein in der ersten Centurie der vom archäologischen Institut herausgegebnen Gemmenabdrücke unter No. 65. eingetragner Stein, welchen R. R. in seiner Monographie gänzlich übersehen hat, eine passende Stelle der Bekanntmachung gefunden. Derselbe zeigt uns den bärtigen Atlas, aufrechtstehend und mühevoll die Last der Weltkugel tragend: die auf der Mitte der Kugel befindliche griechische Inschrift berechtigt vielleicht, hier eine Nachahmung jenes Atlas der Epidamnier zu vermuthen, dessen Bildner, Theocles mit seinem Sohne ****), ihren Namen an derselben Stelle des Polos eingezeichnet hatten.

Hrn. Ottfr. Müller †), welcher in dem von Letr. auf *Atlas* bezognen *Schlangenmann* des Dodwellschen Candelabers einen *Triton* erkennt, widerlegt R. R. durch den allbekannten Satz, dafs diese Gattung neptunischer Dämonen niemals mit *Schlangenfüfsen*, sondern stets mit *Fischschwänzen* statt der Füfse versehen ist.

Nicht so unbedingt können wir Hrn. R. R. beipflichten, weder wenn er die kosmischen und geographischen

*) Verz. d. geschn. St. im Mus. d. Alt. zu Berlin, IV Kl. 1. Abth. n. 112.

**) Tölken, Verz. d. Gemmensammlung, V Kl. 1. Abth. n. 63.

***) Imag II, 20.

*) Venuti num. Mus. Alb. tab. XX, p. 39.

**) Zoega Bassir. d. Villa Albani T. II, t. CVIII.

***) Die Vorderseite dieses grofsen mit Inschriften geschmückten und in Ruvo ausgegrabenen Gefäfses, stellt den Tod des Archemoros nebst der Einsetzung der Nemeischen Spiele dar, die Rückseite wozu die Atlasfigur gehört, den Heracles im Garten der Hesperiden.

****) Nach Boeckhs scharfsinniger Emendation bei Siebelis zu Paus. VI, XIX, 5.

†) Handb. z. Archäol. S. 601 zweite Ausg.

Digitized by Google

Ideen, die ja wenigstens einem Theil der Mythologie zum Grunde zu liegen scheinen, aus dem Gebiete der alten Kunst gänzlich verbannt, noch wenn er die Seltenheit der Atlasdarstellungen (die unsres Bedünkens mehr zufällig und vielleicht nicht gröfser ist als die mancher echtgriechischen Heroen) aus dem „Widerwil„len erklärt, welchen man in Hellas in einer gewissen „Periode der Civilisation gegen diesen *phönizischen* „*Mythos* empfand."

Schliefslich machen wir auf eine grofse Inkonsequenz des Hrn. R. R. aufmerksam, welche zu unserm Bedauern seine fast in allen Punkten über den streitlustigen Gegner obsiegende Kritik entstellt. S. 39 u. S. 43 erklärt er nämlich „die *Giganten* als Söhne der Erde, erschienen *immer* mit *Schlangenfüfsen* versehen" u. S. 50 „in Athen findet man in Kunstdarstellungen der Gigantomachie die Giganten *nie anders als* wie bei Homer und Hesiod, *völlig menschlich*"; endlich S. 53 „in Athen sind die *Giganten nicht schlangenfüfsig, nur Erichthonios.*"

Warum sollte aber Athen eine besondere Theorie der Gigantenvorstellungen vor dem übrigen Hellas vorausgehabt haben, und warum sollte *Erichthonios* allein mit Schlangenfüfsen erscheinen, er, dessen Geburt auf griechischen Vasen und Basreliefs beständig als die eines *völlig menschlichen Kindes* vorkömmt? Vielleicht gilt von den Giganten, was von den Sirenen, von Nereus, Boreas u. a. Dämonen der griechischen Religion zu behaupten ist, dafs die Entwicklung der Kunst und die zunehmende Civilisation das ursprüngliche Princip des Theriomorphismus immer mehr und mehr in den Hintergrund drängten, so dafs in der Blüthe hellenischer Kunst kaum einige Spuren desselben vor dem Siege des Anthropomorphismus sich noch erhalten; dagegen tritt dasselbe wiederum beim Verfall der Kunst, in Folge einer Reaktion, in römischer Zeit bestimmter hervor.

Th. Panofka.

LXXIV.

Annales de l'imprimerie des Alde ou histoire des trois Manuce et de leurs éditions. Par Ant. Aug. Renouard. Troisième Edition. Paris, 1834. *chez Jules Renouard.*

In unseren Tagen gewinnen bibliographische Arbeiten nur dann eine Geltung, wenn sie nicht mit nüchterner Kleinlichkeit gewisse Ergebnisse etwa für typographische Verhältnisse herausstellen, obgleich auch dies keineswegs zu tadeln, sondern wenn sie vom wissenschaftlichen Standpunkt aus, mit richtigem Takte ihre relative Bedeutung auffassend, im Interesse der jedesmaligen Wissenschaft sich die Aufgabe stellen, zur Erkenntnifs der wissenschaftlichen Bedeutung der Zeit im Grofsen wie im Kleinsten beizutragen. So sind die Arbeiten des Hrn. Renouard nicht etwa blofs aus dem Grunde wichtig, weil sie nun so und soviel Druckwerke meisterhaft genau und dabei maafshaltend beschreiben, sondern weil sie das trefflichste Bild der wissenschaftlichen Zustände jener Zeit aufstellen. Wollte man einwenden, dafs ein solches voller und reicher aus umfassender Kenntnifs der litterarhistorischen Verhältnisse im Ganzen gewonnen wird (und allerdings ist ohne eine solche die Existenz bibliographischer Werke kaum denkbar), so erwiedern wir, dafs dessenohngeachtet unsere Arbeiten in ihrem ganzen Werthe wichtig bleiben, als die unmittelbaren Aeufserungen, als die wahren Träger, als der Codex diplomaticus, wenn man will, der Wissenschaft. Es gilt dies insbesondere von solchen Arbeiten, die sich dem Umfange nach, ein kleineres Gebiet, eine Stadt etwa nur zum Vorwurf ihrer Thätigkeit gesteckt, wie viel schuldet die römische Litterargeschichte nicht dem hochverdienten Audiffredi, wie viel Paris dem Chevillier, Augsburg und Nürnberg dem Zapf und Panzer und jener anderen zu geschweigen, Venedig unserem würdigsten Verf. Hr. Renouard, seit vierzig Jahren in den Reihen der französischen Bibliographen mit Ruhm genannt, bietet in dem vorliegenden Bande ein letztes Werk seines treuen Fleifses, er kommt um Abschied zu nehmen von Productionen, welche die Freude und der Stolz seines Lebens gewesen, von Arbeiten zu scheiden, denen er sehr viel geopfert, die ihm aber die bescheidene Krone äufserlich wenig scheinbaren Ruhmes erworben, eines Ruhmes, den heutzutage gar wenige erstreben. Seit drei Decennien bildeten Studien für die Geschichte der Aldinischen Officin den Mittelpunkt seiner Bestrebungen, einer Officin, die aber auch vor vielen solcher Bemühungen werth ist, die in dem einzigen Jahrhundert ihres Bestehens mehr denn zwolfhundert Werke, meistens von gröfserem Umfange zu Tage gefördert und das oft nach Handschriften, welche seitdem längst verschollen sind. Zwei frühere Ausgaben sind seit Jahren in aller Händen, glückliche Erwerbungen und nicht minder günstige Verbindungen in ganz Europa förderten das Material unseres Veteranen zu anfangs kaum geahneter Fülle, sofort begann er, statt eines jederzeit unstatthaften Supplementbandes für dergleichen, die Umarbeitung des Ganzen, um uns in *einem* bequemen Bande mit gespaltenen Columnen, diese dritte Spende zu bereiten, deren Einrichtung der zunächst vorhergehenden im Wesentlichen gleich ist; immer dieselbe bibliographische Genauigkeit, immer dieselbe gedeihliche Zusammenstellung des gerade Wesentlichen — Den Annalen der Werke des älteren Aldus von 1494 bis 1514. 6. Febr. (venetianischen Styls, also 1515) schliefsen sich die des geschäftführenden Andrea Asolano bis 1529 an, nachdem man vier Jahre lang, ungünstiger Familiesrücksichten halber gefeiert, beginnt Paulus Manutius mit erneuerter Thätigkeit bis 1573 für classisches Alterthum und italienische Litteratur zu wirken, ihm folgt der jüngere Aldus bis 1598. Undatirte Drucke, die Liste der Werke der Accademia Veneziana, mit würdiger Anerkennung unseres Lunze und Erwähnung jenes interessanten Verlagscatalogs für die Frankfurter Messe von 1559, die Ausgaben des Andrea Torresano d'Asola, des Bernard Turrisan und Rob. Colombel, die Contrefactions von Lyon und die anderen, nebst den dazugehörigen Aktenstücken, die Verlagscataloge der Officin und die Pergamentaldinen (wir vermissen den interessanten Petrarca von 1501 der Berliner Bibliothek, welcher auch dem Van Praet unbekannt geblieben) gehen den Biographien der Manutier voran, welche ausgestattet mit der Briefsammlung und mit den unübertrefflichen Facsimile jeder Art, vielleicht litterarhistorisch betrachtet, den Kern des Buches bilden, obgleich auch die Notiz über die Giunta mit ihren Annalen, wie alles Uebrige, meisterhaft gearbeitet ist. — Alles dies vorausgeschickt bedarf es kaum der Erwähnung, dafs die Zusätze in dieser dritten Ausgabe nun auch wirklich Bereicherungen sind, derartiges Detail wäre aber gewifs für diese bescheidene Notiz ungehörig.

G. Friedlaender.

Digitized by Google

№ 92.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1836.

LXXV.

Ueber den Adel als einen zur Vermittlung zwischen Monarchie und Demokratie nothwendigen Volksbestandtheil und über die Landtagsritterschaft der Provinzial-Stände in der Preußischen Monarchie und der Rheinprovinz ins Besondere, nebst einem Anhange von Friedr. Wilh. Dietr. von Geisler. Minden, 1835. 8.

Referent hat durch die Lectüre dieses Buches in seiner Richtung nichts Neues gewonnen, aber in seiner Erkenntnifs gegenwärtiger Zustände vieles. In jener Beziehung war er mit dem Vf. in voraus einverstanden, glaubt aber eben weil er zu allen Zeiten unbefangen und unumwunden das Schöne und Tüchtige, was ein Volksleben durch einen gesunden Adelsbestandtheil erhält, anerkannt hat, sich ein Recht erworben zu haben, hier einige Ausstellungen machen zu dürfen an der Art und Weise, wie der Verf. an einigen Stellen eine solche Anerkennung seinerseits in Anspruch nimmt. Er dringt, und mit Recht, darauf, dafs, wenn nicht der noch übrige wohl placirte Theil unsres Adels sich als Stand auch auflösen, wenn er nicht aufhören soll, für eine künftige Adelsbildung einen tüchtigen Stock abzugeben, der Adel überhaupt wieder eine corporativere Gestaltung seiner Verhältnisse erleiden müsse. Bei einer solchen corporativeren Gestaltung kann, wie auch der Verf. mehrfach als nothwendig und heilsam andeutet, nicht ausbleiben, dafs an die in den Corporationen anerkannten gewisse ökonomische und moralische Forderungen gestellt werden, und dafs die, welche diese Bedingungen nicht oder nicht mehr erfüllen, aus dem Corporationsverband ausscheiden und also entweder unmittelbar oder bald durch die Natur der Sache aufhören müssen, wirklich dem Adel anzugehören. Ginge man nun einseitig bei einer solchen neuen Gestaltung zu Werke, und liefse alle anderen Stände ohne corporative Gestaltung dem Adel gegenüber als atomistische Masse des dritten bürgerlichen Standes, so würde daraus weder etwas Schönes noch Billiges hervorgehen; denn wenn unser Einer auch gar nichts dawider haben kann, mit jemandem gleichgestellt zu werden, der seinen Adel verlöre, weil er nicht Vermögen genug hätte, oder der ihn verlöre, weil er eben andere Vorstellungen und Einbildungen von dem hätte, was die Leute Ehre nennen; so sind doch eine ganz hübsche Anzahl Leute, die jetzt zum Bürgerstande gerechnet werden, keineswegs demüthig genug, es mit Wohlbehagen zu sehen, wenn jeder der aus inneren moralischen Defecten, durch damit zusammenhängende Verwahrlosung des Vermögens, Verunehrung seiner Person u. dgl. sich in seiner Adelskorporation nicht halten könnte, nun so ohne Weiteres durch sein Austreten in den Bürgerstand verschleppt würde. Will man Adelscorporationen, so mufs man auch den anderen Ständen wieder ein mächtigeres corporatives Dasein gönnen, und wer von dem einen Stand ausscheidet, mufs nun dem standeslosen Rest des Volkes, den Proletariern anheimfallen, wenn ihn andere Stände nicht unter sich aufnehmen wollen oder können. Um völlig unparteiisch über den Adel zu schreiben, mufs man mehr thun, als die Gebrechen des jetzigen Adels und das Fratzenhafte einer unbegründeten Standesaufblähung anzuerkennen, wie der Vf. allerdings auf jeder Seite fast thut. Wir glauben auch gern, dafs es dem Vf. nur unbeachtet entschlüpft ist, dafs es bei reiflicherem Nachdenken keineswegs seine Ansicht wäre, dafs der Gegensatz der Freien und Sklaven im Alterthume dem jetzigen des Adels und des dritten Standes parallel stehe. (S. 102 in der Note). Die Staaten des Alterthums hatten Adel, Bürgerstand und Sklaven sehr geschieden; in Sparta die Spartiaten, Periöken und dann erst Hörige und Sklaven verschiedener Art; in Rom Patricier, Plebejer und dann erst Hörige und Sklaven verschiedener Art; so ist es auch in den neueren Sklavenstaaten, z.

Digitized by Google

B. in Nordamerika, wo Plantagenbesitzer den Adel bilden, die kleineren Eigenthümer und eigenthumslosen Weifsen den Bürgerstand, und die Farbigen den Sklavenstand. Ueberdies paſst dieser Vergleich mit dem Alterthum auch so nicht einmal; denn Spartiaten und Periöken, Patricier und Plebejer waren, wenigstens zu gewissen Zeiten, zu den Zeiten der Blüthe dieser Verhältnisse der Abkunft nach geschieden, geschieden wie verschiedene Völker; Herren und Sklaven waren es zu allen Zeiten in Rom wie in Neuorleans, in Sparta wie im alten germanischen Skandinavien, wo es ein Makel am Leibe war, Augen zu haben wie die Sklaven. Allein davon nur zu *reden*, daſs jetzt in Deutschland Adel und Bürgerstand dem Geblüte nach geschieden seien, würde eine lächerliche Albernheit sein. Der höhere Adel ist aus den in der Könige Dienst tretenden Freien, der niedere aus den niederen Ministerialen der Könige, aus den Ministerialen des höheren Adels und der Geistlichkeit hervorgegangen, und unter diesen niederen Adel, von welchem in vorliegendem Buche im Grunde allein die Rede ist, ist im Mittelalter ebensooft althöriges Blut gekommen, wie in neuerer Zeit durch Standeserhöhungen Blut aus allen Fächern der Gesellschaft, wie jeder weifs, der nicht blind geboren ist. Sobald man also von der Abkunft spricht, sind solche Leute wie die ditmarsischen Bauern, und die alten nichtadeligen aber schöffenbarfreien (ehrbaren) Geschlechter unserer Städte von weit honetterem Geblüte als ein groſser Theil unseres niederen Adels. Von dergleichen Dingen kann nicht mehr die Rede sein; das sind abgethane Marotten, so abgethan wie der Rationalismus, unbeschadet übrigens des herrlichen Umstandes, daſs ein anderer groſser Theil unseres Adels mit Stolz und Freude auf einen groſsen Theil seiner früheren Familienangehörigen zurücksehen, daſs gar manche Familie sich vielleicht keines einzigen derselben schämen darf. Nur jene Einbildung auf das Geblüt *für den ganzen Stand* ist Alfanzerei, und neben jenem schönen adeligen Familienstolz Einzelner giebt es einen *bürgerlichen Familienstolz*, der sich in den alten Städten an Stadterinnerungen und Familienstiftungen so gut anschlieſst, wie beim Adel. In *dem* Sinne, wie der Vf. den Ausdruck: „*von Familie sein*" gebraucht, und zwar wie uns scheint, sehr *angemessen* gebraucht, giebt es mehr Bürgerliche von Familie in Deutschland als Adelige, und Ref. geht eine Wette ein, daſs in den meisten bürgerlichen Familien, die auf ein Paar hundert Jahre zurück ihre Vorfahren kennen, das einzelne Glied derselben, welches sich adeln läſst oder den Adel annimmt, von den übrigen Gliedern weit eher angesehen wird als ein solcher, der dem Stolze der Familie zu nahe tritt, denn als einer, der ihm Nahrung giebt. Ref. verdenkt es keinem Edelmann, der auf Heirathen in *seinem* Stande sieht, er, wenn er adelig wäre, würde auch also thun; aber gerade so oft kann man auch in bürgerlichen Familien einen Widerwillen gegen Verheirathung einzelner Glieder mit Adeligen wahrnehmen. Auch das Waffenrecht und die Schöffenbarfreiheit haben die Vorfahren des Adels nicht allein gehabt; die Vorfahren gar vieler jetzt bürgerlicher Geschlechter besaſsen dieselben Rechte, und das Waffenrecht dehnte sich mit der Befreiung der Einzelnen von den Zeichen und Lasten der Hörigkeit mehr und mehr aus. So sagte der Fuhrmann Kelsch von Bruck in der letzten Hälfte des 15. Jahrhunderts der Stadt Nürnberg ab, und that ihr groſsen Schaden, wobei ihm der anspachisch-baireuthische Adel überall behülflich war, und also sein Fehderecht anerkannte; und ein Bürger von Nürnberg, der Peringer, sagte dem Markgrafen Fehde an, und that mit adeligen Helfershelfern dem Markgrafen durch Rauben und Brennen groſsen Schaden. Im J. 1471 schickten die Schuhknechte in Leipzig der Universität einen Fehdebrief, und die Köche des Herrn von Eppenstein sagten dem Grafen von Solms ab. Was also das Waffenrecht anbetrifft, so irrt sich der Verf., wenn er es bloſs den sechs oberen Heerschilden zuschreibt; *auch der siebente hatte es*, d. h. der freie Bürger- und Bauernstand, auch wenn er nicht schöffenbarfrei war; jeder *herrenlose Bube* hatte es, wie die alten Chroniken sich ausdrücken. Es giebt ein mittelhochdeutsches Gedicht, welches deutlich zeigt, wie die Möglichkeit im Mittelalter in Deutschland vorhanden war, daſs der Nachkomme eines *leibeignen* Mannes in der siebenten Generation auf Deutschlands Königsthrone sitzen konnte. Doch wir vergessen ganz, daſs wir nicht mit dem Vf. wegen Einzelnheiten schmälen, sondern ihm vielmehr für die gute Gesinnung und gründliche Ausführung seines Buches im Ganzen unseren herzlichen Dank sagen wollten.

Einzelne Seiten des abzuhandelnden Gegenstandes sind in der That vortrefflich und schlagend in das Licht gesetzt; die Wichtigkeit des Adelsstandes und in wiefern zwar für denselben bedeutender Grundbesitz sei-

Digitized by Google

ner Glieder eine Hauptbasis sein müsse, wie aber das Vorhandensein einer Anzahl grofser Grundeigenthümer im Staate diesem allein noch keinen Ersatz bieten könne für das politisch-sittliche Gewicht eines corporativ gestalteten Adels, ist einleuchtend dargethan. Auch dies ist schlagend und schön gezeigt, wie das Wesen des Adels einerseits daran ein Fundament habe, dafs in diesem Stande *die Familie mehr gilt* als der Einzelne, welcher letztere also z. B. zu Gunsten der Familie im Erbrecht verringert wird u. dergl.; wie aber andrerseits zu der Ausbildung der segensreichen Folgen eines Adelslebens für das Volksleben überhaupt auch eine gewisse Autonomie der Familien dieses Standes gehöre. Wir wüfsten zu allen diesen Erörterungen kein Jota hinzuzufügen, als dafs auch hier zuweilen die Sache noch allgemeiner hätte gefafst werden können; denn nicht blofs den adeligen Familien und ritterschaftlichen Corporationen ist in Deutschland in den letzten Jahrhunderten vielfach Unrecht geschehen durch Nichtachtung hergebrachter, wohlerworbener, vielfach bestätigter Rechte, und namentlich *dieser* Rechte der Autonomie in eignen Angelegenheiten, sondern auch den Corporationen des gelehrten und bürgerlichen Standes, wie man denn überhaupt von der Art und Weise, wie in neuerer Zeit das allgemeine Wesen im Namen des *bien public* die Gesetzgebung an sich gerissen, und Leuten und Corporationen, die weder etwas verbrochen noch verschuldet hatten, ihr Recht geschlechtert hat, in früherer Zeit weder eine Vorstellung hatte noch haben konnte. Auch die Seite des Buches ist in hohem Grade erschöpfend, welche das *fortwährende* Unrecht aufweist, was dem Adel als Stand geschieht, indem man sich überbietet, für Handel und Fabriken, für Gott weifs was Alles im Staate (und zwar mit Recht und mit billiger Anerkennung durch den Vf.) Unterstützung, Förderung aller Art, aber in der Art zu gewähren, dafs dazu die öffentlichen Gelder überhaupt, also auch die welche aus Steuern und Gaben des Adels flieſsen, herbeigezogen werden, während der Adel fast der einzige Theil des Volkes ist, für den als Stand nichts Bedeutendes, Namhaftes, zwar für einzelne Individuen viel, aber dies nicht selten auf eine, mehr Schaden als Vortheil bringende Art geschieht.

Als Entschuldigung und Erklärung mufs man freilich darauf zurückkommen, dafs es äufserst schwierig ist, für diesen Stand etwas wahrhaft förderliches zu thun, indem einmal bei jedem Schritt, den man thut, Vorurtheile sowohl der anderen Stände als des Adels aufgeregt werden, und das was in bester Absicht geschieht leicht verdunkeln, selbst zu etwas unangemessenen machen können; sodann aber auch indem unser niederer Adel in der That ein wunderbar zusammengesetztes Wesen und kaum mehr ein Stand ist. Den ehrbarsten Stock bilden die alten Ministerialen und Lehenleute, und die in Folge ihres Eides, den sie den Herzogen für die Reichskriegsfolge leisten mufsten, allmälig in Lehensverhältnisse (zu den mit herzoglichen Rechten in gewissen Reichstheilen vom Könige begnadigten Fürsten) herabgedrückten reichern, schöffenbarfreien Landbesitzer; — sind von diesem ehrbaren Stock zu allen Zeiten einzelne Individuen abgegangen, so haben sie doch im Ganzen Muster und Vorbild für das Adelsleben abgegeben; und von den auf mannigfaltigen Wegen weiter hinzugekommenen Edelleuten, hat sich zum Ersatz für die von dem tüchtigen Leben jenes alten Adelsstockes abfallenden Individuen, immer wieder der bessere Theil der Nachkommenschaft an den alten Adelsstock herangebildet und ihn angemessen ergänzt. So ist nun auch jetzt der eigentliche Grund unseres Adels ein höchst ehrenwerther Stand; obschon dieser festere, metallische Kern hin und wieder mit einer dicken Rostrinde unreiner Elemente überoxydirt ist.

Darin nun stimmen wir auch mit dem Vf. überein, dafs man nicht anders wird helfen können für eine neue schönere Adelsbildung, als dafs man diese dicke Rostrinde wegschleift, und aus den Familien, die noch in Besitz adeligen Landeigenthumes oder anderer ein adeliges Leben sichernder Dotationen und Stellungen sind, mit Hinzunahme aller, moralisch sich befähigenden, bürgerlichen, die einer gleichen Stellung genieſsen, einen neuen Adelsstock bildet — wobei man jenem Rost die Namen lassen kann, auf die ohnehin in Deutschland ein viel zu hoher *mechanischer* Werth gelegt worden ist. Denn in älterer Zeit ist das Wort „*von*" dem Adel nicht eigenthümlich, sondern allen Ständen gemein, so wie andrerseits viele Adelige kein „von" vor ihrem Namen hatten, ja *grammatisch* die Sache betrachtet nicht einmal ohne lächerlichen Uebelstand haben können, z. B. die Familie „zur Lauben" zu einer

Digitized by Google

Familie „von Zurlauben" — die Familie „im Hof" zu einer Familie „von Imhof", die Familie „Wurmb" zu einer „von Wurmb" zu machen, ist erst gang und gäbe und grammatisch möglich geworden, seit man ein *mechanisches* Erkennungsmittel des Adels bedurfte, also darauf verzichtete, den Adel nach Gütern und Ruhm allein zu erkennen. Grammatisch sind diese Namensbildungen eben so falsch und gewissermafsen lächerlich als die bürgerlichen Namen Vonende, Zurnedden, Derschmid, für: von Ende, zur Nedden, der Schmid.

Kümmert man sich nun weiter nicht darum, dafs jene der Oxydation anheimgefallenen Adelsbestandtheile ihre adeligen Namen fortführen, die ja sehr oft ohnehin noch das einzige Ueberbleibsel ihres Adels sind; sorgt aber dafür, dafs *der* Theil des Adels und des dem Adel gleichstehenden Bürgerstandes, der nun den neuen corporativen Adel bilden soll, die Möglichkeit und Freiheit nur erhält, für dies corporative Leben und dessen Interessen selbst zu sorgen, so wird, wie wir nicht zweifeln, der Ansicht des Herrn Verfassers zu Folge sich das Zweckgemäfse ganz von selbst bilden. Gegen die bei dem Verfall des adeligen Güterwesens im gröfsten Theile von Deutschland nothwendige Recrutirung eines neu zu bildenden Adels aus dem reichen, grundbesitzenden Bürgerstande, dürfte um so weniger etwas einzuwenden sein, als einerseits die ganze Geschichte zeigt, dafs das Ansehen des Adels überall da im Steigen und Blühen war, wo ähnliche Recrutirungen in verständiger Weise statt fanden, z. B. in Rom, in Venedig, in Genua, im Mittelalter in Deutschland, und dafs der Adel überall in Verfall gerieth, wo solche Recrutirungen gar nicht oder auf unverständige Weise eingeleitet wurden. Das letztere würde im Ganzen sich von den letzten Jahrhunderten sagen lassen.

Ganz vorzüglich scheint uns in vorliegendem Buche die theils an einer einzelnen Stelle ausführlicher statt habende, theils durch das ganze Buch sich hindurchziehende Beweisführung: dafs es ein höchst wichtiges Interesse der Staaten sei „das *schnelle* und *häufige* Wechseln der oberen Schichten der Gesellschaft zu mäfsigen und wenigstens theilweis denselben entgegenzuwirken," wobei des Verfassers Meinung keineswegs auf ein allerwege bei uns unsinniges kastenartiges Abschliefsen dieser Schichten, sonder auf ein Erhalten derselben im Ganzen und ein wohlorganisirtes Recrutiren oder Säubern im Einzelnen hingeht.

Alles, was nicht als allgemein-politisches Thema in dem Werke des Verfassers zu betrachten ist, sondern als dem preufsischen Staate angehöriges Thema, übergehen wir hier gänzlich, weil sobald allgemeine Ansichten auf specielle Verhältnisse angewendet werden sollen, auch eine nächste, aus dem Leben selbst geschöpfte Erkenntnifs dieser einzelnen Verhältnisse erforderlich ist, die Referenten in diesem Falle abgeht, da er nie eine Veranlassung gehabt hat, sich näher über actuelle Verhältnisse des Adels in den einzelnen Provinzen Preufsens nach der Seite hin zu unterrichten, wie sie etwa von den Zuständen in Deutschland überhaupt abweichen. Er verdankt hier seine Belehrung lediglich dem vorliegenden Buche und einigen ähnlichen Büchern und Aufsätzen, und bescheidet sich ganz eines Urtheils.

Dagegen können wir nicht unterlassen, dem Verfasser noch ganz besonders zur Ehre anzurechnen die Art und Weise, wie er gegen Ueberschätzung der öffentlichen Meinung und gegen den Despotismus der Zeitvorurtheile Krieg führt. Dies ist eine Richtung, die Referent noch selten so frisch gehalten gefunden hat, und der sich nothwendig alle anschliefsen müssen, welche wünschen aus dem geistig-bedientenhaften, mumienartigen oder vielmehr perückenstocksartigen Dienst unter falschen Sätzen, welche die nächst vorhergehenden Jahrzehnte pfahlartig in die Köpfe der Mehrzahl eingerammt haben, herauszukommen. Von solchem abgetragenen Zeug, wie es Rationalismus und Liberalismus noch in ihren Rüstkammern führen, braucht sich kein Mensch mehr imponiren zu lassen.

Heinrich Leo.

Digitized by Google

№ 93.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1836.

LXXVI.

***Grammatik der mongolischen Sprache, verfaſst von J. J. Schmidt. Nebst einer Tafel in Steindruck. St. Petersburg*, 1831. 1 *B.* 4.**

Herr Collegien-Rath Schmidt in St. Petersburg, dem wir die tiefsten und gelehrtesten Forschungen im Gebiete der mongolischen Geschichte und des Buddhaismus verdanken, hat uns in den letzten Jahren auch mit einer mongolischen Grammatik und einem mongolisch-deutsch-russischen Wörterbuche beschenkt.

Bei Abfassung der Grammatik war Hr. Schmidt ganz auf seine eignen Beobachtungen und Erfahrungen angewiesen; denn er betrat hier ein Feld, das noch keiner vor ihm anzubauen versucht hatte. Eben dieser Umstand mufs die mehr praktische als philosophische Bearbeitung entschuldigen. Alles Gegebene ist übrigens mit Klarheit erörtert, und eine angemessene Auswahl von Beispielen — bei denen wir jedoch, wo sie aus Büchern entlehnt sind, die *Citate* ungern vermissen — macht jede Regel sehr einleuchtend. Einen Anhang bilden zwei interessante Auszüge aus den Sutra's *Üligerün Dalai* (Meer der Gleichnisse) und *Altan Gerel* (Gold-Schein) nebst beigefügter deutscher Uebersetzung und erläuternden Anmerkungen. Da bei Weitem der gröfste Theil der mongolischen Litteratur aus buddhaistischen Religions-Schriften besteht, so ist es besonders wichtig, dafs der Anfänger bei Zeiten in den Stil derselben eingeweiht werde.

Beurtheilen wir das Verhältnifs der mongolischen zu den übrigen sogenannten tatarischen Sprachen, so ergiebt sich, dafs diese Sprache zwischen denen der tungusischen Völker im Osten und der Türken im Westen auch an Entwicklung und Ausbildung ungefähr die Mitte hält. Sie hat im Ganzen gröfseren Reichthum an grammatischen Formen und im Gebrauche derselben weniger Schwankendes, als das Mandschuische; steht aber in beider Hinsicht dem Türkischen, vorzüglich dem Osmanli, nach. Im Uebrigen haben diese Sprachen, wie schon öfter bemerkt, eine so innige geistige Verwandtschaft, wie sie sonst nur bei Idiomen sich findet, die demselben Hauptstamme angehören.

Wohl verdient also die Behauptung einiger ostasiatischen Gelehrten, dafs jede dieser Sprachen von Anbeginn ihr selbstständiges Wurzeln-System habe, eine genauere Prüfung. Rec. hält diese Behauptung für ungegründet, und hofft in einer baldigst erscheinenden Abhandlung nachweisen zu können, dafs die vornehmsten Idiome Hochasiens, aufser einem bedeutenden Fonde von Wurzelwörtern, auch die wichtigsten grammatischen Formen mit einander gemein haben. Im Verlaufe dieser Recension begnügen wir uns mit einigen kurzen Andeutungen.

Die Wurzel bleibt im Mongolischen, wie in den übrigen Sprachen Hochasiens, beinahe ganz unangetastet, und auch die Bildungs-Zusätze — worunter kein einziges *Praefixum* — sind nur weniger euphonischer Veränderungen fähig.

In der Regel begnügt man sich mit Ausstofsung eines unbequemen Lautes, oder mit Einschiebung eines neuen. So wird die dritte Person Imperf. von *alu-cho* (*tödten*) = ala-run; das Gerund. Praes. desselben Verbi = ala-n; wogegen man von bul-cho (*werden*), mit Einschiebung eines u, *bul-u-run* und *bul-u-n* bildet. Unter den Consonanten ist n am Wandelbarsten, wie im Mandschuischen. So z. B. wird *morin* (Pferd) im Plural *morit* statt *morin-t*. Auch r fällt nach Umständen weg, z. B. *ghasat* (*Länder*) für *ghasar-t* (von *ghasar*). In dem weicheren west-mongolischen oder kalmückischen Dialekte ist eine Art von Contraction beliebt, welche darin besteht, dafs man g oder gh (d. runde u. aspirirte g) zwischen Vocalen verhallen läfst, und die Vocale einander assimilirt, z. B. *naghor* (See)

Digitized by Google

wird *noor*; *aghola* (Berg), *oola*; *baghocho* (*herabkommen*), boocho; *köbegün* (*Sohn*), köböün u. s. w.

Die *Nomina* der Mongolen endigen, wenn sie von Verben abgeleitet sind, auf *l*, *lal*, *tal*, *ang*, *lang* (*Abstracta*) und *ktschi* (*Nomina Agentis*); von anderen Nominen, auf *tschi* (*Concretum*) und *lik* (Abstractum). Auch die reine Verbal-Wurzel und der Infinitiv (letzterer gewöhnlich mit angehängtem i) können als Nomina von abstrakter Bedeutung gebraucht werden, und aufserdem giebt es eine Anzahl Primitiva von mancherlei Endung, welche ursprüngliche concrete Begriffe darstellen *). Die Adjectiva erkennt man an dem Affixum *tu* oder *tai*, welches uns mit der Postposition *dur* (*in*) identisch zu sein scheint. Man vergleiche den kalmückischen Dialekt, in welchem auch die angeführte Postposition blofs *tü* oder *du* lautet, mit elidirtem r. Es würde demnach z. B. *ölsei-tu* (*glücklich*) eigentlich *im Glücke* bedeuten. — Der Unterschied des Geschlechts wird so wenig im Mongolischen als in irgend einer anderen tatarischen Sprache durch Endungen bezeichnet; eine merkwürdige Ausnahme von dieser Regel machen jedoch Adjectiva der *Farbe* bei Namen lebender Wesen, z. B. *chara boghora*, der schwarze Kameelhengst; *charaktschin ingge*, die schwarze Kameelstute; *alak nuchai*, der bunte Hund; *alaktschin nuchai*, die bunte Hündin **).

Von denjenigen Partikeln, welche die Stelle der Beugefälle vertreten, erleiden mehrere eine durch die Endung des Wortes bedingte Modification, welcher Umstand den Verf. bewogen hat, *drei Declinationen* aufzustellen. Es kommt nämlich darauf an, ob das Wort mit n, mit einem anderen Consonanten, oder mit Vocalen schliefst. Im ersten Falle ist der Genitiv blofs u; im zweiten, *un* (*ün*); im dritten, *yin*. Er kann auch seiner *Form* nach mit dem Mandschuischen *ni* und dem Türkischen *ün*, *in* (*ning*) verglichen werden: diese Formen verdanken, wie wir schon früher dargethan (gleich dem Chinesischen *dschi* und *ti*), ihre gemeinsame Entstehung einem relativen Pronomen, das sich in der mandschuischen Partikel *ningge* vollständig erhalten hat. Der Accusativ ist nach Vocalen *dschi* (*yi*), und nach Consonanten i, folglich dem Accusativ der Türken genau entsprechend, als welcher in denselben Fällen *yi* und i lautet. Sollte auch dann von Erborgung die Rede sein können, wenn, wie im Mongolischen und Türkischen, gerade diejenigen Casus-Partikeln, welche die innigsten Verhältnisse zweier Wörter ausdrücken — die Bezeichnungen des Genitivs und Accusativs — identisch sind? — Den *Dativ*, welcher zugleich ein *Locativ* ist, erkennen wir an den Endungen *dur* (*du*), *da* (*de*) und a, lauter Postpositionen, die zunächst das Befinden *in* oder *an* einem Orte, und dann die Richtung *nach* einem Orte *hin* bezeichneten, folglich auch zur Verknüpfung des mittelbaren Objectes mit seinem Verbum gebraucht werden konnten. Denselben zwiefachen Gebrauch hat das *de* der Mandschu-Sprache; die türkische Sprache besitzt sowohl *de* als a (e), bedient sich aber der ersteren Partikel *nur* als *Locativ*, und der letzteren *nur* als *Dativ*. Bei den Türken ist also schon hier mit klarem Bewufstsein gesondert, was bei Mandschu's und Mongolen noch chaotisch zusammenfliefst.

Da im Mongolischen, wie in den Sprachen Hochasiens überhaupt, die sogenannten Casus-Zeichen nur lockere Zusätze sind, die niemals mit der Endung des Wortes verwachsen oder an ihre Stelle treten, so kann in demselben eigentlich von gar keiner Declination die Rede sein, oder man darf jede Postposition, insofern sie nicht selbst einen Casus regiert, als Casus-*Zeichen* betrachten. Die Mandschu, Mongolen und Türken schreiben die Casus-Partikel bald von dem Worte getrennt, bald verbinden sie im Schreiben Beide; Ersteres geschieht aber viel häufiger. Schon diese Licenz beweiset, dafs man die Casus-Partikeln mit den übrigen Postpositionen in gleiche Kategorie stellt. Die zwei Entbehrlichsten derselben, das *Genitiv-* und *Accusativ-Zeichen*, können sogar im Mongolischen, Türkischen und Ungarischen *) nach Umständen ganz weg-

*) Die Endung l ist im Türkischen selten; desto häufiger aber *lik* für Abstracta und *tschi* für Nomina agentis und andere Concreta, die eine *Thätigkeit* einschliefsen. Die Endung *tal* (*atal*) und *tel* (*etel*) bildet auch im *Ungarischen* Abstrakta, z. B. *vétel*, der Kauf, von *ve-nni*, kaufen.

**) Als Zeichen des *Plurals* dienen (aufser besonderen Wörtern für Allheit oder Vielheit) die Partikeln t (*ot*), *s*, und *nar*. Den ersteren Beiden entspricht im Mandschuischen *ta* (*te*), und *sa*, *se*, *si*; dem *nar* aber das Türkische *lar* (*ler*). Dafs *nar* keinesweges blofs im kalmückischen Dialekte sich findet, erhellt schon aus Ssanang Ssezen.

*) Wenn wir im Ungarischen von einem Genitiv-Zeichen sprechen, meinen wir den *Dativ* der Ungarn, sofern er als Genitiv steht. Der Letztere fehlt dem Ungarischen *explicite*,

Digitized by Google

fallen, und die beiden letzteren Sprachen schieben ihre Pronomina Suffixa *zwischen* das Wort und die Casus-Partikel.

Der Verf. führt in seiner Tabelle der Declination auch einen *zweiten* Dativ, *Accusativ* und *Instrumentalis* mit auf, deren Endungen respective *taghan*, *ban* und *yan* lauten. Diese Casus-Partikeln schliefsen das *besitzanzeigende Pronomen* mit ein, jedoch ohne Bestimmung der Person und des Numerus. In der Lehre von den Pnstpositionen (S. 80) holt der Verf. nach, was freilich hier besser an seiner Stelle wäre, dafs auch der *Genitiv* des Besitzes durch eine besondere Form ausgedrückt werden kann, nämlich *soghan* und *sügen*. Es sind diese Formen ein unvollkommenes Surrogat für das Pronomen *suffixum*, das die Mandschu-Sprache ganz unbezeichnet läfst, während es bei den Türken und Ungarn durch beide Zahlen und alle drei Personen so schön entwickelt erscheint. Hr. Schmidt will den Gebrauch dieser unreinen Casus, wie man sie nennen könnte, aufserdem nur da bemerkt haben, wo man die Wiederholung eines und desselben Pronomens vermeiden will, z. B. „*Ich* habe es *meinem* Vater gegeben" — *nicht: bi* *) *min-u ezeke-dür ökbei* (wo *bi* der Nominativ und *minu* der Genitiv des 1sten Personal-Pronomens, also gleichsam: *ich meiner Vater-n* gab), sondern *bi ezeke-degen ökbei*.

Von dem *Pronomen* giebt es nach Hrn. Schmidt in der mongolischen Sprache nur *drei* Arten: *Personalia*, *Possessiva* und *Demonstrativa*. Das *Relativum* vertreten gewöhnlich participiale Wendungen, z. B. *all dein Gesagtes* für *Alles, was du gesagt*; *dein mir gegebenes Buch* u. s. w. Es *fehlt* aber darum der Sprache nicht; wir finden es oft in Verbindung mit der localen Partikel *de* (*in*), z. B. *naghor de-ki* (oder *de-kin*) *ussun*, wörtlich: *See in welches Wasser*, d. h. das Wasser, *welches im* See ist. Auch wird es *ohne* die Partikel *de* an *Adverbia des Ortes* gehängt, und bildet so Adjectiva, die auf eine Oertlichkeit hinweisen, z. B. *tekre-ki* (*oben — welcher*), der *obere*; *tutura-ki* (*innen — welcher*), der *innere*. Endlich bildet es abstrakte Possessiva, z. B. *minu-kei* (*meiner — welches*), das *Meinige*. In der Mandschu-Sprache hat das relative *ningge* (auch abgekürzt in *ngga* und *ngge*) einen noch weiteren Gebrauch; und die Türken können ihre relative Partikel *ki* eben sowohl affigiren als vorsetzen *), z. B. *dschib-üm-de-ki aktscha*, *Tasche-mein-in-welches Geld*, oder *ol aktscha, ki dschibümde dür, das Geld, welches Tasche-mein-in ist*. Die erstere Form aber, so wie auch die Vertretung des Relativums durch participiale Construction sind noch jetzt weit beliebter, theils, weil sie dem Genius der Sprache viel angemessener, und anderen Theils, weil sie den majestätischen Flufs einer gröfseren osmanischen Periode, deren sämmtliche Glieder durch Gerundien und Participien verkettet sind, nicht unangenehm unterbrechen.

Das Personal-Pronomen der Mongolen ist aus mehrerlei Bestandtheilen zusammengesetzt, und in seiner Flexion weit abnormer, als das der Mandschu und der Türken. Eine zergliedernde Vergleichung würde hier ohne Vorlegung des ganzen Paradigmas unverständlich sein, wir bemerken daher vorläufig nur, dafs die Haupt-Elemente des Personal-Pronomens in allen drei Sprachen dieselben sind. — Das rückwirkende Pronomen und den Begriff der *Selbstheit* bezeichnen im Mongolischen die Wörter *beye* (*Körper*) und *über* (*Busen*). Weniger materiell sind die Semiten, wenn sie in gleichem Sinne ihr נֶפֶשׁ oder نفس *nefss* (*Seele*) gebrauchen. — Das besitzanzeigende Pronomen ist blofser Genitiv des Personal-Pronomens, und die mongolische Sprache hat keine Suffixa (s. jedoch oben).

Die *Verba* der Mongolen sind theils primitiv, theils von anderen Redetheilen abgeleitet. Charakteristische Kennzeichen der letzteren sind eingeschobene Sylben, wie *ra*, *ta*, *la*, z. B. *maghu*, schlecht; *maghuracho*, schlecht *werden* — *clara*, schwarz; *charalagho*, schwarz *werden*. Andere der Wurzel angehängte Silben fügen dem Grundbegriff Bestimmungen bei, die man sonst durch Hülfsverba, Adverbien oder ein rückwirkendes Pronomen ausdrücken müfste. Auf diese Art entste-

wie auch mehreren deutschen Volks-Dialekten, in denen z. B. *dem Herren sein Garten*, statt der *Garten des Herren* gesagt wird.

*) Die Setzung des *bi* (ich) ist hier nothwendig, weil die Endung des Praeteritums (*bei*) allen drei Personen gemein ist.

*) Das *ki* oder *kin* der Türken, welches, wie wir gesehen haben, auch den Mongolen nicht fremd ist, findet sich im Dschaghatai'schen und Kasan'schen Dialekte eben so wohl als im Osmanli. Obgleich das Relativ der persischen und Sanskrit-Sprache demselben ganz gleich lautet, so kann man doch hier eben so wenig als bei gewissen übereinstimmenden Formen des Personal-Pronomens, an *Erborgung* denken.

Digitized by Google

ben: ein *Passivum*, ein *causales*, und ein *cooperatives* Derivat. Die charakteristischen Kennzeichen derselben bleiben, gleich den Casus-Partikeln am Nomen, ganz ohne formellen Einfluſs. So bildet man von *ala-cho* (*tödten*), *ala-kta-cho* (getödtet *werden*); *ala-ghol-cho* (tödten *lassen*); *ala-lza-cho*, sich *untereinander tödten*.

Man findet auch *doppelt causale* Formen, deren der Verf. nicht gedenkt, z. B. *ortschi-ghol-gha-cho*, übersetzen *lassen*, von *ortschi-ghol-cho*, *übersetzen*, und dieses wieder von *ortschi-cho*, *sich im Kreislaufe drehen*. Passiva können auch von causalen Derivaten gebildet werden, und selbst von cooperativen, wie im Türkischen: Ersteres geschieht namentlich, wenn die primitive Form ein Neutrum ist, dessen Transitivum die causale Form bildet, z. B. *ükkü-kü*, *sterben*; *ükkügül-kü*, *tödten*; *ükkü-gül-ekte-kü*, *getödtet werden*. In solchen Fällen wird also die Passiv-Partikel der Causal-Partikel nachgesetzt. Wir finden sie aber (was Hr. Schmidt gleichfalls *nicht* bemerkt) auch *vorstehend*, wie z. B. *üse-kte-gül-kü*, *sichtbar machen*, *offenbaren*, von *üse-kü*, *sehen*. Da in diesem Beispiel die primitive Form schon transitiv ist, so sollte man denken, die Passiv-Partikel sei in dem Derivat überflüſsig; allein es ist nicht gleichgültig, ob ich *sichtbar machen* oder schlechthin *sehen lassen* sage, und die bloſse Causalform (*üse-gül-kü*) würde nur das Letztere bedeuten können. Wollte man aber, der Analogie von *ükkügül-ekte-kü* (s. oben) folgend, von *üse-gü* ein Derivat wie *üse-gül-ekte-kü* bilden, so entstünde die Bedeutung: *dahin gebracht werden, daſs man sieht* *), und dies wäre nur ein anderer Ausdruck der Bedeutung, welche schon in der simpeln Causalform liegt.

Der Infinitiv endet auf *cho* oder *kü*. Wir erkennen in seiner Endung das Nomina Verbalia bildende قو, غو und كو der Türken; eben so das *ku* oder *kō* der Mandschu, wie z. B. in *endebu-ku*, Fehler, Irrthum (von *endebume*). Er ist declinabel, und kann, wie wir bemerkt haben, in gewissen Fällen das Participip, ja sogar das Verbum finitum vertreten. Ein Beispiel der ersteren Art sei: *Longnam kemo-kü tüschimel*, ein Minister, *Namens* Longnam, wörtlich: L. *Nennen* oder *Nennung* Minister (aus Ssanang-Ssezen's Geschichte), und eines der letzteren: *Burchan chamigha bökü, tere sük-dür mörküket*, Buddha wo *befinden* (st. wo sich befand), an dem Orte sich verneigend (S. die 1ste Erzählung aus dem *Üligerün Dalai*). Auch das *Futurum* der Mongolen ist in seinen meisten Formen ein bloſser Infinitiv mit vorgängigem Pronomen. Wird der Infinitiv von einem Adjective regiert, so erhellt dies nur aus der Stellung beider Ww., oder man giebt dem Infinit. die *Dativ-Partikel* zu. Beispiel: ut-cho (oder *ut-cho-ya*) *tura-tu*, *zu gehen Willens*.

Zum Ausdruck des reinen Gerundiums hat man *drei* verschiedene Affixa an der Wurzel: die ersten beiden Formen (auf u und *xu* oder *su*) weisen mehr auf Gleichzeitigkeit, die dritte (*-ghat-get*) auf eine Vollendung hin *). Auch die Absicht Etwas zu thun, kann durch eine besondere Endung an der Wurzel (*ra*) bezeichnet werden. Ferner bildet man Gerundia durch Postpositionen an der Wurzel, am Infinitiv, und am Particip der vollendeten Handlung **). Es folge hier ein Beispiel aus der Grammatik, worin die meisten dieser Ausdrucksweisen vereinigt sind, und das wir, um den verwandten Genius beider Sprachen anschaulich zu machen, mit unserer türkischen Uebersetzung begleiten: *Mongolisch:* bi morin-i acha-eze *erin abxu*, degö-deken *ökü-get:* tere inu tegün-i nada eze *abxu*, bi argamsi *abu-ra* ker tutura *uru-tala*, degö ber kendür yaghon-i zu ügüle-l *ügegüye*, *mordo-su*, utbai ***). *Türkisch:* ben at-i agha-m-dan *dilemeg-ile alup*, enim-é wir*düg-üm-den* ssonra, ol dachi benden (elüm-den) *alup*, ben bir ip *almak-itschün* (*alajim diyü*) ewe *gitindsche*, eni-m kimsse-ye hitsch *dime-yüp*, [at-a] *bir üp*, gitti.

*) Ganz derselbe Unterschied besteht im *Türkischen* zwischen den Formen *sew-il-dür-mek* und *sew-dür-il-mek*. In der Ersteren steht die passive Partikel (*il*) *vor* der causalen (*dür*); in der Anderen ist dies umgekehrt. *Sew-mek* heiſst *lieben*: *sewildürmek* kann bloſs den Sinn geben: *bewirken*, daſs (Einer oder Etwas) *geliebt werde* u. s. w. — *sewdürilmek* aber: *bewirkt werden*, daſs (Einer) *liebe*.

*) Das n am Schlusse bildet im Mandschuischen Verbal-Substantive, und bei den Türken ein Participium Praesentis. Die Endung *ghat* oder *get* lautet bei den Tatar-Türken *ghatsch* (*getsch*), und ist bei ihnen ebenfalls Kennzeichen eines Gerundiums.

**) *Gör-tala* (*kommen-bis*), *bis zum Kommen*, steht für die einfache Postposit. *bis*, wenn ein Subst. oder Zahlwort folgt.

***) Wörtlich: ich das Pferd älterer-Bruder-von erbitten empfangen jüngerem-Bruder gegeben: dieser selbiges mir von empfangen, ich Strick holen-zu Haus inwendig gehen dieweil, jüngerer-Bruder Jemanden Etwas auch sagen Nichtsein-im, besteigend, ging ab.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

№ 94.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1836.

Grammatik der mongolischen Sprache, verfaſst von J. J. Schmidt.

(Schluſs.)

„Nachdem ich das Pferd von meinem älteren Bruder erbittend genommen und es meinem jüngeren Bruder übergeben hatte, nahm dieser selbiges von mir in Empfang, bestieg es, während ich in das Haus ging, um einen Strick zu holen, und entfernte sich, ohne Jemand Etwas zu sagen."

Die *Participia* enden auf *ktschi* (Praesentis), und *kssan* (Praeteriti) *) Letzteres ist declinabel, und wird dann Gerundium, z. B. *kemekssen-dür*, *im Gesagthaben*. Es giebt noch andere, seltner vorkommende Participial-Formen.

In der Reihe der Tempora führt der Verf. unter der Benennung *frequentatives Praesens* eine Verbalform auf, die zugleich Casus-Partikeln erhalten, und alsdann die Stelle eines Infinitivs oder Gerundiums vertreten soll. Aus einem Tempus *finitum* kann aber nimmermehr ein *Infinitiv* entstehen. Wir halten diese Form für Eines jener Zwittergeschöpfe, jener zwischen Particip und Gerundium schwankenden Formen, wie es namentlich in der Mandschu-Sprache mehrere giebt. Ihre Endung *tak* erinnert an das türkische Particip in *duk*, das der Sprachgebrauch fast immer in einen Infinitiv zerfliefsen läfst. Setzt man die Form — tak *ohne* folgende Casus-Partikel nach einem Pronomen, so bezeichnet sie eine dauernde Handlung ohne Bestimmung der Zeit, und mit blofser Beziehung auf ein Subject. Wird sie mit dem Praeteritum eines Hülfs-Verbi verbunden, so entsteht der Begriff einer Gewohnheit, eines Pflegens in der Vergangenheit (frequentatives Imperfect).

Das Verbum finitum hat (mit Einschluſs der eben angeführten Frequentative) im *Indicativ sieben* Tempora. Aufserdem giebt es einen *Conditionalis* (*vier* Tempora); einen *Potentialis* (eben so viele), und einen *Precativ*. — Der *Imperativ* ist die nackte Wurzel; doch kann er auch einen emphatischen Zusatz erhalten.

Die einfachen *Tempora* zeigen die Wurzel in Verbindung mit verschiednen Verbis Substantivis; in den zusammengesetzten erscheint das Haupt-Verbum als Infinitiv oder Particip, mit einem beigefügten *getrennten* Verbum Substant. (Hülfs-Verbum). Während die Mandschu an ihren Verbal-Formen weder Numerus noch Person bezeichnen, versuchen die Mongolen wenigstens das Letztere hin und wieder *); jedoch nur im Indicativ (mit Ausschluſs des Praesens). Die *dritte* Person des Imperfect und Perfect kann durch eine besondere Endung ausgezeichnet werden. Da der Dritte nicht der Angeredete ist, so wurde eine auszeichnende Endung für diese Person am Ersten nothwendig. Das Futurum ist, wie schon bemerkt, ein unveränderter Infinitiv mit voranstehenden Pronominen, doch können auch hier nicht nur die *dritte*, sondern auch die *erste* Person mit besonderen Partikeln schliefsen, die alsdann das *cho* des Infinitivs verdrängen.

Die *Praepositionen* der mongolischen Sprache spielen in der Bildung des Adverbiums eine so grofse Rolle, dafs man sie mit Recht *vor* diesem abhandelt. Sie werden dem regierten Worte *ohne* Ausnahme *nach-*

*) Das k vor *tschi* erklärt sich aus der tatar-türkischen Form — *ghutschi* (غوجي). Die Eigenthümlichkeiten dieses Dialekts lernt man am Besten aus der russisch geschriebenen tatarischen Grammatik des Alex. Troianski kennen, die 1814 in St. Petersburg erschien. Der russische Titel ist: *Kratkaja Tatarskaja Grammatika, w'polsu utschaschtschagkossja junoschestwa*, d. h. kurzgefafste T. G., zum Nutzen der lernenden Jugend.

*) In der türkischen Sprache erscheinen sowohl Numerus als Person vollständig entwickelt.

Digitized by Google

gesetzt (*Postpositionen*) wie in den übrigen hochasiatischen Sprachen; und wenn der Verf. bemerkt, dafs dies in den Idiomen Europas überhaupt nicht der Fall sei, so ist wenigstens die *ungarische* Sprache davon auszunehmen. Die Nachsetzung dieses Redetheils ist aber dem Genius der tatarischen Sprachen ganz analog, weil er mit dem regierten Worte im Genitiv-Verhältnisse steht, welches Verhältnifs im Mongolischen, wie im Türkischen, meist auch durch die *Endung* bezeichnet wird, z. B. *chotan-u ortschin, der Stadt Umgegend* oder *um die Stadt*; *aghola-yin aru, Berges Hintertheil* oder *hinter dem Berge*. In Fällen, wie die eben genannten, ist die Postposition als solche nur aus dem Zusammenhang der Phrase zu erkennen, denn *ortschin* und *aru* kommen eben so oft als selbständige Wörter (Substantive) vor. Nur denjenigen Postpositionen, welche *selbst* als Casus-Zeichen dienen, geht das regierte Wort ohne besondere Casus-Endung voran; bei den Letzteren (den Instrumental mit eingeschlossen) ist auch die ursprüngliche substantivische Bedeutung völlig untergegangen. In genauerer Verbindung mit gewissen Substantiven bildet die Postposition *Adverbien*, z. B. *ünen-yer, mit* oder *durch Wahrheit*, d. i. *wahrlich, fürwahr*; *sai-dur* (aus *sain* + *dur*), *im Guten*; *bestens, tüchtig* u. s. w. Manches ursprüngliche Substantiv hat jedoch ohne weiteren Zusatz adverbiale Bedeutung erhalten. Jedes Adverbium giebt sich schon durch seine Stellung *vor* dem Verbum zu erkennen.

Hr. Schmidt bringt noch eine Anzahl Wörter in diesen Abschnitt, die, sowohl ihrer Stellung als ihrer Bedeutung nach *nicht* für Adverbia zu halten sind. Besonders gehören einige Negationen hierher, die das Verbum Substantivum virtuell einschliefsen, z. B. *ügei, nicht* (eigentlich *Nichtsein*). So sagt man: *na-dur morin ügei, mir Pferd nicht* (ist); *na-dur morin ügei-yin tula, mir Pferd des-Nichtseins wegen*. Letztere Phrase bedeutet: *weil ich kein Pferd habe*. Sobald eine Negation den Begriff des *Seins* mit einschliefst, so wird sie schon eine Art Verbal-Substantiv, und *ügei* hat einen Gebrauch, wie das oben erwähnte sogenannte *Praesens frequentativum* auf-*tak*. Man sieht hier zugleich, dafs dem Mongolen ein Wort für *Haben* im abstrakteren Sinne fehlt, wie den übrigen Tataren und den Semiten.

Der *Conjunctionen* sind nur wenige. Sie werden, wie bei den übrigen Tataren gern umgangen, und durch verschiedene Modi, vorzüglich die *Gerundia*, ersetzt. Hierauf gründet sich ein sehr periodischer Stil — besonders in Erzählungen und rhetorischen Stücken — dem man eine eigenthümliche Würde und Feierlichkeit nicht absprechen kann, obwohl er dem Abendländer oft sehr ermüdend ist. Bei den Mongolen erscheint dieses System jedoch weit einfacher, als bei den Türken, vor Allem den Osmanen, deren Schriftsteller zum Culminations-Punkte periodischer Kühnheit und Grofsartigkeit sich erheben.

Hr. Schmidt giebt uns in seiner Grammatik auch ein sauber lithographirtes Galik-Alphabet, dessen die Mongolen bei Umschreibung tübetischer und sanskritischer Wörter sich bedienen.

Wilhelm Schott.

LXXVII.

Cicero in seinen Briefen. Ein Leitfaden durch dieselben, mit Hinweisung auf die Zeiten, in denen sie geschrieben wurden, von Bernhard Rudolf Abeken. Hannover, 1835. *X. u.* 441 *S. gr.* 8.

Eine Darstellung des Charakters des gröfsten römischen Redners insbesondere aus denjenigen Quellen und Schriftdenkmälern, welche er uns selbst hinterlassen, aber mit steter Rücksicht auf die Zeit, der er angehörte, die Ereignisse an denen er Theil nahm, die Personen, mit welchen er in Verbindung trat, so dafs zugleich ein Gesammtbild der damaligen römischen Welt erzielt werde, scheint wohl Jedem etwas ungemein Erwünschtes. Bedenkt man, wie Vieles in der Geschichte des sinkenden römischen Freistaates noch einer kritischen Beleuchtung bedarf, so wird jener Wunsch dadurch noch mehr an Stärke gewinnen müssen. Nun ist zwar in Drumanns grofsem und fleifsigem Werke der Anfang gemacht, jene ganze Zeit gerade nach den wirksamen Hauptpersonen einer gründlichen Fortsetzung zu unterwerfen, aber Rec. zweifelt kaum, dafs das Urtheil des gelehrten Verfassers über Cicero in Vieler Seele das Verlangen rege gemacht haben wird, den grofsen Redner und wohlverdienten Staatsmann nicht so ganz der Glorie entkleidet zu sehen, mit der ihn die Nachwelt fast ohne Widerspruch geschmückt hat. In der That, es ist nicht zu verkennen, dafs Dru-

Digitized by Google

mann zu unbedingt dem Dio gefolgt ist, der in Allem, was er über Cicero sagt, ein zwar sehr beachtenswerther, aber sehr verdächtiger Zeuge ist. Dio lebte in einer dem Guten und Würdigen ganz abgestorbenen Zeit, in der die wenigen durch sittliche und geistige Höhe hervorragenden Männer wie eine Art Wunder dastehen; er ist vor dem Einflusse dieser Zeit so wenig frei geblieben, dafs er unter Commodus laut den Kriecher machte und heimlich auf dessen Verworfenheit schimpfte; er hatte aufserdem den unwiderlegbaren Erfahrungssatz vor sich, dafs Rom eines *Herrn* bedurfte und behandelt Alle parteiisch, die der entgegengesetzten Meinung waren, ohne zu bedenken, dafs die in jener Zeit mitten inne Stehenden, vielleicht mit Ausnahme weniger ganz besonders begabten Geister, die Unbefangenheit des Urtheils nicht haben konnten, welche erforderlich ist, um sich von den scheinbar glänzenden Erfahrungen und täuschenden Vorurtheilen früherer Jahrhunderte loszumachen; endlich hat Dio ein unverkennbares Gefallen an der Hervorhebung der Fehler und Schwächen, ihm sollte daher in Persönlichkeiten eben so wenig getraut als ihm in pragmatischer oder psychologischer Nachweisung der Ursachen der Ereignisse gefolgt werden. Der Vf. des vorliegenden Buches konnte daher auf den Dank derer rechnen, welche die Schwäche nicht gleichsetzen dem Verbrechen, wenn sie gleich dem Staatsmann zuweilen schlimmer erscheinen mag: welche wünschen müssen, dafs einer der geachtetsten Männer des Alterthums mit einiger Schonung gewürdigt, und seine Fehltritte und Irrthümer wenigstens aus rein menschlichen Gesichtspunkten als möglich und entschuldbar dargestellt würden. Indessen hat der Verf. diesen rein historischen Standpunkt der Aufklärung der Zeitgeschichte und Charakteristik von Rom einem andern und zwar rein praktischen untergeordnet. Er wollte hauptsächlich für Lehrer, welche Cicero's Briefe in Gymnasien erklären, für Freunde des Cicero und des Alterthums überhaupt und für reifere Schüler einen Leitfaden liefern, durch den das Verständnifs gefördert und der Zusammenhang der Triebfedern und Begebenheiten, auf welche die Briefe Bezug nehmen, erläutert wurde. Deshalb erklärt er sich in der Vorrede ausführlich über die Vorzüge, welche die Lesung der Briefe in Gymnasien habe, und wie dieselbe anregend und entwickelnd auf den Bildungsgang junger Leute einwirken müsse. Rec. gesteht, ganz anderer Meinung zu sein. Die *erste* Klasse der gelehrten Schule soll einen Ueberblick über das geistige Sein des ganzen Alterthums erlangen, theils durch Entwickelung der Kultur des Alterthums im Allgemeinen, worin das Wesentliche über Staatsalterthümer und Litteratur mit enthalten sein und besondere Vorträge über die realen Theile der Philologie ganz überflüfsig machen kann, — theils durch Lesung und Studium der Muster rednerischer, dichterischer und philosophischer Darstellung. Für sie sind also die Briefe Cicero's, welche eine zu einseitige Richtung auf die Geschichte einer höchst bedeutenden, aber höchst unerfreulichen Zeit verrathen würden, nicht wohl geeignet. Die *zweite* Klasse soll in die römische Gröfse eingeführt werden; dies Thema kann sie bequem fassen, und darum müssen hier Livius (namentlich die dritte Dekade) und Virgilius Hauptlektüre sein, zwei edle, vaterländisch gebildete und für den Ruhm der Altvordern begeisterte Zeugen. In grofsen Umrissen und massenhaftem Charakter mufs hier die edelste Zeit des römischen Alterthums von dem Gemüth des heranreifenden Jünglings entfaltet werden, und wenn man ihm nicht verschweigen darf, dafs Rom das kleinbürgerliche aber genügsame und tugendhafte Leben des alten Italiens vernichtete, so wird das Mifsgefühl darüber durch die Betrachtung der grofsen und erhabenen Seiten der römischen Nationalität wieder versöhnt werden können. Darum ist es selbst in *sittlicher* Hinsicht nicht ohne Bedenken, den Schüler in die Betrachtung der verdorbensten Zeit einzuweihen, zumal da die psychologische Seite dieser Betrachtung, durch welche Tacitus so unendlich anziehend und lehrreich wird, bei der Objectivität der ciceronischen Briefe nicht füglich hervorgehoben werden kann. Wenn wir ferner zugeben, dafs sich der Glanz und die Vielseitigkeit der Darstellungsgabe Ciceros gerade in den Briefen auf das glänzendste zeige, so können wir doch dem Schüler der zweiten Klasse dies Eingehen in Geist und Sinn seines Autors noch nicht zumuthen; er wird im Gegentheil da Umschweife, Redensarten und Trivialität sehen, wo der Kenner politische Feinheit und geistreiche Beherrschung der Form Hand in Hand gehen sieht. Obgleich nun der Vf. seiner Aufgabe vollkommen entsprochen, den innern Zusammenhang der Briefe nach den Dingen, welche sie betreffen, sehr glücklich dargethan, uns auch manchen neuen Blick in die Geschichte der Zeit, der Zeitgenossen Ciceros und seinen Charakter eröffnet, auch manche Thatsache erst recht ins Licht gesetzt und in ihrem wahren Zusammenhange betrachtet hat, so können wir doch nicht glauben, dafs diese Behandlung der Briefe so verdienstlich sei, als wenn der Vf., von dem rein praktischen Gesichtspunkte abstrahirend, Cicero und seine Zeit nach Anleitung der Briefe pragmatisch analysirt hätte. Wie sichs jetzt darstellt, erhalten wir nichts Ganzes, Zusammenhängendes, kein Bild des Mannes, wie er in verschiedenen Zeiten war, nur einzelne Bemerkungen und Züge. Wenn der Vf. daher auch an vielen Stellen sagt, Cicero sei zu vertheidigen oder zu entschuldigen, man habe ihm Unrecht gethan

Digitized by Google

in Diesem oder Jenen, so ist doch nirgend eine in sich vollendete Darstellung des ciceronischen Charakters gegeben und das gelegentliche Meinen kann nicht als eine Rechtfertigung gegen die mit grofsem Scheine erhobenen Ausstellungen gelten. Darum ist der Eindruck, den das Buch nach der Durchlesung zurückläfst, kein erfreulicher: man fühlt, der Vf. sei auf halbem Wege stehen geblieben und habe die Schwierigkeiten seiner Aufgabe eher umgangen als gelöst. Dazu kommt ein anderer wesentlicher Mangel. Die römische Geschichte dieser Zeit ist nicht zu begreifen, ohne klare Einsicht in das Wesen der Parteien, welche den Staat spalteten. Nun ist aber nirgend gezeigt, worin das Wesen der sogenannten *Optimaten* im Gegensatz zu der Opposition oder den sogenannten populares besteht; nirgends dargelegt, wie die damaligen Optimaten eine nothwendige Entartung der Nobilität, eine Vorbereitung auf die Zuspitzung aller Verhältnisse zur Alleingewalt, eine Zwischenstufe zwischen Aristokratie und Monarchie gewesen sind, nirgend die Berührungs- und Streitpunkte der beiden Hauptparteien berührt, noch weniger aber gelehrt, wie die Mehrzahl der Optimaten seit längerer Zeit nur im Schatten weniger Männer und Familien vegetirte, die durch erschlichenen Grundbesitz und die Clientel ganzer Völker fürstliche Macht besafsen, eine Macht, welche Sulla, bemüht, die alte aristokratische Staatseinrichtung herzustellen, nach welcher im Senat die höchste Instanz lag; brechen wollte, aber an der Unüberwindlichkeit der Umstände scheiterte. Darum ist es gar nicht bedeutungslos oder zufällig, sondern ein Beweis mangelnder Klarheit in der Beurtheilung der damaligen Verhältnisse, wenn die patricische Herkunft dieses oder jenes Mannes als ein besonderes Moment hervorgehoben wird: so heifst es S. 42 „*für die Optimaten stritt er, wie gegen die Tribunen, so gegen den Patricier Catilina und dessen vornehme Genossen*" — S. 60: „*die Plebs ist zügel- und schrankenlos, unter den Patriciern sind viele Unwürdige; um so fester müssen die Optimaten zusammen halten*" — als wenn Patricier und Plebejer damals noch in einem Gegensatze stehen könnten! — S. 211 von Dolabella „*einem stolzen hochfahrenden Patricier, einem eifrigen Anhänger Cäsars*" — was aufserdem noch zu dem Gedanken Veranlassung geben kann, als sei Cäsar der Verfechter irgend welcher patricischen Interessen gewesen u. s. w. In der ganzen Darstellung lassen sich jedoch zwei Abschnitte mit Auszeichnung hervorheben. Der eine ist der *sechste* (S. 191 fgg.) worin Ciceros Verwaltung als Proconsul in Cilicien nach seinen Briefen geschildert, wirklich ein Ganzes bildet und ein erfreuliches Gemälde wohlwollender und in beschränkten Verhältnissen einsichtsvoller Gesinnung darbietet; der andre der *letzte* (S. 345 fgg.), der Ciceros politische Thätigkeit nach Cäsars Tode enthält. In der Art, wie diese beiden Abschnitte gearbeitet sind, besonders in dem letzten die Entwickelung des Zusammenhanges der philippischen Reden, sollte das ganze Buch gehalten sein, und wir würden etwas Ganzes und Zusammenhängendes über Ciceros Sein und Streben haben, vielleicht auch manches Neue und Beherzigungswerthe erfahren, was jetzt nicht an den Tag kommt, weil in der Zersplitterung des Planes kein Punkt ist, an welchem eine umfassendere Kombination sich zeigen könnte. Jene Thätigkeit des Cicero gegen Antonius ist wirklich eine Anomalie in seiner ganzen innern Geschichte. Während sonst Inkonsequenz das einzig Konsequente in seinen Handlungen scheint, das Consularjahr allein ausgenommen, offenbarte er in jenen Monaten eine Einsicht und Kraft des Entschlusses, welche der schönsten Zeiten des römischen Staats würdig zu achten ist. Selbst der Fehler, einen Octavianus zu trauen, ist nur scheinbar. Abgesehen davon, dafs die Liebe zum Vaterlande und zur Freiheit es entschuldigen könnte, wenn Cicero in der Wahl der Mitte irrte, so läfst sich wohl ohne Schwierigkeit erweisen, dafs Cicero den Charakter jenes jungen Mannes nicht so kurzsichtig beurtheilte, als man ihm insgemein Schuld giebt, dafs es im Gegentheil die Noth und die Verzweiflung an andern Mitteln war, was ihn zwang, den Zweideutigen zu brauchen, eben so wie der Senat recht gut die Unlauterkeit des Pompejus einsah und doch diesem zugestand, was Cäsarn verweigert zum Bürgerkriege führte: es war leider nöthig, unter zweien Uebeln das Kleinste zu wählen. — Eben so wenig, als Ciceros Leben und Wirken, sind die andern Charaktere mit Sicherheit geschildert. Pompejus erscheint nur dem Namen nach; was er thut, erfährt man kaum; von Cäsar heifst er zwar verschiedentlich, dafs er von Gallien aus die römischen Angelegenheiten beherrschte und aus der Ferne die Zügel erfafste, welche der nahe Pompejus seinen Händen entschlüpfen liefs: aber *wie* Cäsar handelte, um überall Theilnehmer oder Leiter zu sein, und die Wahl seiner Mittel bleibt im Dunkel, weil es nicht einmal recht klar zur Sprache kommt, *was* er denn that oder thun liefs. — An kleinen Unrichtigkeiten fehlt es nicht. S. 28 wird Cicero zum *ersten* Prätor ernannt, da doch praetor primus sum factus (Brut. 93) nur sagt, er sei bei der Abstimmung zuerst ernannt worden, was keinen Rang giebt (denn die Erwählten loosten und der praetor urbanus galt für den ersten im Range, dies traf aber den Cicero nicht, sondern er stand der quaestio repetundarum vor —, sondern nur das Wohlwollen des Volkes zeigt. S. 79 heifst das Augurat ein *Amt*, in welchem Ciceros Feinde ihn gewifs nicht hätten in Rom haben wollen. S. 111 heifst es von Vibo, es habe ehemals den Namen Hippo geführt. S. 135 wird die porta Capena die porta triumphalis genannt S. 146 stammt Domitius Ahenobarbus aus einem uralten patricischen Geschlechte, wie S. 315 Papirius Pätus.

Ellendt.

Digitized by Google

№ 95.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1836.

LXXVIII.

Lehrbuch der christlichen Dogmengeschichte. Von Dr. Johann Christian Wilhelm Augusti. Vierte vermehrte und verbesserte Ausgabe. Leipzig 1835. *XXII.* 429.

Dieses erste Lehrbuch der christlichen Dogmengeschichte hat nun seit seinem ersten Erscheinen im J. 1805. in dieser vierten Ausgabe ein volles Menschenalter zurückgelegt. Man kann den Hrn. Vf. das Recht nicht absprechen, hierin eine Erwähnung der Brauchbarkeit seines Lehrbuchs zu sehen, die für ihn „erfreuliche Erscheinung, dafs es ungeachtet der geistreichen und vorzüglichen Leistungen in diesem Fache besonders in den letzten 15 Jahren seit der dritten Auflage im J. 1820, nicht antiquirt worden ist" (Vorr. S. V.), auf der andern Seite aber kann auch die Kritik sich das Recht nicht nehmen lassen, von diesem Lehrbuch in seiner neuen Gestalt auch aufs neue Kenntnifs zu nehmen. Je mehr gerade solche Lehrbücher, die mit dem ersten bestimmtern Erwachen der Idee der Wissenschaft, welcher sie gewidmet sind, hervorgetreten sind, und eine längere Periode hindurch die Wissenschaft in dem Gange ihrer Entwickelung begleitet haben, den Anspruch für sich haben, für einen sichern Maafsstab des gegenwärtigen Standes der Wissenschaft zu gelten, desto mehr kommt darauf an, sich an ihnen über das Verhältnifs zu verständigen, in welchem sie zu den neuesten Anforderungen der Wissenschaft stehen, ob sie wirklich mit der Wissenschaft, an deren Fortbildung sie so wesentlichen Antheil gehabt zu haben scheinen, gleichen Schritt gehalten haben, oder hinter ihr zurückgeblieben sind. Ueberdies macht ja diese neue Ausgabe, obgleich das Ganze nach Inhalt und Form ohne wesentliche Veränderung geblieben ist, nicht nur ausdrücklich „auf den Namen einer vermehrten und verbesserten Ausgabe Anspruch, in welcher nicht leicht ein Abschnitt und Paragraph ohne die Spuren einer prüfenden Berücksichtigung der neuern und neuesten Forschungen sich finde" (Vorr. S. VI.), sondern es ist auch noch zu den neun Perioden der bisherigen drei Ausgaben eine weitere, zehnte hinzugefügt worden, in welcher der Hr. Vf. nun auch den für die Geschichte der dogmatischen Theologie so inhaltsreichen Zeitraum von 1817 an in den Umfang seiner historischen Darstellung aufgenommen hat.

Der Hr. Vf. hat sich wie er Vorr. S. VI. bemerkt, durch die Freiheit und Freimüthigkeit seines Urtheils über die verschiedenen Bestrebungen, Richtungen, Methoden und Grundsätze der neuern Dogmatiker schon früher Tadel zugezogen, und fürchtet gegenwärtig einem solchen Tadel noch viel weniger entgehen zu können. Um so weniger wird er in dieser doppelten Hinsicht es befremdend finden können, ein freies und freimüthiges Urtheil über den Werth und Charakter seines Lehrbuchs in seiner neuesten Gestalt zu vernehmen.

Fragen wir vor allem, auf welchem theologischen Standpunkt der Hr. Verf. steht, ob er schon seinem Standpunkte gemäfs in der Lage ist, die Gegenstände seiner historischen Untersuchung und Darstellung frei von der Einseitigkeit subjectiver Ansichten und Meinungen in ihrer reinen Objectivität aufzufassen, und sich in die Sache selbst hineinzuversetzen, so bekennt er sich in der Vorr. S. VII. selbst als einen, der keiner theologischen und philosophischen Sekte oder Schule unserer Tage angehöre, und gewohnt sei, seine Ueberzeugung und Anhänglichkeit an das alte dogmatische System offen und bestimmt auszusprechen. Diese Erklärung mag aus dem richtigen Bewufstsein hervorgegangen sein, dafs der Historiker sich von jedem einseitigen Partei-Interesse frei erhalten müsse, wie kann aber der Hr. Vf. glauben, mit der Versicherung, die er giebt, irgend einen Eindruck zu machen? Oder warum soll denn, wer sich selbst als einen Anhänger

Digitized by Google

des alten dogmatischen Systems bekennt, nicht ebenso gut einer bestimmten theologischen Partei, Sekte oder Schule angehören, als ein anderer, welcher diese Anhänglichkeit nicht theilt, es sich gefallen lassen mufs auch wieder zu einer eigenen Partei gerechnet zu werden? Was soll also hiemit gesagt sein, wenn es nicht darauf abgesehen ist, eine um so günstigere Meinung von seiner Unbefangenheit, Rechtglaubigkeit, seiner Treue gegen die reine evangelische Wahrheit zu erwecken, je mehr man auf alle andere als auf solche herabsieht, die nur in einem einseitigen Partei-Interesse befangen sein sollen? Darum ist eben diese in der neuesten Zeit so gewöhnlich gewordene Versicherung, dafs man keiner Partei angehöre, bereits etwas so abgenutztes geworden, dafs sie vielmehr selbst nur als das Merkzeichen einer bestimmten Partei gelten kann. Weigere sich daher auch der Hr. Vf. nicht, wenn er ein Anhänger des alten dogmatischen Systems sein will, sich zu der Partei dieser Anhänger rechnen zu lassen, und wenn er alle andere, die er sich gegenüberstellt, nur in der Bestreitung des alten kirchlichen Lehrsystems einig sehen will (Vorr. S. VII), so sehe er sich wohl vor, ob in diese Anhänglichkeit an das Alte sich nicht etwas ganz unprotestantisches einmischt, da ein Standpunkt, auf welchem man nur stille steht, und nicht zugleich sich fortbewegt, ebendeswegen aber auch das alte dogmatische System mehr oder minder negirt, auch nicht der ächt protestantische sein kann. Auf Namen und bloſse Versicherungen kommt es also auch hier nicht an, sondern die Hauptsache ist, dafs man das, was man ist und zu sein behauptet, auf die rechte Weise ist. Wie steht es aber in dieser Hinsicht mit dem Standpunkt des Hrn. Vfs.? Man kann sich in der That nicht genug wundern, wenn man denselben Schriftsteller, welcher kaum zuvor seine Ueberzeugung und Anhänglichkeit an das alte dogmatische System offen und bestimmt auszusprechen versicherte, gleich in der ersten Periode, in welcher er auf seine allgemeine Geschichte der Dogmen übergeht, die Behauptung auftreten sieht (S. 22), die ganze „Tendenz des grofsen Propheten von Nazareth" reducire sich auf das, was „ein unmittelbar praktisches Interesse hatte." „Durch die Bemühungen des Apostels Paulus vornehmlich habe das Christenthum *den Keim des Universalismus erhalten*, der sich nachher zum Staunen der ganzen Welt in gröfster Schnelligkeit zu Stamm und Blüthe entwickelt. Allein diese Abweichung von der ursprünglichen Absicht Jesu (wofür man diesen Erweiterungs-Plan erklärte) und der kühne Reformationsgeist des Apostels Paulus habe die erste Verschiedenheit der Meinungen und der Lehre im Schoofse der christlichen Religionsgesellschaft erzeugt." Ist denn dies dem alten dogmatischen Standpunkt gemäfs, auf welchen der Hr. Verf. stehen will, oder vernimmt man hier nicht vielmehr einen sehr mifstönenden Nachklang aus jener rationalistischen Periode, in welcher dieses Lehrbuch zum erstenmal ans Licht trat? Man denke sich nur, der Universalismus des Christenthums soll eine Abweichung von der ursprünglichen Absicht Jesu sein! Welcher alte Dogmatiker würde nicht gegen eine solche Entstellung seines Systems mit allem Rechte protestiren? Zwar hat der Hr. Vf., wie wenn er sich doch den in seiner Behauptung liegenden Anstofs nicht ganz hätte verbergen können, in der Parenthese noch beigesetzt, „wofür man diesen Erweiterungsplan erklärte": ist es denn aber nicht der Hr. Verf. selbst, welcher von einem Erweiterungsplan als einer Abweichung von der ursprünglichen Absicht Jesu spricht, warum sollen nun andere für das einstehen, was doch er allein auf sich zu nehmen hat? Wie widersprechend ist es überdies, in demselben Zusammenhang, in welchem der Universalismus des Apostels Paulus für eine Abweichung von der ursprünglichen Absicht Jesu erklärt wird, in derselben Beziehung den kühnen Reformationsgeist des Apostels zu rühmen? Was also Abweichung ist, soll zugleich auch wieder Reformation sein, hebt aber nicht das Eine nothwendig das Andere auf? Es offenbart sich schon hier, wie sehr es dem Hrn. Verf. an einem bestimmtern und festern theologischen Standpunkt fehlt. Diese Haltungslosigkeit geht durch das ganze Werk hindurch, sie verräth sich in so vielen allgemeinen, unbestimmten, nichtssagenden Urtheilen (wie z. B. S. 64 der nicänisch-athanasianischen Trinitätslehre nachgerühmt wird, dafs man ihr den Preifs der Vortrefflichkeit zugestehen müfste), am auffallendsten tritt sie natürlich da hervor, wo mit solchen Halbheiten am wenigsten auszukommen ist. Stellen wir daher mit der Ansicht des Hrn. Vfs. von dem Urchristenthum sogleich seine Ansicht von der Reformation zusammen. S. 110 wird, nachdem unmittelbar zuvor der Ausbruch der Reformation in Teutschland aus dem angestammten Frei-

Digitized by Google

heitssinn und der politischen Verfassung seiner Bewohner abgeleitet worden ist, eine Ansicht, die doch gewifs in keinem Falle der Dogmengeschichte sehr nahe liegt, über die Reformation das Urtheil gefällt: „Wenn auch der Weltbürger dieses gewaltsame Losreifsen von der allgemeinen Kirche auf den ersten Anblick für eine sträfliche Kühnheit erklären sollte, so verändere doch der Umstand, dafs die römische Hartnäckigkeit und verkehrte Politik jenes Losreifsen vom allgemeinen Kirchenbunde selbst erzwang, und dafs die Protestanten von dem Augenblicke an, als sie eine selbstständige Kirchen-Constitution, deren Grundgesetz in der Formel: „„*blofs die nach dem Vernunftgebrauch auszulegende heilige Schrift als Richtschnur des Glaubens anzuerkennen, und unter dem unsichtbaren Oberhaupte Christus eine sichtbare Kirche auf Erden zu bilden*"" ausgedruckt war, zu gründen anfingen, aus dem Zustande des blofs Negativen heraustraten, die ganze Ansicht der Sache." Warum gerade der Weltbürger so geneigt sein soll, die Reformation für eine sträfliche Kühnheit zu erklären, ist schwer einzusehen. Was aber auch der Hr. Vf. unter seinem Weltbürger verstehen mag, klar ist doch, dafs der Vorwurf einer sträflichen Kühnheit auf der Reformation liegen bleibt, wenn er blofs dadurch hinweggeräumt werden soll, dafs die Protestanten durch den Grundsatz, die heilige Schrift sei nach dem Vernunftgebrauch auszulegen, aus dem Zustand des blofs Negativen heraustraten. Ist die heilige Schrift der Autorität der menschlichen Vernunft unterzuordnen, dann ist allerdings, wie die Gegner behaupten, das Princip der Reformation eine sträfliche Willkür und Anmaafsung, und die Vorwürfe, die dem Protestantismus gemacht werden, wären auf keine Weise zu beseitigen. Wie konnte aber dem Hrn. Verf. der grofse Irrthum, in welchem er sich hier befindet, entgehen und wie schwer müfste es ihm werden, seine Behauptung, deren Gegentheil so klar am Tage liegt, aus den Symbolen der Protestanten und den Schriften der Reformatoren nachzuweisen? Gewifs waren die Reformatoren von dem Princip des Rationalismus weit entfernt, und nur der eigene, durch die vorangestellte Versicherung der Anhänglichkeit an das alte dogmatische System übel versteckte, schon aus der Ansicht von dem Ursprung des Christenthums offen hervorleuchtende Rationalismus des Hrn. Vfs. ist es, welcher auch die Reformatoren zu Rationalisten machen möchte. So wenig hat der Hr. Vf. als Anhänger des alten dogmatischen Systems auch nur das Princip des Protestantismus erfafst, und so wenig kann sich daher der Standpunkt, auf welchem er zu stehen behauptet, in dem Werke selbst zu erkennen geben. Es ist in der That schwer zu sagen, was denn das Positive dieses Standpunkts sein soll, wenn es nicht etwa darin zu suchen ist, dafs der Hr. Vf. solche Theologen, welche von andern zu den Anhängern des alten dogmatischen Systems gezählt werden, mit besonderer Auszeichnung behandelt, die gründliche Consequenz eines Storr, den Scharfsinn und die tiefe Geistespenetration eines Reinhard rühmt, und aus der neuesten, von demselben Standpunkt aus geschriebenen Dogmatik, der Steudel'schen, häufige Citate beibringt, und selbst solche Stellen aus ihr aushebt, von welchen er zugleich gesteht, dafs sie „ziemlich räthselhaft" seien (vgl. S. 359).

Das Hauptgebrechen, an welchem dieses Lehrbuch der Dogmengeschichte leidet, ist jedoch nicht blofs dieser Mangel an einem festen dogmatischen Standpunkt, es ist der tiefer liegende Mangel jener Eigenschaft, deren Lob der Hr. Vf. mit so freigebiger Hand an Reinhard ausgespendet hat. Die ganze Behandlung und Auffassung ist äufserlich, vag, einseitig, principlos, nirgends dringt der Hr. Vf. tiefer in seinen Gegenstand ein, nirgends werden von ihm diejenigen allgemeinen Gesichtspunkte und Momente aufgestellt, von welchen aus allein die Entwicklung des Dogma's in ihrem innern Zusammenhang verfolgt werden kann, er weifs sogar nicht einmal äufserlich sich seines historischen Stoffs in seinem ganzen Umfang zu bemächtigen, und zieht daher mit Umgehung der Hauptsache, wie zur Ausfüllung des leeren Raums, gar zu viel fremdartiges in das dogmenhistorische Gebiet herein. Die Belege hiezu bieten sich von allen Seiten dar. Wie wenig der Hr. Verf. die Entwicklungsgeschichte des christlichen Dogma's in ihrem wahren Anfangspunkte aufzufassen wufste, zeigen die schon erwähnten ersten Paragraphen seiner allgemeinen Geschichte. Der apostolische Streit über die Beibehaltung des mosaischen Gesetzes zwischen Petrus, Jakobus und Johannes auf der einen und Paulus auf der andern Seite, sagt der Hr. Vf. S. 24 habe sich zuletzt in ein freundschaftliches Verhältnifs aufgelöst, und die Veranlassung zur Unterscheidung der Juden- und Heidenchri-

Digitized by Google

sten gegeben. Die christliche Dogmengeschichte beginne *also* mit der höchst wichtigen Lehre von der Kirche, womit unsere Dogmatiker das System der christlichen Glaubenslehre zu beschliefsen pflegen. Wie schwer ist es hier, die eigentliche Bedeutung dieses *also* zu ergründen! Der Gegensatz zwischen Juden- und Heidenchristen soll sich auf die Lehre von der Kirche beziehen. Wenn auch an dieser Behauptung etwas richtiges ist (die Lehre der Judenchristen, dafs die Beobachtung des mosaischen Gesetzes zur Seligkeit schlechthin nothwendig sei, schliefst allerdings auch schon das Dogma von der allein seligmachenden äufsern Kirche in sich) so hätte doch der Hr. Verf. dies hier hervorheben sollen. Wenn er aber an jenes „also" unmittelbar den Satz anknüpft, dafs der Stifter des Christenthums und seine Apostel eine Kirche gründen wollten, leide keinen Zweifel, so ist hier nicht nur das Richtige nicht angedeutet, sondern an die Stelle desselben etwas unrichtiges gesetzt, indem es sich in dem Streite der Juden- und Heidenchristen keineswegs um diese Frage handelte. Ueberhaupt ist der ganze in die erste Entwicklungsgeschichte des christlichen Dogmas so tief eingreifende, mit den bedeutungsvollsten Erscheinungen der ältesten Kirche so eng zusammenhängende Gegensatz der Juden- und Heidenchristen, welcher seiner Natur nach auf die Verhältnisse sich bezieht, in welche das Christenthum zu den schon früher vorhandenen Religionen, dem Judenthum und Heidenthum, treten mufste, seiner äufserlichsten Seite nach aufgefafst, wenn man in ihm nur einen zufällig entstandenen, zuletzt wieder in ein freundschaftliches Verhältnifs sich auflösenden, Streit einiger Apostel sehen will. Hat schon damals, zur Zeit der Apostel, alles wieder so freundschaftlich sich ausgeglichen, wozu überhaupt die Unterscheidung zwischen Juden- und Heidenchristen, wozu die Wichtigkeit, die auf diese Unterscheidung für die Lehre von der Kirche gelegt wird? Demungeachtet ist dieser Gesichtspunkt dem Hrn. Vf. wichtig genug, um aus Veranlassung der Epoche der Reformation noch einmal darauf zurückzukommen. Die protestantisch evangelische Religionsgesellschaft habe mit der des apostolischen Zeitalters, dessen Wiederherstellung sie ankündigte, auch darin grofse Aehnlichkeit, dafs sie mit dem Artikel von der Kirche und dem Kirchenregiment ihre Untersuchungen beginne. In dem apostolischen Zeitalter sei die Frage gewesen: ob das Christenthum als unabhängig vom Judenthum zu betrachten sei, hier sei man von der Frage ausgegangen, ob der römische Papst Oberhaupt der Kirche sei? (S. 111. 112). War aber dies wirklich der Hauptpunkt, um welchen es sich bei der Reformation handelte? Ist es nicht eine höchst einseitige und äufserliche Ansicht, wenn man meint, es sei bei der Sache der Reformation um nichts angelegentlicher zu thun gewesen, als darum, sich der Oberherrschaft des Papsts zu entledigen, oder wie der Hr. Vf. S. 110 sich ausdrückt, dem angestammten Freiheitssinne der Bewohner Teutschlands durch den Ausbruch einer langen geistigen Gährung zu genügen? Wollte man auch diesen Gesichtspunkt für die Kirchengeschichte im engern Sinn gelten lassen, so ist er doch für die Dogmengeschichte, die nur die innere Fortbewegung des Dogma's, die religiös-dogmatischen Momente, ins Auge zu fassen hat, ganz unpassend, und darum auch jene Parallele in dieser Beziehung ohne allen Werth. Wie kann aber vollends der Gegensatz, in welchen die Reformation zu dem Papst als Oberhaupt der Kirche trat, auf solche Weise, wie von dem Hrn. Verf. geschehen ist, unter den Artikel von der Kirche subsumirt werden? Die Bewegungen, welche die Reformation hervorrief, hatten allerdings zuletzt die Folge, dafs die evangelische Partei den Papst nicht mehr als Oberhaupt der Kirche anerkannte, wer kann aber diese Bewegungen für die in der protestantisch-evangelischen Religionsgesellschaft beginnenden Untersuchungen über den Artikel von der Kirche und vom Kirchenregiment halten? Welche auffallende Verwechslung des Faktischen und Dogmatischen liegt hier zum Grunde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berichtigung.

Bei Durchlesung des Abdrucks meiner Anzeige von Kopps Urkunden bemerke ich so eben, dafs ich aus Versehen auf S. 676 die albertinische Linie von Habsburg als die jüngere, die rudolfinische als die ältere bezeichnet habe. Kundige werden dieser meiner Berichtigung zu Folge leicht das auf S. 676 Gesagte umstellen; für den in jener Anzeige hervorgehobenen Entwickelungsgang im Ganzen ist das Versehen irrelevant.

Halle, den 18. Mai 1836. H. Leo.

Digitized by Google

№ 96.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1836.

Lehrbuch der christlichen Dogmengeschichte. Von Dr. Johann Christian Wilhelm Augusti.

(Fortsetzung.)

Alles Faktische hat zwar immer auch wieder irgend ein dogmatisches Moment, auf das es sich zurückführen läfst, aber es ist dabei nicht unmittelbar und direct um ein dogmatisches Moment, oder das Interesse der Speculation zu thun, sondern nur um ein practisches Interesse, und eben hierin liegt der grofse Unterschied, welcher den Inhalt der Kirchengeschichte von dem Inhalt der Dogmengeschichte trennt. Dieser Unterschied, so einfach er ist, ist dem Hrn. Verf. nirgends zum klaren Bewufstsein gekommen. Bei solchen Mängeln der Auffassung kann man sich über so manches Schiefe und Unrichtige, das sich sonst findet, um so weniger wundern. Die Nazaräer und Ebioniten erklärt der Hr. Vf. S. 27 für die verschmolzenen Ueberreste judaisirender Christen, welche als die erste von dem gröfseren Gemeinen-Verein (katholische Kirche) abgesonderte und von ihm für ketzerisch ausgegebene Secte esscheinen, weil sie, ganz antipaulinisch, dem Mosaismus eine fortwährende Verbindlichkeit zugeschrieben und von der Person Jesu herabwürdigende Vorstellungen gehegt haben. Von einer Verschmelzung dieser beiden Secten weifs jedoch die Geschichte nichts, sie waren vielmehr sehr wesentlich verschieden, und nur mit völliger Ignorirung der neuern Untersuchungen, die zu einem sehr bestimmten Resultat geführt haben, kann man sich das Urtheil erlauben, bei der Zuverläfsigkeit der beiden erwähnten Thatsachen in Ansehung der fortwährenden Verbindlichkeit des Mosaismus und der Vorstellungen über die Person Jesu könne man die historische Streitfrage über Identität oder Verschiedenheit dieser beiden Secten dahingestellt lassen. Gerade auf diese beiden Punkte bezog sich die Hauptdifferenz der beiden Secten. Wie wenig kennt der Hr. Vf. die Aufgabe des Dogmenhistorikers, wenn ihm so wenig daran liegt, zu fixiren und in seinem Unterschied anzuerkennen, was die historische Forschung kaum erst mit so grofser Mühe der unterschiedslosen Unbestimmtheit enthoben und auf einen bestimmten Begriff gebracht hat! Wie undankbar und vergeblich ist die Arbeit der Vorgänger, wenn der Nächste, welcher es unternimmt, die Resultate der neuern Forschungen in eine Uebersicht zusammenzufassen, so wenig Kenntnifs von ihnen nehmen will! Aber auch das hätte dem Hrn. Verf. nicht begegnen sollen, an den Nazaräern und Ebioniten gerade das Herabwürdigende ihrer Vorstellungen von der Person Jesu hervorzuheben. Welche gute Meinung mufs der Hr. Vf. von der Gedankenlosigkeit der Leser seines Lehrbuchs haben, wenn er glauben kann, sie haben nun schon wieder vergessen, was er selbst wenige Seiten zuvor, ebionitisch genug, über die Abweichung des paulinischen Universalismus von der ursprünglichen Absicht Jesu gesagt hat. Ebenso widersprechend ist es, S. 26 zu sagen, eigentliche Ketzer habe es in dieser Zeit noch nicht gegeben, die, welche diesen Namen erhielten, haben sich mehr durch Frechheit der Sitten, als durch Gefährlichkeit neuer Meinungen ausgezeichnet, während doch der Hr. Verf. unmittelbar darauf S. 27. 28 in eben diese Zeit nicht nur die Nazaräer und Ebioniten, sondern auch die Doketen setzt. Der Doketismus soll nicht Secten- sondern Irrthums-Name sein, was soll aber hiemit gesagt sein? Wie sehr es dem Hrn. Verf. an einer klaren Anschauung von dem Wesen des Doketismus und Gnosticismus fehlt, ist schon daraus zu sehen, dafs er den Doketismus von dem Gnosticismus trennt, und jenen zur ersten diesen zur zweiten Periode rechnet. Noch verkehrter aber ist die Unterscheidung, die zwischen eigentlichen Gnostikern und Semignostikern gemacht wird. Semignostiker sollen, wie S. 38 ihr Begriff bestimmt wird,

Digitized by Google

hen: ein *Passivum*, ein *causales*, und ein *cooperatives* Derivat. Die charakteristischen Kennzeichen derselben bleiben, gleich den Casus-Partikeln am Nomen, ganz ohne formellen Einfluſs. So bildet man von *ala-cho* (*tödten*), *ala-kta-cho* (getödtet *werden*); *ala-ghol-cho* (tödten *lassen*); *ala-lza-cho*, sich *untereinander* tödten.

Man findet auch *doppelt causale* Formen, deren der Verf. nicht gedenkt, z. B. *ortschi-ghol-gha-cho*, übersetzen *lassen*, von *ortschi-ghol-cho*, *übersetzen*, und dieses wieder von *ortschi-cho*, *sich im Kreislaufe drehen*. Passiva können auch von causalen Derivaten gebildet werden, und selbst von cooperativen, wie im Türkischen: Ersteres geschieht namentlich, wenn die primitive Form ein Neutrum ist, dessen Transitivum die causale Form bildet, z. B. *ükkü-kü*, *sterben*; *ükkügül-kü*, *tödten*; *ükkü-gül-ekte-kü*, *getödtet werden*. In solchen Fällen wird also die Passiv-Partikel der Causal-Partikel nachgesetzt. Wir finden sie aber (was Hr. Schmidt gleichfalls *nicht* bemerkt) auch *vorstehend*, wie z. B. *üse-kte-gül-kü*, *sichtbar machen*, *offenbaren*, von *üse-kü*, *sehen*. Da in diesem Beispiel die primitive Form schon transitiv ist, so sollte man denken, die Passiv-Partikel sei in dem Derivat überflüſsig; allein es ist nicht gleichgültig, ob ich *sichtbar machen* oder schlechthin *sehen lassen* sage, und die bloſse Causalform (*üse-gül-kü*) würde nur das Letztere bedeuten können. Wollte man aber, der Analogie von *ükkügül-ekte-kü* (s. oben) folgend, von *üse-gül* ein Derivat wie *üse-gül-ekte-kü* bilden, so entstünde die Bedeutung: *dahin gebracht werden, daſs man sieht* *), und dies wäre nur ein anderer Ausdruck der Bedeutung, welche schon in der simpeln Causalform liegt.

Der Infinitiv endet auf *cho* oder *kü*. Wir erkennen in seiner Endung das Nomina Verbalia bildende قو, غو und كو der Türken; eben so das *ku* oder *kō* der Mandschu, wie z. B. in *endebu-ku*, Fehler, Irrthum (von *endebume*). Er ist declinabel, und kann, wie wir bemerkt haben, in gewissen Fällen das Participip, ja sogar das Verbum finitum vertreten. Ein Beispiel der ersteren Art sei: *Longnam keme-kü tüschimel*, ein Minister, *Namens* Longnam, wörtlich: L. *Nennen* oder *Nennung* Minister (aus Ssanang-Ssezen's Geschichte), und eines der letzteren: *Burchan chamigha bökü, tere sük-dür mörküket*, Buddha wo *befinden* (st. wo sich befand), an dem Orte sich verneigend (S. die 1ste Erzählung aus dem *Üligerün Dalai*). Auch das *Futurum* der Mongolen ist in seinen meisten Formen ein bloſser Infinitiv mit vorgängigem Pronomen. Wird der Infinitiv von einem Adjective regiert, so erhellt dies nur aus der Stellung beider Ww., oder man giebt dem Infinit. die *Dativ-Partikel* zu. Beispiel: ut-cho (oder *ut-cho-ya*) *tura-tu*, *zu gehen Willens*.

Zum Ausdruck des reinen Gerundiums hat man *drei* verschiedene Affixa an der Wurzel: die ersten beiden Formen (auf u und *zu* oder *su*) weisen mehr auf Gleichzeitigkeit, die dritte (*-ghat-get*) auf eine Vollendung hin *). Auch die Absicht Etwas zu thun, kann durch eine besondere Endung an der Wurzel (*ra*) bezeichnet werden. Ferner bildet man Gerundia durch Postpositionen an der Wurzel, am Infinitiv, und am Particip der vollendeten Handlung **). Es folge hier ein Beispiel aus der Grammatik, worin die meisten dieser Ausdrucksweisen vereinigt sind, und das wir, um den verwandten Genius beider Sprachen anschaulich zu machen, mit unserer türkischen Uebersetzung begleiten: *Mongolisch:* bi morin-i acha-eze *erin abzu*, degö-deken *ökü-get:* tere inu tegün-i nada eze *abzu*, bi argamsi *abu-ra* ker tutura *uru-tala*, degö ber kendür yaghon-i zu ügüle-l *ügegüye*, *mordo-su*, utbai ***). *Türkisch:* ben at-i agha-m-dan *dilemeg-ile alup*, enim-é wir*düg-üm-den* ssonra, ol dachi benden (elüm-den) *alup*, ben bir ip *almak-itschün* (*alajim diyü*) ewe *girindsche*, eni-m kimsse-ye hitsch *dime-yüp*, [at-a] *binüp*, gitti.

*) Ganz derselbe Unterschied besteht im *Türkischen* zwischen den Formen *sew-il-dür-mek* und *sew-dür-il-mek*. In der Ersteren steht die passive Partikel (*il*) *vor* der causalen (*dür*); in der Anderen ist dies umgekehrt. *Sew-mek* heiſst *lieben*: *sewildürmek* kann bloſs den Sinn geben: *bewirken*, daſs (Einer oder Etwas) *geliebt werde* u. s. w. — *sewdürilmek* aber: *bewirkt werden*, daſs (Einer) *liebe*.

*) Das n am Schlusse bildet im Mandschuischen Verbal-Substantive, und bei den Türken ein Participium Praesentis. Die Endung *ghat* oder *get* lautet bei den Tatar-Türken *ghatsch* (*getsch*), und ist bei ihnen ebenfalls Kennzeichen eines Gerundiums.

**) *Gör-tala* (*kommen-bis*), *bis zum Kommen*, steht für die einfache Postposit. *bis*, wenn ein Subst. oder Zahlwort folgt.

***) Wörtlich: ich das Pferd älterer-Bruder-von erbittend empfangen jüngerem-Bruder gegeben: dieser selbiges mir-von empfangen, ich Strick holen-zu Haus inwendig gehendieweil, jüngerer-Bruder Jemanden Etwas auch sagend Nichtsein-im, besteigend, ging ab.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

№ 94.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1836.

Grammatik der mongolischen Sprache, verfaſst von J. J. Schmidt.

(Schluſs.)

„Nachdem ich das Pferd von meinem älteren Bruder erbittend genommen und es meinem jüngeren Bruder übergeben hatte, nahm dieser selbiges von mir in Empfang, bestieg es, während ich in das Haus ging, um einen Strick zu holen, und entfernte sich, ohne Jemand Etwas zu sagen."

Die *Participia* enden auf *ktschi* (Praesentis), und *ksan* (Praeteriti) *) Letzteres ist declinabel, und wird dann Gerundium, z. B. *kemeksen-dür*, *im Gesagthaben*. Es giebt noch andere, seltner vorkommende Participial-Formen.

In der Reihe der Tempora führt der Verf. unter der Benennung *frequentatives Praesens* eine Verbalform auf, die zugleich Casus-Partikeln erhalten, und alsdann die Stelle eines Infinitivs oder Gerundiums vertreten soll. Aus einem Tempus *finitum* kann aber nimmermehr ein *Infinitiv* entstehen. Wir halten diese Form für Eines jener Zwittergeschöpfe, jener zwischen Particip und Gerundium schwankenden Formen, wie es namentlich in der Mandschu-Sprache mehrere giebt. Ihre Endung *tak* erinnert an das türkische Particip in *dusk*, das der Sprachgebrauch fast immer in einen Infinitiv zerfliefsen läfst. Setzt man die Form — tak *ohne* folgende Casus-Partikel nach einem Pronomen, so bezeichnet sie eine dauernde Handlung ohne Bestimmung der Zeit, und mit bloſser Beziehung auf ein Subject. Wird sie mit dem Praeteritum eines Hülfs-Verbi verbunden, so entsteht der Begriff einer Gewohnheit, eines Pflegens in der Vergangenheit (frequentatives Imperfect).

Das Verbum finitum hat (mit Einschluſs der eben angeführten Frequentative) im *Indicativ sieben* Tempora. Auſserdem giebt es einen *Conditionalis* (*vier* Tempora); einen *Potentialis* (eben so viele), und einen *Precativ*. — Der *Imperativ* ist die nackte Wurzel; doch kann er auch einen emphatischen Zusatz erhalten.

Die einfachen *Tempora* zeigen die Wurzel in Verbindung mit verschiednen Verbis Substantivis; in den zusammengesetzten erscheint das Haupt-Verbum als Infinitiv oder Particip, mit einem beigefügten *getrennten* Verbum Substant. (Hülfs-Verbum). Während die Mandschu an ihren Verbal-Formen weder Numerus noch Person bezeichnen, versuchen die Mongolen wenigstens das Letztere hin und wieder *); jedoch nur im Indicativ (mit Ausschluſs des Praesens). Die *dritte* Person des Imperfect und Perfect kann durch eine besondere Endung ausgezeichnet werden. Da der Dritte nicht der Angeredete ist, so wurde eine auszeichnende Endung für diese Person am Ersten nothwendig. Das Futurum ist, wie schon bemerkt, ein unveränderter Infinitiv mit voranstehenden Pronominen, doch können auch hier nicht nur die *dritte*, sondern auch die *erste* Person mit besonderen Partikeln schliefsen, die alsdann das *cho* des Infinitivs verdrängen.

Die *Praepositionen* der mongolischen Sprache spielen in der Bildung des Adverbiums eine so grofse Rolle, daſs man sie mit Recht *vor* diesem abhandelt. Sie werden dem regierten Worte *ohne* Ausnahme *nach-*

*) Das k vor *tschi* erklärt sich aus der tatar-türkischen Form — *ghutschi* (غوجي). Die Eigenthümlichkeiten dieses Dialekts lernt man am Besten aus der russisch geschriebenen tatarischen Grammatik des Alex. Troianski kennen, die 1814 in St. Petersburg erschien. Der russische Titel ist: *Kratkaja Tatarskaja Grammatika, w'polzu utschaschtschagkossja junoschestwa*, d. h. kurzgefaſste T. G., zum Nutzen der lernenden Jugend.

*) In der türkischen Sprache erscheinen sowohl Numerus als Person vollständig entwickelt.

Digitized by Google

gesetzt (*Postpositionen*) wie in den übrigen hochasiatischen Sprachen; und wenn der Verf. bemerkt, dafs dies in den Idiomen Europas überhaupt nicht der Fall sei, so ist wenigstens die *ungarische* Sprache davon auszunehmen. Die Nachsetzung dieses Redetheils ist aber dem Genius der tatarischen Sprachen ganz analog, weil er mit dem regierten Worte im Genitiv-Verhältnisse steht, welches Verhältnifs im Mongolischen, wie im Türkischen, meist auch durch die *Endung* bezeichnet wird, z. B. *chotan-u ortschin, der Stadt Umgegend* oder *um die Stadt; aghola-yin aru, Berges Hintertheil* oder *hinter dem Berge.* In Fällen, wie die eben genannten, ist die Postposition als solche nur aus dem Zusammenhang der Phrase zu erkennen, denn *ortschin* und *aru* kommen eben so oft als selbständige Wörter (Substantive) vor. Nur denjenigen Postpositionen, welche *selbst* als Casus-Zeichen dienen, geht das regierte Wort ohne besondere Casus-Endung voran; bei den Letzteren (den Instrumental mit eingeschlossen) ist auch die ursprüngliche substantivische Bedeutung völlig untergegangen. In genauerer Verbindung mit gewissen Substantiven bildet die Postposition *Adverbien*, z. B. *ünen-yer, mit* oder *durch Wahrheit*, d. i. *wahrlich, fürwahr; sai-dur* (aus *saïn* + *dur*), *im Guten; bestens, tüchtig* u. s. w. Manches ursprüngliche Substantiv hat jedoch ohne weiteren Zusatz adverbiale Bedeutung erhalten. Jedes Adverbium giebt sich schon durch seine Stellung *vor* dem Verbum zu erkennen.

Hr. Schmidt bringt noch eine Anzahl Wörter in diesen Abschnitt, die, sowohl ihrer Stellung als ihrer Bedeutung nach *nicht* für Adverbia zu halten sind. Besonders gehören einige Negationen hierher, die das Verbum Substantivum virtuell einschliefsen, z. B. *ügei, nicht* (eigentlich *Nichtsein*). So sagt man: *na-dur morin ügei, mir Pferd nicht* (ist); *na-dur morin ügei-yin tula, mir Pferd des-Nichtseins wegen.* Letztere Phrase bedeutet: *weil ich kein Pferd habe.* Sobald eine Negation den Begriff des *Seins* mit einschliefst, so wird sie schon eine Art Verbal-Substantiv, und *ügei* hat einen Gebrauch, wie das oben erwähnte sogenannte *Praesens frequentativum* auf-*tak*. Man sieht hier zugleich, dafs dem Mongolen ein Wort für *Haben* im abstrakteren Sinne fehlt, wie den übrigen Tataren und den Semiten.

Der *Conjunctionen* sind nur wenige. Sie werden, wie bei den übrigen Tataren gern umgangen, und durch verschiedene Modi, vorzüglich die *Gerundia*, ersetzt. Hierauf gründet sich ein sehr periodischer Stil — besonders in Erzählungen und rhetorischen Stücken — dem man eine eigenthümliche Würde und Feierlichkeit nicht absprechen kann, obwohl er dem Abendländer oft sehr ermüdend ist. Bei den Mongolen erscheint dieses System jedoch weit einfacher, als bei den Türken, vor Allem den Osmanen, deren Schriftsteller zum Culminations-Punkte periodischer Kühnheit und Grofsartigkeit sich erheben.

Hr. Schmidt giebt uns in seiner Grammatik auch ein sauber lithographirtes Galik-Alphabet, dessen die Mongolen bei Umschreibung tübetischer und sanskritischer Wörter sich bedienen.

Wilhelm Schott.

LXXVII.

Cicero in seinen Briefen. Ein Leitfaden durch dieselben, mit Hinweisung auf die Zeiten, in denen sie geschrieben wurden, von Bernhard Rudolf Abeken. Hannover, 1835. *X. u.* 441 *S. gr.* 8.

Eine Darstellung des Charakters des gröfsten römischen Redners insbesondere aus denjenigen Quellen und Schriftdenkmälern, welche er uns selbst hinterlassen, aber mit steter Rücksicht auf die Zeit, der er angehörte, die Ereignisse an denen er Theil nahm, die Personen, mit welchen er in Verbindung trat, so dafs zugleich ein Gesammtbild der damaligen römischen Welt erzielt werde, scheint wohl Jedem etwas ungemein Erwünschtes. Bedenkt man, wie Vieles in der Geschichte des sinkenden römischen Freistaates noch einer kritischen Beleuchtung bedarf, so wird jener Wunsch dadurch noch mehr an Stärke gewinnen müssen. Nun ist zwar in Drumanns grofsem und fleifsigem Werke der Anfang gemacht, jene ganze Zeit gerade nach den wirksamen Hauptpersonen einer gründlichen Fortsetzung zu unterwerfen, aber Rec. zweifelt kaum, dafs das Urtheil des gelehrten Verfassers über Cicero in Vieler Seele das Verlangen rege gemacht haben wird, den grofsen Redner und wohlverdienten Staatsmann nicht so ganz der Glorie entkleidet zu sehen, mit der ihn die Nachwelt fast ohne Widerspruch geschmückt hat. In der That, es ist nicht zu verkennen, dafs Dru-

Digitized by Google

mann zu unbedingt dem Dio gefolgt ist, der in Allem, was er über Cicero sagt, ein zwar sehr beachtenswerther, aber sehr verdächtiger Zeuge ist. Dio lebte in einer dem Guten und Würdigen ganz abgestorbenen Zeit, in der die wenigen durch sittliche und geistige Höhe hervorragenden Männer wie eine Art Wunder dastehen; er ist vor dem Einflusse dieser Zeit so wenig frei geblieben, dafs er unter Commodus laut den Kriecher machte und heimlich auf dessen Verworfenheit schimpfte; er hatte aufserdem den unwiderlegbaren Erfahrungssatz vor sich, dafs Rom eines *Herrn* bedurfte und behandelt Alle parteiisch, die der entgegengesetzten Meinung waren, ohne zu bedenken, dafs die in jener Zeit mitten inne Stehenden, vielleicht mit Ausnahme weniger ganz besonders begabten Geister, die Unbefangenheit des Urtheils nicht haben konnten, welche erforderlich ist, um sich von den scheinbar glänzenden Erfahrungen und täuschenden Vorurtheilen früherer Jahrhunderte loszumachen; endlich hat Dio ein unverkennbares Gefallen an der Hervorhebung der Fehler und Schwächen, ihm sollte daher in Persönlichkeiten eben so wenig getraut als ihm in pragmatischer oder psychologischer Nachweisung der Ursachen der Ereignisse gefolgt werden. Der Vf. des vorliegenden Buches konnte daher auf den Dank derer rechnen, welche die Schwäche nicht gleichsetzen dem Verbrechen, wenn sie gleich dem Staatsmann zuweilen schlimmer erscheinen mag: welche wünschen müssen, dafs einer der geachtetsten Männer des Alterthums mit einiger Schonung gewürdigt, und seine Fehltritte und Irrthümer wenigstens aus rein menschlichen Gesichtspunkten als möglich und entschuldbar dargestellt würden. Indessen hat der Verf. diesen rein historischen Standpunkt der Aufklärung der Zeitgeschichte und Charakteristik von Rom einem andern und zwar rein praktischen untergeordnet. Er wollte hauptsächlich für Lehrer, welche Cicero's Briefe in Gymnasien erklären, für Freunde des Cicero und des Alterthums überhaupt und für reifere Schüler einen Leitfaden liefern, durch den das Verständnifs gefördert und der Zusammenhang der Triebfedern und Begebenheiten, auf welche die Briefe Bezug nehmen, erläutert wurde. Deshalb erklärt er sich in der Vorrede ausführlich über die Vorzüge, welche die Lesung der Briefe in Gymnasien habe, und wie dieselbe anregend und entwickelnd auf den Bildungsgang junger Leute einwirken müsse. Rec. gesteht, ganz anderer Meinung zu sein. Die *erste* Klasse der gelehrten Schule soll einen Ueberblick über das geistige Sein des ganzen Alterthums erlangen, theils durch Entwickelung der Kultur des Alterthums im Allgemeinen, worin das Wesentliche über Staatsalterthümer und Litteratur mit enthalten sein und besondere Vorträge über die realen Theile der Philologie ganz überflüfsig machen kann, — theils durch Lesung und Studium der Muster rednerischer, dichterischer und philosophischer Darstellung. Für sie sind also die Briefe Cicero's, welche eine zu einseitige Richtung auf die Geschichte einer höchst bedeutenden, aber höchst unerfreulichen Zeit verrathen würden, nicht wohl geeignet. Die *zweite* Klasse soll in die römische Gröfse eingeführt werden; dies Thema kann sie bequem fassen, und darum müssen hier Livius (namentlich die dritte Dekade) und Virgilius Hauptlektüre sein, zwei edle, vaterländisch gebildete und für den Ruhm der Altvordern begeisterte Zeugen. In grofsen Umrissen und massenhaftem Charakter mufs hier die edelste Zeit des römischen Alterthums von dem Gemüth des heranreifenden Jünglings entfaltet werden, und wenn man ihm nicht verschweigen darf, dafs Rom das kleinbürgerliche aber genügsame und tugendhafte Leben des alten Italiens vernichtete, so wird das Mifsgefühl darüber durch die Betrachtung der grofsen und erhabenen Seiten der römischen Nationalität wieder versöhnt werden können. Darum ist es selbst in *sittlicher* Hinsicht nicht ohne Bedenken, den Schüler in die Betrachtung der verdorbensten Zeit einzuweihen, zumal da die psychologische Seite dieser Betrachtung, durch welche Tacitus so unendlich anziehend und lehrreich wird, bei der Objectivität der ciceronischen Briefe nicht füglich hervorgehoben werden kann. Wenn wir ferner zugeben, dafs sich der Glanz und die Vielseitigkeit der Darstellungsgabe Ciceros gerade in den Briefen auf das glänzendste zeige, so können wir doch dem Schüler der zweiten Klasse dies Eingehen in Geist und Sinn seines Autors noch nicht zumuthen; er wird im Gegentheil da Umschweife, Redensarten und Trivialität sehen, wo der Kenner politische Feinheit und geistreiche Beherrschung der Form Hand in Hand gehen sieht. Obgleich nun der Vf. seiner Aufgabe vollkommen entsprochen, den innern Zusammenhang der Briefe nach den Dingen, welche sie betreffen, sehr glücklich dargethan, uns auch manchen neuen Blick in die Geschichte der Zeit, der Zeitgenossen Ciceros und seinen Charakter eröffnet, auch manche Thatsache erst recht ins Licht gesetzt und in ihrem wahren Zusammenhange betrachtet hat, so können wir doch nicht glauben, dafs diese Behandlung der Briefe so verdienstlich sei, als wenn der Vf., von dem rein praktischen Gesichtspunkte abstrahirend, Cicero und seine Zeit nach Anleitung der Briefe pragmatisch analysirt hätte. Wie sichs jetzt darstellt, erhalten wir nichts Ganzes, Zusammenhängendes, kein Bild des Mannes, wie er in verschiedenen Zeiten war, nur einzelne Bemerkungen und Züge. Wenn der Vf. daher auch an vielen Stellen sagt, Cicero sei zu vertheidigen oder zu entschuldigen, man habe ihm Unrecht gethan

Digitized by Google

in Diesem oder Jenen, so ist doch nirgend eine in sich vollendete Darstellung des ciceronischen Charakters gegeben und das gelegentliche Meinen kann nicht als eine Rechtfertigung gegen die mit grofsem Scheine erhobenen Ausstellungen gelten. Darum ist der Eindruck, den das Buch nach der Durchlesung zurückläfst, kein erfreulicher: man fühlt, der Vf. sei auf halbem Wege stehen geblieben und habe die Schwierigkeiten seiner Aufgabe eher umgangen als gelöst. Dazu kommt ein anderer wesentlicher Mangel. Die römische Geschichte dieser Zeit ist nicht zu begreifen, ohne klare Einsicht in das Wesen der Parteien, welche den Staat spalteten. Nun ist aber nirgend gezeigt, worin das Wesen der sogenannten *Optimaten* im Gegensatz zu der Opposition oder den sogenannten populares besteht; nirgends dargelegt, wie die damaligen Optimaten eine nothwendige Entartung der Nobilität, eine Vorbereitung auf die Zuspitzung aller Verhältnisse zur Alleingewalt, eine Zwischenstufe zwischen Aristokratie und Monarchie gewesen sind, nirgend die Berührungs- und Streitpunkte der beiden Hauptparteien berührt, noch weniger aber gelehrt, wie die Mehrzahl der Optimaten seit längerer Zeit nur im Schatten weniger Männer und Familien vegetirte, die durch erschlichenen Grundbesitz und die Clientel ganzer Völker fürstliche Macht besafsen, eine Macht, welche Sulla, bemüht, die alte aristokratische Staatseinrichtung herzustellen, nach welcher im Senat die höchste Instanz lag; brechen wollte, aber an der Unüberwindlichkeit der Umstände scheiterte. Darum ist es gar nicht bedeutungslos oder zufällig, sondern ein Beweis mangelnder Klarheit in der Beurtheilung der damaligen Verhältnisse, wenn die patricische Herkunft dieses oder jenes Mannes als ein besonderes Moment hervorgehoben wird: so heifst es S. 42 „*für die Optimaten stritt er, wie gegen die Tribunen, so gegen den Patricier Catilina und dessen vornehme Genossen*" — S. 60: „*die Plebs ist zügel- und schrankenlos, unter den Patriciern sind viele Unwürdige; um so fester müssen die Optimaten zusammen halten*" — als wenn Patricier und Plebejer damals noch in einem Gegensatze stehen könnten! — S. 211 von Dolabella „*einem stolzen hochfahrenden Patricier, einem eifrigen Anhänger Cäsars*" — was aufserdem noch zu dem Gedanken Veranlassung geben kann, als sei Cäsar der Verfechter irgend welcher patricischen Interessen gewesen u. s. w. In der ganzen Darstellung lassen sich jedoch zwei Abschnitte mit Auszeichnung hervorheben. Der eine ist der *sechste* (S. 191 fgg.) worin Ciceros Verwaltung als Proconsul in Cilicien nach seinen Briefen geschildert, wirklich ein Ganzes bildet und ein erfreuliches Gemälde wohlwollender und in beschränkten Verhältnissen einsichtsvoller Gesinnung darbietet; der andre der *letzte* (S. 345 fgg.), der Ciceros politische Thätigkeit nach Cäsars Tode enthält. In der Art, wie diese beiden Abschnitte gearbeitet sind, besonders in dem letzten die Entwickelung des Zusammenhanges der philippischen Reden, sollte das ganze Buch gehalten sein, und wir würden etwas Ganzes und Zusammenhängendes über Ciceros Sein und Streben haben, vielleicht auch manches Neue und Beherzigungswerthe erfahren, was jetzt nicht an den Tag kommt, weil in der Zersplitterung des Planes kein Punkt ist, an welchem eine umfassendere Kombination sich zeigen könnte. Jene Thätigkeit des Cicero gegen Antonius ist wirklich eine Anomalie in seiner ganzen innern Geschichte. Während sonst Inkonsequenz das einzig Konsequente in seinen Handlungen scheint, das Consularjahr allein ausgenommen, offenbarte er in jenen Monaten eine Einsicht und Kraft des Entschlusses, welche der schönsten Zeiten des römischen Staats würdig zu achten ist. Selbst der Fehler, einen Octavianus zu trauen, ist nur scheinbar. Abgesehen davon, dafs die Liebe zum Vaterlande und zur Freiheit es entschuldigen könnte, wenn Cicero in der Wahl der Mitte irrte, so läfst sich wohl ohne Schwierigkeit erweisen, dafs Cicero den Charakter jenes jungen Mannes nicht so kurzsichtig beurtheilte, als man ihm insgemein Schuld giebt, dafs es im Gegentheil die Noth und die Verzweiflung an andern Mitteln war, was ihn zwang, den Zweideutigen zu brauchen, eben so wie der Senat recht gut die Unlauterkeit des Pompejus einsah und doch diesem zugestand, was Cäsarn verweigert zum Bürgerkriege führte: es war leider nöthig, unter zweien Uebeln das Kleinste zu wählen. — Eben so wenig, als Ciceros Leben und Wirken, sind die andern Charaktere mit Sicherheit geschildert. Pompejus erscheint nur dem Namen nach; was er thut, erfährt man kaum; von Cäsar heifst er zwar verschiedentlich, dafs er von Gallien aus die römischen Angelegenheiten beherrschte und aus der Ferne die Zügel erfafste, welche der nahe Pompejus seinen Händen entschlüpfen liefs: aber *wie* Cäsar handelte, um überall Theilnehmer oder Leiter zu sein, und die Wahl seiner Mittel bleibt im Dunkel, weil es nicht einmal recht klar zur Sprache kommt, *was* er denn that oder thun liefs. — An kleinen Unrichtigkeiten fehlt es nicht. S. 28 wird Cicero zum *ersten* Prätor ernannt, da doch praetor primus sum factus (Brut. 93) nur sagt, er sei bei der Abstimmung zuerst ernannt worden, was keinen Rang giebt (denn die Erwählten loosten und der praetor urbanus galt für den ersten im Range, dies traf aber den Cicero nicht, sondern er stand der quaestio repetundarum vor —, sondern nur das Wohlwollen des Volkes zeigt. S. 79 heifst das Augurat ein *Amt*, in welchem Ciceros Feinde ihn gewifs nicht hätten in Rom haben wollen. S. 111 heifst es von Vibo, es habe ehemals den Namen Hippo geführt. S. 135 wird die porta Capena die porta triumphalis genannt S. 146 stammt Domitius Ahenobarbus aus einem uralten patricischen Geschlechte, wie S. 315 Papirius Pätus.

Ellendt.

Digitized by Google

№ 95.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1836.

LXXVIII.

***Lehrbuch der christlichen Dogmengeschichte. Von Dr. Johann Christian Wilhelm Augusti. Vierte vermehrte und verbesserte Ausgabe. Leipzig* 1835. *XXII.* 429.**

Dieses erste Lehrbuch der christlichen Dogmengeschichte hat nun seit seinem ersten Erscheinen im J. 1805. in dieser vierten Ausgabe ein volles Menschenalter zurückgelegt. Man kann den Hrn. Vf. das Recht nicht absprechen, hierin eine Erwähnung der Brauchbarkeit seines Lehrbuchs zu sehen, die für ihn „erfreuliche Erscheinung, dafs es ungeachtet der geistreichen und vorzüglichen Leistungen in diesem Fache besonders in den letzten 15 Jahren seit der dritten Auflage im J. 1820, nicht antiquirt worden ist" (Vorr. S. V.), auf der andern Seite aber kann auch die Kritik sich das Recht nicht nehmen lassen, von diesem Lehrbuch in seiner neuen Gestalt auch aufs neue Kenntnifs zu nehmen. Je mehr gerade solche Lehrbücher, die mit dem ersten bestimmtern Erwachen der Idee der Wissenschaft, welcher sie gewidmet sind, hervorgetreten sind, und eine längere Periode hindurch die Wissenschaft in dem Gange ihrer Entwickelung begleitet haben, den Anspruch für sich haben, für einen sichern Maafsstab des gegenwärtigen Standes der Wissenschaft zu gelten, desto mehr kommt darauf an, sich an ihnen über das Verhältnifs zu verständigen, in welchem sie zu den neuesten Anforderungen der Wissenschaft stehen, ob sie wirklich mit der Wissenschaft, an deren Fortbildung sie so wesentlichen Antheil gehabt zu haben scheinen, gleichen Schritt gehalten haben, oder hinter ihr zurückgeblieben sind. Ueberdies macht ja diese neue Ausgabe, obgleich das Ganze nach Inhalt und Form ohne wesentliche Veränderung geblieben ist, nicht nur ausdrücklich „auf den Namen einer vermehrten und verbesserten Ausgabe Anspruch, in welcher nicht leicht ein Abschnitt und Paragraph ohne die Spuren einer prüfenden Berücksichtigung der neuern und neuesten Forschungen sich finde" (Vorr. S. VI.), sondern es ist auch noch zu den neun Perioden der bisherigen drei Ausgaben eine weitere, zehnte hinzugefügt worden, in welcher der Hr. Vf. nun auch den für die Geschichte der dogmatischen Theologie so inhaltsreichen Zeitraum von 1817 an in den Umfang seiner historischen Darstellung aufgenommen hat.

Der Hr. Vf. hat sich wie er Vorr. S. VI. bemerkt, durch die Freiheit und Freimüthigkeit seines Urtheils über die verschiedenen Bestrebungen, Richtungen, Methoden und Grundsätze der neuern Dogmatiker schon früher Tadel zugezogen, und fürchtet gegenwärtig einem solchen Tadel noch viel weniger entgehen zu können. Um so weniger wird er in dieser doppelten Hinsicht es befremdend finden können, ein freies und freimüthiges Urtheil über den Werth und Charakter seines Lehrbuchs in seiner neuesten Gestalt zu vernehmen.

Fragen wir vor allem, auf welchem theologischen Standpunkt der Hr. Verf. steht, ob er schon seinem Standpunkte gemäfs in der Lage ist, die Gegenstände seiner historischen Untersuchung und Darstellung frei von der Einseitigkeit subjectiver Ansichten und Meinungen in ihrer reinen Objectivität aufzufassen, und sich in die Sache selbst hineinzuversetzen, so bekennt er sich in der Vorr. S. VII. selbst als einen, der keiner theologischen und philosophischen Sekte oder Schule unserer Tage angehöre, und gewohnt sei, seine Ueberzeugung und Anhänglichkeit an das alte dogmatische System offen und bestimmt auszusprechen. Diese Erklärung mag aus dem richtigen Bewufstsein hervorgegangen sein, dafs der Historiker sich von jedem einseitigen Partei-Interesse frei erhalten müsse, wie kann aber der Hr. Vf. glauben, mit der Versicherung, die er giebt, irgend einen Eindruck zu machen? Oder warum soll denn, wer sich selbst als einen Anhänger

Digitized by Google

des alten dogmatischen Systems bekennt, nicht ebenso gut einer bestimmten theologischen Partei, Sekte oder Schule angehören, als ein anderer, welcher diese Anhänglichkeit nicht theilt, es sich gefallen lassen mufs auch wieder zu einer eigenen Partei gerechnet zu werden? Was soll also hiemit gesagt sein, wenn es nicht darauf abgesehen ist, eine um so günstigere Meinung von seiner Unbefangenheit, Rechtglaubigkeit, seiner Treue gegen die reine evangelische Wahrheit zu erwecken, je mehr man auf alle andere als auf solche herabsieht, die nur in einem einseitigen Partei-Interesse befangen sein sollen? Darum ist eben diese in der neuesten Zeit so gewöhnlich gewordene Versicherung, dafs man keiner Partei angehöre, bereits etwas so abgenutztes geworden, dafs sie vielmehr selbst nur als das Merkzeichen einer bestimmten Partei gelten kann. Weigere sich daher auch der Hr. Vf. nicht, wenn er ein Anhänger des alten dogmatischen Systems sein will, sich zu der Partei dieser Anhänger rechnen zu lassen, und wenn er alle andere, die er sich gegenüberstellt, nur in der Bestreitung des alten kirchlichen Lehrsystems einig sehen will (Vorr. S. VII), so sehe er sich wohl vor, ob in diese Anhänglichkeit an das Alte sich nicht etwas ganz unprotestantisches einmischt, da ein Standpunkt, auf welchem man nur stille steht, und nicht zugleich sich fortbewegt, ebendeswegen aber auch das alte dogmatische System mehr oder minder negirt, auch nicht der ächt protestantische sein kann. Auf Namen und blofse Versicherungen kommt es also auch hier nicht an, sondern die Hauptsache ist, dafs man das, was man ist und zu sein behauptet, auf die rechte Weise ist. Wie steht es aber in dieser Hinsicht mit dem Standpunkt des Hrn. Vfs.? Man kann sich in der That nicht genug wundern, wenn man denselben Schriftsteller, welcher kaum zuvor seine Ueberzeugung und Anhänglichkeit an das alte dogmatische System offen und bestimmt auszusprechen versicherte, gleich in der ersten Periode, in welcher er auf seine allgemeine Geschichte der Dogmen übergeht, die Behauptung auftreten sieht (S. 22), die ganze „Tendenz des grofsen Propheten von Nazareth" reducire sich auf das, was „ein unmittelbar praktisches Interesse hatte." „Durch die Bemühungen des Apostels Paulus vornehmlich habe das Christenthum *den Keim des Universalismus erhalten*, der sich nachher zum Staunen der ganzen Welt in gröfster Schnelligkeit zu Stamm und Blüthe entwickelt. Allein diese Abweichung von der ursprünglichen Absicht Jesu (wofür man diesen Erweiterungs-Plan erklärte) und der kühne Reformationsgeist des Apostels Paulus habe die erste Verschiedenheit der Meinungen und der Lehre im Schoofse der christlichen Religionsgesellschaft erzeugt." Ist denn dies dem alten dogmatischen Standpunkt gemäfs, auf welchen der Hr. Verf. stehen will, oder vernimmt man hier nicht vielmehr einen sehr mifstönenden Nachklang aus jener rationalistischen Periode, in welcher dieses Lehrbuch zum erstenmal ans Licht trat? Man denke sich nur, der Universalismus des Christenthums soll eine Abweichung von der ursprünglichen Absicht Jesu sein! Welcher alte Dogmatiker würde nicht gegen eine solche Entstellung seines Systems mit allem Rechte protestiren? Zwar hat der Hr. Vf., wie wenn er sich doch den in seiner Behauptung liegenden Anstofs nicht ganz hätte verbergen können, in der Parenthese noch beigesetzt, „wofür man diesen Erweiterungsplan erklärte": ist es denn aber nicht der Hr. Verf. selbst, welcher von einem Erweiterungsplan als einer Abweichung von der ursprünglichen Absicht Jesu spricht, warum sollen nun andere für das einstehen, was doch er allein auf sich zu nehmen hat? Wie widersprechend ist es überdies, in demselben Zusammenhang, in welchem der Universalismus des Apostels Paulus für eine Abweichung von der ursprünglichen Absicht Jesu erklärt wird, in derselben Beziehung den kühnen Reformationsgeist des Apostels zu rühmen? Was also Abweichung ist, soll zugleich auch wieder Reformation sein, hebt aber nicht das Eine nothwendig das Andere auf? Es offenbart sich schon hier, wie sehr es dem Hrn. Verf. an einem bestimmtern und festern theologischen Standpunkt fehlt. Diese Haltungslosigkeit geht durch das ganze Werk hindurch, sie verräth sich in so vielen allgemeinen, unbestimmten, nichtssagenden Urtheilen (wie z. B. S. 64 der nicänisch-athanasianischen Trinitätslehre nachgerühmt wird, dafs man ihr den Preifs der Vortrefflichkeit zugestehen müfste), am auffallendsten tritt sie natürlich da hervor, wo mit solchen Halbheiten am wenigsten auszukommen ist. Stellen wir daher mit der Ansicht des Hrn. Vfs. von dem Urchristenthum sogleich seine Ansicht von der Reformation zusammen. S. 110 wird, nachdem unmittelbar zuvor der Ausbruch der Reformation in Teutschland aus dem angestammten Frei-

Digitized by Google

heitssinn und der politischen Verfassung seiner Bewohner abgeleitet worden ist, eine Ansicht, die doch gewifs in keinem Falle der Dogmengeschichte sehr nahe liegt, über die Reformation das Urtheil gefällt: „Wenn auch der Weltbürger dieses gewaltsame Losreifsen von der allgemeinen Kirche auf den ersten Anblick für eine sträfliche Kühnheit erklären sollte, so verändere doch der Umstand, dafs die römische Hartnäckigkeit und verkehrte Politik jenes Losreifsen vom allgemeinen Kirchenbunde selbst erzwang, und dafs die Protestanten von dem Augenblicke an, als sie eine selbstständige Kirchen-Constitution, deren Grundgesetz in der Formel: „*„blofs die nach dem Vernunftgebrauch auszulegende heilige Schrift als Richtschnur des Glaubens anzuerkennen, und unter dem unsichtbaren Oberhaupte Christus eine sichtbare Kirche auf Erden zu bilden*" " ausgedruckt war, zu gründen anfingen, aus dem Zustande des blofs Negativen heraustraten, die ganze Ansicht der Sache." Warum gerade der Weltbürger so geneigt sein soll, die Reformation für eine sträfliche Kühnheit zu erklären, ist schwer einzusehen. Was aber auch der Hr. Vf. unter seinem Weltbürger verstehen mag, klar ist doch, dafs der Vorwurf einer sträflichen Kühnheit auf der Reformation liegen bleibt, wenn er blofs dadurch hinweggeräumt werden soll, dafs die Protestanten durch den Grundsatz, die heilige Schrift sei nach dem Vernunftgebrauch auszulegen, aus dem Zustand des blofs Negativen heraustraten. Ist die heilige Schrift der Autorität der menschlichen Vernunft unterzuordnen, dann ist allerdings, wie die Gegner behaupten, das Princip der Reformation eine sträfliche Willkür und Anmaafsung, und die Vorwürfe, die dem Protestantismus gemacht werden, wären auf keine Weise zu beseitigen. Wie konnte aber dem Hrn. Verf. der grofse Irrthum, in welchem er sich hier befindet, entgehen und wie schwer müfste es ihm werden, seine Behauptung, deren Gegentheil so klar am Tage liegt, aus den Symbolen der Protestanten und den Schriften der Reformatoren nachzuweisen? Gewifs waren die Reformatoren von dem Princip des Rationalismus weit entfernt, und nur der eigene, durch die vorangestellte Versicherung der Anhänglichkeit an das alte dogmatische System übel versteckte, schon aus der Ansicht von dem Ursprung des Christenthums offen hervorleuchtende Rationalismus des Hrn. Vfs. ist es, welcher auch die Reformatoren zu Rationalisten machen möchte. So wenig hat der Hr. Vf. als Anhänger des alten dogmatischen Systems auch nur das Princip des Protestantismus erfafst, und so wenig kann sich daher der Standpunkt, auf welchem er zu stehen behauptet, in dem Werke selbst zu erkennen geben. Es ist in der That schwer zu sagen, was denn das Positive dieses Standpunkts sein soll, wenn es nicht etwa darin zu suchen ist, dafs der Hr. Vf. solche Theologen, welche von andern zu den Anhängern des alten dogmatischen Systems gezählt werden, mit besonderer Auszeichnung behandelt, die gründliche Consequenz eines Storr, den Scharfsinn und die tiefe Geistespenetration eines Reinhard rühmt, und aus der neuesten, von demselben Standpunkt aus geschriebenen Dogmatik, der Steudel'schen, häufige Citate beibringt, und selbst solche Stellen aus ihr aushebt, von welchen er zugleich gesteht, dafs sie „ziemlich räthselhaft" seien (vgl. S. 359).

Das Hauptgebrechen, an welchem dieses Lehrbuch der Dogmengeschichte leidet, ist jedoch nicht blofs dieser Mangel an einem festen dogmatischen Standpunkt, es ist der tiefer liegende Mangel jener Eigenschaft, deren Lob der Hr. Vf. mit so freigebiger Hand an Reinhard ausgespendet hat. Die ganze Behandlung und Auffassung ist äufserlich, vag, einseitig, principlos, nirgends dringt der Hr. Vf. tiefer in seinen Gegenstand ein, nirgends werden von ihm diejenigen allgemeinen Gesichtspunkte und Momente aufgestellt, von welchen aus allein die Entwicklung des Dogma's in ihrem innern Zusammenhang verfolgt werden kann, er weifs sogar nicht einmal äufserlich sich seines historischen Stoffs in seinem ganzen Umfang zu bemächtigen, und zieht daher mit Umgehung der Hauptsache, wie zur Ausfüllung des leeren Raums, gar zu viel fremdartiges in das dogmenhistorische Gebiet herein. Die Belege hiezu bieten sich von allen Seiten dar. Wie wenig der Hr. Verf. die Entwicklungsgeschichte des christlichen Dogma's in ihrem wahren Anfangspunkte aufzufassen wufste, zeigen die schon erwähnten ersten Paragraphen seiner allgemeinen Geschichte. Der apostolische Streit über die Beibehaltung des mosaischen Gesetzes zwischen Petrus, Jakobus und Johannes auf der einen und Paulus auf der andern Seite, sagt der Hr. Vf. S. 24 habe sich zuletzt in ein freundschaftliches Verhältnifs aufgelöst, und die Veranlassung zur Unterscheidung der Juden- und Heidenchri-

Digitized by Google

sten gegeben. Die christliche Dogmengeschichte beginne *also* mit der höchst wichtigen Lehre von der Kirche, womit unsere Dogmatiker das System der christlichen Glaubenslehre zu beschliefsen pflegen. Wie schwer ist es hier, die eigentliche Bedeutung dieses *also* zu ergründen! Der Gegensatz zwischen Juden- und Heidenchristen soll sich auf die Lehre von der Kirche beziehen. Wenn auch an dieser Behauptung etwas richtiges ist (die Lehre der Judenchristen, dafs die Beobachtung des mosaischen Gesetzes zur Seligkeit schlechthin nothwendig sei, schliefst allerdings auch schon das Dogma von der allein seligmachenden äufsern Kirche in sich) so hätte doch der Hr. Verf. dies hier hervorheben sollen. Wenn er aber an jenes „also" unmittelbar den Satz anknüpft, dafs der Stifter des Christenthums und seine Apostel eine Kirche gründen wollten, leide keinen Zweifel, so ist hier nicht nur das Richtige nicht angedeutet, sondern an die Stelle desselben etwas unrichtiges gesetzt, indem es sich in dem Streite der Juden- und Heidenchristen keineswegs um diese Frage handelte. Ueberhaupt ist der ganze in die erste Entwicklungsgeschichte des christlichen Dogmas so tief eingreifende, mit den bedeutungsvollsten Erscheinungen der ältesten Kirche so eng zusammenhängende Gegensatz der Juden- und Heidenchristen, welcher seiner Natur nach auf die Verhältnisse sich bezieht, in welche das Christenthum zu den schon früher vorhandenen Religionen, dem Judenthum und Heidenthum, treten mufste, seiner äufserlichsten Seite nach aufgefafst, wenn man in ihm nur einen zufällig entstandenen, zuletzt wieder in ein freundschaftliches Verhältnifs sich auflösenden, Streit einiger Apostel sehen will. Hat schon damals, zur Zeit der Apostel, alles wieder so freundschaftlich sich ausgeglichen, wozu überhaupt die Unterscheidung zwischen Juden- und Heidenchristen, wozu die Wichtigkeit, die auf diese Unterscheidung für die Lehre von der Kirche gelegt wird? Demungeachtet ist dieser Gesichtspunkt dem Hrn. Vf. wichtig genug, um aus Veranlassung der Epoche der Reformation noch einmal darauf zurückzukommen. Die protestantisch evangelische Religionsgesellschaft habe mit der des apostolischen Zeitalters, dessen Wiederherstellung sie ankündigte, auch darin grofse Aehnlichkeit, dafs sie mit dem Artikel von der Kirche und dem Kirchenregiment ihre Untersuchungen beginne. In dem apostolischen Zeitalter sei die Frage gewesen: ob das Christenthum als unabhängig vom Judenthum zu betrachten sei, hier sei man von der Frage ausgegangen, ob der römische Papst Oberhaupt der Kirche sei? (S. 111. 112). War aber dies wirklich der Hauptpunkt, um welchen es sich bei der Reformation handelte? Ist es nicht eine höchst einseitige und äufserliche Ansicht, wenn man meint, es sei bei der Sache der Reformation um nichts angelegentlicher zu thun gewesen, als darum, sich der Oberherrschaft des Papsts zu entledigen, oder wie der Hr. Vf. S. 110 sich ausdrückt, dem angestammten Freiheitssinne der Bewohner Teutschlands durch den Ausbruch einer langen geistigen Gährung zu genügen? Wollte man auch diesen Gesichtspunkt für die Kirchengeschichte im engern Sinn gelten lassen, so ist er doch für die Dogmengeschichte, die nur die innere Fortbewegung des Dogma's, die religiös-dogmatischen Momente, ins Auge zu fassen hat, ganz unpassend, und darum auch jene Parallele in dieser Beziehung ohne allen Werth. Wie kann aber vollends der Gegensatz, in welchen die Reformation zu dem Papst als Oberhaupt der Kirche trat, auf solche Weise, wie von dem Hrn. Verf. geschehen ist, unter den Artikel von der Kirche subsumirt werden? Die Bewegungen, welche die Reformation hervorrief, hatten allerdings zuletzt die Folge, dafs die evangelische Partei den Papst nicht mehr als Oberhaupt der Kirche anerkannte, wer kann aber diese Bewegungen für die in der protestantisch-evangelischen Religionsgesellschaft beginnenden Untersuchungen über den Artikel von der Kirche und vom Kirchenregiment halten? Welche auffallende Verwechslung des Faktischen und Dogmatischen liegt hier zum Grunde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berichtigung.

Bei Durchlesung des Abdrucks meiner Anzeige von Kopps Urkunden bemerke ich so eben, dafs ich aus Versehen auf S. 676 die albertinische Linie von Habsburg als die jüngere, die rudolfinische als die ältere bezeichnet habe. Kundige werden dieser meiner Berichtigung zu Folge leicht das auf S. 676 Gesagte umstellen; für den in jener Anzeige hervorgehobenen Entwickelungsgang im Ganzen ist das Versehen irrelevant.

Halle, den 18. Mai 1836. H. Leo.

Digitized by Google

№ 96.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1836.

Lehrbuch der christlichen Dogmengeschichte. Von Dr. Johann Christian Wilhelm Augusti.

(Fortsetzung.)

Alles Faktische hat zwar immer auch wieder irgend ein dogmatisches Moment, auf das es sich zurückführen läfst, aber es ist dabei nicht unmittelbar und direct um ein dogmatisches Moment, oder das Interesse der Speculation zu thun, sondern nur um ein practisches Interesse, und eben hierin liegt der grofse Unterschied, welcher den Inhalt der Kirchengeschichte von dem Inhalt der Dogmengeschichte trennt. Dieser Unterschied, so einfach er ist, ist dem Hrn. Verf. nirgends zum klaren Bewufstsein gekommen. Bei solchen Mängeln der Auffassung kann man sich über so manches Schiefe und Unrichtige, das sich sonst findet, um so weniger wundern. Die Nazaräer und Ebioniten erklärt der Hr. Vf. S. 27 für die verschmolzenen Ueberreste judaisirender Christen, welche als die erste von dem gröfseren Gemeinen-Verein (katholische Kirche) abgesonderte und von ihm für ketzerisch ausgegebene Secte esscheinen, weil sie, ganz antipaulinisch, dem Mosaismus eine fortwährende Verbindlichkeit zugeschrieben und von der Person Jesu herabwürdigende Vorstellungen gehegt haben. Von einer Verschmelzung dieser beiden Secten weifs jedoch die Geschichte nichts, sie waren vielmehr sehr wesentlich verschieden, und nur mit völliger Ignorirung der neuern Untersuchungen, die zu einem sehr bestimmten Resultat geführt haben, kann man sich das Urtheil erlauben, bei der Zuverläfsigkeit der beiden erwähnten Thatsachen in Ansehung der fortwährenden Verbindlichkeit des Mosaismus und der Vorstellungen über die Person Jesu könne man die historische Streitfrage über Identität oder Verschiedenheit dieser beiden Secten dahingestellt lassen. Gerade auf diese beiden Punkte bezog sich die Hauptdifferenz der beiden Secten. Wie wenig kennt der Hr. Vf. die Aufgabe des Dogmenhistorikers, wenn ihm so wenig daran liegt, zu fixiren und in seinem Unterschied anzuerkennen, was die historische Forschung kaum erst mit so grofser Mühe der unterschiedslosen Unbestimmtheit enthoben und auf einen bestimmten Begriff gebracht hat! Wie undankbar und vergeblich ist die Arbeit der Vorgänger, wenn der Nächste, welcher es unternimmt, die Resultate der neuern Forschungen in eine Uebersicht zusammenzufassen, so wenig Kenntnifs von ihnen nehmen will! Aber auch das hätte dem Hrn. Verf. nicht begegnen sollen, an den Nazaräern und Ebioniten gerade das Herabwürdigende ihrer Vorstellungen von der Person Jesu hervorzuheben. Welche gute Meinung mufs der Hr. Vf. von der Gedankenlosigkeit der Leser seines Lehrbuchs haben, wenn er glauben kann, sie haben nun schon wieder vergessen, was er selbst wenige Seiten zuvor, ebionitisch genug, über die Abweichung des paulinischen Universalismus von der ursprünglichen Absicht Jesu gesagt hat. Ebenso widersprechend ist es, S. 26 zu sagen, eigentliche Ketzer habe es in dieser Zeit noch nicht gegeben, die, welche diesen Namen erhielten, haben sich mehr durch Frechheit der Sitten, als durch Gefährlichkeit neuer Meinungen ausgezeichnet, während doch der Hr. Verf. unmittelbar darauf S. 27. 28 in eben diese Zeit nicht nur die Nazaräer und Ebioniten, sondern auch die Doketen setzt. Der Doketismus soll nicht Secten- sondern Irrthums-Name sein, was soll aber hiemit gesagt sein? Wie sehr es dem Hrn. Verf. an einer klaren Anschauung von dem Wesen des Doketismus und Gnosticismus fehlt, ist schon daraus zu sehen, dafs er den Doketismus von dem Gnosticismus trennt, und jenen zur ersten diesen zur zweiten Periode rechnet. Noch verkehrter aber ist die Unterscheidung, die zwischen eigentlichen Gnostikern und Semignostikern gemacht wird. Semignostiker sollen, wie S. 38 ihr Begriff bestimmt wird,

Digitized by Google

diejenigen gewesen sein, die von der katholischen Kirche ausgehend, eine Vermittlung der evangelischen Lehre mit den gnostischen Systemen wenigstens theilweise beabsichtigt haben. Dies ist so vag, dafs es mit demselben Recht auch von den Gnostikern überhaupt gesagt werden kann, denn alle christlichen Gnostiker (nur von diesen kann ja hier die Rede sein) gingen in gewissem Sinne von der katholischen Kirche (soweit es schon damals eine solche gab) aus, und jeder Gnostiker suchte die evangelische Lehre mit seinem gnostischen System in Verbindung zu setzen. Wenn aber der Hr. Vf. vorzugsweise den Marcion mit seinen zahlreichen Jüngern in die Classe der Semignostiker setzen zu müssen glaubt, so kann doch gewifs dem entschiedensten und consequentesten Gnostiker eine Halbheit der Ansicht und Denkweise, wie sie der Name Semignostiker bezeichnet, am wenigsten beigelegt werden. Ueber die Monarchianer oder Unitarier der ältesten Kirche wird S. 42 bemerkt, diese alte Benennung habe man in den neuern Zeiten von allen den Männern zu brauchen versucht, welche die ersten von der nachherigen Kirchenlehre abweichenden Meinungen über die Persönlichkeit des Logos und über das Verhältnifs der heiligen Trias vorgetragen haben. Ohne Zweifel will der Hr. Vf. diesen Unitariern nicht die Lehre von der Persönlichkeit, sondern von der Unpersönlichkeit des Logos zuschreiben, so aber, wie er sich ausdrückt, mufs man eher an das Erstere denken. Statt die Lehrweise der Unitarier genauer zu charakterisiren, und sie nach der wesentlichen Verschiedenheit ihrer Richtungen zu classificiren, fällt der Hr. Vf. über sie S. 42 das Urtheil: es sei bei der Dürftigkeit der historischen Zeugnisse keine leichte Aufgabe, von den verschiedenartigen, aus gnostischen, platonischen, pythagoreischen und stoischen Elementen zusammengesetzten Glaubenstheorien dieses Zeitalters sich eine bestimmte Vorstellung zu machen, und die Urtheile darüber werden daher immer verschieden ausfallen. Mit solchen Phrasen und Wendungen weifs der Hr. Vf. immer die Sache selbst zu umgehen. Gleicher Art ist, was S. 43 über Sabellius bemerkt wird, er sei seinem Zeitalter weniger merkwürdig geworden als der Nachwelt, bei der er bis auf den heutigen Tag viele Verehrer zählte (wie wenn es bei den neuern sogenannten Sabellianern darauf abgesehen wäre, dem Sabellius als dem Haupt ihrer Partei ihre Verehrung zu bezeugen!) und das Urtheil über Paulus von Samosata (S. 59), vergebens habe er die widerstreitenden Meinungen zu vereinigen gesucht, und als Friedensstifter (wo hätte denn Paulus als solchen sich angekündigt?) es mit allen Parteien verdorben, wobei dann, ohne dafs man sieht, wozu hier gerade? noch besonders hervorgehoben wird, in der augsb. Confession kommen Samosateni neoterici vor. Selbst über die wichtigsten Partien der Geschichte geht der Hr. Vf. auf dieselbe Weise hinweg. Bei Pelagius ist (S. 71) ihm das Denkwürdigste, dafs die in das innere Wesen der Theologie so tief eingreifende und noch für die folgenden Jahrhunderte so wichtige Lehre von der Zulänglichkeit menschlicher Kraft zur Heiligung und Seligkeit, und von der Imputation der Sünde Adams kein Gegenstand der Untersuchung einer allgemeinen Kirchenversammlung geworden sei (wovon der Hauptgrund darin gelegen sein soll, dafs der Pelagianismus als Popular-Rationalismus sein Element mehr aufser als in der Kirche zu haben schien — wie wenn die Kirche in diesem Falle nicht um so mehr das Interesse hätte haben müssen sich eines so fremdartigen Elements zu erwehren), und bei dem „geistreichen" Augustinus hebt er (S. 80) als das am meisten charakteristische hervor, dafs unter dessen zahlreichen dogmatisch-polemisch-apologetischen Nachlafs die 22 Bücher de civitate Dei, als der Ausflufs eines ächtphilosophischen Geistes, und das Muster einer männlich kernhaften Schreibart mit Recht für classisch gehalten werden. Von einem erklärten Anhänger des alten dogmatischen Systems, wofür der Hr. Vf. gelten will, hätte man doch vor allem ein gründliches Wort zur Würdigung eines Kirchenlehrers erwarten sollen, welchem der Hr. Vf. selbst in der Anm. S. 82 mit Herder anerkennt, dafs er nicht mit Unrecht der Vater des Protestantismus zu nennen sei. Solche allgemeine Urtheile andern nachzusprechen, wie der Hr. Vf. gar zu gerne thut, ist allerdings weit leichter, als mit eigenem Urtheile in das rechte Moment der Sache einzudringen. Selbst Wundemann's veraltete Geschichte der christlichen Glaubenslehre hat für ihn noch Auctorität genug, um sein Urtheil auf Citate aus ihr zu stürzen (vgl. S. 68). In diesem rein äufserlichen Verfahren bleibt sich der Hr. Vf. überall getreu, es kann daher nicht befremden, dafs insbesondere auch das Zeitalter der Scholastik auf die gleiche Weise behandelt ist. Dafs die Scholastiker oft wunderliche

Digitized by Google

Fragen gemacht und nicht immer treffende solutiones ertheilt haben, dafs ihre gepriesene Originalität fast nur in einem dialectischen Helldunkel und in einer barbarischen Sprache bestehe, dafs Aristoteles sie zuletzt mit Allgewalt beherrscht habe, dafs es eine schwere Aufgabe sei, Anfang und Schlufs der scholastischen Periode genau zu bestimmen, mit solchen und andern ähnlichen Bemerkungen kommt der Hr. Vf. in sechs Paragraphen, S. 99—107 in einem kürzern Raum, als er in der folgenden Periode der Angabe des Inhalts der symbolischen Bücher widmet, über die ganze Periode der Scholastik hinweg, was aber der Leser erhält, sind auch hier nur Namen und allgemeine abgenutzte Phrasen, während man sich vergeblich nach einer befriedigenden Antwort auf die Frage umsieht, worin denn eigentlich das Wesen der Scholastik besteht, und welche Bedeutung sie in der Geschichte des christlichen Dogmas habe? Ja, so sehr begiebt sich der Hr. Vf. auch hier des eigenen tiefern Urtheils, dafs ihm bei Duns Scotus die Bemerkung genügen kann S. 105, *man habe ihn des Semipelagianismus beschuldigt*. Wer soll denn entscheiden, ob solche Beschuldigungen wahr oder falsch sind, wenn dies nicht Pflicht und Beruf des Dogmenhistorikers ist?

Unbillig wäre es, wenn wir nicht noch besonders der zehenten Periode gedächten, da sie die besondere Zugabe dieser vierten Ausgabe ist, welche hinzuzufügen der Hr. Verf. sich erst späterhin entschlossen haben mufs, da erst unter den Verbesserungen zu S. 19 wo die bisherigen neun Perioden aufgeführt sind, die zehente von der dritten Säcularfeier der evangelischen Kirche im J. 1817 bis auf die gegenwärtige Zeit mit der charakterisirenden Bemerkung: „Steigendes Uebergewicht des Semi-Rationalismus" noch nachträglich hinzugefügt wird. Der Hr. Verf. hat für die Coryphäen dieser neuesten Periode den Namen Semirationalisten erfunden, und scheint als ein Freund der mit Semi zusammengesetzten Namen auf diese Bezeichnung sich etwas zu gut zu thun. Schon in der Vorrede S. VII. tritt er mit diesem Namen den anmafsenden Wortführern, die entweder alles Positive durch ihre angebliche Vernunftkritik schonungslos niederwerfen, oder dasselbe auf eine so eigenthümliche Art und in einer so ungewöhnlichen Terminologie mit ihren Philosophemen vermischen, dafs es in der That sehr schwer werde, sich in solche Theologumena zu finden, d. h. den Semirationalisten drohend entgegen, und in dem Werke selbst läfst er sich S. 175 hierüber weiter so vernehmen: „Wir glauben, dafs durch diese nach der Analogie von Semignostikern, Semiarianern und Semipelagianern (es hätten hier auch noch die Halbkantianer S. 173 aufgeführt werden können) gebildete Benennung, welche wir dem Namen Krypto-Rationalisten vorziehen möchten, Charakter und Methode dieser im Allgemeinen achtbaren Männer am Besten bezeichnet werde, und dafs sie besonders mit den Homousiasten des vierten Jahrhunderts am richtigsten zu vergleichen sind. Ueberhaupt läfst sich eine gewisse Verwandtschaft der gegenwärtigen Periode mit dem Zeitraume von 317—381 nicht verkennen. Die Homousiasten, Nicäner, Athanasianer auf der einen, und die ganzen und halben Arianer, Eusebianer, Eunomianer, Anomöer, Exukontianer, Photinianer, Macedonianer und Apollinaristen auf der andern Seite sind in mancher Hinsicht als die Vorbilder der Koryphäen und Anhänger theils des Supranaturalismus, theils des Rationalismus, supranaturalen Rationalismus, formalen Supranaturalismus, Suprarationalismus, Religiosismus, und wie diese seltsamen Terminologien weiter heifsen, zu betrachten," wobei noch besonders bemerkenswerth gefunden wird, wie die meisten neuern Synkretisten gegen die Bezeichnung durch *Aner* und *Isten* protestiren, um was sich jedoch der Historiker nicht zu bekümmern habe. Wie glücklich doch der Hr. Vf. mit solchen Namen und Terminologien sich sieht! Ist nur einmal der Name da, so kann es ja auch an der Sache nicht fehlen! Nachdem nun dazwischen hinein von den politischen Gegensätzen von Liberalismus und Servilismus, Absolutismus und Radicalismus, Stabilität und Reform, Conservativ- und Destructiv-Systemen, von Lehr- und Prefsfreiheit, der Verpflichtung der Religions-Lehrer auf die heilige Schrift, der aufs neue sich beurkundenden Sorgfalt für neue Ausgaben und Uebersetzungen der Confessionen und Werke der Reformatoren, der neuesten Polemik zwischen der evangelischen und katholischen Kirche, besonders der durch Möhler's Symbolik veranlafsten Controvers, der Bearbeitung der biblischen Theologie, der aufs neue versuchten Verbindung der Dogmatik und Moral, nach der Weise des Hrn. Verfs. die Rede war, schickt sich derselbe §. 163. S. 182 an, eine allgemeine Uebersicht und Charakteristik der in dieser Periode zum Vorschein gekommenen dogmatischen Sy-

Digitized by Google

steme zu geben, unter der wiederhohlten (vgl. §. 152.) Versicherung, wie sehr ein solches Geschäft schon durch die Menge, noch mehr aber durch die auffallende Verschiedenheit dieser Systeme nach Inhalt, Form und Methode erschwert werde. Früher habe man doch immer wieder auf eine gewisse allgemeine Grundform zurückgehen können. Gegenwärtig aber habe das πολυμερῶς καὶ πολυτρόπως λαλήσαντες (Hebr. 1, 1.) eine ganz besondere Bedeutung und Anwendung erhalten, und wenn man auch zu dem Zeugnisse: ἐπλήσθησαν ἅπαντες πνεύματος ἁγίου (Ap. Gesch. 2, 4.) geneigt sein möchte, so könne man sich doch auch nicht verhehlen, ὅτι ἤρξαντο λαλεῖν ἑτέραις γλώσσαις (so erfinderisch ist der Hr. Verf. um mit schönen Worten immer wieder nichts zu sagen!). Indefs müsse doch der Versuch gemacht werden, diese Pfingstepistel einigermafsen zu exponiren. Vorangestellt werden nun, wie billig, die das Princip des Supranaturalismus festhaltenden Theologen Knapp, Hahn, Steudel, Twesten, Griesinger, Eschenmayer und v. Meyer (Schwerlich möchte Hr. D. Twesten dem Hrn. Vf. für diese Classification und für die ihm in der Mitte dieser Siebenzahl angewiesene Stelle grofsen Dank wissen, wenn ihm etwa schon das bleiche Gespenst der Dogmatik seines Nebenmannes Griesinger, und die einfachste Dogmatik des Geistersehers Eschenmayer, welcher nun neuestens in seinem „*Ischariotismus unserer Tage*" (Tüb. 1836 nach derselben einfachsten Methode auch in jedem Kritiker einen Judas Ischarioth sieht, schon zu Gesicht gekommen sein sollte!). Auf diese sieben Repräsentanten des Supranaturalismus folgen „die zwei ausgezeichneten Theologen Marheineke und Schleiermacher, welche, obgleich in mancher Hinsicht Antipoden, die besondere Art ihres Supranaturalismus auf eine ganz eigenthümliche, halb rationalistische, halb mystische Weise gestalten." Zum Schlusse wird sodann noch des am meisten mit Marheineke übereinstimmenden Veteran Daub, und des an Schleiermacher sich anschliefsenden Hase, des opus posthumum von Tschirner, Baumgarten-Crusius's und Kaisers, welche beide neben ihren Verdiensten eine gewisse Skoliodoxie und ungewöhnliche Terminologie beklagen lassen, ferner des verewigten Stäudlin's wegen dessen trefflicher (!) Geschichte des Rationalismus, und des ausgezeichneten von Ammon, wegen seines Uebergangs zum Hyper-Rationalismus, besondere Erwähnung gethan. Schon diese kurze Uebersicht zeigt, wie bunt hier alles durcheinanderläuft, und wie leicht die wichtigsten Fragen mit Namen und leeren Phrasen abgemacht werden. Vor allem sollte man doch eine Rechtfertigung des Vorwurfs der Halbheit erwarten, welchen der Hr. Vf. der neuesten Theologie mit dem für sie erfundenen Namen Semirationalismus macht. Was weifs er aber hierüber zu sagen? Nichts anders, als dafs diese besondere Art des Supranaturalismus halb rationalistisch, halb mystisch sei, was aber an diesen Supranaturalismus rationalistisch was mystisch sei, wird mit keiner Sylbe angedeutet. Wer über die Schleiermacher'sche Glaubenslehre das Urtheil fällen kann, dafs sie, ein Meisterstück dialektischer Kunstfertigkeit, der Einheit und Harmonie entbehre, aber doch einen Reichthum an wahren geistvollen Bemerkungen enthalte, durch den dieses Werk als Gedanken-Wecker auch noch künftig von grofsem Nutzen sein könne, beurkundet dadurch seine Fähigkeit, der Geschichtschreiber der neuesten Theogie zu sein, hinlänglich. Es ist dem Hrn. Vf. mit seinen Semirationalisten gegangen wie mit seinen Semignostikern. Was er für Halbheit hält, ist gerade die Einheit und Vollendung des Begriffs, zugleich aber eine solche, auf welche der Name Rationalismus gar nicht mehr angewandt werden kann, weswegen ja auch der Hr. Verf. selbst sich genöthigt sieht, was er Semirationalismus nennt, ebenso einseitig, auch wieder als eine besondere Art des Supranaturalismus zu bezeichnen, zum deutlichen Beweis, dafs diese Namen nur das schlechte Surrogat für den mangelnden Begriff der Sache sein sollen. Man sieht wohl, der Hr. Vf. bewegt sich hier in einem ihm ganz fremdartigen Gebiet, die neueste Theologie ist ihm wirklich ein λαλεῖν ἑτέραις γλώσσαις, und es wird ihm bei einer so „ungewöhnlichen Terminologie" und einer so „unpopulären Scholastik" in der That äufserst schwer, sich in solche Theologumena zu finden (Vorr. S. VII). Die eigentliche Wurzel alles Uebels findet daher der Herr Verfasser, wie er zum Schlusse S. 190 sehr naiv gesteht, in der hauptsächlich von den neuesten Theologen stets wiederholten Forderung der *Wissenschaftlichkeit*.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

№ 97.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1836.

Lehrbuch der christlichen Dogmengeschichte. Von Dr. Johann Christian Wilhelm Augusti.

(Schlufs.)

Sein einziger aus Geschichte und Erfahrung geschöpfter Trost ist (S. 190), dafs dieser Zustand der Verwirrung nicht mehr von langer Dauer sein könne, und dafs man sich doch wieder zu einer Theologie vereinigen müsse, von welcher das gelte, was die Apologie der augsb. Conf. von der Kirche fordere: quae habeat externas notas, ut agnosci possit. Vielleicht wird, ruft er prophetisch aus, das Jahr 1880 durch Verkündigung einer neuen und dauerhafteren Concordia zu einer neuen Epoche verherrlicht werden! Im Hinblick auf diese schöne Zukunft spricht der Hr. Verf. auch schon Vorr. S. VIII aus, wie sehr es ihn, im Falle er noch eine neue Ausgabe dieses Lehrbuchs erleben sollte, von Herzen freuen würde, wenn er dann schon die §. 70. ausgesprochene Hoffnung als erfüllt verkündigen könnte. Möge dem Hrn. Vf. dieses Glück wirklich zu Theil werden, und der boshafte Druckfehler, welcher sich hier gerade einschleichen mufste, und den vorwärts zum Jahr 1880 eilenden Blick des Hrn. Vfs. rückwärts zum Jahr 680 zurückrufen will, keineswegs als ein malum omen anzusehen sein. Schlägt man nämlich den citirten §. 70. nach, so ist hier zwar von einer gleichen Epoche die Rede, dem Concilium Trullanum, das im J. 680 einem langen Kampfe ein Ende machte, unmöglich kann aber auf dieses der prophetische Blick des Hrn. Verfs. gehen, sondern es ist unstreitig statt des §. 70. der die Concordia des Jahres 1880 verkündigende §. 170. gemeint. Möge also dem Hrn. Vf. das Glück zu Theil werden, die Heilsepoche der Concordia des Jahres 1880 noch in einer neuen Ausgabe seines Lehrbuchs zu begrüfsen!

Der Raum gestattet nicht, auch über die specielle Geschichte der Dogmen, die der Hr. Vf. von der allgemeinen unterscheidet (das Augusti'sche Lehrbuch ist es hauptsächlich, das die Eintheilung der Dogmengeschichte in eine allgemeine und specielle, über welche Ref. schon an einem andern Orte sich ausgesprochen hat, in die Behandlung dieser Disciplin eingeführt hat), die Bemerkungen mitzutheilen, die Ref. über so manches auch in diesem Theile des Werkes zu machen hätte. Sie könnten nur die schon gegebene Charakteristik noch weiter ins Licht setzen. Nur einen Punkt erlaubt sich Ref. noch kurz zu berühren, die dem Werke beigegebene Literatur. Sie nimmt einen beträchtlichen Theil des Ganzen ein, läfst aber an vielen Stellen die nöthige Sorgfalt in der Auswahl und Stellung vermissen. Da der Hr. Vf. so manches in seine Darstellung aufgenommen hat, was nicht sowohl der Dogmengeschichte, als vielmehr der Kirchengeschichte angehört, so wurde er auch schon dadurch veranlafst, die Literatur mit Schriften zu vermehren, die für die Dogmengeschichte von keinem Werth sein können. Wozu in einem Lehrbuch der Dogmengeschichte Werke aus der Literatur der Kreuzzüge, wie die S. 95. 96 angeführten, und unter diesen das so unbedeutende Schriftchen von M. C. Abel: Was waren die Veranlassungen zu den Kreuzzügen u. s. w. Werthlose Schriften dieser Art, welchen noch viele andere mit gleichem Rechte hätten beigefügt werden können, veraltete Abhandlungen über einzelne Gegenstände, nur in kleinem Kreise bekannt gewordene academische Programme und Dissertationen führt der Hr. Vf. gar zu viele an. Doch könnte man darüber hinwegsehen, wenn nur die Hauptwerke aus der neuern Literatur überall mit gleicher Genauigkeit nachgetragen wären. Aber auch daran fehlt es nicht selten. So ist z. B. in der Literatur zur Geschichte des Semipelagianismus das schon im J. 1833 erschienene wichtige Werk von Wiggers weder S. 73 noch S. 340 genannt, ungeachtet Wiggers's pragmat. Darst. des August. u. Pelag. S. 73 in der zwei-

Digitized by Google

ten Ausgabe, in welcher die Geschichte des Semipelagianismus den zweiten Theil bildet, angeführt ist. Die Vergleichung der beiden Stellen S. 73 u. 340 zeigt zugleich, wie dieselben Werke bisweilen zweimal angeführt werden sowohl in der allgemeinen als in der speciellen Geschichte. Die Ullmann'sche Monographie über Joh. Wessel fehlt gleichfalls sowohl S. 108 als in den literarischen Zusätzen. Unter den Schriftstellern, die gegen Paschasius Radbertus schrieben, wird 90. auch Joh. Scotus Erigena genannt, und weder S. 90 noch S. 395 etwas darüber bemerkt, dafs neueren Untersuchungen zufolge die angebliche für verloren gehaltene Schrift des Scotus Erigena die noch vorhandene des Ratramnus ist. Unter den neuern zur Literatur der Lehre von der Inspiration gehörenden Schriften hätte weder die treffliche Abhandlung von Elwert über die Lehre von der Inspiration in Beziehung auf das N. T. (in Klaiber's Studien der evang. Geistlichkeit Würtemb. Bd. 3. H. 2. S. 1 f.), noch die entgegnende von D. Steudel über Inspiration der Apostel und damit Verwandtes zur Berichtigung neuerlich geltend gemachter Ansichten (Tüb. Zeitschr. für Theol. 1832. H. 2. S. 94 f. H. 3. S. 3 f.) übersehen werden sollen. S. 131 werden die Libri symbolici eccl. Rom. cath. cura J. Fr. L. Danz Fasc. I. 1835. am Schlusse der siebenten Periode, und das ganz parallele Werk von F. Streitwolf Libri symbolici ecclesiae catholicae, conjunxit atque notis prolegomenis indicibusque instruxit u. s. w. 1835. Gött. (so heifst der Titel des Werks, nicht wie ihn der Hr. Vf. S. 131 angiebt) zur Einleitung in die achte Periode angeführt, ohne dafs sich ein Grund dieser Trennung der beiden Werke denken läfst. S. 77 ist in jedem Fall die zur Geschichte des Dreikapitelstreits gehörende Literatur Anm. 3. sehr einseitig angegeben. Der Hr. Vf. sagt hier im Text: „das unkluge Benehmen des römischen Bischoff Vigilius veranlafste ein Schisma in der abendländischen Kirche, namentlich zwischen Rom und Irland." Bekanntlich bildeten in diesem Streit die Hauptopposition gegen die römische Kirche die zum Patriarchat von Aquileja gehörenden Bischöfe. Man sollte also statt: Rom und Irland eher: Rom und Aquileja erwarten. Indefs hat allerdings auch die Angabe des Hrn. Vfs. eine scheinbare Auctorität für sich, nur hat schon Walch Ketzerhist. Bd. VIII. S. 348. 378 gezeigt, dafs die Annahme, die irländische Kirche habe sich der Verdammung der drei Capitel widersetzt, auf einem Irrthum beruhe. Warum hebt also der Hr. Verf. mit Uebergehung des Gewissen das in jedem Falle Ungewisse hervor? Hielt er aber gleichwohl die Sache für weniger problematisch, so hätte er doch wenigstens in der Anmerkung die Literatur genauer und vollständiger angeben, und mit Rücksicht auf die obwaltende Differenz auf die Schriftsteller, die der entgegengesetzten Meinung sind, namentlich auf den die Sache genau erörternden Walch a. a. O. verweisen sollen. Die Vergleichung der früheren Ausgaben zeigt, dafs die ganze Stelle S. 76 „das unkluge Benehmen" — „bis auf Hadrians IV. Zeiten fortdauerte" S. 77 ein neuer Zusatz der vierten Ausgabe ist. Es scheint daher, der Hr. Vf. habe durch seine Beschäftigung mit Th. Moore's Wanderungen und den durch sie veranlafsten Schriften eine Vorliebe für diesen Irland betreffenden Punkt gewonnen. — Sehr zweckmäfsig weist der Hr. Verf. in der Literatur bei den einzelnen Materien auch auf die gröfseren kirchenhistorischen Werke zurück, nur hätte dies nicht blofs bei den ältern, sondern auch den neuern namentlich den Werken von Neander und Gieseler, auf gleiche Weise geschehen sollen.

Dr. Baur, in Tübingen.

LXXIX.

Herculanensium Voluminum, quae supersunt, Tomus IV. Neapoli*, 1832. *Ex regia Typographia.

Wenn erst drei Jahre, nachdem diese Bruchstücke ans Licht gekommen, und dem Publicum zugänglich geworden sind, von denselben Rechenschaft gegeben wird, so mufs einer Seits die bis jetzt noch so schwierige Verbindung zwischen dem italienischen und dem deutschen Buchhandel, anderer Seits die Geringfügigkeit des Inhalts, und die Schwierigkeit der Erklärung und Beurtheilung, die Zögerung hinreichend entschuldigen. An sich sind die hier mitgetheilten Werke nicht von grofser Wichtigkeit, verdienen jedoch, wie ihre Vorgänger, allerdings mehr Beachtung, als sie bisher gefunden haben. Sie geben uns eine Vorstellung von dem wissenschaftlichen Treiben einer Zeit, aus der uns früher kein zusammenhängendes philosophisches Werk bekannt war. Freilich lernen wir grade die unerfreulichste Richtung kennen, doch lassen sich

Digitized by Google

daraus nicht nur manche Schlüsse über die Zeit im Allgemeinen ziehen, sondern es wird auch in der Geschichte der griechischen Sprache eine wesentliche Lücke ausgefüllt. Und doch hat fast keiner der neueren Grammatiker gehörige Rücksicht auf diese Entdeckungen genommen.

Die Ausstattung ist ganz dieselbe, welche den frühern Bänden zu Theil geworden. Jede Pagina ist in einem Facsimile auf einer besondern Kupfertafel, mit allen Lücken, genau wiedergegeben; derselben gegenüber befindet sich der Text in der jetzt gebräuchlichen griechischen Schrift, mit den durch rothe Farbe ausgezeichneten Ergänzungen; es fehlen jedoch, wie früher, die Accente gänzlich, und auf die Spiritus, den Apostroph und die Interpunction ist wenig Sorgfalt gewandt. Neben dem griechischen Texte steht die lateinische Uebersetzung, die sich meistens durch Klarheit auszeichnet, und auf der Kehrseite des Blattes der mit grofser Sorgfalt gearbeitete Kommentar. Diese Ausstattung ist so freigiebig, dafs man gern mit einem wenig glänzenderem Aeufsern zufrieden wäre, wenn nur das ganze Unternehmen etwas schnelleren Fortgang hätte. Nachdem nun schon in vier Bänden die Ueberbleibsel von 8 Rollen in sorgfältigen Abbildungen vorliegen, könnte man wohl ohne Schaden einen einfacheren und wohlfeileren Weg einschlagen, und entweder Typen giefsen lassen für die im Ganzen konstanten Buchstabenformen, oder sich des Steindrucks bedienen.

Die vorausgeschickte Zueignung an den König, nennt Angelus Antonius Scottur als den Bearbeiter dieses Bandes, und giebt kurz die Titel der beiden darin mitgetheilten Rollen an: Polystratus de injusto contemtu, und Philodemus de rhetorice. Die dann folgende Vorrede handelt in 30 Paragraphen vom Polystratus und dessen hier mitgetheilten Werke. Nachdem die aus dem Alterthume uns bekannten Männer dieses Namens aufgezählt sind, wird unter ihnen dem Epikureer, der nach Diog. X. 24. dem Hermarchus als Oberhaupt der Schule folgte und dem Dionysus voranging, dieses Werk beigelegt, weil diese Schrift offenbar von einem Epikureer herrührt, und aus *der* Zeit sein mufs, in der jener lebte. Doch wissen wir von demselben nichts, als dafs er mit seinem Freunde Hippocrides gemeinsam der Schule vorstand. Valer. Maxim. I. 7. 17. Das vorliegende Werk vermehrt unsre Kenntnifs in Bezug auf das Leben des Verfs. nicht. Dafs derselbe auch ein Buch unter dem Titel: *Λόγος εἰς τὸν βίον κατὰ πάθη ἐναρμόττοντα* geschrieben habe, wie der Herausgeber aus Col. 23. l. 17 entnehmen will, ist ein Mifsverständnifs, denn jene Worte gehen auf diese Schrift selbst, und deuten den Endzweck derselben an. Bevor wir näher auf den Inhalt eingehen, benutzen wir die hier sich darbietende Gelegenheit, die früher (in der Ausgabe des Phaedrus de Natura Deorum) gegebenen Berichte, über die aus Herkulanum geretteten Rollen zu vervollständigen. Wir erfahren nämlich beiläufig, dafs von der Schrift des Epikureers Demetrius *περὶ γεωμετρίας* nur einzelne Wörter haben gelesen werden können; dafs eine anonym erhaltene Rolle *περὶ αἰσθήσεων*, von der 21 sehr schön geschriebene Fragmente lesbar sind, höchst wahrscheinlich dem Metrodor einem Schüler Epikurs angehöre, dafs endlich das zweite Buch des Chrysippus *περὶ προνοίας* nächstens herausgegeben werden solle. In der l. l. gegebenen Vergleichung, des von den Engländern gegebenen Verzeichnisses, mit dem Spätern, und daher vollständigern, wenn auch weniger ausführlichen, des Hrn. Canonikus de Jorio, zweifelte Ref. an der Richtigkeit eines von diesem mitgetheilten Titels de Omeri. Dieser Zweifel hat den Herrn Canonikus zu der gütigen Mittheilung veranlafst, dafs diese Titel, nach der Entwickelung ohne genauere Untersuchung, von den Arbeitern den Rollen angefügt würden, und daher nicht ganz zuverläfsig seien. Jene in Rede stehende Schrift, handle nach den Aeufserungen des Hrn. Cyrilli von der Ethik des Homeros, und enthalte in Homerischen Fragmenten manche ganz neue Lesarten.

Wir kehren zu unserm Referat über den vierten Band der Herculanensien zurück. Der genaueren Angabe des Inhalts ist eine Erörterung des Titels, und der ganzen Tendenz der Schrift voraufgeschickt. Es ist Referenten schmerzlich, gestehen zu müssen, dafs er die Ansicht des Herausgebers, über den Hauptinhalt, nicht theilen kann. Wenn des Referenten Behauptung als die richtige erkannt werden sollte, ist die auf die Erklärung verwandte Gelehrsamkeit, so weit sie die angeblichen Gegner des Polystratus betrifft, vergeblich aufgeboten. Der Titel lautet vollständig: *Περὶ ἀλόγου καταφρονήσεως. Οἱ δὲ ἐπιγράφουσιν· πρὸς τοὺς ἀλόγως καταθρασυνομένους τῶν ἐν τοῖς πολλοῖς δοξαζομένων.* Dies wird übersetzt: De injusto con-

Digitized by Google

temtu. Alii vero inscribunt: adversus eos, qui injuste adspernantur opiniones a multitudine receptas. Hier müssen wir nun des geehrten Herausgebers Erklärung bestreiten, dafs bei den Worten ἐν τοῖς πολλοῖς, an die so zahlreichen Epikureer zu denken sei, denn theils hätte wohl schwerlich ein Epikureer selbst, in einer Schrift, seine Secte so bezeichnet, theils liegt der Nachdruck nicht auf καταθρασυνομένους, sondern auf ἀλόγως, theils endlich zeigt die Schrift selbst, deutlich genug, dafs die Gegner Epikurs nicht deshalb angegriffen worden, weil sie die Meinungen der Menge verwarfen, sondern weil sie dieselben *nicht mit richtigen Gründen* bekämpften: denn in der Verwerfung derselben stimmten die Epikureer, wie wir sehen werden, mit ihren Gegnern überein. Dieses Mifsverständnifs hat den Herausgeber auf die, wie uns wenigstens scheint, unrichtige Voraussetzung geführt, dafs die Stoiker und besonders Chrysippus bekämpft werden, was er in dem so ausführlichen als gelehrtem Commentare wohl vergeblich zu erweisen sucht. Denn Chrysippus und die eigentlichen Stoiker stimmten in der Ansicht über Träume und Augurien, von denen der erste Theil der Schrift handelt, dem Glauben der Menge bei, und im dritten Theile der besonders von dem Gegensatze des Sittlichen und Unsittlichen und dessen Begründung handelt, wird eine den Kynikern nah verwandte Secte bekämpft, und von den früher genannten ausdrücklich unterschieden, so dafs von verschiedenen Schulen die Rede sein mufs. Die Ueberbleibsel der Schrift füllen 28 Kupfertafeln, von denen die Erste nur den Titel, die 24 folgenden, eben so viele mehr oder weniger lückenhaft erhaltene Paginae (σελιδες), die drei Letzten 12 kleinere Fragmente enthalten. Die Rolle war in der Mitte durchgebrochen, daher erscheint jede Pagina in zwei Hälften, es hat besonders die Mitte sehr gelitten, und zwar ist die dadurch entstandene Lücke, je weiter nach dem Anfange, desto gröfser. Von den ersten 6 Blättern ist die obere Hälfte ganz verloren gegangen, von der untern Hälfte dieser, wie von beiden Hälften der drei folgenden Blätter, sind nur unbedeutende Fragmente gerettet. Wenn nun auch beim Abwickeln nicht die gehörige Aufmerksamkeit darauf verwandt ward, die Aufeinanderfolge dieser Bruchstücke zu bezeichnen, der Herausgeber daher nicht mit Sicherheit die Richtigkeit derselben verbürgen konnte, so war deshalb doch kein Grund vorhanden, diese Stücke ans Ende zu setzen, wie geschehen ist. Dieselben voranzuschicken, hätte nicht nur die Ergänzung erleichtert, sondern auch manche Wiederholung im Commentare erspart.

Der Zweck der Schrift ist, wie aus dem Schlusse deutlich hervorgeht, die Nothwendigkeit der Physik oder Physiologie zu zeigen, um sich vor den falschen Meinungen und den darauf beruhenden Leidenschaften der Menge zu bewahren. Es heifst C. 20. l. 2: *πᾶν γὰρ τὸ τοιοῦτο τάγμα τῶν λόγων συνορῶντας μετὰ τῶν προειρημένων σπουδαστέον περὶ φυσιολογίαν, ἵνα μεθενὶ τῶν προειρημένων ἐνεχώμεθα· καὶ γὰρ περὶ ἐνυπνίων τε καὶ τῶν ἐπάνω εἰρημένων ἁπάντων καὶ περὶ ὧν ἐν ἀρχῇ ἐλέγομεν* und Col. 21. l. 7: *ἐκ γὰρ ταύτης μόνης τὸ θαῤῥεῖν βεβαίως καὶ ἀμεταπτώτως γίνεται καὶ καταφρονεῖν πάλιν καὶ γελᾶν ἀληθίνως ἐπὶ τοῖς ἀβελτέρως καὶ κένως ὑπὸ ἀνοήτων λεγομένοις.* Diese Stellen reichen zugleich hin, zu zeigen, dafs die hier als thöricht Bezeichneten, die im Titel genannten *οἱ πολλοὶ* sind, und dafs dem dort vorkommenden *ἀλόγως*, das hier sich findende *ἀληθίνως* entgegengesetzt wird: denn es treten hier die Epikureer, als mit Recht die Menge verlachend, auf. Welches sind nun aber diese Gegner? Eine etwas genauere Kenntnifs der Geschichte der Philosophie, läfst uns nicht zweifeln, dafs die Pyrrhoniker, Herilleer und Aristoneer gemeint sind, die Cicero öfter zusammen nennt, z. B. de Finibus II. 13, IV. 17, und auf deren Aehnlichkeit Ritter in seiner Geschichte der Philosophie Bd. III. pag. 507 aufmerksam macht.

In den Bruchstücken der ersten Blätter, wird an den Gegnern getadelt, dafs sie ihre Ansicht nicht durch eine Schlufsfolge begründen, und von wem konnte das eher gesagt werden, als von den Pyrrhonikern? Dann heifst es Fr. 12. und Col. 1. dafs sie den Eindruck der Träume und Himmelszeichen, abwehren wollten durch Klugheit (φρόνησις), ohne die Ursachen derselben zu erforschen, und doch könne jene ohne dieses Mittel nicht erreicht werden. Ueberall erscheint die Freiheit von Leidenschaft als das gemeinsame Ziel, nur über den richtigen Weg dazu wird gestritten, und zum Theil in Ausdrücken die sonst von Pyrrho überliefert werden, dessen Lehre vom Verhältnisse der Leidenschaften (besonders der Furcht) zu den Augurien und den durch dieselben hervorgebrachten Eindrücken etwas bereichert wird.

(Der Beschluss folgt.)

Digitized by Google

№ 98.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1836.

Herculanensium Voluminum, quae supersunt, Tomus IV.

(Schluſs.)

Der Verf. geht C. VII. l. 8 mit den Worten *οἱ δ' ἄλλοι* auf andre Gegner über, in denen der Herausgeber die unphilosophische Menge zu erkennen glaubt. Allein Philosophen müssen es sein, und wegen der ihnen beigelegten Dialektik und Wissenschaftlichkeit, wie wegen der ihnen vorgeworfenen Inconsequenz und Unbrauchbarkeit ihrer Lehre fürs Leben, möchten wohl die Herilleer gemeint sein. Von C. XI. pag. 25, wendet die Polemik sich wieder gegen Andre, und diese sind offenbar die Aristoneer, theils weil er sie mit den eigentlichen Kynikern zusammenstellt, theils wegen der Uebereinstimmung der ziemlich klar vorliegenden Lehre, mit dem, was wir vom Ariston wissen. Ziemlich ausführlich wird seine Lehre von der Ununterscheidbarkeit der Dinge, und besonders des Sittlichen und Unsittlichen in Beziehung auf äuſsere Verhältnisse widerlegt. Der Kampf wird mit Anwendung der Kategorien geführt, da Ariston das Sittliche und Unsittliche an sich (*καθ' αὑτά*) unterschied, nicht aber in ihrer Beziehung aufs Leben, und daher die Tugenden für bloſse Relationen (*πρός τι*) erklärte (Diog. VII. 161.). Im Ganzen ist die Ausbeute dieser Schrift, für Geschichte der Philosophie unbedeutend, jedoch immer beachtungswerth, da besonders die Lehre des Ariston an innerem Zusammenhange für uns gewinnt. Wir sehen, daſs der von ihm festgehaltene Unterschied des Sittlichen und Unsittlichen rein subjectiv war, was alle scheinbaren Widersprüche seiner Lehre vollständig löst. Demnach läſst sich von dem genaueren Studium dieser Schrift noch manche Aufklärung erwarten: denn es ergiebt sich leicht, daſs ein so verschiedener Gesichtspunkt, wie Ref. ihn aufgestellt hat, an vielen Stellen die versuchten Ergänzungen als unrichtig verwerfen muſs. Wir führen nur einige Beispiele an: C. VIII. [*ἔ*]*φήψαντο ἤδη* [*μόνο*]*ν αὐταῖς ταῖς φώναις, τοὺς μὲν διὰ συλλογισμῶν καὶ ἀξιωμάτων ἕκαστα περαίνοντας οἷς οὐδ' αὐτοὶ 'Επι*[*κούρ*]*ου χρῶνται οὐδ' ἀκολούθουσιν* etc. Die gegebene Ergänzung läſst sich kaum von Seiten der Grammatik rechtfertigen, wenn man aber statt *'Επι*[*κούρ*]*ου* schreibt *ἐπὶ τούτου*, so wird das Subject des Hauptsatzes auch Subject des Nebensatzes, und was nach dem Herausgeber, von den Epikureern zu verstehen ist, geht auf die Herilleer, auf welche Ref. diesen Theil der Schrift bezieht. Es scheint vorher die Rede zu sein von dem Unterschiede, den sie machten in der Lehre für den Weisen und für die Menge. Ebenso groſs wird die Verschiedenheit des Sinnes Col. XII. init. wo der Vf. auf die Aristoneer übergeht: *Οἱ δὲ καὶ ἐγχειρή*[*σ*]*αντές τι περὶ τ*[*ού*]*των λέγ*[*ει*]*ν ἄχρι τῆς* [*π*]*ρ*[*ὸς*] *τῶ*]*ν πλήσι*[*ου*] *δ*[*ο*]*ξ*[*οσοφίας*] *οὐχ' ἕ*[*πονται τ*]*ῇ* [*Φυσιολογίᾳ κα*]*ὶ τ*[*ού*]*τους* [*ἀπατᾷν ἐπ*]*ιφύονται, ὡς αὐτ*[*οί γε οἳ*] *προειρημένοι καὶ ἡ τῶν ἀπαθεῖς καὶ Κυνικοὺς αὐτοὺς προ*;*αγορευσάν* [*τῶν*] *αἵρ*[*εσ*]*ι*[*ς*]. Abgesehen daſs *ἀπατᾷν* mit *ἐπιφύονται* in Verbindung schwerlich Griechisch ist, so würde *ἀπατᾷν* nur in Beziehung auf die strengen Stoiker richtig sein, und nicht einmal auf die hier genannten Kyniker und die ihnen Gleichgestellten passen, die nach unserer Ansicht die Aristoneer sind. Das Wort *τούτους* ist ziemlich sicher und kann wohl nur auf *τῶν πλήσιον* gehen, da nun schwerlich ein Infinitivus vor *ιφύοντα* ausgefallen ist, *ἐπιφύονται* aber wohl nicht mit dem Accusat. construirt wird, so ist viel wahrscheinlicher *περιφύονται*, mit einem passenden Adverbium, etwa *ἀτέχνως* zu lesen. So kommt ein ganz entgegengesetzter Sinn heraus: „diejenigen aber, welche hierüber auch etwas zu sagen versuchen, so daſs sie den Schein der Weisheit bei ihrem Nächsten erlangen, folgen nicht der Philosophie *), und ziehen diese

*) Es möchte wohl zu ergänzen sein *τῇ φιλοσοφίᾳ* für *φυσιολογίᾳ* im Gegensatze der *δοξοσοφίᾳ*.

Digitized by Google

(ihre Nächsten) ganz und gar an sich, wie die Vorbergenannten, und die Sekten derer, die sich selbst Agatiker und Kyniker nennen." Dafs die Aristoneer einen grofsen Beifall fanden, und Viele an sich zogen, geht aus Diog. VII. 161. unzweideutig hervor. Dasselbe wissen wir vom Pyrrhon Diog. IX. 63. u. 64.; dafs es den eigentlichen Kynikern nicht an Anhang fehlte, ist uns ebenfalls bekannt, und vom Herillus ist es wegen seiner Accommodation an die Menge nicht weniger wahrscheinlich.

Fast jede Seite bietet dem kritischen Scharfsinne reichen Stoff, und je weniger die hier behandelten Systeme bekannt sind, desto schwerer ist freilich die Herstellung und Erklärung, aber desto belohnender auch jedes Ergebnifs; daher erscheint es allerdings wünschenswerth, dafs ein Kenner dieser Zeit, und besonders der Epikureischen Darstellungsweise, eine neue Recension der Schrift versuche.

In der Widerlegung der Relation des Sittlichen und Unsittlichen C. XV. l. 8 heifst es: *Ἐμπόδων γὰρ ἑκάστῳ δήπου συνορᾷν, ὡς οὐδὲ μεῖζον οὐδὲ ἐλάττον τὸ αὐτὸ πανταχοῦ καὶ πρὸς πάντα τὰ μὲν ἀληθῆ τὰ δὲ ψευδῆ*, wie offenbar zu ergänzen ist, nicht *ἀληθέστατα* wie der Herausgeber geschrieben, wo ungenau *αληθε*, als in der Rolle vorhanden, gesetzt ist, da doch das Facsimile nur das halbe *Θ* giebt. Ungenauer ist noch C. XVI. l. 13 *λίθος καὶ χρ[υσὸς]* gegeben, da die Kupferplatte hat *λίθος ἢ χρ.*

Leider ist die in mehrfacher Hinsicht interessante Stelle über das Verhältnifs der Kategorien sehr lückenhaft, und die Ergänzung um so viel unsicherer, da der Herausgeber nur die Aristotelischen Kategorien kannte, obgleich hier offenbar die Stoischen zum Grunde gelegt sind, ein Beweis, dafs diese damals schon als bekannt und anerkannt vorausgesetzt wurden. Sie müssen also älter sein, als der mit dem Vf. gleichzeitige Chrysippus, wie denn schon aus Aristons Lehre beim Diog. L. VII. 161. hervorgeht: *ἀρετάς τε οὔτε πολλὰς εἰσηγεῖν, ὡς Ζήνων οὔτε μίαν πολλοῖς ὀνόμασι καλουμένην ὡς οἱ Μεγαρικοί ἀλλὰ καὶ τὸ πρός τί πως ἔχειν*, wo wohl nach Aldobrandin's Uebersetzung in Uebereinstimmung mit den vorliegenden Bruchstücken zu lesen ist: *ἀλλὰ καὶ ταύτας πρός τί πως ἔχειν*. Denn wir wissen nach Cicero de Fin. II. 25, dafs nach Ariston sich nichts an und für sich unterschied, als das Sittliche und Unsittliche, und von Polystratus wird ihm C. XVIII. der Vorwurf gemacht, dafs er das Sittliche für ein, an sich (*καθ' αὑτὰ*) und zugleich auch für eine Relation (*πρός τι*) erkläre. Es scheint, dafs Ariston den damals allgemein angenommenen Unterschied zwischen dem *καθ' αὑτὰ* und *πρός τι*, nicht in seinem ganzen Umfange hat gelten lassen, und Col. XVI. möchte ein Bruchstück aus seiner Argumentation sein, die etwa folgender Maafse herzustellen ist: *[οὐκ ὀρθῶς κα]τὰ [τὸν Ζήνωνα]τὰ πρό[ς τ]ί κατη[γορου]μενα οὐ τ[ὴ]ν αὐτὴ[ν χ]ω̣[ρ]αν ἔχει τοῖς κατὰ τὴν [ἰ]δίαν φύσιν λεγ[ο]μένοις [κ]αὶ μὴ πρό[ς] τι· οὐδὲ τὰ μὲν ἀληθ[ῶ]ς ὑπάρχει, τὰ δ' οὔ, ὥ̣στε τὸ ἀξιοῦν ταῦτα τούτους συμβεβηκέναι [ἐ]ὔηθες ἢ τὰ μὲν εἶναι, τὰ δὲ μὴ· καὶ οὐθὲν δια[φ]έρει ἀπὸ τῶν δε τάδε ἀνασκευάζειν ἢ ἀπὸ τῶν δε τάδε.* Doch würde ein weiteres Eingehen in diese schwierige Untersuchung, hier zu weit führen, und wir begnügen uns, über die *ἰδία φύσις* und *καθ' αὑτὰ* auf unsere Schrift: Philosophiae Chrysippeae Fundamenta pag. 85, 90 und 126 zu verweisen, wie wir denn glauben, dafs die Benutzung der dort erörterten Stoischen Kategorienlehre für Erklärung und Ergänzung des vorliegenden Werkes, manche Ausbeute geben würde.

In der Vorrede zu der zweiten Schrift, die den Titel führt: *Φιλοδήμου περὶ Ῥητορικῆς*, wird auf das Bestreben der Epikureer aufmerksam gemacht die Leute zu überreden, dafs das Studium der Wissenschaft nichts nütze, und bemerkt, dafs Philodemus von dieser Tendenz geleitet, gegenwärtige Schrift abgefafst habe. Die Ueberbleibsel sind auf 17 Kupfertafeln gegeben, deren Erste, den Titel enthält, doch machen die 16 erhaltenen Columnen kaum die Hälfte der Schrift aus, die nach den am Schlusse hinzugefügten Bemerkungen, wenn die Ergänzung richtig ist, aus 34 Columnen bestand. Unten auf der letzten Columne steht nämlich:

ΠΟCCΙΔΩΝ ΑΥΤΟC
ΤΟΥ ΒΙΤΩΝ C
CЄ⅄⎺ Δ̄

Der Herausgeber findet den Namen des Schreibers darin, vermuthet aber, dafs er Posidonius geheifsen habe, da Posidon, als Name eines Menschen, nicht vorkommt: über den Zusatz *αὐτὸς* sagt er nichts, und übersetzt ihn gewifs falsch: idem. Da wir sonst den Namen des Schreibers nicht hinzugefügt finden, könnte man vermuthen, dafs dieser Poseidon oder Poseidonius, Sohn des Biton, dieses Buch für sich selbst, abgeschrieben habe. Die Zahl der Seiten (*σέλιδες*) ist

Digitized by Google

lückenhaft und wird Δ Δ (34) ergänzt, weil auf dem Titel die Zahl der Zeilen zu 1005 angegeben ist, und jede Seite 33 Zeilen hat: denn, den doppelten Titel, die letzte Seite, die nur 9 Zeilen enthält, und die Erste abgerechnet, macht 33 + 30 = 990 + 9 = 999. Die noch fehlenden 6 Zeilen sollen daher kommen, weil einige Seiten 34 Zeilen enthalten; doch scheint diese Rechnung sehr unsicher, da weder die Bedeutung von X für 1000 auf dem Titel, sicher, noch die von Δ, für 4, denn jenes kann auch 600 und dieses auch 10 bedeuten, und das Buchstabenfragment vor Δ, scheint keineswegs von einem Δ herzurühren. Der Anfang fehlt wie gewöhnlich, der erhaltene Titel mufs also am Ende gestanden haben, wie denn viele Rollen doppelte Titel hatten.

Die Einleitung sucht noch zu zeigen, dafs der Hauptgedanke dieser Schrift: Rhetorik mache weder den Redner noch den Staatsmann, im Alterthume vielfach ausgesprochen und ausgeführt sei. Zu bedauern ist, dafs der Herausgeber sich nicht über das Verhältnifs dieser Schrift, zu den übrigen Schriften des Philodemus, die denselben Titel führen, ausgelassen hat, auch Ref. mufs darauf verzichten, da die frühern Bände, ihm nicht zur Hand sind.

Die Schrift ist, selbst abgesehen von dem Verluste des ersten Theiles, sehr lückenhaft auf uns gekommen, und giebt aufser der genaueren Kenntnifs der Sprache jener Zeit, wenig Ausbeute. Wir wollen dem Gedankengange folgen, und dabei das Wenige bemerken, was die Wissenschaft gewinnt. Auf den ersten sehr lückenhaften Blättern versucht der Verfasser zu zeigen, dafs das den Sophisten bezahlte Geld vergeblich aufgewendet werde, wobei kleine Bruchstücke des Rhetors Anaximenes und des Epikur vorkommen. Das Anhören der Fest- und Uebungsreden, giebt nichts was brauchbar wäre für die Volksversammlungen und Gerichte: und werden auch solche Gegenstände verhandelt, so geschehe es doch nicht von Staatsmännern, und sind die Sophisten auch ausgezeichnete Leute, so achtet man bei ihnen nur auf Klang und Kunst der Worte nicht auf die Sachen. Man hat nichts als Mühe und Besorgnifs von ihrem Unterrichte wenn man einmal auftreten soll. Nicht besser als die Sophisten, heifst es C. 6. sind die Rhetoren, diese versprechen durch die Rhetorik, Politik zu lehren, diefs sind Leute die Andre in Reden unterrichten wollen, wie die Grammatiker in Lesen und Schreiben. Das werde durch die That widerlegt, also passe der Vergleich nicht: der Umgang mit Staatsmännern mache das Meiste. Redner und Staatsmänner sind ganz verschieden, wie Rhetorik und Politik, denn wenn auch Redner Staaten verwaltet haben, so haben sie es als Staatsmänner gethan, nicht in so fern sie Redner waren, ebenso wenig als die Sophisten und Philosophen. C. 12. Daher mache die Rhetorik nicht den Staatsmann. Ein guter Staatsmann werde nur, wer überhaupt ein guter Mensch sei, und dazu Anlage habe. Besonders bemerkenswerth finden wir, aufser den angezeigten Fragmenten, nur den Unterschied von Sophisten und Rhetoren damals und dafs beide sich anmafsten die Staatsmänner zu bilden, grade wie schon zu Platons Zeit mit diesen Namen Gorgias und Protagoras sich einander gegenüber standen: denn nur ein ungenauer Sprachgebrauch nennt auch Gorgias einen Sophisten.

Neue Paläographische Merkwürdigkeiten bieten die Schriften nicht dar; orthographisch ist etwa zu bemerken, dafs in der Erstern das ι subscriptum häufiger steht, natürlich in gleicher Gröfse mit den andern Buchstaben, als in den meisten andern Rollen, und dafs mehrere Partikeln den Endkonsonanten sich mit dem Anfangsbuchstaben, assimilirt haben, z. B. Col. 21 l. 7 ἐγ γὰρ für ἐκ γὰρ, Col. 24 l. 8 ἐὰμ μὴ doch nur ganz einzeln, dafs Schreibfehler darin zu erkennen sind, die jedoch immer einen Wink enthalten von dem Aneinanderschliefsen der Wörter beim Sprechen. Beide Werke sind corrigirt, das Richtige ist übergeschrieben, das Ausgelassene unten auf der Seite nachgetragen, Geringeres aber zwischen den Reihen, bisweilen sind sogar Varianten unter dem Texte angeführt: so Col. 3 l. ult. περὶ τοῦ τοιούτου λέγῃ V. L. περὶ τοιούτων; Col. 21 l. 25 λαμβάνειν ἀληθίνην V. L. λαβεῖν ἀληθι; so ist auch Col. 23 μάλιστα μετά τισιν was richtig auf die erste Zeile bezogen ist, wo *MATHN...IC* steht, und wohl φωναῖς zu ergänzen ist, dafs es zusammen heifst μάλιστα μετά τισιν φωναῖς, nicht wie der Herausgeber ohne Grund und gegen die vorhandnen Spuren geschrieben hat: μάλιστα ἐπί τισιν δόξαις. Von Interpunction und Accenten ist keine Spur; aufser einer, wie es scheint, willkürlichen Schnörkelei am Schlusse, kommt nur am Ende der Zeilen ein Zeichen vor <, wenn ein Wort abgebrochen, doch steht es nicht

Digitized by Google

überall, sondern nur wo die Zeile sonst kürzer sein würde.

Zum Schluſs empfehlen wir das Studium dieser und der gleichzeitigen Werke, zur Vergleichung mit der hellenistischen Sprache, denn in Grammatik und Wortbedeutung scheinen sich manche Analogieen darzubieten. Christian Petersen, in Hamburg.

LXXX.

Lehre von den Partikeln der griechischen Sprache von Johann Adam Hartung. 2 Theile. Erlangen, 1832—33.

Die lediglich durch Schuld des Ref. verspätete Anzeige des genannten Werkes hat, da Einrichtung und Werth desselben im Allgemeinen schon als hinlänglich bekannt vorausgesetzt werden kann, den Vortheil, sich vorzugsweise mit Angabe dessen, was darin weniger gelungen scheint, befassen zu dürfen, ohne daſs hieraus einem so vortrefflichen Buche aus dem Bereiche der griechischen Sprachkunde, wie seit lange keins erschienen ist, — ganz gegen unsere Absicht — noch ein ungünstiges Vorurtheil erwachsen könnte. Eben so wenig wird es weder dem Buche schaden, wenn sich bei näherer Prüfung zeigte, daſs diejenige Seite, welche seine eigentliche Basis, sein Princip ausmacht, nämlich die *etymologische*, keineswegs die stärkere sei, noch auch, in den Augen des Publikums und des verehrten Hrn. Vfs., dem Referenten, wenn dieser nun dessenungeachtet gerade diese, als hätte er die andere, nämlich die *syntaktische*, aus was immer für Gründen übersehen, zumeist herauskehrt.

Nichts schwieriger als die Beschauung der Partikeln, zumal der griechischen: theils weil die Vielfarbigkeit, welche der Complex, in dem sie jedesmal stehen, ihnen mittheilt, sie nie in ihrem achromatischen Zustande zeigt, auf dessen Ermittelung es doch zunächst und vor allen Dingen ankommt, theils weil dem Auge jeden Augenblick in dem Zwitterlichte Ermüdung und verschwimmende Ineinanderwirrung des Beschauten droht. Wer diese Betrachtung festhält, wird sich der vielen glücklichen Entdeckungen an den Lebensfunctionen solcher, lange todt geglaubten, mikroskopischer Wörter aus der griechischen und selbst aus anderen verwandten Sprachen, noch mehr aber der hier zuerst ausgeführten *systematischen* und *einheitlichen* Betrachtungsweise ihrer Natur freuen, ohne dem Vf. aus einzelnen Mängeln und Versehen herbe Vorwürfe zu bereiten. Ja selbst, wenn viel Mehr, als es der Fall ist, im Buche anders gefaſst oder doch gestellt werden müſste, so würde noch immer die scharfe *Beobachtung* und *Darlegung* der an den griechischen Partikeln sich kundgebenden thatsächlichen Erscheinungen nicht genug zu loben sein, um nichts weniger aber, als dieses, das entschiedene und mannhafte *Entgegentreten* des Vfs. gegen alte, abgeschabte und zerlumpte Vorstellungsweisen theils in Betreff der Sprache überhaupt, theils der Partikeln insbesondere, welche bis auf den heutigen Tag, wenn auch nicht allgemein mehr, doch noch weit genug, und oft in den Köpfen von Leuten, deren Sprachpraxis mit Recht gerühmt wird, verbreitet sind. Nicht leicht z. B. mag eine gröſsere Verkehrtheit erfunden werden, als wenn man den Sinn von Partikeln durch deren Wiedergebung in anderen Sprachen lediglich mittelst taliter qualiter *gleichdeutiger* Wörtchen auch nur ausdrücken, wie viel mehr, wenn wahrhaft erschöpfen zu können wähnt. Das heiſst ein Räthsel durch ein anderes, worüber man noch eben so wenig im Klaren war, auflösen und Alles der Entscheidung des *Sprachgefühls* — und allerdings entzieht sich Manches in der Sprache einer strengen Demonstration — anheim geben wollen, ohne einen Maſsstab zu haben, aus welchem sich die Richtigkeit oder der Irrthum jenes Sprachgefühls, oder, wenn ich so sagen darf, sprachlichen *Gewissens*, das aber für jede Sprache ein *besonderes* ist und von einem Fremden nur selten nach seinem ganzen Umfange *erworben* wird, abnehmen läſst. Zwei Partikeln zweier Sprachen decken sich äuſserst selten; stimmen sie in ihrem *Gebrauche* überein, sind aber der *Etymologie* nach verschieden, so ist auch durch diesen ihren verschiedenen Ausgangspunkt nothwendig eine *Sinn*-Verschiedenheit bedingt; umgekehrt kann, trotz der etymologischen Identität, doch Ein, nunmehr zu zweien gewordenes Wort in dieser Spaltung einen ganz verschiedenen Entwickelungsgang nehmen, ja wird es theilweise deshalb müssen, weil es innerhalb eines anderen Zeichensystemes, d. h. Sprache, fungirt, was leicht eine verschiedene Bewerthung nach sich zieht, wie ihm diese selbst in derselben Sprache je nach seiner Stellung und Verknüpfung zu Theil werden kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 99.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1836.

Lehre von den Partikeln der griechischen Sprache von Johann Adam Hartung.

(Fortsetzung).

Hienach theilen wir nun vollkommen die vom Vf. in der Einleitung auseinandergesetzte Ansicht: für jede Partikel müsse zuerst, wo möglich, ein *fixer* Punkt, gleichsam die Stelle des ersten Herzschlages gesucht werden, um welche ihr *wandelbarer* Lebensproceſs beginnt; und diesen Punkt findet er mit Recht in deren Etymon, welches als ihr wahrhaftes und bleibendes Princip durch keine seiner Wendungen und chamäleontischen Färbungen von den ersten bis zu den letzten hinaus sich selbst entfliehen kann. Die Hauptsache nun natürlich ist, daſs man auch wirklich das *richtige* Etymon treffe; indem, im entgegengesetzten Falle, wir natürlich auch rücksichtlich der Bestimmung der *inneren* Seite des Worts vielfach fehl gehen müssen. Weiterhin möchte sich unser, des Vfs. und Ref., beiderseitiger Weg scheiden; der aber vielleicht wieder zusammenläuft. Hr. H. statuirt nämlich Eine Grundbedeutung, als „den Punkt, von welchem alle besonderen Bedeutungen wie Radien ausstrahlen" S. 51; Ref. dagegen behauptet die strenge *Einheit* und läugnet alle Verschiedenheit der *Dynamis* in solchen Wörtern und Formen, welche in Wahrheit mit sich identisch und nicht etwa, wie num und das num in etiamnum, scheingleich sind. Am thierischen Körper fungirt z. B. das *Auge* nicht bald als Auge, bald als Ohr, Zunge, Nase, Mund, Herz u. s. w., sondern es ist stets und immer Auge, nichts anderes, und fungirt nur als Auge, nichtsdestoweniger unbehindert, eine Menge Verrichtungen, die ihm nicht wesentlich sind, aber seiner Natur nicht widerstreben, z. B. das Geben von allerlei Zeichen, Winken mittelst seiner, mitzuübernehmen. Ja auch die Verschiedenheit der gesehenen Objecte hebt, so gewiſs auch das Auge zur Zeit dadurch afficirt und modificirt wird, dessen Einheit nicht auf. Aehnliches gilt von den Wörtern. Bei der Bestimmung der begrifflichen Seite eines Wortes (auch der Partikeln) muſs stets eine doppelte Rücksicht genommen werden; einmal welches ist sein *Sinn?* Dann, wozu verwendet die Sprache das Wort mit jenem Sinn? d. h. welches sind seine *Bedeutungen*, richtiger gesprochen, die von ihm gemachten *Anwendungen?* Jener ist das Eine feste Innen des Worts, welches Innen schlechterdings nicht dadurch *vielheitlich* wird, daſs an dasselbe *von* auſsen her Verschiedentliches herangebracht und dadurch ihm verschiedene Richtungen *nach* auſsen d. h. auf andere und andere Objecte, auf die es bezogen wird, oder Nexe, in welche es sich fügen muſs, gegeben werden. — So die Partikeln angesehen, bedünkt es uns, als habe der Vf. mehr auf die getreue Feststellung und Herzählung der verschiedenen Bedeutungen jeder einzelnen geachtet, als immer zugleich den streng durchgeführten Nachweis des einheitlichen Sinnes in und trotz der Vielheit ihrer Bedeutungen gegeben, was allerdings keine leichte Sache ist. Eine Negativpartikel z. B. kann nie, wie täuschend oft der Schein sich zeigen möge, ihrem wahren Sinne nach affirmiren. In den slawischen Sprachen werden oft durch Negativpartikeln sowohl indefinite bejahende (irgend) als negative Wörter gebildet; z. B. Litt. nêkas steht für *niemand* und *jemand*, in welchem letzteren Falle nicht, wie im ersteren, die Existenz eines Individuums, sondern nur die Bekanntschaft mit ihm geläugnet wird, so daſs es alsdann mit kaſskas = kazikas, kazinkas, kas zinna kas wer weiſs wer, nescio quis, d. h. jemand, auf gleicher Stufe steht. Der Lette gebraucht hinter Comparativen, also da, wo andere Sprachen sich einer Vergleichungspartikel z. B. quam, als, zu bedienen pflegen, die Negationen ne (nicht), ne kà (auf keine Weise; Litt. ne kaip), ohne daſs man behaupten dürfte, der negative Sinn des Worts gehe in diesem Falle verlo-

Digitized by Google

ren. Leelaks ne oder ne kà sirgs heifst: so groſs, als ein Pferd *nicht* ist, positiv ausgedrückt: gröſser als ein Pferd. Man vergleiche Franz. plus qu'on *ne* pense; Slaw. prezde daze *ne* (bevor *nicht*; positiv: ehe als priusquam) Dobr. Inst. Slav. p. 613 und den Gebrauch des Sanskr. na (non) im Sinne des Lat. ceu, so daſs durch das na gleichsam davor gewarnt wird, zwei zum Verwechseln ähnliche Dinge, z. B. ein Held, *nicht* Löwe, für *wirklich* identisch zu halten.

In der Einleitung findet man ferner in präciser Kürze, von des Vfs. eignem Geiste wiedergeschaffen und bereichert, die Blüthe der philosophischen Grammatik unserer Tage, in so weit sie zu dem Gegenstande des Buches zweckdienlich war. Mit Recht wird darin die *Dreitheiligkeit* der Sprachkategorien und ihr oftmaliger gegenseitiger Widerschein: z. B. Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft; Nothwendigkeit, Wirklichkeit, Möglichkeit; Es, Ich, Du, hervorgehoben; — eine Bemerkung, die sich auch schon früher dem Ref. aufgedrängt hat.

Zu der durchdachten Abhandlung erlauben wir uns hier nur *einen* Einspruch. S. 18. 19 zeigt sich der Vf. seiner früher geäufserten Ansicht, daſs *alle* Präpositionen aus Adverbien hervorgegangen seien, ungetreu; wir möchten ihn aber zu der Wiederzurücknahme seiner Zurücknahme veranlassen, da sich die vom Verbum getrennte Stellung einer Präposition (dann vielmehr Adverbium), welche man nach irriger Auffassungsweise *Tmesis* nennt, weit gefehlt, daſs als eine spätere, vielmehr als die ursprüngliche historisch erweisen läſst. Niemand wird behaupten, daſs im Franz. bel, mol, vieil (vetulus) aus beau, mou, vieux entstanden seien, obwohl offenbar letztere, durch die gröſsere Anzahl consonantischer Anlaute begünstigt, viel häufiger erscheinen, als die ursprünglich ersteren, welche nur vor Vocalen, und nicht einmal ausschlieſslich, ihr Dasein gefristet haben; eben so wenig kann nun auch das *nachmalige* Verwachsen der Präfixe im Sanskrit mit dem Verbum als Beweis dafür gelten, als habe sie das Verbum in der Tmesis gleichsam von sich geschüttelt. Der Verf. irrt sehr, wenn er glaubt, nur das einzige prati komme im Sanskr. als praepositio separabilis vor; vielmehr eben so gut auch â, anu, abhi, apa, pari (Bopp. Gr. cr. r. 688—89), ja in den Veden, wie wir jetzt wissen, noch andere, was auch im Zend und im Homer, also in den ältesten Sprachquellen unseres Stammes, der Fall ist; als Adverbia aber: api, ati in atîwa und reduplicirt: adhjadhi, wie uparjupari.

Wenn wir uns jetzt zu der Prüfung mehrerer von dem Vf. aufgestellter Etymologieen wenden, so müssen wir bevorworten, daſs Vieles schon im zweiten Theile unserer Etym. Forschungen berücksichtigt ist, und es defshalb erlaubt sein mag, uns eben auf das dort noch nicht oder zu kurz Besprochene hier einzulassen.

Zu I. 63. In Bezug auf die Bildung griech. Relativa mittelst Vorsetzung des Relativums ὁ — = S. ja (nämlich mit rauhen Spir. st. j), das allerdings Erweiterung des Demonstrativstammes i (is) ist, ohne daſs in dessen a mit dem Vf. ein zweites Pron. (a) scheint gesucht werden zu müssen, z. B. ὁ-πόσος, gewährt das Magyarische eine interessante Parallele, indem seine Interrogativa, wie ki? (quis?), mi? (quid?), hol? (ubi?) durch Vorsetzung von az, vor Cons. a' (eig. ille im Gegensatze zu ez, hic; dann auch mit der Function des Artikels) zu Relativen z. B. a'ki (qui), a'mi (quod), a'hol (ubi) umschlagen (J. v. Márton, Ung. Sprachl. 1820. S. 35).

Τέ und *καί*. Man war bisher ziemlich darüber einverstanden, daſs τέ und que dem Sanskr. und Zend. tsha (nach Engl. Aussprache cha, worin Hartung I. S. 120 irrthümlich ch für unsere Deutsche Gutt. nimmt) entsprächen, während Hartung τέ (wie Lat. tum-tum) auf τό und que (wie qua-qua) auf qui, *καί* aber auf S. tshaja (cumulus) bezogen wissen will. Hat anders des Ref. Vermuthung, daſs *καί* mit S. tshâiwa (tsha + ẽwa) stimmen, Grund, so müfste man darin tsha, und falls diesem τέ identisch ist, selbst τέ, Lat. que anerkennen. Die befremdende Dreifache Gestalt des griech. Fragpronomens mit κ, π, τ (κοῦ, ποῦ, τίς), so wie das Lat. qu und Goth. hv in demselben sucht der Vf. S. 357 nach Max. Schmidt durch die Annahme eines tsh als des ihnen ursprünglich gebührenden Anlautes im S., der auch sonst, namentlich in den Zahlwörtern tshatur und pantshan (4 und 5), ganz unläugbar durch die angegebenen Laute vertreten wird, zu rechtfertigen. Allerdings läuft neben dem Frag- und Indefinit-Pronomen mit k ein anderes mit tsh her, in welchem letzteren jedoch tsh, wie öfters, blofs eine, wenn gleich alte Verderbung aus k sein möchte. So steht dem S. mâ-kis (μή τις) ein Zend. naê-tshis (ne quis) Burnouf,

Digitized by Google

Yaçna T. I. Notes et Ecl. p. CXLII. gegenüber, und im Pers. kommt nicht allein tsheh (quis, quid?) sondern auch tsheh — tsheh im Sinne von tum quum — tum qui bei Wilken, Inst. Pers. p. 211 vor, welcher Gebrauch an das Zend. tsha, (que), welches auch wiederhohlt gebraucht werden kann, z. B. Bopp. Gr. crit. p. 320, wenigstens erinnert. Dazu gesellen sich S. tshit und tshana, die bekanntlich Interrogativa zu Indefiniten umbilden, und die Zend. Pronominalcomposita yaê-tshi-tsha u. s. w., die sowohl tshi (st. tshit) als auch tsha (Lat. que) enthalten, und schon von Burnouf a. a. O. mit Lat. quicunque verglichen werden. Die Möglichkeit des Ursprungs von Copulativpartikeln aus Pronominen ist vom Vf. genügend dargethan; aber eben so füglich liefsen sich nicht minder tsha, que, τέ als καί an die Sanskritwurzel tshi (colligere) anknüpfen; τέ und καί sind beide aggregativ, nur mit dem Unterschiede, dafs καί, wie et, zugleich steigert, was schon aus der Vermeidung der Antiklimax καί—τέ erhellet. Mag diese Frage noch unentschieden bleiben: die Identität von τέ mit que, tsha scheint durch ihre durchgreifende Analogie gesichert, und eben so, wenn sie überhaupt pronominal sind, ihrer aller Ursprung aus Zend. tshi, Gr. τέ, womit nicht die Möglichkeit, dafs τέ im nichtcopulativen Gebrauche vom Demonstrativum τό, S. tad, ausgehen könne, schon verredet werden soll. Der Vf. selber nimmt, und zwar wie wir glauben, in einzelnen Fällen mit Recht, in anderen, z. B. bei τοί, νῦν und νύ, mit Unrecht, einen völlig verschiedenen Ursprung und somit auch Werth äufserlich gleicher Partikeln an. — Die fabelhafte Etymologie, der zufolge man sonst wohl et für eine Umdrehung aus τέ hielt, hat der Vf. stillschweigend durch die richtige Gleichstellung et = S. ati (drüber hinaus), atîwa (sehr) beseitigt. Der Gebrauch des etiam, ἔτι, bei Comparativen vergleicht sich mit otí, otjónto (S. atj-antas) im Bengalischen Superlativen Schleiermacher, l'Influence cet. p. 59, und vielleicht, falls i darin durch Assimilation für a steht, mit der Lett. Augmentativpartikel it, z. B. it-leels, überaus grofs. Et ist gewissermafsen das mathematische Plus, und z. B. in et ille et ego = + er + ich das erste ein anticipirendes Drüberhinaus, wie denn so verbundene Gegenstände wirklich, nicht blofs einseitiger Weise, das Drüberhinaus des Einen vom Anderen sind.

Γέ S. 344 Sieht man sich nach Verwandten dieses schwierigen Wörtchens um, so ist am wenigsten eine Slawisch-Littauische Enklitika aufser Acht zu lassen, die sowohl lautlich als auch, obschon viel engeren Gebrauchs, begreiflich mit ihm im schönsten Einklange zu stehen scheint. Im Littauischen und Altpreufsischen lautet sie gi, in Lettischen ds (und vielleicht gi mit virgulirtem g), im Slavischen že (gespr. wie im Franz. je), im Poln. że, ż, deren streng paralleles Lautverhältnifs zu einander z. B. aus folgenden Wörtern ersehen werden kann: Litt. genys, Lett. dsennis (Specht). — Lett. dsilna, Slav. 'zelna (Specht) Dobr. Inst. Slav. p. 142. — Litt. gérwė, Lett. dsehrwe, Slaw. zerawl' (grus) ib. p. 140. — Litt. gysla, Lett. dsihsle, Slaw. żila (Ader) u. n. M. a. Diese Partikeln finden sich nun namentlich Pronominen und Partikeln beigefügt, ganz in ähnlicher Weise, wie dies mit γέ der Fall ist. Ueber den häufigen Gebrauch des 'ze im Slawischen s. Dobr. Inst. p. 342, 433, 448 und Bandtke, Poln. Gramm. §. 281. 284. Im Altpreufs. finde ich so: kai-gi (wie) neben kai (dafs), Litt. kai, kaip, kaipo (als) und kaip-gi (1. wie denn? 2. auf mancherlei Weise); im Lettischen, falls nicht auch neg, neggi, ob nicht (nicht interrog.), neg wohl (viel weniger, geschweige) des gestrichenen g ungeachtet (wie mas und mag mit durchstrichenem g: ein wenig) sicher gehören, nur noch: neds-neds (vgl. Slaw. nize, οὐδέ) neben nei-nei (neque-neque), Litt. ney-ney (id.), ney-gi (auch nicht) Ruhig, Litt. Gramm. S. 120 Ausg. 1. Das Litt. gi übersetzt Mielcke: *doch, aber, denn*, z. B. dûk-gi (so gieb denn), wie Poln. day-że (gieb doch); kas-gi (1. wer denn? 2. ein jeder, wie wiskasgi, alles), kur-gi (wo denn?); tas-gi, tassai-gi (eben derselbe), tattai-gi (ja doch, so geht dirs; interjectionell); ar-gi? (ob denn?); bés-gi? (nonne?); o-gi (freilich, ja); jau-gi (ja, freilich schon); ir-gi (und auch); kaczey und kaczei-g (obgleich); jéy, jéy-gi, jéy-gu (wenn, so etwa, wenn ja), und mit ga: tay-gà (das ist es eben, freilich), worin tai (entweder das Neutr. zu tas: *das*, oder das Korrelat zu kai, als) steckt. Die Form gu kommt besonders in Fragen vor z. B. afsgu, tugu, ansgu d. i. egone, tune, illene? Aehnlich, nur nicht fragend, Slaw. az że, tü że, on że (ego autem cet.) und Griech. ἔγωγε Dor. ἔγωγά. Formen, die ich, da sie hier und dort zerstreut stehen, geglaubt habe namentlich anführen und deren Uebersetzung nicht anders, als ich sie vorfand, wiedergeben zu müssen.

Digitized by Google

Die Beantwortung der Frage, ob nun wirklich γέ (γα) den Partikeln gi, ga sammt ihren Genossen gleich gelte, dem Leser und Vf. überlassend, wenden wir uns jetzt zu dem Versuche des Letzteren, dem γέ etymologisch beizukommen. Hiebei sieht sich Ref. nun genöthigt, selbst dem möglichen Vorwurfe des Vf., der, zufolge S. 350 Note, allerdings zu befahren steht, als knabbere Ref. engherziger Weise, ohne sich um die Bedeutung sonderlich zu kümmern, blofs am Buchstaben herum, ohne alle Scheu sich auszusetzen: der Buchstabe fordert so gut sein Recht, als die Bedeutung, und es wäre um die Etymologie sogleich geschehen, wenn wir in ihr den Grundsatz: in literis simus faciles aufkommen liefsen. So kann Ref. nicht anders, als über die viel zu gewagten und theilweise falschen Annahmen von Lautvertauschungen, wie sie S. 355 ff. gegeben werden, seine Mifsbilligung aussprechen, ohne die Gerechtigkeit derselben hier weiter als in Bezug auf γέ darlegen zu können.

Es ist nicht blofse Fiction, sondern wirklich lautet saha im Veda-Dialekte sadha (mit, zusammen) Bopp, Vgl. Gr. S. 258, wodurch des Verf. Vermuthung über die Stammgemeinschaft desselben mit ἅγαν allerdings einen heftigen Stofs erleidet; denn dafs γ durch h hindurch aus dh entstanden sei, erscheint Ref. wenigstens als eine gewaltsame Annahme. Die bisherige Zusammenstellung von sa- mit διά mufs Ref. ebenfalls in Schutz nehmen, da im S. wi (aus dwi, zwei) nicht minder Trennung und Steigerung bezeichnet, auch zamit der zweiten Sylbe von sa-ha, sa-dha weder lautlich noch begrifflich quadrirt; das Zusammen nämlich liegt durchaus nur in dem sa, während das ha, dha, wie mich bedünkt, entweder eine zweite Partikel (vgl. adhi) ist, oder von dhâ (ponere) vgl. z. B. sandhi (compositio) ausgeht. Das S. hi 1. for, because 2. evidently. Colebr. Sansor. Gramm. p. 127) kann, wie leicht einzusehen, nur unter der Voraussetzung herbeigezogen werden, dafs ihm auch ein früheres h st. dh gerecht war; dem mag nun sein, wie ihm wolle: bemerkenswerth zum wenigsten ist hê-tu (Ursache; Grund), im Locativ hêtâu (wegen), dem man hi (enim) wohl ohne Bedenken anschliefsen darf. Litt. gi und γέ kommen nun freilich diesem hi nahe, allein der Littauer ersetzt Sanskr. h, ein paar zweifelhafte Fälle abgerechnet, nicht durch g, sondern durch ż oder sz, und im Griech. weifs ich auch kein sicheres Beispiel eines *anlautenden* γ für S. h; zwei wichtige Instanzen *gegen* deren etymologische Identität. Der Verf. zieht nach Deutsch ja und Lat. quïdem, diese ohne Zweifel widerrechtlich, herbei. Dafs ja, dessen j sicherlich sein organisch richtiger Anlaut ist, im Angelsächsischen gëa lautet, beweiset hier bei dem Hange der Verderbung das j zu g im Angels. nichts; und quidem verläugnet seinen Ursprung von qui so wenig, dafs den Verf. nur sein Bestreben, γέ auch im Lat. wiederzufinden, von der Einsicht in dessen wahre Herkunft abgeführt haben kann. Welchen Casus, ob quid oder das modale quî mit gekürztem Vocale, es einschliefse, könnte einzig zweifelhaft sein; „in gewisser Weise schon" ist sein streng wortgetreuer Sinn. Man vergleiche idem, eodem; quodam-modo.

Ἄρα I. S. 417. Der Verf. bringt diese Partikel mit dem Deutschen rasch, Altnord. râs (impetus, cursus) im Verbindung; liegt dem Worte wirklich, wie der Verf. sehr wahrscheinlich macht, der Begriff der Schnelligkeit zum Grunde, so läge die Erinnerung an Sanskr. „aram, quickly" Colebr. Sansor. Gr. p. 121 Wilkins p. 545 am allernächsten. Letzteres Wort geht von der Wurzel rî (ire) aus, wie ara n. (Radspeiche), ari (a wheel), ra-tha (Wagen), aritra = Engl. rudder, Ruder, genugsam bezeugen. Gleichen Ursprungs ferner ist die Ablativform ârât (prope), nur dafs diese mit dem Präfix â (ad) versehen ist; daran schliefsen sich sodann das Lat. ar- (ad), Sikelische ἄρ (παρά), und Kelt. ar. Ob nicht ἄρειν (als ein Herangehen machen) und ῥᾴ (leicht) gleichfalls auf jene Wurzel zurückgehen, wäre noch zu untersuchen. Der grammatischen Form nach halte ich ἄρα für den Acc. Plur. im Neutrum, wie ἀλλά, τάχα, ὄκα u. a. Uebrigens ist ἆρα vom Verf. I. S. 424 richtig für ein Contractum aus ἦ ἄρα erklärt.

(Der Beschluss folgt.)

Digitized by Google

№ 100.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1836.

Lehre von den Partikeln der griechischen Sprache von Johann Adam Hartung.

(Schluſs.)

Οὖν, ὦν soll nach II. S. 8 der Acc. (doch wohl im Mask.;) eines von Hesychius aufbewahrten Pronomens *αὖς· αὐτός* sein, was mir, obwohl sich auch im Zend. ava (hic) findet, durchaus nicht einleuchten will. Vielmehr, eine kleine Schwierigkeit in Betreff des *ω* und des nicht streng regelrechten Accentes abgerechnet, findet sich bei der Erklärung jener Wörter als Neutralaccusative des Partic. vom Verb. Subst. = *ἐόν*, nicht der mindeste Anstoſs; ihr Sinn ist also *ὄντως*, nur daſs ihm freilich die gewichtige Fülle des letzteren abgeht. Das Wahre, Wirkliche wird in mehreren Sprachen als Seiendes gefaſst, wie S. sat, sat-ja (satjam = *ἐτεόν*), Poln. isty u. s. w., und diese begriffliche Unterlage von *οὖν* liegt offen genug am Tage. Z. B. in den vom Verf. citirten Stellen: *εἰ δ' ἔστιν, ὥσπερ οὖν* (d. i. *ὄντως, ἐτεόν*, revera), *ἔστι; εἴτε καὶ τῷ ὄντι εἴτε καὶ ὁπως οὖν* (ob der Wirklichkeit nach, oder was sonst das *wahre* Verhalten der Sache sei). *Ὅστις οὖν* (wer wirklich, in Wahrheit) u. s. w. Das fragende *οὔκουν* vergleicht sich nicht unpassend mit *ἐτεῇ*. Beim epilogistischen Gebrauche mag man *οὖν* (quae quum ita *sint*), absolut, wie *ἐξόν* u. a., gesetzt denken, und sich solcher Redeweisen als *τοιοῦτος ὤν* (da er ein solcher *ist; als* solcher) erinnern. — Das dorische Zahlwort *ἅς, αἵς* = *εἷς* (vgl. *αἱ, εἰ* in Betreff ihrer Vocale) hätte der Verf. vollends nicht hieher ziehen, am wenigsten aber mit dem Lat. as, assis, das doch wahrhaftig nicht das Nominativzeichen s von *ἐν* in seine obliquen Casus aufgenommen haben kann, in Einklang haben setzen wollen.

Τοί II. S. 336. Nicht die Etymologie ist das Schwierige an diesem Worte, sondern die Bestimmung des Entwickelungsganges seiner Bedeutungen aus dem Etymon. Der Verf. verwirft zwar S. 337. die Annahme, daſs *τοί* Locativ des Demonstrativpronomens *τό* sei, allein giebt dadurch, daſs er *τοί* mit dem Goth. thauh vergleicht, stillschweigend beider Ursprung aus jenem Pronominalstamme zu; umsonst behauptet der Verf. S. 341, h sei im Griech. in *ι* aufgelöst, was so ohne alle Widerrede ungegründet ist, wie der Gedanke, als ob die Passivendungen *μαι, σαι, ται* den Lat. or, ris, tur etymologisch entsprächen. *Τοί* ist gebildet, wie *ποῖ, ποί* (irgend-*wo* und *-wohin*), *οἴκοι* u. s. w., weiset also im Sinne eines *da* ursprünglich auf einen Ort hin. In *τοί γαρ τοι* erscheint die Partikel zweimal, was um so weniger Befremden haben kann, als Wiederholungen solcher Art gar nicht immer vermieden, ja zuweilen gesucht werden. Z. B. verum enim vero, tandem aliquando (in Betreff der letzten Sylbe); altpreuſsisch quai *sien* en mans grīki-*si* (die *sich* an uns versündigen — *sich*) bei Vater, Spr. d. a. Preuſs. S. 18; Französisch Qu'est ce que c'est qu'un — ? Ja im Griechischen selbst: *αὖθις αὖ; αὐτὰρ ἄρα; ἦ — ἆρα* (d. i. *ἦ* + *ἄρα*) beim Verf. I. 457. Der Umstand, daſs *τοί* darin einmal voran steht, während es sonst stets enklitisch nachgestellt wird, was nur bei einer oberflächlichen Betrachtung auf eine Zugehörigkeit des enklitischen *τοί* zu dem indefinitiven *τί* rathen lassen könnte, darf uns nicht im mindesten irren, da bei Lat. verum und vero, so wie bei dem doppelten *τίς* der nämliche Fall eintritt. Dem epischen *τῷ* (darum) entspricht das *τοί* in *τοίγαρ*, wie der Verf. S. 354 nach der Vulgärmeinung will, etymologischer Seits mit nichten; *τοί* : *τῷ* = S. tasmin : tasmâi (abgesehen von dem Einschub des sma) oder wie *οἴκοι* : *οἴκῳ* = S. wêçê : wêçâja, d. h. wie Loc. und Dat., die, wie ich anderwärts zu zeigen versucht habe, mit zwei völlig genetisch verschiedenen Casussuffixen versehen sind. In *τοί-γαρ* (dar-um, da-her, des-wegen) entspricht das *τοί* in der That nur dem Deutschen dar, da, in so

Digitized by Google

fern der Blick durch das Hinweisen auf einen bestimmten Ort oder Punkt fixirt wird, während darin allein γάρ (gewissermafsen das *wegen*) jenen Punkt als den *Grund* irgendwovon darstellt. Vergl. z. B. Aesch. Choëph. 1043. ἐκ τῶνδέ τοι ταραγμός, daraus *da* deine Verwirrung). Uebrigens hätte auch τοί selbst allein, wie das Deutsche da (quoniam) zeigt, den Fortschritt von einem *Da* zu einem *Daher*, *Darum* machen können, in so fern, als der Grund gewissermafsen räumlich *in* einer Sache, *aus* der etwas hervorgeht, befindlich gedacht wird, weshalb man auch im Sanskritischen z. B. wadhârthê (des Tödtens wegen), eig. *in* der Angelegenheit des Tödtens, z. B. gehen, sagt.

Noch aus so vielen Stellen blickt die fast rein *örtliche* Bedeutung des τοί hervor, dafs nur der, welcher sich bereits durch die Mauer eines Vorurtheils den freien Blick verbaut hat, sie mifskennen kann; so namentlich aus fast allen, die der Verf. im zweiten Kapitel beibringt. Daher z. B. dessen häufiger Gebrauch bei Pronominen, wie im Deutschen: wer da, ich da, du da; z. B. Arist. Av. 274. οὗτος, ὦ σέ τοι (dich *da*); ἐγώ τοι (ich da, ich meines *Orts*); Arist. Thesm. 899. ὁπόσα τοι βούλει, λέγε (was *da* du immer willst). Aus eben dem Grunde steht τοί oft in der Nähe von Zeitpartikeln, z. B. οὗτοι ποτέ (nicht *da* irgendwann); τοίνυν (da nun) z. B. Arist. Plut. 1091. πάνυ καλῶς τοίνυν λέγεις (sehr schön sprichst du *da nun*), woran sich leicht sein Gebrauch in Uebergängen knüpft, indem man dadurch, von einem eben *da* gewesenen *nun* zu einem Neuen fortzuschreiten, erklärt. Ferner, wie der Verf. S. 363 bemerkt, bei Pronominen mit δή, z. B. Il. κ, 316. ὃς δή τοι εἶδος μὲν ἔην κακός, ἀλλὰ ποδώκης, er *da schon* war zwar — aber: d. h. das erste *da* mufs man *schon* zugeben, dazu kommt aber noch ein *Anderes* (ἀλλά). — Wenn τοί in Sentenzen gebraucht wird, so soll dadurch, wie durch das Lat. notum *illud*, auf einen bekannten, durch die Erfahrung bestätigten Satz verwiesen werden, z. B. παῦροι γάρ τοι παῖδες ὁμοῖοι πατρὶ πέλονται, es giebt *da* (bekannter mafsen) wenige Kinder, die ff. Od. β. 276.

Im ἤτοι — ἤ(τοι) wirkt die örtliche Abscheidung (da — dort) zur geistigen Disjunction oder Feststellung einer Alternative mit, ähnlich wie die zeitliche und successionelle in tum — tum zur Bezeichnung der Verbundenheit in und trotz der Getrenntheit. Z. B. Herod. I. 11. νῦν τοι (nun *da*) δυοῖν ὁδοῖν — δίδωμι αἱρεσιν — ἀλλ' ἤτοι κεῖνόν γε — δεῖ ἀπόλλυσθαι ἢ σέ d. i. entweder *da* jener (was du doch wohl vorziehst) oder du.

Dafs Wörter für *doch* gern im Gegensatze des relativen *wenngleich* vom Demonstrativstamme ausgehen, lehren, aufser *doch*, z. B. Lat. tamen (quamvis, quanquam), Franz. pourtant (aus tantum), Lett. tak (etwa aus dem Deutschen entlehnt?), takmehr, tomehr (mehrs Maafs; Litt. mieris Ziel), tatschu (dennoch, gleichwohl) neben jebsh, jebshu (obgleich, da doch; jeb, oder), kautschu (obgleich; kaut, utinam); Litt. taczau (dennoch) neben kaczey (obgleich) u. s. w. So kann uns nun auch nicht der Gebrauch von καίτοι (eig.: und *da*), μέντοι (fürwahr *da*) im Sinne eines tamen befremden, wie denn überhaupt keine Gebrauchsweise der Partikel τοί, was hier nicht weiter ausgeführt werden kann, mit seiner von uns erörterten Etymologie in Mifsklang steht. Wenn Hartung S. 344 τοί als *einschränkend* betrachtet, so können wir diese Behauptung recht wohl gelten lassen, indem die Fixirung eines *bestimmten* Ortes (da) natürlich zugleich ein Ausschliefsen aller übrigen ist; indefs glauben wir mehr urgiren zu müssen, dafs durch das Hinweisen mittelst τοί eine *Vergegenwärtigung*, und zwar ursprünglich die sinnliche im Raume, bewirkt werde.

Indem wir noch bemerken, dafs auch in dem etymologischen Theile seiner Arbeit der Hr. Verf. viele treffliche und gediegene Bemerkungen niedergelegt habe, nehmen wir von ihm den freundlichsten Abschied.

A. F. Pott.

LXXXI.

Zeitschrift für die historische Theologie. In Verbindung mit der historisch-theologischen Gesellschaft zu Leipzig herausgegeben v. D. Christ. Fried. Illgen ordentl. Prof. d. Theol. zu Leipzig. Leipzig, bei Barth. 1832 – 33.

Des zweiten Bandes erstes Stück enthält I. Ueber die Entwickelungsepochen in der Geschichte der Menschheit. Von D. Christ. Ferd. Schulze, Prof. zu Gotha. S. 1 – 16. II. Theologiae Plautinae brevis expositio. Auctore Frid. Guil. Ehrenfr. Rostio, Phil. D. ejusdque in Acad. Lips. Prof. extraord., Scholae Thomanae Rectore. S. 17 – 25.

Menschen und Völker, sagt der Inhalt dieser Schrift, schätzt man nach ihren Begriffen von Gott ab. Auf welcher Stufe die

Digitized by Google

Römer in alter Zeit in dieser Hinsicht gestanden, zeigt Plautus der Lustspieldichter, welcher aus dem wahren Leben schöpfend, uns gleichsam einen Sittenspiegel der damaligen Zeit vorhalte. Er lehrt in Kurzem Folgendes: Esse profecto Deum; Deos immortalem agere vitam; scientes rerum omnium; voluntatem Dei bonam esse, Deumque justum, omnipotentem; Deos prosequendos esse veneratione externa (sacris) et interna (modestia) et fiducia; has oportere religionis verbis declarari (Di faxint inquito; quin fabulare: di bene vertant etc.); denique obsequiosa pietate.

III. Ursprung und Umbildung der Altnordischen Gilden oder festlichen Zusammenkünfte. Von D. Finn Magnusen, Prof. und geh. Archivar zu Kopenhagen. Aus dem Dänischen von D. Gottl. Mohnike S. 26 — 40.

Diese Abhandlung zeigt, dafs die Feste und Opfergebräuche der Odinschen Religion noch nicht ganz ausgerottet sind, wiewohl ihre alte Bedeutung vergessen ist. Dies wird besonders von drei Festen, als dem Winteropferfest, dem Opferfest für die Fruchtbarkeit der Erde und dem Siegesopfer- oder Frühlingsfest dargethan. Seitdem nemlich die christl. Rel. die Odinsche verdrängt hat, legte man den alten Festen christliche Bedeutung unter, und so bedeutet das erste nur den Michaels, Allerheiligen und Martinstag, das Zweite Weihnachten, das letzte Ostern.

IV. Nachricht von einer merkwürdigen, in der Stadtbibliothek zu Trier befindlichen, Handschrift über Christliche Weissagungen. Von D. Joh. Christ. Wilh. Augusti, Consistorialrathe und erstem Prof. der Ev-theol. Facult. zu Bonn. S. 41 — 50.

Diese Handschrift stammt aus dem 7ten Jahrhundert und enthält eine Reihe von Betrachtungen über die biblische Geschichte, deren Zweck dahin geht zu zeigen, dafs die Begebenheiten der Vorzeit zum Theil noch unerfüllt und als Bilder der Zukunft zu betrachten sind.

V. Absalon, Bisch. v. Roeskilde und Erzbisch. v. Lund, Eroberer der Insel Rügen und Bekehrer ders. zu Christenthum, als Held, Staatsmann und Bischof. Von D. Hect Friedr. Jansen Estrup Prof. zu Soröe. Aus dem Dänischen übers. und mit Anhängen vermehrt v. D. Gottl. Mohnike. S. 51 — 282.

Nach einem Vorworte des Uebersetzers, welches besonders von der Literatur des Gegenstandes handelt, folgt die mit wahrhaft historischer Kunst, in einer der klassischen vergleichbaren Form, von dem Prof. Estrup verfafste Lebensbeschreibung jenes nordischen Helden und Bischofs Absalon. Der Verf. wufste mit ächter Plastik seinen Helden auf dem Hintergrunde der Staatengeschichte des Nordens so zu zeichnen, dafs sein Werk wohl zunächst eine Lebensgeschichte Absalons, eben so sehr aber einen willkommenen Beitrag zur Charakteristik seiner Zeit und besonders der Dänischen Angelegenheiten ausmacht.

VI. Erläuterungen über das Religionsgespräch zwischen Katholiken und Protestanten, angefangen zu Worms 1540 und fortgesetzt und beendigt zu Regensburg 1541, aus ungedruckten Quellen. Von D. Carl. Gottl. Bretschneider Oberconsistorialr. und Generalsuperint. zu Gotha. S. 284 — 304.

Zweiten Bandes zweites Stück. I. Ueber die Memnonsäule. Aus D. Joh. Arnold Kanne's, Prof. der oriental. Literat. in Erlangen, literar. Nachlasse. S. 1 — 16.

Der Inhalt dieses Aufsatzes, welcher, wie auch der im folgenden Stück noch aus der Zeit der freieren Geschichtsforschung des Verf. stammt, ehe sein Geist in die schwärmerische Richtung umgeschlagen, möchte wegen der vielseitigen Beziehungen auf frühere Werke des Verf. schwer darzustellen, auch wenig verständlich sein; die in ihm enthaltene Idee hat aber Herr Dr. Ad. Wagner in Leipzig mit folgenden Worten sehr treffend angedeutet: Die Memnonsäule bedeute: „das Losringen des Geistes aus der stummen Vergessenheit und Bewufstlosigkeit, als mit dem anbrechenden Tage anklingenden Ton, der in Licht und Klarheit des Bewufstseins, in das geistige Wort, also in sich selbst, zurückkehrt und sich der Narrheit, worin er gebunden war, wieder abgewinnt."

II. Einige Worte über kritische und pragmatische Behandlung der Kirchen-, insbesondere der Dogmengeschichte. Mit Rücksicht auf seine Schrift: Geschichte und Lehrbegriff der Unitarier vor der nicän. Synode v. Dr. Lobegott Lange Prof. zu Jena. S. 17 — 46.

Seinen bekannten hyperkritisch-rationalistischen Grundsätzen bei der Behandlung der Geschichte überhaupt und der Dogmengeschichte insbesondere auch hier treu und sie von Neuem feststellend, versucht der Verf. die Unitarier der vornicänischen Synode, (er handelt hier besond. von Noetus), im Gegensatze der Kirche, deren hierarchische Machinationen er bis in die früheren Zeiten hinaufleitet, als die unterdrückten Aufklärer ihrer Zeit darzustellen, und legt sich so mit ihnen in eine Kategorie stellend, gleichsam sein Glaubensbekenntnifs ab.

III. Ueber den Ursprung der bischöflichen Gewalt in der christl. Kirche, in Verbindung mit der Bildung und dem Zustande der frühesten Christengemeinden. (Eine Probe von der Aechtheit und Wichtigkeit der Briefe des Ignatius.) v. Dr. Nicol. Christ. Kist, Prof. zu Seiden. Aus dem Holländischen. S. 47—90.

Die Grundgedanken dieser durchaus klaren und in ihrem Resultat neuen und eigenthümlichen Abhandlung sind folgende. Der Ursprung der bischöflichen Gewalt in den christlichen Gemeinden ist, wenn nicht allein, doch vornemlich dem Umstande zuzuschreiben, dafs sich besonders in grofsen Städten mehrere Gemeinden nebeneinander bildeten, welche in der Sucht, sich zu einem selbstständigen unabhängigen Körper zu bilden, *eine* Person zu ihrem gemeischaftlichen Oberhaupt erhoben, und so das Entstehen der bischöflichen Würde und Gewalt veranlafsten.

IV. Der Paschastreit der alter Kirche in seiner Bedeutung und seinem Verlaufe v. Dr. Friedr. Wilh. Rettberg, Repetenten der theol. Facult. zu Göttingen S. 91 — 126.

Was erstens die Bedeutung dieses Streites betrifft, so widerlegt der Verf., freilich nicht in ganz klarer und überall durchsichtiger Weise, die ehemalige einseitig philologische Auffassung desselben besonders von Mosheim, und setzt der Lösung desselben aus dem starren Wortbegriffe, die, aus der ganzen Bildung der Ansichten über christliche Feste besonders von Neander begonnene, entgegen.

V. De Prudentio et theologia Prudentiana. Auctore Henr.

Digitized by Google

Mildeldorpf. Theol. D. ejusdemque in Acad. Vratisl. Prof. O. S. 127 — 190.

Von dem richtigen Grundsatze ausgehend, dafs auch die geistlichen Lieder hinzugezogen werden müfsten, um ein möglichst vollständiges Bild der dogmatischen Bildung einer Zeit zu geben, stellt der Verf. aus den Gedichten des Prudentius ein dogmatisches System zusammen, welches den zu seiner Zeit herrschenden Ansichten ganz conform ist. Aufserdem ist alles über das Leben und die Schriften der Prudentius bekannte zusammengestellt.

VI. Aeltere und neuere Vorschriften für den die Messe haltenden Priester, die ersteren aus einem alten Missale des 15ten Jahrh., die letztern aus dem Römischen Missale v. 1634, mitgetheilt v. Dr. Gottl. Mohnike. S. 191 — 214.

Jene Vorschriften betreffen den Abschnitt de defectibus in celebratione Missarum occurrentibus, welcher die dritte Abtheilung in dem römisch-katholischen Missale v. 1634 bildet. Das alte Missale aus dem 15ten Jahrh. ist in der Bischöflich-Schwerinschen Diöcese und zwar bei dem Gottesdienste in Stralsund gebraucht worden. Die fraglichen Vorschriften sind dem Buche als Anhang auf einem besonders gedrucktem Blatte beigegeben, und sind, da sie völlig unbekannt sind, gleichsam als Manuscript zu betrachten.

VII. Ueber eine merkwürdige Differenz in dem Exemplaren der Originalausgabe des Deutschen gröfseren Katechismus Luthers, bei Georgen Rhaw, Wittenberg 1529. 4. v. Dr. Gottl. Phil Christ. Kaiser Prof. in Erlangen S. 215 — 220.

Aus mehreren Differenzen im Bogen V dreier ihm bekannten Originalausgaben des gröfseren Deutschen Katechismus Luthers bei Georgen Rhaw, Wittenberg 1529. 4. beweis't der Verf. den Umdruck dieses Bogens, wegen der Druckfehler, und das Vorhandensein zweier Gattungen von Exemplaren, verbesserter oder solcher, in welchen der uncassirte fehlerhafte Bogen V geblieben war, ein Umstand der wegen der Analogie mit der Augsburgischen Confession nicht ausser Acht zu lassen sei.

VIII. Beiträge zur Reformationsgeschichte des 16ten Jahrhunderts. Aus einer Sammlung von Originalbriefen berühmter Männer jenes Zeitalters. Von Dr. Dav. Schulz, Senior der evangtheol. Facult. und Consistorialrathe zu Breslau. S. 220 — 242.

Sie bestehen aus Briefen Luthers, Melanchthons, Justus Jonas, Joachim Camerarius, Calvins, Oecolampadius etc., welche der Verf. handschriftlich in zwei Foliobänden auf der Bibliothek der evangelischen Gnadenkirche zu Landshut im schlesischen Gebirge gefunden hat. Je mehr diese Sendschreiben zur Aufhellung der Geschichte jener, so wichtigen und noch immer nicht allzu erschöpfend erforschten Zeit, beitragen, um so gerechter ist die Anforderung an den Mittheiler um die Fortsetzung dieser Beiträge.

IX. Etwas zum Andenken an die Auswanderung der Evangelischen Salzburger i. J. 1732, und von den Wiedertäufern im Salzburgischen im 16ten Jahrh. von D. Ge. Veesenmeyer. S. 243 — 258.

Die Mittheilungen bestehen in Auszügen aus seltenen gedruckten Aktenstücken über jene Gegenstände.

X. Kirchengeschichtliche Miscellen von M. Christ. Ad. Pescheck Diaconus zu Zittau. S. 259 — 284.

1) Merkwürdige Wirksamkeit des päpstlichen Missionars und Redners Capistranus in Deutschland.

2) Christoph Pescheck, ein Beispiel der Grausamkeit der Jesuiten gegen die Böhmischen Protestanten.

3) Marcus Schwaner, ein Quäker. Eine merkwürdige Inquisitionsgeschichte aus der Oberlausitz, v. J. 1676.

3) Inquisition gegen eine Frau zu Görlitz i. J. 1692.

Dritten Bandes erstes Stück. I. Paralleles und Wiederkehrendes in der Geschichte. Aus D. Joh. Arnold Kanne's etc. literarischem Nachlasse. S. 1 — 12.

Es sind 8 Parallelen gezogen hinsichtlich der Wiederkehr von Begebenheiten nicht nur, sondern auch der Namen, ja selbst der Tage und Zahlen. Dafs sie oft gemacht sind, auch eine ernste Prüfung nicht wohl aushalten, liegt, wohl in der Sache selbst.

II. Zwei Stücke aus der Moralphilosophie und Theologie der Chinesen. Aus Klaproths franz. Uebers. in der Chrestomathie Mandchou ins Deutsche übertragen. Mitgetheil von D. Gottl. Mohnike. S. 13 — 38.

Diese zwei Stücke bestehen aus einer Sammlung von Chinesischen Sprichwörtern und Sentenzen, *Ming hiang dsi*, oder *Aussprüche berühmter Männer*, überschrieben; sodann aus dem *Buch von den Belohnungen und Strafen, von Tai chang*. Sie sind von Klaproth aus der Sprache der Mandschu ins Französische übersetzt, mit Vergleichung der Chinesischen Urschriften. Diese französische Uebersetzung ist hier wieder ins Deutsche übertragen.

III. Doctrina Origenis de λόγῳ divino ex disciplina Neoplatonica illustrata. Ad assequendos Licentiati in Theol. honores in Acad. Georgia Augusta scripsit D. Frid. Guil. Rettberg. S. 39 — 64.

Die Aufgabe, die sich der Verf. gestellt hat, ist, die Prädicate des λόγος bei Origenes in ihrer genetischen Auseinanderfolge darzustellen, und zu beweisen, dafs sämmtliche Attribute desselben in das Grundprädikat, nach welchem er Bild Gottes (imago Dei) genannt wird, aufgehen. —

IV. Die Lehre der Unitarier des zweiten und dritten Jahrhunderts von dem heiligen Geiste, in ihrer Uebereinstimmung mit dem Dogma ihrer Gegner. Von D. L. Lange Prof. zu Jena. S. 65 — 103.

Wie wenig auch dieser Aufsatz, hinter dem zurückbleibt, welchen der Verf. dem vorigen Stück dieser Zeitschrift hat einrücken lassen, beweiset folgende Aeufserung. Jetzt, heifst es, S. 69 da die Evangelische Kirche festen Fufs gewonnen, kann es, gestützt auf das Princip des Ansehens der h. Schr, nicht mehr gewagt erscheinen, über alle jene Lehren und Institute (z. B. von der Dreieinigkeit, der Kindertaufe, der stellvertretenden Genugthuung eines Gottmenschen, nebst ihren Prämissen, den Dogmen von der Erbsünde und Rechtfertigung), welche mit deutlichen Worten der heil Schr. als Lehren Jesu und seiner Apostel nicht erwiesen werden können, die vielmehr aus menschlicher Meinung hervorgegangen sind, und nur durch die Hierarchie allgemein geltend werden konnten, die Fackel der Kritik freier zu schwingen.

V. Die Schöpfung. Eine histor.-dogm. Entwickelung der Ansichten Ephräms des Syrers verglichen mit den Ansichten der älteren Griech. Philosophen, so wie mit den Darstellungen der ersten Christl. Kirchenlehrer bis auf Augustin. Von D. Friedr. Gottlob Uhlemann. S. 104 — 300.

Auch der Inhalt dieser, mit eben so viel Umsicht als Einsicht, mit eben so viel Gelehrsamkeit als Scharfsinn gearbeiteten Schrift, verdient Anerkennung.

VI. Ein noch ungedruckter Brief D. Franz Volkmar Reinhards etc. an M. Gottl. Phil. Christ. Kaiser, damal. Syndiaconus und Camerarius in Müncheberg. S. 301 — 304.

Auch dieser Brief ist als ein neuer Beleg der grofsen Liebe, Zartheit und Humanität Reinhards gegen seine Freunde und Verwandten, gewifs Jedem willkommen.

Digitized by Google

Jahrbücher

für

wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben

von der

Societät für wissenschaftliche Kritik

zu

Berlin.

Juni 1836.

Berlin,

Verlag von Duncker und Humblot.

1836.

Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Digitized by Google

Mitglieder und Mitarbeiter.

Abegg, in Breslau.
Abeken, in Osnabrück.
Albrecht, in Göttingen.
Aschbach, in Frankfurt a. M.
v. Baer, in Petersburg.
*Bartels.
Barthold, in Greifswald.
Baur, in Tübingen.
Bauer.
F. Benary.
A. Benary.
Bernhardy, in Halle.
Beseler, in Basel.
Bessel, in Königsberg in Pr.
Binder, in Heidenheim.
*Boeckh.
v. Bohlen, in Königsberg in Pr.
Bonnell.
*Bopp.
v. Brandt.
Burmeister.
Capellmann, in Düsseldorf.
Carus, in Dresden.
Clarus, in Leipzig.
Damerow.
Daub, in Heidelberg.
Dieterici.
Diez, in Bonn.
*Dirichlet.
Dirksen.
Dove.
Droysen.
Drumann, in Königsberg in Pr.
Ellendt, in Königsberg in Pr.
Encke.
Erdmann.
Ewald, in Göttingen.
v. Felgermann.
Feuerbach, in Erlangen.
Förstemann, in Halle.
Fr. Förster.
Fricke, in Hamburg.
Friedländer.
*Gabler.
*Gans.
Gerhard.
Gloger, in Breslau.
Glückselig, in Prag.
Goldfuss, in Bonn.
Göschel.
Göttling, in Jena.
Graff.
v. Griesheim.
v. Gruber, in Stralsund.
Haase, in Schulpforta.
v. d. Hagen.
Hagen II. in Königsberg in Pr.
*v. Henning.
*Heffter.
Heydemann.
Heyse.
Hiecke, in Zeitz.
Hinrichs, in Halle.
*Hirt.
Homeyer.
Hornschuch, in Greifswald.
*Hotho.
*Fr. Hufeland.
Hunger, in Erlangen.
Ideler.
J. Ideler.
Johannsen, in Copenhagen.
v. Karajan, in Wien.
Kleine, in Duisburg.
Klöden.
Kosegarten, in Greifswald.
Krüger, in Quedlinburg.
Kufahl.
Kühne, in Leipzig.
Lange.
G. Lange, in Worms.
Lappenberg, in Hamburg.
Lehmann.
Lehnerdt, in Königsberg in Pr.
Lehrs, in Königsberg in Pr.
Leo, in Halle.
Leupoldt, in Erlangen.
*Link.
Lisch, in Schwerin.
Lobeck, in Königsberg in Pr.
Lorinser, in Oppeln.
Lucas, in Königsberg in Pr.
*Marheineke.
Matthäi, in Verden.
Matthäi, in Göttingen.
Matthies, in Greifswald.
Mayer, in Bonn.
Meinicke, in Prenzlau.
F. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
G. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
H. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
Michelet.
Minding.
Mittermaier, in Heidelberg.
Mullach.
Mundt.
v. Müffling, in Münster.
J. Müller.
Müller.
Naumann, in Bonn.
Naumann, in Freiberg.
Nebenius, in Carlsruhe.
Nees v. Esenbeck, in Breslau.
Neue, in Dorpat.
Niethammer, in München.
Nöggerath, in Bonn.
Pelt, in Kiel.
Petermann.
Petersen, in Kreuznach.
v. Pfuel, in Neufchatel.
Phillips, in München.
Pinder.
Plafs, in Verden.
Pohl, in Breslau.
Pott, in Halle.
Purkinje, in Breslau.
Ranke, in Quedlinburg.
Ratzeburg.
v. Raumer, in Erlangen.
Rauter, in Strafsburg.
Reinganum.
v. Riese, in Bonn.
Carl Ritter.
Rosenkranz, in Königsberg.
Rötscher, in Bromberg.
Fr. Rückert, in Erlangen.
Rühle v. Lilienstern.
v. Rumohr, in Copenhagen.
Rust, in Speier.
Sachs.
Schmidt, in Erfurt.
Schmidt, in Bielefeld.
Schoell.
Schömann, in Greifswald.
Schön, in Breslau.
Schott.
Schubert, in Königsberg in Pr.
*Joh. Schulze.
*C. H. Schultz.
Sohncke, in Königsberg in Pr.
Spiker.
v. Stägemann.
Steffens.
Stern, in Göttingen.
Straufs, in Tübingen.
Streckfufs.
*Toelken.
Trendelenburg.
Uckert, in Gotha.
Ulrici, in Halle.
*Varnhagen v. Ense.
Vatke.
Voigt, in Königsberg in Pr.
Wachsmuth, in Leipzig.
Walter.
Weber, in Bremen.
Weifse, in Leipzig.
Wendt, in Göttingen.
Wendt, in Posen.
Wiegmann.
Wilda, in Halle.
*Wilken.
v. Willisen.
Wilmans.
Windischmann, in Bonn.
v. Winterfeld.
Witte, in Halle.
Wolff, in Wien.
*Zumpt.

Digitized by Google

Jahrbücher

für

wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben

von der

Societät für wissenschaftliche Kritik

zu

Berlin.

Juni 1836.

Berlin,

Verlag von Duncker und Humblot.

1836.

Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Digitized by Google

Anzeige.

So eben ist in unserm Verlage erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

James Fenimore Cooper's,

Verf. des Spions, des Bravo u. s. w.

Streifereien durch die Schweiz.

Aus dem Englischen von Dr. G. N. Bärmann.

2 Bände. 8. geh. 3 Thlr.

Literarische Zeitung

(nebst vollständiger, wissenschaftlich geordneter, Bibliographie der neuesten Literatur),

herausgegeben von Dr. Karl Büchner.

3ter Jahrgang, für 1836.

52 Nummern von 1 bis $1\frac{1}{2}$ Bogen gr. 4. $2\frac{2}{3}$ Thlr.

Da das 1ste Semester dieses Jahrgangs vergriffen ist, so haben wir die Einrichtung getroffen, dafs neue Abonnenten das zweite Semester apart zu dem Preise von $1\frac{1}{3}$ Thlr. erhalten können. — Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und die königlichen Postämter an.

An die Besitzer von Ritter's Erdkunde.

In unserm Verlage ist erschienen:

Mendelssohn, Dr. G. B., das germanische Europa. Zur geschichtlichen Erdkunde. gr. 8. 1836. $2\frac{1}{2}$ Thlr.

„Der Verf. behandelt in acht Büchern: Gallien, Grofsbritannien, Westdeutschland, Süddeutschland, Norddeutschland, das subgermanische Ost-Europa (Ungarn und Preufsen), Rufsland und Skandinavien. — Lebendige Anschauung des Terrains, genaue geschichtliche Kenntnifs des Einzelnen, und vor allem ein ausgezeichneter historischer Blick für die politischen Massen, ihre Verhältnisse zu einander und ihre Entwickelung, führen überall zu interessanten und überraschenden Resultaten." (Lit. Zeitg. 1835. Nr. 44.)

Wohlfeiles historisches Nationalwerk.

Von der neuen, *siebenten*, verbesserten und vermehrten, Ausgabe von

Becker's Weltgeschichte,

herausgegeben von Professor Dr. J. W. Loebell in Bonn.

14 Bände. gr. 8.

sind nun die Lieferungen 1 — 3 ausgegeben. Wie bisher pünktlich jeden Monat eine Lieferung erschienen ist, so wird es auch künftig der Fall seyn. Jede Lieferung (ein halber Band) kostet geheftet 10 Sgr. (8 gGr. oder 36 Xr. Rhein.). — Wer es aber vorzieht, das Werk bandweise und roh abzunehmen, erhält alle zwei Monat einen Band zu dem Preise von 20 Sgr. (16 gGr. oder 1 Fl. 12 Xr. Rhein.).

Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an, woselbst auch ausführliche Anzeigen zu haben sind.

***Duncker & Humblot* in Berlin.**

Gedruckt in Berlin bei **J. F. Starcke.**

Digitized by Google

№ 101.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1836.

LXXXII.

***Bibibliothek der gesammten deutschen National-Literatur von der ältesten bis auf die neuere Zeit. Erster Band. Kûtrûn. — Kutrun. Mittelhochdeutsch, herausgegeben von Adolf Ziemann. Quedlinburg u. Leipzig,* 1832. *Druck und Verlag von Gottfried Basse.* 213 *und VIII S.* 8.**

Der Hr. Buchhändler Basse zu Quedlinburg, dessen langjährige buchhändlerische *Πολυπραγμοσύνη* uns neuerdings auf besserem Papiere und in neuen Lettern auch mit einzelnen Werken der *altdeutschen Literatur* *) zu versehen angefangen hatte, eröffnet nunmehr mit vorliegendem Bande eine weitaussehende „Bibliothek der *gesammten* deutschen National-Literatur von der *ältesten* bis auf die *neuere* Zeit" und schickt derselben eine auch besonders ausgegebene Subscriptions-Anzeige (ohne Preisansätze) voraus, in welcher er mit mehr als buchhändlerischer Beredsamkeit für das nicht unkostspielige Unternehmen zu gewinnen, zu erwärmen sucht, und dessen Umfang des Näheren in den Worten darlegt: „Von den *frühesten* Denkmalen an, die uns erhalten sind, bis auf die neuere Zeit soll *kein* Werk, das auf *Classicität* Anspruch macht, und in unsrer National-Literatur für das Studium unsrer Sprache von Wichtigkeit oder zur Kenntnifs der nationalen Bildung einzelner Perioden von Bedeutung ist, darin fehlen." Von den nach diesen Worten in der Anzeige besonders aufgeführten (nicht wenigen Werken von Ulfilas an, die guten Theils schon in mehr oder minder guten Ausgaben zum Abdruck und zur Benutzung gelangt waren, und über welches Verzeichnifs allein schon eine andeutungsreiche Betrachtung angestellt werden könnte, sind als *bereits erschienen* und versendet gekennzeichnet — der *Theuerdank* und das mittelhochdeutsche Gedicht „*Kûtrûn*" oder *Gûdrûna*.

Wir wollen hier mit dem unternehmungsthätigen Hrn. Verleger, der schon verstanden haben wird die Rechnung nicht ohne den Wirth zu machen, darüber nicht rechten, dafs er von vorn herein mit dem *Theuerdank* hervortritt, einem Werke, das unbeschadet seiner schönen Zeitbeziehungen und seines denselben gemäfsen Werthes doch weder auf „Classicität" Anspruch machen kann, noch grade selten genug in öffentlichen Bibliotheken oder bei Antiquaren sein möchte, um — einen gehörig lohnenden Absatz zu versprechen, obschon es bei dem Abdruck in neuen Lettern an Umfang sehr zusammenschmelzen würde. Wir sprechen hier nur den begründeten Wunsch aus, dafs der Hr. Verleger, wenn das schon um seines Ernstes willen löbliche Unternehmen für die Sache wie für den Seckel von Segen und Dauer sein solle, sein Augenmerk wesentlich auf die *Inedita* der älteren wie der mehr neueren deutschen Literatur richten möchte. Hier warten nicht minder aus dem 16. und 17., als aus dem wichtigen 13. 14. Jahrhundert eine Menge Werke noch ihrer ersten Veröffentlichung; und selbst schon allein ein kritisch genauer Zusammendruck aller zerstreuten, kleineren althochdeutschen Sprachdenkmäler des 8—10., so wie der gröfseren und kleineren Ueberreste des für Sprache und Poesie höchst wichtigen 12ten Wendejahrhunderts würde lohnen. Hier würde sowohl der ernstere Sprachforscher befriedigt oder gewonnen werden, welcher sich sonst mit seinen älteren, wenn schon mangelhaften, aber vielleicht aus den Handschriften selbst nachcorrigirten Ausgaben oder auch mit seinem eigenen Scharfblick begnügt, als nicht minder

*) *Altdeutsche Dichtungen.* Aus der Handschrift herausgegeben von Dr. N. Meyer u. E. F Mooyer. 1833. gr. 8 — Adolf Ziemann „altdeutsches Elementarbuch (Grundrifs zur Buchstaben- und Flexionslehre des Altdeutschen, nebst einem Wurzelverzeichnifs; und altdeutsches Lesebuch). 1833. gr. 8. — Dess. gothischhochdeutsche Wortlehre. 1834. gr. 8.

Digitized by Google

der Laie, der Dilettant, der Schränkefüller Lücken seiner Bibliothek ergänzen können.

Wir bleiben nach dieser allgemeinen aus Theilnahme für das Unternehmen hervorgegangenen Betrachtung, welches besonnen haushälterisch und das Rechte treffend fortgeführt der vaterländischen Sprachwissenschaft wie Culturgeschichte von grofser Förderung werden könnte, bei dem *zweiten* der bisher daraus hervorgegangenen Werke, dem unter dem Titel *Kûtrûn* abgedruckten Gedichte um so mehr stehen, als dasselbe, an sich von wahrhaft dichterischem Werthe, unter sonderbaren Beziehungen, nachdem es bisher nur aus einer einzigen Handschrift des *funfzehnten* (vielleicht selbst sechzehnten) Jahrhunderts bekannt gewesen war, mit Einem Male *Mittelhochdeutsch* des *zwölften* Jahrhunderts dargereicht wird, von einem Manne, der durch die oben bereits genannten zwei Werkchen (altdeutsches Elementarbuch und gothisch-hochdeutsche Wortlehre) seit den letzten drei Jahren nicht unvortheilhaft willkommen geheifsen in die Reihe der bewufsteren historischen Sprachforscher eingetreten ist.

Das Gedicht *Gudruna* oder *Chautrun*, wie es in der Handschrift heifst, wurde gleich bei seinem ersten Erscheinen *) sowohl wegen seiner unverkennbaren Beziehungen zur deutschen Heldensage als um seines eignen poetischen Werthes willen auch in seiner uns allein gebliebenen späteren Abschrift als eins der bedeutendsten und schönsten Dichterwerke begrüfst. Von der Hagen selber nannte es 1825 in seiner Ausgabe „die wunderbare Nebensonne der Nibelungen", von andrer Seite wurde es 1827 als „ein herrliches den Nibelungen sich kühn anreihendes Gedicht" bezeichnet, für dessen ältere Recension man Gedichte selbst des dreizehnten Jahrhunderts zu Dutzenden hingeben würde **); und 1829 stellte Wilh. Grimm ***) durch nähere Vergleichung mit dem Nibelungenliede den Werth des Gudrunliedes bestimmter in den Worten heraus: „Alles der Darstellung dort ertheilte Lob ist auch hier anwendbar, den letzten Grad etwa nehme ich aus; denn die zarte Ausführung, welche den zweiten Theil des Nibelungenliedes auszeichnet, ist nicht völlig erreicht. Auch Sitte und Lebensweise möchte dort gleicherweise um einen Grad feiner und vornehmer sich ausweisen. Dagegen was Anlage des Ganzen und regelmäfsige, fortschreitende Entwickelung der Fabel betrifft, so steht es über der Nibelungen Noth; es ist noch mehr aus Einem Gufs und kann in dieser Hinsicht als ein Muster gelten. Es überrascht durch Neuheit des Inhaltes, wie der Charaktere, und zu bewundern ist der eigenthümliche Ausdruck, den jede der auftretenden Personen zeigt und durch das Gedicht behält. Mit dem Aufenthalt der gewaltsam entführten Gudrun in der Normandie öffnet sich die Blüthe des Gedichtes; die Erzählung, die jetzt folgt, wie Gudrun unter Herabwürdigungen aller Art den Adel ihrer Seele bis zu dem Augenblick ihrer Erlösung bewahrt, ist von unbeschreiblicher Schönheit und der Werth dieses Gedichtes überhaupt so grofs, dafs es dem Besten, was epische Poesie irgendwo hervorgebracht hat, kann an die Seite gesetzt werden."

Eine gleich hoch stellende Würdigung hat erst im abgelaufenen Jahre Gervinus *) dem Gudrunliede angedeihen lassen. „Poetischer Ausdruck, sprachliche Gewandtheit, Reichthum der Gedanken, der Wendungen, der Reime, Alles was im Formalen ein Gedicht auszeichnen kann, sind weit vorzüglicher als in den Nibelungen; alle Situationen lebendiger, die Charaktere theilweise noch fester gezeichnet, wenn auch nicht so grofsartig entworfen. Beide Gedichte aber dürften für unsre Nation ein ewiger Ruhm heifsen."

Nach dieser Berichterstattung über die übereinstimmende Anerkenntnifs des in einer einzigen (Wiener) Handschrift des funfzehnten Jahrhunderts **) glücklicher Weise uns erhaltenen Gedichtes möchte es geeignet scheinen, den Inhalt desselben, wenn auch nur kurz umrissen zur Selbstprüfung oder zur Auffrischung des Eindruckes vorzuführen; doch überhebt dessen die gelungene Zergliederung des Liedes, welche Gervinus jüngst erst gegeben ***) hat und auf welche deshalb füglich verwiesen werden kann. Hatte aber das Gedicht durch seinen innern Gehalt wie seine Sagenbeziehung seit seinem ersten Bekanntwerden die Auf-

*) In von der Hagen's Heldenbuche. Berlin, 1825. bei Reimer. Th. I, S. 1—88. 4.

**) Mafsmann, Denkmäler deutscher Sprache und Literatur. München, 1827. Heft I, S. 11.

***) Deutsche Heldensage. S. 370.

*) Geschichte der deutschen National-Literatur. Leipzig, 1835. Th. I, S. 274—283.

**) Die anfangs sogar auf 1517 festgestellt wurde.

***) A. a. O.

Digitized by Google

merksamkeit aller giltigen Beurtheiler auf sich gezogen, so gewann dasselbe für sein aus ihm selbst allerwärts durchblickendes höheres Alter eine erhöhte Bedeutsamkeit oder Bestätigung, seit das Lamprechtische *Alexanderlied* aus dem *zwölften* Jahrhundert *) uns, neben Beziehung auf ein *Troiere liet*, eine deutliche Anspielung und somit sicheres Zeugnifs der schon damals ausgebildeten Dichtung an die Hand gab; welche Stelle **) noch bestimmter, als die schon früher aus Dichtern des 12. und 13. Jahrhunderts ***) beigebrachten Beziehungen auf die Sangeskunst des Horand, nicht nur das frühe Dasein der Sage selbst beurkundet, sondern überdies eine abweichende Recension zu verrathen scheint ****).

In unserm Gedichte, wie es vorliegt, spielt die Sage, was ihm einen besonderen Reiz verleiht, im *nördlichen* Deutschlande, von den Ostseelanden, Seeland, Dänemark, Friesland bis zur Normandie (Normanie Ormanie), Irland und Portugal, selbst Indien, Arabien und Mohrenland — die grofse Wasserstrafse der deutschen Seefahrer. Dieser Vorgang bei einem mit dem Schiff- und Seewesen vertrauten Volke giebt dem Ganzen eine erfrischende Luft, einen kräftig belebten Hintergrund. Und scharfe Züge einer sehr frühen, man weifs nicht, ob man sagen darf mehr norddeutschen, gewifs aber mehr nordischen Empfindungs- und Denkweise konnten auch in der jüngsten Bearbeitung des Stoffes, in den jene aus der Kreuzzugserdkunde stammenden örtlichen Beziehungen u. s. w. eingedrungen sind, nicht verwischt werden. So singt Wate, der hildebrandische Vertreter jenes alten Gepräges, zu Gudrun, als ihr Gemahl gefallen, sie solle die Klage lassen, sie wecke die Todten nicht auf; wenn aber das junge Geschlecht heraufgewachsen sein werde, dann wollten sie sich rächen. Derselbe Wate schont der neugebornen Kinder nicht, denn würden sie aufwachsen zu Männern, so würde er ihnen nicht mehr trauen als einem wilden Sachsen. Und den Kämpfenden räth er, sie sollten die am Meeresufer liegen gebliebenen Kleider nun roth färben, welche die gefangenen Jungfrauen so lange hätten weifs waschen müssen. Herwig aber, welcher seine lang verlorene Geliebte in diesem Geschäfte am Meeresstrande und im tiefen Schnee wieder findet und sie sogleich hätte mit heimführen können, sagt, wie er sie im Sturme einst verloren habe, so wolle er sie auch im Sturme allein wieder gewinnen. Die dadurch vor dem frohen Ziele der langen Leiden neu entstehende Kampfes- und Todesgefahr, auch für Gudrun selbst, der auch der Bruder Ortwin nebst Horand noch verwundet wird, ist ein vortrefflich lebensvoller Schlufs des Ganzen, welches der schönsten Stellen nicht wenige hat. Wir heben hier allein die trefflich geschilderte Schlacht auf dem Wulpensande (Abent. XVII. XVIII), eben so den Gesang Horands (Abent. VI) hervor, oder auch die schön geschilderte Sehnsucht Gudrunens, als der Vogel ihr frohe Botschaft von der Ihrigen endlichem Nahen bringt (Abent. XXIV); an welcher letzteren Stelle zugleich sich anschaulich erkennen lassen möchte, wie aus dem ältern Stoff der Vogel (der wilde vogel), um mit Gervinus zu reden, unter der Hand eines Geistlichen sich, gleich den christlichen Messen, die man im Nibelungenliede singt, zu einem Engel von Gott (Ziemann emendirt von kriste) verwandelt, doch aber ohne Engelsgestalt anzunehmen. Hieher gehört gleichmäfsig die Mischung der ursprünglichen Grundzüge mit den neueren Motiven nach der Schlacht auf dem Wulpensande, wo in der Nacht Freunde gegen Freunde kämpfen und am Morgen gefragt wird, ob man die Feinde den Raben und Wölfen lassen solle *) oder begraben; welches sicherlich alte Färbung an sich trägt, während der daran gereihte Folgeentschlufs, dafs man „der *cristen* ein' nicht ligen enlieze" und ein *richez clôster* zu ihrer *urkünde* bauen solle, späterer Denkweise angehört.

Die liebliche und grofsartige Sage mufs ihren Hauptbestandtheilen nach in früher Zeit eine vielgesungene, allverbreitete gewesen sein, da die *ältesten* nordischen Dichtdenkmale, aufser der Snorra-Edda, **)

*) In Mafsmann's Denkmälern u. s. w. 1827 abgedruckt.

**) Von einem volcwîge hôre wir sagen,
der ûf *Wulpinwërde* gesach,
dar *Hilden vater* tôt lac,
inzwischen *Hagenen unde Wâten*:
der nemohte sich hizuo nicht gegaten;
Hërwich unde Wolfram (l. *Ortwin*)
ne mohten ime niwiht gelîch stn.

***) Aus Pfaff Kuonrat, Boppe, Weinschwelg, Wartburgkrieg, Morolf (W. Grimm Heldensage, S. 331).

****) W. Grimm Heldensage, S. 331.

*) Abent. XVIII: man sol se die raben unt die wilden wölve ûfm werde lâzen niezen.

**) Rask 163. 164.

Digitized by Google

ausführlichere Erzählung von *Högni* und *Hilldr*, *Hethinn* und *Hiarrandr* enthalten, auf den Kampf zwischen *Högni* und *Hedhin*, den ein böses Zauberweib *Hilde*, deren Name selber Kampf und Schlacht heifst, veranlafst und immer neu anfacht, anspielen *) und eine Menge dichterischer Kenningar gewähren **), welche die Verbreitung der Sage hinlänglich beurkunden, wie denn noch das dreizehnte, vierzehnte Jahrhundert eine eigene *Hedin-* und *Högnis*-Saga kennt, und auch *Saxo Grammaticus* die ältere Sage eigenthümlich wiedergiebt ***). Aber selbst ein angelsächsisches Gedicht enthält Anspielungen auf *Herrènda*. In dem Namen *Hildr* aber allein schon, welcher der Name einer Nachts auf dem Walfelde einhergehenden und durch Zauber die Gefallenen zu neuem Kampfleben weckenden Walkyrie ist ****), möchte das *Gûdrûnlied* in die beste höchste Zeit hinaufreichen.

Nach der bis hieher berührten Trefflichkeit und Alterthümlichkeit unsers Gedichtes lag es nahe, ähnlich wie, bei freilich wesentlich andrer Entstehungsweise, auch dem Nibelungenliede geschehen ist, die Bestandtheile der Sage näher zu prüfen, zu gliedern und auszuscheiden; es lag noch näher, sich nach dem älteren Kern, der älteren Gestaltung zu sehnen und demgemäfs zu versuchen, ob das Gedicht, dessen einzige Handschrift ohne alle Widerrede ein Vorbild, wenigstens des vierzehnten Jahrhunderts verrieth, sich nicht bequem in die Sprache eines solchen früheren Jahrhunderts zurückstellen lassen möchte, und zwar nach den Andeutungen des Alexanderliedes gleich in die Sprache des zwölften oder dreizehnten. Ja es war vorauszusehen, dafs ein solcher Versuch der Zurückübersetzung, einmal angeregt (wie wirklich in W. Grimm's Heldensage S. 325 u. s. w. geschehen war), über kurz oder lang in geduldiger und lehrreicher Durchführung auch seinen Mann finden würde. Dieser Versuch, von einer Seite leichter als jener die Sagenbestandtheile auszuscheiden, von der andern Seite vielleicht auch schwerer — liegt nunmehr vollständig in der Ausgabe des Herrn A. Ziemann vor.

Fragen wir nunmehr, was bei diesem Unternehmen geleistet und gewonnen wurde, so kann hier natürlich nicht der Ort sein, nach den Gesetzen der historischen Sprachkritik wie der daraus hervorgehenden Reimkunde des Mittelhochdeutschen ins *Einzelne* hinein zu verfolgen, ob und wo ein *und* oder *unde*, *ime* oder *im*, *mînem* oder *mîme*, *eime* oder *einem* versgemäfser, ein *en* oder *ne*, *er* oder *ei*, *wol* oder *et*, *noch* oder *vil*, hinzuzufügen gewesen sein möchte oder abzuthun und umzustellen, oder wie weit überhaupt im Einzelnen dem Ersetzten, Vermutheten und Gewagten beigestimmt werden könne. Das aber scheint uns als Ergebnifs genauerer Prüfung dem Hrn. Ziemann zugestanden werden zu dürfen, dafs er sich seiner selbstgesetzten Aufgabe nicht ohne tiefere Einsicht in die sprachgesetzlichen Anforderungen und Feinheiten des Mittelhochdeutschen entledigt habe. Wer sich mit dem Standpunkte vertraut gemacht hat, auf welchem jetzt die geschichtliche Erkenntnifs unsrer Muttersprache angelangt ist, wird zugestehen, dafs Ziemanns durchgeführter Versuch ein erfreulicher und nicht ungenügender Beweis von der auf jenem Gebiet errungenen Urtheilskraft zu nennen sei. Freilich war hier Lachmann's Vorgang für die Nibelungen u. s. w. ein guter Wegweiser, und weit schwieriger würde sich die Aufgabe gestaltet haben, wenn es z. B. gegolten hätte, aus der Strickerischen Umreimung das Rolandslied des Pfaffen Kuonrât, oder aus Enenkels Umwerfung die *Kaiserchronik* herzustellen, oder gar aus dem Liede von König *Orendel* (1512!) die ältere Gestalt, wie sie wenigstens in der Vorrede zum alten Heldenbuche (Strafsb. Handschr.) angedeutet ist. Doch ist Ziemanns Verfahren im Allgemeinen immerhin ein durchaus besonnenes und umsichtiges zu nennen. Er folgte in seiner Herstellung oder Rückstellung der Sprachformen des funfzehnten Jahrhunderts in die des dreizehnten oder zwölften streng dem Mafsstabe des Lachmannischen Nibelungenliedes und den Ansätzen der Grimmischen Grammatik.

*) Snorra-Edda 165.

**) Müller Sagabibliothek.

***) Vergl. auch Wolsungasaga Cp. 17. wegen der Benennung Hedinsei (Hiddensee).

****) Jakob Grimm's Mythologie S. 238.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 102.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1836.

Bibliothek der gesammten deutschen National-Literatur von der ältesten bis auf die neuere Zeit. Erster Band. Kûtrûn. — Kutrun. Mittelhochdeutsch. Herausgegeben von Adolf Ziemann.

(Schluſs.)

Dabei hat er das, was er von dort her in den handschriftlichen Text zur Erfüllung des Versmaſses oder des Sinnes abzuändern, einzuschieben oder auszustoſsen für nöthig hielt, gewissenhaft in besondre Zeichen oder Klammern eingeschlossen, unterm Text aber, wie bei kritischer Ausgabe eines wirklich älteren Gedichtes, die Lesarten der hier gewissermaſsen jüngeren Handschrift auf das Genaueste angegeben, endlich am Schluſs (auf S. 209 — 213) aus v. d. Hagens Anmerkungen zu Gudrun eine ausführliche Parallelisirung derjenigen Stellen angehängt *), welche das Lied in einzelnen Ausdrücken und Redensarten, oder ganzen Zeilen und Strophen mit dem Nibelungenliede gemein hat; zu welchem Vergleich sich übrigens aus jenem, wie aus anderen Gedichten, wohl noch manche Nachlese halten lassen möchte.

Wir wenden uns hienach zu der andern, vielleicht ersteren Frage, zu welchem Endzwecke überhaupt eine solche, wenn selbst nicht mühevolle, doch vollzogen sein wollende Arbeit dienen, welche Förderung sie der Sprachgesetzkunde oder der Literaturgeschichte, welchen Vortheil gegen den bisherigen Hagenschen Abdruck zu gewähren vermöge. Das schöne Gedicht in einem besonderen Abdrucke ohne das ganze und theure Hagen'sche Heldenbuch fortan besitzen zu können, ist ein zwar äuſserer Vortheil, der jedoch hier nicht weiter geltend gemacht werden kann. Daſs dagegen der Sprachkenner und Sprachkritiker, wenn auch nur aus Bequemlichkeit des Textüberblicks und Volleindrucks, doch immer wieder gern von der Ziemann'schen Restauration und den disjectis membris membraneae unter dem Texte zu der wenn auch nicht alten Handschrift, und somit zum Hagenschen Abdruck, soweit beide selber den alten Text enthalten, zurückgreifen werde, wird auch der Restaurator nicht in Abrede stellen. Der Sprach- und Sachkenner wird, bei allem Wohlgefallen an dem Bemühen im Allgemeinen und Besondren, wenn schon mit Bedauern, nie leugnen können, daſs das Ganze keine Wahrheit sei. Nicht unvortheilhaft aber möchte bei dieser Gelegenheit sein, ein tiefer greifendes Beispiel für jene Behauptung ins Auge zu fassen. Wer hätte nämlich nicht schon einmal den Wunsch gehegt, das für die Geschichte der deutschen Heldensage unschätzbare alte *Hildebrandslied*, auſser der Ergänzung seines Schlusses auch nur in der Sprache des achten Jahrhunderts, seinem ganzen Umfange nach in noch viel älterer Sprache und Gestalt zu lesen oder zu hören? Wer hat sich nicht schon die Frage gestellt, wie dasselbe in gothischer Sprache geklungen habe und klingen möge? Der Reiz zu einem surrogirenden Versuche ist um so gröſser, als der Verlust des wirklich Ursprünglichen unverschmerzlich, der Abstand der Zeit, Sprache, Mundart und Ausdrucksweise bedeutender, der Umfang des im Gothischen verwendbaren Wurzelreichthums für uns ziemlich beschränkt ist, und hier bedeutend mehr gewagt werden muſs, allein schon um dem im vorliegenden Texte des 9. Jahrhunderts glücklich erhaltenen Alliterationsgesetze auch dort Genüge zu thun.

Wenn wir hienach zu unsrer *Kûtrûn* zurückkehrend einerseits behaupten könnten, daſs mit solchem grammatischen Reductionsversuche, gegenüber der innerlich ungleich wichtigeren Aufgabe der Sagenausscheidung, wodurch man dem älteren und ältesten

*) Der Herausg. hat hier die Nibelungen nach Hagen's Ausgabe gezählt, dessen Zeilenzählung er auch beim Gudrunenliede am Rande wiedergibt, obgleich er dies sonst nach Strophen zählt. Die Einschnitte sind auch wie in Hagens Ausgaben durch einen etwas gröſseren Zwischenraum bezeichnet.

Digitized by Google

Stoffe wenigstens sachlich so weit als möglich sich anzunähern bemüht ist, zunächst nicht mehr gewonnen werde, als schon gereiftere Jünger der Diutiska durch den Vergleich solcher Arbeit mit der zu Grunde liegenden Handschrift (hier des 15. Jahrhunderts) für immer geschärftere Sprachkritik zu üben: so wollen wir doch andrerseits gern zugestehen, dafs auch mancher sonstige Freund der älteren deutschen Poesie, dem es weniger um die Sprachform, als um den Inhalt und den Stoff zu thun ist, das Gedicht in diesem laut-bereinigten Abdrucke lieber lesen werde, als in der unsaubern Rechtschreibung des funfzehnten Jahrhunderts; um so mehr, wenn er von der Lesung des Nibelungenliedes in der Lachmannschen Ausgabe herüberkommend sein Auge dort bereits an die auch hier durchgeführte Laut- und Längenbezeichnung gewöhnt hat.

Aber auch dem sprachkundigeren und strengeren Leser wird die Ziemann'sche Ausgabe, mehr als es anfangs scheint, genügen, wenn er sich überzeugt, dafs ihr Herausgeber oder Bearbeiter sich, man kann sagen durchgehends ohne Ausnahme so treu, ja ängstlich genau am handschriftlich gegebenen Texte gehalten und wenig oder gar nichts geändert hat; ja in dieser Beziehung die Handschrift mitunter buchstäblicher wieder giebt, als selbst von der Hagens Abdruck, in welchen (zwar überall mit Kennzeichnung) manches zur Berichtigung, Ergänzung und Versfüllung hineingebessert wurde, was auch der neue Restaurator, mit Hinweisung darauf, benutzt hat.

Hr. Ziemann verspricht in der Vorrede (S. VII) in einem besonderen Hefte, aufser weiteren Emendationen von ihm und Andern, so wie einer genauen Erörterung einzelner Stellen, eine *Einleitung in das Ganze*, welche doch wohl die tieferen Beziehungen und Verzweigungen der Sage wird besprechen sollen. Dabei wird es gelten die drei oder zwei Hauptbestandtheile des Gudrunliedes zu sondern, nämlich den Eingang, der sich von selbst ablöst, darnach die Mitte, die mit selbständigem Schlusse auch im Norden bekannt ist, endlich die letzte Hälfte, das eigentliche Eigenthum unseres deutschen Gedichtes. Möge aber der Hr. Vf. bei solchen Untersuchungen auch auf den innerlichen Zusammenhang der Grundzüge in der *Horands-*, *Rother-* und *Orendel*-Sage seine Aufmerksamkeit und Untersuchung lenken; da in allen dreien unverkennbar derselbe Typus der kaufmännischen Schiffsrettung, die auch das Kindermärchen vom treuen Johann nachwirksam abspiegelt. In *Orendel* möchte zweifelsohne *Horand* nachklingen, dem andrerseits der singend rettende Rother ganz gleich steht.

Doch wir brechen hier billig ab, indem wir den Wunsch aussprechen, dafs Hr. Ziemann die versprochene Einleitung recht bald folgen lassen möge, unsre Besprechung des *Gudrunenliedes* aber, wenn sie auch nichts Neues gewährte, doch die Aufmerksamkeit der Gebildeten erneut auf ein Gedicht lenken möge, das, wie Gervinus (S. 277 a. a. O.) bemerkt, über den Einfluss der dichterisch begeisterten Schule der Romantiker und die vaterländisch begeisterte Zeit der Befreiung, welche mehr die Verbreitung des Nibelungenliedes förderten, „unbillig schon jetzt vergessen und selbst Männern unbekannt zu sein scheint, denen es nicht hätte entgehen sollen." Mafsmann.

LXXXIII.

Geschichten Besessener neuerer Zeit. Beobachtungen aus dem Gebiete kakodämonisch-magnetischer Erscheinungen, von Justinus Kerner; nebst Reflexionen von C. A. Eschenmayer über Besessensein u. Zauber. Karlsruhe, 1834. bei G. Braun. VI und 189 S.

Die Bemühungen des Hrn. Verfs. der anzuzeigenden Schrift auf dem Gebiete magnetischer, und nun auch dämonischer, Erscheinungen werden, wie Ref. behaupten zu dürfen glaubt, bis jetzt weder von seinen Gegnern, noch von seinen Anhängern, noch auch von ihm selbst aus dem richtigen Gesichtspunkt betrachtet.

Ein grofser Theil von denjenigen, welche Hr. Dr. Kerner selbst als die Gebildeten bezeichnet, wendet sich von seinen Mittheilungen mit Widerwillen und selbst mit Verachtung ab, weil ihnen hier neben einer Reihe aufserordentlicher Thatsachen, welche für sich wohl geeignet wären, Aufmerksamkeit und Theilnahme zu erwecken, zugleich der alte Glaube an Gespenster, Teufelsbesitzung, Zauber und Beschwörung mit in den Kauf gegeben wird, Zugaben, welche ihnen so widrig sind, dafs sie, um ihrer ledig zu bleiben, auch von jenen Thatsachen keine, oder doch nur oberflächliche und ablehnende, Notiz nehmen. Dies ist aber in der That Schade; denn die Mittheilungen des Hrn. Dr. K.

Digitized by Google

sind für den Arzt, den Philosophen, überhaupt für jeden, dem die Kenntnifs der menschlichen Natur nach ihren verborgenen Tiefen angelegen ist, von dem höchsten Belange: es bleibt ohne dieselben die Reihe der Krankheitszustände des Menschen in den wichtigsten Punkten lückenhaft; eine nicht unbedeutende Anzahl geschichtlicher Erscheinungen erhält erst durch diese Erfahrungen ihr richtiges Licht; und die Natur- und Seelenlehre, wenn sie dieselben unberücksichtigt läfst, mufs dafür angesehen werden, ihre Aufgabe umgangen, nicht gelöst zu haben. Ueberdies, wenn hiebei gegen die Person des Hrn. Dr. K. mifsliebige und geringschätzige, ja selbst verdächtigende Aeufserungen gemacht werden: so liegt hierin das gröfste Unrecht; denn Hr. K. verdient dafür, dafs er dergleichen Erscheinungen, welche sich sonst im Winkel verstecken, oder nur entstellt und unzuverläfsig in das Publicum kommen würden, ordentlich beobachtet und urkundlich an die Oeffentlichkeit bringt, von Seiten der Wissenschaft aufrichtigen Dank; ungerechnet noch das sittliche Verdienst, welches er und seine treffliche Familie durch die humanste Aufnahme, uneigennützigste Beherbergung und gemüthlichste Behandlung von dergleichen Kranken sich um die leidende Menschheit erwirbt.

Indessen Hr. Dr. K. und seine Anhänger sind doch nicht ganz ohne eigene Schuld an jenem Mifsgeschick. Sie sind es ja selbst, welche dem Publicum ihre Beobachtungen in der abschreckenden Vermischung mit jenen Volksmeinungen bieten, welche die Bildung unsers Jahrhunderts ein für allemal perhorrescirt; Meinungen, deren, wie z. B. des Glaubens an Zauber und Teufelsbesitzungen, sich entledigt zu haben, der Stolz unserer Väter war, und die, wie z. B. den Gespensterglauben, der Jugend auszutreiben, noch jetzt die Bemühung aller vernünftigen Erzieher ist. Wenn ein Kerner und Eschenmayer dem Publicum erklären: wir haben Geisterseherinnen und Besessene beobachtet, also müsset ihr wieder Gespenster und Dämonen glauben — ist es ein Wunder, wenn da die Gebildeten erwiedern: wir können es aus guten Gründen nicht über uns gewinnen, zum Geister- und Dämonenglauben zurückzukehren, folglich können wir auch euren angeblichen Beobachtungen keinen Glauben schenken? Sofern in dieser unsrer Bemerkung die Forderung enthalten ist, die Beobachter solcher Erscheinungen sollten nur eben diese, die nackten Thatsachen, wiedergeben, das Urtheil darüber hingegen, und die Aufstellung einer Theorie dem Leser und der weiteren wissenschaftlichen Forschung überlassen: so erscheint dies Hrn. Dr. K. und den mit ihm Gleichgesinnten auf ihrem Standpunkt als eine ungehörige Zumuthung. Die Theorie, sagen sie, welche sie vortragen, sei nicht von ihnen hinzugethan, sie liege ja schon in den Thatsachen, und dringe sich mit diesen so unwiderstehlich auf, dafs nur Gewalt und Willkür sie davon absondern könne. Für's Erste nämlich, heifst es, geben die kranken Personen selbst mit merkwürdiger Uebereinstimmung abgeschiedene Geister als die Gegenstände ihres Schauens oder die Ursachen ihres Leidens an, und für's Zweite laufen alle bei denselben beobachteten Erscheinungen in die Voraussetzung der Existenz und Einwirkung jener Wesen, als in ihren natürlichsten Einheits- und Entstehungspunkt zusammen.

Allein gegen diese Gründe für die Kerner'sche Geistertheorie müssen schon die einfachsten geschichtlichen Parallelen mifstrauisch machen. Dieselben Gründe waren es ja, hinter welchen z. B. das alte astronomische System vor und gegen Copernicus sich verschanzte: dafs erstlich die Anschauung selbst mit unüberwindlicher Ueberzeugungskraft für das Umdrehen des Himmels und das Ruhen der Erde rede, und dafs zweitens alle Erscheinungen aus dieser Voraussetzung sich genügend erklären lassen. Sofern nun, woran zu zweifeln ich kein Datum an der Hand habe, die Hrrn. Kerner und Eschenmayer dennoch das copernicanische System anerkennen, so räumen sie hiemit factisch ein, dafs nicht jedes Ding in der Wirklichkeit das sei oder davon herrühre, was zu sein und wovon herzurühren es auf den ersten Anblick scheine; sie ertheilen sich und uns die Befugnifs, über die Erscheinung zum Wesen als einem Andern hinauszugehen; sie gestehen zu, dafs die richtige Theorie von der Thatsache nicht immer das gerade, sondern bisweilen auch das verkehrte Abbild ist. Ohnehin sollte man von Männern, welche, wie Hr. Eschenmayer, in ihrem sonstigen Denken keineswegs dem Sensualismus huldigen, die jeden crassesten Empirismus noch überbietende Behauptung nicht erwarten, dafs die wissenschaftliche Erklärung nur das tautologische Nachsprechen der Erscheinung sein dürfe. Ohne Zweifel werden sie dies auch keineswegs für alle Fälle feststellen wollen, sondern nur dann behaupten, die Theorie müsse dem Phänomen so buchstäblich

Digitized by Google

treu bleiben, wenn jede von diesem mehr abweichende Erklärung, statt die Schwierigkeiten zu vermindern, in gröfsere verwickle. In dieser Hinsicht verhalte sich nun aber, werden sie sagen, ihre Ansicht von den magnetischen und dämonischen Zuständen zu jeder andern gerade umgekehrt, als die alte Vorstellung vom Planetensystem zur copernicanischen. Während nämlich die zahllosen Schwierigkeiten, in welche sich die ältere Astronomie rücksichtlich der Bewegung der Planeten verwickelte, durch das System des Copernicus mit Einem Schlage gelöst worden seien: gerathe jede Ansicht über die hier in Rede stehenden Erscheinungen, welche ohne die Voraussetzung von Gespenstern und Dämonen auskommen wolle, in ein Gewebe von Schwierigkeiten hinein, welche, wenn man sich nur zu jener Voraussetzung entschliefse, allesammt vermieden bleiben. Indessen ist es auf der einen Seite bekannt genug, dafs auch das copernicanische System in den Augen der im alten Glauben Aufgewachsenen grofse Schwierigkeiten hatte, und für das an der Erscheinung hängende ungebildete Denken noch immer hat, z. B. rücksichtlich der Unsichtbarkeit und Unmerklichkeit der Umdrehung der Erde, des periodischen Abwärtshängens eines Theils ihrer Bewohner, und was dergleichen Bedenken mehr sind, welche jetzt jeder Gebildete überwunden hat, und daher hoffen kann, auch die Schwierigkeiten, welche der dem Kerner'schen System entgegenstehenden Ansicht von den dämonischen und ähnlichen Erscheinungen bis jetzt noch ankleben, werden mit dem Fortschreiten der Zeit und Wissenschaft zu überwinden sein. Andererseits ist es nicht wahr, dafs jene empirische Erklärungsweise so ganz von keinen Schwierigkeiten gedrückt sei. Umstände, wie, dafs die Geister nicht blofs in bestimmter menschenähnlicher Gestalt, sondern selbst in Kleidern erscheinen, dafs solche, die schon vor Jahrhunderten in die Ewigkeit gegangen, Verse aus dem 1791 redigirten würtemb. Gesangbuch citiren, werden gewifs von der Geistertheorie durch die Voraussetzung eines ätherischen Kleiderstoffs und fortwährender Kenntnifsnahme der Abgeschiedenen von den diesseitigen Erscheinungen nur eben so kümmerlich erklärt, als ehedem die Rückläufigkeit der Planeten durch die Epicykeln, und eben so viel leichter und einfacher jene durch die Annahme, dafs die Geistererscheinungen blofs subjectiv seien, wie diese Bewegungen durch die Entdeckung, dafs sie in der Jahresbewegung der Erde ihren (gleichfalls subjectiven) Grund haben.

Indessen, es ist nur scheinbar richtig, dafs die Kernerisch-Eschenmayer'sche Theorie ein reines Abbild des Factums sei: vielmehr ist auch in ihr, genau betrachtet, eben so viele Zuthat von Raisonnement, als bei jeder andern, und eben darin versehen es ihre Urheber, dafs sie nicht die richtige Grenzlinie ziehen zwischen dem, was objectives Factum, und was subjectives Urtheil ist. Sie behaupten, ihren Beobachtungen zufolge sei es Thatsache, dafs es Geister gebe, die den Menschen erscheinen, und Dämonen, welche sich ihrer bemächtigen. Dies ist unrichtig. Thatsache ist vielmehr nur, dafs es Menschen giebt und Zustände, in welchen dieselben mit Geistern zu verkehren, oder von solchen besessen zu sein meinen, und sich demgemäfs benehmen: ob nun aber wirkliche Geister, oder was sonst, die Ursache dieser Zustände sei, das bleibt dem Urtheil anheimgestellt. Jede Festsetzung darüber, was diese wirkende Ursache sei, hat zunächst nur den Werth einer Hypothese, und in dieser Hinsicht steht die Kerner'sche Voraussetzung wirklicher Geister mit jeder andern, welche mit der Annahme irgend eines Krankheitszustandes auszureichen sucht, durchaus auf gleicher Linie. Ja jene Geistertheorie, welche sich so gern als zum Factum gehörig gebärden möchte, steht in der Reihe der Hypothesen selbst noch unter der andern Erklärungsweise, sofern sich diese mit dem gegebenen Subjecte, dem leidenden Individuum begnügt, von welchem sie nur einen eigenthümlichen Zustand voraussetzt: während jene zu dem gegebenen Subject ein oder selbst mehrere andere, und noch dazu aus einer uns sonst durchaus unbekannten Classe von Wesen, nämlich die Geister und Dämonen, als deos ex machina, postulirt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 103.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1836.

Geschichten Besessener neuerer Zeit. Beobachtungen aus dem Gebiete kakodämonisch-magnetischer Erscheinungen, von Justinus Kerner; nebst Reflexionen von C. A. Eschenmayer über Besessensein und Zauber.

(Fortsetzung).

Nach dem Titel und der Vorrede gegenwärtiger Schrift scheint Hr. Dr. K. selbst jetzt eine Ahnung davon zu haben, dafs eine reinere Absonderung der Theorie vom Factum nöthig sei, um seinen Mittheilungen gröfseren Eingang beim Publicum zu verschaffen. Er sagt nämlich (S. V d. Vorr.), er wolle blofse Thatsachen, keine Theorieen, geben, und die hinzugefügten Reflexionen über Besessensein und Zauber (S. 120—189) werden schon auf dem Titel ausdrücklich als Antheil des Hrn. Eschenmayer an dem Werke bezeichnet. So hat Hr. K. den vieljährigen Mitarbeiter in seinem Geschäfte nun ausdrücklich in die Firma aufgenommen, und zwar haben sie die Arbeit so unter sich getheilt, dafs jener vorzugsweise die Beschäftigung mit den Thatsachen und Stoffen, gleichsam die Magazinsgeschäfte, dieser das Raisonniren und Rechnen mit denselben, oder das Comptoir, übernommen hat. Allein, indem so Hr. Dr. Kerner den Theil der Arbeit, welchem er nicht gewachsen war, einem andern übertragen hat, der ihn eben so einseitig betreibt: so ist damit nicht wirklich geholfen, indem das Publicum unmöglich auf ein Handlungshaus etwas halten kann, dessen Buch- und Correspondenz-führender Associé mit Drudenfüfsen rechnet, und mit Kreuzen unterzeichnet. Ein weit besserer Geschäftsmann, welchen es ungleich empfehlender für Hrn. K. war, sich als Theoretiker beizugesellen, tritt in einem Abschnitt dieses Buches (S. 47—72) in der Person des Herrn Pfarrer Gerber auf, welcher, wie er der Facta sich aufs Bestimmteste versichert hat, und daher jede Erklärung, welche diese und ihre Eigenthümlichkeit wegzuraisonniren sucht, nachdrücklich zurückweist: so doch andrerseits erklärt, dafs ihm die Verwandtschaft mit dem Volksaberglauben an diesen Geschichten höchst zuwider sei, und er nichts lebhafter wünsche, als dafs durch eine richtige Erklärung aller Geisterspuk von der Sache weggeräumt werden möchte; nur sei eine solche Erklärung bis jetzt weder von ihm selbst, unerachtet seines ernstlichen Bemühens, gefunden, noch von Andern ihm geboten worden (S. 60); weswegen er denn auf eine künftig von ihm herauszugebende Schrift, der auch wir mit Verlangen entgegensehen, verweist (S. 72). Dies ist ein Mann wie wir ihn brauchen: scharfe, aber nicht zum Voraus schon ungläubige Prüfung der Thatsachen; in Betreff der Theorie aber ein ἐπέχειν, welches den Abschlufs derselben nicht übereilt, sondern ihre weitere Ausbildung auf fernere, eigene und fremde, Beobachtung und Forschung ausgesetzt sein läfst. Sind es doch kaum erst ein paar Jahrzehnte, dafs dergleichen Erscheinungen angefangen haben von Sachkundigen beobachtet und zum Gegenstand wissenschaftlicher Forschung gemacht zu werden: und man sollte schon mit einer Theorie derselben fertig sein? Vielmehr schon das überweist die Kernerisch-Eschenmayers'che der Unrichtigkeit, dafs sie das Urtheil über die complicirtesten Erscheinungen im Wesentlichen abgeschlossen zu haben glaubt zu einer Zeit, in welcher nach dem Stand der Dinge nur eben die ersten Anfänge zu einer solchen gegeben sein können.

Unter diesen Umständen entsteht für den gegenwärtigen Ref. die Aufgabe, von den Erscheinungen, welche den Inhalt der vorliegenden Schrift ausmachen, dem Leser eine Vorstellung zu geben, und, ohne sich durch die von Kerner vorausgesetzte, und von Eschenmayer ausgesponnene Theorie die Hände binden zu

Digitized by Google

lassen, sie in dasjenige Licht zu rücken, welches die Anknüpfung einer richtigeren Ansicht von denselben am meisten begünstigt.

Die zwei von Kerner selbst beobachteten und ausführlich erzählten Geschichten, welche, einigen anhangsweise kürzer mitgetheilten älteren gegenüber, den eigentlichen Körper des Büchleins bilden, die des Mädchens von Orlach (S. 20—46) und die der besessenen U. (S. 73—100), ergänzen sich in Rücksicht auf den Ursprung der dämonischen Zustände durch einen merkwürdigen Gegensatz. Bei der ersteren ging vor dem eigentlichen Besessensein eine Reihe von sichtbaren Erscheinungen her, welche das Mädchen zu haben glaubte. Eine gespenstige Katze, Dohle, ein Haufen Frösche, ein Hund, Pferd, Bär, auch monströse Thierfiguren, aufserdem Scheingestalten bekannter Menschen, aus welchen am Ende die schwarze Gestalt eines Mönchs, als ihr eigentlicher Kern, hervortritt, erscheinen ihr an verschiedenen Orten, im Stalle, auf dem Felde, im Walde, während der Zeit von mehr als einem halben Jahre, bis endlich der schwarze Geist, wie es ihr vorkam, mit kalten Fingern ihr in den Nacken griff, und mit diesem Griff in sie hineinfuhr, was nun auch fernerhin durchaus die Art blieb, wie die dämonischen Paroxysmen ihren Anfang nahmen. Die Frau U. hingegen sah nie, weder vor, noch während ihres dämonischen Zustands einen Geist, vielmehr war der Anfang ihrer Krankheit der, dafs sie zuerst nur convulsivische Anfälle hatte, in welchen sie um sich schlug, ohne zu sprechen, worauf erst nach 4 Monaten eine dämonische Persönlichkeit aus ihr zu reden anfing. Es ging also dort das dämonische Wesen gleichsam von aufsen allmälig in die Kranke hinein: hier entwickelte es sich aus ihrem Innern heraus; dort wurde die anfänglich objective Anschauung zum subjectiven Zustand: hier kam der subjective Zustand erst nach und nach zum objectiven Bewufstsein und Ausdruck; dort wurde eine Visionärin, hier eine Epileptische zur Dämonischen.

Der Zustand, in welchen nun beide Personen von Zeit zu Zeit, nach längeren oder kürzeren lichten Zwischenräumen, verfielen, war im Wesentlichen sich gleich, und nur in Nebenumständen verschieden. Das Mädchen von O. safs während der Anfälle, den Kopf auf die linke Seite gesenkt, mit beständiger krampfhafter Bewegung des linken Fufses: die Frau U. hingegen konnte im Anfall stehen und gehen, und wurde oft zu sehr heftigen Bewegungen veranlafst; aus jener sprach im Paroxysmus eine rauhe Bafsstimme: während diese so ziemlich ihre gewöhnliche Stimme beibehielt, u. s. w. Bei einer wie bei der andern aber war das Gesicht zum widrigsten Grinsen verzerrt; bei beiden die Form der Reden pöbelhaft, ihr Inhalt ruchlos, und besonders gegen alles Heilige lästernd; und, was das Wesentliche ist, bei beiden die eigenthümliche Verrückung des Selbstbewufstseins, dafs das aus der Kranken redende Subject der Dämon war, der von sich in der ersten, von dem menschlichen Individuum dagegen, aus welchem er redete, in der dritten Person sprach, und während er dessen Glieder und Organe als die seinigen gebrauchte und bewegte, sich ihm doch zugleich als verhafstem Object seiner plagenden Thätigkeit aufs Schärfste entgegensetzte. Diese Zustände, wie sie durch eine sprechende Aehnlichkeit an die Dämonischen des N. T. erinnern, so ist überhaupt, wie Ref. aus eigener Anschauung mehrerer Krisen der zweiten von den genannten Kranken bezeugen kann, für die Erscheinung der Sache kein bezeichnenderer Name, als der des Besessenseins, aufzufinden. Wenn es Besessene gäbe, so müfsten sie wohl, können wir sagen, so sich benehmen: daraus aber folgt nicht, dafs die so sich Benehmenden wirklich Besessene, oder dafs durch diesen Ausdruck auch das Wesen ihres Krankheitszustandes bezeichnet ist.

Aehnliche Verrückungen des Bewufstseins, dafs das Ich mit einem ganz fremden Inhalte sich erfüllt, der Handwerker etwa als Kaiser, der Gelehrte als Feldherr, und nicht selten als eine bestimmte andere Person, z. B. als Napoleon, spricht, sind als Formen des Wahnsinns bekannt, und in so weit wäre, dafs z. B. die erste der Kerner'schen Besessenen in der Rolle eines Mönchs redet, nicht zu verwundern. Aber ein wesentlicher Unterschied ist, dafs bei Verrückten gleichzeitig nur Ein Ich im Individuum vorhanden, das wahre, gesunde Ich ganz in das erträumte aufgegangen ist, der zum Kaiser gewordene, z. B. nichts mehr vom Schuster, als nur etwa, dafs ihn die Leute mit Unrecht dafür halten, weifs: während bei diesen Besessenen neben dem dämonischen Ich zugleich noch das menschliche, aber als unterdrücktes und aus der Herrschaft über seinen Organismus verdrängtes, vorhanden, und dem Bewufstsein des dämonischen Ich beständig ge-

Digitized by Google

genwärtig ist. Um dieser Grunddifferenz der dämonischen Zustände von denen der Verrücktheit willen verzweifelt nun auch Hr. Pfr. Gerber (S. 49), von diesen zur Aufhellung jener ersteren Gebrauch machen zu können, und Eschenmayer in seinen Reflexionen geht deshalb zur Erklärung derselben von dem Verhältniſs der menschlichen Natur zu einer Uebernatur, wie er es nennt, und einer Unnatur, kurz, zu einer von der Menschenwelt verschiedenen Geisterwelt, aus. Ich gestehe, daſs mir dies kein geringerer Umweg zu sein scheint, als wenn einer, um von Europa nach Amerika zu gelangen, den Weg über den Mond nehmen zu müssen glaubte, und ein eben so vergebliches Bemühen, als wenn einer, um eine gesuchte Gröſse zu finden, von einer gleichfalls unbekannten ausgehen wollte, statt von einer bekannten, die mit jener in einem Verhältniſs steht. Eine solche nun ist hier offenbar die gewöhnliche Verrückung, und, wegen der dabei doch zugleich vorhandenen Verschiedenheit beider Erscheinungen an der Begreifbarkeit jener aus dieser zu verzweifeln, ist der Widersinn eines Rechners, welcher auf die unbekannte Gröſse nicht kommen zu können glaubte, wenn nicht die gegebene schon ganz dieselbe mit der gesuchten wäre.

(Die Fortsetzung folgt.)

LXXXIV.

Index librorum manuscriptorum et impressorum, quibus Bibliotheca regia Berolinensis aucta est anno MDCCCXXXV. Berolini, typis Petschii. IV. 89 *S.* 8.

Index impressorum librorum, quibus bibliotheca universitatis Fridericiae Wilhelmiae Rhenanae aucta est anno MDCCCXXXV. Bonnae, 1836. *typis Caroli Georgii.* 46 *S.* 8.

Catalogus librorum impressorum, quibus bibliotheca reiga publica universitatis litterariae Vratislaviensis anno MDCCCXXXV. aucta est. Vratislavii, typis Barthii et socii. 31 *S.* 8.

Catalogus librorum, quibus biblioth. reg. universit. Gryphiswaldensis aucta est a. MDCCCXXXV. Gryphiswaldiae, typis Fr. Guil. Kunike. 1836. 8 *S.* 8.

Verzeichniſs der Bücher, welche im Jahre 1835 *für die Universitätsbibliothek zu Halle gekauft worden sind. Halle, Plötz.* 10 *S.* 8.

Seitdem in Folge vielfach veränderter Verhältnisse im Gebiete der Wissenschaften, das Wesen der Gelehrsamkeit ein entschieden anderes geworden, als es vor dem Eintritt dieser Zustände war, seitdem jene Polyhistorie längst entschwundener Tage verschollen, um mannigfach gebildeten und angebauten Disciplinen der Wissenschaft, die aber keinesweges der vermittelnden Einheit entbehren, mit Recht zu weichen; sind auch jene Anstalten wesentlich andere geworden, welche die Schatzhäuser der Wissenschaft sind — die Bibliotheken. Nicht mehr darf es ihre Aufgabe sein, jener geschmacklosen Curiositätenliebe, man gestatte das Wort der Schule, zu fröhnen, um den wenigen Bibliomanen unserer Tage zu genügen, nicht länger darf eigensinnige auf irgend einen Zweig des Wissens gerichtete Sammlerlaune oder anderes leitendes Gesetz sein, sondern ihr Zweck ist lediglich der, mit richtigem Takt die Gesammtinteressen der Wissenschaft des Jahrhunderts berücksichtigend, der Mitwelt den möglichst reichsten Nutzen zu gewähren, der Nachwelt aber ein treues lebensvolles Bild sämmtlicher Richtungen und Bestrebungen der Zeit zu überliefern. — Sollte unter diesen Umständen nicht eben dieser Mitwelt ein volles Recht zustehen, Rechenschaft zu fordern, wie dieser Aufgabe genügt wird? Sollte sie nicht sich selbst vielleicht schuldig sein, prüfend zu fragen, wie diese *öffentlichen* Anstalten sich des ihnen gewordenen schwierigen, aber sehr ehrenvollen Auftrages entledigen? Wäre die Zahl der Bibliotheken, denen hochachtbare gelehrte Vorstände die sicherste Garantie gewähren, dieser Aufgabe möglichst zu genügen, gröſser (und gar wenige junge Kräfte geben sich diesem Berufe ausschlieſslich und mit voller Liebe hin, um in trefflichster Schule zu dereinst tüchtigen Arbeitern zu erstarken) — so wäre in der That das Bedürfniſs jener Rechenschaft geringer, wenn auch keinesweges ein überflüssiges, denn es leuchtet der Nutzen solcher Oeffentlichkeit, wohl ohne weitläuftigen Beweis ein. Abgesehen von den Rücksichten vorgesetzter Behörden, ist es für Alle die, deren Zwecken jene Anstalten dienen sollen, von hohem Werthe, sich von ihrem Bestande, ihren Fortschritten und ihrem Zuwachse zu überzeugen. Vor allen glücklich freilich jene wenigen Bibliotheken, deren gedruckte Cataloge vorliegen, welche daher nur, wie die Bodlejanische, die Cataloge ihrer Accessionen in der Form von Supplementen darzubieten haben; bis aber an dergleichen bei den groſsen Anstalten des Festlandes zu denken, werden diese jährlichen Spenden, mit denen in den obigen der Anfang gemacht wird, gewiſs jedermann willkommen sein. Sie werden in der besten Absicht dargeboten, jeden *Gebildeten* von der Masse des Neuerworbenen in Kenntniſs zu setzen und jeden *Berechtigten* zum Richter zu machen über die Lösung jener oben angedeuteten Fragen, sie scheuen aber auch das Urtheil *Unberufener* nicht, die etwa vom einseitig befangenen Standpunkte aus, die umfassenden Rücksichten nicht kennend, und die mannigfach sich darbietenden nie wiederkehrenden Gelegenheiten zu glücklichen Erwerb nichtbeachtend, allzurasch fertig sind mit dem tadelnden oder mäkelnden Wort. Schwierig allerdings in der Verwaltungslehre der Bibliothekwissenschaft ist der Abschnitt von der wesentlich fördernden Erweiterung des Instituts, dem nützlichsten Ankauf und die französischen Bibliographen aller Zeiten haben nicht angestanden, die Lehre vom Achat des livres des Breiteren zu besprechen. Keine Bibliothek *kann Alles* und viele brauchen nicht einmal *von Allem* zu besitzen, dennoch aber sollen andererseits namentlich die Bibliotheken in groſsen Universitäts- und Residenzstädten Allen Alles sein, dem Fremden wie dem Einheimischen; der erste verlangt Seltenheiten und Prachtwerke zu sehen, welche den Blick auch des flüchtigen Beschauers fesseln, der letzte verlangt, bei der vielseitigen Bildung solcher Städte, eben sowohl die älteren und neueren Produkte der ernsten Wissenschaft als die heiteren Erzeugnisse der neuesten schönen aus- und inländischen Literatur und überdies macht die Anstalt, selbst wegen ihres Ranges noch besondere Ansprüche auf äuſsere Auszeichnung durch vorzügliche Exemplare, gute Einbände u. dgl. Je gerechter alle dieso verschiedenen Ansprüche sind, destomehr ist in diesem Falle der Bibliothekar zu einer gleichmäſsigen Berücksichtigung aller derselben, mit völliger Verzichtleistung auf eigene Ansichten und Neigungen verpflichtet. (Ebert in Ersch Encyclop.) Er muſs sich in demselben Augenblick um eine undatirte Incunabel mit dem räthselhaften R, wie um die Werke Jules Janin's, um die princeps etwa der Epistolae obscurorum virorum, wie um ein neuestes Werk von der letzten Messe, um ein Prachtmanuscript und einen Pergamentdruck, wie um eine Brochüre zur Eisenbahn-

Digitized by Google

lassen, sie in dasjenige Licht zu rücken, welches die Anknüpfung einer richtigeren Ansicht von denselben am meisten begünstigt.

Die zwei von Kerner selbst beobachteten und ausführlich erzählten Geschichten, welche, einigen anhangsweise kürzer mitgetheilten älteren gegenüber, den eigentlichen Körper des Büchleins bilden, die des Mädchens von Orlach (S. 20—46) und die der besessenen U. (S. 73—100), ergänzen sich in Rücksicht auf den Ursprung der dämonischen Zustände durch einen merkwürdigen Gegensatz. Bei der ersteren ging vor dem eigentlichen Besessensein eine Reihe von sichtbaren Erscheinungen her, welche das Mädchen zu haben glaubte. Eine gespenstige Katze, Dohle, ein Haufen Frösche, ein Hund, Pferd, Bär, auch monströse Thierfiguren, aufserdem Scheingestalten bekannter Menschen, aus welchen am Ende die schwarze Gestalt eines Mönchs, als ihr eigentlicher Kern, hervortritt, erscheinen ihr an verschiedenen Orten, im Stalle, auf dem Felde, im Walde, während der Zeit von mehr als einem halben Jahre, bis endlich der schwarze Geist, wie es ihr vorkam, mit kalten Fingern ihr in den Nacken griff, und mit diesem Griff in sie hineinfuhr, was nun auch fernerhin durchaus die Art blieb, wie die dämonischen Paroxysmen ihren Anfang nahmen. Die Frau U. hingegen sah nie, weder vor, noch während ihres dämonischen Zustands einen Geist, vielmehr war der Anfang ihrer Krankheit der, dafs sie zuerst nur convulsivische Anfälle hatte, in welchen sie um sich schlug, ohne zu sprechen, worauf erst nach 4 Monaten eine dämonische Persönlichkeit aus ihr zu reden anfing. Es ging also dort das dämonische Wesen gleichsam von aufsen allmälig in die Kranke hinein: hier entwickelte es sich aus ihrem Innern heraus; dort wurde die anfänglich objective Anschauung zum subjectiven Zustand: hier kam der subjective Zustand erst nach und nach zum objectiven Bewufstsein und Ausdruck; dort wurde eine Visionärin, hier eine Epileptische zur Dämonischen.

Der Zustand, in welchen nun beide Personen von Zeit zu Zeit, nach längeren oder kürzeren lichten Zwischenräumen, verfielen, war im Wesentlichen sich gleich, und nur in Nebenumständen verschieden. Das Mädchen von O. safs während der Anfälle, den Kopf auf die linke Seite gesenkt, mit beständiger krampfhafter Bewegung des linken Fufses: die Frau U. hingegen konnte im Anfall stehen und gehen, und wurde oft zu sehr heftigen Bewegungen veranlafst; aus jener sprach im Paroxysmus eine rauhe Bafsstimme: während diese so ziemlich ihre gewöhnliche Stimme beibehielt, u. s. w. Bei einer wie bei der andern aber war das Gesicht zum widrigsten Grinsen verzerrt; bei beiden die Form der Reden pöbelhaft, ihr Inhalt ruchlos, und besonders gegen alles Heilige lästernd; und, was das Wesentliche ist, bei beiden die eigenthümliche Verrückung des Selbstbewufstseins, dafs das aus der Kranken redende Subject der Dämon war, der von sich in der ersten, von dem menschlichen Individuum dagegen, aus welchem er redete, in der dritten Person sprach, und während er dessen Glieder und Organe als die seinigen gebrauchte und bewegte, sich ihm doch zugleich als verhafstem Object seiner plagenden Thätigkeit aufs Schärfste entgegensetzte. Diese Zustände, wie sie durch eine sprechende Aehnlichkeit an die Dämonischen des N. T. erinnern, so ist überhaupt, wie Ref. aus eigener Anschauung mehrerer Krisen der zweiten von den genannten Kranken bezeugen kann, für die Erscheinung der Sache kein bezeichnenderer Name, als der des Besessenseins, aufzufinden. Wenn es Besessene gäbe, so müfsten sie wohl, können wir sagen, so sich benehmen: daraus aber folgt nicht, dafs die so sich Benehmenden wirklich Besessene, oder dafs durch diesen Ausdruck auch das Wesen ihres Krankheitszustandes bezeichnet ist.

Aehnliche Verrückungen des Bewufstseins, dafs das Ich mit einem ganz fremden Inhalte sich erfüllt, der Handwerker etwa als Kaiser, der Gelehrte als Feldherr, und nicht selten als eine bestimmte andere Person, z. B. als Napoleon, spricht, sind als Formen des Wahnsinns bekannt, und in so weit wäre, dafs z. B. die erste der Kerner'schen Besessenen in der Rolle eines Mönchs redet, nicht zu verwundern. Aber ein wesentlicher Unterschied ist, dafs bei Verrückten gleichzeitig nur Ein Ich im Individuum vorhanden, das wahre, gesunde Ich ganz in das erträumte aufgegangen ist, der zum Kaiser gewordene, z. B. nichts mehr vom Schuster, als nur etwa, dafs ihn die Leute mit Unrecht dafür halten, weifs: während bei diesen Besessenen neben dem dämonischen Ich zugleich noch das menschliche, aber als unterdrücktes und aus der Herrschaft über seinen Organismus verdrängtes, vorhanden, und dem Bewufstsein des dämonischen Ich beständig ge-

Digitized by Google

genwärtig ist. Um dieser Grunddifferenz der dämonischen Zustände von denen der Verrücktheit willen verzweifelt nun auch Hr. Pfr. Gerber (S. 49), von diesen zur Aufhellung jener ersteren Gebrauch machen zu können, und Eschenmayer in seinen Reflexionen geht deshalb zur Erklärung derselben von dem Verhältnifs der menschlichen Natur zu einer Uebernatur, wie er es nennt, und einer Unnatur, kurz, zu einer von der Menschenwelt verschiedenen Geisterwelt, aus. Ich gestehe, dafs mir dies kein geringerer Umweg zu sein scheint, als wenn einer, um von Europa nach Amerika zu gelangen, den Weg über den Mond nehmen zu müssen glaubte, und ein eben so vergebliches Bemühen, als wenn einer, um eine gesuchte Gröfse zu finden, von einer gleichfalls unbekannten ausgehen wollte, statt von einer bekannten, die mit jener in einem Verhältnifs steht. Eine solche nun ist hier offenbar die gewöhnliche Verrückung, und, wegen der dabei doch zugleich vorhandenen Verschiedenheit beider Erscheinungen an der Begreifbarkeit jener aus dieser zu verzweifeln, ist der Widersinn eines Rechners, welcher auf die unbekannte Gröfse nicht kommen zu können glaubte, wenn nicht die gegebene schon ganz dieselbe mit der gesuchten wäre.

(Die Fortsetzung folgt.)

LXXXIV.

Index librorum manuscriptorum et impressorum, quibus Bibliotheca regia Berolinensis aucta est anno MDCCCXXXV. Berolini, typis Petschii. IV. 89 *S.* 8.

Index impressorum librorum, quibus bibliotheca universitatis Fridericiae Wilhelmiae Rhenanae aucta est anno MDCCCXXXV. Bonnae, 1836. *typis Caroli Georgii.* 46 *S.* 8.

Catalogus librorum impressorum, quibus bibliotheca reiga publica universitatis litterariae Vratislaviensis anno MDCCCXXXV. aucta est. Vratislavii, typis Barthii et socii. 31 *S.* 8.

Catalogus librorum, quibus biblioth. reg. universit. Gryphiswaldensis aucta est a. MDCCCXXXV. Gryphiswaldiae, typis Fr. Guil. Kunike. 1836. 8 *S.* 8.

Verzeichnifs der Bücher, welche im Jahre 1835 *für die Universitätsbibliothek zu Halle gekauft worden sind. Halle, Plötz.* 10 *S.* 8.

Seitdem in Folge vielfach veränderter Verhältnisse im Gebiete der Wissenschaften, das Wesen der Gelehrsamkeit ein entschieden anderes geworden, als es vor dem Eintritt dieser Zustände war, seitdem jene Polyhistorie längst entschwundener Tage verschollen, um mannigfach gebildeten und angebauten Disciplinen der Wissenschaft, die aber keinesweges der vermittelnden Einheit entbehren, mit Recht zu weichen; sind auch jene Anstalten wesentlich andere geworden, welche die Schatzhäuser der Wissenschaft sind — die Bibliotheken. Nicht mehr darf es ihre Aufgabe sein, jener geschmacklosen Curiositätenliebe, man gestatte das Wort der Schule, zu fröhnen, um den wenigen Bibliomanen unserer Tage zu genügen, nicht länger darf eigensinnige auf irgend einen Zweig des Wissens gerichtete Sammlerlaune oder anderes leitendes Gesetz sein, sondern ihr Zweck ist lediglich der, mit richtigem Takt die Gesammtinteressen der Wissenschaft des Jahrhunderts berücksichtigend, der Mitwelt den möglichst reichsten Nutzen zu gewähren, der Nachwelt aber ein treues lebensvolles Bild sämmtlicher Richtungen und Bestrebungen der Zeit zu überliefern. — Sollte unter diesen Umständen nicht eben dieser Mitwelt ein volles Recht zustehen, Rechenschaft zu fordern, wie dieser Aufgabe genügt wird? Sollte sie nicht sich selbst vielleicht schuldig sein, prüfend zu fragen, wie diese *öffentlichen* Anstalten sich des ihnen gewordenen schwierigen, aber sehr ehrenvollen Auftrages entledigen? Wäre die Zahl der Bibliotheken, denen hochachtbare gelehrte Vorstände die sicherste Garantie gewähren, dieser Aufgabe möglichst zu genügen, gröfser (und gar wenige junge Kräfte geben sich diesem Berufe ausschliefslich und mit voller Liebe hin, um in trefflichster Schule zu dereinst tüchtigen Arbeitern zu erstarken) — so wäre in der That das Bedürfnifs jener Rechenschaft geringer, wenn auch keinesweges ein überflüssiges, denn es leuchtet der Nutzen solcher Oeffentlichkeit, wohl ohne weitläuftigen Beweis ein. Abgesehen von den Rüchsichten vorgesetzter Behörden, ist es für Alle die, deren Zwecken jene Anstalten dienen sollen, von hohem Werthe, sich von ihrem Bestande, ihren Fortschritten und ihrem Zuwachse zu überzeugen. Vor allen glücklich freilich jene wenigen Bibliotheken, deren gedruckte Cataloge vorliegen, welche daher nur, wie die Bodlejanische, die Cataloge ihrer Accessionen in der Form von Supplementen darzubieten haben; bis aber an dergleichen bei den grofsen Anstalten des Festlandes zu denken, werden diese jährlichen Spenden, mit denen in den obigen der Anfang gemacht wird, gewifs jedermann willkommen sein. Sie werden in der besten Absicht dargeboten, jeden *Gebildeten* von der Masse des Neuerworbenen in Kenntnifs zu setzen und jeden *Berechtigten* zum Richter zu machen über die Lösung jener oben angedeuteten Fragen, sie scheuen aber auch das Urtheil *Unberufener* nicht, die etwa vom einseitig befangenen Standpunkte aus, die umfassenden Rücksichten nicht kennend, und die mannigfach sich darbietenden nie wiederkehrenden Gelegenheiten zu glücklichen Erwerb nichtbeachtend, allzurasch fertig sind mit dem tadelnden oder mäkelnden Wort. Schwierig allerdings in der Verwaltungslehre der Bibliothekwissenschaft ist der Abschnitt von der wesentlich fordernden Erweiterung des Instituts, dem nützlichsten Ankauf und die französischen Bibliographen aller Zeiten haben nicht angestanden, die Lehre vom Achât des livres des Breiteren zu besprechen. Keine Bibliothek *kann Alles* und viele brauchen nicht einmal *von Allem* zu besitzen, dennoch aber sollen andererseits namentlich die Bibliotheken in grofsen Universitäts- und Residenzstädten Allen Alles sein, dem Fremden wie dem Einheimischen; der erste verlangt Seltenheiten und Prachtwerke zu sehen, welche den Blick auch des flüchtigen Beschauers fesseln, der letzte verlangt, bei der vielseitigen Bildung solcher Städte, eben sowohl die älteren und neueren Produkte der ernsten Wissenschaft als die heiteren Erzeugnisse der neuesten schönen aus- und inländischen Literatur und überdies macht die Anstalt, selbst wegen ihres Ranges noch besondere Ansprüche auf äufsere Auszeichnung durch vorzügliche Exemplare, gute Einbände u. dgl. Je gerechter alle dieso verschiedenen Ansprüche sind, destomehr ist in diesem Falle der Bibliothekar zu einer gleichmäfsigen Berücksichtigung aller derselben, mit völliger Verzichtleistung auf eigene Ansichten und Neigungen verpflichtet. (Ebert in Ersch Encyclop.) Er mufs sich in demselben Augenblick um eine undatirte Incunabel mit dem räthselhaften R, wie um die Werke Jules Janin's, um die princeps etwa der Epistolae obscurorum virorum, wie um ein neuestes Werk von der letzten Messe, um ein Prachtmanuscript und einen Pergamentdruck, wie um eine Brochüre zur Eisenbahn-

Digitized by Google

litteratur mit gleichem Eifer bemühen, wenn seine Bibliothek das leisten soll, was sein Publicum und nicht mit Unrecht von ihr verlangt. — Diese möglichst umfassende Gemeinnützigkeit zunächst der Bibliotheken bezweckend, veranlasste daher die vorgesetzte Behörde, dafs die gröfseren Anstalten dieser Art alljährlich ein genaues und ausführliches Verzeichnifs der in jedem Jahre angeschafften Werke dem Drucke übergeben sollen, man zeichnete die verschiedene Eintheilung dieser Cataloge vor, und wünschte durch besondere Zeichen angedeutet zu sehen, was jedesmal den Anstalten als Geschenk überkommen oder aber was von den Verlagshandlungen pflichtmäfsig eingeliefert sei. Die Bibliothekvorstände haben nicht gezögert, diesem Befehle zu genügen, und so liegen die Cataloge von Berlin, Bonn, Breslau, Greifswald und Halle vor; alle im Wesentlichen der inneren Einrichtung gleich, alle verschieden je nach Maasgabe der Mittel, welche den Anstalten zur Verfügung gestellt sind *) Wie es nun einerseits keineswegs sachgemäfs wäre, schon jetzt mehr als eine Anzeige dieser Verzeichnisse zu geben, andererseits aber dem Unterzeichneten nicht zuständig ist, sachkundigem Urtheil vorzugreifen; genüge es mit Recht, nach Vorausschickung allgemeiner Bemerkungen, einige statistische Notizen zu deutlicher Uebersicht zusammenzustellen. Bis wir aber eine vergleichende Statistik der Bibliotheken in der Art besitzen werden, wie sie der kundige Recensent eines neuesten Werkes auf diesem Gebiete andeutet, (Jen. A. L. Z. 1836. p. 207) eine Statistik, welche mehr giebt, als die stets nur ungefähre Angabe der Bändezahl, sondern die vielmehr berichtet von der Beschaffenheit der darin enthaltenen Werke, von dem Geiste, durch welchen die Vorsteher bei der Auswahl der anzuschaffenden Werke geleitet werden, von der Liberalität, womit dieselben der Benutzung erschlossen sind, von der Anzahl der Leser und der ausgeliehenen Bücher, der Angabe, wie oft gewisse Werke begehrt sind, der Zahl der jährlich neuangeschafften Bücher, den Dotationen und ihren Quellen u. w. dgl. m., bis wir eine solche Statistik besitzen (und sie kann und wird geliefert werden) können diese Cataloge wenigstens theilweise, nächst anderen, auch derartigen Ansprüchen entsprechen. — Wie sich aber für unsere Bibliotheken etwa sechs Möglichkeiten des Erwerbes herausstellen, 1) Ankauf neuer Bücher vom Buchhändler, 2) Ankauf ganzer Bibliotheken, 3) Ankauf auf Auctionen, 4) freier Kauf einzelner Sachen bei günstiger Gelegenheit, 5) Erwerb durch pflichtmäfsige Einlieferung der Verlagsartikel, 6) endlich Erwerb durch Schenkung — so kommen bei den genannten Anstalten diese alle mehr oder weniger zur Sprache. Eine jede erwirbt Neues oder Aelteres nach Maasgabe ihrer Dotation, einer jeden soll Alles in der betreffenden Provinz, der Bibliothek der Hauptstadt alles in allen Provinzen Erscheinende, eingeliefert werden; einer jeden werden mehr oder weniger von Wohlwollenden gestiftete Geschenke zu Theil. So erhielten sämmtliche preufsische Bibliotheken die englischen Staatsschriften und Aktenstücke, die statutes of the realm, die Calendaria, rotuli, foedera und die Parlamentschriften, so erfreut sich die Breslauer Bibliothek einer Anzahl von 212 Nummern als Geschenke der Behörden, Professoren und Buchhändler; so die Berliner vierzehn höchst werthvoller Gaben von Allerhöchster Hand und 413 anderer Nummern zum bei weitem grüfsten Theile aus dem Legate des verewigten Wilhelm von Humboldt, Werke von der höchsten Wichtigkeit für Linguistik, für die Sprachkunde Asiens, Australiens, Africas, Americas und die Kenntnifs der romanischen Sprachen und der Geschenke der Akademie der Wissenschaften. Dazu kommt, dafs die Allerhöchste Gnade, so oft die Behörde zweckdienliche Anträge auf den Erwerb ganzer Bibliotheken stellt, immerdar von neuem segensreich einschreitet und der Berliner Bibliothek z. B. im zuletzt abgewichenen Jahre die Bibliotheken Rudolphis und von Naglers überwiesen hat, durch welche die Fächer der Zoologie, der Anatomie und Physiologie und die der altdeutschen und altfranzösischen Litteratur eine seltene Vollständigkeit erreicht haben, Erwerbungen welche demnächst, durch besondere Verzeichnisse veröffentlicht, auch den Schwesteranstalten zu Gute kommen. Es gilt dies ferner von der freigestellten Auswahl des Wünschenswerthesten aus der Sangerhauser und Neuzeller Bibliothek, so wie von einem Tauschgeschäft mit der Münchener Büchersammlung, ohne dafs es jener fremdartigen Vermittelung bedurft hätte, welche unlängst als die alleinseligmachende genugsam sich spreizte, von dem Austausch endlich akademischer Schriften aller deutschen, so wie der holländischen, schwedischen, dänischen und russischen Universitäten.

Die Gesammtzahlen des Erwerbes bei den in Rede stehenden Anstalten, stellt sich nun etwa auf diese Weise: Berlin 3773 *Werke* (nicht *Bände*), Bonn 1928, Breslau 1390, Greifswald 244, Halle 346 und näher betrachtet also:

Abtheilungen.	Berlin.	Bonn.	Breslau.	Greifswald.	Halle.
I. Historia litteraria.	145	—	—	—	—
II. Theologia.	540	264	127	22	185
III. Jurisprudentia, Oeconomia publica et domestica.	455	241	56	27	36
IV. Doctrina medica.	241	142	110	46	64
V. Scientiae naturales.	216				
VI. Philosophia et Paedagogice.	138	353	124	44	52
VII. Astronomia, Mathesis, Architectura et Scientia bellica.	139				
VIII. Historia.	886	354	581	40	64
IX. Philologia et Archaeologia.	192	548	392	37	45
X. Linguistica, Linguae asiaticae, australes, africanae, americanae.	184				
XI. Linguae Europaeae, Litterae elegantiores.	396				
XII. Ars.	37	—	s. nr. 6.	s. nr. 6.	s. nr. 6.
XIII. Opera varii argumenti, Programmata.	204	Nachtrag 23 und 3 Handschr.	—	28	—
Gesammtzahl.	3773	1928	1390	244	346

Es wäre ohne Zweifel ungehörig, wollten wir aus dem Verzeichnisse der gedruckten Bücher besonders wichtig Scheinendes hervorheben, es ist vielmehr Zweck der Bekanntmachung jedermann zum Schauen einzuladen und zum Beurtheilen demnächst, wieviel und was geleistet worden ist. Von den Handschriften aber verdienen folgende besonderer Aufmerksamkeit empfohlen zu werden. In Berlin: die vollständige Handschrift der Mahabharata in neun Folianten, die einzige vollständige auf dem Festlande, für hundert Pfund Sterling erworben, der coptische Psalter mit arabischer Uebersetzung, die Handschrift der Nibelunge Not, aus dem 14. Jhrdt. für zweihundert und funfzig Thaler und die des Titurel für einhundert und zwanzig Thaler angekauft. In Bonn, eine altfranzösische Pergamenthandschrift: de Joseph de Arimathie, de Merlin, des premiers faiz de roy Artu, de la marche de Gaulle, la première partie de la queste Lancelot, la 2., dou saint Graal, la mort dou roy artu et des autres, und Hoch's Miscellaneen, einer anderen Handschrift, über die Einziehung geistlicher Güter am Rhein, zu geschweigen, welche sich unter Nr. 147. der Bücher vorfindet.

Gottlieb Friedlaender.

*) Die Uebersicht der verschiedenen Dotationen findet sich in Herrn Dieterici's Werke Geschichtliche und statistische Nachrichten über die Universitäten im preufs. Staate. Berlin, 1836. vor, nur ist bei diesen Ansätzen zu bemerken, dafs sie die Gesammtsumme der jedesmaligen Dotation umfassen, keineswegs nur die Anschaffungsfonds.

Digitized by Google

№ 104.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1836.

Geschichten Besessener neuerer Zeit. Beobachtungen aus dem Gebiete kakodämonisch-magnetischer Erscheinungen, von Justinus Kerner; nebst Reflexionen von C. A. Eschenmayer über Besessensein und Zauber.

(Fortsetzung.)

Dafs das erkrankte Seelenleben in die Zweiheit eines so zu sagen subjectiven und eines objectiven, eines herrschenden und unterdrückten Ich zerfällt, darüber kann sich nur derjenige wundern, welcher nicht weifs, oder sich nicht klar denkt, dafs das Ich schon an sich und im gesunden Zustand diese Duplicität eines Subject-Objects ist; wie die chemische Ausscheidung verschiedener Bestandtheile aus einem Körper nur den in Verwunderung setzen kann, welcher nicht davon unterrichtet ist, dafs jener Körper von jeher die Einheit dieser Bestandtheile war. Und eben so umgekehrt kann das, dafs wirklich eine fremde, dämonische Substanz sich zwischen das Ich und seinen Organismus einschiebe, nur demjenigen eine erträgliche Vorstellung sein, welcher sich den Zusammenhang zwischen Seele und Leib, der doch gewifs „geistlich gerichtet sein will", etwa nach Art eines in der Mitte gespaltenen Klotzes denkt, in dessen Spalte sich dann allerdings ein von einem andern Holze genommener Keil eintreiben läfst. Am wenigsten sollte man eine bis zu dem crassen Postulate eines solchen Keiles gehende Unfähigkeit, jene Spaltung des Bewufstseins aus diesem selbst heraus zu erklären, von Männern erwarten, bei welchen sonst, in Folge ihrer Beobachtungen magnetischer Zustände, die Unterscheidung des Cerebral- und Gangliensystems, des Gehirn- und Herzgrubenlebens, das dritte Wort ist. Nun ja, wenn also nach euren eigenen Worten diese zwei Lebensherde im Menschen, als gesunden, sind, warum sollten sie sich nicht im kranken entzweien können? Wenn im magnetischen Zustand, wenn in manchen Arten der Manie, die Thätigkeit der Gangliennerven über die der Gehirnnerven periodisch so die Oberhand gewinnt, dafs diese ganz unterdrückt und aus dem Bewufstsein verdrängt wird: sollte nicht auch eine solche Gefangennahme des Gehirnlebens durch das Ganglienleben denkbar sein, in welcher jenes als unterdrücktes menschliches diesem als herrschendem dämonischen gegenüber, im Bewufstsein bleibt? Auf eine solche Ansicht von der Sache kann auch der Umstand hinzuweisen scheinen, dafs die magnetischen Striche, um bei diesen Besessenen von heilsamer Wirkung zu sein, Gegenstriche sein, d. h. von unten nach oben gegeben werden mufsten (S. 79): sofern nämlich hier dem Leben des Gehirns, nicht dem des Gangliensystems, Stärkung zuzuführen die Aufgabe war.

Das Unternehmen, auf diese Weise die dämonische Doppelheit des Bewufstseins nicht aus dem wirklichen Hinzutritt eines geisterhaften Individuums von aufsen, sondern aus einer inneren Spaltung des Einen menschlichen Ich zu erklären, würde dadurch sehr gefördert sein, wenn bei den sogenannten Besessenen neben jener Zweiheit auch noch die ursprüngliche und nie ganz aufzuhebende Einheit, wiewohl nunmehr in der Stellung eines Dritten, Vermittelnden, zu jenen beiden, sich aufzeigen liefse. Dies ist nun in den beiden Haupterzählungen der vorliegenden Schrift wirklich der Fall. Dem Mädchen von O. erscheint schon anfänglich neben dem schwarzen Mönch die hellere Gestalt einer Nonne, welche, wie sie später aussagte, im Leben von jenem verführt, und selbst der Erlösung noch bedürftig, doch ungleich besser als der Mönch, dessen Drohungen zu vereiteln, und das Mädchen gegen seine Anfechtungen zu stärken suchte; auch später, als der böse Geist von ihrem Körper Besitz genommen, fährt jener bessere fort, ihr tröstend, rathend und baldige Erlösung vorausverkündigend, zu erscheinen. Eben so

Digitized by Google

glaubte die besessene U. in den halbwachen Zuständen, in welche sie durch magnetische Striche versetzt zu werden pflegte, die Stimme eines Schutzgeistes zu vernehmen, welcher sie tröstete und ihr die endliche Befreiung verhiefs; auch am Ende der dämonischen Anfälle hörte sie gewöhnlich in sich diese Stimme, welche dem Dämon zu weichen befahl. Nur, wie überhaupt bei dieser Kranken die Geisterwesen nicht eben so, wie bei der andern, zu objectiver Gestaltung gelangten, so erschien ihr auch dieser Schutzgeist nicht äufserlich, noch bezeichnete sie seine Individualität näher, oder konnte auch nur bestimmte Worte von ihm vernehmen. Auch in der ersten unter den angehängten kürzeren Geschichten ist es angeblich ein Engel, welcher das besessene Mädchen über die Stunde seiner Erlösung belehrt (S. 102), und an die grofse Rolle, welche bei Somnambülen die Führer und Schutzgeister spielen, wird hier jeder von selbst sich erinnern müssen. Wer sieht aber nicht zugleich, wie in diesem Schutzgeist über die in Entzweiung auseinandergerissenen Momente des Ich dessen angegriffene, aber doch nicht ganz aufzulösende, Einheit sich erhebt, welche dem gespaltenen Selbstbewufstsein als ein Objectives, als ein dem Sturm des Kakodämons zwar augenblicklich weichender, aber doch dem Erfolg nach überlegener, Agathodämon, erscheinen mufs?

Doch es ist der Mühe werth, die Stellung und das Treiben dieser auseinandergetretenen Seiten des Ich noch genauer zu betrachten. Der Dämon nimmt zu den beiden andern Momenten, der unterdrückten menschlichen Individualität und dem Genius, eine gleich feindliche, aber doch zugleich charakteristisch verschiedene, Stellung ein. Jene macht er sich zur Aufgabe auf jede Weise zu mifshandeln, sie durch die Paroxysmen, und in denselben durch Convulsionen, Verdrehung der Glieder, Auftreiben des Leibes, Abwehren jeder besseren Nahrung, und namentlich der Medicamente, zu quälen, so dafs er selbst das völlige Aufreiben ihres leiblichen Lebens als seinen Wunsch und Vorsatz ausspricht; zugleich benennt er dieselbe durchaus nur mit den pöbelhaftesten Schimpfnamen. Dem schützenden Geist gegenüber nimmt die Feindseligkeit des Dämons eine etwas andere Gestalt an, indem sich hier durchaus ein Hafs zeigt, von welchem aus der angenommenen Maske der Verachtung Furcht vor der Uebermacht des Schutzgeistes über den Dämon als innerster Grund hindurchscheint. Während in der ersten dieser Geschichten der Krankheitszustand sich in der bestimmten Triplicität von Dämon, menschlicher Individualität und Schutzgeist hielt: so waren es in der zweiten Kerner'schen, und auch in einigen der angehängten älteren Geschichten, nicht selten mehrere Dämonen, welche bald durcheinander aus der Kranken schrieen, und nach Hrn. Dr. K.'s Ausdruck (S. 76) gleichsam das wüthende Heer aufführten; bald verhielt sich auch, während der eine dominirte, der bereits auch in der Kranken vorhandene zweite und dritte ruhig, und fing erst nach Austreibung des ersten sein Wesen an.

In der dritten der angehängten älteren Geschichten ist die vormalige menschliche Persönlichkeit des Dämons ein verstorbener Amtmann, der bei Lebzeiten das Recht verkaufte (S. 116). Wer es weifs, welche Rolle in den weltrichterischen Phantasien und Sagen des Volks die abgeschiedenen Geister untreuer Beamten spielen, unter deren Ungerechtigkeit und Härte es zu leiden hatte, der wird die Wahl dieser Rolle von Seiten eines angeblichen Dämons natürlich finden. Ebenso begreiflich ist es, wenn in der Geschichte der besessenen U. ein Dämon sich für einen liederlichen Müller aus dem Heimathort der Kranken, der sich zu ihren Lebzeiten erhängt hatte, ein andrer sich für einen eben so schlechten Schmid ausgab (S. 77, 95 ff.). Bei dem Mädchen von Orlach war der einzige Dämon, von welchem sie besessen war, der Geist eines Mönchs, und während der Schutzgeist der U. nicht näher als eine bestimmte Person sich kund gab, so war der jenes Mädchens eine verstorbene Nonne. In dieser Beziehung bemerkt Hr. Pfarrer Gerber, in der Gegend des — protestantischen — Mädchens wüfste das Volk nichts von alten Klöstern, schwarzen Mönchen und weifsen Nonnen; ja, wenn man es auf eine Probe ankommen lassen wollte, so würde man finden, dafs die meisten Bauerpursche und Bauermädchen nicht einmal wüfsten, was Klöster, Mönche und Nonnen sind (S. 63). Das Wort des besonnenen und einsichtsvollen Mannes in allen Ehren: aber hier scheint er denn doch zu viel zu behaupten. Theils an sich sind jene Vorstellungen unter dem protestantischen Landvolk keineswegs selten, theils konnten sie in der Heimath des Mädchens um so leichter sich finden, da

Digitized by Google

ein katholischer Ort in der Nähe lag, wohin der Dämon das Mädchen wiederholt, um eine Messe lesen zu lassen, verwies (S. 28 ff.).

Eben so wenig, als in dem bisher dargelegten Zustande der Besessenen, liegt auch in dem Verhalten desselben zu verschiedenen Heilungsversuchen etwas, das über den Kreis psychologisch-physiologischer Erklärbarkeit entschieden hinausginge. Dafs die medicinischen Mittel, welche man sonst gegen Krämpfe u. dgl. zu gebrauchen pflegt, hier schlechterdings nicht anschlagen wollten (S. 33, 74 f.), ist nicht zu verwundern, weil hier eben mehr war als blofse Krämpfe, indem der Zustand seine Wurzel im geistigen Organismus hatte; dafs der Gelehrte, welcher den Dämon als ein Nichts, einen Wahn, anredete, dem er das Weib zu verlassen gebot, nichts als den Spott desselben davontrug (S. 97), ist gleichfalls natürlich, da bei allen Seelenkrankheiten der fixen Idee auf psychischem Wege nicht anders als durch Eingehen in dieselbe beizukommen ist. Aus eben dem Grunde ist es denn andrerseits wohl zu begreifen, wie die beiden Pfarrer aus dem vorigen Jahrhundert, welche laut der zweiten und dritten der angehängten älteren Geschichten, mit besessenen Weibspersonen in der Kirche, nach gehaltenem öffentlichem Gottesdienste, im Beisein und unter der Fürbitte der Gemeinde, den Exorcismus vornahmen, die Dämonen wirklich auszutreiben im Stande waren; denn, im Zusammenhang mit der evangelischen Vorstellung von dem Verhältnifs der Dämonen zu Jesu entstanden, mufste diese Verrückung ebensobald weichen, als die Vorstellung von der Uebermacht des Namens Jesu über die bösen Geister, und des Unvermögens von diesen jenem Namen zu widerstehen, in dem Gemüthe der Dämonischen zu einem gehörigen Grad von Lebendigkeit gebracht wurde. Eben hieraus erklärt es sich denn auch, wie bei der besessenen U. der Dämon auf der einen Seite durch Gebet zur Ruhe gebracht, auf der andern aber eben dadurch und durch sonstige religiöse Unterhaltungen und Handlungen auch wieder zum Spott und Toben gereizt werden konnte (S. 74 ff.); wie der Dämon des Mädchens von O. gegen die vorgehaltene Bibel zu spucken suchte (S. 37); der der U. gleichfalls, wenn ihr die Bibel in die Hände gelegt wurde, entsetzlich tobte, doch aber, sie wegzuwerfen, nicht im Stande war (S. 78). Dafs eben durch solche Einwirkung, welche Hr. Dr. K. die magische nennt, welche aber nichts Andres, als eine psychologische mittelst religiöser Vorstellungen ist, die Dämonen sich bewegen liefsen, ihre Namen und im Leben begangenen Sünden zu bekennen, und dafs ein solches Bekenntnifs und die damit zusammenhängende Bufse des Dämons das wirksamste Mittel war, seiner Meister zu werden und ihn endlich auszutreiben (S. 76, 88, 96), ist gleichfalls durchaus nicht räthselhaft. Hr. Dr. K. meint, die Dämonen seien dadurch mehr vom Leibe der von ihnen besessenen Personen abgelöst worden: wir möchten es eher den psychologischen Auflösungsprocefs des dämonischen Wahnes im Kranken nennen, welcher, indem er dem religiös Einwirkenden nach einander Namen, Lebenslauf und Schuld preifs giebt, dadurch sich immer mehr jener auf seine eigenen Voraussetzungen sich stützenden Einwirkung öffnet, und gegen sie widerstandlos wird. Hiebei war es auch bei den beiden Geistern, welche dem Mädchen von O. erschienen, wie bei denen der Seherin von Prevorst, der Fall, dafs der bessere ihr heller, der verruchtere dunkler, erschien, und dafs ferner im Verlauf ihres Verkehrs mit denselben und der Fortschritte ihrer Besserung und Beruhigung ihr Aussehen immer lichter und glänzender wurde (S. 23 ff. 40 ff.): die natürliche Symbolik des Lichten und Dunkeln, welche mindestens eben so gut subjectiv als objectiv gefafst werden kann. Dafs, war endlich durch fortgesetzte Einwirkung, nach dem eigenen Ausdruck der zweiten Besessenen (S. 88), der Dämon gehörig matt gemacht, sein Ausfahren in einer heftigen Krisis erfolgte (S. 89, 94, 100), läfst sich theils, wie dafs es mit heftigem Blasen geschah, psychologisch, als Folge der verbreiteten Vorstellung, dafs die bösen Geister durch den Mund ausfahren, theils, wie das dabei hörbare Kollern im Unterleib, das Scheintodtwerden u. s. f., aus dem Parallelgehen eigenthümlicher leiblicher Leiden neben den geistigen, erklären. Endlich, warum sollte, nachdem die früheren Austreibungen auf die U. nur den Eindruck und die Wirkung der Verjagung des eben jetzt in ihr gegenwärtigen oder wirksamen Dämons hervorgebracht hatten, es nicht endlich einem von K. nicht näher bezeichneten Manne (dem Vernehmen nach einem Handwerksmann), der in der Rolle des Exorcisten besonders fest war, gelungen sein, in ihr einen Eindruck hervorzubringen und zurückzulassen, welcher mit der Nach-

Digitized by Google

haltigkeit einer Verbannung der Dämonen auf immer wirkte, und somit eine bleibende Heilung hervorbrachte? (S. 99 f.) — Die Art wie das Mädchen von O. des bösen Geistes ledig wurde, ist von der bisher bezeichneten mehr nur scheinbar als wesentlich verschieden. Gleich Anfangs kündigte sich hier als Fundamentalvorstellung des ganzen Zustands die Meinung an, das alte Wohnhaus des Vaters der Kranken müfste abgebrochen werden, wenn dem Geiste Ruhe geschafft werden solle (S. 23 ff.); dafs, als diefs geschah, der dämonische Zustand wich, läfst sich gleichfalls als Heilung durch Eingehen in die fixe Idee ansehen.

Bis hieher haben wir den Zustand der in Rede stehenden Personen für sich betrachtet, ohne Rücksicht auf gewisse Wahrnehmungen, die sie etwa vermöge desselben gehabt, und auf gewisse Erscheinungen in der Aussenwelt, welche mit denselben in Verbindung gestanden haben möchten. Und so weit enthalten nun diese Zustände durchaus nichts, was uns nöthigte, oder auch nur veranlafste, auf eine ausserhalb des körperlichen und geistigen Organismus der Personen selber gelegene Ursache zu schliefsen. Vielmehr läfst sich ohne Schwierigkeit annehmen, dafs bei der U. aus krampfhaften, der Epilepsie sich nähernden Zuständen, wie sonst oft ein magnetischer, so hier ein dämonischer Zustand, bei dem Mädchen von O. dagegen dasselbe Leiden aus plötzlich eingetretenen visionären Zuständen sich herausentwickelt habe. Daraus, dafs die leztere namentlich vor dem Eintritt dieses Zustands auf keine Weise krank gewesen war, auch während der Dauer desselben ausser den Krisen sich vollkommen gesund fühlte, worauf Hr. Dr. K. (S. 38) besondern Nachdruck legt, zu schliefsen, dafs also die Ursache jener Zustände nicht in dem Mädchen selbst, sondern ausser ihr in der Einwirkung eines Dämons gelegen haben müfse, geht offenbar nicht an, da auch sonst oft genug Krankheiten theils mitten aus der Gesundheit heraus plötzlich entstehen, theils sich partiell auf irgend ein System, unbeschadet der übrigen, werfen. So müfsten wir nach dem Bisherigen den dämonischen Zustand als eine eigenthümliche, mit Convulsionen und verwandten körperlichen Störungen verbundene Species von Verrückung erklären.

Aber es waren diese dämonischen Zustände nach dem Zeugnifs der Beobachter theils von Wahrnehmungen der kranken Individuen oder angeblich der abgeschiedenen Geister, mit welchen sie im Verhältnifs standen, theils von Erscheinungen in der Aussenwelt begleitet, in welchen die Behauptung, dafs dabei wirkliche Geister im Spiel gewesen, den eigentlichen Sitz ihrer Stärke hat, und welche darauf anzusehen, ob sie sich gleichfalls aus unserer bisherigen Voraussetzung erklären lassen, aber ob sie über dieselbe hinauszugehen uns nöthigen, der entscheidende Punkt unsrer Untersuchung ist.

Dafs, was zuerst die Wahrnehmungen betrifft, der ersten K.'schen Besessenen vor dem Eintritt des dämonischen Zustands angeblich die ihr erscheinenden Geister Dinge voraussagten, die nachher wirklich eintrafen, z. B. dafs diese oder jene Person zu ihr kommen, dafs ihr Nachbar ihr helfen werde Garben aufgeben (S. 25. 32), dafs ihr bei ihrem nächsten Gang in die Stadt ein Bürger ein Geldgeschenk machen werde (S. 30), ist ein in eine Eröffnung des Geistes verkleidetes Vorgefühl, wie es bei Somnambülen schon oft ist beobachtet worden; dafs eben dieselbe Kranke, von dem weifsen Geiste belehrt, voraussagte, der Schwarze werde sich ihres Leibes in Form der Besitzung bemächtigen (S. 35), dafs endlich beiden Besessenen die Stimme des schützenden Geistes Tag und Stunde richtig vorher bestimmte, in welcher der dämonische Zustand ein Ende nehmen werde (S. 25. 39 ff. 81. 88), geht ohnehin über das Vorgefühl, welches somnambüle Personen von dem Verlauf ihres eigenen Krankheitszustandes haben, nicht hinaus, was auch Gerber (S. 66) zuzugestehen scheint; auch waren ja (nach S. 98) wenigstens in der zweiten Geschichte diese Aussagen des Schutzgeistes bisweilen „so schwankend, dafs es die Beobachter dünken wollte, als spiele eine satanische List die Rolle des Dämons und des Schutzgeistes." Selbst was wir in der zweiten unter den angehängten älteren Geschichten lesen, dafs der Dämon in der Besessenen nicht nur in dem Topfe, in welchem eine Frau ihr zu essen brachte, eine Spalte wahrnimmt, sondern auch anzugeben weifs, wo die Frau einen unzersprungenen Topf liegen hat (S. 106), ist nur dasselbe Fernsehen, wie es sich auch bei magnetischen Personen findet, und aus dem Zusammenfliefsen aller Sinne in ein, ebendeshalb erhöhtes, Gemeingefühl sich erklärt.

(Der Beschluss folgt.)

Digitized by Google

№ 105.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1836.

Geschichte Besessener neuerer Zeit. Beobachtungen aus dem Gebiete kakodämonisch-magnetischer Erscheinungen von Justinus Kerner; nebst Reflexionen von C. A. Eschenmayer über Besessensein und Zauber.

(Schluſs.)

Daſs der Geist der Nonne mit dem Mädchen in Bibelsprüchen redete, die diesem bei seiner mangelhaften Schulbildung gar nicht im Gedächtniſs waren (S. 24), begreift sich aus der gröſseren Intensität des Gedächtnisses, oder genauer des Selbstinnewerdens, welche sich auch in magnetischen Zuständen findet, wo es ist, als ob alle Falten des Innern sich entrollten, alle längst vernarbten Wunden wieder aufbrächen, alle vergangenen Berührungen wieder empfindlich würden. Scenen aus der frühsten Kindheit, welche sich für den gesunden Zustand längst verdunkelt haben, treten im somnambülen oft wieder in das hellste Licht, — und warum nun nicht auch hier längst vergessene, aber doch einmal in das Gemüth aufgenommene Bibelsprüche? Darüber aber, daſs das ungebildete Mädchen durchaus solche Sprüche von dem Geist zu vernehmen glaubte, welche auf dessen angebliche Lage paſsten, kann ich mich unmöglich mit Hrn. Pfr. Gerber (S. 48 f.) wundern, wenn ich die Erhöhung des Gefühlslebens erwäge, welche in diesem Zustande, dessen Annäherung an den der Somnambülen aus dem Bisherigen ersichtlich ist, stattfindet, und auch in der Wahl solcher geistigen Arzneimittel, wie Bibelsprüche und Liederverse sind, wie sonst in der von leiblichen Arzneien, richtig leiten wird. Die Gedanken des Mädchens errathen, und wissen, was man auſser der Krise mit ihr über ihn gesprochen hatte (S. 24 f.), konnte der Geist doch gewiſs dann am leichtesten, wenn er nichts anders als eine Vermummung des eigenen Gemüths der Kranken war; und endlich das Lied „Jesus nimmt die Sünder an," von einem im Jahr 1756 gestorbenen Verf. gedichtet, und sofort dem würtemb. Gesangbuch einverleibt, konnte dem Mädchen doch wohl eher, als der vor 400 Jahren gestorbenen Nonne, die es gesprochen haben soll (S. 41), bekannt sein.

Demnächst ist nun das merkwürdig, daſs die Dämonen aus dem Munde der Kranken, und eben so in der ersten Geschichte der nur äuſserlich erscheinende bessere Geist, ein Sündenbekenntniſs abzulegen, und einen kurzen Lebensabriſs zu entwerfen pflegten. Liegt hierin nicht eine Kenntniſs von Dingen, welche die kranken Personen unmöglich durch sich selbst, sondern nur dann wissen konnten, wenn sie ihnen wirklich von jenen Dämonen an die Hand gegeben waren? Der Geist des Müllers z. B., ehe er die U. verlieſs, gab eine Reihe detaillirter Eröffnungen über seine früheren Lebensverhältnisse und Unthaten (S. 90—94), und zwar von der Art, daſs ihre Wahrheit durch Erkundigungen geprüft werden konnte. Diese Erkundigungen wurden nach Hrn. Eschenmayer von einem unbefangenen Freunde an Ort und Stelle unternommen: aber die Ergebnisse waren von der Art, daſs mehrere Aussagen unentschieden blieben, mehrere nur halbwahr, andere aber ganz wahr befunden wurden. Uebrigens könne, meint Hr. E., dieser Mangel nichts gegen die Wirklichkeit der Besitzung beweisen; denn wenn man auch die Meinung fassen wollte, daſs eine fixe Idee oder Verstellung der Frau im Spiel gewesen sei, so würde sie gerade dann die Lebensumstände, welche ihr von dem Verstorbenen bekannt sein konnten, weit richtiger und unzweifelhafter angegeben haben; vielmehr sei das Falsche in jenen Angaben auf Rechnung der Lügenhaftigkeit des Dämons zu schreiben (S. 145 f.). Dies ist ein merkwürdiges Geständniſs. Also theils konnte die Frau über manche Lebensumstände des Mannes auf natürliche Weise unterrichtet sein. Gewiſs, da sie aus Einem Ort mit ihm war; sein anstöſsiges Leben,

Digitized by Google

über welches ohne Zweifel im Dorfe viel gesprochen wurde, in die Zeit der ersten Jugendeindrücke, und sein Selbstmord in ihr 18tes Jahr fiel, wo sie bereits von den Umständen und Beweggründen desselben eine zusammenhängende Kunde bekommen und fassen konnte. Neben dem Richtigen aber, das sie auf natürlichem Wege wissen konnte, enthielten ihre dämonischen Aussagen über die Verhältnisse jenes Mannes auch manches Zweifelhafte und Unrichtige. Doch das soll von dem wohlunterrichteten Dämon absichtliche Lüge gewesen sein; denn gerade, wenn Alles nur fixe Idee oder Verstellung und Erdichtung des Weibes gewesen wäre, würde sie das ihr Bekannte richtiger dargestellt haben. Allein von Verstellung spricht hier kein Verständiger; gegen die Voraussetzung einer fixen Idee aber, einer Verrückung, ist doch wohl nicht zu beweisen, dafs die Kranke in diesem Falle richtiger würde gesprochen haben, und nicht ihre Angaben zum Theil zwar aus ihrer natürlichen Kenntnifs der Umstände, zum Theil aber auch aus krankhafter Einbildung genommen haben könnte: sondern dieser Fall bleibt allerwenigstens gleich denkbar neben jenem andern.

Was diese Geisterwesen aus ihrem vergangenen Leben bekennen, ist namentlich Betrug, Trunkenheit, Unzucht, Abläugnen der Vaterschaft, Schlägereien und Mord, — Dinge, wie sie zwar einerseits unter der Klasse von Menschen, welcher sie angeblich im Leben angehörten, vorzukommen pflegen, andrerseits aber eben so gut von der zu krankhafter Production aufgeregten Phantasie der derselben Volksklasse angehörigen Kranken unbewufsterweise fingirt werden konnten: so dafs also auch hier eine Erklärung ohne Zufluchtnahme wirklicher Dämonen möglich ist. Doch, von demjenigen was in der ersten Geschichte die Geister über die Verhältnisse des Klosterlebens aus den Zeiten des Mittelalters angeben, glaubt auch Hr. Pf. Gerber (S. 48), dafs es unmöglich das protestantische, unwissende, Bauermädchen aus seiner eigenen Phantasie geschöpft haben kann. Allein in der Kerner'schen Erzählung wenigstens findet sich von Anspielungen, die auf eine wirkliche Kenntnifs der katholischen Zustände, so weit sie vergangen sind, hinwiesen, nichts; was sich findet, ist theils aus der protestantischen Vorstellung vom Klosterleben genommen, wie das Vorurtheil, das die Nonne (S. 34) zu widerlegen sucht, dafs ihresgleichen nur von der Maria und vom Kreuzlein wissen; theils, wie das Verlangen, in dem benachbarten katholischen Ort eine Messe um gutes Wetter lesen zu lassen u. dergl. (S. 28 ff.), von der Art, dafs es aus der Kenntnifs der noch gegenwärtigen Vorstellungen und Erzählungen der katholischen Nachbarn geschlossen sein kann; theils ist es nur aus der Denkweise des gemeinen Volks jeder Zeit geschöpft. Aber die Geister dieser Besessenen, meint Gerber (S. 48. 50), sind so bestimmte Charakterbilder, in ihrer Schilderung und ihren Aeufserungen herrscht eine solche Naturwahrheit und Consequenz, dafs sich nicht voraussetzen läfst, Personen von so wenig Geistesanlagen und Bildung können dies alles erdichtet haben; insbesondere ist nach ihm unerklärbar, wie das Mädchen von O. zuletzt noch gar die Rolle jenes ruchlosen Mönchs, der ihren natürlichen Gesinnungen und ihrem Ideenkreis (?) so ganz fremd war, in Ton und Sprache so richtig spielen konnte, als es nur ein Dichter und geübter Schauspieler vermocht hätte. Ref. verwundert sich hier nur, dafs ad vocem Dichter dem Hrn. G. nicht der „versteckte Poët" eingefallen ist, von welchem Schubert in seiner Symbolik des Traumes so seltsame Dinge zu erzählen weifs. Der Visionär, der mit einer fixen Idee Behaftete, ist auch ein Dichter, nur ein unwillkürlicher, instinktmäfsiger, aber eben deswegen in der Regel selbst noch consequenter in seinen Productionen, als wer mit Bewufstsein Dichter ist. Allerdings kann man nichts Naturgetreueres und Naiveres lesen, als die Reden des Mönchs mit dem Mädchen, wenn er ihr auf der Wiese und sonst erscheint (S. 26 ff.): aber natürlich sind die dort aufgetragenen Farben doch nicht sowohl für einen Mönch, als vielmehr für die kranke Phantasie einer Bäuerin. Dafs von der Geschichte mit dem Häschen in Tingenthal, welche sich in Chroniken findet, und z. B. auch von Magenau in seinen schwäbischen Romanzen bearbeitet worden ist, das Mädchen wach nichts gehört haben könne, läfst sich schwerlich so bestimmt als Hr. Gerber (S. 71) thut, behaupten, wenn man nur gehörig unterscheidet zwischen dem, was einem wachend noch immer im Gedächtnifs ist, und was man nur einmal gehört, aber wieder aus der Erinnerung verloren hat. Denn irgend einmal gehört haben konnte sie doch von jener Volkssage gar leicht, wie die U. von dem Umstand, dafs ihr Bruder als Knabe einmal dem X., von welchem sie hernach besessen war, Zuckerbirnen gestohlen habe

Digitized by Google

(S. 74); aber Beide hatten wohl Beides längst wieder vergessen, und nur ihr dem magnetischen ähnlicher Zustand frischte die Erinnerung in ihnen auf, welche sie dann nach der Eigenthümlichkeit ihres Wahnes einem Geist in den Mund legten. Denn das Merkmal des Somnambulistischen müssen wir dem Bisherigen zufolge der früheren Bezeichnung des Zustandes dieser Personen als einer mit convulsivischen Paroxysmen verbundenen Verrücktheit hinzufügen, wie auch Kerner denselben richtig als einen kakodämonisch-magnetischen bezeichnet. Aus einem solchen liefse sich dann wohl auch das erklären, dafs (nach S. 78) die Besessene, wenn eine zu exorcistischer Einwirkung fähige Person mit festem Willen Befehle in lateinischer Sprache an sie richtete (z. B. agitetur caput), sie diesen so gut, wie deutsch gesprochenen, Folge leistete; eine Beobachtung, die auch bei den Gafsner'schen Kuren gemacht worden ist. Sollte denn nun der Geist des Müllers, der sie damals besessen hielt, Latein verstanden haben? und wollen wir nicht viel lieber sagen, die Kranke habe, wie ja von Somnambülen bekannt genug ist, im Anfall eine Empfindung von dem gehabt, was im Gemüth des Andern vor sich ging?

Ob dasjenige, was K. von dem Geist eines ihm wohlbekannt, der Frau aber durchaus unbekannt gewesenen Verstorbenen sagt, welcher die U. in der Art besessen hat, dafs sich in der Kirche ihre Gesichtszüge ganz in die seinigen verwandelten, und der auch Einzelheiten aus seinem Leben angegeben haben soll, von welchen die Kranke unmöglich etwas wissen konnte, — ob diefs über die Erklärbarkeit aus dem im Bisherigen festgehaltenen Gesichtspunkt hinausgehe, läfst sich nicht bestimmen, weil K. hierüber nichts Näheres angegeben hat (S. 99). Folgender Umstand aber verdient noch besondere Rücksicht. Der erste Ton, welchen das Mädchen von O. von dem Geist der Nonne vernahm, kam aus einer Ecke des Stalls, wo ihr hierauf auch die Geistin zuerst erschien (S. 22 f.). In dieser Ecke ruhte ihr väterliches Haus auf dem Rest einer alten Mauer von festerer Bauart als das übrige. Im Augenblick, als später dieses Mauerstück niedergerissen wurde, hörte der dämonische Zustand des Mädchens für immer auf (S. 45), und bei Wegräumung des Schuttes fand man daselbst ein brunnenähnliches Loch, in welchem sich menschliche Knochen, auch von Kindern, befanden (S. 46). In ein gemauertes Loch aber, hatte der Mönch bekannt, die von ihm gemordeten Kinder, Weiber und Klosterbrüder geworfen zu haben (S. 44). Sollte diefs Zusammentreffen blofser Zufall gewesen sein? Oder sollte man annehmen dürfen, dafs die hier vergrabenen Menschenknochen es waren, von welchen auf das Mädchen eine Einwirkung ausging, die nicht, wie diefs auch sonst oft genug beobachtet worden ist, nur unbestimmtes Uebelbefinden hervorbrachte, sondern sich in bestimmten Bildern von Personen und Handlungen verkörperte? Und sollten diese Knochen dem Mädchen vielleicht gar richtige Kunde gegeben haben, indem, wie Cuvier aus einem Knochen das ganze Thier, so ein magnetisch gesteigertes Gefühl aus dem Gerippe den Menschen mit seinen Thaten und Schicksalen reconstruiren könnte? Lieber wenigstens wollte ich mir ein solches Wunder der Natur, als eine Einmischung der Eschenmayer'schen Unnatur gefallen lassen.

Doch neben den Wahrnehmungen haben wir oben auch gewisse Erscheinungen in der Aussenwelt aufgeführt, welche als angebliche Wirkungen der Dämonen in diesen Geschichten vorkommen, und es fragt sich nun schliefslich noch, ob sich auch diese aus dem aufgestellten Begriff eines solchen Zustandes, sofern er etwa noch mit einigen Merkmalen vermehrt würde, ableiten lassen? Zu diesen Wirkungen in der Aussenwelt rechnen wir die Erscheinungen am eigenen Körper der kranken Personen natürlich nicht, zumal diese, wie z. B. das Wüthen gegen sich selbst, das Umdrehen des Löffels vor dem Munde beim Essen u. dgl. sich auch sonst als Symptome des Wahnsinns finden; und selbst die Ohrfeige, welche das Mädchen von O. von dem angeblichen Geist erhielt, liefse sich ebenso erklären, ungeachtet in Folge derselben ihre Haube an die Wand geflogen sein soll (S. 21). Ebensowenig Schwierigkeit machen die vermeintlich gespenstigen Thiere, welche dem Mädchen erschienen; denn die einen waren nur ihr sichtbar, haben also keinen Anspruch, für etwas Anders, als für Visionen gehalten zu werden; wenn aber von dem Bifs einer auch Andern wahrnehmbaren Katze einmal die Spuren der Zähne im Fufse des Mädchens sichtbar waren (S. 21): nun so wird es wohl eine natürliche Katze gewesen sein.

Aber es fanden einmal, heifst es in der Geschichte desselben Mädchens (S. 30), sie und ihre Schwester im Stalle ein kleines Säckchen mit 11 Gulden. Es

Digitized by Google

war unerklärlich, wie das Geld dahin gekommen; denn den Leuten im Hause fehlte es nicht, und kein andrer Mensch wollte sich dazu melden. Da kam der schwarze Geist und sagte zu dem Mädchen: das gehört dir, Magdalene, und ist für die Ohrfeige, die ich dir einmal im Stalle gab. Das Geld habe ich einem Herrn in G. genommen, der an diesem Tage um 6 Carolin betrogen hat. — So sehr man Hrn. Gerber recht geben mufs, wenn er anführt (S. 67 f.), dafs weder das Mädchen noch der Vater sich auf eigene Kosten diesen seltsamen Spafs gemacht haben werden, zumal das Geld nach einer Weisung der Nonne zu wohlthätigen Zwecken verwendet wurde: so wenig läfst sich mit ihm auch das schlechthin verwerfen, dafs das Geld entweder schon länger unbemerkt dagelegen haben kann, oder dafs vielleicht ein ungetreuer Hausgenosse, Nachbar, u. dgl. es an jener Stelle in der Eile niedergelegt habe, um das gestohlne Gut bei Gelegenheit wieder zu sich zu nehmen. Dafs einen so auffallenden Anblick das Mädchen sogleich mit ihrem dämonischen Wahn in Verbindung brachte, wäre dann ohne weitere Schwierigkeit. Ob es die übernatürliche Einwirkung des neckisch-hülfreichen Mönchsgespenstes voraussetzt, dafs die Sense des Mädchens beim Mähen einen ganzen Tag hindurch ohne Anwendung des Wetzsteins scharf blieb, (S. 28) mögen Sachkundigere entscheiden; so wie das Gleiche in Bezug auf das Wegbleiben der Fliegen von dem Mädchen während eines ganzen Tages auf sich beruhen mag.

Dafs die neugekaufte Kuh mehrmals an andern Stellen des Stalles sich angebunden fand, als wohin man sie gestellt hatte; dafs die Schwänze der drei Kühe im Stalle öfters kunstreich geflochten, und unter einander verknüpft gefunden wurden (S. 21), schmeckt freilich ziemlich stark nach der bekannten Dorf- und Stall-Mythologie, und undenkbar wäre es an sich nicht, dafs das Mädchen, bei welchem, unerachtet seines übrigen Wohlbefindens, doch so eben ein ganz eigenthümlicher Seelen- und Nervenzustand sich entwickelte, diesen Spuk bewufstlos selbst getrieben hätte. Doch sagt Hr. Gerber, dafs seiner Erkundigung zufolge es auch geschah, während das Mädchen bei den andern Hausgenossen in der Wohnstube war (S. 66 f.) — und Gerber ist ein ehrenwerther Mann. Aehnliches steht nach ihm der Voraussetzung, dafs sie selbst in einem Anfall von Deliriren die Urheberin davon gewesen, bei den mehreren Brandfällen im väterlichen Hause (S. 22), welche angeblich der schwarze Geist herbeigeführt haben soll, entgegen, obwohl auf der andern Seite zu bedenken ist, dafs die Lust, Feuer anzulegen, auch sonst bei entwicklungskranken Mädchen vorkommt. Aber das Taschentuch des Mädchens, in welches der Geist der Nonne bei seinem Abschied, so dafs das Mädchen es glimmen sah, Löcher, wie von einer Hand mit fünf Fingern, brannte, die übrigens keinen Brandgeruch von sich gegeben haben sollen (S. 41), scheint dieser Erklärung gänzlich zu widerstreben. Hr. Gerber hat diese merkwürdige Reliquie, am Tage nachdem die Spuren eingebrannt worden waren, selbst gesehen (S. 45 f.): sollen wir nun erwidern, auch wir haben schon Nägel vom heiligen Kreuze gesehen, nur seien wir nicht dabeigewesen, wie sie ausgezogen worden? oder sollen wir das in unsern Nutzen verwenden, was in einer Anmerkung zu S. 42, welche, der Chiffre nach zu urtheilen, von Hrn. v. Meyer herrührt, gesagt wird, das Versengen jenes Schnupftuchs sei die Aeusserung eines elektrischen Feuers gewesen, das mit dem magnetischen Nervenfluidum, diesem Seelenvehikel, identisch und eine seiner verschiedenen Darstellungen sei? Darunter ist nämlich vom Urheber der Bemerkung zwar der Nervengeist verstanden, welchen die abgeschiedene Seele der Nonne noch an sich gehabt habe: aber was hindert uns, es von demjenigen zu verstehen, welchen nach des Verfassers System auch das lebende Mädchen an sich hatte? Nur freilich mögen wir in unsrer Ansicht mit dieser unbekannten Gröfse, diesem deus ex machina, was der Nervengeist bis jetzt noch eben so sehr, als die angeblichen Geister, ist, nicht rechnen, und müfsten demnach bekennen, dafs wir in den Flechten der Kuhschwänze zu Orlach uns verwickeln, und durch die Löcher des Taschentuchs nicht hindurch können, wenn uns nicht entweder die Kritik hinaushilft, oder die Naturforschung. Jene durch genauere Sichtung des Thatbestandes bei ähnlichen Geschichten, die wohl auch künftig vorkommen werden, obwohl Ref. kaum glaubt, dafs hiedurch alle ähnlichen Thatsachen wegzuschaffen sein dürften; diese durch Auffindung einer Kraft — sei es in den dämonisch-magnetischen Personen selbst, wodurch sie in dem krankhaft erhöhten Zustande dergleichen Wirkungen unbewufst hervorbringen, oder sonst irgendwo, wenn nur die Welt der Gespenster aus dem Spiele bleibt. Denn von diesen wollen wir aus guten Gründen ein für allemal nichts mehr wissen, und uns weder mit dem Schnupftuch des Mädchens von Orlach die Augen wieder verbinden lassen, noch mit ihren Katzen, Bären und Kuhschwänzen einen Hexentanz und Polterabend uns in's Haus ziehen. Sondern im Wege der Wissenschaft mufs die Sache weiter geführt werden, und hiezu glaubt Ref. seinen geringen Beitrag gegeben zu haben, indem er die bisher meist verschobene Frage richtiger zu stellen und, wie die Schwaben sagen, den verführten Karren in's rechte Geleis zu rücken strebte.

Dr. Strauss.

Digitized by Google

№ 106.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1836.

LXXXV.

K. L. von Knebel's literarischer Nachlafs und Briefwechsel. Herausgegeben von K. A. Varnhagen von Ense und Th. Mundt. Zweiter Band.

Im ersten Bande des Knebel'schen Nachlasses hatten wir eine einzige, in ihrer Zeit und Umgebung hervorstralende Erscheinung zu bewundern, die Briefe Carl Augusts; gehen wir nun zu dem zweiten Theile dieses Werks über, so sind wir gleich anfangs in die Ramlerische Periode der Literatur versetzt; und kaum möchte irgend ein Document aus jener Zeit uns ein lebendigeres, charakteristischeres Bild von derselben geben als diese Briefe (von *Knebel an Gilbert*, einen Freund von Halle her, dann Hof-Fiscal in Berlin, von *Ramler*, der *Karschin*, *Gleim* und *Nicolai* an jenen); wir gelangen, um uns eines Worts aus W. Meister zu bedienen, zu dem gebildeten, aber bildlosen Theile Deutschlands; welches Wort eine besondere Bedeutung gewinnt, wenn wir gleichzeitige Documente aus dem südlichen Theile, Goethe's Recensionen für die Frankfurter gelehrte Zeitung, dessen frühere Briefe an Lavater und so manche in der Merk'schen Sammlung, nebst den Schriften von Lavater, Lenz und Andern jener Zeit im Gedächtnifs haben. Ramlern, mit seiner durch lange Ausübung zu einer Art von Instinct gewordenen Sucht zu feilen, wo wenig zu feilen war, die Karschin, von ihm angesteckt und dabei unter seiner Dictatur leidend, den guten Gleim in seiner Vers- und Freundschafts-Seligkeit; dazu einen jungen preufsischen Officier von poetischem Sinn und unüberwindlicher Begier eine Stufe des damaligen Parnasses zu besteigen — das Alles haben wir hier, und, was wir dankbar anerkennen, ziemlich concentrirt, nicht in der Breite, worin dieselbe Erscheinung uns in früheren Sammlungen dargelegt wurde. Ja, man möchte sagen, es seien recht eigentlich treffende und schlagende Stellen hier geflissentlich hervorgehoben worden. So verwandelt Ramler den ersten Vers an einem Bürger'schen i. J. 1772 gedichteten Liede, der ursprünglich lautete:

Ich will das Herz mein Leben lang
Der Liebe treulich weihen,
Und meinen leichten Volksgesang
Der Liebe Schmeicheleien —

in:

Ich will mein Spiel mein Lebelang
Dem jugendlichen Reihen,
Und meinen langen Lobgesang
Der holden Minne weihen.

Dabei ist Ramler Apollo's erster Sohn (S. 16), und er selbst weissagt im J. 1773, „wenn er nur noch zwanzig Jahre lebe, werde er mit der fröhlichen Idee aus der Welt gehen, dafs er Deutschlands goldnes Alter erlebt habe" (S. 42). Gewifs ahndete er nicht, dafs, als diese Zeit erfüllt war, Deutschland eine Iphigenie, einen Tasso und Egmont haben, dafs ein Wilhelm Meister seinem Erscheinen nahe sein sollte. Bezeichnend ist ferner die Klage Ramlers: „Mein so *herzlich* besungener Held hat kein Oel für die Lampe seines Poeten" (S. 39). Nehmen wir dazu die Art, wie Gleim seine Freundschaft äufsert (in dem fünften seiner Briefe, in einem Raume von sechs Zeilen ist das Wort *mein Knebel* fast durch alle Casus declinirt), wie er sich bemüht, aus Knebeln einen zweiten Kleist, und *seinen* Kleist zu schaffen, wie, nachdem die Personen zu römischen und griechischen Dichternamen gelangt sind, auch Potsdam zu Sparta wird (S. 60); wie die Theologen mit ihrer Moral gegen die Dichter kämpfen, die doch einzig und allein die Ehre derselben zum Augenmerk und Ziel haben, wie der gute J. G. Jacobi bei dem allen so sanft schläft (S. 60. 62), und sein Bruder Fritz noch i. J. 1780 Goethe'n einen Hasenfufs nennt (S. 72): dann haben wir Elemente, aus denen

Digitized by Google

man sich so ziemlich ein Bild jener Zeit zusammensetzen kann.

Doch es ist Zeit auf Knebel zu kommen. Er war keine urkräftige Dichter-Natur, wenn auch mit poetischem Talent begabt. Wie hätte er auch nur in einer untergeordneten Sphäre bedeutend werden können, da es für ihn in seiner Umgebung keine Muster gab; da er von der Schönthuerei der damaligen Zeit hingerissen wurde! Die Alten kannte er zu wenig, als dafs sie hätten grofsen Einfluſs auf ihn haben können; wie denn überhaupt bei strebenden Gemüthern seiner Art die Gegenwart unendlich mehr vermag als die Vergangenheit. Schade, dafs er nicht, statt mit Ramler und Gleim, mit Vofs in Verbindung kam! Wir finden ihn (S. 42) mit einer Uebersetzung der Georgica beschäftigt; mit jenem bekannt, würde er sich manches angeeignet haben, was später seinem Properz und Lucrez zu Gute gekommen wäre *). Zu bemerken ist auch, dafs in den Briefen, die während Knebel's Aufenthalt in Potsdam geschrieben sind, von Ramler, Nicolai, Mendelsson, als Einfluſs übenden, die Rede ist, aber kaum von Lessing und Klopstock.

Nun aber kommen wir zu Boie's Briefen; und wenn wir bisher den Namen Klopstock vermifsten, so werden wir jetzt in die Gemeinde eingeführt, „die in Glauben und Liebe um den Sänger des Messias versammelt war." Die Weise, wie Boie über ihn in Vergleichung mit dem „correcten, harmonischen Ramler, dem Nachahmer des Horaz und der Alten," spricht, über den Dichter, „bei dem keine Spur von dem grofsen, ungestümen Feuer, das bei Klopstock hinreifst, in die Wolken erhebt und das ganze Herz erschüttert" (S. 112) — sie läfst Besseres ahnden; auch thut es wohl, Shakspeare und Lessing, Percy's Reliques mit Wärme und Liebe genannt und die Frankfurter gelehrte Zeitung preisen zu hören; Bürger und Vofs treten hervor, der letztere gar liebenswürdig angekündigt (S. 130). Die ganze Weise, in der Boie sich producirt, spricht an, die Geradheit der Gesinnung und des Urtheils, die Art, wie er über des ältern Jacobi penible Delicatesse spricht (S. 116), der Jubel, womit Herders Auftreten verkündigt wird; kurz, wir sind mit Boie's Briefen in eine andere Sphäre übergegangen. Macht uns derselbe auch manchmal lächeln, wenn wir seine grenzenlose gutmüthige Betriebsamkeit auf *diesem* Felde des Parnasses wahrnehmen, ist er auch nicht frei von der Sucht zu feilen, so kann er doch nicht billigen, dafs Ramler in die Werke schon verstorbener Dichter seine Aenderungen hineinbringt (S. 107); hie und da wird selbst ernstlich Ramlern opponirt (S. 135); und wenn immer noch die Moral eine grofse Rolle spielt und die Dichtkunst beherrscht, so ist doch offenbar das Leben dieser jungen Männer ein minder eingeengtes, der Umgang des einen mit den andern ein herzlicher, die Anerkennung hoher Muster eine innige, zu eignem Streben anfeuernde. Was dem Göttinger Bunde schadete, was die Ursache war, dafs er in der Dichtkunst nichts Grofses leisten konnte, das hat Goethe im 3. Theile seiner Biographie so schön dargestellt, darüber haben wir in Vossens Briefen so tüchtige Documente, dafs es überflüssig wäre, hier weiter darüber zu reden.

Auf Knebel konnte der Bund keinen grofsen Einfluſs haben; abgesehn von der Correspondenz mit Boie, die durch des letztern Musen-Almanach veranlafst wurde, scheint er den Bundes-Gliedern nicht nahe gekommen zu sein; zu denen er auch seiner Eigenthümlichkeit nach schwerlich gepafst hätte; er konnte sich z. B. in Klopstock nicht finden, wogegen er sich Wielanden zuneigte, der dem Bunde bald zuwider war; und Knebel mochte in Potsdam andere Grundsätze angenommen haben als jene deutsch-patriotischen Dichter (S. 139). Auch sorgte sein Genius besser für ihn, indem er ihn nach Weimar brachte und in dessen grofsartige Verhältnisse eintreten liefs, wo er zwar nicht als schöpferischer Geist glänzen, aber, mit den Edelsten und Geistvollsten umgehend, einen hohen Lebensgenufs gewinnen und, die Freundschaft jener Männer geniefsend, mit ihnen von der späteren Zeit genannt werden sollte.

Die drei Briefe von *Nicolai* und die von dem Schauspieler *Grofsmann* hätten auf die von Ramler und der Karschin folgen sollen, weil sie dem Berlinisch-Potsdamischen Leben angehören, wogegen das der Göttinger selbständig dasteht. Jene sind übrigens unbedeutend; und was die von Grofsmann betrifft, so liefse man sich ihre Libertinage und Seltsamkeit gefallen, wenn diese mehr originell wäre. Man begreift nicht recht, wie dieser Bursche einen Weg zu dem Parnafs findet, von dem in den früheren Briefen Knebel's so oft die Rede ist; und schon deshalb zweifelt man, ob überhaupt von einem Parnasse damaliger Zeit und

*) Zu einem Uebersetzer des letztern scheint Boie ihn schon i J. 1773 bestimmt zu haben.

Digitized by Google

Orts die Rede sein könne. Auch Knebeln macht es dieser Bruder in Apoll zu bunt; und wir werden nur einigermafsen mit ihm befreundet, wenn wir ihn gefühlvoll über den wackern Oeser sprechen hören (S. 168), und ihn thätig sehen für die Minderung fremder Noth (173).

Einen passenden Uebergang zu Knebel's Weimarischem Leben machen die Briefe desselben an seine Schwester, die edle *Henriette von Knebel*, die wir aus den Briefen Herders näher kennen und schätzen lernen. Leider sind ihrer nur sieben aus dem langen Zeitraume von 1770 bis 1811; doch zeigt sich in ihnen Knebel von mancher erfreulichen und liebenswürdigen Seite. In den ersten drei finden wir ihn als Bruder zärtlich gegen die heranwachsende Schwester, zugleich ernst und auf ihre Bildung bedacht; der dritte theilt uns einen Brief Friedrichs des zweiten an den seinen Abschied begehrenden Fähndrich mit, welchen dieser mit dem Charakter eines Hauptmanns zu erhalten angesucht hat. Er ist laconisch genug: Quittant le service comme Enseigne et n'aïant point fait de campagne, le titre de Lieutenant, que Je Vous ai accordé, doit Vous suffire, et Vous conviendrez, pour peu que Vous y réfléchissiez, qu'un officier, qui sort du service comme Enseigne, ne sauroit prétendre au grade de Capitaine; et sur ce Je prie Dieu etc.; und doch wundert man sich, wie der grofse, so viel beschäftigte Mann Zeit fand, solche Briefe auch nur zu dictiren, oder ihre Abfassung zu besorgen. Der vierte lange Brief, von Paris, den 14. März 1775 datirt — dahin war K. als Begleiter der Weimarischen Prinzen Carl August und Constantin gereiset — ist in mannigfacher Hinsicht interessant, auch wegen der Raschheit und Lebendigkeit, womit der Schreiber uns so viele, so brillante Scenen vor die Augen führt. Welche Gedanken und Betrachtungen veranlafst dieser Brief! Dieselben hat man so oft Gelegenheit anzustellen; und doch, wem erneuten sie sich nicht bei dieser Schilderung! Damals war Ludwig kaum 20 Jahre alt; wie umgeben! und kaum 18 Jahre später! — — Gern lassen wir uns durch den nächsten Brief (v. J. 1797) zerstreuen, der uns in die ewig sich gleiche, ewig sich getreue Natur führt. Wie gereift, wie würdig beschäftigt finden wir hier Knebeln! wie gern lassen wir uns von ihm die Wunder der Muggendorfer Höhle und anderes Verwandte erzählen! Und nicht allein erzählt er; wir finden ihn auch als nachdenkenden Mineralogen (S. 198). Man sieht, das Weimarische Leben hat auf ihn gewirkt; und in einem späteren Briefe hören wir ihn gern, wie er über Mecklenburger Studenten klagt, „die nur ihre Brod-Studien treiben, in ihrer Vorstellungsart altmodisch sind, und nicht wissen, dafs man ohne Studien der Natur kaum mehr recht in der Welt fortkommen könne, und dafs sie zu Allem nützlich sind" (S. 205). Die Schwester, an welche dieser Brief gerichtet wurde, war Erzieherin der vortrefflichen Prinzessin Caroline von Weimar gewesen, der sie in treuer Anhänglichkeit folgte, als dieselbe dem Erb-Grofsherzoge von Mecklenburg vermählt ward. Gewifs nicht ohne Absicht schrieb K. dieses Wort nieder. Denn wenn je eine Fürstin Neigung und Willen hatte, das Bessere zu bewirken und zu schaffen, so hatte Sie es, die des Vaters, der Mutter und Grofsmutter so würdige. Es thut wohl, auch Ihren verehrten Namen in diesen Briefen zu finden, und stets mit der Anerkennung, die so seltne Tugenden verdienen, die ein das Grofse und Edle schätzendes Gemüth für Sie in Anspruch nimmt. „Unsre Prinzessin, schreibt Wieland (S. 226), der Liebling unsrer Herzen, kann mit ihrem Verstand und Gemüth, in einer Lage wie ihre gegenwärtige, nicht anders als Glückliche machen und glücklich sein."

Es folgen 14 Briefe von *Wieland*, geschrieben zwischen den Jahren 1775 und 1810. Wer kennt nicht Briefe von ihm? Diesen zierlichen, gewandten, humoristischen Stil, der, wie er von dem Gewohnten abweichen mag, sich nie in Affectation verliert, der, wie elegant auch, doch immer Aufrichtigkeit und Herzlichkeit durchblicken läfst. Auch Wieland war Knebeln sehr zugethan; er ehrte den Charakter und das Gemüth des Mannes, wie er dessen geistige Gaben schätzte; das erkennen wir in der Freude, die er bei Knebels Urtheil über den Agathon empfindet (S. 213), und in der Beurtheilung des Knebelschen Lucrez (S. 215). Erfreulich ist es Wielanden über seinen ehemaligen Zögling Carl August reden zu hören (S. 209); die Art, wie er über Goethe spricht und (im J. 1775) ihm, dem Anfeinder seiner geliebten Alceste, entgegensieht, ist wahrhaft erbaulich (S. 210); und wenn auch hie und da die üble Laune des trefflichen Dichters zum Vorschein kommt, wie in dem Briefe vom 13. Dec. 1806, so verzeihen wir dieselbe gern, in dem

Digitized by Google

Gedanken an das, was sie veranlafste. Wir finden hier Wielanden nach jenen Trauer-Scenen, welche die Schlacht bei Jena herbeiführte, in seinen Cicero vertieft und ungeduldig, wenn ihn jemand diesem solamini in miseriis, diesem Werke, dem er nur noch wenige Jahre des höchsten Alters zu widmen hatte, entziehen will. Das vorangehende Schreiben ist uns ein schätzenswerthes Document, wie würdig der Greis jene Zeit ertrug, so der dreizehnte, wie würdig sein Alter und dessen Schwäche. Noch enthalten diese Briefe die für die Verehrer Knebel's und Weimars interessante Notiz „dafs jener Manches that zu Verschönerung des einzig anmuthigen Tiefurt" (S. 217).

Wohl die merkwürdigsten und bedeutendsten unter allen sind die Briefe von *Herder und dessen Gattin*, die auch an Zahl die übrigen überwiegen, indem von dem erstern 62, von der letztern 26 mitgetheilt sind. Aber erfreulich sind sie nicht; sie bestätigen nur allzusehr, was wir sonst unerfreuliches über Herder vernommen haben, was, bei aller Anerkennung seiner Verdienste, Goethe über ihn in Dichtung und Wahrheit geäufsert hat, was unumwundener von ihm in Briefen an Schiller und Zelter ausgesprochen wurde. Herder, wie seltsam es auch Manchem klingen mag, war eigentlich keine productive Natur; er hatte ein wunderbares Talent, von den verschiedensten Nationen und aus der unüberschlichen Menge von Büchern das Interessante, das Menschliche aufzulesen; das wahrhaft Bedeutende aber aufzufinden hinderte ihn der fast zur fixen Idee gewordene Begriff von Humanität; und wo er es einmal gefunden, fehlte ihm die Gabe der Darstellung, für die Form hatte er keinen Sinn, somit auch nicht für die Kunst; und so mufsten ihm in Rom die Antiken „ein Codex der Humanität" werden, damit er sich ihrer erfreute (S. 246). Man kann Herdern einen Märtyrer der Humanität nennen; und wie natürlich, dafs der, der in dieser Welt, wie sie nun einmal ist, nur sie vor Augen hat, der, zu einem Posten berufen, auf dem er weit und kräftig wirken soll, immerfort in einer Ideen-Welt lebt, dafs dieser, zumal wenn seine Idee sittlicher Art, und Sitte zu verbreiten sein Beruf ist, an seiner Idee zu Grunde geht.

Es ist so natürlich, dafs der Mann, wenn ihm ein mühseliges Tagewerk obliegt, bei seiner Lebensgefährtin Erholung und Ruhe suche. Wenn aber diese, statt den Mann zu lieben, den Menschen in jeder Hinsicht vergöttert, anstatt den Reizbaren zu beschwichtigen, denselben nur noch mehr reizt, wenn sie, statt die widrigen Eindrücke der Welt und Umgebung von ihm abzuhalten, diese in den häuslichen Kreis, in das vertrauliche Gespräch hineinzieht — dann wird der Mann nur noch feindseliger sich gegen die Welt und die Menschen stellen. Herders Gattin möchte dem Gatten, der ihr „Johannes in der Wüste und Christus in Einer Person ist" (S. 340), den Märtyrer-Kranz aufsetzen; aber dieser Kranz konnte die Stirn nicht kühlen, er mufste die Locken sengen; und jetzt war der Märtyrer vollends fertig. Ein solches war Herders Loos.

Sollte man bei diesem Urtheil nicht gerecht bleiben können gegen die grofsen Verdienste des ausgezeichneten Mannes? nicht auch gegen die schönen und edlen Eigenschaften der Frau? Hat nicht auch Goethe Aehnliches über seinen Freund ausgesprochen? und wo er in seiner Biographie über ihn redet, wie gerecht, wie milde, mit welcher Anerkennung thut er es? Denken wir uns, Herder habe den Beruf gehabt über Goethe zu reden, gewifs, in ganz andrer Weise würde das Urtheil ausgesprochen sein. Ueber den Widerspruch, der tief in Herders Natur lag, und der sehr enge mit seinem Begriff von Humanität zusammenhing, urtheilt Goethe in späterer Zeit vertraulich gegen einen vertrauten Freund: „Herder hatte sich solche jugendliche Unarten bis in's Alter durchzuführen vermessen, und ist darüber zuletzt fast verzweifelt. Untersuche dich ja, ob dir dergleichen Zeug in den Gliedern steckt; ich thu' es alle Tage. Man mufs von den höchsten Maximen der Kunst und des Lebens in sich selbst nicht abweichen, auch nicht ein Haar; aber in der Empirie, in der Bewegung des Tages will ich lieber etwas Mittleres gelten lassen, als das Gute verkennen, oder auch nur daran mäkeln," (Briefw. zw. Goethe u. Zelter, Th. 2, S. 337). Welche Urtheile dagegen über Goethe in den vorliegenden Briefen Herders, und namentlich seiner Frau! Denn man kann nicht ohne ungerecht zu sein die Urtheile der letztern mit auf die Rechnung des Gatten setzen. Und doch sagt Herder in einem der früheren Briefe, als der Dämon des Unmuths noch nicht die volle Gewalt über ihn gewonnen: „G. trägt seinen Kopf und sein Herz immer auf der rechten Stelle, und ist in jedem Schritt seines Lebens ein *Mann*" (S. 240).

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 107.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1836.

K. L. von Knebel's literarischer Nachlafs und Briefwechsel. Herausgegeben von K. A. Varnhagen von Ense und Theod. Mundt.

(Schluſs.)

Wie Herder, der immer in Ideen und in einer idealischen Welt lebte, der (auf der Reise nach Italien) über seine Freunde schreibt: „In der Entfernung seid ihr mir alle viel näher als ihr mir in der Thüringischen Atmosphäre waret; ich rücke euch aus dem dortigen Nebel, und ihr seid andre Gestalten" (S. 244), wie er mehr und mehr seinen Unmuth, ja seinen Ingrimm gegen Andre und sich selbst walten liefs, davon enthalten diese Briefe die entscheidendsten Zeugnisse. Schon in einem früheren Briefe, aus den achtziger Jahren, heifst es: „Ich bin in einem Zustande, den Heman, der Esrahite, im 88. Psalm so ausdrückt, dafs er ein Land sei, da man nichts gedenket. Dafs ich mir von aufsen zuweilen eine freie oder frohe Laune gebe, ist ein Gewand die Blöfse zu decken" (S. 238); Weimar ist ihm ziemlich um dieselbe Zeit „ein wüster Ort, ein unseliges Mittelding zwischen Hofstadt und Dorf" (S. 250); Klagen über seine Gesundheit, über häusliches Leid finden sich in sehr vielen Briefen; die eigenen Werke wollen nicht genügen noch gefallen (S. 263); an ächten Erzeugnissen der Kunst, die, wie man glauben sollte, jeden Denkenden und Fühlenden ansprechen müssen, findet er keine Freude *); die Unzufriedenheit mit sich selbst, „der für die Seinen und für Andere nicht sei, was er sein sollte" (S. 238), nimmt zu; wo er scherzen will, ist sein Scherz erzwungen und daher nicht wohlthuend; und endlich ergiefst er sich in die schrecklich-bittere Klage: „Was ist's, zehn Jahre an der Kette zu sitzen? (Es ist von Trenk's Leben die Rede) ich sitze dreifsig daran. Ein bitterer Unmuth mufs jeden Menschen bei dem Buche ergreifen, weil es so innigwahr geschrieben und seine Welt im Grunde allenthalben ist" (S. 292).

Wie Herder über Goethe hart urtheilt, so über Schiller, und wo möglich noch härter, da dieser ihm schon wegen seiner Anhänglichkeit an die Kantische Philosophie ein Gegner schien! Gottlob! Die Deutschen sind nie auf die Dauer ungerecht gegen ihre grofsen Männer; sie werden es auch nicht gegen Herder sein. Aber *die* Frage liegt hier nahe und drängt sich auf: Welcher von beiden ist mehr in Geist und Herz des bessern Theils der Nation eingedrungen? welcher hat mehr auf die Bildung der Deutschen gewirkt, Herder oder Schiller?

Noch ein Wort über den erstern zum Schlufs. Denken wir uns ihn am Ende seines Lebens, nach abgestreiftem Unmuth, der ihn quälte, abgeworfen die Kleinlichkeiten des Lebens und der Verhältnisse, einen Blick werfend über diese Briefe; dagegen Goethe, wie er, seine Correspondenz mit dem geliebten Zelter überblickend, an diesen schreibt: „Nichts kann die Versicherung eines wohlzugebrachten Lebens mehr gewähren als ein so unmittelbarer Blick an die dreifsig Jahre hinterwärts, wenn uns da ein reiner, mäfsiger, aber auf das Gute und Vortreffliche unverwandt gerichteter Schritt zur Ansicht kommt" (Briefw. zw. G. u. Z. Th. 4, S. 191). Freuen wir uns eines solchen Bekenntnisses! freuen wir uns der Natur Goethe's, die, von Herder so hart getadelt *), bei den Menschlichkeiten und Schwächen, die auch ihm anhafteten, doch ein

*) Man lese, wie H. (S. 270) sich über Goethe's Mahadöh und über die Braut von Corinth äufsert, in welchen Priapus eine grofse Rolle spielen soll. Eben so schlimm ist das Urtheil über die natürliche Tochter (S. 348).

*) Sehr charakteristisch für Herders Gattin, schreibt diese (S 350): „Mein Urtheil über Goethe (bei Gelegenheit der nat. Tochter) kommt mir gerade so vor, als wenn das Lamm dort am Bach dem Wolf, der's eben fressen will, eine Lobrede hält. Ach, er hat eine *Wolfs-Natur!*"

Digitized by Google

grofses, langes Leben siegreich durchführte und durchfocht; da Herder, bei all seiner Humanität, bei so manchen glänzenden und liebenswürdigen Eigenschaften, doch nur ein Gefühl erzeugt, ähnlich dem, welches Leonore im Tasso ausspricht:

Wir mifsgönnen
Dem Bild des Märtyrers den goldnen Schein
Um's kahle Haupt wohl schwerlich, und sein Lorbeer
Bezeichnet mehr sein Leid uns als sein Glück.

Von *Knebel* haben wir in dieser Sammlung acht Briefe an Herder, siebzehn an desselben Gattin, in den Jahren 1784 bis 1806 geschrieben. Sie bestätigen was man ahndete, wenn man Knebel's Gedichte und anderweitige Ergiefsungen las, dafs Herder eigentlich der rechte Mann für ihn war (S. 364); wie denn diese Neigung gegenseitig. Herder erweiset sich immer entzückt über die Muse seines Freundes, und ihm, dem Feinde der strengen philosophischen Methode, die durch Kant aufkam, mufste die Weise, in welcher K. in Prosa und Versen philosophirte, diese der eigenen so verwandte Humanität zusagen. S. 262 finden wir darüber eine interessante Aeufserung.

Noch bemerken wir, dafs der Herder-Knebelsche Briefwechsel nicht zum besten geordnet ist; manche Briefe, die kein Datum haben, hätten füglich in die mit einem solchen versehenen eingereiht werden können; das präsumirte Datum über dem 30. Briefe von H. ist gewifs falsch; es sollte, wie einige Data des Briefes beweisen, das Jahr 1799 angegeben sein.

Wir müssen uns in Hinsicht auf die folgenden Briefe kürzer fassen, und dürfen es, da dieselben, wenn auch meistens interessant, doch in Beziehung auf K. nicht von der Wichtigkeit sind wie die eben erwähnten.

Die Briefe von *Lavater*, 7 an Zahl, aus dem Anfang der achtziger Jahre, sind nicht bedeutend, gefallen aber wegen ihrer Einfachheit; es ist in ihnen nichts von dem exaggerirten, seltsamen, aphoristischen Tone, den man sonst in Lavaterschen Briefen zu finden gewohnt ist. In den sechsen von *H. Meyer* finden wir den guten, theilnehmenden, der Kunst lebenden Schweizer. *Jean Paul's* 13 Briefe thun nicht wohl. Wir wollen ihnen Herzlichkeit und Wohlwollen, auch Geist nicht absprechen; aber dies alles finden wir nicht gern in so barocker, ewig witzelnder Form ausgesprochen. Wie seltsam ist einem zu Muthe, wenn man (S. 422) liest: „Ihnen wird das Aufbrechen schwerer als Andern das Beantworten. Indefs, wenn Sie auch meinen Dank für meine Freude über Ihre briefliche und poetische Erscheinung erst im Jahre lesen, wo ich Ihre Antwort erwarte (der Brief ist vom 6. Januar 1803), nämlich 1804: so seien Sie doch gewifs, dafs er da noch grünt und lebt im künftigen Schnee. Ihre Luna hat, wie der Vollmond im Wintersolstiz, den Gang der Sommersonne, und sie überdämmerte mich schön mit ihrem antiken Widerschein des griechischen Apollo" — und dann auf der dritten Seite nach dieser: „Nie hab' ich gesuchten Witz, sondern nur suchenden."

Matthisson's Briefe, deren achte sind, gewinnen durch den Contrast mit jenen; obgleich die vielen Lobpreisungen und der gar zu devote Ton doch auf die Dauer nicht wohlthätig sind, zumal wenn man des durch und durch anregenden Briefwechsels zwischen Goethe, Schiller und Zelter gedenkt. Die Wahrnehmung aber ist erfreulich, wie K. in den Briefen jener beiden, wie in so vielen andern dieser Sammlung, immerfort als der biedere, gute Mensch anerkannt und geehrt wird.

Hegel's 5 Briefe wird man nicht ohne Interesse lesen. Der berühmte, grofse Philosoph erscheint hier als Redacteur einer politischen Zeitung, oft humoristisch und witzig. Die Briefe sind auch deshalb interessant, weil sie zum Theil in die Zeit des Organisirens deutscher Staaten während der Zeit der französischen Herrschaft fallen. In den drei Briefen von *Fernow* finden wir den gründlichen Grammatiker und Kritiker, und sehen mit Freude, wie es Knebeln, dem poetischen Uebersetzer, auch in dieser Hinsicht um Gründlichkeit zu thun war. *Falbe's* 3 Briefe drehen sich um eine nun vergessene Zeitschrift: Elysium und Tartarus. Von *J. H. Vofs* ist nur ein einziger Brief da, und kein bedeutender. Ein seltsames Erratum findet sich in ihm: in der zweiten Zeile mufs man offenbar statt *Griechen und Römer — Götz und Ramler* lesen.

Sehr interessant sind noch die 11 Briefe von *Franz Passow*, in welchen wir den wackern Schreiber in seinem jugendlich-thätigen, gründlichen, geistreichen Streben finden. Dazu sehen wir auch aus der Ehrfurcht, womit Passow den an Jahren so hoch über ihm stehenden behandelt, aus der Weise, wie die gegenseitigen Arbeiten besprochen werden, was K. als gründlicher Gelehrter war. Man freut sich in seiner Seele

Digitized by Google

über diese Briefe, die dem für Anerkennung so empfänglichen wohl gethan haben müssen.

Den Schluſs des zweiten Theils machen wenige Briefe von *Oken*, *Zach. Werner*, *Wolf* und *Schütz*. Ihr Inhalt ist nicht von Belang; doch thut es auch bei ihrer Lectüre wohl, die Achtung wahrzunehmen, in der K. bei diesen Männern stand. Auch charakterisiren sie die einzelnen Schreiber, besonders Wernern, von dem wir ein Wort mit Verwunderung lesen (S. 501): „Ich gebe Ihnen das feierliche Versprechen, daſs ich durch Entsagung alles schnöden Strebens nach albernen mystischen Kunstsystemen und durch Streben nach dem reinen Menschlichen Ihre Güte zu verdienen suchen werde."

Abeken.

LXXXVI.

Das Thierreich, in seinen Hauptformen systematisch beschrieben von Dr. J. J. Kaup. Mit in den Text eingedruckten Abbildungen. 3 *Bände.* — 1*ter Band. Naturgeschichte des Menschen und der Säugethiere. Mit* 180 *Abbildungen. Darmstadt*, 1835. *Verlag von Joh. Phil. Diehl.* 452 *S, im gröſsten Octav-Formate.*

Hr. Kaup ist dem gelehrten Publikum seit ungefähr einem Jahrzehent durch mehrere zoologische Arbeiten über Wirbelthiere, namentlich über Eidechsen etc., und besonders durch verhältnifsmäſsig viele Untersuchungen und Entdeckungen im Bereiche der Palöontologie, vortheilhaft bekannt geworden.

Was gegenwärtiges Werk betrifft, so sind es hauptsächlich die artistische Seite des Buches und der auſserordentlich billige Preis des Ganzen, welche dasselbe aller Empfehlung so würdig machen, daſs Recensent sich zur ungesäumten Anzeige dieser literarischen Erscheinung veranlaſst fühlte. Auch schien es schon dem vorausgegangenen Prospectus zufolge, welcher dem fertigen Bande nicht beiliegt, von dem Verf. in der That mehr darauf abgesehen, gute und ungewöhnlich wohlfeile, daher für beinahe Jeden leicht anzuschaffende Abbildungen zu liefern, als einen Text zu bearbeiten, welcher die Wissenschaft selbst direkt wesentlich fördern helfen, oder auch nur auf der eigentlichen Höhe derselben stehen sollte. Aehnliche Andeutungen über den Zweck der Arbeit finden sich hin und wieder in dem vorliegenden Bande, und dürfen bei der Beurtheilung nicht auſser Acht gelassen werden.

Eine Vorrede fehlt; und eine Einleitung ersetzt, da sie gleich mit den Säugethieren beginnt, deren Stelle nur zum Theil. Wer daher, wie der Berichterstatter, den Prospekt nicht zufällig noch von früher her zur Hand hat, sieht sich auſser Stand, ein vollkommen genaues Urtheil darüber zu fällen, in wiefern die Leistungen des Verf. nicht blofs an sich zu schätzen sind, sondern auch mit seinem erklärten Zwecke im Einklange stehen. Die Einleitung spricht sich übrigens nicht in einer Weise aus, welche das von dem Verf. geleistete Eigenthümliche überschätzte; und die von dem Verleger auf dem Extra-Blatte beigegebene „Nachricht an die Abnehmer des Werkes" läſst ersehen, daſs er seiner Seits nicht weniger, sondern wirklich mehr thut, oder schon gethan hat, als er versprochen hatte. Durch Vergröſserung des Formats und ökonomischere Einrichtung des Druckes, (der übrigens gleichwohl ein ausgezeichnet deutlicher geblieben ist und eben so gutes Papier, als hübsche Typen zeigt,) hat sich nämlich der Umstand äuſserlich so gestellt, daſs sich die Bogenzahl für alle 3 Bände von 100 auf 80 Bogen reduciren wird. Dabei ist aber der früher (in der Ankündigung) bestimmte Preis für den Bogen derselbe geblieben, das Werk also, seinem Inhalte unbeschadet, um den fünften Theil wohlfeiler geworden, als dieſs angekündigt war. Dergleichen Fälle gehören bekanntlich zu den seltenen in der Buchhandelswelt. Auch die beiden anderen Bände sollen jeden Falls noch im Laufe d. J. vollendet werden.

Zuerst hat der Verf ein neues, ihm ganz eigenthümliches System aufgestellt. Wir sind weit entfernt, ihn, wie er am Schlusse der Einleitung S. XVIII) sagt, gleich Anderen schon von vorn herein „freundlich" oder gar „unfreundlich" blofs darüber zu tadeln, daſs er überhaupt das Cuviersche System verlassen hat, dessen groſse Mängel sich natürlich immer mehr ergeben, und hinsichtlich dessen ja auch Cuvier selbst (verg. den Schluſs von §. 1. seiner Einleitung) sehr weit entfernt war, es auch nur einen Augenblick für das „einzig-richtige", nämlich für „das System der Natur selbst" zu halten. Nur müssen wir leider aus ganz andern Gründen gerade das Gegentheil von Hrn. Kaups Ansicht behaupten, wenn er das seinige für besser hält, als das von Cuvier. Sonst urtheilt jedoch der Verf selbst auch darüber zum Theil so bescheidentlich und mit so viel eigenem Zweifel, daſs man ihn in dieser Hinsicht meistens nur rühmen kann; weshalb auch Recensent, wenn er sich in diesem Punkte lebhaft und unbedingt gegen die Systematik des Verfs. erklären muſs, doch hierbei jede eigentliche Härte des Urtheils vermieden wünscht Man kann aber nicht umhin, sich zu verwundern, wie der Verf. in dieser Beziehung so Vieles *so* hat ansehen können, wie er es gethan. Sein System hat insofern die gröfste Aehnlichkeit mit dem bekannten und namentlich bei den Vögeln so ganz verunglückten Waglerschen, daſs es gleichfalls kein System der Verwandtschaften, sondern der blofsen Analogieen ist. Das Ganze beruht nämlich häufigst gar nicht auf Zusammenstellung der nächsten, sondern fast immer nur der entfernteren Aehnlichkeiten. Obgleich nun Analogie und Verwandtschaft ihrem Wesen nach eigentlich blofs verschiedene Grade eines und desselben Grundverhältnisses bilden, also keineswegs ihrem Wesen nach oder in qualitativer, sondern lediglich in quantitativer Hinsicht verschieden sind, und obgleich selbst die sogenannten Anomalieen wieder nichts anderes sind, als Analogieen in noch entfernteren Beziehungen; so muſste doch, trotz dem, bei Befolgung der gedachten Methode fast immer das Gleichartigste getrennt und Ungleichartigeres an einander gereiht werden. Doch wir wollen uns, zumal nach dem, wie sich der Verf über diesen Theil seines Werkes gelegentlich selbst geäufsert hat, und bei der Ausdehnung, welche gegenwärtige Anzeige durch ein tieferes Eingehen auf diese Seite des Buches gewinnen müſste, auf die Erklärung beschränken: daſs, so sehr auch hin und wieder die allgemeinen Ansichten des Hrn. K. einmal Beistimmung verdienen, dieſs gleichwohl im Einzelnen und bei der Anwendung derselben weder in philosophischer, noch in empirischer Hinsicht anders als ausnahmsweise der Fall ist. Eine Behauptung, in Betreff deren wir uns ohne Bedenken auf das Urtheil verlassen, welches die eigentlich wissenschaftlichen Leser des Buches auch ohne uns fällen werden. Unbedingt theilen müssen wir dagegen schon längst mit Hrn. K., Ehrenberg und Rud. Wagner die Ansicht, daſs der Mensch nicht zum Thierreiche gehört, sondern an der Gränze zunächst über demselben steht. Gleichwohl kann man es immer nur billigen, daſs der Verf. die Menschen-Racen dennoch mit abhandelt. Auch sonst muſs man demselben, wie gesagt, in *einzelnen* Fällen über seine Systematik völlig Recht geben; ja dieſs zum Theil gerade in Fällen, wo er seiner Sache wenigstens nicht in Aller Augen gewiſs zu sein glaubt. S. 298 sagt er: „Den Löwen, den anerkannten König der Thiere, in die letzte Abtheilung der Katzen zu stellen, mag nicht allein den

Digitized by Google

Laien, sondern auch den Naturforscher befremden; aber" — — etc. Dasselbe ist längst ganz und gar auch die Ansicht des Referenten, die höchstens in so fern von der des Hrn. K. abweicht, als eigentlich der Gepard, Felis jubata, von Wagler wegen der unbeweglichen hundeähnlichen Klauen zu einer besonderen Gattung (Cynaelurus Wagl.) erhoben, noch hinter den Löwen als bleibendes Glied der Gattung Felis gestellt werden mufs. Durch die von Hrn. K. im Verfolge angegebenen osteologischen Gründe aber hat diese Meinung eine neue Bestätigung erhalten.

Wenn bereits im Eingange geäufsert wurde, dafs eine *bedeutende* Förderung der Wissenschaft als solche nicht in dem Plane dieser Arbeit gelegen habe; so soll damit doch keineswegs gesagt sein, als ob dieselbe hierzu gar nichts beitrüge und beitragen sollte. Im Gegentheile haben den Verf. seine fleifsigen, auch auf das Innere, nicht blofs auf das Aeufsere gerichteten Studien und Untersuchungen, darunter vorzüglich das Studium der vergleichenden Osteologie, auf manche interessante, neue Wahrnehmungen geführt, die er nun hier mittheilt und die besonders immer indirect von Werth für die Systematik bleiben werden. Ferner scheinen viele der neuesten und wichtigsten Wahrnehmungen Anderer hier zum ersten Male gesammelt; auch diefs schon würde natürlich sein Verdienst haben. Demnach mangelt es dem Buche, ungeachtet seiner nicht streng wissenschaftlichen Form, keineswegs an Werth auch für Naturkundige vom Fache. Die Beschreibungen sind auf den Standpunkt eines allgemein brauchbaren Handbuches, nicht auf den eines gelehrten Werkes über Thiergeschichte, berechnet. Mitunter werden dieselben auch ausführlicher, z. B. S. 52 ff die des Nachtaffen, aus welcher für den Recensenten die ganz neue, aber zugleich hinlänglich feste Ueberzeugung hervorgeht: dafs diese Thier-Gattung bisher falsch gestellt worden ist und ihrer ganzen Hand- und Nagelbildung nach zu den kleinen Aeffchen mit uneigentlichen Händen, wie Hapale und Midas, gehört.

Die Abbildungen sind Holzschnitte; eine Art von Kunstwerken, die bekanntlich, gut ausgeführt, zumal zur Darstellung von Thieren, ganz besonders von behaarten, ihre anerkannten Vorzüge hat und zugleich von grofser Bequemlichkeit für den Gebrauch ist: weil die Figuren unmittelbar zwischen den Text selbst an der gehörigen Stelle eingedruckt werden können. Die in unserem Buche sind im Ganzen unbestreitbar das Beste, was in dieser Art bisher in Deutschland oder vielleicht überhaupt auf dem europäischen Continente erschienen ist *). Vielen liegen gute Original-Zeichnungen zum Grunde; bei den übrigen erscheinen nach meist sehr guter Auswahl die besten und neuesten Originale aus anderen, gröfsten Theils kostbaren Werken kopirt. Billiger Weise gedenken wir unter solchen Umständen auch der Namen der mitwirkenden Künstler. Der Seitentitel enthält die Bemerkung: „Mit in den Text eingedruckten Ab„bildungen von L. Becker und Ch. Schüler unter Mitwirkung „von Wilhelm Pfnor". Auf mehreren Schnitten selbst, und zwar aus der Zahl der minder guten, findet sich noch die Chriffre C. A; auf manchen der besseren und nächstbesten entweder die Chiffren A. L., oder zuweilen (wie S. 145 unter dem sehr gut gearbeiteten Cervus paludosus) der Name A. Lucas; auch die Chiffre C. M. oder zuweilen der vollständige Name C. Müller. Der Preis gebührt im Allgemeinen unbedingt dem zuerst genannten Künstler. Ihm gehören überdiefs manche Abbildungen dem Entwurfe nach an; z. B. die vortreffliche, porträtähnliche Darstellung des männlichen Löwen, S. 299, der wir keine der bisherigen an Treue zur Seite zu stellen wüfsten. Obwohl nun keineswegs alle Bilder zu loben sind, vielmehr manchen viel zur ansprechenden Treue fehlt, wie S. 96 dem Dipus jaculus, S. 95 dem Pedetes cafer, S. 100 dem Biber und S. 345 dem Dachse; so würden doch viele ausdrücklich namhaft gemacht zu werden verdienen, wenn nicht einmal der Raum dieser kritischen Blätter es verböte, und nicht zweitens der aufrichtige Wunsch, durch unsere Anzeige über das Buch die Zahl der Käufer desselben nach Möglichkeit vermehren zu helfen, im besseren Falle wenigstens für letztere eine speciellere Anpreisung des Einzelnen unnöthig machen würde. Doch können wir nicht unterlassen, als ganz vorzugsweise gelungen etwa folgende zu nennen: den Orang-Utang S. 41, den Nachtaffen (Nyctipithecus trivirgatus) S. 53, die scherzhafte Vignette S. 59; als besonders fein ausgeführt den Assapan (Pteromys volucella) S. 70 und Tamias striatus (nicht striata!) S. 71; ferner das gemeine Stachelthier (Hystrix cristata) S. 104, den Sumpfhirsch (Cervus paludosus), den Yapak (Chironectes palmatus, nicht palmata!); das Riesenkänguruh wegen der Richtigkeit der Stellung S 243; das Schnabelthier S. 251. Wenn im Voraus und durchgängig nach der Abbildung des Emu oder neuholländischen Kasoars (Dromaeus novae Hollandiae), welche der Verleger seiner Anzeige am Schlufse des Buches zufolge als Probe für die Darstellungen der folgenden Bände beigegeben hat, zu urtheilen wäre; so müfsten diese in künstlerischer Hinsicht sogar noch besser werden.

Schliefslich können wir nicht umhin, dem Verf. für die Folge eine gröfsere Sorgfalt sowohl in der Schreibart, wie in der Correctur dringendst zu empfehlen. Eine grofse Menge von grammatischen Wort- und selbst manche Sachfehler lassen den Leser oft in Zweifel, ob der Verf, der Corrector oder der Setzer gefehlt haben. Sogar, wenn man die Schuld zwischen alle drei und selbst noch einen Abschreiber theilt, bleibt für jeden ein gröfseres Quantum von Verstöfsen übrig, als billiger Weise alle zusammen sollten gemacht haben dürfen. So schreibt sich auch ein offenbarer Irrthum S 91 wohl lediglich davon her. S. 229 Z. 4 ist nämlich von Sorex minutus mit Recht gesagt: „Mit der etruskischen Spitzmaus das kleinste Säugethier;" aber S. 91, Z. 7 hat von Mus minutus, im Widerspruche hiermit und zur Wahrheit, gleichfalls schon gestanden: „ist das kleinste Säugethier." Hier kann es nur heifsen: das kleinste *Nagethier*, nicht *Säugethier*.

Ferner übt Hr. K. eine viel zu weit getriebene Nachsicht gegen die zum Theile bekanntlich wahrhaft abscheuliche, von grammatischen und etymologischen Fehlern aller Art strotzende Nomenklatur der Franzosen. So hat er barbarische, verdrehte und französirte oder verstümmelte Gattungsnamen, wie Mandril (und zwar als Femininum, M leucophoea), Orytere st. Bathyergus, Synethere st. Sphingurus und dergl aufgenommen, oder noch häufiger in falschem grammatischen Genus beibehalten, wie die schon erwähnten (Tamias und Chironectes etc); offenbar blofs weil Fr. Cuvier sie so gebraucht und andere Franzosen und Engländer, die meist viel zu wenig von alten klassischen Sprachen verstehen, und dabei viel zu bequem sind, als dafs sie nicht alle grammatischen Fehler ohne Bedenken adoptiren sollten. Diesem höchst widerwärtigen und leider immer steigenden Unfuge sollten wenigstens die Deutschen fortwährend und ernstlich zu steuern suchen, da er bei fernerem Fortschreiten unfehlbar allmählig nicht allein zur Verirrung, sondern sogar geradezu zur Unverständlichkeit führen mufs.

Gloger.

*) Wie bewunderungswürdig weit es darin die Anglo-Amerikaner gebracht haben, haben wir in der Anzeige über Nuttalls Manual of the Ornitholog of the United States, Jahrbücher October 1834. S. 559—560 zu rühmen Veranlassung gehabt.

Digitized by Google

№ 108.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1836.

LXXXVII.

Die älteren jüdischen Feste mit einer Kritik der Gesetzgebung des Pentateuch dargestellt von J. F. L. George, Dr. der Philosophie und Privatdocenten an der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin. Berlin, 1835. *Verlag von E. H. Schroeder XX u.* 308 *S.*

Durch die neueren kritischen Untersuchungen über das Zeitalter und die Verff. der Bücher des A. T., besonders des Pentateuch, sind die früher herrschenden Ansichten von der religiös-sittlichen Entwickelung des hebräischen Volkes nicht blofs in hohem Grade erschüttert, sondern theilweise gänzlich umgestofsen. Das Bewufstsein hierüber konnte sich erst allmälig in seinem ganzen Umfange klar herausstellen, und selbst Männer, welche mit der Fackel der Kritik ihrem Zeitalter vorgeleuchtet haben, sind in der Darlegung der positiven Resultate auf halbem Wege stehen geblieben, namentlich de Wette in seinen Lehrbüchern der Archäologie und biblischen Dogmatik. Die kritische Richtung der neueren Theologie, welche den Vernichtungsproceſs der älteren Meinungen begann und fortwährend im Einzelnen durchführt, hat damit zugleich die Verpflichtung übernommen, eine neue Geschichte des hebräischen Geistes zu schaffen, welche einen organischen Bildungsgang darstellt und so den positiven Beweis von der Berechtigung und relativen Richtigkeit der Kritik liefert. Diese Aufgabe suchte nun der Verf. dieser werthvollen Monographie, welcher im Geiste de Wette's weiter geforscht hat, an der Geschichte der älteren d. i. der im Pentateuch gesetzlich bestimmten Feste zu lösen, einem Theile der Archäologie, in welchen vorzugsweise viele Seiten des allgemeinen Volkslebens zusammenlaufen. Die Art und Weise des Verfahrens war durch den Gang der bisherigen Untersuchungen bedingt. Schon bei der Kritik einzelner Bücher, besonders des Pentateuch und der Chronik, waren manche archäologische Materien berührt, und Vater, de Wette, Hartmann und zuletzt v. Bohlen, dessen Werk über die Genesis der Verf. indefs nicht mehr benutzen konnte, hatten mehr oder weniger die alte Grundlage der Archäologie, biblischen Geschichte und Dogmatik untergraben und im Einzelnen andere positive Resultate an die Stelle gesetzt. Besonders aber hatte Gramberg in seiner kritischen Geschichte der Religionsideen des A. T., an dessen Untersuchungen der Verf. zunächst anknüpft, die erste umfassende und im Einzelnen erschöpfende Kritik der Materialien versucht, welche auf Hierarchie, Cultus, Theokratie und Prophetismus Bezug haben. Da Gramberg eben so sehr bezweckte, die de Wettische Kritik der einzelnen Bücher fortzuspinnen, als den wirklichen Boden für die Geschichte des A. T. zu gewinnen, so mufste sein Werk einen sehr schwankenden Charakter und eine zerrissene Gestalt annehmen; die Einzelnheiten werden nur durch allgemeine Ueberschriften und dürftige Einleitungen zusammengehalten, die Resultate sind meist negativ, der Faden positiver Geschichtsbetrachtung ist abgerissen und der Ueberblick des Ganzen nicht einmal ernstlich versucht. Auch fehlte dem Verf. die nöthige Geistesbildung, um den organischen Bildungsgang der Religion des A. T. begreifen zu können. Seine Arbeit konnte daher nur als Vorarbeit und Durchgangspunkt zu gediegeneren Forschungen betrachtet werden. So lange indefs die Resultate der literarischen Kritik noch nicht zu bestimmterer Entscheidung geführt sind, darf die Kritik der Quellen bei archäologischen und dogmatischen Abhandlungen nicht aufser Acht gelassen werden; nur mufs man sich hüten, solche Vorarbeiten für eine kritische Geschichte selbst anzusehen. Unser Verf. brachte hierüber das richtige Bewufstsein mit, und theilte deshalb seine Abhandlung in zwei Haupttheile,

Digitized by Google

wovon der erste (S. 1—181) die Kritik der Quellen, der zweite (S. 182—308) die Entwicklung der jüdischen Feste selbst behandelt. Nur der erste Theil ist in Gramberg's Weise behandelt, aber in vieler Hinsicht einsichtsvoller und selbstständiger als es von diesem Gelehrten geschehen war. Die einzelnen auf die Feste bezüglichen Stellen des Pentateuch, der Hauptquelle, lassen sich nur gehörig würdigen auf dem Grunde einer allgemeinen Ansicht über die allmälige Gestaltung der ganzen Gesetzgebung. Der Verfasser beginnt deshalb mit einer von seinem archäologischen Standpunkte angestellten Kritik der Gesetzgebung und sucht nach inneren Kriterien die früheren und späteren Massen der Gesetze zu trennen. Er findet das Resultat, dafs von den vier letzten BB. des Pentateuch das Deuteronomium, Anfang und Schlufs abgerechnet, die ältesten Gesetze enthalte, im Zeitalter des Josia entstanden, dafs sich aber auch im Exodus einzelne Massen, wie C. 21—23. 32—34. an jene Gesetzgebung anschliefsen, wogegen die übrigen Gesetze in und besonders bald nach dem Exile entstanden seien. Hiernach werden die Stücke des Pentateuch der Zeit nach so geordnet: Genesis, Decalogus, Deuteronomium, Exodus, Leviticus, Numeri. In der Unterscheidung jener doppelten Gesetzgebung traf der Verf. unabhängig mit Stähelin's Untersuchungen über den Pentateuch (Stud. u. Krit. 1835. 2 Heft.) zusammen, nur mit dem wesentlichen Unterschiede, dafs er die Priorität der einen Gesetzgebung vor der andern umgekehrt bestimmte. Dieses Resultat ergab sich hauptsächlich aus der Betrachtung der Gesetze, welche das Erlafsjahr, den Sabbat und das Jubeljahr, die Einheit des Heiligthums und die Stiftshütte, den Levitismus und das Priesterthum betreffen. Die Untersuchungen des Verf. geben zwar keine erschöpfende Kritik der Gesetzgebung, wie man nach dem Titel des Buchs fast erwarten sollte, enthalten aber sehr schätzbare Beiträge zu derselben, und Referent stimmt in den Hauptpunkten dem Verf. bei. Nur dürfte das Deuteronomium nicht als der älteste Gesetzcodex anzusehen und noch weniger die Genesis, zumal nach v. Bohlen's Untersuchungen, in ein höheres Alterthum hinaufzurücken sein. Aufserdem mufs man Bedenken tragen, die allgemeine Charakteristik der Gesetzgebung des Deuteronomium im Gegensatz zu den übrigen BB. des Pentateuch, welche der Verf. versucht und auch später bei der Entwickelung der Feste selbst als unterschiedene Gestaltung des Volksgeistes vor und nach dem Exil geltend gemacht hat, für unbedingt richtig zu halten. Bei der Gesetzgebung des Deuteronomium soll überall durchaus das *Gefühl* überwiegend sein, in den übrigen Gesetzen der *Verstand* vorherrschen; dort werde immer an das eigene Herz appellirt, hier seien die Gesetze kurz und durchaus streng gebietend hingestellt und an jedem Satze erkenne man, dafs er *Gesetz* sein solle. Obgleich nun diese Bemerkung ein wahres Moment hat, wenn man die Darstellungsweise des Deuter. als die ursprüngliche ansieht, so erscheinen dennoch die Kategorieen von Gefühl und Verstand zu abstract und ungenügend, zumal, wenn man den Unterschied objectiv fafst, als ob der ganze Volksgeist vor dem Exil auf dem Boden des lebendigen Gefühls gewurzelt, in und nach dem Exil aber plötzlich verknöchert wäre. Gesetze haben als solche nicht unmittelbar auf die Gesinnung zu wirken, und bei den Hebräern scheinen die ältesten gesetzlichen Bestimmungen Exod. 21—23. ohne paränetisches Moment gewesen zu sein. Das Strenglegale der nachexilischen Verordnungen kann in mancher Hinsicht als ein Fortschritt der Gesetzgebung, wie das paränetische Element des Deuteronomium als subjectiv und zufällig angesehen werden. Nach unserer Ansicht ist der Vf. in einem Irrthume befangen, wenn er überall voraussetzt, dafs das leere Cerimonienwesen sich erst nach dem Exile gebildet habe. Stellen der älteren Propheten bezeugen hinlänglich, dafs es in der Praxis lange vor dem Exile herrschte; später wurde es nur gesetzlich fixirt und kann als Moment zur älteren Gesetzgebung, welche einen wesentlich sittlichen Mittelpunkt hatte. — Nachdem der Vf. nach obigen kritischen Ansichten die einzelnen auf die Feste bezüglichen Stellen des Pentateuch, der historischen Bücher und der Propheten durchgegangen, folgt im zweiten Theile die positive Entwickelung des Ganzen. Das Eigenthümliche besteht hier darin, dafs von den durch die Kritik beseitigten mythologischen Vorstellungen und den darauf gebauten älteren Ansichten gänzlich abstrahirt, unmittelbar vom Zeitalter und den Andeutungen der Quellen ausgegangen und so der Erweis eines rein natürlichen Bildungsganges der jüdischen Feste versucht ist. In Anse-

Digitized by Google

hung des Zeitalters wird daher die Bildungsperiode des Pentateuch, also der Zeitraum von Josia bis etwa zu Esra herab, als fester Ausgangspunkt angenommen, und über die älteren Zeiten die Untersuchung nur so weit ausgedehnt, als die Gesetze des Pentateuch selbst auf eine frühere Bildungsstufe hinweisen und einzelne Stellen der älteren historischen Bücher und Propheten die Feste berühren. Es wird daher nicht gefragt, welche Elemente vormosaisch, mosaisch oder nachmosaisch, sondern welche vor dem Zeitalter Josia's (um's J. 630), in demselben, und dann, welche in und nach dem babylonischen Exile entstanden seien. Durch diese kühne Beseitigung des Angeblich-Mosaischen unterscheidet sich des Verfs. Entwickelung, mit Gramberg zusammenstimmend, wesentlich von anderen Auffassungen des Gegenstandes, namentlich der etwas später bekannt gewordnen Ewaldschen (Göttinger Anzeigen 1835 Der. 204.). Sieht man die kritischen Voraussetzungen des Verfs. als die richtigen an, so wird man sich leicht entschliefsen, in die darauf gebauten Resultate einzugehen. Da indefs das spätere Zeitalter der Quellen eine frühere Geltung der Sitte noch nicht ausschliefst, so mufste der Verf. die Frage beantworten, ob die Totalanschauung der älteren hebräischen Geschichte es gestatte, die Feste in ein hohes Alterthum hinaufzurücken. Diese Untersuchung würde freilich einen sehr allgemeinen Charakter und weiten Umfang angenommen haben; dem Verf. konnte sie indefs sein kritisches Gewissen um so mehr zur Pflicht machen, da er der Meinung war, dafs der Monotheismus bei den Hebräern von jeher geherrscht und Götzendienst erst nach Unterwerfung der Nachbarvölker Eingang gefunden habe (S. 305). Hiernach mufs die Möglichkeit einer frühen Ausbildung des Cultus zugestanden werden. Dieselbe Meinung von der Abgeschlossenheit des hebräischen Geistes bewirkte dann auch, dafs der Verf. der vorderasiatischen Naturreligion keinen Einflufs auf die Gestaltung des hebräischen Cultus einräumte, ja die dahin gehenden Ansichten mit Einem Schlage beseitigen zu können meinte. Bei Gelegenheit des Passaritus, den unter Anderen Dr. Baur in Beziehung auf Gebräuche der Naturreligion gesetzt hatte, erklärt sich der Verf. sehr nachdrücklich gegen dergleichen comparative Auffassungen. „Was die Vergleichungen mit andern Völkern betrifft, heifst es S. 240, so beruhen sie auf der Ansicht, dafs die Anordnungen des Pentateuch in eine wirklich mosaische Zeit hinaufgehen, da nur dann eine solche Verwandtschaft möglich wäre. (?) Ueberhaupt aber haben die Israeliten nie in einer solchen Verbindung mit anderen Völkern gestanden, dafs sie ganze Ideenkreise mit ihnen gemein haben sollten, sondern das ist gerade das Eigenthümliche dieses Volkes, dafs es schon von den frühesten Zeiten an sich durchaus abgesondert und unabhängig entwickelt hat, und nur daraus läfst sich die Gestaltung desselben in allen Beziehungen erklären." Ref. ist der Ueberzeugung, dafs der scharfsinnige und wahrheitsliebende Verf. in mancher Hinsicht zu anderen Ansichten gelangt wäre, wenn er die zerstreuten Spuren des seit den ältesten Zeiten bei den Hebräern herrschenden Götzendienstes gehörig beachtet und im Zusammenhange mit der vorderasiatischen Naturreligion überhaupt einer tieferen Untersuchung gewürdigt hätte. Der Verf. war dem Allegorisiren und Symbolisiren jüdischer Gebräuche abgeneigt und suchte sich rein an die Anschauung der Natur und der natürlichen Verhältnisse zu halten. Dadurch hat aber seine Entwickelung einen zu nüchternen und naiven Charakter erhalten und manche bedeutsame Fragen werden nicht einmal berührt. Dem Ursprunge nach werden die Feste in zwei Klassen getheilt, indem entweder gewisse chronologische Epochen ausgezeichnet und zu Feiertagen geweiht wurden, wie Sabbat, Neumond, Neujahr, wobei der Mensch frei bestimmend verfuhr, oder aber die Veranlassung von der Natur ausging, wie bei den Erndtefesten, dem Passa, Wochen- und Laubhüttenfeste, welche erst später eine Beziehung auf die ältere Geschichte erhielten; zuerst das Passa, dann das Laubhütten- und zuletzt das Wochenfest. Jene werden *chronologische*, diese *ländliche* Feste genannt, wozu dann noch der Versöhnungstag als ein rein religiöses Fest hinzukommt. Abgesehen von den nicht recht angemessenen Benennungen der beiden ersten Klassen, so fragt es sich eben bei der ersten Klasse, welcher der Verf. das höchste Alter beilegt, ob sie nach abstrakt-chronologischen Beziehungen oder vielmehr im Zusammenhange mit dem Gestirndienste entstanden sei. Da der Verf. die Naturreligion zu leicht bei Seite geschoben hat, kann seine Entwickelung schwerlich befriedigen. Der Versöhnungstag ist mit Recht als das jüng-

Digitized by Google

ste Fest des Pentateuch und als Culminationspunkt der Volksentwickelung nach der negativen Seite hin betrachtet; nur befremdet, dafs dabei von der Bundeslade als einer noch vorhandenen die Rede ist (S. 296), da sie doch bei der Zerstörung Jerusalems zu Grunde ging. In demselben Zusammenhange (S. 297) ist auch die halbwahre Meinung ausgesprochen, als ob das Volk erst im Exil sich die Idee (?) der Engel angeeignet, und zwar mit einem doppelten Princip, nach welchem sie in gute und böse eingetheilt wurden. Die letztere Unterscheidung ist unbiblisch, da die ersteren heilige, nicht gute Engel heifsen, was in der Vorstellung selbst seinen guten Grund hat; die erstere Behauptung ist aber ganz unerweislich und stimmt auch nicht zu der Ansicht des Verfs. über das höhere Alter der Genesis. — Gesteht man einstweilen dem Verf. seine Prämissen über den rein natürlichen Ursprung der Feste zu, so wird man mit Interesse seiner scharfsinnigen und lichtvollen Entwickelung folgen. Die Grundgedanken sind zwar nicht gerade neu, alles Einzelne gewinnt aber eine neue und interessante Einheit, sofern die Hauptmomente der Entwickelung auf einen verhältnifsmäfsig engen Zeitraum zusammengedrängt und im Einzelnen viele treffende und belehrende Bemerkungen gemacht sind. Als einer Monographie kann man freilich der Abhandlung vorwerfen, dafs sie zu wenig auf andere Ansichten Rücksicht nehme; diese Selbstbeschränkung wird indefs durch die vorherrschend kritische Tendenz entschuldigt und durch desto gröfsere Einheit und lichtvolle Consequenz des Ganzen gut gemacht. Es sind in den neusten Zeiten von verschiedenen Seiten her eine Menge neuer oder halbneuer Gedanken über die religiös-sittliche Entwickelung der Hebräer in Umlauf gesetzt, die man einstweilen wirken und sich selbst Bahn brechen lassen mufs. Der Verf. hat dazu einen sehr schätzbaren Beitrag geliefert und wird sich gewifs der Beachtung wenn auch nicht durchweg der Billigung der Einsichtsvollen zu erfreuen haben.

Vatke.

LXXXVIII.

Alberti Hoefer, Pomerani, de Praecrita Dialecto Libri duo. Berolini prostat apud G. Fincke 1836. *Typis Academicis.*

Es ist keinem Zweifel unterworfen, dafs die Sprache, welche man mit dem Namen Prâkrit bezeichnet, eine der merkwürdigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Sprachbildungen sei. Ihr Ursprung, ihre Ausdehnung, die Zeit ihrer Blüthe, alles dies sind Fragen, deren Beantwortung im höchsten Grade problematisch erscheint, und welche nichtsdestoweniger zum eigentlichen Verständnifs des Organismus unabweisbar wäre. Und doch lassen sich im Grofsen und Allgemeinen die Gesetze, nach denen aus der Wurzel — dem Sanscrit — diese neue Pflanze emporwuchs, ohne sonderliche Mühe auffinden, und diese Gesetze sind nicht sowohl für die Erkenntnifs des Prâkrits selbst von so bedeutendem Belang, als für die Vergleichung der Bildung anderer Sprachen. Denn die Litteratur, die uns im Prâkrit erhalten ist, mufs vorzüglich dem Sanskrit gegenüber, als höchst beschränkt bezeichnet werden, und rechnet man hinzu, dafs für die meisten uns bewahrten Stellen des Prâkrit, Sanskrit Uebersetzungen vorhanden sind, so dürfte in dieser Beziehung ein umfassenderes Studium im Dienste des blofsen Verständnisses, selbst als etwas überflüfsiges erscheinen. Anders aber stellt sich das Verhältnifs vom sprachwissenschaftlichen Standpunkte aus. Man kann ohne Furcht behaupten, dafs in der Art und Weise, wie sich die Formen dieser Sprache aus dem Sanskrit entwickeln, ziemlich genau der Typus liege für die Bildung neuerer Sprachen aus älteren überhaupt, nur dafs man schwerlich irgend eine Erscheinung in diesem Gebiete *selbst vereinzelt* anderswo fände, die sich hier nicht zum durchgreifenden Principe herausstellte. Wenn nun dies jetzt schon bei den mangelhaften Kenntnissen, welche wir von dieser Sprache haben, bei der geringen Bearbeitung der oben angedeuteten Vorfragen, und bei dem schlechten Zustande, in dem die Ueberbleibsel in den Ausgaben und zum Theil in den Handschriften sich befinden, schon der Fall ist, um wie viel mehr dürfen wir hoffen, dafs ein fortgesetztes, gründliches Bemühen reichere Ausbeute, und die Lösung mancher Schwierigkeit in anderen Sprachen ergeben wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 109.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1836.

Alberti Hoefer, Pomerani, de Prâcrita Dialecto libri duo.

(Fortsetzung.)

Hr. Albert Höfer hat recht deutlich gefühlt, welchen Standpunkt die Kenntnifs des Prâkrits einnehmen müsse, um für die Wissenschaft von dem Nutzen zu sein, der aus ihm gezogen werden kann. Denn es ist sein vorliegendes Werk (das erste europäische, welches diese Sprache in ihrer Gesammtheit, wenigstens der Form nach behandelt), stets darauf hingerichtet, nicht nur die Formationen vollständig und genau, soweit es bis jetzt möglich ist, aufzuführen, sondern auch deren Bildungsprincipien nachzuweisen, und zwar so, dafs diese in der möglichsten Allgemeinheit zur Anschauung kommen. Doch wir müssen, um unsern Lesern, welche vielleicht nicht genauer mit dem Stoffe bekannt sind, die Natur des hier zu Verhandelnden klar zu machen, versuchen, zunächst einige Worte über das Prâkrit und sein Verhältnifs zum Sanskrit zu sprechen, wobei wir zugleich den Vortheil haben, Hrn. H. in die ersten Abschnitte seines ersten Kapitels gelegentlich folgen zu können. Es ist unbekannt, wie lange das Sanskrit im Munde des Volkes gelebt habe, gewifs dafs es einst gesprochen sei, wenn auch vielleicht *nie* und *nirgends* in der Reinheit und mit der Strenge, welche sich später in der Festhaltung und Bestimmung zur Schriftsprache überall auf das unabänderlichste herausstellte. Sprachen, die ein weites Gebiet im Raume erfüllen, und ein Uebermaafs grammatischer Biegungen und Bildungen haben, bergen in sich den Saamen neuer Sprachen, die im Verlaufe der Zeit nothwendig aus ihnen hervorkeimen. Denn solche Sprachen sind wie der Phönix — alternd und sterbend gebären sie sich selbst wieder in verjüngter Gestalt. So das Sanskrit, so das Römische; in beiden finden wir jene beiden Eigenschaften hervortretend, wie denn überhaupt die Fortbildung beider sich zur wunderbarsten Aehnlichkeit gestaltet. Nun ist bei der Entwicklung neuer Sprachen zweierlei festzuhalten; zunächst das Dialectische — d. h. das Räumliche, dann die Zeit, die näher oder ferner verflossen ist seit dem Abfall von dem Ursprunge, d. h. das Periodische. Dem Raume nach verschieden entwickeln sich zur vollkommenen Selbständigkeit z. B. aus dem einen Lateinischen das Französische gegenüber dem Spanischen, der Zeit nach wird man sehr wohl das alte Provençalische von der jüngeren Sprache zu sondern haben. Was nun bei den romanischen Sprachen historisch getrennt vor uns liegt, das ist leider in der Sprache oder den Dialecten, die sich aus dem Sanskrit entwickelten, auf wunderbare Weise vermischt, und wir finden neben einander Formen und Gepräge, die gewifs nicht *einer* Zeit und nicht *einer* Gegend angehören können. So frägt es sich denn natürlich, ob, da uns diese Sprache nur aus den Ueberbleibseln in den Dramen bekannt ist, die Dichter, wie sie das nicht mehr im Munde des Volkes lebende Sanskrit anwendeten, nicht eben so den freisten Gebrauch der *ältern* Formen des Dialectes, der neuer und abgeschliffener wahrscheinlich noch in Anwendung war, *neben* den *modernen* Formen desselben Dialectes machten; dann aber, ob, bei der Freiheit, welche die Orientalen sich mit dem geistigen Besitz nehmen, es nicht wahrscheinlich sei, dafs bei der Verbreitung der Dramen sich dialectische Formen der einen Provinz neben denen der anderen in die Abschriften schon von Alters her eindrängten. Denn es ist unthunlich, wenn man den Reichthum der aus einer Sanskrit-Form sich entwickelnden Prâkritworte sieht, und in drei bis vier Bildungen den Fortschritt der Abschleifung und Abschwächung wahrnimmt, hierin nicht einen *periodischen* Unterschied anzuerkennen, sondern etwa anzunehmen, es seien alle diese Formen zugleich im Munde des Volkes gewesen. Und hierbei darf man nicht einwenden, dafs wenn dies nicht der

Digitized by Google

Fall sei, die Dramen ihren Zweck, das Verständnifs von Seiten des Volkes verloren hätten; denn dafs diese Gedichte nur den vornehmeren Kasten, d. h. den Gebildeten, zugänglich waren, zeigt die Anwendung des Sanskrits in den erhabeneren Stellen, oder von den vornehmeren Personen, wie Göttern u. s. w. die, wenn dem gesammten Volke diese Schauspiele gewidmet gewesen wären, unstreitig unstatthaft war. Aber wie gesagt, fehlt zur Erörterung des Zeitlichen die historische Unterlage fast gänzlich, denn es findet sich in den von Wilson und andern, als neuen angegebenen Stücken durchaus keine so durchgreifende Unterschiedenheit des Prâkrit vor, im Vergleich zu den älteren; wir sind also für das Alter der Formen rein auf das grammatische Princip, d. h. auf die gröfsere oder geringere Abschleifung der Formen hingewiesen. Hierbei mufs ich noch einen Punkt in Anregung bringen. Es kommen mitunter in der ganz umgewandelten *neueren* Form dieser Sprache Bildungen vor, die vom Sanskrit abweichend, sich theoretisch aus diesem entweder gar nicht erklären lassen, oder sogar auf eine ältere reinere Bildung als das Sanskrit selbst hinweisen. Hier ist es wo ich zu dem Dialectischen die Zuflucht nehme. Denn es erhält sich oft das Aeltere in einzelnen Gegenden lange fest, ohne in die Schriftsprache, als das Allgemeinere überzugehen; fangen nun in den verschiedenen Gegenden die Dialecte an, sich selbständig zu entwickeln, so kann sich eine alte Bildung neben den neuen Abschleifungen auf wunderbare Weise erhalten, und den Grammatiker bei der Erklärung in die gröfste Verlegenheit setzen. Bei all' diesen Schwierigkeiten lassen sich die Gesetze der Abwandelung indessen mit vieler Sicherheit aufstellen, vorausgesetzt, dafs man eine Umsicht und Durchbildung an anderem grammatischen Stoff schon gewonnen habe. Diese Durchbildung ziehen wir einer ausgedehnten Kenntnifs der Originalgrammatiker vor, obwohl wir durchweg nicht läugnen dürfen, dafs die letzteren namentlich die Erklärungen des Vararuchis, die Hr. Lassen in Bonn sorgfältig geprüft haben mufs, wie aus den verschiedenen Schriften dieses Gelehrten hervorgeht, von nicht geringem Interesse für dies ganze Gebiet sein dürften. Hrn. Höfers Absicht ging indessen so weit nicht, er wollte aus den ihm zugänglichen Quellen, d. h. hauptsächlich aus den einzelnen Theilen der Dramen eine Formlehre so aufstellen, dafs neben möglichster Vollständigkeit der Bildungen, diese auch sprachwissenschaftlich erklärt würden, und wer die ganze Schwierigkeit der Sache kennt, der wird mit mir eingestehen, dafs für den Anfang durchaus nur Gutes und Rühmliches hierin geleistet sei. Hrn. H.'s Grammatik zerfällt in zwei Bücher, von denen das erste die Lautlehre, das zweite die Formenlehre umfafst. Vorangeschickt sind Prolegomena, die in 3 Paragraphen die Fragen behandeln, die wir oben dargelegt haben, deren Beantwortung jedoch zum Theil in ganz anderer Weise als von uns versucht ist. In der Vorrede sind die Hülfsmittel, aus denen die Sprachkenntnifs des Prâkrit geschöpft ist, dargelegt, wobei wir freilich den ersten Act von Malati und Madhava, den C. Lassen besorgt hat, vermissen (doch finden wir die Ausgabe p. 103 citirt), obwohl aus den, wenn auch nur kurzen Anmerkungen, so wie aus dem sorgfältig zusammengestellten kritischen Apparat manches hätte entnommen werden können. Doch wenden wir uns zur Sache selbst. Die ersten beiden Paragr. der Einleitung — über Benennung des Prâkrit und die Anwendung in den Dramen — übergehen wir, weil sie sprachlich von keinem besonderen Belang sind, der dritte hingegen dringt gleich in das Hauptsächliche ein, indem er die Natur und die Bildung des Prâkrit sowohl in Vergleich mit dem Sanskrit als mit den übrigen Sprachen auseinandersetzt. Was wir oben von dem Dialectischen der Sprache sagten, treffen wir mit Verweisung auf Burnouf und Lassens Essai sur le Pali p. 156–57 kurz auseinandergesetzt, minder scheint uns dem Moment des Zeitlichen, worauf wir grofses Gewicht legen, sein Recht widerfahren zu sein; hingegen tritt als bestätigend die pag. 10. c. gemachte feine Bemerkung hinzu, dafs die Art und Weise der *angewandten* Prâkrit-Formen sich häufig nach dem Charakter und Stand der Personen richte, und dafs bei den untergeordnetesten sich die Sprache mitunter in das Barbarische verliere. Weiter deutet der Vf. dann die allgemeinsten Formen der Abweichungen an, die das Prâkrit vom Sanskrit unterscheiden, und begründet hierauf die ganze Eintheilung seines Buches. Es werden die Vocale zuerst durchgegangen. Ein allgemeines Princip stellt sich indessen bei Hrn. Höfer nicht recht heraus, er liebt es mehr, eine gewisse Anordnung der einzelnen Erscheinungen klar hinzustellen, als in die letzten innersten Gründe einzugehen, was freilich das mifsliche an sich hat, oft nur vermuthungsweise fortschreiten

Digitized by Google

zu können. Ich will hier kurz die Ursachen der vocalischen Veränderungen, wie sie sich mir, nicht nur für das Prâkrit sondern weiter überhaupt für die Bildung moderner Sprachen aus den alten ergeben haben, auszuführen suchen, mit steter Berücksichtigung des von Hrn. Höfer Angeführten. Das Princip worauf die Bildung solcher Sprachen basirt, ist Schwächung der Formen; a ist intensive der längste Vocal, ihm folgt *u*, dann *i*; die langen Vocale richten sich in ihrer Intension ganz nach den einfachen, au (ô) wird dem â (aa) nachstehen; umgekehrt kräftiger als ai (ê) sein; î, û weicht jedem Diphthongen, weil jeder Diphthong *a* im Anlaut enthält, unter sich selbst rangiren sie nach ihren Bestandtheilen. Hiernach ist der Uebergang nach der Stärke der Vocale bestimmt; es kann sehr leicht *au* (ô) in ê übergehen, nicht umgekehrt, ê in ô. Wir dürften also, z. B. da die gewöhnliche Nominativendung des Sanskrit in *as*, der dort nur in bestimmten Fällen eintretenden euphonischen in ô im Prâkrit fast überall gewichen ist, kein Bedenken tragen, das für denselben Casus vorkommende ê für eine blofse Schwächung des ô Lautes zu halten; wie ich schon die Abwandelung des langen Fem. â in vielen Casibus der ersten Decl. zu ê keinesweges als Stärkung zu betrachten geneigt in. Nun aber kömmt es zuweilen vor, dafs schwächere Vocale gegen dies Princip in die stärkeren übergehen, d. h. jedoch gewöhnlich nur so, dafs kurze Vocale sich in die langen umsetzen. Dies erklärt H. Höfer mitunter durch das Rücken des Accentes, p. 26. §. 21. II. 1. a. Wohl möglich, indefs ist es precär hierüber mit Bestimmtheit zu urtheilen, da uns eine Kenntnifs der Accentuation des Prâkrit durchaus abgeht; vielmehr ist in solchen Formationen ein anderes eigenthümliches Princip zur Erscheinung gekommen; nämlich das: die Einbufse der letzten Silben durch den intensirten I-laut zu stärken; denn da Formen wie *isihî* für *ṛ'ibhis* das eigentlich Charakteristische der Endung verlieren, darf eine Verstärkung des Stammvocals nicht befremden, man vergl. ähnlich je *viens* (Stamm ven) mit nous *venons*. Ganz homogen ist ja auch der weiter angeführte Fall des Ersatzes der Positionslänge durch Naturlänge *visa* = *viṣva*, wie denn überhaupt in der ganzen Prâkritformation dies Gleichgewichtssystem namentlich bei der Assimilation gültig wird, so dafs wenn beide Consonanten erhalten werden, der kurze Vocal genügt, wenn einer verschwindet gern der lange eintritt. Dieser wesentliche Einfluſs des consonantischen Systemes auf das vocalische ist mit rechtem Scharfsinn und vielfacher Umsicht von Hrn. Höfer aufgefafst, wenn ihm auch einige Punkte entgingen, die wir hier der Genauigkeit wegen mindestens anführen wollen. Es ist eine der Haupteigenthümlichkeiten des Prâkritlautsystems, dafs wie es die Vocale durch alle Schwächungen hindurch bis zum schwindenden *i* herabführt, ebenso es liebt die Consonanten sowohl ihren Eigenschaften als ihrem Organ nach in die schwächeren Abstufungen zu versetzen, so dafs tenuis zur media wird, diese dann ganz wegfällt; oder Guttural-Laut sich in Palatal-Laut (k in *ci*, g in *gi* nach dem Italienischen), Dental-Laut sich in den diesen Sprachen eigenthümlichen Cerebral-Laut (t in ṭ, n in ṇ) umsetzt; nur *p* Laut (der labiale) ist constant und in dieser Beziehung kaum einem anderen als dialectischen Wechsel unterworfen (cfr. p. 56). Nun aber haben gewisse Organe Vorliebe für bestimmte Vocale, die ihnen zugehören, worüber Lepsius, wenn auch mitunter zu weit gehend, treffliche Bemerkungen mitgetheilt hat. Diese Vorliebe bindet und hemmt sowohl die vocalische als consonantische Abschwächung im Falle Homogenes zusammentritt, denn wie z. B. der *u* Vocal den P Laut vor dem Verschwinden sichert, so hält umgekehrt P den *u* Vocal zu fest, um ihn leicht in das schwächere Element übergehen zu lassen. Ganz dasselbe Princip findet sich bei den Verwandlungen im Römischen, wie ich neulich an einem anderen Orte gezeigt habe. Hierauf ist bei Erklärung einzelner Fälle im Prâkrit sehr stark Rücksicht zu nehmen, da ohne dies Gesetz manche Formen anderen gegenüber als unerklärlich dastehen. Der gänzliche Ausfall der Consonanten zwischen zwei Vocalen, der oben erwähnt ist, ist eine sich zuerst im Prâkrit zeigende Erscheinung, die in den übrigen Sprachen nur vereinzelt vorkommend, von dem tiefsten Einfluſs auf die Charakteristik derselben ist, namentlich rücksichtlich des Vocalischen. Vom *S* ist dies im Griechischen hinlänglich bekannt, vom *V* im Römischen; andere Consonanten habe ich in letzterer Sprache neulich in meinem Programm über römische Diphthonge nachgewiesen, namentlich an der Präposition prae = prati, und an *ajo* so wie am Comparativ *major* gegenüber der Form *magis*, die indessen selbst wieder einsilbig bei Plautus sich vorfindet, und so dem gothi-

Digitized by Google

schen Comparativ *maïza* entspricht, ohne dafs man mit Grimm d. G. III. p. 608 einen Durchgang durch *majiza* anzunehmen brauchte *). Viel durchgreifender wird dasselbe Gesetz in den romanischen und zum Theil in den späteren germanischen Sprachen, wovon an dem angeführten Orte das Nähere zu sehen ist. Im Prâkrit aber ist der Einfluſs auf das vocalische Element der, dafs, da nicht leicht wie in den eben angeführten Fällen Contraction Statt findet, die Sprache eine Weichheit durch den Hiatus erhält, der sie unter den antiken Sprachen etwa dem jonischen Dialect, unter den modernen dem Italienischen gleichmacht. Hierdurch wird es erst erklärlich, warum die dramatischen Dichter zum Ausdruck der Weichheit und Sentimentalität der Empfindung, wie etwa der Liebe, vorzugsweise oft das Prâkrit wählen; ihnen mochte die grammatisch feste Regelmäfsigkeit des Sanskrits mit der Unbiegsamkeit seiner euphonischen Gesetze nicht eben sehr behaglich sein. Wahrscheinlich meine ich indessen, dürften sich auch Fälle der Contraction bei Ausfall der Consonanten zeigen, wenn dies gleich nicht aus dem Streben den Hiatus zu meiden hervorging. Wir finden uns somit durch den Vocalismus schon mitten im Gebiet des Consonantismus, denn der Einfluſs beider auf einander ist zu bedeutend, um geläugnet werden zu können. Im Consonantismus aber sind aufser obigen beiden Gesetzen vorzüglich folgende, von Hrn. Höfer, wie wir glauben, mit aller Schärfe hervorgehobene Principe die regelnden. Zunächst die Trennung bestimmter im Sanskrit noch einfacher Laute in ihre Bestandtheile; also vorzüglich der Aspiration in den Laut und in den Hauch. Die Schwächung bewirkt dann zumeist Abfall des festen Lautes, so dafs nur die Aspiration übrig bleibt, jedoch tritt wohl auch der umgekehrte Fall, wiewohl selten ein. Diese Erscheinung ist von Bopp in vielen Fällen schon im Sanskrit nachgewiesen, wo das *h* gewifs mehr als man bis jetzt annimmt, nur Ueberbleibsel eines festeren Lautes war. Dies zeigen die entsprechenden Formen anderer Sprachen, die umgekehrt oft nur den Laut ohne Aspiration übrig liefsen. Das Verhältnifs des Prâkrit zum Sanskrit macht es mir klar, dafs z. B. in aham im Gegensatz zu ἐγών u. *ego*, *h* nur Vertreter eines *gh* sein könne; was sich mir auf schlagende Weise in den Prâkritformen *haggô*, *haggê* zu *hagê* bewährt, die ich als denselben Stamm (gha) doppelt componirend betrachte, und zwar so, dafs zuerst die Aspiration, dann der Laut blieb. Das doppelte *g* verhält sich zum einfachen so, dafs im ersten Falle sich Anusvara, wiewohl dies selten geschieht (cfr. p. 103 sakkadâ = samkritam und M. M. p. 7 l. 3 ed. L.), dem *g* assimilirte, im letzten überhaupt verloren ging. Ich mindestens wüfste für diese schwierigen, und dem Sanskrit gegenüber fast barbarischen Formen keine andere Erklärung aufzufinden, Hr. Höfer hat pag. 161 die Sache ein wenig zu leicht genommen. In den romanischen Sprachen findet sich die ähnliche Trennung des aspirirten Lautes, mit Verlust des festen Theiles in vielfachen Beispielen im Spanischen erhalten, auf welches aufmerksam zu machen nicht unwerth scheint.

Am durchgreifendsten jedoch ist das Princip der Assimilation, verbunden mit dem des Ausfalles eines Buchstaben. Denn selten schreitet die Sprache gleich zu der zweiten Schwächung, welche mir gewöhnlich erst durch die erste vermittelt scheint, so dafs, nachdem sich der eine Consonant dem anderen gleich gemacht, der Ausfall bewirkt wird. Dies erkennt man bei dem Prâkrit mehr als bei allen anderen Sprachen, durch das Streben den Ausfall durch Verlängerung zu ersetzen, d. h. im Grunde nichts anders als Positionslänge in Naturlänge zu wandeln, und dies zwar in dem Sinne, dafs der Sprache, wie Hr. Höfer mit Recht bemerkt, oft die Willkür in der Wahl beider Formen gestattet ist. Es ist unglaublich, wie weit ein solches System die Sprache herunterbringen könne; denn es führt consequent zum Wegfall ganzer Consonantenverbindungen.

(Der Beschluſs folgt.)

*) Wenn Ewald in den Gött. Gel. Anz. aus dem Ausfalle des *g* in maior schliefst, dafs die Regel über die Positionslänge des *j* im Röm. unsinnig sei, so ist ein solches Urtheil voreilig; man vergl. mein neuliches Osterprogramm für das Köllnische Realgymn. zu Berlin p. 13, 14 u. 35.

Digitized by Google

№ 110.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1836.

Alberti Hoefer, Pomerani, de Prâcrita Dialecto libri duo.

(Schluſs.)

Wir können natürlich rücksichtlich der Einzelnheiten hier nur auf Hrn. Höfer verweisen, da es die Absicht unserer Recension nur sein kann, durch Darlegung der allgemeinsten Sprachprincipien auf die Wichtigkeit des Studiums dieses Dialects aufmerksam zu machen; doch wird man uns verzeihen, wenn wir, um ein lebendiges Bild dieser Schwächung zu geben, einige der hervorstechendsten Beispiele herausheben, wobei wir vorzüglich darauf hinweisen müssen, daſs neben der Assimilation zugleich noch weiter darin gegangen wird, daſs innerhalb derselben eine Umsetzung oder Verwandlung in homogene Laute gestattet ist. Betrachten wir z. B. die Verbindung *sm*, so gestaltet sich zunächst regelrecht *ss*, dann bloſses *s*; oder *nm* und mit Verwandlung in einen dem *s* näher liegenden Laut *nh*, und hieraus wiederum bloſses *m* oder *h* (vgl. Hoefer. p. 118.). Dieselbe Versetzung findet bei *hm*, hn, s'n und sn statt, so daſs wir in dieser Rücksicht Bopps Annahme, daſs das Germ. *uns* wie *ἐγνὶς* dem Sanskr. *asma-* und *yus'ma-* entspräche nur billigen können, gegen Graffs neuerdings erhobenen Widerspruch.

Was wir nun bei der sorgsamen Weise, mit der Hr. Höfer in allen diesen Punkten verfährt, rügen müssen, ist der geringe Werth, den er auf die Unterscheidung des An- und Inlautes legt. Es ist überhaupt dieser Mangel auch in anderen Grammatiken sichtbar, obwohl der *Gegenstand* (sorgsame Betrachtung der Gesetze des Anlautes) für die richtige Charakteristik von groſsem Belang ist. Man vergleiche z. B. die Beispiele über den Ausfall des *s* vor festen Consonanten, und man wird finden, daſs sie meistens nur anlautend sind, wobei wir oft auf die Analogie des Griech. namentlich aber des Röm. hingewiesen werden. Aber es hat dieser Mangel noch eine andere Folge gehabt, die uns von gröſserer Wichtigkeit ist. Hr. Höfer ist nämlich der Meinung, daſs im Anlaut Gemination gleicher Laute gestattet sei, wie *tti*, *bba*, *kkha* u. s. f. Ich gestehe, daſs ich bisjetzt nicht weiſs, wie ein solcher *Anlaut* des Wortes dem Organ zuzumuthen sei, denn dies geht noch über das Hirngespinnst der indischen Grammatiker, die uns mindestens nur im Anlaut der *Silbe* Verbindungen wie *-ndra* u. s. f. aufbürden; nicht aber das Wort durch *sich selbst* mit gleicher Consonantengemination beginnen lassen. Ich wüſste kein Beispiel in irgend einer Sanskritsprache anzuführen, welches uns hierzu berechtigte. Welchen Ausweg aber nehmen? denn das Span. „*elle doblado*" darf man nicht vergleichen, da es *ein* Laut ist. Man könnte auf den Gedanken kommen daſs der eine Consonant zum Auslaut des früheren Wortes zu ziehen sei, und so wie bei einer Krasis im vocalischen Element, an ein Zusammengehen in ein Wort denken. So scheint Lassen es zu meinen, wenn er M. M. Act. I. Sc. 1. p. 7. tahkkhu = tasmin khalu schreibt. Dem aber steht einfach die Rücksicht im Wege, daſs ein solches Zusammengehen organisch nur durch eine Einwirkung des einen Wortes auf das andere geschehen könne; diese aber ist durchweg nicht vorhanden. Eben so wenig kann man an Enklisis denken, denn wenn dies auch bei Partikeln, wie bei tti = iti der Fall wäre, so ist doch nicht abzusehen, wie es bei Begriffsworten Statt finden könne, wo wir eben sowohl kkhaladi für skhalati finden. Auch der Weg hilft nicht, daſs man den ersten Laut als Schluſsconsonanten des vorausgehenden Wortes setze, denn um von dem früher angeführten Grund zu schweigen, ist es mir mit Hrn. H. gewiſs, daſs consonantischer Auslaut ein dem Prâkrit Unerhörtes sei. So wüſste ich denn nur *eine* Erklärung anzugeben. Es findet sich nämlich neben dieser Schreibung im Anlaut, auch nur der einfache Consonant,

Digitized by Google

neben kkhal auch blofs khal (vergl. Röm. scelus zu cul-pa); nun ist es bekannt, dafs die indischen Gramm. zu dem Begriff einer organischen Wort- und Silbentrennung sich nicht erhoben, sondern an einer Consonantenglomeration einseitig hingen. Da war es denn freilich leicht, dafs, um die Entstehung eines einfachen Anlautes aus einer Doppeltconsonanz oder aus sonstigem Ausfall herbeigeführt anzuzeigen, man *theoretisch* zu demselben Mittel griff, welches im Inlaut Statt fand, ohne dafs die Sprache es im Anlaut hören liefs. Metrisch mufs sich leicht ergeben, ob an solcher Stelle nothwendig Position sein müsse.

Auch einer anderen Erscheinung, die für das Prâkrit von ungemeiner Bedeutung ist, dürften wir noch erwähnen. Durch Bopp und Burnouf ist der ungemeine Einfluſs, den *i* und *u* und ihre Halbvocale y und v im Zend, und in einigen Fällen auch schon im Sanskrit, auf den vorangehenden Vocal ausüben, auseinandergesetzt; für das Germanische ist vieles von Grimm, Bopp und Pott angemerkt, ich habe neulich manche Erscheinung aus dem Griech. und dem Röm. hierauf zurückgeführt. Für das Prâkrit zeigt sich dies Gesetz des Umlautes, d. h. der Verwandlung des *a* in *ê* oder in *ô* durch das in der folgenden Silbe auftretende *i* oder *u* häufig genug, obwohl sich oft nicht erkennen läfst, ob ein vorhandenes ê statt eines a diesem oder einem anderen Gesetze seinen Ursprung verdanke. Denn da auch â sich zu ê schwächen kann, indem das 2te *a* in *i* übergeht a + a = a + i, so ist ein Zweifel in dieser Beziehung oft gestattet. Ich habe im Gothischen ähnliches in sofern nachgewiesen, als ich auch dort die Diphthongen *ê* und *ô* gegenüber dem *ai* und *au* auf solche Weise gefafst habe. Um ein Beispiel anzuführen, so kann bei Betrachtung der ersten Conjugation (mit Ausnahme der X Cl.) leicht die Frage entstehen, wie das ê vor den Personalzeichen sich aus a entwickele; hält man sich nur an den Singular, so wird sajjêmi (srjâmi), sumarâmi (smarâmi), sumarêsi (smarasi), bhanâsi (bhanasi), kîlasi, und eben so die dritte Person, in dem Wechsel des a — â — ê leicht einen Einfluſs des *i* der Endung vermuthen lassen, während man allerdings das â als Erweiterung der im Sanskr. nur einseitig an *m* und *v* geknüpften Erscheinung ansehen mufs; nimmt man aber die Pluralendung 2te Person hinzu, in welcher ê ohne Einfluſs eines *i* sich vorfindet, so wird man ohne Zweifel geneigter, von dem Umlaut auch im Singular zu abstrahiren, und ê nur als Schwächung eines â zu fassen. Hier hätten wir also doppelte Principien, die sich eigentlich widerstreiten, zuerst Uebertragung der Eigenthümlichkeit einer Person auf die andere, und hierdurch Stärkung eines ursprünglichen a, dann dialectische Abschwächung in den schwächeren Diphthongen: a = â (aa) = ê (ai). Dafs dies so aufzufassen sei, beweiset mir schlagend die 5te u. 8te Classe, wo ganz nach demselben Principe das ô der Sanskrit-Conj. in ê sich verwandelte, d. h. *u* sich zu *i* verdünnte.

Wir könnten nun wie das erste Buch, so auch das zweite — d. h. die Formenlehre ihren Hauptprincipien nach durchgehen, wenn uns nicht der Raum beschränkte. Sehr richtig sind die Grundsätze, auf welche die Sprache fufst, von dem Vf. aufgefafst, wenn wir gleich ein strengeres Hervorheben des Allgemeinen auch hier vermissen. Hauptsächlich ist es das Schwinden einer Masse von Formen, oder deren Uebergehen in andere geläufigere, welches die Grundlage der einzelnen Systeme bildet. Mit vollem Rechte weist der Vf. durch Conjectur hier manches vereinzelte als ungehörig, als nur dem Sanskrit zukommend oder ihm nachgebildet nach, und wir dürften wohl berechtigt zu der Annahme sein, dafs bei weiterer Prüfung sich noch ein auffallenderes Abfallen der einzelnen grammatischen Formen zeigen würde. Auch ein weiteres Nachbilden der grammatischen Erscheinungen tritt mitunter hervor, namentlich wenn der Auslaut ein consonantischer ist. Wir wüfsten z. B. die Ablativform auf âdô (âdas) nicht anders zu fassen, als dafs an den alten einfachen Casus, da er consonantisch auslautet, sich ein homogenes Casuszeichen, also der Genitiv vom neuen fügte, damit der Casus nicht ohne alle Bezeichnung bliebe, wenn auch vereinzelt solche Fälle des blofsen Wegwerfens des t vorkommen (p. 128). Gegen das Abl. Suffix *-tas*, welches gewöhnlich als Adverbium, auch im Römischen (vergl. coeli-tus, peni-tus) gebraucht wird, spricht einmal der Ausfall des einen t und die folgende Verwandlung in *d*, dann der Umstand, dafs jenes Suffix *tas* selbst im Grunde nur Composition zweier Suffixe ist.

Wir wollen nun zum Schlufs unserer Recension noch einige Punkte der Sprachvergleichung hervorheben. Man sieht es offenbar, der Vf. ist hier auf einem von ihm nicht ohne Erfolg cultivirtem Felde; denn mit

Digitized by Google

der Kenntnifs der Sanskrit- und Prâkritgrammatik vereint er auf eine rühmliche Weise ein gründliches Wissen der wichtigsten Sprachformen im Germanischen, Römischen und Griechischen. Bopps vergleichende Grammatik ist überall vortheilhaft benutzt und Grimms und Potts Forschungen aufs dankbarste erwähnt. Es kann somit nicht fehlen, dafs da der Verf. überdies Scharfsinn und Combination mit heranbringt, er zu manchen glücklichen Resultaten komme. Indessen geht derselbe hier mitunter doch zu weit; die Etymologie von filia = duhitr möchte schwerlich jemand billigen; p. 57 sind die Veränderungen des *dv* in b aufgeführt und die Sache *so* dargestellt, als ob *v* wegfiele und dann d nicht ohne Einfluss des *v* in *b* überginge. Diesen Weg mit dem Verf. durch das Lat. duellum = bellum, duonus = bonus zu belegen, möchte doch ungehörig sein, wenn man bedenkt, dafs das einfache *v* für *dv* sich im Römischen in dem Worte *vipera* (der Bedeutung nach dem dwija entsprechend) erhalten habe, wodurch mindestens die Sache sehr zweifelhaft wird. Was aber den eigentlichen Fall betrifft, zu dessen Beweis der Verf. die Lateinischen und Griechischen, im Ganzen nicht passenden, Beispiele anführt, so ist mir der Streit ob *p* im zweiten Pronomen aus *t* oder *v* entstanden sei, ein müfsiger; ich möchte solche Fälle Attractionen nennen, indem ich allerdings p aus *v* entstehen lasse, doch so, dafs es die Härte des *t* Lautes, der eigentlich durch den folgenden Consonanten ein gebundener ist, in sich aufnahm. Hiergegen spricht das Princip der Abschwächung im Prâkrit keinesweges, da dieselbe durch den Einfluss der Doppelconsonanten schon gebrochen ist. Durchaus entgegentreten mufs ich auch dem, was der Vf. p. 73 über das Praefix *o* zunächst in odisse und *ὀδύσασθαι*, dann über *ὄνομα*, *ὄφρυς*, *ὄνυξ* u. s. w. sagt. In dem ersten das Suffix ava+dwis zu sehen, verhindert die einleuchtende Bemerkung, dafs diese Rad. im Griech. einfach in *δέδϝια* (*δείδια*) *δέδϝοικα*, *δϝεινός* enthalten ist, um davon zu schweigen, dafs in ôdi die Länge der Perfectreduplication angehört (vergl. ôdium), ô aber für *av* anlautend schwer nachzuweisen ist; dann aber, dafs auch im Griech. sich die Präp. *ava* in *αὐέρυσαν* vollkommen erhalten hat, welches um deshalb weder als blofses Digamma mit Schmidt, oder gar als Particularcomposition mit Kühnert zu fassen war, sondern nach meiner vor Jahren schon gegebenen Erklärung. Wollte der Vf. aber für das Römische Beispiele der Verwandlung des *av* in *ô* haben, so will ich ihm eines der schlagendsten an einem bisjetzt ganz unverstandenen Worte geben. Es ist *Pontifex* nämlich nichts anders als Contraction aus pavant-i-fex (Reinigungsmacher), vom Part. pavat (cfr. Wilson s. v.) Stamm *pu* wovon auch pûrus, poena u. s. w. wie ich nächstens ausführlicher zeigen werde. Jene Substantiva *ὄνομα*, *ὄνυξ*, *ὄφρυς* aber dulden schon dem Sinne nach kein *Präfix*; wie das *o* entstanden sei, dies ist sehr schwer zu sagen, sicher aber nicht bei allen auf gleiche Weise. In *ὄνομα* vertritt es offenbar ein ausgefallenes *γ*, obwohl der Vf. für seine Meinung das Homerische *οὔνομα* anführen könnte. In anderen Worten kann man gewifs solchen vocalischen Anlaut als das ursprüngliche betrachten, vorzüglich wenn wie bei den meisten die eigentliche Radix nicht aufzufinden ist. Wir könnten in solcher Weise mehreres ausführen, ziehen es aber vor, fürjetzt von dem Vf. mit dem besten Danke für das Gegebene zu scheiden, indem wir wünschen, dafs er uns bald neue Resultate seiner Studien, die er nun, wie wir hören den Nationalgrammatikern zuwenden will, mittheilen möge.

Agathon Benary.

LXXXIX.

Grundzüge der Metaphysik. Von C. H. Weifse. Hamburg, 1835. *XVIII u.* 564 *S. gr.* 8.

Hr. Weifse trat, wenn ich nicht irre, zuerst 1826 mit einer Schrift über das Studium des Homer und seine Bedeutung für unser Zeitalter auf. Die philologische Seite derselben überlasse ich dem Urtheil der Sachkundigen, von der philosophischen bemerke ich aber, dafs Hr. W. sich damals mit der Hegelschen Phänomenologie und Logik sehr einverstanden zeigte. Zwei Jahre später gab er eine kleine lateinische Schrift über den Unterschied des Begriffs der Idee bei Plato und Aristoteles heraus. Von letzterem übersetzte er auch, was sehr dankenswerth, die Bücher über die Physik und die Seele mit Commentaren in's Deutsche. In derselben Zeit erschien auch seine Einleitung in die Darstellung der griechischen Mythologie, worin er bereits mancherlei Einwendungen gegen Hegel machte und namentlich über den Begriff der Zahl ganz eigene Gedanken äufserte, die ich anderwärts beleuchtet habe. 1829 aber sagte er sich in einer eigenen Brochüre über

Digitized by Google

den gegenwärtigen Standpunkt der Philosophie mit besonderer Beziehung auf das Hegelsche System relativ von demselben los. Er erklärte die Methode desselben für wahr, gab einen beifälligen Auszug aus Hegels Logik, verwarf jedoch den Uebergang aus der logischen Idee in die Natur, indem er den Begriff von Raum und Zeit aus der Naturphilosophie in die Metaphysik verwies; behauptete, dafs die Philosophie des Geistes bei Hegel die Freiheit ertödte, weil sie den logischen Begriff und seine Nothwendigkeit zum Alleinherrscher auf den Thron der Absolutheit erhebe und verzeichnete schliefslich mit einigen Zügen *sein System*, welches eine ganz andere Befriedigung darbieten werde. 1830 erschien als ein Moment desselben seine Aesthetik, wie ich glaube, Weifse's bestes Buch. In der Vorrede suchte er sich dagegen zu schützen, ihn als zur *Secte Hegels* gehörig zu betrachten; zur Schule der neueren Philosophie im edleren Sinne bekenne er sich zwar, allein eine solche sei bisher aus derselben nicht hervorgegangen. Bis auf diesen Punkt blieb Weifse's Polemik eine gemäfsigte und versteckte wenigstens den Grimm ihrer Opposition in künstlich höflichen Wendungen; der Tadel wurde immer mit einer contrebalancirenden Dosis von Anerkennung versetzt. Als die Julirevolution ausbrach, gab Hr. W. auch sein Votum darüber ab, das jedoch, wie es scheint, in den Lüften verhallte. Als aber Hegel 1831 starb, gab er sogleich in einer neuen Brochüre dem Publicum Auskunft über den Stand der Dinge in der Philosophie; er spürte recht seine Kraft und habe das Publicum nur Augen, so werde es schon in Hrn. W. den Mann sehen, ihm vom Alpdruck des Hegelschen Systems zu helfen. Auch wurde der Schematismus des neuen Systems von Neuem mitgetheilt, um aufmerksam zu machen, um die Erwartung zu spannen und gegen Andere, die vielleicht ähnliche Gedanken haben könnten, durch Prävention die Priorität ihres Besitzes zu sichern. Wie es auch komme, Hr. W. hat eigentlich Alles schon gewufst, vorausgesehen, *angedeutet*; es giebt für ihn nichts Ueberraschendes mehr; er ist der ὁ παντ. In der Leipziger Literaturzeitung, in den Brockhausischen Blättern, in Senglers Zeitschrift, in Tholucks Anzeiger und wo sonst noch streute er in aufserordentlicher Thätigkeit den Saamen seiner Lehre aus. Ja, er schrieb für die Berliner Jahrbücher. Da er hier unverkennbar im Dunkeln liefs, ob die neuere Philosophie, von der er immer sprach, die Hegelsche oder die seinige sei, so konnte ihn, wozu bei dem grofsen Haufen die Theilnahme an sich schon hinreichte, diese Miene des Einverständnisses mit der Hegelschen Schule um den Ruhm der Selbstständigkeit bringen, weshalb er angemessen fand, anderwärts desto heftiger gegen sie loszuziehen. Die Vorrede zu seiner Idee der Gottheit 1833 sollte fulminant sein und ein für Weifse's Glanz so unglückliches Mifsverständnifs auf immer unmöglich machen. Die Hegelianer sollten empfinden, dafs sie, wie er sich ausdrückte, in Verhältnifs zu ihm dem Tarquinius glichen, welcher, nachdem er die Bücher der Sibylle zweimal verworfen, die vom Brande noch übrigen endlich um denselben Preis kaufte, für den er alle hätte haben können. Doch ging diese Schrift, worin besonders die Beweise für das Dasein Gottes durchgenommen wurden, ohne weitere Einwirkung auf die Wissenschaft vorüber. Desto mehr kam Hr. W. durch sein Verhältnifs zu Göschel, und dem jüngeren Fichte in ein Renommée. Die Sorge um die Unsterblichkeit, die Richter erweckt hatte, gab willkommenste Veranlassung, theils die unerquickliche Gemüthlosigkeit des Hegelschen Systems sonnenklar aufzuzeigen, theils den sinnreichen Göschel respectvoll zu belehren, wo eigentlich das System der Systeme zu finden sei, theils endlich mit Fichte zu kokettiren, weil dieser demselben Ziele zustrebte und er auf ihn als eine Thatsache des ähnlichen Widerspruchs verweisen konnte. Höchst komisch war es aber, wie beide, indem sie sich und ihre Schriften gegenseitig priesen, doch immer damit endigten, im Grunde ganz anderer Meinung zu sein. D. h. ihre Einheit war und ist eine blofs äufserliche, so lang es die Bekämpfung und den Sturz des Hegelschen Systems gilt. An sich sind sie selbst Widersacher, die nur einstweilen sich freundschaftlich behandeln und sich durch einander emporbringen. Ich werde nächstens bei Günther's Thomas a Scrupulis näher auf diese Materie eingehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 111.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1836.

Grundzüge der Metaphysik. Von C. H. Weifse. Hamburg, 1835.

(Fortsetzung).

Da nun trotz alles Geschreis die Hegel'sche Philosophie doch nicht unter- und das Gestirn der Weifse'schen trotz aller Proclamationen nicht recht aufging, so entstand ein Moment fataler Verlegenheit. Da schrieb Schelling seine bekannte Vorrede und nun war geholfen. *Neben* Hegel war in der Meinung der Welt Schelling allein von gleichem Gewicht. Konnte man also nachweisen, dafs man ganz mit ihm übereinstimme, so hatte man seine niederschmetternde Auctorität für sich und der Hegel'sche Pöbel mufste sich vor seinen Keulenschlägen verkriechen. Das Publicum erfuhr nun, dafs Hr. W. doch nicht so Unrecht gehabt hatte, gegen Hegel aufzutreten. Das lösende Wort war gefunden, das „absolute Prius der Gottheit" war ausgekundschaftet. S. 11 der Metaphysik flötet Hrn. W.'s schmeichelnde Rede: „Mit einer Klarkeit und einer schlagenden Kraft, die vollkommen des Genius seiner früheren Schöpfungen würdig ist, hat Schelling das System Hegel's in seinem eigentlichen Princip, in seinem wahrhaften Mittelpunkt erfafst, und über die Tendenz und den Charakter desselben ein Bewufstsein eröffnet, welches man aus dem System selbst noch nicht zu schöpfen vermocht hatte (weifs der Vf. auch, welche Ironie auf ihn und Schellings Auffassung in diesen Worten liegt?), ja, welches dasselbe von sich selbst zu fassen unvermögend war." Freilich verrieth Schelling noch nichts Näheres, aber um so leichteres Spiel hatte Hr. W., seine Offenbarungen zu anticipiren und, bei aller Submission gegen den grofsen Mann, mit Winken bemerklich zu machen, dafs die *Methode* jetzt eine Forderung der Wissenschaft sei, die, bei aller sonstigen Tiefsinnigkeit, wohl nicht von ihm erfüllt werden dürfte. Er aber, nach S. 12 der Metaph., „der *Einzige*, der das Bewufstsein über die Befangenheit des Heg. Syst. in dem Gegensatz von Freiheit und Nothwendigkeit unabhängig von Schelling hatte", werde, wie Schelling durch den Inhalt und wie Hegel durch die Form, allen Anforderungen der Zeit genügen. So versteht er auf dem Markt der Speculation seine Waare mit merkantilischer Industrie in Cours zu setzen.

Das Resultat dieser jüngsten Katastrophe der öffentlichen Schicksale der Philosophie und des Bestrebens Hrn. Weifse's, an das Ruder zu kommen, ist die vorliegende *Metaphysik*. Die Rolle, die er hier zu spielen hatte, war sehr schwierig. Von Hegel hatte er so viel entlehnt, dafs er ohne eine gewisse, selbst den Ton der Wärme annehmende Anerkennung seiner Verdienste nicht abkommen konnte. Schelling aber sollte aus obgenannten Gründen als Ueberwinder desselben apotheosirt werden und doch gehört ihm noch nicht das Factum des Siegs, nur das Versprechen. Concurrenzen, wie die von Branifs und Fischer, sollten geschont, selbst geehrt werden, die Leute freundlich zu machen und zur Hingabe unter das sanfte Joch der Weifse'schen Vernunft zu bewegen. Endlich aber sollte zum Staunen aller Welt die tiefsinnigste unerhörteste Metaphysik in der strengsten dialektischen Methode sich entfalten.

Früherhin konnte man Hrn. W. ächten, denn er war redlich. Später konnte man sich über ihn ärgern, denn er wurde hochfahrend. Ueber die Manöver seines literarischen Egoismus konnte man lachen. Die jetzige Vermischung von Schmeichelei und Selbstgefälligkeit erregt Widerwillen. Wäre er kühn, trotzig, durchgreifend, so würde er dadurch mit seinen Verirrungen wieder versöhnen. Durch die geschniegelte Zahmheit, mit welcher seine ungeheuren Prätensionen auftreten, stöfst er ab. Man empfindet immer, dafs er nicht kann, was er will. Daher ist er eine wahre

Digitized by Google

Musterkarte von feinen, ausweichenden Redensarten: es ist erlaubt, es sei vergönnt, es sei gestattet, es dürfte sich ergeben, es könnte wohl sein und wie die precären Ausdrücke weiter lauten. Cicero's Esse videtur ist hier zur deutschen Carricatur geworden.

Hr. W. ist keiner jener Philosophen, die, wie Plato und Schelling, Aristoteles und Kant, eine neue Welt zu gebären haben. Allein er piquirt sich darauf, es zu sein. Er lebt nur von den Almosen jener Fürsten des Gedankens. Sein Bettelstolz treibt ihn aber, sich ihnen durchaus coordiniren zu wollen. Dankt er ihnen, so geschieht es trotz der schönen Phrasen mit der verhaltenen Empörung, mit welcher der Client seinem Patron dankt. Die Abhängigkeit wird gefühlt und in der Anerkennung negirt. Was nicht ist, kann auch nicht werden. Hr. W. mag sich anstrengen, wie er will; er wird niemals einen positiven Fortschritt der Philosophie bewirken, wenn er sich nicht von der Sucht, originell zu sein, losmacht, wenn er sich nicht von sich selbst emancipirt. Er kann schon kaum noch eine historische Bemerkung machen, ohne hinzuzufügen, dafs man die Sache noch nicht so, wie Er, zwar *beinahe* schon, allein doch noch nicht ganz so, nicht so scharf, so tief, in solchem Zusammenhang gesehen habe. Immer ist man zwar schon auf dem Wege gewesen, aber immer noch nicht so weit gegangen, als Er, durch welchen Alles in anderem Lichte erscheint. Ich bedaure es aufrichtig, dafs ein Mann von so viel Kenntnissen, von so grofsem Fleifs und solcher Gewandtheit — Eigenschaften, welche nur der Neid oder der bornirteste Hafs an Hrn. Weifse zu verkennen vermöchte — der Wissenschaft durch die leidenschaftliche Eitelkeit, die ihn gefangen hält, fast verloren geht, ja, dafs er durch die verzweifelte Anstrengung, eigenthümlich zu erscheinen, oft bis zur Absurdität getrieben wird. Namentlich vor Hegel sich zu retten, überbietet er sich in lächerlichen Wendungen und seine Metaphysik ist die vollendetste Selbstqual des intellectuellen Egoismus, originell sein zu wollen. Indem ich dies niederschreibe, weifs ich, wie tief es einen so ehrgeizigen Mann als Weifse verletzen mufs. Aber ich kenne meine Pflicht gegen die Wissenschaft, wahr, und gegen ihn als Menschen, aufrichtig und, so viel ich vermag, hülfreich zu sein. Noch ist seine Krankheit vielleicht nicht unheilbar und die Besinnung über seine künstliche Stellung noch möglich. Jetzt gleicht er einem Falschmünzer, der seine Münze endlich selbst für ächt hält und durch den Verdacht dagegen sich moralisch gekränkt fühlt.

Man braucht nur die Technik Hrn. Weifse's zu beobachten, um sich zu überzeugen, wie sehr es ihm an ursprünglicher Schöpferkraft fehlt. Immer bedarf er eines fremdher gegebenen Stoffes, über den er philosophirt, den er analysirt. Bald ist es ein Philosophem von Plato, Aristoteles u. s. w., woran er seine Betrachtungen knüpft. Bald nimmt er Bestimmungen des natürlichen Bewufstseins zu Hülfe, die er erläutert. Bald sucht er aus der Sprache sich eine Unterstützung zu schaffen. Diese Wendungen kommen bei allen Philosophen vor, allein Weifse greift nach ihnen, um der *sachlichen Speculation* zu entschlüpfen. In jenen Betrachtungen ist er zu Hause, hier macht er nur eine Visite, weil die philosophische Etiquette sie fordert. — Wo er nun augenscheinlich von Schelling, Hegel oder Andern entlehnt, weifs er seine Autorität dadurch zu erhalten, dafs er versichert, *auch sie* sähen die Sache so an. Die Besorgnifs oder in Wahrheit das böse Gewissen, in seiner Eigenthümlichkeit paradox zu erscheinen, bringt ihn selbst dazu, dafs er alle Eigenheit seiner Forschung wieder aufhebt und in der Geschichte nach Analogieen für sein Verfahren sucht. Selbst mit Herbart will er übereinstimmen. Freilich wird das nur in einer Note gesagt und wahrscheinlich, um Herbart zu schmeicheln, denn es hat vielleicht noch nie einen Schriftsteller gegeben, der bei seinen kritischen Aeufserungen über Lebende oder über Verstorbene, wenn sie unter den Zeitgenossen noch unmittelbare Anhänger haben, rücksichtsvoller sich benähme als W. Es ist das bei ihm nicht sowohl urbaner Tact, als diplomatische Berechnung, um die Gegner durch den Tadel nicht noch gegnerischer zu machen. Wo Hr. W. mit *vielen* Andern zu sympathisiren sich bewufst ist, da genirt er sich weniger und erdreistet sich zu kecken Reden. Dies unmännliche Betragen, dies Hofiren bei den Mächtigern, wie bei Schelling, dieser schulmeisterliche Hochmuth gegen Geringere, ist um so anstöfsiger, je gröfser die Arroganz seiner Bescheidenheit ist. Hr. W. ist nie aufrichtig bescheiden. Seine demüthigen Phrasen haben immer die arrière pensée des Hochmuths. Er weifs nur, dafs die Welt an Philosophen die Bescheidenheit liebt und lobt, weil dieselben gewöhnlich barsch gegen den Pö-

Digitized by Google

bel sind. Daher tritt er immer so leise auf, daher macht er immer Verbeugungen gegen alle einmal anerkannte Heroen, während er den Schalk im Nacken hat. Wenn nun dies stete Hinüberschielen nach Andern und das ceremonieuse Becomplimentiren derselben die Meinung von seiner Selbstständigkeit in Gefahr bringen könnte, so versteht er sich auf pomphafte Ankündigungen und Euripideisch beredte Epiloge der grofsen von ihm vollbrachten Thaten, welche den Leser in die angenehme Illusion werfen, es doch mit dem gröfsten Philosophen der Zeit zu thun zu haben. Zwar hat man gegen die glänzenden Versprechungen alte, längst bekannte Sachen zu lesen bekommen, aber der Nachruf, wie hier zum erstenmal den Ansprüchen der Philosophie wirklich entsprochen sei, macht wieder bedenklich, ob man sich nicht irre und ob doch nicht in Hrn. Weiſse's Worten etwas ganz Unglaubliches, Unentdecktes stecke, das man nur noch nicht recht verstehe. Ein Mann, der mit solcher Ueberzeugung spricht, kann kein Charlatan oder in's Flache Verirrter sein; er mufs einen tieferen Hintergrund haben; die Tiefe ist Ursach seiner genialen Dunkelheit. Man wagt also nicht zu urtheilen und fängt das beschwerliche, öde Studium von vorn an, um auf denselben Fleck anzulangen.

Hr. W. will, wie er S. 68 „kein Hehl hat," in seiner Darstellung die strengste *Methode* der Speculation, die Hegel'sche befolgen. Ist diese Methode so streng und ist sie, wie er gesteht, von Hegel meisterhaft behandelt, so mufs, da nach eben dieser Methode die Form nur *mit* dem Inhalt sich hervorbringt, zunächst auffallen, dafs Hr. W. von demselben Anfange aus mit derselben Methode zu ganz anderen Entwicklungen kommen konnte. Es ist viel von ihr die Rede. Sie ist nach ihm die „Denknothwendigkeit," welche die Forderung eines Positiven herbeiführt. S. 86: „Auf die Erkenntnifs des Positiven selbst angewandt hat die dialektische Methode die Bedeutung, jedes Ding so erkennen zu lehren, wie es frei sich selbst bejaht, wie es aus dem Nichts heraus, welches der dunkle Urgrund (?) seines Daseins ist, sich durch Verneinung dieser Verneinung zum Dasein, zur Wirklichkeit erhebt." Unaufhörlich versichert er, es sei die und die Forderung entstanden, es ergebe sich ein Resultat, es erzeuge sich ein Gegensatz, es gehe eine dialektische Durchdringung von Extremen vor sich, es erhebe sich eine Steigerung u. s. f. Aber er handelt darin, wie Eulenspiegel, der sich bei einem Herzog als Maler verdingte, die aufgespannte Leinwand leer liefs und doch die schönsten Gemälde darauf allen denen zeigte, die von ehrlicher Geburt wären und die nun auch Alles zu sehn versicherten, was der Schelm, den demonstrirenden Stecken in der Hand, ihnen vorschwatzte. An sich ist von jenen fortbewegenden Nothwendigkeiten wenig oder nichts vorhanden. Sie existiren nur in der Meinung des Hrn. W. Er holt sich die Begriffe von Anderen, insbesondere von Hegel und stellt sie sich dann zusammen, wie sie zu dem beabsichtigten Resultat am besten passen. Er ordnet das Auftreten der Kategorieen, wie ein Theaterregisseur andern Coulissen commandirt. Diese Aeufserlichkeit des Denkens verräth sich in der Darstellung auf belustigende Weise dadurch, dafs er selten den inneren Zusammenhang der Sache mit sich, sondern gröfstentheils die von ihm gemachte Eintheilung, die Abschnitte seines Buchs, dessen verschiedene Capitel in ihrem Verhältnifs betrachtet. Es ist ein künstlicher Schematismus, worin nichts frisch gewachsen, Alles äufserlich zusammengesetzt ist. Wie er sich dabei gegen Hegel benimmt, davon ohne Erläuterung nur einige Worte. S. 96: „Nicht mit Stillschweigen übergehen dürfen wir endlich die Analogie, welche zwischen der hier angegebenen Gliederung des Systems der Metaphysik und der Gliederung obwaltet, welche Hegel seiner Logik gegeben hat. Wir dürfen dies um so weniger, als *wir frei zu bekennen uns nicht scheuen, welches läugnen zu wollen ohnehin vergeblich wäre*, da es laut genug die Sache selbst verkündigen wird, dafs Hegels Logik uns bei dieser gesammten Bearbeitung der Metaphysik als nächstes Vorbild vor Augen liegt und dafs, so sehr wir auch — von ihr abweichen, wir doch in vielem Einzelnen unmittelbar mit ihr zusammentreffen werden." S. 97 „Die *Verwandtschaft* des Hegel'schen Ideenganges mit dem, welchen wir für den wahrhaften unserer Wissenschaft erkennen, *ist so grofs*, dafs wir für die beiden ersten Haupttheile derselben *auch* die Namenbezeichnung von der Hegel'schen Logik zu entlehnen *kein Bedenken tragen*, und also auch unserseits den ersten die Lehre vom Sein, den zweiten die Lehre vom Wesen nennen. Aber beim dritten Theil wird die Abweichung zu auffallend u. s. w."

Was Hr. Weiſse will, ist bekannt. Das Logische

Digitized by Google

soll wiederum ein nur Subjectives, eine Funktion des erkennenden Bewuſstseins sein. Das Metaphysische als Inbegriff der Kategorieen soll zwischen der Logik und der Realphilosophie in der Mitte stehen. Den Schluſs des Ganzen macht die speculative Theologie, denn der Begriff Gottes, des „Urwesens," wie ihn Hr. W. gern nennt, „der allgemeine und universelle Erfahrungsgegenstand," soll vor jedem pantheistischen Stäubchen bewahrt werden und wird daher in einer besonderen Absperrung untergebracht. In der Theologie schlieſst dann Hr. W. mit einer „religiösen Ethik." So ist nun die harmonische Gliederung, welche die Philosophie als System bereits erreicht hatte, glücklich wieder zerrissen. Das Unbestimmte, Unabgeschlossene, Halbe und Verworrene des früheren anarchischen Zustandes der Eintheilungen der Philosophie ist zurückgebracht. Daſs der Geist das sich selbst als Sein zum Inhalt habende Denken, die Natur das vom Geist nur als Sein gesetzte Denken, das Logische das im Geist nur als Denken gesetzte Sein ist, diese organische Triplicität ist verworfen und ein neues Gebäude von fünf Stockwerken errichtet, wobei noch die Bequemlichkeit, daſs das, welches den Eingang in sich faſst, wie auch Schelling meint, mit einem anderen, der Geschichte der Philosophie, vertauscht werden kann. Es soll ja nur propädeutisch wirken.

Aber in vorliegender Metaphysik erfährt man auch, daſs die speculative Philosophie gar nicht die Darstellung des absoluten, sich frei in sich bestimmenden Denkens ist. Vielmehr hat die *Metaphysik* unter den gegebenen Wissenschaften eine eben solche Voraussetzung, als die Naturphilosophie an den empirischen Naturwissenschaften u. s. f. Diese Voraussetzung soll die *Mathematik* sein! Wo diese nun eigentlich hingehört und ob sie nicht, bei so bewandten Umständen, ganz eben so in die Metaphysik aufgehen müsse, wie die empirische Naturwissenschaft in die Philosophie der Natur, wird nicht klar. Auch sieht man nicht ab, wie die Mathematik, das glänzendste Product des consequentesten abstracten Denkens, auf Einmal dazu kommt, mit den sogenannten Erfahrungswissenschaften auf Eine Linie gestellt zu werden? Indessen gilt sie doch für eine *nicht philosophische* Wissenschaft. Das genügt. Das ohnmächtige Denken will ja nur einen Anhalt auſser sich, damit es seine Aufgabe sich nehmen kann und nicht Inhalt und Form aus sich zu erzeugen braucht. S. 24: „Das Geschäft der Metaphysik ist dieses, die Grundbegriffe der Mathematik der unmittelbaren, rohen (?) Gestalt, die sie für das vorstellende und reflectirende Bewuſstsein haben, zu entkleiden, und sie zu *Begriffen* im philosophischen Sinne des Worts, zur *Idee* zu erheben. Die Metaphysik ist nicht dazu verurtheilt, wie es sich die unkundige Menge vorstellt, ihre Gegenstände sich selbst zu ersinnen, nur aus ihrem Innern heraus ein zwar kunstreiches, aber luftiges und leicht zerstörbares Gewebe zu spinnen." So sehr die Mathematiker von der Verwandtschaft mit der Metaphysik frappirt sein dürften, so gehört doch dies Paradoxon nicht einmal Hrn. W., denn in Schelling's Vorlesungen über die Methode, 3te Aufl. S. 95 lesen wir: „Die Formen der Mathematik, wie sie jetzt verstanden werden, sind Symbole, für welche denen, die sie besitzen, der Schlüssel verloren gegangen ist, den, nach sichern Spuren und Nachrichten der Alten, noch Euklides besaſs. Der Weg zur Wiederfindung kann nur der sein, sie durchaus als Formen reiner Vernunft und Ausdrücke von Ideen zu begreifen, die sich in der objectiven Gestalt in ein anderes verwandelt zeigen." Diese Wiederfindung führt Hr. W. aus: *Zahl*, *Raum* und *Zeit* sollen die mathematischen Grundbegriffe der Metaphysik sein! Der Zahl soll die Arithmetik, dem Raum die Geometrie, der Zeit die *reine* Mechanik gewidmet sein, welche letztere der sogenannten angewandten Mathematik mit Unrecht beigezählt werde. Daſs diese Behauptung nur dem einmal erwählten Schematismus zu Liebe gemacht ist, liegt am Tage.

Obschon nun die Mathematik das hülfreiche Substrat der Metaphysik ist, so soll diese doch nur der *negative* Begriff des Absoluten sein d. h. die Kategorieen sind als solche ohne alle empirische Aeuſserlichkeit, sie sind nur als Gedanken des Geistes. Darum spricht Hr. W. ihnen den Werth eines Positiven ab. S. 19: „Die Metaph. ist die Wissenschaft, welche von dem Höchsten (?) und Allgemeinsten auf eine Weise handelt, die nicht die eigentliche (?) positive Natur dieses Höchsten, sondern das, was *jenseits dieser Natur liegt*, die negative Basis und das ewige Gesetz der Nothwendigkeit, ohne welche das Höchste weder das *Höchste wäre*, noch *überhaupt wäre*, erkennen lehrt."

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 112.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1836.

Grundzüge der Metaphysik. Von C. H. Weisse. Hamburg, 1835.

(Fortsetzung.)

Ihr Gegenstand soll ein „zwar schlechthin Nothwendiges, aber in seinem unbedingten Sein dennoch Nichtseiendes, μὴ ὄν, ein zwar Seiendes, aber Wesenloses und Unwirkliches sein." Diese Definition ist nur eine Uebersetzung des berühmten Passus der Schelling'schen bekannten Vorrede, S. XVI: „Wie alle jene Formen, die man als apriorische bezeichnet, eigentlich nur das *Negative* in aller Erkenntniss (das, *ohne* welches keine möglich ist), nicht aber das *Positive* (das, *durch* welches sie entsteht) in sich schliefsen, und wie dadurch der Charakter der Allgemeinheit und Nothwendigkeit, den sie an sich tragen, nur als ein negativer sich darstellt: so kann man in jenem absoluten Prius, welches, als das *schlechthin Allgemeine* und *Nothwendige* (als das überall nicht und in nichts nicht zu Denkende), nur das *Seiende selbst* (αὐτὸ τὸ ὄΝ) sein kann, ebenfalls nur das negativ Allgemeine erkennen, das, *ohne* welches nichts ist, aber nicht das, *wodurch* irgend Etwas ist." Die Haupttendenz dieser Fassung der Metaphysik, des rein Rationalen, ist unstreitig gegen die Hegel'sche Philosophie gerichtet, insofern sie das System der reinen Vernunft der Natur und dem Geist coordinirt, nur dafs die Opposition zu vergessen pflegt, dafs Hegel recht gut weifs, wie die Kategorieen als solche nur „im abstracten Element des Denkens" Existenz haben und wie das Logische im Geist sich aufhebt, der, wie der Grund der Natur, die sich ebenfalls in ihm aufhebt, so auch das Princip des Denkens ist.

Die Metaphysik selbst soll nun den Begriff des Seins, des Wesens und der Wirklichkeit entwickeln. In jenem soll die Zahl, im Wesen der Raum, in der Wirklichkeit die Zeit den Mittelpunkt ausmachen. Es kann dies unglaublich klingen, denn wem fällt wohl bei dem abstracten Begriff des Wesens der des Raums, oder, bei dem des Raums, wie es doch nach jener Definition der Fall sein müfste, der des Wesens ein? Aber gerade hierin besteht das Eigenthümliche, nie zuvor Gedachte Weisse'scher Metaphysik. Der nähere Inhalt ergiebt jedoch, dafs der Verf. im Grunde die *alte Eintheilung* der Metaphysik in Ontologie, Kosmologie und Psychologie vor Augen gehabt und darnach seine altneue zurecht gemacht hat. Diese Wendung, wie auch die Versuche Anderer zeigen, mufs mit Nothwendigkeit da eintreten, wo die Identität des Logischen und Metephysischen wieder aufgegeben wird, denn nun fehlt es an einer *qualitativen* Unterscheidung des Metaphysischen von dem Concreten, dem Realen, wie man es zu nennen pflegt. Da der *Begriff* in die Logik als in die Lehre von der subjectiven Erkenntnifsthätigkeit des Geistes (S. 43) verwiesen wird, die Kategorieen hingegen nach S. 35 nicht blofs metaphorisch, sondern „auch für die Gottheit, Schatten" sind, so kann über den Begriff der Wirklichkeit nicht zum Begriff des Begriffs selbst fortgegangen, das eigene sich Aufheben der Substanz zur Subjectivität, nicht erkannt werden. Zum Theil mag an dem Uebersehen dieses Zusammenhanges auch die Flüchtigkeit des Verfs. Schuld sein, die es verschmähet, Schritt vor Schritt das Terrain zu erobern und gern in grofsen Dimensionen sich bewegt. Nach S. 105 erscheinen die Veränderungen, die er an der Hegel'schen Logik nöthig findet, oft nur als eine Vereinfachung und Abkürzung des *unnöthigerweise* verwickelten und mit *unnützen* und ungehörigen Nebenbegriffen überladenen Gedankengangs jener Logik. Da der Vf. nicht sowohl einer objectiven Fortgestaltung der Sache mächtig, als von einem subjectiven Construiren abhängig ist, so hat auf jenen Schlufs der Metaphysik auch wohl die Reflexion eingewirkt, dafs, wenn einmal von

Digitized by Google

ihm zu den realen Wissenschaften übergegangen werden soll, doch auch der Begriff der Wirklichkeit am angemessensten die Wissenschaft des Idealen schliefse.

Das erste Buch handelt also vom *Sein* als Qualität, Quantität und Maafs. Im Einzelnen folgt er getreulich der Hegel'schen Vorarbeit, nur dafs er durch Voranstellen des Besondern vor das Allgemeine, z. B. des Begriffs der Zahl vor den der Gröfse, durch Anbringen kleiner Modificationen, auch durch die Manier seines Beistimmens, ein Anders- und Besserwissen zu erkünsteln sucht. Ein sonderbarer Gedanke von ihm, der ein rechtes Verkennen der betreffenden Kategorieen selbst beweist, ist, dafs Hegel den Hauptunterschied der Qualität und Quantität ganz übersehe, nämlich, dafs diese durch die Zahl eine Bestimmtheit auch des Besonderen habe, welche bei dem Begriff der Qualität unmöglich sei. Aber die Kategorie der Zahl ist an sich so allgemein als die des Etwas, denn so wenig die Metaphysik alle Qualitäten durchgehen kann, was ja eben das Geschäft besonderer Wissenschaften, so wenig kann sie auch alle Zahlen nennen; sie hat es nur mit dem Begriff der Zahl, nicht mit Zahlen zu thun. Die Kategorie des Maafses wird jedoch ein Gebiet maafsloser Irrthümer des Verfassers, denn er handelt darin von Individuum, Art und Gattung, *macht* dann einen Uebergang zum Begriff der specifischen Gröfse und schliefst mit dem Reflexionsverhältnifs von Inhalt und Form. Sei es Oberflächlichkeit, sei es schlechte Originalitätssucht oder, wie wir am liebsten glauben möchten, abstruser Tiefsinn, hier ist ein solch' wüstes Durcheinander von Wahrem und Falschem, ein so willkürliches Gemisch fremdartiger Kategorieen, dafs man mit Mühe in diesen Traumgestalten sich eine wache Besonnenheit erhält. Man kann sich unstreitig so *ausdrücken*, dafs die Art das Maafs des Individuums, die Gattung das Maafs der Art sei, allein dann mufs man das Bewufstsein darüber haben, dafs man aus einer höheren Kategorie in eine niedrigere zurückgeht. Man kann sich den ungeheuren Mifsgriff des Verfs. höchstens dadurch erklären, dafs er den Begriff des *Quantums* festhalten und ihn doch nicht sogleich als specifisches Quantum setzen wollte; daher machte er ihn zum *Individuum*. Wie der lateinische Name besagt, ist dies ein untheilbares Ding; das Theilen gehört in das Bereich des Quantitativen, also ist die dialektische Fortbestimmung vom Quantum die zum Individuum. Ist aber erst einmal von diesem die Rede, so mufs man auch von der Vielheit der Arten u. s. f. sprechen. Da nun Hr. W. den Gattungsbegriff in der specifischen Gröfse „die Qualität erst realisiren" läfst, so kann es kaum auffallen, wenn er den Begriff der Regel in der formellen Gleichheit der Maafsbestimmungen bereits mit dem Begriff des Gesetzes identificirt und aus der Qualität den Inhalt, aus der Quantität die Form hervorgehen läfst, denn „Farbe, Härte, Schwere, Klang *pflege* man *nicht leicht* Form zu nennen, wohl aber die Raumgrenze." Auf so grobe Weise wird also der abstracteste Reflexionsbegriff, der von Inhalt und Form, seiner ätherischen Arielschwingen beraubt und zu einem philosophischen Kaliban von Qualität und Quantität verkrüppelt!

Allein der Verf. konnte nicht anders. Blickt man vorwärts nach dem, was er vorbereiten wollte, so war eine solide Grundlage nothwendig. Zwar *nennt* Hr. W. die Metaphysik die Wissenschaft des negativ Absoluten, allein in der That, er ist freigebiger, humaner, compacter, als man darnach erwarten sollte. Nur einem Hegel konnte es belieben, den Begriff des *Wesens* zur Bewegung von Nichts durch Nichts zu Nichts zu machen und darin eine Reflexion immer die andere zerstören zu lassen. Hr. W. „steigert" das Sein zu einer „Urform," der es an „*Körperlichkeit*" nicht gebricht, denn eben diese ist, wie im zweiten Buch offenbar wird, das Centrum des Wesens. Man wird sich also nicht wundern, wenn er S. 268 Hegel's Exposition des Wesens schlechter und nicht so objectiv d. h. nicht so körperhaft, findet, als die des Seins und wenn er da, wo *sein* Irrthum beginnt, versichert, *sie* nehme eine durchaus irrige Wendung. Zwar will er sich, d. h. kann er sich, auch hier so wenig als möglich von Hegel entfernen, aber a. a. O. sagt er schon: „die Lehre vom Wesen ist für uns in der Metaphysik das, was im Ganzen der Philosophie die speculative Naturwissenschaft." Er handelt daher von den specifischen Grundzahlen der Wesenheit, vom Raumbegriff und der Körperlichkeit. Den Begriff der Kategorieen im Sinne der philosophia prima als schlechthin allgemeiner Bestimmungen des *Seins und Denkens* gesteht Hr. W. zu; S. besonders S. 87. Nun sollen jedoch nach ihm *Raum* und *Zeit* solche absolute Kategorieen sein und er macht eben darüber der bisherigen Speculation die gröfsten Vorwürfe, dies nicht eingesehen zu haben,

Digitized by Google

eine Polemik, worin Hr. Fichte ihn bekanntlich secundirt. Könnte er nun beweisen, dafs der Begriff der Vernunft an und für sich vom Begriff des Raums und der Zeit irgendwie afficirt wird, oder gäbe er von Raum und Zeit wirklich neue Bestimmungen, die eine bis dahin unbekannte Auffassung dieser Begriffe motivirten, so wäre dies die unumstöfsliche Berechtigung seiner Klage. Darnach aber sieht man sich vergebens um. Nichtsdestoweniger dürfte gerade hier der *tiefste Punkt* in Weifse's Speculation enthalten sein, wodurch er ein wahrhaft philosophisches Bewufstsein verräth und sich noch am ehesten als ein speculativer Kopf legitimiren kann. Es ist die Frage nach dem Verhältnifs des abstracten Denkens, des logischen und des productiven Denkens, des absolut geistigen, zur Natur. Weifse kann so raisonniren: „Ihr sagt, die Vernunft müsse im System ihrer Bestimmungen auch den Begriff der Wirklichkeit entwickeln. Ich gebe Euch das zu, denn ich mache mit diesem Begriff den Uebergang aus der Metaphysik zur Realphilosophie. Nun beweist mir einmal, dafs etwas Wirkliches nicht im Raum und nicht in der Zeit ist. Könnt Ihr das nicht, wie ich denn hoffe, dafs Ihr es nicht könnt, so gebt mir auch zu, dafs Raum und Zeit Momente des Begriffs der Wirklichkeit überhaupt sind, dafs sie also nicht, wie Ihr thut, erst in der Naturphilosophie, sondern schon in der Metaphysik abgehandelt werden müssen." Hierauf wäre in der Kürze zu antworten: „Du hast ganz Recht, Philosoph, dafs etwas Wirkliches nur im Raum und in der Zeit ist, denn es fällt in die Sphäre der Erscheinung. Raum und Zeit sind selbst schon Wirklichkeiten, wenn Du diesen Plural erlauben willst. Aber der Begriff der Wirklichkeit an sich ist weder durch den des Raumes noch durch den der Zeit bedingt. Nur die Natur ist in allen Momenten ihres Daseins, der Geist blofs insofern er sich als Erscheinung äufsert, räumlich — zeitlich. Schon Kant machte ja Raum und Zeit zwar zu Bedingungen des Anschauens, zu reinen Formen der Sinnlichkeit, aber dem Aristoteles wirft er es vor, sie den Kategorieen zugezählt zu haben. Wie nun der Geist das absolut Negative von Raum und Zeit sei, also auch die Wirklichkeit seines Denkens vom Raum und von der Zeit frei sei, das gestehst Du selbst indirect ein, denn von Gott versicherst Du, dafs Räumlichkeit und Zeitlichkeit von ihm nicht als Attribute prädicirt werden können, woraus Du also, wenn Dir, wie doch von einem Philosophen nicht anders zu erwarten steht, die Consequenz etwas werth ist, schliefsen mufst, Gott habe keine Wirklichkeit."

Die reinen Reflexionsbestimmungen von Identität, Unterschied und Grund macht der Verf. zu *Zahlen*, zur Einheit, Zweiheit und specifischen Dreiheit. Die Einheit ist natürlich die Urzahl, die specifische Dreiheit aber soll das Einzelne sein, als in welchem die Einheit des Wesens existire und welches doch durch seine qualitative Individualität von allem Anderen sich abscheide, also das Monadische und Dualistische in sich einschliefse. Da der Begriff des Individuums dem der Einzelheit schon anticipirt und die Einzelheit selbst, weil der Begriff des Begriffs aus der Metaphysik verbannt worden, nicht als die negative Einheit des Allgemeinen und Besonderen gefafst wird, so mufste es wohl zu einer solchen Schiefheit kommen. Confundirt man einmal die Reflexionsbestimmungen und die Momente des subjectiven Begriffs mit den Zahlbestimmungen, so müssen solche abstruse Dinge sich ergeben, wie die Geschichte der Philosophie an so vielen Beispielen zeigt. Wo die Pythagorik den Uebergang zum reinen Denken, die Erhebung des philosophirenden Geistes zur Reinheit der Kategorieen bezeichnet, da ist sie gesund und kaum zu umgehen; wo aber die Systematik der abstracten Kategorieen bereits erreicht ist, kann sie nicht mehr als Durchgangspunkt der progressiven Entwicklung gelten. Sie verkündet die Ermattung und Erkrankung der Speculation, die in eine Kindheitsepoche zurückfällt. Wir wollen jedoch den modernen Aufputz alter Gedanken hier nicht weiter verfolgen. — Die „Urqualität," des Seienden, durch deren Gesetztsein es zu „Wesen oder Dingen" wird, ist, nach Hrn. W.'s Versicherung, der *Raum* als Ausdehnung, Ort und eigentlicher Raum. Unter *Ausdehnung* versteht er die drei Dimensionen. Für den *Ort* fordert er „eine der Unendlichkeit der Raumpunkte gleiche, unendliche Vielheit einfacher Wesenheiten, durch deren äufserliches Beisammensein im Raum die Qualitäten der Erscheinungswelt, die besonderen so qualitativen als quantitativen Bestimmtheiten der natürlichen Dinge, entstehen." Diese sonderbarste aller Atomistiken kann bei Hrn. W., der so reich an Aufserordentlichkeiten aller Art ist, nicht überraschen. Um so gespannter waren wir aber, was denn der *eigentli-*

Digitized by Google

che Raum sein würde und erfuhren nun S. 354: „Raum ist das Dasein der reinen metaphysischen Kategorie des durch die Dreiheit seiner Momente sich selber setzenden Wesens. Als solches Dasein ist er freilich die Negativität gegen das Wesen als solches, also selbst wesenlos und unwirklich, aber alle und jede Verwirklichung kann nur innerhalb dieses zwar wesenlosen aber daseienden Begriffs von Wesen erfolgen. — Der Raum ist der in die Negativität des bloſsen Daseins, — wie man es gemeiniglich, aber miſsverständlich ausdrückt, der Aeuſserlichkeit, — umgeschlagene Begriff des Wesens." — Wie sehr diese Metaphysik des Wesens des Raums, der Aeuſserlichkeit bedürfe, erhellt erst recht in den Grundbestimmungen der *Körperlichkeit*, die ihren Schluſs ausmachen. Hier ist von Schwere, von Polarität und Cohäsion, von Magnetismus und Elektricität, vom chemischen Proceſs die Rede. Dies Alles sind also nicht Momente des Naturlebens, sondern an und für sich allgemeine Bestimmungen, Momente des negativ Absoluten. Hegel hat die Momente der Objectivität des Begriffs mit den Ausdrücken des Mechanischen, Chemischen und Teleologischen bezeichnet, aber er hat diese allgemeinen Begriffe, die sich im Geistigen eben so sehr als im Natürlichen aufheben, ganz bestimmt innerhalb ihrer logischen Geltung gehalten, was auch Hr. W. S. 375 ihm zugesteht. Bei W. handelt es sich nicht um die Objectivität des Begriffs, denn der Begriff überhaupt fehlt seinem Absoluten. Da er nun die Naturphilosophie als die eine Seite der Realphilosophie bestimmt, so ist unerklärlich, wie er hier, wo nur, nach seinen eigenen Definitionen, vom „Unwirklichen und Wesenlosen" gesprochen werden soll, den Magnetismus, die Elektricität u. s. f. zum Gegenstand machen kann, ohne in der Bestimmung dieser Begriffe selbst das geringste Eigene und Neue zu zeigen. Hier erscheinen die Folgen der Trennung des Logischen vom Metaphysischen und des dadurch erzeugten Mangels an Selbstbegrenzung der Wissenschaft auf das Deutlichste. Die Haltung wird eine rein subjective; die immanente Nothwendigkeit hört auf; die Gebiete verlaufen sich mit unsichern Conturen in einander. Braniſs und Fischer haben in dieser Beziehung denselben Mangel mit Weiſse gemein. Sie strotzen schon in der Metaphysik von Realität und werden verlegen sein, wenn sie an diese selbst herangehen. Soll denn die Philosophie der Natur und des Geistes nicht speculativ, nicht metaphysisch, nicht dialektisch sein? Kann man denn die Metaphysik derselben gleichsam vorher abmachen? Ist sie nicht die allgegenwärtige Seele aller Speculation? Hegel hat vor allen diesen Gegnern voraus, daſs er es neben der Entwicklung der logischen Idee wirklich zu einer Naturphilosophie gebracht hat, der es freilich zu gehen scheint, wie der alten Göttin zu Sais. Man zupft an dem Schleier, der sie deckt, und erfindet tausend Mährchen über sie, aber der königliche Gliederbau der holden Gestalt und der schwellende Reiz ihres göttergleichen Lebens sind der Welt bisher so gut wie verborgen geblieben.

Das letzte Buch der Metaphysik handelt von der *Wirklichkeit*. Zuerst treten hier, nachdem also schon vom chemischen Proceſs, von der Elektricität u. s. f. die Rede gewesen, zur gröſsten Ueberraschung die *Reflexionsbestimmungen*, wie Hr. W. sie nennt, der Substantialität, Causalität und Wechselwirkung auf, ohne deren Begriff ein Begriff der unorganischen Natur gar nicht denkbar scheint. Die Anfangsworte lösten uns das seltame Räthsel: „Die metaphysische Ansicht des körperlichen Daseins, welche sich aus der Darstellung unseres zweiten Buchs ergab, ist mehrfach als die *dynamische* bezeichnet worden." Dies Wort bringt natürlich auf Einmal Alles in Gang. Die Dynamis führt zum Gedanken der Substanz, der Möglichkeit, Wirksamkeit u. s. w. Die unmittelbar daseiende, objective Verneinung der Wirklichkeit soll die *Zeit* sein als mit dem „Umsetzen der Möglichkeit durch Wirklichkeit in Nothwendigkeit unmittelbar identisch." Endlich wird im Begriff der *Lebendigkeit* der Organismus, das Leben und die Freiheit als Gestaltung des Zweckbegriffs auseinandergesetzt. Die Hauptquälerei dieser Sphäre besteht darin, daſs in den dunkelsten und pomphaftesten Phrasen daran herumgenergelt wird, den Begriff des Organischen u. s. f. recht tief in die Zeit hineinzustoſsen, damit man Leben und Freiheit ja nicht als *auſserzeitlich* denke und doch auch wieder die Zeit aufzuheben und ein nicht bloſs zeitliches, sondern *überzeitliches* Dasein der Vorstellung und Empfindung herauszuklauben. Wie ungeschickt es sei, den Begriff der Freiheit unter den der Lebendigkeit zu subsumiren, braucht wohl kaum erinnert zu werden.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

№ 113.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1836.

Grundzüge der Metaphysik. Von C. H. Weisse. Hamburg, 1835.

(Schluss.)

Würde man in dieser verworrenen Biologie und Psychologie wenigstens durch den Fund einzelner Perlen belohnt! Es hat allerdings immer den Anschein, als würden ganz neue Aufschlüsse gegeben; besieht man aber die Sache bei Licht, so könnte man sich fast über die jedesmalige Täuschung ärgern; wäre nicht bekanntermafsen nach Kant die Auflösung einer gespannten Erwartung in Nichts lächerlich. Auf die Entwicklung des Begriffs der Wirklichkeit den der Zeit folgen zu lassen, gehört wieder zu den grandiosen Unfafslichkeiten Hrn. Weisse's. Eben so der Zusammenhang zwischen dem Zeit- und Zweckbegriff, so viel Worte auch darüber verloren werden. Der eitle Eigensinn preist seine verstandlose Unordnung quand même als ein Werk der vollkommensten Dialektik, der strengsten Methode.

Man könnte hoffen, endlich in der Auseinandersetzung des Freiheitsbegriffs als des Schlusses des Ganzen die so erwünschte Aufklärung zu erhalten. Aber vergeblich. Um so mehr ist jene Erwartung berechtigt, als der Verf. sehr grofs damit thut, dafs er, wie Schelling, ein System der *Freiheit*, nicht, wie Hegel, der *Nothwendigkeit* lehre. S. 13: „Buchstäblich verstanden, halten wir uns überzeugt, dafs das erstgenannte System durchaus im Rechte, das letztgenannte durchaus im Unrechte ist, wenn jenes behauptet, dafs das wahrhaft Seiende allein das Auchnichtseinkönnende, dieses, dafs es allein das Nichtnichtseinkönnende ist." Auch werde kein Anhänger Hegel's in Abrede stellen, dafs ihm die Wahrheit mit der Nothwendigkeit identisch sei. Sollte damit gesagt sein, dafs das Hegel'sche System nur solche Bestimmungen anerkennt, die sich selbst als absolut nothwendige beweisen, so mufs dies bejahet werden. Soll aber gesagt sein, dafs der Begriff der Freiheit dem Hegel'schen System fremd sei — und darauf ist es wirklich abgesehen —, so mufs protestirt werden, denn Hegel hat vielmehr *durch alle Momente seines Systems, wie nie vor ihm ein Anderer*, gezeigt, dafs die *Wahrheit der Nothwendigkeit die Freiheit ist.* Die Freiheit selbst hat die Nothwendigkeit nicht *aufser sich*, dann wäre sie nicht frei. Sie *kann also nicht andere sein, als sie ist*, aber sie setzt die Nothwendigkeit als ein Moment ihrer selbst. Sie *wird* nicht mit ihr versöhnt, sie *ist* selbst diese Versöhnung. Abstrahirte sie von der Nothwendigkeit, könnte sie anders sein, als sie ist, so wäre sie nur *Willkür* und hätte nicht sich selbst als *absolutes* Princip. Hegel hat von sich das Bewufstsein ausgesprochen, dafs er den *Spinozismus*, die Härte der abstracten Nothwendigkeit durch die Genesis, die er vom Begriff als dem Freien gab, überwunden habe; ohne die Bestimmung des Begriffs wird Freiheit wieder ein leeres Wort, wie bei denen, welche jetzt die Philosophie mit dem *Willen* Gottes anfangen, und statt, wie sie meinen, dadurch über das Hegel'sche System zu einer höheren Stufe hinauszugehen, sich in ihrem Selbstbetrug nur einem Fatalismus in die Arme werfen. Ich will sogar den Fall setzen, Hegel hätte sein System nicht durchgeführt, hätte keine Psychologie, Rechtsphilosophie, Religionsphilosophie hinterlassen, wo man doch in concreto sehen kann, wie er von der Freiheit denkt, so dürfte man ihm doch, wie jetzt so oft geschieht, niemals einen *bewufsten* Fatalismus unterlegen, denn überall spricht er die Freiheit als das Höchste, als das Wesen des Geistes aus; dafs er aber die Freiheit nicht ohne die Nothwendigkeit will, dafs sie sich als die Manifestation derselben entfalten soll, ist eben der Beweis seiner speculativen Tiefe.

Wir ermüden wirklich, diesen Mann, dessen Den-

Digitized by Google

ken so klar und scharf, als sein Gemüth ächt sittlich und religiös war, gegen die Beschuldigungen zu vertheidigen, die der Verf. gegen das Ende hin noch auf ihn häuft, als hätte er den Begriff der *Vernunft* mit dem des *Geistes* verwechselt und einen bewuſst- und willenlosen Gott gelehrt, denn es ist von allem dem das gerade Gegentheil wahr. Was Hr. W. als seine Einsicht behauptet, ist Hegel's Ansicht, die er aufs Aergste misſversteht. Man kann die Sache kurz so fassen. Hegel sagt nicht: Gott ist die absolute Idee, oder das *Absolute*, das System der reinen Vernunft; sondern er sagt: Gott ist der *absolute Geist*. Die Vernunft an sich hat gar keine Existenz; sie existirt als Begriff nur im Geist und als Geist, aber sie ist nicht der Geist. Schon die Natur ist die Wahrheit der Idee. Der Geist aber ist die Wahrheit der Natur *und* der Vernunft, ihr schöpferisches Prius, ihr ewiges Werde. Das Denken in seiner unvermischten, stofflosen Selbstgestaltung, in seiner unmittelbaren Identität mit dem von ihm noch nicht concret unterschiedenen Sein ist nur der Anfang der Philosophie, der sich im *Resultat*, in der *Totalität*, welche der absolute Geist ist, zum *Moment* herabsetzt. So ist das System das sich in sich selbst anfangende und abschlieſsende, wogegen das Weiſse'sche ein bloſs zusammengesetztes Aggregat ist, dem der Lebenshauch des göttlichen Odems fehlt. Ohne die Vernunft wäre Gott nicht Gott, aber ohne Gott hätte die Vernunft gar keine Existenz und es ist eine schlechthin unwahre Behauptung S. 463: „Hegel sei freilich kein *Atheist*, aber ein *Nihilist*, weil er das concrete Dasein Gottes als Person, auſser im Menschen leugne." Wer sich an Weiſse'schen Tiefsinnigkeiten, an seiner Lehre von den *Specificationen* Gottes erbauen will, dem empfehlen wir besonders S. 561. Hr. W. will nicht so unbescheiden sein, wie Hegel, und apriorisch über Gott etwas Bestimmtes sagen. S. 562: „*Der* Gottesbegriff, welcher aus dieser Wissenschaft resultirt, ist noch ein leerer und abstracter; er schlieſst die Möglichkeit von Eigenschaften nicht aus, die mit den Eigenschaften des wahren Gottes, jenes Gottes, der *nur durch Erfahrung*, durch die *Glaubenserfahrung* des Christenthums erkannt zu werden vermag, unverträglich, ja direct ihnen *entgegengesetzt* sind." Da nun jetzt das Glauben wieder in viel höherem Preise steht als das Wissen, da der Muth der Speculation, ohne ängstliche Hinsicht auf das positive Dogma es abzuwarten, was das Denken über Gott und Welt herausbringen werde, immer mehr verschwindet, so muſs ja wohl ein so liebenswürdiges Bekenntniſs des Philosophen, der vor der Glaubenserfahrung alle Segel streicht und eine pietistische Schattirung blicken läſst, ihm die Zuneigung aller Frommen und Begriffsscheuen erwerben. Habeat sibi!

Mit solcher Mattigkeit eines ganz unbestimmten negativen Begriffs Gottes und einer positiven Erkenntniſs desselben nur durch subjective Erfahrung endigt also diese stolze Metaphysik. Es war unmöglich, dem Verfasser, bei aller Achtung vor seinem Fleiſs und aller Anerkennung seines Strebens, dessen Eitelkeit und Selbsttäuschung wir schon oben beklagt haben, in die specielleren Bestimmungen zu folgen. Dazu bedürfte es eines Buchs. Nur eine kritische Uebersicht seiner literarischen Bildung, seines Verfahrens und seines Schematismus konnte entworfen werden. Wir möchten von Weiſse in Verhältniſs zu Hegel auch sagen „celui-ci met tout en montagnes, comme l'autre met tout en plaines," was Diderot vom Verhältniſs zwischen Thomas und La Harpe sagt und zugleich, was er von Thomas weiter äuſsert, auf diese Metaphysik anwenden, nämlich, „qui, en écrivant sur les femmes, a trouvé moyen, de composer un si bon, un si estimable livre, mais un livre, qui n'a pas de sexe."

Karl Rosenkranz.

XC.

Der Brief des Apostels Paulus an die Römer. Erklärt von Dr. Hermann Olshausen, Prof. d. Theol. an der Univers. zu Erlangen (auch unter dem Generaltitel: Biblischer Commentar über sämmtl. Schriften des N. T. u. s. w.). Königsberg, 1835. bei Unzer. VI. u. 446 S. 8.

Wenn wir um vierzig Jahre zurücksehn, so ist die Veränderung auffallend, welche wir in der theologischen Welt gewahr werden. Damals glich noch die Mehrzahl der alten Rechtgläubigen den seufzenden Tauben in den Felslöchern, die ernstern Bibelforscher schwankten zwischen Ja und Nein, die kühnern Vernunftlehrer schritten rasch dem öden Geklüfte der Läugnung zu, einzelne weise Männer schossen Pfeile des Witzes zwischen das blinde Treiben. Der Denk-

Digitized by Google

glaube hat seit der Caricatur, in die er vollends hierauf sich verstellte, jetzt eine würdigere Gestalt angenommen, sei es durch mühselige Kämpfe der Logik hindurch, sei es durch die einfache Erkenntnifs, dafs Geist nicht Fleisch, dafs Schein nicht Wesen, dafs Sinnenlicht nicht Offenbarung, dafs Gottes Wort aus Israel nicht Menschenwort ist, dafs die Vernunft zwar heischt, aber nicht hat, und dafs nur der Glaube die Augen öffnet. So kam den Tauben ihr Frühling, und sie schweben fröhlicher im Sonnenschein einer neuen Gnade. Was daneben immer noch von entgegengesetzter Weise ausbricht, ist meist so abnorm, dafs es vielmehr eine Lossagung vom Christenthum zu heifsen, als den usurpirten Namen christlicher Theologie zu tragen verdient.

Unter die wahrhaft evangelischen Lehrer dieser Zeit gehört bekanntlich unser gelehrter und klardenkender Verfasser. Er macht hier den Anfang seiner Auslegung der Episteln mit den ersten und gewichtigsten von allen. Die bedeutendsten Lehren, die Glaubensgerechtigkeit als die neue und einzige, obschon sie durch den Tod der Sündennatur zum früchtereichen Auferstehungsleben sich hindurchringen mufs, die Erwählung, die Kindschaft, Israels Geschick und viele andre köstliche Stoffe, sind hier zusammengehäuft; wir wollen sehen, wie der Verf. sie gesichtet hat.

Die Capitel oder ihre Theile sind nach dem Material unter Rubriken geordnet, und eine allgemeine Einleitung in die Paulinischen Briefe vorausgeschickt. In dieser wird von dem Leben und der Wirksamkeit Pauli, von seinem Charakter als apostolischen Schriftstellers und von der Zeitfolge seiner Briefe gehandelt. Der zweite von diesen Gegenständen wird besonders durch eine Parallele zwischen Paulus und dem Evangelisten Johannes scharfsinnig ins Licht gesetzt, wobei nur etwa die unläugbare subjective Verschiedenheit beider, und die des einzelnen Materials ihrer schriftstellerischen Arbeiten, zu sehr mit der theologischen Auffassungsweise verwechselt und beider Lehrmaximen zu sehr getrennt erscheinen könnten, da des Spiritualistischen und der wahren Gnosis, die hier dem Johannes vorzugsweise zugeeignet werden, auch bei Paulus viel vorhanden ist. Undeutlich ist, wie S. 6 Anm. Jakobus der Bruder des Herrn verstanden wird. Ebendas. Anm. wird nach 2 Kor. 5, 16. für wahrscheinlich gehalten, dafs Paulus den Herrn vor seiner Auferstehung gesehen habe, obgleich die Stelle auch andrer Auslegung fähig ist. S. 11 wird der Dialog Philopatris entschieden dem 4ten Jahrhundert zugeeignet, worüber jedoch Eckhard's Non-Christianorum de Christo testimonia zu vergleichen wären; und ob (S. 14) eine veränderte Ansicht über die Parusie Christi aus Phil. 1, 23. im Gegensatz von 1 Thess. 4. und 2 Kor. 5. zu folgern sein möge, unterliegt noch manchem Bedenken.

Die nähere Einleitung in den Römerbrief handelt von dessen Aechtheit und Integrität, von Zeit und Ort der Abfassung, von der römischen Gemeine, von dem Gedankengang des Briefs, von dessen Werth und Eigenthümlichkeit, lauter empfehlungswerthe Darstellungen, endlich von dessen Literatur (Mosheim's „exegetische Einleitung" hat aber Boysen mit einer weit ausführlichern „eigenen Erklärung" edirt, nicht 1770 sondern 1771).

Im folgenden Commentar ist es erfreulich zu sehen, wie der Verf. nur auf gründliche Entwickelung der im Wort enthaltenen Begriffe, so wie auf Benutzung des Vorhandenen, und nicht auf scheinbare neue, originelle Exegesen ausgeht. Für gewöhnlich zeigt er nur den Zusammenhang und den Sinn der einzelnen Stellen, und behandelt das Grammatische, manchmal nur flüchtig, in Parenthesen. — C. 1, 4. ist ὁρίζειν ohne Zweifel (wie auch der Vf. will) von einer scharfen Bezeichnung, entschiedenen Darstellung zu verstehen, von der hervorgetretenen unvermischbaren Eigenschaft (definitus, circumscriptus), und erhält einiges Licht von dem vorhergegangenen ἀφωρισμένος. Auch das πν. ἁγιωσ. ist richtig aufgefafst. — Vs. 5. möchte jedoch die Hendiadys nicht auszuschliefsen sein (χάρις für χάρισμα, vgl. C. 12, 3., wo der Vf. (S. 403) selbst sagt, sie bezeichne zunächst das Apostelamt, im Zusammenhang mit den dazu verliehenen Gaben). — S. 71 zu Vs. 6. ἀγαπ. möchte יריך dem ירוך vorzuziehen sein. — Vs. 12. scheint es natürlicher, συμπαρ. mit von εἰς τὸ abhängen zu lassen. — Vs. 15. gehört τὸ πρόθυμον nicht zusammen, sondern bei letzterm Wort ist vielmehr ἔστι μοι zu suppliren. — Vs. 17. sind die Worte: ἐκ πίστεως εἰς πίστιν, weit vielsinniger als der Vf. annimmt; wenigstens verhält sich die zweite πίστις zur ersten wie die Vollendung, und wie der Besitz zum „Erwerbungsgrund." Πίστις = πιστεύοντες (wiewohl möglich) hat kein anderes Beispiel, und was Rosen-

Digitized by Google

müller dafür anführt, Gal. 3, 23. ist irrig. Zudem fehlt der Artikel, der C. 2, 26. 27. bei ἀκροβυστία steht. — Das. im Citat aus Habakuk ist eine bekannte Verschiedenheit der Interpunction, die eine und dieselbe Wahrheit von zwei Seiten anschauen läfst. Wenn aber der Comm. (S. 80) will, dafs nach dem Sinn Pauli ἐκ πίστ. (entschieden) mit ζησ. zu verbinden sei, so stimmt das nicht zu der unmittelbar vorher genannten δικαιοσύνη ἐκ πίστεως; indessen nach S. 83 scheint dort eine Verwechselung stattgefunden zu haben. — Vs. 20. (S. 87 unt.); dafs ἀπὸ gleichbedeutend mit ἐκ vom Object stehen kann, darüber s. das ganz ähnliche Beispiel Matth. 7, 16.: ἀπὸ τῶν καρπῶν ἐπιγνώσεσθε. Der Verf. möchte daher manchmal allzu scharf scheiden, was das geistvolle Bibelwort nicht verträgt, so nothwendig auch die strengste grammatische Beurtheilung ist. — S. 89 f. wäre das Nichterkennen Gottes zwar weniger auf sein Wesen als des höchsten Geistes und der reinen Liebe, als auf seine Heiligkeit und Gerechtigkeit zu beziehen, vgl. Vs. 32. u. Joh. 17, 25.; indessen ist dies wohl mit die Meinung. Der Apostel will aber überhaupt sagen, die Heiden hätten aus natürlichem Hang zur Sünde die sittlichen Pflichten gegen ihren erkennbaren alleinigen höchsten Wohlthäter vernachläfsigt, und seien dadurch immer blinder und sündiger geworden. Gründlich wahr ist, was hierauf der Verf. (S. 90) über den Ursprung der Abgötterei gegen Reiche erinnert, desgl. was er zu Vs. 32. sagt. — C. 2, 1. macht offenbar den Uebergang auf die Juden, und es ist in diesem Capitel nicht blofs von der innern verdorbenen Geistesrichtung derselben, sondern auch von ihren sündlichen Handlungen die Rede, vgl. Matth. 3, 7—10. C. 23, 24 ff. 37. Joh. 8, 39 ff. Eben daraus erklärt sich sehr natürlich Vs. 6—10., indem der Apostel zugleich vorbauen und sich verwahren will, dafs er keinen unfruchtbaren Glauben empfehlen wolle, wie auch die Juden an ihr Gesetz hatten (Vs. 13.), und indem es unmöglich ist, dafs der Baum nicht nach den Früchten von Gott gerichtet werden sollte; eine Wahrheit, welche mit dem Stolz der Selbstgerechtigkeit nichts gemein hat (wobei man sich aber wundern mufs, wie gegen Vs. 9. u. 10. die Idee von der Verdammnifs der Juden und Heiden blofs darum, weil sie ihren Heiland hier nicht erkannt haben, jemals in der christlichen Kirche aufkommen konnte). Von dem neuen Heilsweg, wodurch die Gerechtigkeit Gottes erst wahrhaft aufgerichtet wird (C. 3, 31.), redet der Apostel hier noch nicht, sondern von dem Bestreben nach guten Werken, die, so unvollkommen sie sein mögen (C. 3, 9 ff.), jedenfalls ein gewisses Glaubensprincip voraussetzen (wie auch S. 102 gesagt wird), wonach denn auch sie erst von Gott beurtheilt und aus Gnaden für gültig geachtet werden (δικαιωθήσονται, C. 2, 13.). Vgl. S. 108 ff. Uebrigens möchte der Verf. (S. 115 u. vorher) von der äufsern Sittlichkeit unter der Mehrheit der damaligen Juden wohl zu gut urtheilen, worüber noch Josephus verglichen werden kann. — Wie C. 2, 22. ἱεροσυλεῖν den Geiz bezeichnen soll, ist auch nach der (S. 115 f.) gegebenen Erklärung nicht verständlich; eher kann man, aufser den bekannten Stellen bei Maleachi, an Matth. 21, 12. 13. Joh. 2, 15. 16. denken, auch wohl an manche Betrügereien, die bei dem Bau und der Unterhaltung des Tempels, den Opfern u. s. w. vorgefallen sein mögen. — C. 3. sagt sehr deutlich, der Jude habe abseiten Gottes grofsen Vorzug, von seiner Seite gar keinen. Dies erkennt der Verf. (S. 121) an, indem der Vorzug (dessen Erfolg für die Rechtfertigung) an die Bedingung des demüthigen, bufsfertigen Glaubens geknüpft sei, durch den auch die Heiden gerecht werden. — Vs. 6. (S. 126) ist die absolute Beschränkung der „Welt" auf die Heiden durch nichts geboten. — Oefters wünschte man eine strengere grammatische Interpretation, da z. B. Vs. 9. (S. 128) ein in seiner buchstäblichen Bedeutung bestrittenes Wort blofs mit der Bemerkung abgefertigt wird: „Προαιτιάομαι findet sich im N. T. nur hier." — Vs. 19. (S. 131) nennt es der Verf. ganz inconsequent, dafs Reiche nur die Juden verstehe, und dann doch πᾶς ὁ κόσμος auf alle Menschen beziehe. Allein Reiche hat mit vielen Vorgängern hierin Recht, οἱ ἐν τῷ νόμῳ sind offenbar die Juden, wie C. 2, 12., und „alle Welt" heifst s. v. a. nicht blofs die Heiden, sondern auch die Juden, was der ganze Zusammenhang dieses Cap. mit sich bringt, während der Verfasser die Sache umstellt, vielleicht aus Mifsdeutung des κόσμος Vs. 6. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 114.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1836.

Der Brief des Apostels Paulus an die Römer. Erklärt von Dr. Hermann Olshausen.

(Fortsetzung.)

Indem der Verf. sich im 2ten Abschnitt zur Darstellung des neuen Heilswegs in Christo wendet, faſst er (S. 134) den Ideengang vollkommen richtig auf. Auch folgt eine ausführliche gute Entwickelung des Begriffs von δικαιοσύνη. Nur ist (S. 137) δικαιοῦν und δικαιοῦσθαι nach Paulus nicht unmittelbar die göttliche Thätigkeit des Hervorrufens der Gerechtigkeit im Wiedergeborenen, oder das Pass. = δίκαιον εἶναι, sondern erst die Zurechnung, dann die wesentliche Mittheilung. Ferner ist sehr die Frage, ob die „todten Werke" (Hebr. 6, 1. C. 9, 14., die man neuerlich schlechthin für gleichbedeutend mit dem heidnischen Götzendienst hat halten wollen) nach S. 139 mit den ἔργοις νόμου, der äuſsern Selbstgerechtigkeit, für synonym gehalten werden dürfen, und dieses vielmehr zu verneinen. Nur der Sünde und ihrem Zustand entspricht eigentlich das Prädicat des Todtseins (Eph. 2, 1. 5. Coloss. 2, 13.), hierauf der gleichfalls sündlichen, doch indifferentern Entfremdung von Gott, der Sinnlichkeit, dem Weltsinn, der Genuſssucht (1 Timoth. 5, 5.), und überhaupt dem Mangel an geistlichem Leben (Matth. 8, 22.), aber mehr hinsichtlich der Gemüthsrichtung auf das Irdische, als hinsichtlich der damit etwa verbundenen äuſsern Gesetzlichkeit, sei sie ritualischer oder moralischer Art; diese Gesetzeswerke, die vermöge ihrer Beweggründe wirklich ein Glaubenselement in sich tragen können, heiſsen für sich unmöglich todt, vielmehr heiſst der Glaube todt, welcher keine Werke hat (Jak. 2, 17.). Gewissermaſsen sind wir Alle, mehr oder weniger, in Folge unserer irdischen Stellung und Geschäfte, genöthigt, todte Werke zu thun, d. i. welche keine nähere Beziehung zum göttlichen Leben haben; aber nur wenn wir uns nicht stets aufs neue daraus erheben und davon reinigen, sind wir selber todt sammt unsern Werken. Bloſs das trockene Ceremonienwerk bei gleichgültiger oder sündhafter Gesinnung ist todt, wird aber darum nicht unter den todten Werken des Hebräerbriefs verstanden. — S. 145 ist kurz und treffend gesagt: „Das Neue im Evangelium besteht nicht in einer trefflichern Sittenlehre, sondern darin, daſs es eine Kraftquelle eröffnet, wodurch wahre Sittlichkeit erreichbar wird." Vergl. die weitere schöne Stelle S. 147 f. — C. 3, 23. wird die Erklärung der δόξα τοῦ Θεοῦ von dem göttlichen Ebenbild für allein statthaft gehalten, aber zu eingeschränkt, s. Joh. 5, 44. — S. 152 wird richtig bemerkt: „Wenn daher auch im N. T. der Ausdruck: *Gott* ist versöhnt, nicht vorkommt, weil er in demselben vorherrschend als der Stifter und Urheber der Versöhnung erscheint, so liegt doch, wie das A. T. deutlich darlegt, in dem Begriff des Opfers und der Sühne die nothwendige Beziehung auf ein verändertes Verhältniſs Gottes selbst." Dem steht nicht entgegen, daſs Gott unveränderlich ist; nach aufsen zeigt er sich veränderlich (Ps. 18, 26. 27. Jerem. 18, 7—10.), und dennoch ewig treu (Röm. 3, 3.). — Was S. 163 und anderwärts über die Verschiedenheit der katholischen und evangelischen Ansicht von der Gnade und dem Gnadenstande gesagt wird, gleicht sich wohl am sichersten durch Phil. 3, 12—14. Ps. 139, 23. 24. und ähnliche Stellen aus. Die Sache ist ganz praktisch, und wird nur durch die Erfahrung erkannt. Als Sünder steht der Gläubige zwischen Gesetz und Evangelium, folglich kann ihn der Trost des letztern verlassen, und wird doch so bald wiederkehren, als er bei seiner Buſse inne wird, daſs die Gnade ihn nicht lassen kann, unter deren Schutz er wirklich ist (Röm. 6, 14.), und die ihn vollbereiten will, selbst durch sein Straucheln. Damit stimmt Mehreres beim Verf. überein. Es kommen bei dunkeln Führungen gröſsere Anlässe hinzu, die Wege der Gnade zu verkennen und

Digitized by Google

im Glauben an sie zu wanken, der dann um so gröfsere Belohnung hat (Hebr. 10, 15.); denn es ist mehr als ein Abraham und Hiob auf der Welt (vgl. S. 171). — Bei dem καλεῖν C. 4, 17. (S. 171) wäre näher anzugeben gewesen, wie der „Schöpferruf" zu dem „ὡς als Vergleichungspartikel" stimmt? — Wenn S. 183 bei πολλῷ μᾶλλον C. 5, 9. 10. gesagt wird: „Objectiv ist der Gedanke nicht zu nehmen, als hätte der erhöhete Christus mehr Kraft als der erniedrigte, sondern nur subjectiv nach der Auffassung des Menschen. Christi Kraft ist in allen Stadien seines Leben die gleiche, aber in der menschlichen Auffassung stellt sie sich als eine wachsende dar" — so ist zu erinnern, dafs in der verklärten Wiedererweckung Jesu allerdings die höhere Möglichkeit der σωτηρία liegt, und dafs der erhöhete Christus, schon nach C. 1, 4., dann nach Joh. 14, 12., auch Hebr. 5, 9., gröfsere Kraft zu äufsern hatte, als der erniedrigte, weil er das ganze Loos des Menschen für den Menschen durchzuleben hatte, und seine volle Gotteskraft erst mit der Verklärung hervortrat, und mit der Himmelfahrt sich vollendete. Daher ist: „so ist wahrscheinlich," viel zu schwach für diese in den Plan der göttlichen Ordnung eingereihete Thatsache. — Der höchst wichtige Abschnitt von der Stellvertretung Christi C. 5, 12 ff. ist mit Gründlichkeit behandelt (S. 185 ff.). Es ist darin unter andern der Creatianismus und der Präexistentianismus mit Recht abgewiesen, und der allein biblische und naturgemäfse Traducianismus nebst der Erbsünde festgehalten, wobei sich S. 190 Anmerk. noch ein Mehreres zur Bestätigung in Betreff der Zeugung und Geburt hinzusetzen liefse. Das Böse ist unmöglich eine absolute, sondern eine relative Negation; es ist der Zernichtung unterworfen, was das absolut-positive Gute nicht ist; darum bleibt das Böse bis dahin ein Etwas, das sogar zum Guten mitwirken kann, ein „gestörtes Verhältnifs" oder eine Disharmonie, wie leibliche Krankheit, von welcher der Apostel Vs. 6. bedeutsam den Ausdruck ἀσθενὴς für „sündig" entlehnt. Ohne Zweifel ist Krankheit Mangel an Gesundheit; aber z. B. der Aussatz hat augenscheinlich sein positives Element, und so mit allen Negationen dieser Art. Vgl. S. 326. — Zu S. 203 Not. ist (in Uebereinstimmung mit dem eben Gesagten) zu bemerken, dafs alles Creatürliche als Opposition blofs eine zeitweise, wenn auch äonenlange Kraft gegen das Göttliche ausüben kann, es daher wirklich eine gratia irresistibilis, aber nicht im Sinn der Prädestinatianer (S. 328. 330), sondern in einem unendlich weitaussehenderen giebt. — C. 6, 6. ist σῶμα τῆς ἁμαρτίας = σὰρξ ἁμαρτίας oder σὰρξ τοῦ παλαιοῦ ἀνθρώπου (vgl. C. 8, 3. 4. C. 7, 5. 14 ff.), und erklärt sich aus der „Kreuzigung"; der Leib oder das Fleisch repräsentirt die Sinnlichkeit, und ist in seiner Verflechtung mit der (nach dem Traducianismus) in ihm aufgelebten Seele Träger der sündlichen Triebe. Mit dem Verf. und Andern (S. 216) „die Sünde selbst als beleibt" zu denken, wird daher nicht nöthig sein. — Vs. 10. soll nach S. 218 ζῆν τῷ Θεῷ nur heifsen: der Gerechtigkeit leben, nämlich um sie zu fördern unter den Menschen: „Christus starb einmal für die Sünde, d. h. sie zu tilgen, und lebt ewig für Gott, d. h. die Gerechtigkeit zu fördern." Dieser blofs aus dem Gegensatz gefolgerte Sinn ist zu beschränkt, und nur ein consecutiver in andrer Beziehung. „Gotte leben" heifst zuvörderst nach Luc. 20, 38. *vor* oder *für* Gott, im Gegensatz von der Sichtbarkeit, doch mit Rücksicht auf ihn als den Belebenden; sodann bedeutet es hier Vs. 11. 13. und anderwärts Gott gewidmet, in der Abkehr vom Ungöttlichen, und mit eben jener Rücksicht; bei dem Menschen Christus aber kommt die seiner eigenen Gottheit und innigen Gemeinschaft mit dem Vater hinzu, wodurch er denn dem höchsten Sinne nach *im göttlichen Leben steht*, zugleich als dessen Muster, und vermöge seiner selbstständigen, ausströmenden Lebenskraft als dessen Beförderer. — Die Auseinandersetzung zu Vs. 12—14. (S. 221 ff.) ist sehr gut, so wie Vieles im Folgenden, z. B. S. 236 f. Was den Leib Vs. 12. anlangt, so bezieht sich Ref. auf das vorhin Gesagte. Als todter Stoff kann der Leib nicht positiv sündig sein; aber das von Natur Lebendige in ihm ist es. — C. 7, 3. (S. 235) ist γίνεσθαι ἀνδρὶ ἑτέρῳ irrig verglichen mit היה לאיש זר 3 Mos. 22, 12., wo der *fremde* Mann s. v. a. ein Nichtpriester ist; die hiehergehörige Stelle ist 5 Mos. 24, 2.: והיתה לאיש אחר, eines *andern* Mannes, wo die LXX jene Uebersetzung haben, 3 Mos. aber richtig: ἐὰν γένηται ἀνδρὶ ἀλλογενεῖ. — Der 4te Abschnitt über C. 7, 7. — C. 8, 39.: „Von den Entwicklungsstufen der Individuen wie des Universums" (S. 241 ff.), ist abermals voll beifallswürdiger Bemerkungen. —

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

XCI.

Welchen Einfluſs hatte die Besetzung Griechenlands durch die Slawen auf das Schicksal der Stadt Athen und der Landschaft Attika? oder nähere Begründung der im ersten Bande der „Geschichte von Morea während des Mittelalters" aufgestellten Lehre über die Entstehung der heutigen Griechen, von J. Phil. Fallmerayer. Stuttgart und Tübingen, 1835. bei Cotta.

Wer den, auch auf dem Titel der vorliegenden Schrift erwähnten ersten Band von des Verfs. „Geschichte von Morea" kennt, oder sonst mit der von demselben darin ausgesprochenen Ansicht über das verwandtschaftliche Verhältniſs der jetzigen Bewohner Griechenlands zu den alten Griechen bekannt ist, vermag darnach auch schon im Voraus die Tendenz der gegenwärtigen Schrift mit Gewiſsheit zu ahnen. Denn kann auch kaum von einer von F. in jenem Werke „aufgestellten Lehre" über die Entstehung der heutigen Griechen gesprochen werden, indem die Gründe dieser „Lehre" noch durchaus nicht die gehörige Anerkennung, auch nur von Einer Seite her, gefunden haben (wie sie denn auch dieselbe in *dem* Umfange, in welchem sie geltend gemacht worden, kaum je wird finden *können*), und da man doch nicht eine jede Ansicht auch eine „Lehre" nennen kann; so hat sich demohngeachtet eben diese Ansicht schon zu sehr geltend gemacht, als daſs man sie nicht als eine „Thatsache" ansehen und ihr als einer solchen die nothwendige Beachtung, Prüfung und, nach unserer unmaaſsgeblichen Ansicht, Bekämpfung zu Theil werden lassen müſste. Auch kann ihr der Umstand diesfalls keinen weiteren Anspruch verschaffen, daſs schon von Andern dieselbe Ansicht ausgesprochen, wenngleich nicht mit solcher Gelehrsamkeit und den Resultaten solcher historischen Forschungen, wie bei F., unterstützt worden ist; wie denn z. B. schon John Jast in seiner „Geschichte von Griechenland" die Meinung aussprach: „die gegenwärtigen Griechen scheinen ein Gemengsel von Menschen zu sein, unter welchen nur wenige, vielleicht gar keine von altem ächtgriechischen Geblüte abstammen." Jene Ansicht nun, von dem *völligen* Untergange der alten Griechen, und die darauf gegründete Behauptung, daſs auch nicht Ein Tropfen *unvermischten* Hellenenblutes in den Adern der heutigen Griechen erhalten sei, sucht F. hier weiter zu begründen, indem er sich dabei namentlich auch auf den Einfluſs beschränkt, den die Einwanderungen und Durchzüge fremder Volksstämme besonders seit dem sechsten Jahrh. nach Chr. Geb. auf Athen und Attika geäuſsert haben, oder vielmehr, nach den Beschreibungen der Schriftsteller, hätten äuſsern müssen. Indeſs ist schon in dieser Hinsicht von Vorn herein gegen die ganze „Lehre" zu bemerken, daſs auf jene todten Beschreibungen vergangener Thatsachen nicht zu viel Gewicht, und jedenfalls nicht mehr Gewicht gelegt werden dürfe, als nothwendig ist, um sich nicht der offenbarsten und freiwilligsten Verblendung gegen die redenden Zeugen der Gegenwart, und also der Ueberschätzung jener Beschreibungen schuldig zu machen. Vergleicht man da z. B. die Schilderungen von den Verwüstungen der Barbaren in Athen im vierten und sechsten Jahrh., wie sie sich hier S. 21 folg. mitgetheilt finden, und nimmt man sie wörtlich (wie dies F. thut, um darnach die Vernichtung alles altgriechischen Lebens durch die Barbaren behaupten zu können), so ist darnach an Erhaltung auch nur eines einzigen Denkmals altgriechischer Baukunst in Athen nicht zu denken; und doch sind manche davon, recht gut erhalten, nach vielen Jahrhunderten seit jenen Verwüstungen bis auf unsere Zeiten gekommen! Ueberhaupt legt F. auf die Geschichten der Vergangenheit, die freilich an und für sich seiner Behauptung nicht wenig günstig sind, und die auch allerdings für dieselbe, aber nur bis zu einem gewissen Grade, Zeugniſs ablegen, zu viel Werth, indem er die Behauptung über diesen Grad hinaus, nämlich nicht nur bis zur Zurückweisung der Annahme einer *unvermischten* Abstammung der heutigen Griechen von den alten, sondern bis zur völligen Ausschlieſsung einer jeden, wenngleich mehr oder weniger *vermischten*, Abkunft der Ersteren von diesen erstreckt; und er übersieht oder miſskennt im Gegentheile die Zeugnisse, welche die Gegenwart mit lauter, nur von der offenbarsten Verblendung und dem entschiedensten Vorurtheile verkannter Stimme darbietet, — ganz dem zuwider, was Goethe irgendwo ausspricht:

Glaube dem Leben! es lehrt besser, als Redner und Buch!

Während F., um seine aus Geschichten der Vergangenheit einseitig herausgedeutete Behauptung zu stützen, die Wahrnehmungen der Gegenwart für Nichts achtet, oder sie nur insoweit berücksichtigt, als sie eben nur zu seinem Zwecke dienen, gelten ihm lange Verzeichnisse slawischer Ortsnamen in Morea (S. 65. 73. 92.) als Beweise für die *völlige* Vernichtung alles und jedes altgriechischen Lebens in den heutigen Bewohnern Griechenlands; obgleich, ganz abgesehen davon, daſs viel ächt-Altgriechisches unter slawischem Gewande verborgen ist, jene slawischen Benennungen doch an und für sich weiter Nichts beweisen, als daſs slawische Stämme in Griechenland eingedrungen sind und sich hier und dort festgesetzt, in Folge dessen auch einzelne Oerter nach ihrer Sprache benannt haben. Was bewiese denn nun aber, gegen jenen Beweis, das Vorhandensein altgriechischer, unverstümmelter oder verderbter, Ortsnamen, wie sie sich namentlich in den Hochgebirgen und auf den Inseln des Archipelagos vorfinden? Eine consequente Antwort hierauf dürfte für F's. Ansicht nicht wenig fürchten lassen; nach unserer Meinung folgt jedoch daraus nur das, daſs in den griech. Hochgebirgen und auf den Inseln, die dem Andrange der fremden Horden weniger ausgesetzt waren, die Vermischung der ursprünglichen Bewohner mit den Fremden nicht so bedeutend gewesen sein könne, als anderswo; daſs vielmehr dort das altgriechische Leben nicht so zurückgedrängt worden, als hier Daſs dem auch also sei, ergiebt sich aus der Wahrnehmung der Gegenwart, und die Geschichte der Vergangenheit erklärt diese Wahrnehmung ohne allen Zwang von selbst. — Eine andere derartige Wahrnehmung der Gegenwart gegen die Be-

Digitized by Google

hauptung, dafs das Geschlecht der Hellenen gänzlich untergegangen sei, — und wahrlich nicht die schwächste Wahrnehmung! — bietet die neugriechische Sprache dar, in der von Sprachkundigen, — wie viele fremdartige Elemente auch dieselbe in sich aufgenommen haben mag, und trotz mancher wesentlichen Aenderungen in Grammatik, Syntax und Lexikologie, — gleichwohl der altgriechische Kern nicht verkannt werden kann. Aber namentlich auf dieses Moment giebt F. (S. 107) gar Nichts, wiewohl er den Grund, warum er es thut, gänzlich verschweigt; — vielleicht nur darum, weil das Moment selbst ihn verstummen macht. Aber freilich ist der Verf. auch gerade kein grofser Sprachkundiger; denn er übersetzt z. B. S. 22 f. *δάσος ἐλαιῶν*, mit: Dickicht von Oelbäumen (das wäre: *δάσος ἐλαιών*). Kann nun aber eben jene Wahrnehmung von unbefangenen Sprachkundigen ohne offenbare Verblendung nicht weggeläugnet werden, so ist wohl auch der Schlufs von der Erhaltung des, zwar vielfach verderbten, doch dem Haupttypus nach der altgriechischen Sprache nah verwandten neugriechischen Idioms auf die, wenn auch nicht unvermischte Erhaltung des Volkes, welches jene Sprache sprach, gerechtfertigt; und dabei macht sich das in diesem Momente liegende Gewicht gegen die Ansicht F's. um so mehr geltend, da sich die altgriechische Sprache in dem neugriechischen Idiome, trotz der Einflüsse römischer Herrschaft, so wie slawischer und anderer Einwanderungen, auch osmanischer Despotie, durch die Nacht vieler Jahrh. bis auf uns, wenn auch entartet und vielfach zersetzt, dennoch erhalten hat. Oder sollte dieses Moment *gegen* jene Behauptung etwa darum Nichts gelten, weil slawische Ortsnamen *für* dieselbe angeführt werden, während eben diese slawischen Nomenklaturen, nicht nur an und für sich, sondern namentlich jenem Momente gegenüber, Nichts für die, in solchem Umfange ausgesprochene Behauptung beweisen? Uebrigens ist die Wichtigkeit des obgedachten Schlusses, mit besonderer Beziehung auf die Ansicht F's., ganz neuerlich von Friedr. Thiersch in einer auch sonst sehr lehrreichen Abhandlung: „Ueber die Sprache der Zakonen," in dem ersten Bande der „Abhandlungen der philosophisch-philologischen Klasse der königl. baierischen Akademie der Wissenschaften" (München, 1835), S. 513—582, an einem einzelnen Beispiele einleuchtend und nachdrücklich dargethan worden. Denn es wird hier nachgewiesen, dafs die Sprache der Zakonen (die im östlichen Theile des Peloponnesos, zwischen Argos, Mistra und Monemwasia ihre Sitze haben, und die Thiersch für die Nachkommen der alten Kynurier, eines der von Herodot erwähnten ursprünglichen Stämme in der Halbinsel, hält), wenngleich sie sich unter dem Einflusse des Neugriechischen entwickelt hat und befindet, doch rein altgriechische Elemente in sich bewahrt, die sie als einen unmittelbaren, über allen Jonismus und Dorismus, ja über alles, durch Schrift oder Ueberlieferung bekannte Griechisch weit hinausreichenden Ausflufs der pelasgischen Sprache erscheinen lassen. Ist das, auf den Grund der von Friedr. Thiersch an Ort und Stelle im Jahre 1831 und 1832 angestellten und in interessanten Ergebnissen in der gedachten Abhandlung mitgetheilten Forschungen über die Sprache der Zakonen in grammatischer und lexikologischer Hinsicht, in gröfserem oder geringerem Grade der Fall, so kann auch hier nur die offenbarste Verblendung sich zu drehen und zu winden versuchen wollen, um den Zusammenhang der Zakonen der Jetztwelt mit dem alten Griechenland und den Griechen, wie er durch die Vermittlung der Sprache der Ersteren sich darstellt, abläugnen zu können und nicht anerkennen zu müssen. — Wie wenig man indefs auch auf Gründe ein Gewicht legen will, um damit die Behauptung F's. zu bekämpfen, so wenig kann man doch in dessen Meinung selbst ein gewisses Schwanken verkennen, das an ihr wiederum irre macht. Denn ist, nach seiner entschiedenen Behauptung, alles altgriechische Leben in den heutigen Bewohnern des alten Griechenlands so sehr vernichtet worden, dafs in den Adern der Letzteren auch nicht Ein Tropfen althellenischen Blutes angenommen werden kann; so nimmt er doch wieder S. 111 von der allgemeinen Vernichtung des althellenischen Volks, von der er bei Beurtheilung der Entstehung der heutigen Bewohner des alten Griechenlands ausgehet, wenn auch nur „völlig unbedeutende Reste," bis auf welche jenes geschmolzen sei, aus; und S. 81 will er sogar in den Bewohnern der gesammten mainotischen Gebirgskette, zwar fünfsechstel Slawen und andere Fremdlinge, aber doch Einsechstel „altgriechische Beimischung" erkennen. Wie eine solche Beimischung, nach obiger entschiedenen Behauptung und nach den Gründen, welche F. dafür aus den Geschichten früherer Jahrhunderte entlehnt hat, sich habe erhalten können (zumal da er S. 82 sagt: „in dem kleinen Griechenland konnten die Gebirge" — also auch die mainotischen nicht! — „Niemand retten; man mufste sich den Fremdlingen unterwerfen und mit ihnen vermischen" — gleichwohl aber findet sich bei den Mainoten noch altgriechische Beimischung! — „oder zu Grunde gehen"), ist in der That schwer zu begreifen. Denn überhaupt eine *nur gemischte* Abstammung der heutigen Griechen von den alten, im Gegensatze zu einer unmittelbaren und ächten, hat er weder im Allgemeinen, noch auch nur in Betreff der Mainoten, als seine besondere Meinung aussprechen wollen können, wiewohl es scheint, dafs nur die Annahme einer solchen, mehr oder weniger *gemischten* Abstammung gerechtfertigt, dagegen der Glaube an eine *unmittelbare* und *unvermischte* Abkunft der jetzigen Bewohner Griechenlands von den alten Griechen durch die Geschichten der Vergangenheit und die Wahrnehmungen der Gegenwart in das Reich der Träume zurückgewiesen werde.

Ferd. Kind.

Digitized by Google

№ 115.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1836.

Der Brief des Apostels Paulus an die Römer. Erklärt von Dr. Hermann Olshausen.

(Schluſs.)

Der Verf. kommt bei Gelegenheit der Paulinischen Ausdrücke immer wieder auf die Sündigkeit des Leibes oder Fleisches, und legt richtige Ansichten davon an den Tag; er scheut sich nur vor gewissen gnostischen oder insonderheit manichäischen Lehren, die eine Entstellung der Wahrheit sind, welche letztere die neuere Schule aus Unwissenheit zugleich mit dem Irrthum zurückzuweisen gewohnt ist. Sie würde solche zu unterscheiden wissen, wenn sie sich um eine Vorstellung von dem körperlichen Zustand Adams vor dem Fall im Verhältniſs zu dem des gefallenen bemühen wollte. Dergleichen wird aber immer aus vorgefaſsten Begriffen und Neigung zur eigenen Speculation abgelehnt, und schnell unter den Namen irgend einer verirrten Schule gebracht. — Das Wort ταλαίπωρος (S. 265) ist nicht „von τλάω, dulden, und πῶρος, ein Fels, schwerer Stein," sondern von πῶρος oder πώρη, Leiden, Trauer, Trübsal, wie aus Hesychius, Suidas u. A. zu ersehen ist, auſserdem Verhärtung, Versteinerung (callus). — Daſs mit Vs. 24. das 7. Capitel schlieſsen sollte, darin kann Ref. nicht einverstanden sein; der Zwischensatz Vs. 25.: ἄρα οὖν — ἁμαρτίας, macht die unmittelbare Verbindung mit C. 8, 1. schwer möglich. — Wie (S. 275) zu C. 8, 3. gesagt werden kann: „In dem περὶ ἁμαρτίας eine Beziehung auf den Opfertod Christi zu finden, so daſs ἁμαρτία = ΠΩΝ sollte Sündopfer bedeuten — ist durch nichts zu begründen," erscheint nach Hebr. 10, 6. C. 9, 28. und den LXX 3 Mos. 6, 25. 4 Mos. 8, 8. Ps. 40, 7., unverständlich. — S. 279 zu Vs. 4. wäre zu bemerken, daſs die Worte: „die wir nicht nach dem Fleische wandeln" u. s. w. in der That eine Bedingung enthalten, nämlich die Empfänglichkeit des Willens und den Gehorsam eines gebesserten Wandels, ohne die das Werk Christi in uns, die Gesetzeserfüllung, nicht *vollbracht* werden kann. Der Verf. scheint hin und wieder (mehr soll nicht gesagt werden) der eigenen Thätigkeit des Menschen beim Fortgang der Wiedergeburt zu wenig Antheil zuzugestehen, während er doch häufig von den vorfallenden Kämpfen spricht. Dem eiligen, anmaſslichen Selbstwirken und der willkürlichen Askese soll nicht das Wort geredet werden, noch weniger dem Selbstruhm des Verdienstes; allein der Meister läſst den Lehrling arbeiten. Der himmlische Meister giebt ihm freilich nicht nur Vorschrift und sein eigenes Muster, sondern auch die neuen und sogar die alten Kräfte dazu; aber er heiſst ihn auch, sie gebrauchen, sich anstrengen, Fleiſs thun zur Heiligung (Luc. 13, 24. 2 Petr. 1, 5. 10. Tit. 2, 14. Hebr. 4, 11. Off. 3, 19. u. s. w.). Die Gnadentriebe können in der Folge eben sowohl vernachläſsigt werden, als der Gnadenruf im Anfang, und daſs das Wirken des Wollens (Phil. 2, 12.) so verstanden wird, als höre die Persönlichkeit des Wollenden dabei ganz auf, ist sogar dem Wortlaut zuwider, vollends dem was vorhergeht: „Schaffet daſs ihr selig werdet" u. s. w. Es ist eine stete *Einwilligung*, die zuletzt zur *Einwilligkeit* und endlich *Einwesigkeit* wird (1 Kor. 6, 17.), wobei aber die geistige Individualität der Begabten so wenig erlischt, daſs sie solche vielmehr erst können in gesetzmäſsiger Thätigkeit äuſsern, und sie in mannigfaltigen Bruchtheilen des herrlichen Ganzen leuchten lassen müssen (Matth. 5, 16. 1 Kor. 12.). Der Keim, dem ein Leben einerschaffen ist, grünt nicht ohne den Frühling; aber der Frühling ist nicht der Keim, und nach dessen Erweckung muſs das Gewächs die atmosphärischen Einflüsse selbstbegierig einsaugen, um weiter zu gedeihen (Hebr. 6, 7.). Das Alles giebt auch unstreitig der Vf. zu, er spricht vom „Heiligungsstreben" (S. 280) u. dgl., wodurch schon an sich die absolute Passivität geläugnet wird. Was also hier gegen ihn erinnert wird,

Digitized by Google

ist vielmehr Warnung vor dem Mifsverstand seiner Worte. Vgl. S. 321 unt. S. 324. 335 Anm. — S. 282 zu C. 8, 9.: „der göttliche Geist wohnt natürlich in dem ihm verwandtesten Theil der menschlichen Natur, im πνεῦμα oder νοῦς" — aber nicht abgeschlossen, sonst bliebe er ein blofses Gesetz (C. 7, 23.), eine Erkenntnifs, ohne praktische Folge; er mufs vielmehr eben so wohl in der ψυχή Wohnung machen, sie reinigen und erwärmen (1 Thess. 5, 23. 1 Petr. 1, 22.). — Vs. 12. 13. (vgl. S. 286 f.) scheint nach dem ganzen Zusammenhang der Sinn deutlich der zu sein: „Wir, durch Gottes und Christi Geist der Herrschaft der Sünde entrissen, sind nicht mehr dem Fleisch zur Erfüllung seiner sündlichen Triebe verhaftet; denn wolltet ihr wiederum diesen folgen, so würdet ihr das erlangte geistliche und ewige Leben einbüfsen" u. s. w. Es ist also nicht blofs vom Verlust der leiblichen Verklärung die Rede; die Worte umfassen selbst den frühzeitigen Tod und Untergang der Lasterhaften (Ps. 55, 24. Ps. 102, 25. Hiob. 15, 32. C. 36, 14. u. s. w.). — S. 304 Anm. „Es war bei der ersten Sünde des Menschen keineswegs sein Wille, der Eitelkeit unterworfen zu werden" — aber es war sein Wille (in gröfserer Freiheit als die des unsrigen), dasjenige zu thun, was ihn der Eitelkeit unterwarf. Die κτίσις unterwarf sich, oder vielmehr wurde unterworfen, ohne diesen ursachlichen Willen. Wäre dieses die Meinung des Apostels nicht, so wäre οὐχ ἑκοῦσα müfsig. Vgl. ἑκουσίως ἁμαρτανόντων ἡμῶν, Hebr. 10, 26. — S. 310: „In dem Ausdruck φρόνημα τοῦ πνεύματος ist das πνεῦμα nicht vom göttlichen oder heiligen Geist, sondern vom menschlichen zu verstehen. Das φρόνημα kann nur vom Menschen gesagt werden, nie von Gott." Wenn dies letzte auch sonst entschieden wahr wäre, so spricht doch gegen diese Ansicht das folgende: „denn er vertritt die Heiligen gottgemäfs," wobei der Gedanke nicht füglich blofs auf Vs. 26. zurückspringen kann. Der die Herzen forschet, ist Gott, der Geist ist der heilige Geist im wiedergeborenen Menschen, der Vertreter, nicht der menschliche Geist. — Bei der Gnadenwahl C. 9. sagt (S. 318) der Vf. mit Recht, dafs die Lehre von der allgemeinen Wiederbringung, „als Schriftlehre öffentlich verkündet, nothwendig sittliche Indifferenz zur Folge haben mufs" — denn die Schrift selbst, wenn sie sie verkündigt, thut es nicht so klar und öffentlich für die gewöhnlichen Hörer, dafs diese Folge daraus entstehen könnte, und sie ist das Muster des Verkündigers. Indessen würden die Vertheidiger dieser Lehre sich über das im Folgenden vom Vf. Gesagte noch mit ihm zu verständigen haben. In eben dieser Einleitung zum Capitel sucht er nun ausführlich den schon berührten Conflict zwischen der pelagianischen und antipelagianisch-calvinischen Ansicht in Betreff der Thätigkeit Gottes und des Menschen beim Heilsgeschäfte zu versöhnen, wobei seine richtige Meinung fühlbar ist, ob sie sich gleich nicht überall klar äufsert. Ref. bezieht sich auf das oben Gesagte. — Wenn S. 329 „die Fähigkeit geschaffener Wesen wider Gottes Willen handeln zu können, ein grofses, vielleicht stets unlösbares Problem" genannt wird (vgl. S. 347 Anm. am Ende), so möchte die Betrachtung der ursprünglichen Willensfreiheit und noch jetzigen Wahlfreiheit des geistbegabten Geschöpfs, indem sie des Schöpfers Gröfse darthut, zugleich die vermeinte Schwierigkeit heben. Gott allein kann nur sich selbst wollen, das Gottes und sein selbst bewufste Geschöpf Gott oder sich selbst. Ebendas. legt der Vf. unumwunden sein Bekenntnifs ab: „Wir vermeiden die Prädestination der Bösen zum Bösen, wie die Wiederbringung aller Dinge, und behaupten dagegen eine Gnadenwahl der Heiligen, der zufolge Gott nicht nur weifs, welche heilig und selig werden, sondern auch schafft, dafs sie heilig und selig sein können, ohne ihre freie Selbstbestimmung aufzuheben"; mit der Anmerkung: „Obgleich daher der Mensch frei ist, so ist doch unmöglich, dafs *Alle* böse werden und Gottes Heilswegen widerstreben; wäre dies möglich, so wäre der Mensch mächtiger als Gott — er könnte Gottes Plane vernichten." Hier entsteht aber eine grofse Verwickelung. Nämlich Gottes Plan ist entweder, dafs alle Menschen selig werden sollen, oder nur ein Theil derselben. Im letztern Fall haben wir einen theilweisen Rathschlufs der Verwerfung zur Verdammnifs, eine Prädestination der Bösen zum Bösen; im erstern Fall ist, wenn nicht alle Menschen gut und selig werden, der Mensch wirklich mächtiger als Gott, weil dessen Plan nur theilweise erfüllt wird. Wie löst sich dieser Knoten auf? — Ref. mufs fürchten, dafs der von ihm sehr hochgeschätzte Verf. aus Mangel an Concentrirung seiner Ideen, und durch das Bestreben, mittelst vieler Worte die Sache aufzuklären, eben hiedurch eine Undeutlichkeit und manchen Widerspruch, wenigstens für die Leser, in seine Demonstrationen gebracht hat, denen er durch bündige Kürze entgangen wäre. Obiges Dilemma aber hat er

Digitized by Google

überdem nicht beantwortet. Und um nochmals darauf zurückzukommen, so ist der Grundsatz von der absoluten Unvermögenheit oder vielmehr Nichtigkeit des menschlichen Willens, indem er den Schöpfer und das Geschöpf herabwürdigt, von dem Apostel aber in der That nicht gelehrt wird, so gefährlich als die öffentliche Verkündigung der allgemeinen Apokatastasis irgend sein kann, in dem Maafse als er näher denn letztere die gemeinsten Hörer und das Praktische berührt. Gegen die Apokatastasis (die hier nicht weiter beurtheilt werden soll) wird übrigens mit Unrecht S. 335 zu C. 9, 3. behauptet, es liege hierin ein starker Beweis für die Ueberzeugung Pauli, dafs es eine ewige [endlose] Verdammnifs gebe, und die Stelle verliere ihre Bedeutung, wenn man annehme, Paulus wisse, dafs doch endlich alle Individuen selig werden würden. Vielmehr läfst sich gerade das Gegentheil daraus beweisen, weil der Wunsch endlos verdammt zu sein keinen, aber z. B. der Wunsch, eine zehn- oder zwanzigjährige Gefangenschaft an eines Geliebten Statt übernehmen zu dürfen, doch selbst bei der Erstreckung des Bildes auf unselige Ewigkeiten einigen Sinn hat. — In der sog. Doxologie Vs. 5. wird die Beziehung von Θεὸς auf Christus mit Grund vertheidigt. Offenbar ist jede andre Erklärung gezwungen, sprachwidrig und matt. — V. 13. (S. 343 f.): „Alle Versicherungen, dafs μισεῖν hier nicht hassen, sondern weniger lieben, weniger Vortheile gewähren, bedeute, können das exegetische Gewissen nicht beruhigen, welches nicht übersehen läfst, dafs Paulus grade absichtlich einen sehr starken, abstofsenden Ausdruck aus der Schriftstelle entnahm." Erstlich ist jedoch das anthropopathische Hassen ins Göttliche zu übersetzen, d. h. so zu erklären, wie es dem Gott, der die Liebe ist, zukommen kann. Zweitens ist sprachlich zu bemerken, dafs μισεῖν anderwärts wirklich relativ oder für gering schätzen, verachten, gebraucht wird (Matth. 6, 24.). Drittens ist der Begriff dahin festzustellen, dafs von Natur sowohl Jakob als Esau unter der Sünde, mithin unter dem göttlichen Zorn ist (dem abstofsenden Princip der Liebe für das ihr Unähnliche), dafs daher die Auswahl Jakobs allerdings nur Gnade, die Verwerfung Esaus nur Gerechtigkeit ist, eine vorhin in der Schuld des Geschöpfs gegründete Verlassung. Hieraus ergiebt sich schon von selbst auf die Frage des Apostels Vs. 14.: „Ist Gott ungerecht?" seine Antwort: „Das sei ferne!" Wenn hierauf der Vf. S. 344 f. das Problem zu erörtern sucht, wie sich die Lehre der Schrift von der allgemeinen Gnade mit der πρόθεσις κατ' ἐκλογήν vereinigen lasse, so schliefst sich vervollständigend an, was er sagt: „Läfst man dagegen das Widerstreben gegen die Gnade sammt allem Bösen dem Menschen als sein trauriges Eigenthum, so vereinigen sich die beiden Ausdrucksweisen folgendermafsen ganz einfach. Gottes allumfassende Liebe schliefst Keinen vom Heil aus, wer sich ausschliefst, ist selbst der Urheber davon; aber Gott zwingt auch Keinen zum Heil, und weifs zugleich nach seiner Allwissenheit, wer sich ausschliefst, so wie er nach seiner Allmacht alle *Formen* sündlicher Entwickelung schafft" [als zu seinen Planen dienend, nicht die Sünde, noch ihre aufserdem weit gräulichern Erzeugnisse]. Und ferner: „Wenn daher Gott nach seinen Eigenschaften der Allwissenheit und Allmacht allerdings vorher weifs, dafs und welche der Gnade widerstreben, und sie in bestimmten Bildungen in der Geschichte auftreten läfst [wie den Pharao], so weifs er sie doch nur als solche, die durch Mifsbrauch ihres freien Willens böse geworden und geblieben sind" (woraus denn gegenseitig fliefst, dafs er Andre weifs, die durch rechten Willensgebrauch gut werden und bleiben, weil sie der Gnade nicht widerstreben). Endlich fügt er den ausnehmend wahren Gedanken hinzu (S. 349): „Das Wesen der Verstockung ist die Entziehung der Empfänglichkeit für die Wirkungen der Gnade, Gott läfst nun unter gewissen Umständen den Menschen unempfänglich werden, *um seine Schuld zu mildern*; hätte der Mensch offene Augen des Geistes, wüfste er, was ihm geboten wird, und widerstrebte doch, so wäre er weit strafbarer, als er ohne diese Empfänglichkeit ist" — und dieses ist allerdings die positive Seite der Verstockung als Handlung Gottes. Allein eben diese göttliche Handlung mufs um so mehr ihren Zweck haben für den Verstockten selbst, was der Vf. anerkennt, wenn er die Worte folgen läfst: „So kann man von den Zeitgenossen des Noah sagen, Gott hatte sie verhärtet, verstockt, dafs sie Noahs Predigt (2 Petr. 2, 5.) nicht folgten, doch waren sie nicht ewig verworfen (1 Petr. 3, 18.) eben wegen dieser Verhärtung." Nämlich das Widerstreben zieht die Verstockung als verdient nach sich, in ihr selbst aber liegt eine Gnade. Gilt aber, dafs sie nicht ewig verworfen waren, von jenen Urweltlichen, warum nicht auch von Mehreren? am Ende von Allen? da auch die Verstockung zu Noahs

Digitized by Google

Zeit „eine Aeufserung der Strafgerechtigkeit" war und gewesen sein mufs, ungeachtet der Gnade. — Mit Recht wird (S. 353) weiter erkannt, dafs V. 22. in der Form κατηρτισμένα die Production des Bösen selbst auf die Seite des Geschöpfs gelegt wird, im Gegensatz von προητοίμασε Vs. 23. Die Construction des letztern Verses möchte aber näher zu beleuchten gewesen sein. — Von den überall verstreuten schönen Bemerkungen stehn hier (S. 359): „Das A. T. ist Eine grofse Weissagung auf Christum, alle isolirte, specialisirte Verhältnisse der Menschen zu Gott sind in ihm und an ihm zu gemeinsamer, umfassender Wahrheit gekommen." Und (S. 360): „Alles im A. T. wird in seinem ewigen Gehalt ins N. T. hinübergenommen, und nur so aufgehoben, dafs es darin aufbewahrt bleibt." Ferner bei Gelegenheit von C. 10, 5—8. (S. 362): „Er (der Apost.) fafst Christum, in seiner Person und als Object der Predigt, nicht blofs seiner historischen Erscheinung nach auf, sondern als das ewige Wort, das in jedem Menschen schlummert, und welches die Predigt von aufsen nur weckt und wirksam werden läfst" — wodurch denn auch das, was hier oben vorgekommen, seinen richtigen Gesichtspunkt erhält. Desgleichen (S. 364): „Die Predigt bringt das Wort nicht erst in den Menschen hinein, sondern weckt nur das schlummernde Leben, wie ein Funke das Feuer. Ein Gottes-Wort ist in allen Dingen, denn Gott trägt alle Dinge mit seinem allmächtigen Wort, Hebr. 1, 3." — Der Anstofs, den (S. 361 u. 364) mehrere Ausleger an der Version im 7. Vs. von 5 Mos. 30, 13. nehmen, indem der Apostel ἄβυσσος für צבר הים oder nach den LXX πέραν τῆς θαλάσσης setzt, hebt sich, wenn nicht schon dadurch, dafs Paulus nicht schlechthin den Gesetzgeber wie Vs. 5., sondern schliefslich das Evangelium reden läfst, das im Gesetz verhüllt ist, doch durch die Bedeutung des „Meeres," das eben sowohl in der Tiefe als auf der Oberfläche gesucht werden kann (Ps. 24, 2.), und das allerdings (nicht wie Bolten und Koppe S. 364 Anm. wollen, sondern in anderm Sinn) mit dem Scheol in Verhältnifs steht, Off. 20, 13. — S. 368 (zu C. 10, 18., wo in den Psalmworten ursprünglich von der Natur die Rede ist): „Paulus betrachtet die Kirche als ein neues Werk des schöpferischen Gottes, deren Gebilde, die Heiligen, mit ihrem Lobgetön die Welt durchdringen, und Alles mit in die gemeinsame Begeisterung hineinziehen." — S. 375 (zu C. 11, 7. 8.): „Gott verstockt nur den, welchen er verstocken *will*, er will es wieder nur bei dem, der sich selbst bis auf gewissen Grad der Sünde hingab. Einen solchen will Gott durch die πώρωσις, wenn sie nur temporär ist, abhalten sich noch schwerer zu verschulden, oder wenn sie bleibend ist, strafen." S. was oben darüber bemerkt ist. — C. 11, 12. soll (nach S. 379) der Gedanke eigentlich dieser sein: „Konnten so wenige Israeliten so viel in der Heidenwelt wirken, was wird erst die Gesammtheit wirken!" Allein diese Auslegung, gleichwie der Vf. selbst schwer findet, sie mit dem Buchstaben zu vereinigen, greift nicht vollständig in den Sinn der Wege Gottes ein, so wahr sie auch an sich ist, vgl. Vs. 11. 15., und den Vf. selbst S. 381. 391 oben. — Bei S. 387 mufs man sich wirklich wundern, wie gegen den sonnenklaren Verstand der Stelle Vs. 25. 26. von Säulen der Kirche an der endlichen Bekehrung des ganzen leiblichen Israels gezweifelt und die Verse so verkehrt auf das geistliche gedeutet werden, und wie Andre (S. 388) sich noch weiter verirren konnten. Was S. 389 von den frommen Juden wie Heiden gesagt wird, ist unwidersprechlich. — Ueber Vs. 32. (den Artikel u. s. w.) wäre in Verbindung mit Vs. 36. noch Mehreres zu bemerken; Ref. begnügt sich aber zu erwähnen, dafs der Vf. mit Grund im letzten Vers das Verhältnifs von Vater, Sohn und Geist ausgedrückt findet, und dafs dieses schon dadurch unterstützt wird, dafs die Kirche unsere Stelle Vs. 33—36. zum epistolischen Text für den Trinitätssonntag bestimmt hat; mithin haben die ehrwürdigen Väter eben diese Bedeutung darin gefunden. — Der Plan der ethischen Exposition C. 12 ff. wird S. 400 entwickelt. — C. 12, 16. τὸ αὐτὸ ἐν ἀλλήλοις φρονοῦντες, soll bedeuten: „Paulus ermahnt alle Gläubige, in dieser Liebesrichtung gegen die Ungläubigen eins zu sein, nämlich eben um sie zu bekehren" — was Ref. nicht darin erkennen kann (vgl. C. 15, 5. 6.); eben so wenig, dafs ταπεινοί Elende und nicht Demüthige sein sollen, während zugleich Luthers „Niedrige" gebilligt wird. Der ganze Vs. befiehlt Demuth. — C. 13, 6. ist das αὐτὸ τοῦτο nicht blofs das Einsammeln der Abgaben. — Ueber die Adiaphora S. 419 f. ist der Wahrheit völlig gemäfs. — Die Doxologie C. 16, 25—27. läfst der Vf. an ihrer Stelle, nämlich am Schlufs, und nimmt eine Hypothese zu Hülfe, die vielleicht unnöthig ist.

Ref. giebt schliefslich sein Urtheil über diesen Commentar dahin ab, dafs der Vf. im Ganzen den richtigen Gesichtspunkt des Römerbriefs mit den bessern seiner Vorgänger ergriffen, ihn consequent festgehalten und eigenthümlich klargestellt, im Einzelnen, was Wort und Zusammenhang betrifft, Vieles gründlich, Manches überflüssig beleuchtet, Einiges näher zu erwägen, zu berichtigen und nachzutragen haben werde, dabei zur bessern Anschaulichkeit sich öfters kürzer hätte fassen dürfen, weil eigentlich nur die Prägnanz und nicht der Wortreichthum dem Schriftsteller wie dem Leser fafsliche Ueberblicke der Ideen gewährt, und beider Aufmerksamkeit und Gedächtnifs fesselt; ein Punkt, welcher in unserer Zeit nicht genug empfohlen werden kann.

J. F. v. Meyer.

Digitized by Google

№ 116.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1836.

XCII.

Der epische Cyklus oder die Homerischen Dichter von F. G. Welcker. Erster Supplementband zum Rheinischen Museum für Philologie, herausgegeben von Welcker u. Näke. Bonn, 1835. bei Ed. Weber.

Jede Antwort auf die Frage nach Wesen und Charakter des epischen Cyklus und der cyklischen Epiker der Griechen mufs, wie jeder Kenner weifs, bei dem jetzigen Stande der Dinge ohne einen Zuwachs bestimmterer Zeugnisse nothwendig Hypothese sein und bleiben. So widerwärtig und entstellend nun auch alles Hypothetische am Gebäude der Geschichte aussieht, so wird doch kein Historiker, dem die Geschichte lebendige Anschauung, und nicht ein Aggregat todter Einzelheiten ist, verkennen, dafs im Stückwerk des menschlichen Wissens leider nur zu oft Hypothesen und Wahrscheinlichkeiten die Stelle des Festen und Wahren vertreten müssen und sollen. Sie sollen und müssen es aber freilich *nur* da, wo ohne sie die Anschauung eines ganzen historischen Gebiets so lückenhaft bleiben würde, dafs sie nicht mehr lebendige Anschauung, sondern in der That nur ein Aggregat todter Einzelheiten zu nennen wäre. Wo dies, wie hier, der Fall ist, da trägt das weitläuftigste Werk seine Rechtfertigung in sich selbst, wenn es auch nur auf Begründung einer Hypothese allein gerichtet wäre. Dafs aufserdem auf diesem Felde Viel und Bedeutendes von der umfassenden Gelehrsamkeit und der grofsen Combinationsgabe des Hrn. Verfs. sich erwarten liefs, wird jeder unbefangene Kunst- und Alterthumsforscher dem Namen Welckers gern einräumen. Das vorliegende Werk wird gewifs auch im Allgemeinen seinen Zweck nicht verfehlen, und manche irrige und unklare Voraussetzung zersetzen und läutern. Dennoch ist es unmöglich, aus einer Hypothese unumstöfsliche Wahrheit zu machen; es müssen nothwendig manche Zweifel und Dunkelheiten stehen bleiben, und diese Anderen zu anderen Ansichten Raum lassen. Wenn daher Ref. selbst zwar mit der allgemeinen Tendenz und dem Resultate der vorliegenden Schrift, wonach die alten cyklischen Epiker ihrem poetischen Charakter und Werthe nach in einem andern Lichte erscheinen, und von Vorwürfen, mit denen sie *ohne alle Unterscheidung*, sammt und sonders in Einen Topf geworfen, bisher verfolgt worden sind, zu befreien sein dürften, völlig einverstanden ist, im Einzelnen dagegen wie über Entstehung und Bildung des epischen Cyklus manche Modifikationen der aufgestellten Meinung annehmen zu müssen glaubt; so wird der Hr. Vf. darin gewifs weder jene Bequemlichkeit, das Neue, das man nicht widerlegen kann, lieber zu leugnen, noch ein vornehmthuendes Ablehnen oder gar unsere moderne Streitsucht, sondern nur die nothwendige Folge der Beschaffenheit des behandelten Themas erblicken, um so mehr, da Ref. mehrfach öffentlich die Verdienste des Hrn. Vfs. dankbar anerkannt hat.

Gehen wir sogleich den Inhalt der ersten Abtheilung etwas näher durch, so wird hinsichtlich der einleitenden Ausführung, dafs Proklos, der Verfasser der Chrestomathie, nicht der neuplatonische Philosoph des 5ten Jahrh., sondern ein Grammatiker und wahrscheinlich der Eutychios Proklos von Sicca, der Lehrer des M. Antoninus gewesen sei, jeder bei näherer Betrachtung gern der Meinung des Hrn. Verfs. beitreten; sie ist mit dem gewohnten Scharfsinn durchgeführt, und die Gründe sind einleuchtend genug, um sie als bewiesen ansehen zu können. Die IIte Behauptung, dafs der epische Cyklus durch Zenodotos von Ephesos gebildet sei, ist der erste Grundpfeiler der ganzen aufgestellten Ansicht. Sie stützt sich vornehmlich auf die von Osann in einer Handschrift des Plautus zu Rom gefundene Stelle, welche aussagt: Alexander

Digitized by Google

müller dafür anführt, Gal. 3, 23. ist irrig. Zudem fehlt der Artikel, der C. 2, 26. 27. bei ἀκροβυστία steht. — Das. im Citat aus Habakuk ist eine bekannte Verschiedenheit der Interpunction, die eine und dieselbe Wahrheit von zwei Seiten anschauen läfst. Wenn aber der Comm. (S. 80) will, dafs nach dem Sinn Pauli ἐκ πίστ. (entschieden) mit ζησ. zu verbinden sei, so stimmt das nicht zu der unmittelbar vorher genannten δικαιοσύνη ἐκ πίστεως; indessen nach S. 83 scheint dort eine Verwechselung stattgefunden zu haben. — Vs. 20. (S. 87 unt.); dafs ἀπὸ gleichbedeutend mit ἐκ vom Object stehen kann, darüber s. das ganz ähnliche Beispiel Matth. 7, 16.: ἀπὸ τῶν καρπῶν ἐπιγνώσεσθε. Der Verf. möchte daher manchmal allzu scharf scheiden, was das geistvolle Bibelwort nicht verträgt, so nothwendig auch die strengste grammatische Beurtheilung ist. — S. 89 f. wäre das Nichterkennen Gottes zwar weniger auf sein Wesen als des höchsten Geistes und der reinen Liebe, als auf seine Heiligkeit und Gerechtigkeit zu beziehen, vgl. Vs. 32. u. Joh. 17, 25.; indessen ist dies wohl mit die Meinung. Der Apostel will aber überhaupt sagen, die Heiden hätten aus natürlichem Hang zur Sünde die sittlichen Pflichten gegen ihren erkennbaren alleinigen höchsten Wohlthäter vernachläfsigt, und seien dadurch immer blinder und sündiger geworden. Gründlich wahr ist, was hierauf der Verf. (S. 90) über den Ursprung der Abgötterei gegen Reiche erinnert, desgl. was er zu Vs. 32. sagt. — C. 2, 1. macht offenbar den Uebergang auf die Juden, und es ist in diesem Capitel nicht blofs von der innern verdorbenen Geistesrichtung derselben, sondern auch von ihren sündlichen Handlungen die Rede, vgl. Matth. 3, 7—10. C. 23, 24 ff. 37. Joh. 8, 39 ff. Eben daraus erklärt sich sehr natürlich Vs. 6—10., indem der Apostel zugleich vorbauen und sich verwahren will, dafs er keinen unfruchtbaren Glauben empfehlen wolle, wie auch die Juden an ihr Gesetz hatten (Vs. 13.), und indem es unmöglich ist, dafs der Baum nicht nach den Früchten von Gott gerichtet werden sollte; eine Wahrheit, welche mit dem Stolz der Selbstgerechtigkeit nichts gemein hat (wobei man sich aber wundern mufs, wie gegen Vs. 9. u. 10. die Idee von der Verdammnifs der Juden und Heiden blofs darum, weil sie ihren Heiland hier nicht erkannt haben, jemals in der christlichen Kirche aufkommen konnte). Von dem neuen Heilsweg, wodurch die Gerechtigkeit Gottes erst wahrhaft aufgerichtet wird (C. 3, 31.), redet der Apostel hier noch nicht, sondern von dem Bestreben nach guten Werken, die, so unvollkommen sie sein mögen (C. 3, 9 ff.), jedenfalls ein gewisses Glaubensprincip voraussetzen (wie auch S. 102 gesagt wird), wonach denn auch sie erst von Gott beurtheilt und aus Gnaden für gültig geachtet werden (δικαιωθήσονται, C. 2, 13.). Vgl. S. 108 ff. Uebrigens möchte der Verf. (S. 115 u. vorher) von der äufsern Sittlichkeit unter der Mehrheit der damaligen Juden wohl zu gut urtheilen, worüber noch Josephus verglichen werden kann. — Wie C. 2, 22. ἱεροσυλεῖν den Geiz bezeichnen soll, ist auch nach der (S. 115 f.) gegebenen Erklärung nicht verständlich; eher kann man, aufser den bekannten Stellen bei Maleachi, an Matth. 21, 12. 13. Joh. 2, 15. 16. denken, auch wohl an manche Betrügereien, die bei dem Bau und der Unterhaltung des Tempels, den Opfern u. s. w. vorgefallen sein mögen. — C. 3. sagt sehr deutlich, der Jude habe abseiten Gottes grofsen Vorzug, von seiner Seite gar keinen. Dies erkennt der Verf. (S. 121) an, indem der Vorzug (dessen Erfolg für die Rechtfertigung) an die Bedingung des demüthigen, bufsfertigen Glaubens geknüpft sei, durch den auch die Heiden gerecht werden. — Vs. 6. (S. 126) ist die absolute Beschränkung der „Welt" auf die Heiden durch nichts geboten. — Oefters wünschte man eine strengere grammatische Interpretation, da z. B. Vs. 9. (S. 128) ein in seiner buchstäblichen Bedeutung bestrittenes Wort blofs mit der Bemerkung abgefertigt wird: „Προαιτιάομαι findet sich im N. T. nur hier." — Vs. 19. (S. 131) nennt es der Verf. ganz inconsequent, dafs Reiche nur die Juden verstehe, und dann doch πᾶς ὁ κόσμος auf alle Menschen beziehe. Allein Reiche hat mit vielen Vorgängern hierin Recht, οἱ ἐν τῷ νόμῳ sind offenbar die Juden, wie C. 2, 12., und „alle Welt" heifst s. v. a. nicht blofs die Heiden, sondern auch die Juden, was der ganze Zusammenhang dieses Cap. mit sich bringt, während der Verfasser die Sache umstellt, vielleicht aus Mifsdeutung des κόσμος Vs. 6. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 114.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1836.

Der Brief des Apostels Paulus an die Römer. Erklärt von Dr. Hermann Olshausen.

(Fortsetzung.)

Indem der Verf. sich im 2ten Abschnitt zur Darstellung des neuen Heilswegs in Christo wendet, fafst er (S. 134) den Ideengang vollkommen richtig auf. Auch folgt eine ausführliche gute Entwickelung des Begriffs von δικαιοσύνη. Nur ist (S. 137) δικαιοῦν und δικαιοῦσθαι nach Paulus nicht unmittelbar die göttliche Thätigkeit des Hervorrufens der Gerechtigkeit im Wiedergeborenen, oder das Pass. = δίκαιον εἶναι, sondern erst die Zurechnung, dann die wesentliche Mittheilung. Ferner ist sehr die Frage, ob die „todten Werke" (Hebr. 6, 1. C. 9, 14., die man neuerlich schlechthin für gleichbedeutend mit dem heidnischen Götzendienst hat halten wollen) nach S. 139 mit den ἔργοις νόμου, der äufsern Selbstgerechtigkeit, für synonym gehalten werden dürfen, und dieses vielmehr zu verneinen. Nur der Sünde und ihrem Zustand entspricht eigentlich das Prädicat des Todtseins (Eph. 2, 1. 5. Coloss. 2, 13.), hierauf der gleichfalls sündlichen, doch indifferentern Entfremdung von Gott, der Sinnlichkeit, dem Weltsinn, der Genufssucht (1 Timoth. 5, 5.), und überhaupt dem Mangel an geistlichem Leben (Matth. 8, 22.), aber mehr hinsichtlich der Gemüthsrichtung auf das Irdische, als hinsichtlich der damit etwa verbundenen äufsern Gesetzlichkeit, sei sie ritualischer oder moralischer Art; diese Gesetzeswerke, die vermöge ihrer Beweggründe wirklich ein Glaubenselement in sich tragen können, heifsen für sich unmöglich todt, vielmehr heifst der Glaube todt, welcher keine Werke hat (Jak. 2, 17.). Gewissermafsen sind wir Alle, mehr oder weniger, in Folge unserer irdischen Stellung und Geschäfte, genöthigt, todte Werke zu thun, d. i. welche keine nähere Beziehung zum göttlichen Leben haben; aber nur wenn wir uns nicht stets aufs neue daraus erheben und davon reinigen, sind wir selber todt sammt unsern Werken. Blofs das trockene Ceremonienwerk bei gleichgültiger oder sündhafter Gesinnung ist todt, wird aber darum nicht unter den todten Werken des Hebräerbriefs verstanden. — S. 145 ist kurz und treffend gesagt: „Das Neue im Evangelium besteht nicht in einer trefflichern Sittenlehre, sondern darin, dafs es eine Kraftquelle eröffnet, wodurch wahre Sittlichkeit erreichbar wird." Vergl. die weitere schöne Stelle S. 147 f. — C. 3, 23. wird die Erklärung der δόξα τοῦ Θεοῦ von dem göttlichen Ebenbild für allein statthaft gehalten, aber zu eingeschränkt, s. Joh. 5, 44. — S. 152 wird richtig bemerkt: „Wenn daher auch im N. T. der Ausdruck: *Gott* ist versöhnt, nicht vorkommt, weil er in demselben vorherrschend als der Stifter und Urheber der Versöhnung erscheint, so liegt doch, wie das A. T. deutlich darlegt, in dem Begriff des Opfers und der Sühne die nothwendige Beziehung auf ein verändertes Verhältnifs Gottes selbst." Dem steht nicht entgegen, dafs Gott unveränderlich ist; nach aufsen zeigt er sich veränderlich (Ps. 18, 26. 27. Jerem. 18, 7—10.), und dennoch ewig treu (Röm. 3, 3.). — Was S. 163 und anderwärts über die Verschiedenheit der katholischen und evangelischen Ansicht von der Gnade und dem Gnadenstande gesagt wird, gleicht sich wohl am sichersten durch Phil. 3, 12—14. Ps. 139, 23. 24. und ähnliche Stellen aus. Die Sache ist ganz praktisch, und wird nur durch die Erfahrung erkannt. Als Sünder steht der Gläubige zwischen Gesetz und Evangelium, folglich kann ihn der Trost des letztern verlassen, und wird doch so bald wiederkehren, als er bei seiner Bufse inne wird, dafs die Gnade ihn nicht lassen kann, unter deren Schutz er wirklich ist (Röm. 6, 14.), und die ihn vollbereiten will, selbst durch sein Straucheln. Damit stimmt Mehreres beim Verf. überein. Es kommen bei dunkeln Führungen grofse Anlässe hinzu, die Wege der Gnade zu verkennen und

Digitized by Google

im Glauben an sie zu wanken, der dann um so gröfsere Belohnung hat (Hebr. 10, 15.); denn es ist mehr als ein Abraham und Hiob auf der Welt (vgl. S. 171). — Bei dem καλεῖν C. 4, 17. (S. 171) wäre näher anzugeben gewesen, wie der „Schöpferruf" zu dem „ὡς als Vergleichungspartikel" stimmt? — Wenn S. 183 bei πολλῷ μᾶλλον C. 5, 9. 10. gesagt wird: „Objectiv ist der Gedanke nicht zu nehmen, als hätte der erhöhete Christus mehr Kraft als der erniedrigte, sondern nur subjectiv nach der Auffassung des Menschen. Christi Kraft ist in allen Stadien seines Leben die gleiche, aber in der menschlichen Auffassung stellt sie sich als eine wachsende dar" — so ist zu erinnern, dafs in der verklärten Wiedererweckung Jesu allerdings die höhere Möglichkeit der σωτηρία liegt, und dafs der erhöhete Christus, schon nach C. 1, 4., dann nach Joh. 14, 12., auch Hebr. 5, 9., gröfsere Kraft zu äufsern hatte, als der erniedrigte, weil er das ganze Loos des Menschen für den Menschen durchzuleben hatte, und seine volle Gotteskraft erst mit der Verklärung hervortrat, und mit der Himmelfahrt sich vollendete. Daher ist: „so ist wahrscheinlich," viel zu schwach für diese in den Plan der göttlichen Ordnung eingereihete Thatsache. — Der höchst wichtige Abschnitt von der Stellvertretung Christi C. 5, 12 ff. ist mit Gründlichkeit behandelt (S. 185 ff.). Es ist darin unter andern der Creatianismus und der Präexistentianismus mit Recht abgewiesen, und der allein biblische und naturgemäfse Traducianismus nebst der Erbsünde festgehalten, wobei sich S. 190 Anmerk. noch ein Mehreres zur Bestätigung in Betreff der Zeugung und Geburt hinzusetzen liefse. Das Böse ist unmöglich eine absolute, sondern eine relative Negation; es ist der Zernichtung unterworfen, was das absolut-positive Gute nicht ist; darum bleibt das Böse bis dahin ein Etwas, das sogar zum Guten mitwirken kann, ein „gestörtes Verhältnifs" oder eine Disharmonie, wie leibliche Krankheit, von welcher der Apostel Vs. 6. bedeutsam den Ausdruck ἀσθενὴς für „sündig" entlehnt. Ohne Zweifel ist Krankheit Mangel an Gesundheit; aber z. B. der Aussatz hat augenscheinlich sein positives Element, und so mit allen Negationen dieser Art. Vgl. S. 326. — Zu S. 203 Not. ist (in Uebereinstimmung mit dem eben Gesagten) zu bemerken, dafs alles Creatürliche als Opposition blofs eine zeitweise, wenn auch äonenlange Kraft gegen das Göttliche ausüben kann, es daher wirklich eine gratia irresistibilis, aber nicht im Sinn der Prädestinatianer (S. 328. 330), sondern in einem unendlich weitaussehenderen giebt. — C. 6, 6. ist σῶμα τῆς ἁμαρτίας = σὰρξ ἁμαρτίας oder σὰρξ τοῦ παλαιοῦ ἀνθρώπου (vgl. C. 8, 3. 4. C. 7, 5. 14 ff.), und erklärt sich aus der „Kreuzigung"; der Leib oder das Fleisch repräsentirt die Sinnlichkeit, und ist in seiner Verflechtung mit der (nach dem Traducianismus) in ihm aufgelebten Seele Träger der sündlichen Triebe. Mit dem Verf. und Andern (S. 216) „die Sünde selbst als beleibt" zu denken, wird daher nicht nöthig sein. — Vs. 10. soll nach S. 218 ζῆν τῷ Θεῷ nur heifsen: der Gerechtigkeit leben, nämlich um sie zu fördern unter den Menschen: „Christus starb einmal für die Sünde, d. h. sie zu tilgen, und lebt ewig für Gott, d. h. die Gerechtigkeit zu fördern." Dieser blofs aus dem Gegensatz gefolgerte Sinn ist zu beschränkt, und nur ein consecutiver in andrer Beziehung. „Gotte leben" heifst zuvörderst nach Luc. 20, 38. *vor* oder *für* Gott, im Gegensatz von der Sichtbarkeit, doch mit Rücksicht auf ihn als den Belebenden; sodann bedeutet es hier Vs. 11. 13. und anderwärts Gott gewidmet, in der Abkehr vom Ungöttlichen, und mit eben jener Rücksicht; bei dem Menschen Christus aber kommt die seiner eigenen Gottheit und innigen Gemeinschaft mit dem Vater hinzu, wodurch er denn dem höchsten Sinne nach *im göttlichen Leben steht*, zugleich als dessen Muster, und vermöge seiner selbstständigen, ausströmenden Lebenskraft als dessen Beförderer. — Die Auseinandersetzung zu Vs. 12—14. (S. 221 ff.) ist sehr gut, so wie Vieles im Folgenden, z. B. S. 236 f. Was den Leib Vs. 12. anlangt, so bezieht sich Ref. auf das vorhin Gesagte. Als todter Stoff kann der Leib nicht positiv sündig sein; aber das von Natur Lebendige in ihm ist es. — C. 7, 3. (S. 235) ist γίνεσθαι ἀνδρὶ ἑτέρῳ irrig verglichen mit והיה לאיש זר 3 Mos. 22, 12., wo der *fremde* Mann s. v. a. ein Nichtpriester ist; die hiehergehörige Stelle ist 5 Mos. 24, 2.: והיתה לאיש אחר, eines *andern* Mannes, wo die LXX jene Uebersetzung haben, 3 Mos. aber richtig: ἐὰν γένηται ἀνδρὶ ἀλλογενεῖ. — Der 4te Abschnitt über C. 7, 7. — C. 8, 39.: „Von den Entwicklungsstufen der Individuen wie des Universums" (S. 241 ff.), ist abermals voll beifallswürdiger Bemerkungen. —

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

XCI.

Welchen Einfluſs hatte die Besetzung Griechenlands durch die Slawen auf das Schicksal der Stadt Athen und der Landschaft Attika? oder nähere Begründung der im ersten Bande der „Geschichte von Morea während des Mittelalters" aufgestellten Lehre über die Entstehung der heutigen Griechen, von J. Phil. Fallmerayer. Stuttgart und Tübingen, 1835. bei Cotta.

Wer den, auch auf dem Titel der vorliegenden Schrift erwähnten ersten Band von des Verfs. „Geschichte von Morea" kennt, oder sonst mit der von demselben darin ausgesprochenen Ansicht über das verwandtschaftliche Verhältniſs der jetzigen Bewohner Griechenlands zu den alten Griechen bekannt ist, vermag darnach auch schon im Voraus die Tendenz der gegenwärtigen Schrift mit Gewiſsheit zu ahnen. Denn kann auch kaum von einer von F. in jenem Werke „aufgestellten Lehre" über die Entstehung der heutigen Griechen gesprochen werden, indem die Gründe dieser „Lehre" noch durchaus nicht die gehörige Anerkennung, auch nur von Einer Seite her, gefunden haben (wie sie denn auch dieselbe in *dem* Umfange, in welchem sie geltend gemacht worden, kaum je wird finden *können*), und da man doch nicht eine jede Ansicht auch eine „Lehre" nennen kann; so hat sich demohngeachtet eben diese Ansicht schon zu sehr geltend gemacht, als daſs man sie nicht als eine „Thatsache" ansehen und ihr als einer solchen die nothwendige Beachtung, Prüfung und, nach unserer unmaaſsgeblichen Ansicht, Bekämpfung zu Theil werden lassen müſste. Auch kann ihr der Umstand diesfalls keinen weiteren Anspruch verschaffen, daſs schon von Andern dieselbe Ansicht ausgesprochen, wenngleich nicht mit solcher Gelehrsamkeit und den Resultaten solcher historischen Forschungen, wie bei F., unterstützt worden ist; wie denn z. B. schon John Jast in seiner „Geschichte von Griechenland" die Meinung aussprach: „die gegenwärtigen Griechen scheinen ein Gemengsel von Menschen zu sein, unter welchen nur wenige, vielleicht gar keine von altem ächtgriechischen Geblüte abstammen." Jene Ansicht nun, von dem *völligen* Untergange der alten Griechen, und die darauf gegründete Behauptung, daſs auch nicht Ein Tropfen *unvermischten* Hellenenblutes in den Adern der heutigen Griechen erhalten sei, sucht F. hier weiter zu begründen, indem er sich dabei namentlich auch auf den Einfluſs beschränkt, den die Einwanderungen und Durchzüge fremder Volksstämme besonders seit dem sechsten Jahrh. nach Chr. Geb. auf Athen und Attika geäuſsert haben, oder vielmehr, nach den Beschreibungen der Schriftsteller, hätten äuſsern müssen. Indeſs ist schon in dieser Hinsicht von Vorn herein gegen die ganze „Lehre" zu bemerken, daſs auf jene todten Beschreibungen vergangener Thatsachen nicht zu viel Gewicht, und jedenfalls nicht mehr Gewicht gelegt werden dürfe, als nothwendig ist, um sich nicht der offenbarsten und freiwilligsten Verblendung gegen die redenden Zeugen der Gegenwart, und also der Ueberschätzung jener Beschreibungen schuldig zu machen. Vergleicht man da z. B. die Schilderungen von den Verwüstungen der Barbaren in Athen im vierten und sechsten Jahrh., wie sie sich hier S. 21 folg. mitgetheilt finden, und nimmt man sie wörtlich (wie dies F. thut, um darnach die Vernichtung alles altgriechischen Lebens durch die Barbaren behaupten zu können), so ist darnach an Erhaltung auch nur eines einzigen Denkmals altgriechischer Baukunst in Athen nicht zu denken; und doch sind manche davon, recht gut erhalten, nach vielen Jahrhunderten seit jenen Verwüstungen bis auf unsere Zeiten gekommen! Ueberhaupt legt F. auf die Geschichten der Vergangenheit, die freilich an und für sich seiner Behauptung nicht wenig günstig sind, und die auch allerdings für dieselbe, aber nur bis zu einem gewissen Grade, Zeugniſs ablegen, zu viel Werth, indem er die Behauptung über diesen Grad hinaus, nämlich nicht nur bis zur Zurückweisung der Annahme einer *unvermischten* Abstammung der heutigen Griechen von den alten, sondern bis zur völligen Ausschlieſsung einer jeden, wenngleich mehr oder weniger *vermischten*, Abkunft der Ersteren von diesen erstreckt; und er übersieht oder miſskennt im Gegentheile die Zeugnisse, welche die Gegenwart mit lauter, nur von der offenbarsten Verblendung und dem entschiedensten Vorurtheile verkannter Stimme darbietet, — ganz dem zuwider, was Goethe irgendwo ausspricht:

Glaube dem Leben! es lehrt besser, als Redner und Buch!

Während F., um seine aus Geschichten der Vergangenheit einseitig herausgedeutete Behauptung zu stützen, die Wahrnehmungen der Gegenwart für Nichts achtet, oder sie nur insoweit berücksichtigt, als sie eben nur zu seinem Zwecke dienen, gelten ihm lange Verzeichnisse slawischer Ortsnamen in Morea (S. 65. 73. 92.) als Beweise für die *völlige* Vernichtung alles und jedes altgriechischen Lebens in den heutigen Bewohnern Griechenlands; obgleich, ganz abgesehen davon, daſs viel ächt-Altgriechisches unter slawischem Gewande verborgen ist, jene slawischen Benennungen doch an und für sich weiter Nichts beweisen, als daſs slawische Stämme in Griechenland eingedrungen sind und sich hier und dort festgesetzt, in Folge dessen auch einzelne Oerter nach ihrer Sprache benannt haben. Was bewiese denn nun aber, gegen jenen Beweis, das Vorhandensein altgriechischer, unverstümmelter oder verderbter, Ortsnamen, wie sie sich namentlich in den Hochgebirgen und auf den Inseln des Archipelagos vorfinden? Eine consequente Antwort hierauf dürfte für F's. Ansicht nicht wenig fürchten lassen; nach unserer Meinung folgt jedoch daraus nur das, daſs in den griech. Hochgebirgen und auf den Inseln, die dem Andrange der fremden Horden weniger ausgesetzt waren, die Vermischung der ursprünglichen Bewohner mit den Fremden nicht so bedeutend gewesen sein könne, als anderswo; daſs vielmehr dort das altgriechische Leben nicht so zurückgedrängt worden, als hier Daſs dem auch also sei, ergiebt sich aus der Wahrnehmung der Gegenwart, und die Geschichte der Vergangenheit erklärt diese Wahrnehmung ohne allen Zwang von selbst. — Eine andere derartige Wahrnehmung der Gegenwart gegen die Be-

Digitized by Google

hauptung, dafs das Geschlecht der Hellenen gänzlich untergegangen sei, — und wahrlich nicht die schwächste Wahrnehmung! — bietet die neugriechische Sprache dar, in der von Sprachkundigen, — wie viele fremdartige Elemente auch dieselbe in sich aufgenommen haben mag, und trotz mancher wesentlichen Aenderungen in Grammatik, Syntax und Lexikologie, — gleichwohl der altgriechische Kern nicht verkannt werden kann. Aber namentlich auf dieses Moment giebt F. (S. 107) gar Nichts, wiewohl er den Grund, warum er es thut, gänzlich verschweigt; — vielleicht nur darum, weil das Moment selbst ihn verstummen macht. Aber freilich ist der Verf. auch gerade kein grofser Sprachkundiger; denn er übersetzt z. B. S. 22 f. *δάσος ἐλαιῶν*, mit: Dickicht von Oelbäumen (das wäre: *δάσος ἐλαιῶν*). Kann nun aber eben jene Wahrnehmung von unbefangenen Sprachkundigen ohne offenbare Verblendung nicht weggeläugnet werden, so ist wohl auch der Schlufs von der Erhaltung des, zwar vielfach verderbten, doch dem Haupttypus nach der altgriechischen Sprache nah verwandten neugriechischen Idioms auf die, wenn auch nicht unvermischte Erhaltung des Volkes, welches jene Sprache sprach, gerechtfertigt; und dabei macht sich das in diesem Momente liegende Gewicht gegen die Ansicht F's. um so mehr geltend, da sich die altgriechische Sprache in dem neugriechischen Idiome, trotz der Einflüsse römischer Herrschaft, so wie slawischer und anderer Einwanderungen, auch osmanischer Despotie, durch die Nacht vieler Jahrh. bis auf uns, wenn auch entartet und vielfach zersetzt, dennoch erhalten hat. Oder sollte dieses Moment *gegen* jene Behauptung etwa darum Nichts gelten, weil slawische Ortsnamen *für* dieselbe angeführt werden, während eben diese slawischen Nomenklaturen, nicht nur an und für sich, sondern namentlich jenem Momente gegenüber, Nichts für die, in solchem Umfange ausgesprochene Behauptung beweisen? Uebrigens ist die Wichtigkeit des obgedachten Schlusses, mit besonderer Beziehung auf die Ansicht F's., ganz neuerlich von Friedr. Thiersch in einer auch sonst sehr lehrreichen Abhandlung: „Ueber die Sprache der Zakonen," in dem ersten Bande der „Abhandlungen der philosophisch-philologischen Klasse der königl. baierischen Akademie der Wissenschaften" (München, 1835), S. 513—582, an einem einzelnen Beispiele einleuchtend und nachdrücklich dargethan worden. Denn es wird hier nachgewiesen, dafs die Sprache der Zakonen (die im östlichen Theile des Peloponnesos, zwischen Argos, Mistra und Monemwasia ihre Sitze haben, und die Thiersch für die Nachkommen der alten Kynurier, eines der von Herodot erwähnten ursprünglichen Stämme in der Halbinsel, hält), wenngleich sie sich unter dem Einflusse des Neugriechischen entwickelt hat und befindet, doch rein altgriechische Elemente in sich bewahrt, die sie als einen unmittelbaren, über allen Jonismus und Dorismus, ja über alles, durch Schrift oder Ueberlieferung bekannte Griechisch weit hinausreichenden Ausflufs der pelasgischen Sprache erscheinen lassen. Ist das, auf den Grund der von Friedr. Thiersch an Ort und Stelle im Jahre 1831 und 1832 angestellten und in interessanten Ergebnissen in der gedachten Abhandlung mitgetheilten Forschungen über die Sprache der Zakonen in grammatischer und lexikologischer Hinsicht, in gröfserem oder geringerem Grade der Fall, so kann auch hier nur die offenbarste Verblendung sich zu drehen und zu winden versuchen wollen, um den Zusammenhang der Zakonen der Jetztwelt mit dem alten Griechenland und den Griechen, wie er durch die Vermittlung der Sprache der Ersteren sich darstellt, abläugnen zu können und nicht anerkennen zu müssen. — Wie wenig man indefs auch auf Gründe ein Gewicht legen will, um damit die Behauptung F's. zu bekämpfen, so wenig kann man doch in dessen Meinung selbst ein gewisses Schwanken verkennen, das an ihr wiederum irre macht. Denn ist, nach seiner entschiedenen Behauptung, alles altgriechische Leben in den heutigen Bewohnern des alten Griechenlands so sehr vernichtet worden, dafs in den Adern der Letzteren auch nicht Ein Tropfen althellenischen Blutes angenommen werden kann; so nimmt er doch wieder S. 111 von der allgemeinen Vernichtung des althellenischen Volks, von der er bei Beurtheilung der Entstehung der heutigen Bewohner des alten Griechenlands ausgehet, wenn auch nur „völlig unbedeutende Reste," bis auf welche jenes geschmolzen sei, aus; und S. 81 will er sogar in den Bewohnern der gesammten mainotischen Gebirgskette, zwar fünfsechstel Slawen und andere Fremdlinge, aber doch Einsechstel „altgriechische Beimischung" erkennen. Wie eine solche Beimischung, nach obiger entschiedenen Behauptung und nach den Gründen, welche F. dafür aus den Geschichten früherer Jahrhunderte entlehnt hat, sich habe erhalten können (zumal da er S. 82 sagt: „in dem kleinen Griechenland konnten die Gebirge" — also auch die mainotischen nicht! — „Niemand retten; man mufste sich den Fremdlingen unterwerfen und mit ihnen vermischen" — gleichwohl aber findet sich bei den Mainoten noch altgriechische Beimischung! — „oder zu Grunde gehen"), ist in der That schwer zu begreifen. Denn überhaupt eine *nur gemischte* Abstammung der heutigen Griechen von den alten, im Gegensatze zu einer unmittelbaren und ächten, hat er weder im Allgemeinen, noch auch nur in Betreff der Mainoten, als seine besondere Meinung aussprechen wollen können, wiewohl es scheint, dafs nur die Annahme einer solchen, mehr oder weniger *gemischten* Abstammung gerechtfertigt, dagegen der Glaube an eine *unmittelbare* und *unvermischte* Abkunft der jetzigen Bewohner Griechenlands von den alten Griechen durch die Geschichten der Vergangenheit und die Wahrnehmungen der Gegenwart in das Reich der Träume zurückgewiesen werde.

Ferd. Kind.

Digitized by Google

№ 115.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1836.

Der Brief des Apostels Paulus an die Römer. Erklärt von Dr. Hermann Olshausen.

(Schluſs.)

Der Verf. kommt bei Gelegenheit der Paulinischen Ausdrücke immer wieder auf die Sündigkeit des Leibes oder Fleisches, und legt richtige Ansichten davon an den Tag; er scheut sich nur vor gewissen gnostischen oder insonderheit manichäischen Lehren, die eine Entstellung der Wahrheit sind, welche letztere die neuere Schule aus Unwissenheit zugleich mit dem Irrthum zurückzuweisen gewohnt ist. Sie würde solche zu unterscheiden wissen, wenn sie sich um eine Vorstellung von dem körperlichen Zustand Adams vor dem Fall im Verhältniſs zu dem des gefallenen bemühen wollte. Dergleichen wird aber immer aus vorgefaſsten Begriffen und Neigung zur eigenen Speculation abgelehnt, und schnell unter den Namen irgend einer verirrten Schule gebracht. — Das Wort ταλαίπωρος (S. 265) ist nicht „von τλάω, dulden, und πῶρος, ein Fels, schwerer Stein," sondern von πῶρος oder πώρη, Leiden, Trauer, Trübsal, wie aus Hesychius, Suidas u. A. zu ersehen ist, auſserdem Verhärtung, Versteinerung (callus). — Daſs mit Vs. 24. das 7. Capitel schlieſsen sollte, darin kann Ref. nicht einverstanden sein; der Zwischensatz Vs. 25.: ἄρα οὖν — ἁμαρτίας, macht die unmittelbare Verbindung mit C. 8, 1. schwer möglich. — Wie (S. 275) zu C. 8, 3. gesagt werden kann: „In dem περὶ ἁμαρτίας eine Beziehung auf den Opfertod Christi zu finden, so daſs ἁμαρτία = חַטָּאת sollte Sündopfer bedeuten — ist durch nichts zu begründen," erscheint nach Hebr. 10, 6. C. 9, 28. und den LXX 3 Mos. 6, 25. 4 Mos. 8, 8. Ps. 40, 7ı, unverständlich. — S. 279 zu Vs. 4. wäre zu bemerken, daſs die Worte: „die wir nicht nach dem Fleische wandeln" u. s. w. in der That eine Bedingung enthalten, nämlich die Empfänglichkeit des Willens und den Gehorsam eines gebesserten Wandels, ohne die das Werk Christi in uns, die Gesetzeserfüllung, nicht *vollbracht* werden kann. Der Verf. scheint hin und wieder (mehr soll nicht gesagt werden) der eigenen Thätigkeit des Menschen beim Fortgang der Wiedergeburt zu wenig Antheil zuzugestehen, während er doch häufig von den vorfallenden Kämpfen spricht. Dem eiligen, anmaſslichen Selbstwirken und der willkürlichen Askese soll nicht das Wort geredet werden, noch weniger dem Selbstruhm des Verdienstes; allein der Meister läſst den Lehrling arbeiten. Der himmlische Meister giebt ihm freilich nicht nur Vorschrift und sein eigenes Muster, sondern auch die neuen und sogar die alten Kräfte dazu; aber er heiſst ihn auch, sie gebrauchen, sich anstrengen, Fleiſs thun zur Heiligung (Luc. 13, 24. 2 Petr. 1, 5. 10. Tit. 2, 14. Hebr. 4, 11. Off. 3, 19. u. s. w.). Die Gnadentriebe können in der Folge eben sowohl vernachläſsigt werden, als der Gnadenruf im Anfang, und daſs das Wirken des Wollens (Phil. 2, 12.) so verstanden wird, als höre die Persönlichkeit des Wollenden dabei ganz auf, ist sogar dem Wortlaut zuwider, vollends dem was vorhergeht: „Schaffet daſs ihr selig werdet" u. s. w. Es ist eine stete *Einwilligung*, die zuletzt zur *Einwilligkeit* und endlich *Einwesigkeit* wird (1 Kor. 6, 17.), wobei aber die geistige Individualität der Begabten so wenig erlischt, daſs sie solche vielmehr erst können in gesetzmäſsiger Thätigkeit äuſsern, und sie in mannigfaltigen Bruchtheilen des herrlichen Ganzen leuchten lassen müssen (Matth. 5, 16. 1 Kor. 12.). Der Keim, dem ein Leben einerschaffen ist, grünt nicht ohne den Frühling; aber der Frühling ist nicht der Keim, und nach dessen Erweckung muſs das Gewächs die atmosphärischen Einflüsse selbstbegierig einsaugen, um weiter zu gedeihen (Hebr. 6, 7.). Das Alles giebt auch unstreitig der Vf. zu, er spricht vom „Heiligungsstreben" (S. 280) u. dgl., wodurch schon an sich die absolute Passivität geläugnet wird. Was also hier gegen ihn erinnert wird,

Digitized by Google

ist vielmehr Warnung vor dem Mifsverstand seiner Worte. Vgl. S. 321 unt. S. 324. 335 Anm. — S. 282 zu C. 8, 9.: „der göttliche Geist wohnt natürlich in dem ihm verwandtesten Theil der menschlichen Natur, im πνεῦμα oder νοῦς" — aber nicht abgeschlossen, sonst bliebe er ein bloſses Gesetz (C. 7, 23.), eine Erkenntniſs, ohne praktische Folge; er muſs vielmehr eben so wohl in der ψυχή Wohnung machen, sie reinigen und erwärmen (1 Thess. 5, 23. 1 Petr. 1, 22.). — Vs. 12. 13. (vgl. S. 286 f.) scheint nach dem ganzen Zusammenhang der Sinn deutlich der zu sein: „Wir, durch Gottes und Christi Geist der Herrschaft der Sünde entrissen, sind nicht mehr dem Fleisch zur Erfüllung seiner sündlichen Triebe verhaftet; denn wolltet ihr wiederum diesen folgen, so würdet ihr das erlangte geistliche und ewige Leben einbüſsen" u. s. w. Es ist also nicht bloſs vom Verlust der leiblichen Verklärung die Rede; die Worte umfassen selbst den frühzeitigen Tod und Untergang der Lasterhaften (Ps. 55, 24. Ps. 102, 25. Hiob. 15, 32. C. 36, 14. u. s. w.). — S. 304 Anm. „Es war bei der ersten Sünde des Menschen keineswegs sein Wille, der Eitelkeit unterworfen zu werden" — aber es war sein Wille (in gröſserer Freiheit als die des unsrigen), dasjenige zu thun, was ihn der Eitelkeit unterwarf. Die κτίσις unterwarf sich, oder vielmehr wurde unterworfen, ohne diesen ursachlichen Willen. Wäre dieses die Meinung des Apostels nicht, so wäre οὐχ ἑκοῦσα müſsig. Vgl. ἑκουσίως ἁμαρτανόντων ἡμῶν, Hebr. 10, 26. — S. 310: „In dem Ausdruck φρόνημα τοῦ πνεύματος ist das πνεῦμα nicht vom göttlichen oder heiligen Geist, sondern vom menschlichen zu verstehen. Das φρόνημα kann nur vom Menschen gesagt werden, nie von Gott." Wenn dies letzte auch sonst entschieden wahr wäre, so spricht doch gegen diese Ansicht das folgende: „denn er vertritt die Heiligen gottgemäſs," wobei der Gedanke nicht füglich bloſs auf Vs. 26. zurückspringen kann. Der die Herzen forschet, ist Gott, der Geist ist der heilige Geist im wiedergeborenen Menschen, der Vertreter, nicht der menschliche Geist. — Bei der Gnadenwahl C. 9. sagt (S. 318) der Vf. mit Recht, daſs die Lehre von der allgemeinen Wiederbringung, „als Schriftlehre öffentlich verkündet, nothwendig sittliche Indifferenz zur Folge haben muſs" — denn die Schrift selbst, wenn sie sie verkündigt, thut es nicht so klar und öffentlich für die gewöhnlichen Hörer, daſs diese Folge daraus entstehen könnte, und sie ist das Muster des Verkündigers. Indessen würden die Vertheidiger dieser Lehre sich über das im Folgenden vom Vf. Gesagte noch mit ihm zu verständigen haben. In eben dieser Einleitung zum Capitel sucht er nun ausführlich den schon berührten Conflict zwischen der pelagianischen und antipelagianisch-calvinischen Ansicht in Betreff der Thätigkeit Gottes und des Menschen beim Heilsgeschäfte zu versöhnen, wobei seine richtige Meinung fühlbar ist, ob sie sich gleich nicht überall klar äuſsert. Ref. bezieht sich auf das oben Gesagte. — Wenn S. 329 „die Fähigkeit geschaffener Wesen wider Gottes Willen handeln zu können, ein groſses, vielleicht stets unlösbares Problem" genannt wird (vgl. S. 347 Anm. am Ende), so möchte die Betrachtung der ursprünglichen Willensfreiheit und noch jetzigen Wahlfreiheit des geistbegabten Geschöpfs, indem sie des Schöpfers Gröſse darthut, zugleich die vermeinte Schwierigkeit heben. Gott allein kann nur sich selbst wollen, das Gottes und sein selbst bewuſste Geschöpf Gott oder sich selbst. Ebendas. legt der Vf. unumwunden sein Bekenntniſs ab: „Wir vermeiden die Prädestination der Bösen zum Bösen, wie die Wiederbringung aller Dinge, und behaupten dagegen eine Gnadenwahl der Heiligen, der zufolge Gott nicht nur weiſs, welche heilig und selig werden, sondern auch schafft, daſs sie heilig und selig sein können, ohne ihre freie Selbstbestimmung aufzuheben"; mit der Anmerkung: „Obgleich daher der Mensch frei ist, so ist doch unmöglich, daſs *Alle* böse werden und Gottes Heilswegen widerstreben; wäre dies möglich, so wäre der Mensch mächtiger als Gott — er könnte Gottes Plane vernichten." Hier entsteht aber eine groſse Verwickelung. Nämlich Gottes Plan ist entweder, daſs alle Menschen selig werden sollen, oder nur ein Theil derselben. Im letztern Fall haben wir einen theilweisen Rathschluſs der Verwerfung zur Verdammniſs, eine Prädestination der Bösen zum Bösen; im erstern Fall ist, wenn nicht alle Menschen gut und selig werden, der Mensch wirklich mächtiger als Gott, weil dessen Plan nur theilweise erfüllt wird. Wie löst sich dieser Knoten auf? — Ref. muſs fürchten, daſs der von ihm sehr hochgeschätzte Verf. aus Mangel an Concentrirung seiner Ideen, und durch das Bestreben, mittelst vieler Worte die Sache aufzuklären, eben hiedurch eine Undeutlichkeit und manchen Widerspruch, wenigstens für die Leser, in seine Demonstrationen gebracht hat, denen er durch bündige Kürze entgangen wäre. Obiges Dilemma aber hat er

Digitized by Google

überdem nicht beantwortet. Und um nochmals darauf zurückzukommen, so ist der Grundsatz von der absoluten Unvermögenheit oder vielmehr Nichtigkeit des menschlichen Willens, indem er den Schöpfer und das Geschöpf herabwürdigt, von dem Apostel aber in der That nicht gelehrt wird, so gefährlich als die öffentliche Verkündigung der allgemeinen Apokatastasis irgend sein kann, in dem Maafse als er näher denn letztere die gemeinsten Hörer und das Praktische berührt. Gegen die Apokatastasis (die hier nicht weiter beurtheilt werden soll) wird übrigens mit Unrecht S. 335 zu C. 9, 3. behauptet, es liege hierin ein starker Beweis für die Ueberzeugung Pauli, dafs es eine ewige [endlose] Verdammnifs gebe, und die Stelle verliere ihre Bedeutung, wenn man annehme, Paulus wisse, dafs doch endlich alle Individuen selig werden würden. Vielmehr läfst sich gerade das Gegentheil daraus beweisen, weil der Wunsch endlos verdammt zu sein keinen, aber z. B. der Wunsch, eine zehn- oder zwanzigjährige Gefangenschaft an eines Geliebten Statt übernehmen zu dürfen, doch selbst bei der Erstreckung des Bildes auf unselige Ewigkeiten einigen Sinn hat. — In der sog. Doxologie Vs. 5. wird die Beziehung von Θεὸς auf Christus mit Grund vertheidigt. Offenbar ist jede andre Erklärung gezwungen, sprachwidrig und matt. — V. 13. (S. 343 f.): „Alle Versicherungen, dafs μισεῖν hier nicht hassen, sondern weniger lieben, weniger Vortheile gewähren, bedeute, können das exegetische Gewissen nicht beruhigen, welches nicht übersehen läfst, dafs Paulus gräde absichtlich einen sehr starken, abstofsenden Ausdruck aus der Schriftstelle entnahm." Erstlich ist jedoch das anthropopathische Hassen ins Göttliche zu übersetzen, d. h. so zu erklären, wie es dem Gott, der die Liebe ist, zukommen kann. Zweitens ist sprachlich zu bemerken, dafs μισεῖν anderwärts wirklich relativ oder für gering schätzen, verachten, gebraucht wird (Matth. 6, 24.). Drittens ist der Begriff dahin festzustellen, dafs von Natur sowohl Jakob als Esau unter der Sünde, mithin unter dem göttlichen Zorn ist (dem abstofsenden Princip der Liebe für das ihr Unähnliche), dafs daher die Auswahl Jakobs allerdings nur Gnade, die Verwerfung Esaus nur Gerechtigkeit ist, eine vorhin in der Schuld des Geschöpfs gegründete Verlassung. Hieraus ergiebt sich schon von selbst auf die Frage des Apostels Vs. 14.: „Ist Gott ungerecht?" seine Antwort: „Das sei ferne!" Wenn hierauf der Vf. S. 344 f. das Problem zu erörtern sucht, wie sich die Lehre der Schrift von der allgemeinen Gnade mit der πρόθεσις κατ' ἐκλογήν vereinigen lasse, so schliefst sich vervollständigend an, was er sagt: „Läfst man dagegen das Widerstreben gegen die Gnade sammt allem Bösen dem Menschen als sein trauriges Eigenthum, so vereinigen sich die beiden Ausdrucksweisen folgendermafsen ganz einfach. Gottes allumfassende Liebe schliefst Keinen vom Heil aus, wer sich ausschliefst, ist selbst der Urheber davon; aber Gott zwingt auch Keinen zum Heil, und weifs zugleich nach seiner Allwissenheit, wer sich ausschliefst, so wie er nach seiner Allmacht alle *Formen* sündlicher Entwickelung schafft" [als zu seinen Planen dienend, nicht die Sünde, noch ihre aufserdem weit gräulichern Erzeugnisse]. Und ferner: „Wenn daher Gott nach seinen Eigenschaften der Allwissenheit und Allmacht allerdings vorher weifs, dafs und welche der Gnade widerstreben, und sie in bestimmten Bildungen in der Geschichte auftreten läfst [wie den Pharao], so weifs er sie doch nur als solche, die durch Mifsbrauch ihres freien Willens böse geworden und geblieben sind" (woraus denn gegenseitig fliefst, dafs er Andre weifs, die durch rechten Willensgebrauch gut werden und bleiben, weil sie der Gnade nicht widerstreben). Endlich fügt er den ausnehmend wahren Gedanken hinzu (S. 349): „Das Wesen der Verstockung ist die Entziehung der Empfänglichkeit für die Wirkungen der Gnade, Gott läfst nun unter gewissen Umständen den Menschen unempfänglich werden, *um seine Schuld zu mildern*; hätte der Mensch offene Augen des Geistes, wüfste er, was ihm geboten wird, und widerstrebte doch, so wäre er weit strafbarer, als er ohne diese Empfänglichkeit ist" — und dieses ist allerdings die positive Seite der Verstockung als Handlung Gottes. Allein eben diese göttliche Handlung mufs um so mehr ihren Zweck haben für den Verstockten selbst, was der Vf. anerkennt, wenn er die Worte folgen läfst: „So kann man von den Zeitgenossen des Noah sagen, Gott hatte sie verhärtet, verstockt, dafs sie Noahs Predigt (2 Petr. 2, 5.) nicht folgten, doch waren sie nicht ewig verworfen (1 Petr. 3, 18.) eben wegen dieser Verhärtung." Nämlich das Widerstreben zieht die Verstockung als verdient nach sich, in ihr selbst aber liegt eine Gnade. Gilt aber, dafs sie nicht ewig verworfen waren, von jenen Urweltlichen, warum nicht auch von Mehreren? am Ende von Allen? da auch die Verstockung zu Noahs

Digitized by Google

Zeit „eine Aeufserung der Strafgerechtigkeit" war und gewesen sein mufs, ungeachtet der Gnade. — Mit Recht wird (S. 353) weiter erkannt, dafs V. 22. in der Form κατηρτισμένα die Production des Bösen selbst auf die Seite des Geschöpfs gelegt wird, im Gegensatz von προητοίμασε Vs. 23. Die Construction des letztern Verses möchte aber näher zu beleuchten gewesen sein. — Von den überall verstreuten schönen Bemerkungen stehn hier (S. 359): „Das A. T. ist Eine grofse Weissagung auf Christum, alle isolirte, specialisirte Verhältnisse der Menschen zu Gott sind in ihm und an ihm zu gemeinsamer, umfassender Wahrheit gekommen." Und (S. 360): „Alles im A. T. wird in seinem ewigen Gehalt ins N. T. hinübergenommen, und nur so aufgehoben, dafs es darin aufbewahrt bleibt." Ferner bei Gelegenheit von C. 10, 5—8. (S. 362): „Er (der Apost.) fafst Christum, in seiner Person und als Object der Predigt, nicht blofs seiner historischen Erscheinung nach auf, sondern als das ewige Wort, das in jedem Menschen schlummert, und welches die Predigt von aufsen nur weckt und wirksam werden läfst" — wodurch denn auch das, was hier oben vorgekommen, seinen richtigen Gesichtspunkt erhält. Desgleichen (S. 364): „Die Predigt bringt das Wort nicht erst in den Menschen hinein, sondern weckt nur das schlummernde Leben, wie ein Funke das Feuer. Ein Gottes-Wort ist in allen Dingen, denn Gott trägt alle Dinge mit seinem allmächtigen Wort, Hebr. 1, 3." — Der Anstofs, den (S. 361 u. 364) mehrere Ausleger an der Version im 7. Vs. von 5 Mos. 30, 13. nehmen, indem der Apostel ἄβυσσος für צבר הים oder nach den LXX πέραν τῆς θαλάσσης setzt, hebt sich, wenn nicht schon dadurch, dafs Paulus nicht schlechthin den Gesetzgeber wie Vs. 5., sondern schliefslich das Evangelium reden läfst, das im Gesetz verhüllt ist, doch durch die Bedeutung des „Meeres," das eben sowohl in der Tiefe als auf der Oberfläche gesucht werden kann (Ps. 24, 2.), und das allerdings (nicht wie Bolten und Koppe S. 364 Anm. wollen, sondern in andern Sinn) mit dem Scheol in Verhältnifs steht, Off. 20, 13. — S. 368 (zu C. 10, 18., wo in den Psalmworten ursprünglich von der Natur die Rede ist): „Paulus betrachtet die Kirche als ein neues Werk des schöpferischen Gottes, deren Gebilde, die Heiligen, mit ihrem Lobgetön die Welt durchdringen, und Alles mit in die gemeinsame Begeisterung hineinziehen." — S. 375 (zu C. 11, 7. 8.): „Gott verstockt nur den, welchen er verstocken *will*, er will es wieder nur bei dem, der sich selbst bis auf gewissen Grad der Sünde hingab. Einen solchen will Gott durch die πώρωσις, wenn sie nur temporär ist, abhalten sich noch schwerer zu verschulden, oder wenn sie bleibend ist, strafen." S. was oben darüber bemerkt ist. — C. 11, 12. soll (nach S. 379) der Gedanke eigentlich dieser sein: „Konnten so wenige Israeliten so viel in der Heidenwelt wirken, was wird erst die Gesammtheit wirken!" Allein diese Auslegung, gleichwie der Vf. selbst schwer findet, sie mit dem Buchstaben zu vereinigen, greift nicht vollständig in den Sinn der Wege Gottes ein, so wahr sie auch an sich ist, vgl. Vs. 11. 15., und den Vf. selbst S. 381. 391 oben. — Bei S. 387 mufs man sich wirklich wundern, wie gegen den sonnenklaren Verstand der Stelle Vs. 25. 26. von Säulen der Kirche an der endlichen Bekehrung des ganzen leiblichen Israels gezweifelt und die Verse so verkehrt auf das geistliche gedeutet werden, und wie Andre (S. 388) sich noch weiter verirren konnten. Was S. 389 von den frommen Juden wie Heiden gesagt wird, ist unwidersprechlich. — Ueber Vs. 32. (den Artikel u. s. w.) wäre in Verbindung mit Vs. 36. noch Mehreres zu bemerken; Ref. begnügt sich aber zu erwähnen, dafs der Vf. mit Grund im letzten Vers das Verhältnifs von Vater, Sohn und Geist ausgedrückt findet, und dafs dieses schon dadurch unterstützt wird, dafs die Kirche unsere Stelle Vs. 33—36. zum epistolischen Text für den Trinitätssonntag bestimmt hat; mithin haben die ehrwürdigen Väter eben diese Bedeutung darin gefunden. — Der Plan der ethischen Exposition C. 12 ff. wird S. 400 entwickelt. — C. 12, 16. τὸ αὐτὸ ἐν ἀλλήλοις φρονοῦντες, soll bedeuten: „Paulus ermahnt alle Gläubige, in dieser Liebesrichtung gegen die Ungläubigen eins zu sein, nämlich eben um sie zu bekehren" — was Ref. nicht darin erkennen kann (vgl. C. 15, 5. 6.); eben so wenig, dafs ταπεινοί Elende und nicht Demüthige sein sollen, während zugleich Luthers „Niedrige" gebilligt wird. Der ganze Vs. befiehlt Demuth. — C. 13, 6. ist das αὐτὸ τοῦτο nicht blofs das Einsammeln der Abgaben. — Ueber die Adiaphora S. 419 f. ist der Wahrheit völlig gemäfs. — Die Doxologie C. 16, 25—27. läfst der Vf. an ihrer Stelle, nämlich am Schlufs, und nimmt eine Hypothese zu Hülfe, die vielleicht unnöthig ist.

Ref. giebt schliefslich sein Urtheil über diesen Commentar dahin ab, dafs der Vf. im Ganzen den richtigen Gesichtspunkt des Römerbriefs mit den bessern seiner Vorgänger ergriffen, ihn consequent festgehalten und eigenthümlich klargestellt, im Einzelnen, was Wort und Zusammenhang betrifft, Vieles gründlich, Manches überflüssig beleuchtet, Einiges näher zu erwägen, zu berichtigen und nachzutragen haben werde, dabei zur bessern Anschaulichkeit sich öfters kürzer hätte fassen dürfen, weil eigentlich nur die Prägnanz und nicht der Wortreichthum dem Schriftsteller wie dem Leser fafsliche Ueberblicke der Ideen gewährt, und beider Aufmerksamkeit und Gedächtnifs fesselt; ein Punkt, welcher in unserer Zeit nicht genug empfohlen werden kann.

J. F. v. Meyer.

Digitized by Google

№ 116.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1836.

XCII.

Der epische Cyklus oder die Homerischen Dichter von F. G. Welcker. Erster Supplementband zum Rheinischen Museum für Philologie, herausgegeben von Welcker u. Näke. Bonn, 1835. bei Ed. Weber.

Jede Antwort auf die Frage nach Wesen und Charakter des epischen Cyklus und der cyklischen Epiker der Griechen mufs, wie jeder Kenner weifs, bei dem jetzigen Stande der Dinge ohne einen Zuwachs bestimmterer Zeugnisse nothwendig Hypothese sein und bleiben. So widerwärtig und entstellend nun auch alles Hypothetische am Gebäude der Geschichte aussieht, so wird doch kein Historiker, dem die Geschichte lebendige Anschauung, und nicht ein Aggregat todter Einzelheiten ist, verkennen, dafs im Stückwerk des menschlichen Wissens leider nur zu oft Hypothesen und Wahrscheinlichkeiten die Stelle des Festen und Wahren vertreten müssen und sollen. Sie sollen und müssen es aber freilich *nur* da, wo ohne sie die Anschauung eines ganzen historischen Gebiets so lückenhaft bleiben würde, dafs sie nicht mehr lebendige Anschauung, sondern in der That nur ein Aggregat todter Einzelheiten zu nennen wäre. Wo dies, wie hier, der Fall ist, da trägt das weitläuftigste Werk seine Rechtfertigung in sich selbst, wenn es auch nur auf Begründung einer Hypothese allein gerichtet wäre. Dafs aufserdem auf diesem Felde Viel und Bedeutendes von der umfassenden Gelehrsamkeit und der grofsen Combinationsgabe des Hrn. Verfs. sich erwarten liefs, wird jeder unbefangene Kunst- und Alterthumsforscher dem Namen Welckers gern einräumen. Das vorliegende Werk wird gewifs auch im Allgemeinen seinen Zweck nicht verfehlen, und manche irrige und unklare Voraussetzung zersetzen und läutern. Dennoch ist es unmöglich, aus einer Hypothese unumstöfsliche Wahrheit zu machen; es müssen nothwendig manche Zweifel und Dunkelheiten stehen bleiben, und diese Anderen zu anderen Ansichten Raum lassen. Wenn daher Ref. selbst zwar mit der allgemeinen Tendenz und dem Resultate der vorliegenden Schrift, wonach die alten cyklischen Epiker ihrem poetischen Charakter und Werthe nach in einem andern Lichte erscheinen, und von Vorwürfen, mit denen sie *ohne alle Unterscheidung*, sammt und sonders in Einen Topf geworfen, bisher verfolgt worden sind, zu befreien sein dürften, völlig einverstanden ist, im Einzelnen dagegen wie über Entstehung und Bildung des epischen Cyklus manche Modifikationen der aufgestellten Meinung annehmen zu müssen glaubt; so wird der Hr. Vf. darin gewifs weder jene Bequemlichkeit, das Neue, das man nicht widerlegen kann, lieber zu leugnen, noch ein vornehmthuendes Ablehnen oder gar unsere moderne Streitsucht, sondern nur die nothwendige Folge der Beschaffenheit des behandelten Themas erblicken, um so mehr, da Ref. mehrfach öffentlich die Verdienste des Hrn. Vfs. dankbar anerkannt hat.

Gehen wir sogleich den Inhalt der ersten Abtheilung etwas näher durch, so wird hinsichtlich der einleitenden Ausführung, dafs Proklos, der Verfasser der Chrestomathie, nicht der neuplatonische Philosoph des 5ten Jahrh., sondern ein Grammatiker und wahrscheinlich der Eutychios Proklos von Sicca, der Lehrer des M. Antoninus gewesen sei, jeder bei näherer Betrachtung gern der Meinung des Hrn. Verfs. beitreten; sie ist mit dem gewohnten Scharfsinn durchgeführt, und die Gründe sind einleuchtend genug, um sie als bewiesen ansehen zu können. Die IIte Behauptung, dafs der epische Cyklus durch Zenodotos von Ephesos gebildet sei, ist der erste Grundpfeiler der ganzen aufgestellten Ansicht. Sie stützt sich vornehmlich auf die von Osann in einer Handschrift des Plautus zu Rom gefundene Stelle, welche aussagt: Alexander

Digitized by Google

Aetolus et Lycophron Chalcidensis et Zenodotus Ephesius impulsu regis Ptolemaei Philadelphi — artis poetices libros in unum collegerunt et in ordinem redegerunt, Alexander tragoedias, Lycophron comoedias, Zenodotus vero Homeri poemata. Allein zunächst bemerkt der Hr. Verf. in der Vorrede selbst, dafs nach einer Privat-Mittheilung Osanns diese Stelle, wie sie zuerst (von Meineke Quaest. scen. p. 3.) veröffentlicht worden, unvollständig gewesen, und hinter poemata die Worte: et reliquorum illustrium poetarum fehlten. Mit diesem Zusatze aber kann, wie wir glauben, die Ansicht von einer ersten Bildung des Cyklus durch Zenodotos nicht wohl bestehen. Es ist offenbar, dafs es überhaupt der Zweck der angeordneten Sammlungen war, die ausgezeichnetsten Werke der Tragödie, Komödie und epischen Poesie, kritisch und historisch geordnet, in der Bibliothek von Alexandrien aufzustellen. Dabei konnte natürlich Homer nicht fehlen (eben so wenig Hesiodos, Pisander, Panyasis, Antimachos) und wenn auch von seinen Gedichten bereits wohl geordnete Sammlungen existirten, so mufsten diese aufgenommen werden eben so wohl als die ja auch schon in einzelnen Bibliotheken vollständig vorhandenen und gesammelten Tragödien des Aeschylos, Sophokles, Euripides (Man erinnere sich an das Exemplar der Dramen derselben, das zu Athen aufbewahrt wurde, und später von den Ptolemäern durch Treulosigkeit nach Alexandrien gebracht ward Galen. in Hippocr. Epid. III, 2.). Dafs in jener Stelle Homers Gedichte besonders hervorgehoben werden, davon wäre doch wohl der natürlichste Grund der Name Homers selbst, dessen Ruhm ihn stets von allen andern Dichtern sonderte, wenn wir nicht aufserdem wüfsten, dafs gerade von den Homerischen Gedichten bis auf Zenodot keine wahrhaft *kritisch* und *historisch* geordneten Sammlungen bestanden, sondern dafs es gerade Zenodots Hauptverdienst war (wodurch er sich unstreitig vor Alexander Aetolus und Lykophron auszeichnete), eine ächt-kritische Recension oder Ausgabe der Homerischen Werke veranstaltet zu haben. Um dieses Verdienst herauszuheben, wurden dort die Homerischen Dichtungen besonders genannt. Dafs aber nicht etwa der Ausdruck collegerunt vorzugsweise zu urgiren sei, sondern das colligere et in ordinem redigere *zusammengenommen* das Geschäft Zenodots, Alexanders und Lykophrons bezeichnet, d. h. dafs diese Gelehrten nicht blofs *sammelten*, sondern in der That kritisch und historisch ordneten und nur das etwa noch Fehlende herbeischafften, kann keinem Zweifel unterliegen, da doch wohl unstreitig die Werke der berühmten Epiker (Homers, der Cykliker u. s. w.) und Dramatiker auf der Alexandrinischen Bibliothek damals bereits vorhanden waren, und nicht erst gesammelt zu werden brauchten. Vollständige, historisch geordnete und kritisch oder grammatisch bearbeitete *Ausgaben* der einzelnen Dichter veranstalteten jene Männer, und eben dadurch unterschied sich ihr Geschäft von dem des Pisistratos, von dem es ja ebenfalls heifst, dafs er die Homerischen Gedichte gesammelt und geordnet habe, und der daher mit demselben, vielleicht mit gröfserem Rechte als Gründer des Cyklus anzusehen wäre. Ferner wäre es doch wohl in der That sehr unkritisch und der berühmten kritischen Kunst Zenodots, seiner Schule und seines Zeitalters wenig geziemend, wenn er alle die früher dem Homer beigelegten Gedichte, an deren Aechtheit bei Einzelnen schon Herodot zweifelte, wiederum in einen Körper unter dem Namen Homers zusammengeworfen hätte. Die ἀρχαῖοι, welche den Cyklus dem Homer zuschrieben, können auch nach der Fassung der Stelle, wie der Hr. Vf. selbst anerkennt, unmöglich Zenodot, seine Zeitgenossen und nächsten Nachfolger sein. Ausonius aber mufs mit jenem Verse: quique sacri lacerum collegit corpus Homeri, nicht nothwendig auf Zenodot gezielt haben. Denn entweder nannte er den Namen des Sammlers nicht, weil er ihn nicht mit Sicherheit anzugeben wufste, und auf eine nähere Erörterung sich nicht einlassen mochte, oder weil dieser Name so bekannt war, dafs man ihn blofs anzudeuten brauchte. Im ersten Falle scheint es unbegreiflich, wie Ausonius das Verdienst Zenodots nicht sollte gekannt haben; im zweiten Falle hätte doch wohl Zenodot vor Aristarchos und den übrigen Grammatikern seinen Platz verdient. Will man indefs nicht annehmen, dafs Ausonius den ersten ungewissen Sammler der Homerischen Poesieen gemeint habe (den er wohl mit Grammatikern zusammenstellen konnte, sofern er es ganz unentschieden liefs, ob derselbe nicht auch Grammatiker gewesen), so folgt doch immer auf keine Weise, dafs mit dem corpus Homeri der epische Cyklus gemeint sei. Zenodots kritische Sammlung oder Ausgabe der Homerischen Gesänge drängte doch wohl gewifs die früheren unkritischen Zusammenstel-

Digitized by Google

№ 116.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1836.

XCII.

Der epische Cyklus oder die Homerischen Dichter von F. G. Welcker. Erster Supplementband zum Rheinischen Museum für Philologie, herausgegeben von Welcker u. Näke. Bonn, 1835. bei Ed. Weber.

Jede Antwort auf die Frage nach Wesen und Charakter des epischen Cyklus und der cyklischen Epiker der Griechen mufs, wie jeder Kenner weifs, bei dem jetzigen Stande der Dinge ohne einen Zuwachs bestimmterer Zeugnisse nothwendig Hypothese sein und bleiben. So widerwärtig und entstellend nun auch alles Hypothetische am Gebäude der Geschichte aussieht, so wird doch kein Historiker, dem die Geschichte lebendige Anschauung, und nicht ein Aggregat todter Einzelheiten ist, verkennen, dafs im Stückwerk des menschlichen Wissens leider nur zu oft Hypothesen und Wahrscheinlichkeiten die Stelle des Festen und Wahren vertreten müssen und sollen. Sie sollen und müssen es aber freilich *nur* da, wo ohne sie die Anschauung eines ganzen historischen Gebiets so lückenhaft bleiben würde, dafs sie nicht mehr lebendige Anschauung, sondern in der That nur ein Aggregat todter Einzelheiten zu nennen wäre. Wo dies, wie hier, der Fall ist, da trägt das weitläuftigste Werk seine Rechtfertigung in sich selbst, wenn es auch nur auf Begründung einer Hypothese allein gerichtet wäre. Dafs aufserdem auf diesem Felde Viel und Bedeutendes von der umfassenden Gelehrsamkeit und der grofsen Combinationsgabe des Hrn. Verfs. sich erwarten liefs, wird jeder unbefangene Kunst- und Alterthumsforscher dem Namen Welckers gern einräumen. Das vorliegende Werk wird gewifs auch im Allgemeinen seinen Zweck nicht verfehlen, und manche irrige und unklare Voraussetzung zersetzen und läutern. Dennoch ist es unmöglich, aus einer Hypothese unumstöfsliche Wahrheit zu machen; es müssen nothwendig manche Zweifel und Dunkelheiten stehen bleiben, und diese Anderen zu anderen Ansichten Raum lassen. Wenn daher Ref. selbst zwar mit der allgemeinen Tendenz und dem Resultate der vorliegenden Schrift, wonach die alten cyklischen Epiker ihrem poetischen Charakter und Werthe nach in einem andern Lichte erscheinen, und von Vorwürfen, mit denen sie *ohne alle Unterscheidung*, sammt und sonders in Einen Topf geworfen, bisher verfolgt worden sind, zu befreien sein dürften, völlig einverstanden ist, im Einzelnen dagegen wie über Entstehung und Bildung des epischen Cyklus manche Modifikationen der aufgestellten Meinung annehmen zu müssen glaubt; so wird der Hr. Vf. darin gewifs weder jene Bequemlichkeit, das Neue, das man nicht widerlegen kann, lieber zu leugnen, noch ein vornehmthuendes Ablehnen oder gar unsere moderne Streitsucht, sondern nur die nothwendige Folge der Beschaffenheit des behandelten Themas erblicken, um so mehr, da Ref. mehrfach öffentlich die Verdienste des Hrn. Vfs. dankbar anerkannt hat.

Gehen wir sogleich den Inhalt der ersten Abtheilung etwas näher durch, so wird hinsichtlich der einleitenden Ausführung, dafs Proklos, der Verfasser der Chrestomathie, nicht der neuplatonische Philosoph des 5ten Jahrh., sondern ein Grammatiker und wahrscheinlich der Eutychios Proklos von Sicca, der Lehrer des M. Antoninus gewesen sei, jeder bei näherer Betrachtung gern der Meinung des Hrn. Verfs. beitreten; sie ist mit dem gewohnten Scharfsinn durchgeführt, und die Gründe sind einleuchtend genug, um sie als bewiesen ansehen zu können. Die IIte Behauptung, dafs der epische Cyklus durch Zenodotos von Ephesos gebildet sei, ist der erste Grundpfeiler der ganzen aufgestellten Ansicht. Sie stützt sich vornehmlich auf die von Osann in einer Handschrift des Plautus zu Rom gefundene Stelle, welche aussagt: Alexander

Digitized by Google

Aetolus et Lycophron Chalcidensis et Zenodotus Ephesius impulsu regis Ptolemaei Philadelphi — artis poeticae libros in unum collegerunt et in ordinem redegerunt, Alexander tragoedias, Lycophron comoedias, Zenodotus vero Homeri poemata. Allein zunächst bemerkt der Hr. Verf. in der Vorrede selbst, dafs nach einer Privat-Mittheilung Osanns diese Stelle, wie sie zuerst (von Meineke Quaest. scen. p. 3.) veröffentlicht worden, unvollständig gewesen, und hinter poemata die Worte: et reliquorum illustrium poetarum fehlten. Mit diesem Zusatze aber kann, wie wir glauben, die Ansicht von einer ersten Bildung des Cyklus durch Zenodotos nicht wohl bestehen. Es ist offenbar, dafs es überhaupt der Zweck der angeordneten Sammlungen war, die ausgezeichnetsten Werke der Tragödie, Komödie und epischen Poesie, kritisch und historisch geordnet, in der Bibliothek von Alexandrien aufzustellen. Dabei konnte natürlich Homer nicht fehlen (eben so wenig Hesiodos, Pisander, Panyasis, Antimachos) und wenn auch von seinen Gedichten bereits wohl geordnete Sammlungen existirten, so mufsten diese aufgenommen werden eben so wohl als die ja auch schon in einzelnen Bibliotheken vollständig vorhandenen und gesammelten Tragödien des Aeschylos, Sophokles, Euripides (Man erinnere sich an das Exemplar der Dramen derselben, das zu Athen aufbewahrt wurde, und später von den Ptolemäern durch Treulosigkeit nach Alexandrien gebracht ward Galen. in Hippocr. Epid. III, 2.). Dafs in jener Stelle Homers Gedichte besonders hervorgehoben werden, davon wäre doch wohl der natürlichste Grund der Name Homers selbst, dessen Ruhm ihn stets von allen andern Dichtern sonderte, wenn wir nicht aufserdem wüfsten, dafs gerade von den Homerischen Gedichten bis auf Zenodot keine wahrhaft *kritisch* und *historisch* geordneten Sammlungen bestanden, sondern dafs es gerade Zenodots Hauptverdienst war (wodurch er sich unstreitig vor Alexander Aetolus und Lykophron auszeichnete), eine ächt-kritische Recension oder Ausgabe der Homerischen Werke veranstaltet zu haben. Um dieses Verdienst herauszuheben, wurden dort die Homerischen Dichtungen besonders genannt. Dafs aber nicht etwa der Ausdruck collegerunt vorzugsweise zu urgiren sei, sondern das colligere et in ordinem redigere *zusammengenommen* das Geschäft Zenodots, Alexanders und Lykophrons bezeichnet, d. h. dafs diese Gelehrten nicht blofs *sammelten*, sondern in der That kritisch und historisch ordneten und nur das etwa noch Fehlende herbeischafften, kann keinem Zweifel unterliegen, da doch wohl unstreitig die Werke der berühmten Epiker (Homers, der Cykliker u. s. w.) und Dramatiker auf der Alexandrinischen Bibliothek damals bereits vorhanden waren, und nicht erst gesammelt zu werden brauchten. Vollständige, historisch geordnete und kritisch oder grammatisch bearbeitete *Ausgaben* der einzelnen Dichter veranstalteten jene Männer, und eben dadurch unterschied sich ihr Geschäft von dem des Pisistratos, von dem es ja ebenfalls heifst, dafs er die Homerischen Gedichte gesammelt und geordnet habe, und der daher mit demselben, vielleicht mit gröfserem Rechte als Gründer des Cyklus anzusehen wäre. Ferner wäre es doch wohl in der That sehr unkritisch und der berühmten kritischen Kunst Zenodots, seiner Schule und seines Zeitalters wenig geziemend, wenn er alle die früher dem Homer beigelegten Gedichte, an deren Aechtheit bei Einzelnen schon Herodot zweifelte, wiederum in einen Körper unter dem Namen Homers zusammengeworfen hätte. Die ἀρχαῖοι, welche den Cyklus dem Homer zuschrieben, können auch nach der Fassung der Stelle, wie der Hr. Vf. selbst anerkennt, unmöglich Zenodot, seine Zeitgenossen und nächsten Nachfolger sein. Ausonius aber mufs mit jenem Verse: quique sacri lacerum collegit corpus Homeri, nicht nothwendig auf Zenodot gezielt haben. Denn entweder nannte er den Namen des Sammlers nicht, weil er ihn nicht mit Sicherheit anzugeben wufste, und auf eine nähere Erörterung sich nicht einlassen mochte, oder weil dieser Name so bekannt war, dafs man ihn blofs anzudeuten brauchte. Im ersten Falle scheint es unbegreiflich, wie Ausonius das Verdienst Zenodots nicht sollte gekannt haben; im zweiten Falle hätte doch wohl Zenodot vor Aristarchos und den übrigen Grammatikern seinen Platz verdient. Will man indefs nicht annehmen, dafs Ausonius den ersten ungewissen Sammler der Homerischen Poesieen gemeint habe (den er wohl mit Grammatikern zusammenstellen konnte, sofern er es ganz unentschieden liefs, ob derselbe nicht auch Grammatiker gewesen), so folgt doch immer auf keine Weise, dafs mit dem corpus Homeri der epische Cyklus gemeint sei. Zenodots kritische Sammlung oder Ausgabe der Homerischen Gesänge drängte doch wohl gewifs die früheren unkritischen Zusammenstel-

Digitized by Google

lungen in den Hintergrund zurück, und er konnte daher bei späteren Gelehrten leicht vorzugsweise den Ruhm eines Sammlers der Homerischen Gedichte davon tragen. Auch dürfte der Ausdruck: lacerum collegit corpus richtiger und schärfer so aufzufassen sein, dafs der Sammler die durch fremdartige Einschiebsel und Zusätze zerrissenen Homerischen Gedichte, scheidend und sichtend, zusammenstellte, und das ursprünglich und wirklich Zusammengehörige vereinte; denn eigentlich läfst sich doch ein zerrissener *Körper* nicht sammeln; nur einzelne Stücke eines solchen, die keinen Körper mehr bilden, lassen sich zusammenlesen, ein zerrissener Körper dagegen kann nur *zusammengelegt*, das zwar Vorhandene, aber nicht mehr an der rechten Stelle stehende oder durch Fremdartiges getrennte, verbunden und zusammengefügt werden. Hätte aber auch Zenodot wirklich alle früher auf Homers Namen herumgetragenen Gedichte in Eine Sammlung gebracht, so hätten doch wohl auch die Hymnen, die Batrachomyomachie, der Margites, die ἄσματα, εὐχαί, Epigramme, Gnomen, Eiresione u. s. w. nicht fehlen dürfen; und wie wäre man dann darauf gekommen, diese Sammlung den epischen Cyklus zu nennen? Von mehreren Gedichten des letzteren wissen wir gar nicht, dafs sie jemals für Homerisch gehalten worden sind (so die Aethiopis und Iliupersis des Arktinos); von der Telegonie des Eugammon ist dies mehr als unwahrscheinlich, und es bedarf wieder allerlei Voraussetzungen, um die Aufnahme derselben in das Homerische corpus zu erklären. Endlich kann sich Ref. nicht überzeugen, dafs die bekannten beiden Stellen des Aristoteles (Analyt. post. I, 12, 10. und de Sophist. elench. I, 10, 2.) bisher von Aelteren und Neueren durchaus irrig auf den epischen Cyklus bezogen worden, indem darin nur angedeutet sei, was Aristoteles in der Poetik ausführe, dafs Homers Dichtungen (Ilias und Odyssee) hinsichtlich der epischen Einheit der Aktion, des Mittelpunktes, um den sich Alles drehe u. s. w. ein Kyklos genannt werden könnten. Stünde die zweite Stelle allein, so möchte diese vielleicht also aufgefafst werden können. Allein dafs in der ersten Stelle τὰ ἔπη ohne alle nähere Angabe die Homerischen und ähnliche Gedichte bezeichnen sollen, erscheint doch wohl schon etwas gezwungen; dafs aber Aristoteles mit τὰ ἔπη nicht eigentlich die Gedichte selbst, sondern vielmehr die Composition und Anordnung des Stoffes derselben gemeint haben solle, scheint dem Ref. durchaus unmöglich; es wäre für Aristoteles Schärfe des Ausdrucks doch zu ungenau, wenn überhaupt zulässig. Die Gedichte Homers, Ilias und Odyssee und andere ähnliche, bilden ja zusammen ihrem Inhalte wie ihrer Form nach keinesweges einen Kyklos (denn κύκλος bedeutet doch nicht jede beliebige Totalität derselben oder ähnlicher Stoffe, sondern vielmehr ein wohlgeordnetes, in Stoff und Form *zusammenhängendes Ganzes*); nur jedes *einzeln* genommen ist allerdings kyklisch angeordnet; warum sollte also Aristoteles nicht mit derselben Kürze in beiden Stellen gesagt haben: ἡ Ἰλιὰς κύκλος — ἡ Ἰλιὰς σχῆμα διὰ τοῦ κύκλου? wie er ja auch in der Poetik (c. 8. cf. 26.) beide in Beziehung auf ihre Composition einzeln betrachtet. Wollte er aber allgemeiner sprechen, so hätte er nach des Ref. Meinung zu τὰ ἔπη auch den *Plural* von κύκλος setzen müssen. Endlich scheinen dem Ref. fast alle die Citate, welche der Hr. Vf. p. 132 für den früheren Gebrauch des Namens Homer als Gattungsnamens geltend macht, natürlicher noch dafür zu sprechen, dafs man bereits in diesen früheren Zeiten (seit Pisistratos) eine Sammlung aller angeblich Homerischen Epopöen hatte, aus welcher dann auch wohl einzelne Verse ohne weiteres unter dem Namen Homers citirt wurden. Es scheint klar, τὰ ἔπη in der 1sten Stelle sind die (bekannten) Gedichte, welche zum (epischen) Cyklus zusammen geordnet waren; und die zweite Stelle meint die Homerische Poesie überhaupt, d. h. alle die früher nach der allgemeinen Meinung für Homerisch gehaltenen Epopöen, die in eine Sammlung schon lange vor Aristoteles zusammengestellt waren, und sodann ebenfalls den Namen Kyklos erhielten (Vergl. des Ref. Gesch. d. Hell. Dichtk. I. p. 401 ff.). So verstanden auch Themistius und Philoponos; jener bemerkt zur ersten Stelle: εἰ δὲ λέγεται καὶ ἔπη τινὰ κύκλος κ. τ. λ. (d. h. gewisse, also doch wohl nicht die Homerischen Gedichte); dieser sagt zur zweiten: ἔστι δὲ καὶ ἄλλο τι κύκλος ἰδίως ὀνομαζόμενον, ὃ ποιημά τινες μὲν εἰς ἑτέρους, τινὲς δὲ εἰς Ὅμηρον ἀναφέρουσιν. Philoponos betrachtet also die Ὁμήρου ποιησις, von der Aristoteles spricht, als den einen Kyklos oder das eine Gedicht, neben welchem, wie er bemerkt, noch ein andres im engern, eigentlichen Sinne Kyklos genanntes Gedicht existirte, das Einige andern Dichtern, Andere dagegen ebenfalls dem Homer beilegten. Ref. sieht nichts, was dieser Bemerkung

Digitized by Google

des Philoponos und überhaupt der Ansicht, dafs schon vor Aristoteles eine Sammlung aller für Homerisch gehaltenen Epopöen und nach diesem Vorbilde sodann der eigentliche epische Cyklus, eine vollständige Zusammenstellung der Hellenischen Sagengeschichte aus den älteren Epikern, gebildet worden, im Wege stünde. Der Name desjenigen, der diesen Cyklus zusammenstellte, scheint überhaupt unbekannt gewesen oder frühzeitig untergegangen zu sein, entweder weil er sich für diese Arbeit überhaupt nicht nannte, oder weil (wie Ref. vermuthet hat) bald mehrere solche Sammlungen entstanden, die zwar im Ganzen und Wesentlichen immer derselben Art und von gleichen Bestandtheilen sein mufsten, im Einzelnen aber doch von einander abweichen konnten. Ob dagegen jene Sammlung der angeblich-Homerischen Epopöen schon von Pisistratos ausgegangen, und gerade das war, was demselben später zum besondern Verdienste angerechnet wurde, indem damit allerdings auch eine Redaktion der Ilias und Odyssee verbunden sein mufste (wie Ref. Gesch. d. Hell. Dichtk. I. p. 252 ss. 403 Note 88 vermuthet hat), läfst sich natürlich nicht entscheiden. —

Nach diesen Erörterungen kann Ref. dann freilich auch mit dem III. Capitel, worin der Hr. Vf. zu zeigen sucht, dafs in den Cyklus nur solche Gedichte gehören, die durch Zeugnifs alter Schriftsteller entweder als cyklisch oder als Homerisch bekannt sind, nicht völlig einverstanden sein. Dafs im Allgemeinen Homer als Mittelpunkt des epischen Cyklus betrachtet, und bei der Auswahl der aufzunehmenden Gedichte vorzüglich auf ihre Aehnlichkeit mit Homer oder ihre Homerische Beschaffenheit gesehen worden, dafs von allen neueren Bearbeitern der cyklischen Dichter zu viele und heterogene in den Cyklus gestellt worden, und es überhaupt durchaus mifslich sei, Gedichte für cyklisch anzunehmen, für die nicht ein ausdrückliches Zeugnifs der Alten spreche, hat Ref. selbst behauptet (a. a. O. p. 397. 403 f. 426. 436). Wenn aber die Ueberzeugung wegfällt, dafs erst Zenodot aus den für Homerisch geltenden Gedichten den epischen Cyklus gebildet habe, so bleibt für die obige Behauptung des Hrn. Vfs. kein bestimmtes Argument übrig, ausgenommen das Zeugnifs des Proklos (mit Philopon. u. Suid.), dafs von den Alten und überhaupt von Einigen auch der Cyklus dem Homer beigelegt worden. Allein da mehrere Gedichte, wie erwähnt, ausdrücklich für cyklisch erklärt werden, von denen es unbekannt und sogar sehr unwahrscheinlich ist, dafs sie jemals für Homerisch gegolten, so müssen wir nach dem Zeugnifs des Proklos annehmen (was ohnehin sehr nahe liegt), dafs, da jene ältere Sammlung angeblich-Homerischer Epopöen unstreitig dem danach gebildeten vollständigeren Cyklus der alten epischen Gedichte zum Grunde lag und den Hauptbestandtheil desselben ausmachte, nunmehr auch dieser Cyklus von Vielen dem Homer zugeschrieben, oder jene Homerische Sammlung mit dem eigentlich-epischen Cyklus verwechselt wurde. Die bekannte Stelle nach Proklos (b. Phot. Bibl. Cod. 239.), welche den Inhalt des epischen Cyklus angiebt, ist im Allgemeinen gar nicht anders zu verstehen, als dafs der Cyklus die ganze mythische Götter- und Heroengeschichte bis zum Tode des Odysseus umfafst habe. Für die ganze Göttergeschichte will aber der Hr. Vf. nur eine Titanomachie aufgenommen wissen, weil eine Theogonie im Hesiodischen Style zu den übrigen epischen Gedichten nicht passe, und die für die Aufnahme einer Theogonie und Gigantomachie (neben der Titanomachie bisher geltend gemachte Stelle des Herennius Philo (b. Euseb. Praep. Ev. I, 10.) zunächst ganz anders zu verstehen sei, wenn sie aber auf die alten epischen Cykliker bezogen werde, offenbar aussage, dafs Hesiodos Theogonie nicht im Cyklus aufgenommen worden, wie doch hätte geschehen müssen, da diese bei weitem die vornehmste gewesen. Allein zuvörderst kann sich Ref. nicht überzeugen, dafs eine Titanomachie, welche (wie der Cyklus nach Procl. l. l.) angefangen habe ἐκ τῆς Οὐρανοῦ καὶ Γῆς μυθολογουμένης μίξεως, und darauf sich verbreitete über τὰ ἄλλως περὶ θεῶν τοῖς Ἕλλησι μυθολογούμενα, jemals für Homerisch gegolten haben könne. Der Stoff, die Geburt der Götter und die übrigen Mythen von den Göttern, wäre doch wohl mehr Hesiodisch als Homerisch; die Anordnung, welche ab ovo beginnt und darauf fortschreitet zu den übrigen Mythen, wäre ebenfalls nur Hesiodisch, nicht Homerisch zu nennen; und Proklos müfste also Anfang und Inhalt des Cyklus höchst ungenau beschrieben oder Photius sehr ungenau ausgezogen und abgeschrieben haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 117.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1836.

Der epische Cyklus oder die Homerischen Dichter von F. G. Welcker.

(Fortsetzung.)

Der Absatz, den Photius nach Proklos a. a. O. durch die Worte *διαπορεύεται δὲ κ. τ. λ.* macht, scheint aufserdem anzudeuten, dafs hier ein andres zweites Gedicht den Zusammenhang fortsetzte. Die Stelle des Herennius Philo (b. Euseb. l. l.) endlich lautet: *Ἔνθεν Ἡσίοδος οἵ τε κυκλικοὶ περιηχομένοι Θεογονίας καὶ Γιγαντομαχίας καὶ Τιτανομαχίας, ἰδίας καὶ ἐκτομάς, οἷς συμπεριφερόμενοι ἐξενίκησαν τὴν ἀλήθειαν.* Hier erklärt der Hr. Vf. das bisher mifsverstandene *ἐκτομάς* für *ἐπιτομάς*, Auszüge; und meint demnach: „die Auszüge im Gegensatze der ganzen Gedichte liefsen daran denken, dafs die *κυκλικοὶ* hier nichts andres seien als *κυκλογράφοι*, wie Dionysios von Samos, da ja in demselben Sinne auch Polemon *κυκλικὸς* genannt worden sei." Dafs Dionysios und andere ähnliche Autoren ebenfalls *κυκλικοὶ* genannt worden seien, ist nicht zu bestreiten. Allein *ἐκτομὴ* wird, soviel Ref. weifs, nirgend gleichbedeutend mit *ἐπιτομή* gebraucht; es heifst ja auch nicht eigentlich Auszug, d. h. ein zusammengezogenes, den wesentlichen Inhalt eines andern wiedergebendes Werk, sondern vielmehr *Ausschnitt*, also hier ein verkürztes, verschnittenes Werk, von welchem einzelne Theile abgesondert worden. Nun hat K. O. Müller (Gött. Gel. Anzeig. 1828), Lobeck (Aglaoph. I. p. 417), K. W. Müller (de cyclo Gr. epico et poet. cyclicis) u. A. zu zeigen, und der Ref. (a. a. O. p. 415. 417 f. 420. 425 Note) weiter auszuführen gesucht, dafs, wie sich aus den Worten und der Zusammenstellung der Sachen in dem Auszuge der Proklischen Chrestomathie ergebe, in der That die in dem epischen Cyklus enthaltenen Gedichte nicht ganz und vollständig (freilich aber auch nicht im Auszuge), sondern gerade eben verschnitten und verkürzt, in Ausschnitten aufgenommen wurden, d. h. dafs von den einzelnen Epopöen bei jeder hinten oder vorne so viel weggelassen wurde, als schon in einem früher aufgenommenen Gedichte erzählt war, damit der cyklische Zusammenhang nicht durch mehrfache Wiederholungen gestört werde. Diese Ansicht wird nun durch das *ἐκτομάς* des Herennius Philo bestätigt; sie wird aber auch bestätigt durch die oben angeführten Worte des Philoponos, namentlich durch den Ausdruck: *ὁ ποίημα*; sie wird endlich bestätigt durch Suidas, der unter den Homer beigelegten Gedichten entschieden cyklische Epen wie die Kypria, kleine Ilias, Nosten u. a. aufführt, und neben diesen sodann auch noch den *κύκλος* nennt. Philoponos wie Suidas können den Cyklus nur als Ein besonderes, zusammenhängendes Werk, als Ein Gedicht betrachtet haben, und zu einem solchen konnten die verschiedenen einzelnen Dichtungen der alten Epiker nur durch Weg- und Ausschneiden verbunden und zusammengeordnet werden. Dafs daneben doch von Cyklikern als einer Mehrzahl von Dichtern geredet wurde, ist kein Widerspruch, da ja die Gedichte derselben gewifs nebenher auch einzeln und besonders bestanden, und man recht gut wufste, dafs der Cyklus aus einer Mehrzahl einzelner Werke zusammengesetzt sei. Da endlich Photius nach Proklos (a. a. O.) ausdrücklich bemerkt, dafs der Cyklus von Vielen oder gar von der grofsen Menge gelesen wurde (*σπουδάζεται τοῖς πολλοῖς*), so kann auch der Ausdruck *συμπεριφερόμενοι* kein Bedenken erregen; und jedenfalls steht der Name Hesiodos besser und passender neben den alten cyklischen Epikern als neben Kyklographen wie Dionysios u. A. Gegen jene Ansicht, dafs die Gedichte im epischen Cyklus, wie ihn Proklos vor sich hatte, nicht vollständig, sondern nur in Ausschnitten aufgenommen waren, hat sich freilich der Hr. Vf. mehrfach und wiederum im Anhange des vorliegenden Werkes p. 445 ff. erklärt. Allein wenn wir ihm auch Alles zugeben, so bleiben doch folgende Thatsa-

Digitized by Google

chen unbeseitigt 1) die ἀκολουθία τῶν πραγμάτων, weshalb der epische Cyklus vorzugsweise gelesen wurde, mufste schon durch die mancherlei Wiederholungen, die wir aus unsern dürftigen Nachrichten nachweisen können, so bedeutend gestört werden, dafs wohl kaum diese ἀκολουθία und nicht die Trefflichkeit der Dichtungen den Hauptgrund abgeben konnte, weshalb der epische Cyklus beliebt war. 2) Proklos in seiner Chrestomathie sagt überall wörtlich und ausdrücklich: Hierauf folgen im Cyklus von der Aethiopis 5 Bücher — von der kleinen Ilias 4 Bücher — von der Iliupersis des Arktinos 2 Bücher u. s. w.; wären es die ganzen Gedichte gewesen, so hätte er sich, wie durchaus gewöhnlich ist, ausdrücken müssen: hierauf folgt die Aethiopis von so und so viel Versen u. s. w. (wie sich auch die Borgiasche Tafel überall ausdrückt). Es ist durchaus nicht wahrscheinlich, dafs Arktinos oder Lesches, die doch im Homerischen Style dichteten, eine besondere Epopöe von nur 2 oder 4 Gesängen verfafst haben sollen; alle epischen Gedichte der Griechen älterer und jüngerer Zeiten, deren Umfang uns irgend bekannt, sind (mit Ausnahme der Heraklea des Pisander nach Suidas Zeugnisse) zu grofs, als dafs sich eine solche Annahme rechtfertigen liefse. 3) Dafs von der kleinen Ilias des Lesches die dazu gehörige Iliupersis abgeschnitten und vom Cyklus ausgeschlossen worden ist (wie Ref. andeutungsweise schon gezeigt zu haben glaubt) nicht nur wirklich geschehen, sondern auch nicht blofs der einzige oder ein einzelner Fall eines solchen Verfahrens (wie der Hr. Vf. einwendet). Auch des Arktinos Iliupersis nämlich, welche nach Proklos (Chrestomathie) auf die kleine Ilias des Lesches im Cyklus folgte, und vom Rathe der Troer über das hölzerne Rofs, dem Tode des Laokoon, der Einnahme der Stadt und deren Schicksalen und endlich von der Vertheilung der Beute handelte, erscheint damit nicht in ihrem vollständigen Inhalte angegeben. Erwähnte Arktinos (nach Dionys. Hal. Antiqu. Rom. I, 69.) des Palladions, das die Troer stets verborgen gehalten, und die Achäer daher nicht wirklich, sondern nur in einem ähnlichen Abbilde geraubt hätten, so konnte dies nur in diesem Gedichte (wenigstens wahrscheinlicher als in der Aethiopis) geschehen sein. Der Raub desselben aber durch Odysseus und Diomedes ging noch der Abfahrt nach Tenedos vorher, und geschah, während Epeios das hölzerne Rofs baute. Erzählte nun aber, wie wir (aus Schol. Pind. Isthm. IV, 58. Böckh) wissen, des Arktinos Aethiopis auch den Selbstmord des Aias, so ist es doch wohl sehr unwahrscheinlich, dafs der Dichter von der Geschichte des Trojanischen Krieges seit dem Schlusse der Homerischen Ilias gerade nur das kleine Stück von dem Tode des Aias bis zur Anfertigung des Rosses in seinen Gesängen sollte unberührt gelassen haben. Mit Recht dürften wir schon deshalb annehmen, dafs sein zweites Gedicht, wenn nicht mit dem ersten Eines gewesen, doch unmittelbar dieses fortgesetzt, und mit der Gefangennehmung des Helenos und dessen prophetischem Rathe, den Philoktetes von Lemnos zurückzuführen, begonnen habe. Zur Gewifsheit aber wird dies durch ein Fragment, das mit ausdrücklichen Worten aus des Arktinos Iliupersis angeführt wird, und nach welchem Podaleirios oder Machaon den Wahnsinn des Aias zuerst erkannte (Ap. Schol. Victor. ad Il. XI, 515. coll. Eustath. ad eund. l. p. 759); während doch nach Schol. Pind. Isthm. IV, 58. der Selbstmord des Aias schon in der Aethiopis erzählt war, so dafs also die beiden Scholiasten die ganze Dichtung des Arktinos nach ihren beiden Hälften hin wahrscheinlich verschieden abtheilten. Machaon aufserdem heilte, wie auch Lesches (nach Proklos) erzählte, den Philoktetes von seiner Krankheit; und wenn auch jenes Fragment nicht eben dieses aussagt, so ist doch wohl nach Allem mit gröfster Wahrscheinlichkeit anzunehmen, dafs die Iliupersis des Arktinos da begann, wo seine Aethiopis geschlossen hatte, oder dafs beide Dichtungen zwei Hälften eines gröfsern Ganzen bildeten. Da nun die kleine Ilias des Lesches nach Proklos mit der Entscheidung über die Waffen des Achilleus und dem Tode des Aias anhub und mit der Anfertigung des Rosses und dessen Aufnahme in Ilion endete, da die auch nach des Hrn. Vfs. Meinung zu ihr gehörige Iliupersis desselben Dichters (wie aus Aristot. Poet. 23. Paus. X, 25, 2. cf. ib. 26, 1. u. c. 27 erhellet) auch die Einnahme der Stadt und den Ausgang des ganzen Krieges enthielt; so waren, falls (wie der Hr. Vf. will) sowohl die Aethiopis und Iliupersis des Arktinos als auch die kleine Ilias mit der Iliupersis des Lesches im Cyklus *ganz und vollständig* aufgenommen waren, dadurch offenbar Gedichte verschiedener Epiker im Cyklus enthalten, welche *völlig dieselben* Gegenstände besangen und darstellten; die kleine Ilias mit der Iliupersis des Lesches

Digitized by Google

hätte (bis auf Abweichungen im Einzelnen) durchgängig nur eine Wiederholung dessen gegeben, was die Aethiopis und Iliupersis des Arktinos enthielt, und daher mufste, wenn von einer *ἀκολουθία τῶν πραγμάτων* nur überhaupt die Rede sein soll, doch wohl nothwendig eines von diesen Gedichten weggelassen, oder, wie sich nach Proklos und nach Allem ergiebt, sie mufsten verschnitten, und dadurch in einander eingefügt werden. Aus welchen Gründen nicht jenes sondern dieses geschehen, läfst sich freilich nicht bestimmen, da wir ja gar nicht wissen, zu welchen Zwecken die Zusammenstellung des epischen Cyklus überhaupt, und insbesondre die Ausgabe, die Proklos vor sich hatte, veranstaltet war. Eben deshalb läfst sich auch nicht einwenden, dafs es doch zu geschmacklos und unkünstlerisch gewesen wäre, auf jene Weise die Gedichte zu verstümmeln und zu entstellen. Denn dafs dieses schon in besseren Zeiten vor Aristoteles in gleicher Art geschehen, wird nicht behauptet (wenigstens glaubt Ref., dafs es zu verschiedenen Zeiten verschiedene Sammlungen und Ausgaben des epischen Cyklus gegeben habe); und für den Geschmack und den poetischen Sinn späterer Grammatiker zumal bei vielleicht ganz singulären und äufserlichen Zwecken (für das Bedürfnifs der Schulen u. s. w.) kann doch wohl Niemand einstehen. — Zu diesen drei Gründen tritt dann endlich 4) die bestätigende Andeutung in der behandelten Stelle des Herennius Philo wie in den angeführten Worten des Philoponos und Suidas hinzu; — und daher glauben wir, dafs in Folge jener Aeufserung des Herennius Philo allerdings anzunehmen sei, eine Theogonie, Titanomachie und Gigantomachie habe im Cyklus ihren Platz gefunden. Der Grund, warum dies nicht die Theogonie des Hesiodos war, dürfte wohl kein andrer gewesen sein, als weil man, um dem Ganzen eine möglichst gleichmäfsige Farbe zu geben, auch unter den Dichtern des Hesiodischen Sagenstoffes und Hesiodischer Richtung diejenigen späteren vorzog, welche dem Homerischen Style näher standen als Hesiodos selbst, indem doch wohl dem Laufe menschlicher Dinge gemäfs mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen ist, dafs die ursprüngliche prägnante Verschiedenheit beider Hauptschulen der epischen Poesie sich später allmählig verwischte und ausglich. Vielleicht auch war jener Grund ein ganz äufserer, und bestand darin, dafs die Hesiodische Theogonie auch die Titanomachie enthielt, andrer Seits aber *τὰ ἄλλως περὶ θεῶν μυθολογούμενα* darin so kurz oder gar nicht erwähnt waren, dafs doch noch andere Gedichte aus dem Kreise der Göttergeschichte hätten aufgenommen werden müssen. Welche Theogonie denn nun die cyklische war, läfst sich freilich nicht angeben. Vielleicht war es die des Lakonen Kinäthon, indem wahrscheinlich in der verdorbenen Stelle bei Hieronym. Chron. ad Ol. III. nicht Telegoniam sondern eher Theogoniam zu lesen sein dürfte, da nach Paus. II, 3, 7. ib. 18, 5. VIII, 53, 2. coll. Schol. ad Il. III, 175. Kinäthon nicht als rein-Homerischer Dichter zu betrachten ist, und weil, wenn eine Telegonie des Kinäthon existirt hätte, schwerlich die des späten und eben so wenig Homerischen Dichters Eugammon in den Cyklus aufgenommen worden sein dürfte. — Endlich erklärt sich der Hr. Vf. in diesem 3ten Capitel auch über die bekannten Worte des Photius aus Proklos (l. l.): *ὡς τοῦ ἐπικοῦ κύκλου. τὰ ποιήματα διασώζεται καὶ σπουδάζεται τοῖς πολλοῖς, οὐχ οὕτω διὰ τὴν ἀρετὴν ὡς διὰ τὴν ἀκολουθίαν τῶν ἐν αὐτῷ πραγμάτων.* Wir danken es dem tiefdringenden Scharfsinne Welckers, dafs er gezeigt hat, wie in diesen Worten keineswegs die poetische Trefflichkeit der Gedichte geleugnet werde. Proklos sagt nur, dafs der Cyklus nicht so wohl deshalb, als wegen der in ihm beobachteten Folge der Begebenheiten sich erhalte und von der Menge gesucht werde, dafs die Menge also weniger auf die allerdings auch vorhandene Schönheit der Dichtung als auf jene *ἀκολουθία* sehe. Allein daraus folgt auf keine Weise, dafs die meisten cyklischen Gedichte auch von eigentlich-Homerischer Komposition und Anordnung des Stoffes gewesen seien. Wie wäre man zunächst überhaupt darauf verfallen, aus ihnen auf die angegebene Weise einen Cyklus zusammenzustellen, dessen Hauptzweck die *ἀκολουθία τῶν πραγμάτων* war, wenn diese Gedichte in sich selbst nicht eine strengere, mehr *historische* Folge der Thatsachen und Begebenheiten bewahrt hätten? Aus lauter ächt-Homerisch componirten Epopöen hätte man, ohne die Dichtungen selbst völlig zu zerstören, durch bloises Abschneiden schwerlich eine solche *ἀκολουθία* herstellen können; und vielleicht würde man daher sogar die Homerischen Gedichte von dem Cyklus ausgeschlossen haben, wenn nur andre von demselben Inhalte existirt hätten. Demnächst wissen wir aus Aristoteles (Poet. 23.), dafs die Kyprien und die kleine Ilias keineswegs Ho-

Digitized by Google

merisch geformt und componirt waren; Aristoteles stellt sie in dieser Beziehung gerade der Ilias und Odyssee entgegen. Der von ihm gerügte Fehler aber, dafs man aus Mangel an Homerischer Einheit der Aktion so viele Tragödien als dargestellte Handlungen aus jenen Epopöen machen könne, konnte nur daher entspringen, dafs eben die einzelnen Thaten und Begebenheiten in mehr historischer als epischer Folge aneinander gereiht waren. Weder die Auszüge des Proklos noch irgend ein andres Zeugnifs des Alterthums berechtigen uns, von den übrigen Gedichten das Gegentheil zu behaupten, und der Einwand, dafs ja die meisten Epopöen des Cyklus früher für Homerisch gegolten hätten, fällt weg, indem wir ja wissen, dafs man auch die Kyprien und die kleine Ilias für Werke Homers hielt. Freilich ist es nicht nur möglich, sondern wahrscheinlich, dafs einzelne Gedichte des Cyklus der Homerischen Composition näher gestanden als gerade die Kyprien und die kleine Ilias (wie auch Ref. a. a. O. p. 416. 421. 446 bemerkt hat): allein im Ganzen müssen wir glauben, dafs die Gedichte des Cyklus und der Nachhomerischen Dichter überhaupt etwa die Mitte gehalten zwischen der kreislinigen Form der Homerischen und der geradlinigen Bildung der Hesiodischen Composition, mehr jedoch sich zu letzterer hingeneigt haben.

Das IVte Capitel der ersten Abtheilung behandelt blofs die beiden schon oben besprochenen Stellen des Aristoteles Analyt. post. I, 12, 10. und de Sophist. elench. I, 10, 2.

Das Vte und VIte Capitel bildet insofern den Kern der Untersuchung der 1sten Abtheilung, als hier die verschiedenen Bedeutungen des Namens: Cykliker und cyklisches Gedicht, nachgewiesen und durchgegangen werden, woraus sich dann von selbst die Folgerung ergiebt, dafs man bisher mit Unrecht meist alle Stellen, welche von Cyklikern sprechen, ohne weiteres auf die *alten* Cykliker bezogen, und diese dadurch in einem falschen Lichte gezeigt habe. Ref. mufs leider die schon entworfene Inhaltsanzeige dieser beiden Capitel wegen Mangels an Raum wieder wegstreichen, was um so mehr gegen seinen Wunsch und Willen geschieht, als er in den hier behandelten Punkten mit der trefflichen und erschöpfenden Deduktion des Hrn. Vfs. im Allgemeinen völlig einverstanden ist. In dem Resultate derselben liegt ein Vorwurf für alle bisherigen Bearbeiter der cyklischen Poesie, der zum Theil auch den Ref. trifft. Ihn hielt vom Verfolgen jener Spur, auf welche der Cyclicus Antimachos führt, die freilich noch immer unbeantwortete Frage zurück, wie man darauf gekommen, cyklisch hier im lobenden oder guten, dort im tadelnden Sinne ohne nähere Bezeichnung zu gebrauchen, und wie man überhaupt erkannt habe, welche Cykliker jedesmal gemeint seien? zumal da doch von Aristoteles ziemlich ähnliche Fehler auch alten Gedichten des epischen Cyklus nachgesagt werden.

Die *zweite Abtheilung* handelt von den *Homerischen Dichtern*, d. h. von den Dichtern und Gedichten des epischen Cyklus, welche der Hr. Verf. Homerisch nennt, sofern nach seiner Meinung der Cyklus nur aus den früher dem Homer zugeschriebenen Dichtungen gebildet war. Zur näheren Begründung dieser Meinung dient dann auch gleich der Iste Abschnitt *über Homeros*. Zu grofser und besondrer Freude hat es dem Ref. gereicht, auch aus dem Munde Welckers wiederum die Bestätigung der Ansicht zu hören, die er seiner Seits auszuführen gesucht hat, dafs nämlich Homer gerade der zusammenfügende, verbindende Sänger und Künstler gewesen, welcher aus der Masse der alten Heldensagen und Heldenlieder ein harmonisches, schön geordnetes, abgerundetes Ganzes zu bilden wufste. Der Hr. Verf. aber geht von dieser Grundanschauung aus weiter, indem er Homer zwar als grofse, hervorragende dichterische Persönlichkeit anerkennt, den Namen Homeros aber nicht als wirklichen Eigennamen, sondern als allgemeineren Kunstnamen fafst, welcher in der Bedeutung von *Zusammenfüger* (ὁμοῦ ἄρω) auch auf andre Sänger der gleichen Kunstübung übertragen worden sei. Hieraus erklärt er dann sowohl die mannigfaltigen Sagen und den vielverzweigten unentschiedenen Streit über die Geburt, die Wanderungen und verschiedenen Aufenthaltsorte Homers, als auch jene Erscheinung, dafs so viele der späteren epischen Dichtungen dem Namen Homers beigelegt werden. Um auf eine nähere Erörterung über diesen Punkt einzugehen, würde ein eignes Werk erforderlich sein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 118.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1836.

Der epische Cyklus oder die Homerischen Dichter von F. G. Welcker.

(Fortsetzung).

Ref. bemerkt daher nur, dafs allerdings auch nach seiner Ueberzeugung die Hauptthätigkeit der älteren nach-Homerischen Epiker in jenem Zusammenfügen der alten Heldensagen und Heldenlieder bestanden habe. Ob jene Dichter aber darum ursprünglich auch den Namen Homers erhalten, oder ob die oben erwähnte Erscheinung sich nicht eben so natürlich erkläre, theils aus der allgemeinen Gleichartigkeit und Verwandtschaft des poetischen Stoffes, theils aus dem Untergange und der Unsicherheit der wahren Namen der Dichter, wofür dann um so leichter (vielleicht von den Rhapsoden) der berühmte Homerische substituirt wurde, als der Ruhm, Homer geboren zu haben, wenn auch nicht zur Streitsache gemacht, doch gewifs frühzeitig von verschiedenen Hellenischen Städten und Ländern erstrebt wurde; — darüber wagt Ref. nicht zu entscheiden. Dafs auch der Margites, die Hymnen, die Batrachomyomachie und so viele kleine Gedichte, bei denen doch von jenem Zusammenfügen nicht wohl die Rede sein konnte, dem Namen Homers beigelegt wurden, dafs in den Sagen selbst jene alten (cyklischen) Epiker nirgend bei diesem Namen, ja nicht einmal Homeriden genannt werden, und dafs andern Theils wiederum einzelne ihrer Gedichte, so viel wir wissen, nicht für Homerisch gegolten haben, steht der Ansicht des Hrn. Vfs. entgegen. Bedenklich ist auch der Umstand, dafs Keiner der älteren (cyklischen oder nach-Homerischen) Dichter denselben Stoff, welchen die Ilias und Odyssee singen, behandelt hat, während sie doch unter- und gegeneinander ganz dieselben Gegenstände zu verarbeiten (z. B. Arktinos und Lesches) sich nicht scheuten. Daraus dürfte sich doch wohl mit ziemlicher Sicherheit schliefsen lassen, dafs bei weitem die meisten dieser Epiker in Zeiten dichteten und sangen, in welchen der Ruhm der Ilias und Odyssee so ausgebreitet und befestigt war, dafs Keiner von ihnen nachzusingen wagte, was der Meister derselben vorgesungen hatte. Sollten sie nun dennoch gleich ursprünglich mit dem grofsen Namen Homers beehrt worden sein? und war dies nicht der Fall, was ist dann mit der neuen Ansicht von Homeros als Kunstnamen gewonnen? Höchstens ein Stützpunkt mehr für die Vermuthung, dafs die Odyssee nicht das Werk desselben Meisters, der die Ilias gebildet, gewesen sei, eine Vermuthung die allerdings auch der Hr. Vf. aufstellt. Als entschieden kann indessen auch diese Frage nicht betrachtet werden, so lange nicht (wie der Hr. Vf. selbst sagt) von einer durchgreifenden, in die Tiefen dringenden Kritik beider Werke der Standpunkt der Beurtheilung fester gestellt ist, als bisher geschehen. Dafs sich endlich der Hr. Vf. für das äolische Smyrna (mit Kyme) als den ältesten Sitz des Homerischen Gesanges erklärt, beruht auf einer so weit greifenden Deduktion, dafs wir uns deren nähere Erörterung hier versagen müssen. Gewifs scheint, dafs man bisher meist zu ausschliefslich und bestimmt Jonien als Vaterland und Ursitz der Homerischen Poesie betrachtet hat (wie auch von Ref. a. a. O. bemerkt worden ist).

Nach dieser Erörterung über Homer mit ihren Nebenlinien (wobei auch über die Homeriden) folgt im II—XVI. Capitel die nähere Betrachtung der von dem Hrn. Vf. für cyklisch oder Homerisch gehaltenen Dichter und Gedichte. Cap. II. u. III.: über Homer in Neonteichos, die Thebais, Epigonen oder Alkmäonis, Hymnen und über Arktinos v. Milet, Aethiopis, Iliupersis und Titanomachie, bieten wenig Neues dar. Cap. IV. Kreophylos von Samos, Chios, Jos: Oechalias Einnahme und kleine Ilias. Der Name Kreophylos (*Κρεώφιλος*) wird mit „Bratenfreund" erklärt, und darunter ein Beiname des dem Schmause folgenden Sängers verstan-

Digitized by Google

den. Die wohl sehr zweifelhafte Richtigkeit dieser Erklärung auch angenommen, scheint es dem Ref. doch bedenklich, auf Grund derselben und weil später Hermodamas, Zeitgenosse und Freund des Pythagoras in Samos, ein Kreophylier genannt wird, von einer Samischen Familienschule der Kreophylier zu sprechen, und diese den Homeriden in Chios an die Seite zu setzen. Darauf werden die mit geringer Abweichung sich wiederholenden Sagen von Kreophylos in Samos, Jos, Chios und dessen Verbindung mit Homer durchgegangen. Wenn man auch zugiebt, dafs diese und die übrigen ähnlichen Sagen als Volkssagen zu betrachten seien, so fragt es sich doch immer noch, ob dieselben deshalb erfunden worden, um „die Kunde oder die Vermuthung von Heimath und Namen eines wirklichen Verfs. zu vermitteln mit dem mythischen oder poetischen Gebrauche, gewisse Poesien nach Geist und Kunstart Homerisch zu nennen." Man sieht wenigstens nicht ein, warum, wenn dieser Gebrauch bestand, das Volk oder wer sonst jenen Umweg der Erfindung einer besondern Sage wählte, anstatt ein Gedicht des Kreophylos ohne weiteres zugleich auch Homerisch zu nennen. Sollen aber die Sagen erst aufgekommen sein, als jener Gebrauch des Homerischen Namens völlig in Vergessenheit gerathen war, so müfste derselbe entweder durchaus nicht allgemein und sehr vorübergehend gewesen sein, oder die Sagen dürften nicht als Volkssagen betrachtet werden. Wie und wodurch ferner sollte jener Gebrauch, der (wenn er überhaupt bestand) doch an so vielen und verschiedenen Orten bestanden haben müfste, bald so verdunkelt worden sein, dafs man wenigstens schon im 6ten Jahrhundert nirgend mehr eine Ahnung davon hatte? Ist es daher nicht wahrscheinlicher anzunehmen, dafs die späteren Sänger (nenne man sie Aöden, Homeriden oder Rhapsoden), welche die Epopöen Homers und der nach-Homerischen (cyklischen) Epiker im Volke vortrugen, die Gedichte des Kreophylos, Stasinos, Lesches u. s. w. durch Erfindung solcher Geschichtchen für Homerisch ausgaben, theils um den Samiern (Jere, Chiere), Kypriern, Lesbiern u. s. w. zu schmeicheln, theils um den Gedichten und deren Vortrage durch Homers Namen ein gröfseres Interesse zu gewinnen? — Dafs endlich die dem Kinäthon beigelegte Heraklea, wenn sie auch nur Oechalias Einnahme besang, wahrscheinlich dasselbe Gedicht gewesen sein soll, was sonst dem Kreophylos zugeschrieben wird, davon sieht Ref. keinen genügenden Grund ein; warum sollten an verschiedenen Orten von verschiedenen nach-Homerischen Epikern nicht dieselben Stoffe behandelt worden sein? wovon bei Arktinos und Lesches ein Beispiel feststeht, und ein zweites in der Telegonee des Kinäthon und Eugammon vom Hrn. Vf. selbst angenommen wird. — Cap. V.: Kynäthos, Kinäthon von Chios, von Lakedämon, von Syrakus und Korinth: Hymnus auf den delischen Apollon, kleine Ilias, Telegonee, Oedipodee, Heraklee (Oechalias Einnahme). In diesem Kapitel, wie schon die Ueberschrift zeigt, kommt viel Neues in Betrachtung. Kynäthos von Chios, der nach Hippostratos (Schol. Pind. Nem. II, 1.) um die 69ste Ol. als der erste Rhapsode in Syrakus, die Homerischen Gedichte rhapsodirte, wird in die 6te oder 9te Olympiade hinaufgerückt, indem es völlig unmöglich und den klarsten und sichersten Zeugnissen widersprechend sei, dafs in Syrakus erst Ol. 69. die Homerischen Gedichte bekannt geworden wären. Ob die Emendation *κατὰ τὴν ἕκτην ἢ τὴν ἑνάτην* für *κατὰ τὴν ἑξηκόστην ἑνάτην Ὀλ.* zu billigen sei, überläfst Ref. dem Urtheile der Meister der Philologie. Er selbst hat die Worte insofern unverändert bestehen lassen zu können geglaubt, als er (a. a. O. p. 257 ff.) annahm, dafs die Homerischen Gedichte in Syrakus Ol. 69. allerdings nicht *bekannt* geworden, sondern zuerst *rhapsodirt* worden seien, wobei er freilich von einem andern Begriffe des Rhapsodirens und rhapsodischer Kunst ausging als der Hr. Vf., und auch die Bemerkung, dafs Kynäthos von den Gedichten mit Homers Namen den Hymnus auf Apollon gemacht habe, dadurch beseitigen zu können glaubte, dafs ja wohl leicht Kynäthos diesen Hymnus zuerst verbreitet, nach Athen gebracht, und (wie die bekannte Stelle des Thukydides beweist) für ein Werk Homers ausgegeben haben konnte; deshalb wurde er von späteren Grammatikern für den Verf. desselben gehalten, während noch Thukydides gläubig ein altes Dokument darin sah. (Ob er ein solches nicht wirklich gewesen, ist damit noch keineswegs ausgemacht; Hippostratos behauptete auch nur, es *solle* Kynäthos der Verf. desselben sein). Bestimmt entgegen steht jener Emendation die Angabe des Hippostratos (a. a. O.), dafs Kynäthos viele Verse in die Homerischen Gedichte eingeschoben habe. Wer sollte in der 6ten oder 9ten Ol. dergl. Interpolationen so genau haben controliren können, da doch zu dieser

Digitized by Google

Zeit (wie der Hr. Vf. p. 380 selbst annimmt) nur wenige und wahrscheinlich nur von einzelnen Theilen Handschriften der Homerischen Gesänge existirten? Und wenn diese Interpolationen bemerkt und getadelt wurden, wie sollte sich die Nachricht davon bis in die späten Zeiten der Grammatiker erhalten haben? Kritik und Achtsamkeit auf dergl. Dinge bis in die 6te oder 9te Ol. heraufzurücken, scheint doch mehr als gewagt. Wenn aber auch eine „nur kleine Anzahl eingeschobener Verse in dem Chiischen Exemplar Homers zu Alexandria zugereicht hätte, um jenen üblen Ruf (der Interpolation) zu veranlassen" (p. 385), wie kam man dazu, den üblen Ruf gerade auf Kynäthos zu wälzen, da doch Chios, der Sitz der Homeriden, reich war an Homerischen Sängern? — Kynäthos der Chier wird sodann vom Hrn. Vf. mit Kinäthon dem Lakonen verschmolzen, indem er beide Namen für identisch erklärt, und voraussetzt, dafs in der Borgiaschen Tafel bei *Οἰδιποδείαν τὴν ὑπὸ Κιναίθωνος* nur *τοῦ Χίου* zu ergänzen sei. Allein Pausanias erklärt (II, 3, 7. IV, 2, 1 cf. II, 18, 5. VIII, 53, 2.) den Lakonen Kinäthon bestimmt für einen genealogischen Dichter. Der Kinäthon, den Pausanias meinte, war also gewifs kein Homerischer, sondern ein Hesiodischer Sänger, und dies stimmt auch völlig mit dem überein, was Hippias bei Plato (Hipp. maj. p. 285 D.) über den Geschmack der Spartaner in Beziehung auf epische Kunst und Dichtung andeutet. Die Oedipodee (in der Borgiaschen Tafel) konnte dem Kinäthon zugeschrieben werden, sofern der Stoff vermöge der Abstammung der Spartanischen Könige Prokles und Eurysthenes (durch Argeia) von den Agiden zu Thera und dadurch von dem alten Oedipus einem Lakonischen Sänger nahe lag. Noch näher lag für einen solchen der Sagenkreis von Herakles (daher die Heraklee des Kinäthon), und ob die schon erwähnte verdorbene Stelle bei Hieronym. ad Ol. III. von einer Telegonee spreche, scheint doch wenigstens zweifelhaft. Und so bleibt zum Beweise, dafs man dem Namen Kinäthons eine Dichtung von eigentlich Homerischem Stoffe beigelegt habe, nur das Vatikanische Scholion zu Eurip. Troerinnen (822) übrig, wonach die kleine Ilias von Einigen auch dem Lacedämonier Kinäthon beigelegt ward. Will man auf diese Stelle (wozu noch Tzetz. in Il. p. 45 kommt) Gewicht legen, so mufs man allerdings annehmen, dafs durch Umstände und Verhältnisse irgend einer Art der Lakonische Genealogieendichter mit einem Homerischen Heldensänger verwechselt worden sei, wobei doch immer jener (durch Pausanias) als nicht-Homerischer Epiker stehen bleibt. Eher scheint dem Ref. aus der Betrachtung dieser und so vieler ähnlicher Stellen das Willkürliche der Sagen und Annahmen über die Verf. der nach-Homerischen (cyklischen) Gedichte hervorzugehen. Cap. VI.: Thestorides und Prodikos von Phokäa: kleine Ilias, Phokaïs (oder Minyas). Die kleine Ilias und die s. g. Phokaïs kommt dem Thestorides zu nach dem angeblich-Herodotischen Leben Homers (mit Schol. Vat. ad Eurip. I. l.), wonach Homer jene Gedichte bei Thestorides in Phokäa gedichtet und diesem überlassen hatte. Sodann sucht der Hr. Vf. wahrscheinlich zu machen, dafs die Phokaïs und die Minyas (dem Phokäer Prodikos beigelegt) dasselbe Gedicht, und zwar kein religiöses, orphisches, sondern vielmehr heroischen Stoffes gewesen sei, den Krieg des Herakles wider Orchomenos (die Minyerstadt), dessen Einnahme und (vielleicht als verklärenden Schlufs) die Befreiung des Theseus aus dem Hades durch Herakles (daher die Stellen bei Paus. IV, 33, 7. IX, 15, 4. X, 28, 1. u. 32, 2.) besungen habe. Daraus aber, dafs die Phokaïs des Thestorides offenbar heroisch-epischen Gehalts gewesen sein müsse, von Phokäa gleichwohl keine Heroenmythe bekannt sei (weshalb der Name vermuthlich nur von der Entstehung des Gedichtes in Phokäa herrühre), andern Theils aber der Dichter der Minyas ein Phokäer (Prodikos) genannt werde, — daraus schliefsen zu wollen, dafs Phokaïs und Minyas dasselbe Gedicht gewesen sei, scheint dem Referenten mehr als gewagt.

(Der Beschlufs folgt.)

XCIII.

***Façsimile von Handschriften berühmter Männer und Frauen. Bekannt gemacht und mit historischen Erläuterungen begleitet von Dr. Wilhelm Dorow, Königl. Preufs. Hofrathe u. s. w. Auf Stein geschrieben im lithographischen Institute des Verlegers. Erstes Heft. Berlin, 1836. Verlag von L. Sachse und Komp.* 4.**

Wir hatten kürzlich von einem talentvollen jungen Schriftsteller das behaglich-kecke Geständnifs zu lesen, ihm sei persönliche Theilnahme und Verehrung für unsre grofsen Männer eigentlich fremd, wenigstens nicht angeboren. Müfsten wir diese Aeufserung als ein Zeichen der Zeit nehmen, worin sich deren weitverbreitete Gleichgültigkeit zu erkennen gäbe, so fänden

Digitized by Google

wir sie für das Allgemeine nicht weniger bedauernswerth, als sie es schon für den Einzelnen ist, der sich damit der reinsten Quellen des Glückes und der Freude verlustig bekennen will. Doch werden wir bei näherem Ueberblick unsern sorglichen Unmuth leicht wieder beruhigen. Solcher unerfreulichen, und, wie uns dünkt, auch in jenem Worte noch keineswegs erhärteten Sinnesart widersprechen von allen Seiten die thatsächlichen Beweise des lebhaftesten Antheils, der beseeltesten Verehrung, welche mehr und mehr für unsre grofsen Namen sich erheben. Die Bildsäulen, deren Errichtung im Werk oder im Vorschlag ist, die Denkwürdigkeiten und Briefwechsel, welche von Jahr zu Jahr den Schatz unsrer Lebenskunde mehren, beweisen eine ganz entgegengesetzte Richtung, welche den Ertrag und das Werk des Geistes nicht kalt absondern und dahinnehmen, sondern vielmehr den Zusammenhang mit der Wärme und Frische des persönlichen Daseins, aus dem sie hervorgegangen sind, eifrig bewahren will. Unter diesen Gesichtspunkt dürfen wir auch das Unternehmen stellen, welches sich in dem vorliegenden ersten Hefte glücklich ankündigt.

Der hohe Werth der Handschrift, ihre unerschöpfliche Verschiedenheit und Eigenthümlichkeit, und ihre tiefen Bezüge auf ein darin offenbar und geheim ausgedrücktes Innere, stehen heutiges Tages in allgemeiner Anerkennung fest. Nach dem Abbilde der Person selbst, wie der Mahler oder der Bildhauer es giebt, ruft kein andres Mittel so unfehlbar und bestimmt uns die Gegenwart eines Menschen hervor, als sein geschriebenes Wort, worin der Ausdruck seines geistigen Wesens mit seiner leiblichen Eigenheit zusammenfliefst. Der Reichthum sinniger Unterhaltung und fruchtbarer Einsicht, welche durch den Anblick handschriftlicher Denkmale hervorzurufen sind, wird jedoch erst recht klar, wenn gröfsere Sammlungen mit verständiger Wahl angeordnet und mit sichrer Kenntnifs erläutert werden. In neueren Zeiten hat eine hohe und edle Liebhaberei sich vielfach diesem Gegenstande zugewendet; wir können Goethe und den Fürsten von Metternich als eifrige Sammler nennen, deren Lebensstellung freilich auch für solchen Nebenzweck leicht einen Gewinn abwarf, der für nicht so Begünstigte nur durch aufserordentliche Glücksfälle erreichbar wird. Wenig aber ist bisher in Deutschland geschehen, solche Schätze durch treue Nachbildung in Gemeingut zu verwandeln, sie der Nation zu Genufs und Belehrung öffentlich anzubieten.

Wir müssen dem Herausgeber der vorliegenden Probe aufrichtig danken, mit diesem Unternehmen hervorzutreten. Durch eigne Lebensverhältnisse voll reicher Beziehungen und ausgebreiteter Weltanschauung, durch Eifer und Ausdauer, so wie durch besondre Gunst der Umstände, welche demjenigen nicht zu fehlen pflegt, der mit Ernst ein richtiges Ziel verfolgt, ist Hr. Hofrath Dorow gewifs vor vielen Andern befähigt, in dieser Art etwas Vortreffliches zu leisten. Dies ist um so mehr gleich im Beginn anzuerkennen, als das ganze Geschäft seine Schwierigkeiten und sein Verdienst hinter dem Gelingen selber gleichsam verbirgt, und seine Ansprüche auf den Dank des Publikums keineswegs zur Schau trägt. Die Eigenschaften, deren ein Autor zur Ausstattung eigner selbstständiger Schriften bedarf, sind hier ebenfalls unentbehrlich, um einer anscheinend in Sammeln und Erläutern abgethanen Arbeit geistigen Halt und gutes Geschick zu sichern. Die Auswahl, sowohl der Personen als der Blätter, die Sorgfalt in den begleitenden Angaben, die Gesichtspunkte, der Takt und das Mafs in den erläuternden Bemerkungen, alles dies wird hier von entscheidender Wichtigkeit.

In jedem Betracht dürfen wir diese begonnene Sammlung bestens anempfehlen. Von dreifsig berühmten Personen, die theils der Welt im Allgemeinen wichtig, theils vorzugsweise dem deutschen Vaterlande werth und bedeutend sind, empfangen wir fünfunddreifsig handschriftliche Zeugnisse, welche meistens noch durch den besonderen Inhalt oder die eigenthümlichen Umstände, unter denen sie geschrieben worden, ein erhöhtes Interesse haben. Die zwei Briefe des Fürsten von Hardenberg, die merkwürdigen Briefe von Gentz, Achim von Arnim, Friedrich August Wolf, Fichte, Wilhelm von Humboldt, Heyne, Voltaire, Blücher, Thielmann, würden auch ohne das Bild der eigenthümlichen Handschrift, in blofs gewöhnlichem Druck, eine willkommene Gabe sein; um wie viel mehr sind sie es jetzt, da sie die unmittelbaren Lebenszüge darstellen! Die Handschriften von Schleiermacher, Wieland, Bülow von Dennewitz, Ferdinand von Braunschweig, Jean Jaques Rousseau, Katharina der Grofsen, Herder, Forster, Kant, Borowsky, Gräfin Genlis, Iffland, Jung, Reichardt, Johann von Müller, Heinrich von Kleist, Hippel und Dumouriez, erfreuen das Auge und den Geist mit unendlichen Anregungen dieser mannigfachen, in bunter Mischung prächtig leuchtenden Lebensgestalten, welche der Herausgeber durch gedrängte biographische und kritische Notizen dem Leser noch vertraulicher nahe rückt. Ein sehr karakteristisches Bild von Gentz aus dessen Jugend ziert das Titelblatt als Vignette.

Wir billigen es, dafs keinerlei Reihefolge noch Rangordnung bei den mitgetheilten Artikeln beobachtet worden; jede zu wählende würde ihre Schwierigkeiten gehabt, und den Beginn und Fortgang des Werkes nur gestört haben. Allein die Möglichkeit, die einzelnen Artikel nach Gutdünken und Eigenwahl zusammenzustellen, hätten wir gern jedem Besitzer bewahrt gesehen, und defshalb wünschten wir, dafs jedem Artikel ein eignes Blatt bestimmt und diesem die nöthigen Erläuterungen ebenfalls selbstständig beigegeben wären. Freilich würde das Ganze, welches jetzt auch durch seinen mäfsigen Preis empfehlenswerth erscheint, durch solche Einrichtung etwas vertheuert werden. Einige Ungenauigkeiten im Abdrucke des Textes würden zu rügen sein, wüfsten wir nicht, dafs dergleichen in deutschen Schriften, aller Sorgfalt ungeachtet, sich fast unvermeidlich einschleichen.

Für das zu erwartende zweite Heft hoffen wir vor allem die Handschrift Friedrichs des Grofsen, welche schon, wie wir vernehmen, diesem ersten zugedacht war. Sodann möchten wir aber noch den Wunsch ausdrücken, dafs der Herausgeber auch die Handschriften Lebender nicht ausschliefsen, sondern im Gegentheil den Kreis grade dieser recht weit ausdehnen, und hiedurch auch das nächste Interesse der Gegenwart an ihren eignen Gestalten berücksichtigen möge! —

Digitized by Google

№ 119.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1836.

Der epische Cyklus oder die Homerischen Dichter von F. G. Welcker.

(Schluſs.)

Die Phokaïs ist sonst nirgend bekannt als aus dem Pseudoherodotischen Leben Homers. Wie leicht konnte man aber aus irgend einem Grunde ein späteres genealogisches oder Gründungssagen behandelndes Epos mit dem Namen des Heldendichters Thestorides verbinden, da man ja umgekehrt dem Genealogieendichter Kinäthon auch Gedichte von Homerischem Stoffe beilegte, und da ja jene Gattung des Epos, welche die Gründungs- und Stammsagen behandelte, nicht nothwendig den Heldenkampf und die Heldensage ausschloſs. — Den Schluſs dieses Capitels machen treffliche Bemerkungen über den angeblich Hesiodischen Aegimios. Auch die folgenden Abschnitte VII—XIV.: über Diodoros v. Erythrä, Lesches, die Nosten eines ungenannten Kolophoniers, Eumelos v. Korinth, Agias, den vorhomerischen Demodokos, Stasinos und Hegesias oder Hegesinoos, und über Eugammon von Kyrene, geben neue, interessante Ansichten und Aufschlüsse, deren nähere Erörterung wir uns leider versagen müssen. Namentlich eröffnet die geistreich durchgeführte Betrachtung (Cap. XII.), wie schon vor Homer nachhomerische Stoffe besungen worden, eine groſse und schöne Aussicht über die lebendige, organisch fortwachsende Wirksamkeit der epischen Dichtung in jenen Zeiten, und bestätigt die Grundanschauung, daſs die künstlerische, dichterische Thätigkeit der nachhomerischen Epiker wie Homers selbst vornehmlich in jenem Zusammenfügen der alten Heldensagen und Lieder zu gröſseren epischen Ganzen bestanden habe. Wir bemerken nur noch, daſs die Telegonee des Eugammon, mag man ihr Verhältniſs zu der hieratischen, angeblich musäischen Thesprotis fassen wie man wolle, immer höchst merkwürdig bleibt, weil sie zeigt, daſs auch Gedichte, die keineswegs Homerisch in Geist und Behandlung waren und gewiſs auch nie dafür galten, dennoch in den Cyklus aufgenommen wurden. — Cap. XV.: Amazonia, Atthis von Hegesinoos. — Die Amazonia bei Suid. v. Ὅμηρος wird mit der Atthis des Hegesinoos bei Paus. IX, 29, 1. für dasselbe Gedicht erklärt. Ref. hat die Richtigkeit dieser Annahme nicht einleuchten wollen. Daſs die Verse Ἤγεό μοι λόγον ἄλλον κ. τ. λ. bei Aristot. Rhet. III, 14. bisher irrig für den Anfang der Chöritischen Epopöe genommen worden sind, ist allerdings nicht zu leugnen. Warum aber sollten sie nicht den Anfang einer Theseïs gebildet haben, von der Aristoteles (Poet. 8.) spricht, und die nach Plutarch (Thes. 28.) den Amazonenkrieg enthielt? Wenn auch diese Theseïs die übrigen oder noch andre Thaten des Theseus besang (wie allerdings anzunehmen ist), so läſst sich jener Anfang doch sehr wohl rechtfertigen, sobald man annimmt, daſs der Amazonenkrieg in den Vordergrund gestellt und besonders hervorgehoben war. That sie dies, und zeigte denselben (wie sich sehr wohl denken läſst) in irgend einem Causalzusammenhange mit den andern nachfolgenden Thaten des Theseus als innere oder äuſsere Veranlassung derselben, so konnte auch Aristoteles mit Recht jenen Anfang rühmen eben so wie den der Ilias, wo ja auch der Zorn des Achilleus als Ursache aller der folgenden Begebenheiten in den Anfang des Gedichts tritt. Auſserdem wissen wir ja nicht, wie jener von Aristoteles bloſs angedeutete Anfang weiter lautete. Gesetzt aber auch, es gab eine Amazonia, welche den Amazonenkrieg zum einzigen und Hauptgegenstande hatte (was sehr wohl möglich ist), warum soll sie dasselbe Gedicht mit der Atthis (bei Paus.) sein? Die Verse, die Pausanias aus letzterer anführt, passen doch wohl besser in ein Epos von den Gründungssagen Athens. Auſserdem sagt Pausanias ausdrücklich, daſs dasselbe seiner Zeit bereits verloren gewesen, und es ist dem vielge-

Digitized by Google

wanderten und in der altgriechischen Litteratur wohlbewanderten Pausanias nicht einzuwerfen, er habe nicht wissen können, ob nicht irgendwo das Gedicht noch vorhanden gewesen. Sollte dieses Schicksal aber wohl zu Pausanias Zeiten bereits ein Gedicht getroffen haben, das jemals für Homerisch gegolten, oder nicht weit natürlicher ein Epos von der Gründung Athens, eine Atthis, welche durch die späteren Atthidenschreiber mehrfach ersetzt und wahrscheinlich in Vergessenheit gerathen war? Sollte wohl die Aehnlichkeit oder (wie der Hr. Vf. will) Identität des Namens Hegesinoos mit den cyklischen Dichtern Agias (Hegias) und Hegesias, und das Zusammentreffen von *Ἥγησό μοι λόγον* mit diesen Namen einen genügenden Grund abgeben für die Identificirung der Amazonia und Atthis? Nimmt man dies aber dennoch an, so kann (wie der Hr. Vf. gleichwohl meint) doch unmöglich diese Atthis oder Amazonia im epischen Cyklus aufgenommen gewesen sein, da dieselbe zu Pausanias Zeiten wenigstens gröfstentheils unbekannt, der Cyklus aber (nicht etwa in einzelnen Gedichten, sondern als Ganzes), wie Proklos ausdrücklich sagt, seiner Zeit erhalten und viel gelesen war. — Dafs die Amazonia, wie auch der Hr. Vf. früher angenommen hatte, mit der Aethiopis des Arktinos dasselbe Gedicht gewesen sein dürfte, bleibt freilich auch nur Vermuthung. XVI. Danais. — Dies sonst wenig bekannte Gedicht führt der Hr. Vf. hiermit auf, sofern er von der Annahme ausgeht, dafs in der Borgiaschen Inschrift die cyklischen Epopöen aufgezählt würden.

Cap. XVII. entwickelt den „Kunstbegriff des Cyklischen in lebendiger epischer Poesie" ziemlich in demselben Sinne, in welchem auch Ref. behauptet hat, die cyklischen Dichter und Gedichte hätten nicht den Cyklus, sondern der Cyklus habe sie gebildet. Der *wesentliche* Unterschied zwischen der Grundansicht des Hrn. Vfs. und der des Ref. besteht vornehmlich darin, dafs Ref. nicht Homer als den einzigen und alleinigen, sondern auch Hesiodos als einen zweiten Mittelpunkt der Entwickelung und Fortbildung der späteren epischen Poesie der Griechen betrachtet, und dafs er den spätern Epikern des Homerischen Stoffes und Homerischer Schule im Ganzen nicht die Homerische Kunst der Composition, der Harmonie und Abrundung beimessen zu dürfen glaubt. Ersteres beruht auf der Ueberzeugung, dafs die beiden grofsen Ströme der epischen Dichtung der Griechen dem allgemeinen und nothwendigen, überall wogenförmig sich verschlingenden Gange aller menschlichen Bildung gemäfs sich irgend wo getroffen und vereinigt haben müssen, und dieser Punkt nicht wohl irgend ein andrer gewesen sein könne als das Zeitalter der cyklischen Epiker; letzteres gründet sich theils auf die Ansicht von dem allgemeinen Charakter dieses Zeitalters, in welchem mit dem Aufblühen der lyrischen Poesie, mit der Entwickelung des innern Staatslebens, der schärferen Sonderung der einzelnen Stämme und Staaten u. s. w. u. s. w. die Elemente des *historischen* Lebens und einer mehr *historischen* Weltanschauung sich mächtig zu regen begannen, und den ächt epischen Geist überragten, theils auf die oft erwähnten Aeufserungen des Aristoteles (in der Poetik), welche offenbar Homer hinsichtlich der Kunst der epischen Anordnung so hoch hervorheben, dafs er von einer Zusammenstellung mit andern Epikern, von einem gleichen Mafsstabe der Beurtheilung durchaus eximirt erscheint. Das Historische aber, in welchem freilich der Causalzusammenhang des Auf- und Auseinanderfolgens das erste und wesentliche bleibt, doch aber keineswegs das Zusammenordnen der mannigfaltigen Verhältnisse, Umstände und Beziehungen und das episodische Verschlingen der einzelnen Begebenheiten oder Nebenereignisse ausgeschlossen ist, scheint dem Ref. gerade die beiden entgegengesetzten Bildungsprincipien des Hesiodischen, blofs äufserlichen Aufreihens und der Homerischen ächt-künstlerischen und harmonischen Abrundung am besten in sich zu vereinigen. Cyklisch daher in Beziehung auf die epische Composition für gleichbedeutend mit Homerisch zu nehmen, bleibt ihm eben so bedenklich, als jenes entschiedene Ausschliefsen aller Dichtungen Hesiodischen Stoffes und Hesiodischer Richtung vom epischen Cyklus. Obwohl er daher dem geehrten Hrn. Vf. manche einzelne Berichtigung seiner Ansichten verdankt, so mufs er doch bekennen, dafs er in den erwähnten Hauptbeziehungen nicht mit ihm übereinstimmen kann.

Das XVIIIte Kapitel handelt über den Vortrag der Homerischen Gedichte. An der einleuchtenden und siegreichen Ausführung (im 1sten Abschnitt über die Aöden), dafs der ursprüngliche, alte Vortrag der Homerischen Gedichte wesentlich mit ihrer Gestaltung und Composition zusammengehangen, und daher die grofsen Homerischen Epopöen keineswegs in einzelnen, zerstreu-

Digitized by Google

ten und unzusammenhängenden Stücken, sondern nach den deutlichen Hinweisungen Homers selbst in fortlaufender, geordneter Reihefolge recitirt worden seien, hat sich Ref. wahrhaft erfreut. Auch in der entwickelten Ansicht (des 2ten u. 3. Abschnitts) von den Rhapsoden und Rhapsodenwettkämpfen sind ihm nur hinsichtlich der Behauptung von dem hohen Alter der Homerischen Rhapsodik und hinsichtlich der damit zusammenhängenden Meinung, dafs die Rhapsoden keineswegs die einzelnen Homerischen Gesänge in einer andern als der natürlichen, ursprünglichen, von Homer selbst ausgegangenen Ordnung vorgetragen hätten, einige Bedenken stehen geblieben, worüber er hier eben so viele Fragen an den Hrn. Vf. zu richten sich erlauben will. 1) Wenn es in älteren Zeiten gerade Sitte war, die Homerischen Gesänge in ihrer eigentlichen und ursprünglichen Zusammenordnung vorzutragen, erscheint es dann so unnatürlich, dafs man später darauf verfiel, dem *Vortrage* der so wohl bekannten Gedichte durch eine Veränderung in ihrer Ineinanderfügung einen Reiz der Neuheit zu geben? Ist es unmöglich zu nennen, dafs man in diesem Sinne etwa mit Uebergehung der einzelnen Homerischen Episoden (z. B. der Aristeia des Diomedes in der Ilias u. A.) oder durch blofses Andeuten des bei Homer weit Ausgeführten, den Kreis der Geschichte enger zusammenzog, den Faden der Ereignisse schneller abwickelte? Die einzelnen Gesänge der Ilias und Odyssee rhapsodisch in eine andre als die gegebene Ordnung zu bringen, ist gewifs nicht künstlerisch oder poetisch zu nennen; ein solches Verfahren aber geradezu als abgeschmackt gänzlich abzuweisen, scheint zu weit gegangen. Denn wenn auch Ilias und Odyssee wahrhafte, unübertreffliche Meisterwerke der epischen Composition sind, so möchte es doch kein Erzeugnifs des menschlichen Geistes geben können, von welchem sich nicht eine andre als die gewählte Zusammenfügung denken liefse, ohne nothwendig den Namen absurd zu verdienen. Und dafs gerade die epische Composition, selbst in ihrer höchsten Schönheit nicht schlechthin die entschiedene Strenge der dramatischen habe und haben könne, behauptet wenigstens Aristoteles, und wird der Hr. Verf. wohl selbst nicht leugnen. 2) Wie erklären sich bei jener Annahme die Worte Plato's de legg. II. p. 659 D.: *Ῥαψῳδὸν δὲ καλῶς Ἰλιάδα καὶ Ὀδύσσειαν ἤ τι τῶν Ἡσιοδείων διατιθέντα* —? Soll *διατίθημι* hier ganz aus seiner Bedeutung von disponere und dessen Synonymen heraustreten, und blofs vortragen, recitiren heifsen? Dafs *διαθέτης* später auch wohl in der Bedeutung von Schauspieler vorkommt, kann diese Annahme doch wohl nicht rechtfertigen. 3) Ist es möglich und erlaubt, vorauszusetzen, dafs die bekannte Etymologie von Rhapsodos (*ῥάπτειν ᾠδήν* — möge sie gut oder schlecht sein), auf welche doch schon der so ernste Pindar hindeutet, rein aus der Luft gegriffen sei, und gar keinen historischen Grund habe? 4) Wie ist das *ἠνάγκασε* in der Stelle des Pseudoplatonischen Hipparch p. 228 B. zu fassen? Wenn Hipparch (oder Pisistratos) die Rhapsoden *zwang*, die Homerischen Gedichte *ἐξ ὑπολήψεως* — *ἐφεξῆς* an den Panathenäen vorzutragen, so mufsten sie dieselben früher doch anders vorgetragen haben, und diese ihre andre Vortragsweise nicht aufgeben wollen. Und was will das *ἐφεξῆς* (auf welchem auch der Nachdruck zu ruhen scheint), wenn es schon in dem *ἐξ ὑπολήψεως* lag, dafs die Gesänge Homers in ihrem Zusammenhange und ihrer natürlichen Folge abwechselnd von den Rhapsoden vorgetragen wurden? — 5) Liegt in den Worten des Schol. Pind. Nem. II, 2.: *Ὁμηρίδας ἔλεγον τὸ μὲν ἀρχαῖον τοὺς ἀπὸ τοῦ Ὁμήρου γένους — — μετὰ δὲ ταῦτα καὶ οἱ ῥαψῳδοὶ οὐκέτι τὸ γένος εἰς Ὅμηρον ἀνάγοντες*, nicht die Andeutung, dafs die Homerische Rhapsodik erst aufgekommen sei, nachdem schon der Name Homeriden so allgemein geworden, dafs auch Sänger wie Terpander u. A. ihn erhielten? Oder werden nicht wenigstens in dieser Stelle die alten Homerischen Sänger so bestimmt von den späteren Rhapsoden gesondert, dafs man nicht wohl annehmen kann, beide Klassen seien schon in alter Zeit allmälig in einander übergegangen und zusammengeflossen? —

Im XIX. Kapitel werden über „die Homerischen Gedichte aufser dem Cyklus," d. h. über die kleineren, nicht eigentlich epischen Gedichte unter Homers Namen, deren Inhalt, Form und Charakter treffliche Bemerkungen gemacht. Als Anhang (p. 419 ff.) folgt endlich eine Zusammenstellung der bisherigen Erklärungen des epischen Cyklus, die, wo es noch nöthig schien, näher beurtheilt werden.

Hermann Ulrici.

Digitized by Google

XCIV.

Galerie von Bildnissen aus Rahels Umgang und Briefwechsel. Herausgegeben von K. A. Varnhagen von Ense. 2 *Thle. Leipzig,* 1836. *bei Gebr. Reichenbach.* 8.

Dieses interessante Buch enthält eine Reihe von Charakteristiken theils schon bekanter und in die Oeffentlichkeit herausgetretener, theils bisher noch unbekannter oder erst kürzlich durch die Sammlung der Briefe Rahels dem Publicum bekannt gewordener Persönlichkeiten; jede derselben begleitet von einer kleinern oder gröfsern Anzahl authentischer Documente, welche sämmtlich in Briefen der geschilderten Person an die verewigte Gattin des Herausgebers bestehen. Bei der grofsen Verschiedenartigkeit der dargestellten und sich selbst darstellenden Individualitäten, sowohl nach Geistesart und Charakter, als auch äufserlich nach Geschlecht, Stand und Lebensberuf, kann als das Band, welches das Ganze zusammenschlingt, zunächst nur der gemeinschaftliche Bezug auf die merkwürdige Frau betrachtet werden, um die als um einen Mittelpunkt sich die Gestalten dieses Kreises versammeln. In der That auch scheint die nächste Bestimmung des Unternehmens gewesen zu sein, dafs es sich an die Mittheilungen aus Rahels Nachlafs erläuternd und ergänzend anschliefsen soll; das von dieser Bestimmung unabhängige Interesse, welches es uns jetzt gewährt, fand dann von selbst sich ein. Um indefs den Gehalt desselben vollständig zu würdigen, wenigstens so viel die mitgetheilten Briefe betrifft, welche die dem Umfange nach gröfsere Hälfte des Buches ausmachen, darf man sich des Rückblickes auf den einzig in Rahels Persönlichkeit gegebenen Zusammenhang nicht entschlagen, dem sie ursprünglich angehören und in den sie von jedem Leser, der ein ernstliches Interesse an ihnen nimmt, aufs neue eingereiht sein wollen!

Wie bei Shakespeare Falstaff von sich rühmt, nicht nur selbst witzig zu sein, sondern auch Andere witzig zu machen, so kann man von der aufserordentlichen Frau, an welche diese Briefe gerichtet sind, mit Wahrheit sagen, dafs die Kraft und Bedeutung ihres Geistes sich nicht blofs in den Mittheilungen bethätigt, die sie selbst an Andere richtet, sondern kaum minder in den Mittheilungen, die sie Andern abzugewinnen weifs. Aehnliches wird in gewissem Grade zwar von jedem Briefsteller gelten, der in seine Mitttheilungen einen geistigen Gehalt zu legen weifs, da es überall die Eigenschaft des Geistes ist, den Geist zu entzünden und hervorzulocken. Indefs bleibt ein wesentlicher Unterschied zwischen solchen Geistern, die lieber in dem von ihnen selbst ausgestrahlten Licht sich sonnen und an dem bunten Farbenspiele dieses Lichtes, wo es auf die Gegenstände trifft, sich ergötzen, als das Leben, welches der eindringende Strahl in befreundeten Gemüthern erregen könnte, hegen und fördern, — und solchen, die von dem, was sie selbst sind, unbefriedigt, die Blüthe ihres Daseins erst dann geniefsen, wenn sie sich ihnen vom Zweige eines fremden Stammes entgegenneigt. Es würde nicht schwer fallen, unter den gefeierten Namen schreibender und briefstellender Frauen unserer und früherer Zeit, deutscher und fremder Nation, mehrere auszuzeichnen, die der erstern und nicht der letztern Classe angehören, ja die durch den Glanz ihres Geistes recht ausdrücklich blendeten und die freie Bewegung anderer Geister durch ihre Gegenwart mehr hemmten als förderten. Dafs von Rahel in jeder Beziehung das Entgegengesetzte gilt, darüber kann auch Denen, welche diese wunderbare Frau nur aus ihren eigenen Briefen, und nicht aus den an sie gerichteten Briefen Anderer oder aus eigenem persönlichen Umgang kennen, keinen Augenblick ein Zweifel sein. Vielleicht hat es kaum je ein Weib, ein menschliches Wesen überhaupt gegeben, das, bei gleicher Fülle eigener Geistesgaben, so wenig in deren Genufs Befriedigung fand, so sehr sich getrieben fand, nicht diese Gaben als etwas für sich Bestehendes zu gestalten oder gelten zu machen, sondern sie zum Hervorlocken, ja zum fast gewaltsamen Hervordrängen und Hervortreiben eines geistigen Lebens aufser ihr zu verwenden. Wir sind geneigt, auf diesen Grundzug ihres Charakters sowohl viele andere Eigenschaften, die sich in ihren schriftlichen Mittheilungen offenbaren, als insbesondere auch jenen Zug tiefbewegter, leidenvoller Unruhe und schmerzlicher Sehnsucht zurückführbar zu glauben, der bei Rahel offenbar tieferer Art ist, als dafs er aus äufsern Lebensverhältnissen, vereinzelten Lebensereignissen, oder auch aus ursprünglich körperlichen Zuständen befriedigend erklärt zu werden vermöchte.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 120.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1836.

Galerie von Bildnissen aus Rahels Umgang und Briefwechsel. Herausgegeben von K. A. Varnhagen von Ense. 2 Theile.

(Schlufs.)

Es war nämlich jenes Bedürfnifs ihrer Seele, nicht blofs aus sich selbst heraus ein geistiges Dasein und Leben zu entwickeln, sondern solchem Leben in einer dem ihrigen entsprechenden Gestalt auch aufser sich zu begegnen, es war dasselbe zugleich durch ursprüngliche Geistesanlage und durch die unabweisbaren Einflüsse des Zeitalters mit einer Gewohnheit unabläfsiger Reflexion und Selbstbeobachtung vergesellschaftet, welche ihr Gemüth von jeder Befriedigung, die ihr äufserlich dargeboten ward oder die sie vielmehr durch die Gewalt ihres Geistes sich eröffnet und an sich herangezogen hatte, wieder auf sich selbst zurückwarf und es ihr unmöglich machte, sich rein in den Gegenstand zu versenken oder an ihn sich dahinzugeben, vielmehr sie selbst in dem reichsten und von ihrer Seite mit bewundernswürdigster Geistesfülle und Charakterkraft unterhaltenem und immer neu wieder, zur Förderung und Beglückung des Anderen, angeregtem Wechselverkehr oft eine Leere, einen Heifshunger nach anderweiter geistiger Befriedigung empfinden liefs. Der Eindruck einer gewissen Krankhaftigkeit, einer fieberhaften Ueberspannung, dessen wir uns bei der Beschäftigung mit den Denkmalen des überreichen Geisteslebens der trefflichen Frau nicht ganz erwehren können, fliefst aus dieser Quelle. Wir werden ihn gern überwinden und den Tadel, der sich an diese Eigenschaft knüpfen mag, in dem ungleich gröfsern Lob des Edlen und Grofsen aufgehen lassen, welches uns geboten wird, wenn wir bedenken, wie das, was wir als Grund jener Trübung erkennen, für sie selbst das treibende Princip war, immer neue Keime geistigen Lebens in sich und Andern schöpferisch hervorzulocken und in solcher unabläfsig anregenden Thätigkeit das eigenste Geschäft, den höchsten Beruf ihres Lebens zu finden. — Das Leiden, der Schmerz war so tief mit dem ganzen Selbst, mit dem innersten Seelenleben dieser hochbegabten Natur verwachsen, dafs er uns von ihrem irdischen Dasein so gut wie unzertrennlich erscheint; und auch in den Begebenheiten und Verhältnissen ihrer Jugend, an die sich für sie selbst das Bewufstsein des schmerzlichen Risses, der durch ihr Leben ging, knüpfen mochte, wird eine gereifte Betrachtung nicht sowohl die Ursache, als vielmehr nur den Ausdruck, die nothwendige Gestaltung des Geschicks, welches ihr Genius als sein unvermeidliches Verhängnifs mit auf die Erde brachte, erkennen wollen.

Entspringt nun aus diesen Charakterzügen für Rahels Briefe (— selbstständig vor dem Publicum als Schriftstellerin aufzutreten, war ihr, wie leicht zu ersehen, ebendadurch so gut wie unmöglich gemacht) fast nothwendig der Uebelstand einer erschwerten Verständlichkeit und Geniefsbarkeit, so lange dieselben uns getrennt von den Erwiederungen dargeboten werden, durch die sie erst noch in ganz anderm Sinne, als dies bei andern Briefen von gleichem, ja selbst von weit minderem Gehalte der Fall ist, als Erscheinung für Andere zu einem Ganzen, zu etwas in sich Gegründetem und Bestehendem werden: so verdient, bei dem hohen und ungemeinem Interesse, welches die Erscheinung Rahels für alle des Geistes Empfänglichen hat, die Mittheilung solcher Erwiederungen schon aus diesem Einen Gesichtspunkte betrachtet, unsern innigsten Dank und unsere freudigste Anerkennung. Ref. steht nicht an zu bekennen, dafs er sich durch die Eröffnung der Möglichkeit, die Briefe namentlich von Veit, von Marwitz und von Gentz (überhaupt die wichtigsten und auch äufserlich umfangreichsten dieser Sammlung) jetzt an die Lectüre der dazu gehörigen Briefe Rahels anknüpfen zu können, unberechenbar in dem Verständnifs von Rahels Geist und Wesen gefördert gefunden hat. Für sich selbst zwar bildet jede dieser Briefreihen in höherm Grade, als die ihr gegenüberstehende der Rahel'schen Briefe ein schon durch sich verständliches Ganze und rundet sich zu einem in sich selbst seinen Bestand, seine Geltung und sein Interesse habenden Bilde ab. Nicht als ob ihr geistiger Gehalt ein gröfserer wäre, als jener der gegenüberstehenden Reihe, er ist im Gegentheil für die tiefergehende Betrachtung fast überall ein geringerer —; aber dies eben ist die merkwürdige Eigenthümlichkeit von Rahels Genius, wodurch derselbe seine Ueberlegenheit über alle, mit denen er in Berührung tritt, wenn nicht überhaupt oder an sich selbst, so wenigstens in Bezug auf das Verhältnifs als solches beurkundet, dafs sie, bei aller ihr eigenen Offenheit und Mittheilungslust, doch dem Andern mehr noch, als sie selbst ihm giebt, abzugewinnen weifs, dafs sie überhaupt den Mittelpunkt der jedesmaligen Mittheilung nicht in das eigene, sondern in das Selbst und die Zustände

Digitized by Google

des Andern zu verlegen liebt. So geschieht es, dafs in diesen, ursprünglich stets durch Rahels Talent und Willen, so dafs Sie als die eigentlich oder im höhern Sinne Thätige zu betrachten ist, auch wo sie sich scheinbar nur leidend verhält, herbeigeführten Mittheilungen Personen für uns Interesse gewinnen, ihren Charakter und ihr Dasein vor uns entfalten, die uns ohne jenes Verdienst der geistvollen und geistweckenden Freundin, unbekannt oder unbemerkt geblieben wären. Dies gilt unter den hier Vorgeführten insbesondere von den zwei literarisch und geschichtlich zwar unbekannt gebliebenen, aber als ausgezeichnete und treffliche Menschen von Rahel mit liebevoller Freundschaft gehegten, von dem Herausgeber mit reichem Lob gefeierten Jünglingen, David Veit und Alexander von der Marwitz. Die Briefe des Ersteren (der i. J. 1814 als Arzt in Hamburg starb) sind sämmtlich aus seiner in Göttingen, Jena und Halle verlebten Studienzeit, aus der ersten Hälfte der neunziger Jahre, später scheint der Briefwechsel ins Stocken gekommen zu sein. Sie geben zwar für sich betrachtet kein vollständiges Charakterbild ihres Vfs., und stehen insofern andern Briefen dieser Sammlung nach; um so ausgeführter aber und anziehender ist das Bild, welches sie uns, überall auf Rahels wiederholte Anregung und Aufforderung, wie man aus den an Veit geschriebenen Briefen ersehen kann, von vielen Details einer literarischen Umgebung gewähren, in der als Hauptfiguren Goethe, Schiller, Humboldt u. A. obenan stehen, der Briefsteller aber, als begeisterter, durch seine hochsinnige Freundin in die Kenntnifs und Schätzung des damals noch keineswegs allgemein anerkannten Besten und Würdigsten eingeführter Jüngling den zwar noch etwas fern und seitwärts stehenden, aber klar, scharf und unbefangen blickenden Beobachter macht. — Gewichtiger in Ansehung des persönlichen und Charaktergehaltes sind Marwitzens Briefe, unter allen zugleich in Ansehung des Interesses, das sie als Erläuterungsdocumente zu „Rahel" haben, die reichhaltigsten. Das Verhältnifs zwischen Rahel und Marwitz gehört zu den seltensten und edelsten; es ist ein sittliches im höchsten Wortsinne, und schwerlich wird ein irgend Empfänglicher, wenn er Marwitz aus Vorliegendem kennen gelernt hat, die an ihn gerichteten Briefe Rahels ohne die höchste Bewunderung und Theilnahme lesen können. Ein Jüngling von den edelsten Anlagen, dem durch Talent und Bildung die Richtung zum Idealen und Theoretischen, aber die Bestimmung zur That und Handlung geworden ist, innerlich gesund an Geist, aber getrübt durch körperliche Kränklichkeit und durch die niederschlagende Gestalt der Zeitverhältnisse (in den letzten Jahren der Napoleonischen Herrschaft), und bei fortwährend redlicher und umfassender Thätigkeit unvermögend, seinen eigentlichen Beruf zu finden, bis ihn endlich sein Geschick dem frühen Heldentod im Befreiungskriege für sein Vaterland entgegenführt, — hatte Marwitz in Rahel die Freundin gefunden, welche, mit der reinsten, uneigennützigsten Liebe ihn auf jedem Schritte seines Lebens, seiner Studien begleitete, in schwierigen Lagen durch die klarste, lebendigste Auffassung und die geistvollste, erregendste Darlegung aller sich zur Erwägung darbietenden Umstände und Motiven ihm den Entschlufs erleichterte (vgl. den köstlichen Brief Thl. 1., S. 511 ff. der Rahel'schen Briefsammlung) und zugleich durch die Art, wie sie ihre eigenen Seelenzustände ihm vertraute, ihm ein Lebensinteresse zu eröffnen wufste, aus welchem er immer aufs neue wieder das Gefühl und Bewufstsein seiner Kraft und seines geistigen Gehaltes schöpfen konnte. Solcher Theilnahme und Freundschaft erweist sich der so Begünstigte in jedem Sinne würdig; er giebt in der Reihe seiner Briefe mit der edelsten, männlichen Offenheit und doch vollkommen ungezwungen und absichtlos, ohne alle eitle Selbstbespiegelung, der Freundin und durch diese uns ein klares und treues Bild seines reinen, gediegenen, wahrhaft schönen Seelenlebens, welches kennen zu lernen wir schon um sein selbst willen für reichen Gewinn zu achten haben, auch abgesehen von dem Werthe, den es überdies als Beitrag zur Schilderung damaliger, durch literarische und politische Verhältnisse bedingten Zustände hat.

Wir haben zuerst von diesen beiden Briefreihen insbesondere gesprochen, weil sich das über sie zu Bemerkende zunächst an Rahels Persönlichkeit anreihen liefs. Ein Gleiches, nämlich dafs diese persönliche Beziehung das Hauptinteresse bildet, gilt zwar auch von mehreren der übrigen Briefe; namentlich von denen der vier Frauen (Henriette Mendelssohn, Karoline von Humboldt, Josephine von Pachta und Karoline von Schlabrendorf), welche ein rühmliches Zeugnifs dafür geben, wie Rahel, — was keineswegs von allen geistig ausgezeichneten Frauen gelten dürfte, Freundinnen aus ihrem eigenen Geschlecht nicht weniger zu sein vermochte, als sie männlichen Freunden war. Aber um für die Gesammtheit des hier Gegebenen den richtigen Gesichtspunkt der Würdigung zu finden, einen Gesichtspunkt, der uns zugleich dieses Gegebene als möglicherweise nur den Anfang einer längeren Reihe ähnlicher Mittheilungen betrachten läfst, zu denen sich der Hr. Herausg. vielleicht dereinst noch geneigt findet (an dessen Besitz der reichsten Schätze, sowohl äufserlicher in Briefschaften und sonstigen schriftlichen Denkmalen, als auch innerlicher, in Kenntnifs der Personen, ihrer Thätigkeit und Schicksale bestehender, wir nicht zweifeln dürfen): haben wir noch folgenden Umstand nicht aufser Acht zu lassen. Die Erscheinung Rahels, so sehr sie auch, nur als Offenbarung ihrer eigenen Persönlichkeit und der Persönlichkeit ihrer Freunde unsere Aufmerksamkeit und Theilnahme in Anspruch nimmt, entbehrt doch keineswegs der Bezüge auf ein Allgemeineres und Umfassenderes, ja sie hat ihre eigentliche und volle Bedeutung, ihr höchstes Interesse, wesentlich in diesen Bezügen. Wir halten es nicht für zu gewagt, der seltenen Frau eine Art von geschichtlicher, von literar- oder culturgeschichtlicher Stellung zuzuschreiben, und zwar eine solche, die ihr durchaus eigenthümlich ist, die sie in dieser Zeit und unter unserer Nation mit keiner andern Frau, mit keinem Manne theilt. Es steht nämlich Rahels

Digitized by Google

Persönlichkeit und Umgangskreis in einem Verhältnifs eigener und denkwürdiger Art zu jener bis jetzt höchsten Blüthenepoche deutscher Literatur, die in das letzte Jahrzehent des vorigen und in den Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts fällt. Sie füllt, fast durch sich allein, für dieselbe ein Bedürfnifs aus, welches sich bei jeder in einem vollkommnen ausgebildeten Zeitalter allseitig aufblühenden Nationalliteratur einzustellen pflegt. Jede solche Literatur nämlich wird, wenn sie einen gewissen Höhepunkt erreicht hat, das Bedürfnifs empfinden, sich an einen bestimmten, zwar weiten, vielumfassenden und der reichsten Bewegung Raum gebenden, aber doch genau begränzten und gegliederten, und in sich selbst eine gewisse Consistenz gewinnenden geselligen Kreis anzulehnen; sie hat den Trieb, einen solchen Kreis und in ihm eine durch jene Bildungsmittel, die sie darzubieten weifs, so zu sagen gestaltete und organisirte Conversation hervorzurufen, um in solchem persönlichen Verkehr geistvoller und geistesverwandter Individuen erst zum höheren Selbstgefühl, zum eigentlichen Bewufstsein ihrer selbst zu gelangen. Zur Bildung solcher Kreise ist das Mitwirken, das Vorangehen geistvoller Frauen unentbehrlich, die überall das Ferment der eigentlichen Geselligkeit bilden; und so finden wir denn auch selbst geschichtlich die Namen solcher Frauen aufbewahrt, welche in den gefeiertsten Blüthenaltern mehrerer Nationalliteraturen die Mittelpunkte der literarischen Geselligkeit abgaben. Es ist erlaubt, hier bis in das alte Griechenland zurückzublicken, in die geselligen Kreise Athens im Zeitalter des Perikles und des Sokrates, in denen zuerst und fast allein die Blüthe des Selbstbewufstseins hellenischer Literatur und Kunst aufbrach. Wem wäre die Bedeutung unbekannt, die für diese Kreise Aspasia, die Freundin des Perikles hatte: wenn, um noch mit einem Worte eines späteren, uns näherliegenden Literaturkreises zu gedenken, die Bedeutung, welche für die Pariser Geselligkeit und Conversation auf dem Höhepunkte der Literatur des achtzehnten Jahrhunderts, in dem Zeitalter der Voltaire und Rousseau, der Diderot und d'Alembert, die Salons einer Du-Deffand, einer Lespinasse und so mancher anderer geistreicher Frauen, deren Namen dadurch gleichfalls zu literar-geschichtlichen geworden sind? In Deutschland hat die durch politische und sociale Verhältnisse bedingte Schwierigkeit, einen örtlichen Mittelpunkt der höhern Geselligkeit zu finden, vielfach ungünstig auf die Literatur eingewirkt, und trägt zum Theil die Schuld jenes Mangels an durchgehend nationaler Haltung und gediegener Einheit, wodurch unsere Literatur so empfindlich nach dieser Seite hin gegen andere Literaturen im Nachtheil steht. Dennoch bemerken wir auch hier nicht nur immer von Neuem wieder, so oft die Literatur einen neuen Aufschwung nimmt, das Streben nach einer Consolidation der literarischen Geselligkeit, sondern wir sehen solche auch, wenn auch nur unvollkommen und vorübergehend, wirklich erfolgen, eben in derjenigen Periode erfolgen, die mit Recht als die bis jetzt reichste und glänzendste unserer Literatur zu gelten pflegt. Durch das Zusammentreffen der bedeutendsten literarischen Notabilitäten in Weimar und Jena und durch das Verhältnifs, in welches bei der nicht allzugrofsen örtlichen Entfernung zu dem dortigen Kreise das geistig so reich ausgestattete und so tief angeregte Berlin treten konnte, ward es ermöglicht, dafs um diese beiden Brennpunkte herum sich ein Geselligkeitskreis bildete und eine Reihe von Jahren hindurch erhielt, der, im eng verketteten persönlichen und brieflichen Wechselverkehr seiner Glieder stehend, fast in demselben Sinne Inhaber und Träger der höhern literarischen Cultur Deutschlands zu werden versprach, wie die Pariser Gesellschaft solches für Frankreich ist. Die Bildung, das Bestehen dieses Kreises, der freilich nach allen gegebenen Verhältnissen nur ein schnell vorübergehendes Phänomen sein konnte, ist nun zum grofsen Theile Rahels persönliches Werk und Verdienst; sie war, obgleich mit den gröfsern literarischen Heroen nicht enger oder nicht dauernd verbunden, dennoch recht eigentlich die Seele desselben, indem sie, nach ihrer Geistesanlage jederzeit bereit, als „Salz und Quirl" (Rahel I, S. 521) solcher Elemente, zu dienen, die sich nur irgend zur Geselligkeit zusammenfügen mochten, an der Spitze der literarischen Geselligkeit in derjenigen Stadt Deutschlands, die ohne Frage das zahlreichste und gebildetste literarische Publicum hat, und nach allen Seiten hin den reichsten brieflichen Wechselverkehr unterhaltend, den Ton angab in der Werthschätzung und dem tieferen Verständnifs jener Heroen, und in der mittelbaren oder unmittelbaren Rückbeziehung aller geistigen Interessen auf ihr Thun und Schaffen.

Wer diesen von uns hier angedeuteten Umstand vor Augen hält, wird keinen Anstand nehmen, zum Voraus Allem, was uns über Rahels Wirken in jenem Kreise und über ihr Verhältnifs zu Personen jedes Standes und jedes Charakters, die nur irgend von geistigem Gehalt und Erheblichkeit sind, nähere Auskunft giebt, ein literarisches Interesse, eine culturgeschichtliche Wichtigkeit zuzugestehen. Alle Mittheilungen, die uns der Hr. Herausgeber aus den Schätzen, in deren Besitz er ist, bisher gegeben hat und die wir noch künftig von ihm hoffen dürfen, können in diesem Sinne als Documente gelten zu einer dereinstigen Geschichte unserer Literatur nach ihren tiefliegenden Motiven, ihren allgemeineren menschlichen und socialen Bezügen. Jeder der zu Rahel in ein Verhältnifs trat, ward durch sie in eine ausdrückliche, selbstbewufste Beziehung auf den geistigen Mittelpunkt des Lebens der Zeit gesetzt, und diese Beziehung bildete mehr oder weniger fast überall den eigentlichen Inhalt des brieflichen Verkehrs. Auch solchen Briefwechseln, deren Gesammtinhalt noch aus andern Gesichtspunkten sich als ein bedeutender darstellt, giebt dieselbe eine eigenthümliche Färbung und insbesondere ein Moment innerlichen Zusammenhangs mit den übrigen, so dafs vorzugsweise aus diesem Gesichtspunkte betrachtet sie alle gewissermafsen als ein Ganzes erscheinen können. So haben wir, was die beiden vorhin nahmhaft gemachten Briefreihen betrifft, von der Veitschen schon bemerkt, wie sie sich hauptsächlich um literarische Interessen bewegt; auch von der Marwitz'schen aber ist zu bemerken, dafs

Digitized by Google

der Charakter und die Zustände dieses Jünglings und sein Verhältnifs zu Rahel eben so bedingt als durchdrungen sind von der philosophischen Welt- und Geschichtsansicht, welche die deutsche Literatur an der Schwelle des 19. Jahrh. eröffnet hatte (er selbst thut gelegentlich die Aeufserung, dafs zwischen den J. 1796 u. 1810 oder 1811 ganze Jahrhunderte in der Mitte liegen), und dafs hiervon zum Theil sein Briefwechsel mit Rahel seinen eigenthümlichen Charakter erhält. Von manchen der weiter mitgetheilten Briefe aber, sowohl minder bekannt gewordener Persönlichkeiten, wie Burgsdorf, Gualtieri, Genelli u. A., als auch bekannter und gefeierter, wie Fürst Ligne, Prinz Louis Ferdinand, Oelsner, Adam Müller und Friedrich Schlegel, ist einzugestehen, dafs sie, für sich allein genommen, kaum ein für die öffentliche Mittheilung ausreichendes Interesse würden dargeboten haben, während sie, unter einander und mit den übrigen Eine Reihe bildend, allerdings als werthvolle Documente zur Schilderung des Rahel'schen Kreises als Ganzen und in seiner Gesammtheit gelten können. — Dafs manche derselben schon wegen der Persönlichkeit, der sie angehören, ein ihnen eigenthümliches Interesse in Anspruch nehmen, wird durch jene unsere Bemerkung nicht ausgeschlossen. So möchten wir in dieser letztern Beziehung unter andern für die kurzen, aber trefflich geschriebenen Briefe von Hans Genelli die Aufmerksamkeit der Leser dieses Buches erbitten, der, als Schriftsteller in dem Gebiete der Alterthumskunde nur dem engeren Kreise der Gelehrten vom Fach bekannt, durch die Originalität seines Geistes und durch die glückliche Eigenthümlichkeit, zu der sich in seiner Individualität zwei disparate Nationalitäten (er ist durch Geburt und Abstammung halb Römer, halb Berliner) durchdrungen haben, wohl auch ein weiter ausgedehntes Interesse auf sich zu ziehen fähig ist. Es wäre von Interesse und ein dankenswerther Beitrag zur Schilderung des mehrgedachten literarischen Gesellschaftskreises, wenn von jener geselligen Polemik, die, wie der Herausg. uns berichtet, Genelli gegen die Häupter der modernen Romantik zu üben gewohnt war, etwas Näheres zur Kenntnifs des Publicums gebracht werden könnte; wozu aber die Documente zu fehlen scheinen.

Eine besondere, von allen übrigen abzutrennende Erwähnung verdient und fordert aber noch derjenige Theil des Buches, der für die Mehrzahl der Leser unstreitig das entschieden gröfste Interesse haben wird, nämlich die den Schlufs des Ganzen bildenden Mittheilungen, welche Friedrich von Gentz betreffen. Die Briefe dieses Mannes an Rahel, verbunden mit der trefflichen Schilderung seines Lebens und seiner Persönlichkeit, welche der Herausg. ihnen vorangeschickt hat, geben eines der reichsten und lebendigsten Charakterbilder, die uns überhaupt vorgekommen sind, und würden auch für sich allein sich dem Werthvollsten anschliefsen, was die neueste Literatur im biographischen Fache aufzuweisen hat. Ueber den Inhalt der Briefe, die dem gröfsern und wichtigern Theile nach den letzten Lebensjahren Gentzens angehören, ausführlicher zu berichten, möchte hier nicht am Orte sein, um so weniger, als dieser Inhalt auch schon das Interesse der Neugier auf sich zu ziehen durchaus geeignet ist. Eben so wenig ist es am Orte, über diesen Inhalt ein sittliches Urtheil auszusprechen, in welcher Beziehung er Vielen allerdings als ein problematischer erscheinen wird. Nur dafs die unnachahmliche Grazie und Urbanität dieser Briefe, dieser seltene in Deutschland vielleicht beispiellose Verein weltmännischer Gewandtheit und Abgeschliffenheit mit einer fast als naiv, als kindlich erscheinenden Offenheit, ihnen ein wahrhaft classisches Gepräge aufdrückt, sei kürzlich von uns bemerkt. — Uebrigens können wir nicht umhin, die Leser des Buches aufzufordern, dafs sie nicht unterlassen mögen, mit den Aeufserungen, welche Gentzen die Gestaltung der politischen Verhältnisse in seinen letzten Lebensjahren eingab, die bewundernswürdige Antwort zu vergleichen, die sich in Rahels Briefen III, S. 483 findet.

Ueber die Darstellungen, welche der Herausg. von dem Wesen und Charakter, zum Theil auch in gedrängten Zügen von dem Leben und den Schicksalen sämmtlicher mit ihren Briefen hier auftretender Personen gegeben hat, halten wir nicht für nöthig, ausführlicher zu sprechen, obgleich sie unstreitig einen eben so bedeutenden Theil des Werkes, als die Briefe selbst bilden, und vielleicht mehr noch, als diese, auch für sich unabhängig bestehen könnten. Hrn. von Varnhagens Meisterschaft in Schilderungen solcher Art ist anerkannt, und man wird dieselbe in den vorliegenden nur bestätigt finden. Der gröfsere Theil derselben ist allerdings kurz und mit blofser Andeutung sich begnügend; die Glaubwürdigkeit der Urtheile und Aussprüche über minder bekannte Persönlichkeiten findet ihre Bestätigung meist unmittelbar in den beigefügten Urkunden; aufserdem aber und auch wo diese Urkunden nicht ausreichen, in dem Treffenden und Gediegenen, was allenthalben des Vfs. Urtheile über bekannte Persönlichkeiten auszeichnet. Als ein im höchsten Grade geistvolles und gründliches ist uns unter andern das Urtheil über Friedrich Schlegel aufgefallen. Am ausführlichsten sind die biographischen und charakterisirenden Notizen bei Gentz und bei Prinz Louis Ferdinand gerathen; unstreitig weil hier der Verf. das meiste Interesse der Leser voraussetzen konnte, und Rahel Beiden nahe genug stand, dafs ein längeres Verweilen bei ihnen dadurch als gerechtfertigt erschien.

Weifse.

Digitized by Google

Anzeigeblatt
zu den
Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik.

1836. (Erstes Semester.) № 1.

Litterarisches.

Im Septemberheft der Jahrbücher für Philologie und Pädagogik hat Herr Stahr meine Ausgabe der Nikomachischen Ethik des Aristoteles seiner Kritik unterworfen. Der ausgesprochene Zweck dieser Diatribe ist: Die Philologen ernstlich vor dem Ankauf dieser Ausgabe zu warnen. Herr Stahr fürchtet die Verbreitung derselben, weil sie dem jetzigen Schlendrian in der Bearbeitung der alten Philosophen sich entgegenzustellen bemüht ist und philosophische Einsicht von ihren Kommentatoren fordert. Denn in diesem Falle ist Herrn Stahr's Zeit um, der nur das Aeusserliche über Aristoteles zu berichten weifs und in der Philosophie nicht einmal für einen Dilettanten gelten kann. Ein solches für seine schriftstellerische Existenz Vernichtung drohendes Beispiel wähnt er ein für alle Mal mit solchen Waffen niederschlagen zu können.

Das Erste, was er mir nun vorwirft, ist, dafs meine Ausgabe ganz unbrauchbar sei, weil ich nicht alle Varianten meiner 13 Handschriften angeführt. Doch da ich durchaus den Gesichtspunkt festgehalten habe, die Sprache nur als dienend für das philosophische Verständnifs auftreten zu lassen (T. II., Praef. p. XII), so hatte ich das Recht nur die wichtigen Lesearten aufzunehmen (Ibidem, p. VII.). Ein geistreicher Philolog sagt, die Hälfte der Lesearten eines Autors sind Schreibfehler. Herrn Stahrs Mikrologie hätte sich daran geweidet, alle Schreibfehler der 13 codices aufgetischt zu bekommen. Wenn er dann weiter behauptet, dafs ich in der Auswahl der Lesearten ohne Princip verfahren: so ist hier eben die Frage, was die wichtigeren seien. Herr Stahr versteht sicherlich andere als ich darunter, weil die das philosophische Verständnifs betreffenden, die wichtigsten für mich, für ihn natürlich gar keine Bedeutung haben konnen. Nun habe ich aber jede den Sinn berührende Leseart mit der gröfsten Sorgfalt aufgenommen, und auch sonst die in Rücksicht auf Sprache nur irgendwie bedeutsamen nicht übergangen.

Im Einzelnen befafst die Beurtheilung drei Punkte: 1) Fehler gegen den lateinischen Styl; 2) Verstöfse gegen das Verständnifs der griechischen Sprache; 3) was ich für die philosophische Interpretation geleistet.

Diesen letzten Punkt, der doch in meiner Ausgabe der hauptsächlichste ist, fertigt der Recensent mit zwei Worten ab; und um nicht durch ein Mehreres seine philosophische Blöfse aufzudecken, lobt er: Was ich nämlich für das philosophische Verständnifs des Aristoteles Gutes und Neues in dieser Ausgabe geleistet, hätte ich auf einige Bogen zusammendrucken lassen können, ohne dafs es dazu einer neuen Ausgabe bedurft hätte. Also mit der Elle mifst Herr Stahr philosophische Gedanken; und sein Lob meines Kommentars bleibt bei der Kategorie der Quantität, der schlechtesten, weil sie die äusserlichste ist, stehen.

In Ansehung der Latinität reduziren sich die Ausstellungen, mit denen in der ganzen Recension Lärm geschlagen wird, am Ende auf Folgendes, wenn man abzieht, was ich selbst unter den Corrigendis als blofsen Druckfehler bezeichnet. — Ich sage in der Vorrede (p. XII.), dafs ich die Philologie zu Hülfe genommen, *ne qui mihi exprobrare possint, linguae graecae ignorantia sensum philosophi turbatum fuisse.* Daraus macht Herr Stahr: Der Philosoph habe kein griechisch gewufst; und fragt überaus geistreich: Ob Aristoteles oder der Philosoph in Berlin darunter zu verstehen sei. Ich hätte allerdings schreiben können *a me turbatum esse.* Aber welchem Leser, ausser Hrn. Stahr, wird es einfallen, die Worte in einem anderen Sinne zu nehmen? Ein zweiter Vorwurf ist, ich hätte „das dichterische *forsan*" gebraucht. Gut! So habe ich so dichterisch geschrieben als Livius III., 47. *forsan auctores antiqui tradiderint*, ohne Variante bei Drakenborch u. s. w. — *Aduno* rechtfertigt sich freilich nur aus Justin; als philosophischer Ausdruck, wie ich ihn gebrauche, war er mir indessen wohl zu gestatten. — *Ac* oder *atque* statt *quam* nach *alius* mit einer Negation steht bei Cicero (Fam. I., 9.), Terenz (Phorm. III., 2, 45) u. s. w. — Endlich aber und hauptsächlich habe ich gesagt *Bekkerus cum Cardwello maximam interpunctionis partem communicavit* (p. 378.) für: Bekker und Cardwell haben meist dieselbe Interpunktion. Nach Hrn Stahr kann der Satz nur heissen: Bekker hat dem Cardwell die Interpunktion mitgetheilt; und des Kritikers Witz hat allerdings leichtes Spiel, dieſs für unsinnig auszugeben. Er schlage jedoch einen Brief Cicero's an den Trebonius auf (ad Fam. XV., 21.): *Inimicitias mecum communicasti, me concionibus tuis defendisti etc.* Hier erklärt Ernesti richtig: *Inimicos meos pro tuis habuisti.* Es kann nicht heissen: Trebonius hat seine Feindschaften dem Cicero mitgetheilt Denn Cicero dankt ihm, dafs er ihn vor dem Volke vertheidigt, also Cicero's Feinde auch für die seinigen angesehen. Demnach werde auch ich wohl ohne grofse Unverständlichkeit sagen können *Bekkerus cum Cardwello interpunctionem communicavit*, hat die Interpunktion des Cardwell gemeinschaftlich gemacht, d. h. hat angenommen.

Wie wäre es nun, wenn dagegen Herrn Stahr's Latinität auf schwachen Füfsen stände? Seine Unwissenheit im Materiellen der Sprache tritt ganz grell an einer Stelle hervor, wo er mich der Nachlässigkeit beschuldigt, in einer aus Zell entlehnten Anmerkung *committendi periculum* als Druckfehler für *omittendi periculum* mit aufgenommen zu haben. Zell (p. 361, bei mir p. 345.) sagt, ἤ sei vom Abschreiber ausgelassen, weil derselbe den Gebrauch des ausgelassenen μᾶλλον nicht gekannt: „*ignoratus usus omissi μᾶλλον committendi periculum afferre poterat.*" Zell wollte die Wiederholung des Worts *omittere* vermeiden; und da von der Auslassung des ἤ unmittelbar vorher die Rede war, so setzt er hinzu: „der Gebrauch, μᾶλλον zu suppliren, brachte die Abschreiber in Gefahr jenen Fehler zu begehen." Also weifs Hr. Stahr nicht einmal, dafs *committere* sich auch ohne Regimen für „sündigen, fehlen, etwas Böses begehen" findet! Cicero (pro Rosc Amer. c. 20.) redet Ankläger, die nach Verbrechen haschen, also an: *si voletis, etiam tum, cum verisimile sit, aliquem commisisse, in suspicione latratote*, nach allen Handschriften bei Hotomannus, ebenso ohne Variante bei Gruter, Ernesti, und Andern. Auch der Verfolg dieser Stelle wird Hrn. Stahr in anderer Rücksicht höchst nützlich zu lesen sein. Selbst wenn Zell Hrn. Stahr vertraut hätte, *committendi* sei ein Druckfehler, so bin ich doch immer ausser Schuld; denn weil mir diese ciceronianische Stelle gegenwärtig war, so änderte ich nicht voreilig.

Bei einer anderen Gelegenheit erinnert Hr. Stahr, ich sei in der Widersinnigkeit so weit gegangen, eine Leseart als eine Conjektur Murets aufzuführen, die ich dann doch selbst als die

Digitized by Google

Leseart zweier Bekkerschen Handschriften angäbe. Ein solcher Laie ist also Hr. Stahr auch in der Philologie, dafs er nicht einmal den Fall kennt, wo die scharfsinnige Conjektur eines Gelehrten durch später collationirte Codices bestätigt wird!

Mifsgriffe im Griechischen werden mir nur an Einer Stelle aufgebürdet Aristoteles sagt (IX, 11.): Man müsse unglücklichen Freunden beistehen, auch wenn sie uns nicht darum ersuchen, φίλου γὰρ εἰ ποιεῖν, καὶ μάλιστα τοὺς ἐν χρείᾳ καὶ τοὺς μὴ αἰτιώσαντας. Aus den drei letzten Worten macht Hr. Stahr nach Bekker τὸ μὴ ἀξιώσαντας: Man mufs Freunden in der Noth beistehen, auch wenn sie sich's verbitten. Was erstens den Sinn betrifft, so müssen diese beiden Philologen eine sonderbare Vorstellung von Freundschaft haben. Zweitens, wer hat je griechisch gesagt ἀξιῶ τὸ μή, „ich verbitte mir etwas?" Wer ist es also von uns Dreien, der hier kein Griechisch versteht? Drittens behauptet Herr Stahr, ich übersetze καὶ τοὺς μὴ ἀξιώσαντας, „die, welche die Hilfe sich verbitten." Es ist aber die Bekkersche Leseart, der ich diesen allein möglichen Sinn beilege. Hr Stahr meint, ich hätte die *vulgata* so übersetzt, weil ich die Bedeutung von μὴ nicht verstanden. Ich mufs denken, dafs er auch nicht Lateinisch versteht, wenn er den guten Willen hatte, meine Worte nicht absichtlich zu verdrehen.

So viel über die gehässigsten Anklagen; in ihnen bewegt sich die ganze Recension. Es genüge an diesen Proben, um die Natur der Stahrschen Polemik zu charakterisiren. Doch zwei Stellen habe ich noch zu berühren, die einzigen, wo Herr Stahr an die Sache kommen zu wollen scheint. Indessen auch hier quält er sich nur mit Aeusserlichkeiten und Persönlichkeiten herum. Ich habe an mehreren Stellen meines Kommentars über den Unterschied der exoterischen und esoterischen Schriften gesprochen, und eine der seinigen entgegengesetzte Ansicht vertheidigt. Hier widerlegt er mich nun nicht etwa, sondern sagt nur, meine Ansicht sei schon früher von einem Andern aufgestellt worden. Als ob ich das hätte läugnen wollen, als ob ich nicht ausdrücklich Zell als meinen Gewährsmann aufgeführt! So nennt Hr. Stahr mich an einer andern Stelle gleich einen „Freibeuter," weil ich ein oder zwei Mal aus Zell eine Bemerkung genommen, ohne ihn zu nennen. Da ich ihn aber unzählige Male citirt, so kann man an jenen zwei Stellen doch wohl nichts Anderes als eine unwillkührliche Auslassung annehmen.

Endlich tadelt Hr. Stahr meinen Angriff auf eine Erklärung einer Stelle *De anima* im Kommentar meines Kollegen des Hrn. Prof. Trendelenburg. Es ist wahr, ich habe den Unterschied unserer Ansichten mit der ganzen Schärfe der Kritik darstellen zu müssen geglaubt. Meine Kritik betrifft aber durchaus nur die Sache, und ich habe die Hochachtung gegen die Person keinen Augenblick aus den Augen gesetzt. Bei Herrn Stahr sucht man aber vergebens nach einer sachlichen Vertheidigung des angegriffenen Gelehrten. Denn auf die Uebersetzung jener Stelle kommt es an, wie Aristoteles die philosophische Natur des Empfindungsvermögens begreift; dafs jedoch solche Frage für Hrn Stahr eine *terra incognita* sei, braucht nicht erwähnt zu werden.

Woher nun aber dieses Gift, womit Hr. Stahr mich überschüttet? In meinen Bemerkungen über die exoterischen und esoterischen Schriften sage ich (p. 263.), dafs ich aus dem Aufsatze des Hrn. Stahr *nihil novi exprimere* konnte. Diefs *exprimere* unterstreicht er, und es scheint ihn bis aufs Fleisch verletzt zu haben. Als guter Lateiner mahlte er sich wohl das Bild so aus, als habe ich seine Abhandlung mit einem trocknen Schwamm verglichen, aus dem sich auch nicht ein Tröpfchen ausdrücken liesse; oder, in seiner Sprache zu reden, ich konnte bei ihm keine Beute machen. *Hinc illae lacrimae.*

Michelet.

Literarische Anzeigen.

Literarische Anzeige.

Im Verlage von A. D. Geisler, Buchhändler in Bremen ist so eben erschienen, und in allen namhaften Buchhandlungen vorräthig:

Lucas, N. J., Auswahl deutscher Musterstücke zum Uebersetzen aus dem Deutschen in's Englische, mit einer Einleitung und Phraseologie für höhere Schulklassen und zum Privatgebrauche.

Auch unter dem Titel:

Practical Exercises on the English Language with Annotations etc. gr. 8. ⅔ Thlr.

Wer die englische Sprache zur möglichsten Vollkommenheit erlernen will, dem sind diese Musterstücke sehr zu empfehlen. Die dabei gegebene Phraseologie ist ausgezeichnet. Der Preis gewifs sehr billig.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Neueste Geographie,

oder

Kurze und fafsliche Darstellung der mathematischen, physischen und politischen Erdbeschreibung.

Für Schulen und den Selbstunterricht.

Von ***Johann Heinrich Müller,***

Rector der Stadtschule in Lennep.

Dritte, verbesserte und sehr vermehrte Auflage.

Düsseldorf, bei J. E. Schaub.

258 Seiten in 8. Preis ⅓ Thlr. oder 45 kr.

Da dieses Buch seiner Zweckmäfsigkeit und Wohlfeilheit wegen in vielen Schulen eingeführt wurde, so wurden die beiden frühern Auflagen schnell abgesetzt. Der Verfasser hat diesen ihm ehrenvollen Beifall dazu benutzt, sein Werk auf's Sorgfältigste zu vermehren und zu verbessern. Reichhaltigkeit des Inhalts, nach Verhältnifs der Stärke des Buches, überlegte Auswahl und strenge Richtigkeit finden sich darin mit einem fafslichen Vortrage vereinigt. Es ist daher gleich brauchbar für Schulen und für den Selbstunterricht.

In der Universitäts-Buchhandlung der Gebr. Groos in Freiburg, im Breisgau, ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Bufs, Prof. Dr. F. J., zur Lehre von dem Geschwornengerichte, Geschichtliches und Dogmatisches, zumal über das Verhältnifs dieser Institution zur politischen Freiheit der Völker, und insbesondere zur constitutionellen Monarchie. 1 Heft, auch unter dem Titel: Repp, Th. G., geschichtliche Abhandlung über das Geschwornengericht, die Abschwörung der Schuld oder Eideshülfe, und andere coordinirte gerichtliche Einrichtungen, die früher in Skandinavien und auf Island gebräuchlich waren. Aus dem Englischen übersetzt vom Prof. Dr. F. J. Bufs. gr. 8. 16 Gr. 20 Sgr. 12 fl.

Leuckart, Prof. Dr. F. S., über die Verbreitung der übrig gebliebenen Reste einer vorweltlichen organischen Schöpfung, insbesondere die geographische Verbreitung derselben in Vergleich mit der, der noch jetzt existirenden organischen Wesen. 4. 1 Thlr. 48 fl.

Orationes latinae viror. recentior. aetatis disertissimor. Graevii, Wyttenbachii, Mureti, Hemsterhusii, Facciolati, Paulini a S. Josepho, Bencii, Ernesti, Majoragii, Gesneri, Eichstadii alior. Colleg. et brevi anotat. in usum studios. juventutis instr. Prof. Dr. A. Baumstark. 12 maj. 16 Gr. 20 Sgr. 12 fl.

Digitized by Google

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Bilder ohne Rahmen.

Inhalt:

Der Verstossene. Il carbonaro. Der Kosmopolit.

2 Bände. brosch. 3 thlr. — 5 fl. 24 kr.

Die „Bilder ohne Rahmen" des talentvollen Verfassers „der Wanderjahre" werden sich durch die in ihnen niedergelegte Gedankenfülle, wie auch durch poetisches Gewand dem gebildeten deutschen Publicum vortheilhaft empfehlen. Die Verlagsbuchhandlung unterläfst es eine Lobrede vorausgehen zu lassen, wo die Sache selbst bei einem geistigen Publicum sich Eingang verschaffen wird. —

N. G. Elwert zu Marburg.

Die Fortsetzung des in unserm Verlage erscheinenden Werkes:

ornithologischer Atlas oder naturgetreue Abbildung und Beschreibung der aussereuropäischen Vögel

hat, nach dem Tode des Herrn Doctor Hahn, Herr H. C. Küster, Naturforscher, übernommen und es wird von nun an diese so schnell geliefert, dafs jährlich 10 Hefte erscheinen werden. Der Herr Verfasser, selbst Zeichner, wird auf seinen öfters sehr ausgedehnten Reisen, alle Cabinette besuchen und dadurch im Stande sein, dieses Werk in der Vollständigkeit, zu liefern, dafs es den Ornithologen und Freunden der Vögelkunde befriedigen wird. Es sind bis jetzt 5 Hefte Papageien à ⅔ Thlr. Subscriptionspreis, erschienen und das 6te wird in wenigen Tagen auch versendet.

Nürnberg, im December 1835.

C. H. Zeh'sche Buchhandlung.

So eben ist in unserm Verlage erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Lycurgi oratio in Leocratem. Recognovit, annotationem criticam et commentarios adjecit Eduardus Maetzner Rostochiensis. gr. 8. 1 Thlr. 20 Sgr. 1 Thlr. 16 Ggr.

Berlin im Januar.

Veit & Comp.

Anzeige, die Fortsetzung der Dr. Hahn'schen Werke betreffend.

Durch den Tod des Naturhistorikers Dr. C. W. Hahn, hier, eines unserer fleifsigsten Entomologen, sind die in unserm Verlage erscheinenden und in mehreren Literatur-Blättern sehr lobend beurtheilten 2 Werke:

Die Arachniden, und die wanzenartigen Insekten } getreu nach der Natur abgebildet und beschrieben,

auf kurze Zeit unterbrochen worden. Um so angenehmer ist es uns, den verehrlichen Abnehmern der Werke und den Freunden der Entomologie nun die erfreuliche Anzeige machen zu können, dafs der Herr Kreis-Forstrath Koch die Arachniden und der Herr Doctor Herrich-Schäffer die wanzenartigen Insekten fortzusetzen sich erboten haben, und dafs nächstens die ersten Hefte von ihnen erscheinen werden.

Der blofse Name dieser Männer bürgt für ausgezeichnete Fortsetzung und wir fügen nur hinzu, dafs dieselbe möglichst schnell und in bisheriger schöner Ausstattung erscheinen wird. Bis jetzt sind erschienen und versendet: von den Arachniden 2 Bände oder 12 Hefte, worin mehr als 160, über die Hälfte vorher nicht bekannter, und ebenso von den wanzenartigen Insekten I. bis III. Band 1tes, also in 13 Heften 240 Species abgebildet sind.

Nürnberg im December 1835.

C. H. Zeh'sche Buchhandlung.

Im Verlage der Buchhandlung des Waisenhauses ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Peter, Dr. Carl, Zeittafeln der griechischen Geschichte, als Grundlage des Vortrags in höhern Gymnasialklassen mit beständiger Beziehung auf die Quellen. gr. 4. 22½ Sgr.

Was für die Römische Geschichte schon von Mehrern mit Glück versucht ist, das hat der Verf. dieser Zeittafeln, jetzt Director des Herzogl. Gymnasii zu Meiningen, für die Griechische gethan. Die tabellarische Anordnung erleichtert die Uebersicht, namentlich bei gleichzeitigen Ereignissen, und kommt dem Gedächtnisse bei der Repetition zu Hülfe. Der Verf. hat die ausgezeichneten Untersuchungen der neuesten Forscher auf dem Gebiete des griech. Alterthums selbständig benutzt, die alten Quellen gründlich studirt und in den reichhaltigen Anmerkungen eine eben so geschickte als sorgfältige Auswahl der betreffenden Stellen aus den alten Schriftstellern gegeben. Dafs dieses nicht nur zu einer genauern Kenntnifs der griech. Geschichte und des gr. Alterthums beitragen, sondern auch das Privatstudium der alten Autoren vielseitig fordern und beleben wird, ist leicht einzusehen. So geben wir Lehrern nicht minder als gereifteren Schülern ein Hülfsbuch in die Hände, von dem wir hoffen, dafs es beim Unterricht gewifs dienlicher sein wird als die Mehrzahl gewöhnlicher Compendien.

Schmidt, Herm., und Wilh. Wensch, Elementarbuch der griechischen Sprache. 2 Theile, 8. 22½ Sgr.

(1ste Abtheil.: Beispiele zum Uebersetzen aus dem Griechischen ins Deutsche 15 Sgr. 2te Abtheil.: Beispiele zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Griechische 7½ Sgr.)

Man kommt allgemein darin überein, dafs ein Wechsel der in den Gymnasien eingeführten Lese- und Elementarbücher der alten Sprachen eben so nützlich als nothwendig sei. Daher wird auch dieses Elementarbuch, trotz der trefflichen Lesebücher von Fr. Jacobs und andern, eine willkommene Erscheinung sein. Aus vieljähriger Erfahrung haben die Herausgeber die Bedürfnisse der Schulen richtig erkannt, die Beispiele aus den alten Schriftstellern fleifsig gesammelt, den Stoff umsichtig geordnet, und das Schwierige, wo Grammatik und Wortregister nicht ausreichen, genügend erläutert. So wird dieser erste Kursus, den etymologischen Theil der griech. Grammatik umfassend, mit seinen Fortsetzungen gewifs ein neues treffliches Hülfsmittel zu gründlicher Erlernung der griech. Sprache darbieten, und dies um so mehr, als die in der zweiten Abtheilung gegebenen Beispiele zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Griechische solche Uebungen durch zweckmäfsige Verbindung mit der ersten Abtheilung erleichtern und befordern werden.

Beim Buchhändler Anton in Halle ist erschienen und in allen Buhhhandlungen zu haben:

Leo, H., Studien und Skizzen zu einer Naturlehre des Staates. 1te Abtheilung. gr. 8. 1833. 1 Thlr.

Es wird nicht leicht fehlen, dafs auf einzelnen losen Blättern, wenn sie Erzeugnifs heiterer Mufsestunden sind, grade das Eigenthümlichste, das Geistreichste hingeworfen wird. So in diesen Skizzen, die nur einzelne Paragraphen des besprochenen Gegenstandes, aber gleich wichtige für Historiker, Juristen und Theologen enthalten, und deren weitere Aus- und Durchführung höchst wünschenswerth bleibt.

Digitized by Google

Schuldirectoren und Lehrer

erlauben wir uns beim bevorstehenden Anfange eines neuen Semesters auf folgende

Schulbücher

aufmerksam zu machen, welche bereits in mehrere hiesige und auswärtige Gymnasien und Schulen eingeführt worden sind:

Heinsius, Dr. Th., kleine theoret.-prakt. deutsche Sprachl. für Schulen u. Gymnasien. 13te verb. Ausg. $\frac{1}{3}$ Thlr.
— — der Redner und Dichter; oder Anleitung zur Rede- und Dichtkunst. 5te verb. Ausgabe. $\frac{2}{3}$ Thlr.
Wackernagel, Dr. K. E. P., Auswahl deutscher Gedichte für höhere Schulen. 2te verm. Ausgabe. $1\frac{1}{2}$ Thlr.
Pischon, F. A., Leitfaden zur Geschichte der deutschen Literatur. 3te verbesserte Ausgabe. $\frac{1}{2}$ Thlr.

Frings, M. J., kleine theoretisch-praktische französische Grammatik für Schulen und Gymnasien. $\frac{2}{3}$ Thlr.
Herrmann, F., Lehrbuch der französischen Sprache für den Schul- und Privat-Unterricht. Enthaltend: 1. Eine französisch-deutsche Grammatik der französischen Sprache, mit Uebungen zum Uebersetzen in's Deutsche und in's Französische. 2. Ein französisches Lesebuch mit Hinweisungen auf die Grammatik und Wörterverzeichnissen. Dritte, verbesserte Auflage. $\frac{2}{3}$ Thlr.
— — neues franz. Lesebuch; oder Auswahl unterhaltender und belehrender *Erzählungen* aus den neueren franz. Schriftstellern, mit biograph. u. literar. Notizen über die Verfasser und erläuternden Anmerk. $\frac{1}{2}$ Thlr.
Büchner, K., und F. Herrmann, Handbuch der neueren französischen Sprache und Literatur, oder Auswahl interessanter, chronologisch geordneter Stücke aus den besten neueren französischen Prosaisten und Dichtern, nebst Nachrichten von den Verfassern und ihren Werken. Prosaischer Theil. $1\frac{1}{3}$ Thlr.
— — Dasselbe. Poetischer Theil. $1\frac{1}{3}$ Thlr.
Heussi, Jac., neues englisches Lesebuch, oder Sammlung prosaischer und poetischer Aufsätze von den vorzüglichsten neueren englischen Schriftstellern, nebst einem Wörterverzeichnisse. Zum Gebrauch in Schulen und beim Privatunterrichte. $\frac{5}{6}$ Thlr.

Pischon, F. A., Leitfaden zur allgem. Gesch. der Völker u. Staaten. Ister Theil. Gesch. des Alterthums. $\frac{1}{2}$ Thlr.
— — Dasselbe Zweiter Theil. Geschichte des Mittelalters. $\frac{1}{2}$ Thlr.
Als Handbuch für Lehrer, welche den Leitfaden beim Unterrichte zum Grunde legen, erschien von demselben Verfasser:
Lehrbuch der allgem. Geschichte der Völker u. Staaten. Erster Theil. Geschichte des Alterthums. $1\frac{1}{2}$ Thlr.
Roon, Albr. v., Grundzüge der Erd-, Völker- und Staatenkunde, ein Leitfaden für höhere Schulen, zunächst für die Königl. Preufsischen Cadetten-Anstalten bestimmt. Mit einem Vorwort von K. Ritter. In 2 Abtheilungen mit einem Anhange. Nebst 26 Tabellen. $2\frac{2}{3}$ Thlr.
(Einzeln: die 2 Abth. $1\frac{2}{3}$ Thlr. — Die 26 Tabellen 1 Thlr.)

Heussi, Jac., Lehrbuch der Arithmetik für Schulen, Gymnasien und den Selbstunterricht. Enthaltend: eine gründliche und leicht faſsliche, den Erfordernissen der neueren Pädagogik angemessene Darstellung des Kopf- und Zifferrechnens, und deren Anwendung auf das bürgerliche Leben und auf besondere Geschäftszweige. 4 Theile. $1\frac{1}{2}$ Thlr.
Der *dritte* Theil auch mit dem besonderen Titel: Sammlung arithmetischer Aufgaben. $\frac{5}{12}$ Thlr.
Lacroix, S. F., Anfangsgründe der Arithmetik. Nach der 17ten Originalausgabe aus dem Franz. übersetzt, und mit einigen Anmerkungen versehen. $\frac{2}{3}$ Thlr.
— — Lehrbuch der Elementar-Geometrie. Neu übersetzt und mit Anmerkungen versehen von L. Ideler. Mit 7 Kupfert. $1\frac{1}{3}$ Thlr.
Wilde, E., Geometrie für Bürgerschulen und die unteren Klassen der Gymnasien. Mit 9 Kupfert. $1\frac{1}{6}$ Thlr.
Hirsch, Meier, Sammlung von Beispielen, Formeln und Aufgaben aus der Buchstabenrechnung und Algebra. 4te durchgesehene Ausgabe. $1\frac{1}{3}$ Thlr.
(Das Egen'sche Handbuch zu dieser Aufgaben-Sammlung, welches eine Zeitlang nicht vollständig zu haben war, ist jetzt in 2ter verb. Auflage wieder zu bekommen. Preis beider Bände $4\frac{1}{3}$ Thlr.)

Wöhler, Dr. F., Grundrifs der Chemie. Unorganische Chemie. Dritte verbess. Auflage. Mit Königl. Württemb., Grofsherzogl. Hess. und der freien Stadt Frankfurt Privilegien. $\frac{5}{6}$ Thlr.

Heinsius, Dr. Th., Vorbereitung zu philosoph. Studien. Für höhere Schulen und den Selbstunterricht. $\frac{5}{6}$ Thlr.

Schuldirectoren und Lehrern, welche eines oder das andere der vorstehenden Bücher, Behufs der Einführung, näher prüfen wollen, sind wir sehr gern erbötig, ein Exemplar zur Ansicht zu überlassen. — Die Preise, welche zwar bereits sehr niedrig gestellt sind, sollen bei Abnahme einer Partie Exemplare noch ermäfsigt, auch für arme Schüler Frei-Exemplare beigegeben werden.

Duncker & Humblot in Berlin.

Gedruckt in Berlin bei J. F. Starcke.

Digitized by Google

Anzeigeblatt
zu den
Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik.

1836. (Erstes Semester.) № 2.

Personal-Chronik.

Des Königs Majestät haben dem Richter an der Königl. Universität zu Berlin Regierungsrath *Krause* den Charakter eines Geheimen Regierungsraths zu verleihen geruht.

Des Königs Majestät haben den bisherigen aufserordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät der Universität zu Breslau Dr. *H. Hoffmann* zum ordentlichen Professor in der gedachten Fakultät zu ernennen geruht.

Der bisherige Oberlehrer am Gymnasio zu Düsseldorf Dr. *J. G. Fichte* ist zum aufserordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät der Universität zu Bonn ernannt worden.

Des Königs Majestät haben dem Oberlehrer *Burgchard* am Gymnasio zu Minden das Prädikat Professor beizulegen geruht.

Der bisherige Privatdocent Oberlehrer Dr. *Lehrs* ist zum aufserordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät der Universität zu Königsberg ernannt worden.

Des Königs Majestät haben die Beförderung des Professors bei dem geistlichen Seminar zu Trier Dr. der Theologie *G. Müller* zum Domkapitular bei der Kathedral-Kirche daselbst zu genehmigen geruht.

Dem Schulamtskandidaten *A. Schenk* ist die erledigte sechste Lehrerstelle am Gymnasio in Söst verliehen worden.

Des Königs Majestät haben dem Geheimen Ober-Revisionsrath und Professor Dr. *von Savigny* die Erlaubnifs zu ertheilen geruht, dafs von des Königs von Baiern Majestät ihm verliehene Ritterkreuz des baierschen Civil-Verdienstordens tragen zu dürfen.

Des Königs Majestät haben dem Geheimen Ober-Regierungsrath *Schmetting* den rothen Adlerorden 3ter Klasse und dem Geheimen Ober-Regierungsrath *von Lamprecht* den St. Johanniterorden zu verleihen geruht.

Dem Oberlehrer *Richter* am Gymnasio zu Erfurt ist das Prädikat eines Professors beigelegt worden.

Der Subkonrector Dr. *Hiecke* am Gymnasio zu Zeitz ist zum Subrector und der Kollaborator Dr. *Rattig* daselbst zum ordentlichen Lehrer am gedachten Gymnasio ernannt worden.

Dem Pfarrkaplan *J. L. van den Driesch* ist die Religionslehrerstelle am Gymnasio zu Düsseldorf übertragen worden.

Dem Superintendenten *Küster* zu Berlin ist auf Veranlassung seines Amts-Jubiläums von der theologischen Fakultät der dasigen Universität die theologische Doktorwürde *honoris causa* ertheilt worden.

Die durch das Ausscheiden des Geheimen Kabinetsraths *Müller* erledigte erste weltliche Direktorstelle bei dem Direktorio der Streitschen Stiftung zu Berlin ist dem Geheimen Justizrath *Eimbeck* übertragen worden.

Des Königs Majestät haben den bisherigen aufserordentlichen Professor Dr. *E. Rödiger* zu Halle zum ordentlichen Professor der orientalischen Sprachen in der philosophischen Fakultät der dortigen Universität zu ernennen geruht.

Der bisherige Privatdocent Dr. *Mendelssohn* zu Bonn ist zum aufserordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät der dortigen Universität ernannt worden.

Der Schulamtskandidat *Fischer* ist zum Lehrer der Mathematik am Gymnasio zu Elberfeld ernannt worden.

Der bisherige Privatdocent Dr. *Kutzen* in Breslau ist zum aufserordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät der dortigen Königl. Universität ernannt worden.

Die Kaiserliche Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg hat den Geheimen Ober-Baurath Dr. *Crelle* zu ihrem korrespondirenden Mitgliede ernannt.

Des Königs Majestät haben geruht den Geheimen Legationsrath *von Olfers* mit Vorbehalt weiterer Bestimmung einstweilen dem Ministerio der auswärtigen Angelegenheiten und dem Ministerio der geistlichen und Medicinal-Angelegenheiten zur Dienstleistung zu überweisen.

Der bisherige Privatdocent bei der Königl. Universität zu Königsberg Dr. *Sohnke* ist zum aufserordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät zu Halle ernannt worden.

Direktoren und Mitglieder der wissenschaftlichen Prüfungs-Kommissionen für das Jahr 1836.

I. Wissenschaftliche Prüfungs-Kommission zu Königsberg in Preufsen. Professor Dr. *Lobeck*, Direktor; Professor Dr. *Jacobi*; Professor Dr. *Drumann*; Professor Dr. *Rosenkranz* und Professor Dr. *Lehnerdt*, Mitglieder.

II. Wissenschaftliche Prüfungs-Kommis-

Digitized by Google

sion zu Bonn. Professor Dr. *von Münchow*; Direktor; Konsistorial-Direktor, Professor Dr. *Augusti*; Medicinalrath Professor Dr. *Windischmann*; Professor Dr. *Klausen*; Professor Dr. *Klee* und Professor *Schopen*, Mitglieder.

III. Wissenschaftliche Prüfungs-Kommission zu Berlin. Regierungs- und Schulrath *Lange*, Direktor; Direktor des Joachimthalschen Gymnasiums Dr. *Meinicke*; Professor *Trendelenburg*; Professor *Strehlke* und Professor *Benary*, Mitglieder.

IV. Wissenschaftliche Prüfungs-Kommission zu Breslau. Domherr, Professor Dr. *Ritter*, Direktor; Professor Dr. *Ritschl*; Professor Dr. *Braniſs*; Professor Dr. *Scholz*; Professor Dr. *Boehmer* und Geheimer Archivrath, Professor Dr. *Stenzel*, Mitglieder.

V. Wissenschaftliche Prüfungs-Kommission zu Halle. Professor Dr. *Leo*, Direktor; Professor Dr. *Bernhardy*; Professor Dr. *Rosenberger*; Professor Dr. *Hinrichs*; Direktor der Frankeschen Stiftungen, Professor Dr. *Niemeyer*, Mitglieder.

VI. Wissenschaftliche Prüfungs-Kommission zu Münster. Konsistorial- und Schulrath *Wagner*, Direktor; Professor Dr. *Gudermann*; Professor Dr. *Winiewski*; Professor Dr. *Grauert* und Konsistorialrath *Krabbe*, Mitglieder.

Wissenschaftliche Institute.

Des Königs Majestät haben von dem Bildhauer Simony zu Berlin die Büste des Königs Friedrich II. Majestät anfertigen zu lassen und dieselbe der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin zur Aufstellung in deren Sitzungssaal zum Geschenk zu bestimmen geruht.

Den Königlichen Universitäten zu Bonn, zu Breslau und zu Greifswald ist von Sr. Majestät dem König von Grofsbritannien, einer jeden, ein Exemplar des aus 70 Foliobänden und 12 Octavbänden bestehenden wichtigen Werkes: *Journals of the houses of Lords and of Commons*, in prachtvollem Einband, als Geschenk verehrt worden. Den Königlichen Universitäten zu Halle und zu Königsberg, so wie der Königlichen Bibliothek zu Berlin, waren bereits früher Exemplare des gedachten Werkes von demselben hohen Geber zugegangen. —

Die zu Eldena bei Greifswald errichtete und mit der Königlichen Universität zu Greifswald in Verbindung stehende staats- und landwirthschaftliche Akademie, befindet sich unter der Leitung ihres Direktors, des Herrn Professor Dr. Schulze, in erwünschtem Gedeihen. Die Frequenz dieser Anstalt belief sich am Schlufs des vorigen Jahres bereits auf 39 Eleven, worunter 26 Inländer und 13 Ausländer. Von diesen Eleven widmeten sich 11 der Staatswirthschaft und 28 der Landwirthschaft.

Literarische Anzeigen.

Neue Bücher,

welche 1836 im Verlage von Duncker und Humblot in Berlin erschienen sind:

Dieterici, W., geschichtliche und statistische Nachrichten über die Universitäten im preufsischen Staate. gr. 8. geh. 1½ Thlr.

Heinsius, Dr. Th., Teut, oder theoretisch-praktisches Lehrbuch der gesammten deutschen Sprachwissenschaft 5te Ausgabe in 6 Bänden, welche in 12 Lieferungen ausgegeben werden. — 7te Lieferung. 8. geh. ½ Thlr.

Hölfft, J. J., encyclopädisches Wörterbuch der Landbaukunst für Cameralisten, Architecten, Bauhandwerker und das bautreibende Publikum. Erste Lieferung: A—K. gr. 4. 1⅔ Thlr.

Herrmann, Otto, der wahre Kinderfreund. Ein unterhaltendes und nützliches Lesebuch. Zur Förderung der häuslichen Erziehung bearbeitet. Mit 16 Bildern. 8. geb. 1⅓ Thlr. — Mit illum. Bildern. 1⅔ Thlr.

Heussi, Jac., neues englisches Lesebuch, oder Sammlung prosaischer und poetischer Aufsätze von den vorzüglichsten neueren englischen Schriftstellern, nebst einem Worterverzeichnisse. Zum Gebrauch in Schulen und beim Privatunterricht. 8. ⅔ Thlr.

Irving, Th., die Eroberung Florida's unter Hernando de Soto. Aus dem Englischen übersetzt. 2 Bände. 8. 3 Thlr.

Monhaupt, General-Lieutenant, über den Gebrauch der reitenden Artillerie. 8. geh. ⅓ Thlr.

Programm der Königlichen Akademie des Landbaues zu Möglin. gr. 8. geh. ⅓ Thlr.

Theremin, Fr., über die deutschen Universitäten. Ein Gespräch. gr. 8. geh. ⅓ Thlr

Wackernagel, K. E. P., Auswahl deutscher Gedichte für höhere Schulen. Zweite sehr vermehrte Ausgabe. gr. 8 1½ Thlr.

Wolff, F., die beschreibende Geometrie und ihre Anwendungen. Leitfaden für den Unterricht am Königl. Gewerbe-Institut. Erster Theil: Die Projektionslehre und die beschreibende Geometrie. Mit 43 Figurentafeln. gr. 8. geb. 3⅓ Thlr.

Bei Eduard Anton in Halle ist im Jahr 1833 erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Lex Salica. Ex variis quae supersunt recensionibus, una cum lege Ripuariorum synoptice edidit, glossas veteres variasque lectiones adjecit E. A. T. Laspeyres. 4 maj. 21½ Bog. 1 Thlr. 12 Gr. (1 Thlr. 15 Sgr.)

Von dem für das Studium des älteren germanischen Rechts anerkannt wichtigsten Volksrechte der Franken fehlte es bisher im Buchhandel an einem Separat-Abdrucke. Diese neue Ausgabe enthält sowohl den glossirten Text, als die s. g. Lex Salica emendata, jenen in buchstäblich getreuem Abdrucke der Editiones principes des Wolfenbüttler, Münchner, Fuldaer und Pariser Codex, letztere nach Baluzius, jedoch mit Benutzung einer Bonner und Bamberger Handschrift. Sie ist zugleich der erste vollständige Versuch einer synoptischen Zusammenstellung jener verschiednen Recensionen untereinander wie mit der Lex Ripuariorum, und für deren Vergleichung als wesentliches Hülfsmittel anzuerkennen. Ein doppelter Index, nach der hier befolgten Ordnung und nach der gewöhnlichen Titelfolge, sichert die allgemeine Benutzung dieser Synopsis, deren Preis für die Schwierigkeit des Drucks sehr billig gestellt ist.

Nachricht
an das philologische Publicum.

Die Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft, in Verbindung mit einem Verein von Gelehrten herausgegeben von Dr. Ludw. Chr. Zim-

Digitized by Google

mermann; in monatlichen Heften in gr. 4. Darmstadt bei E. Heil; pr. Jahrgang à 10 fl. 48 kr. oder 6 Rthlr.

erscheint auch in dem gegenwärtigen, ihrem dritten Jahrgang. Indem der Verleger sich beehrt dieses zur öffentlichen Kenntnifs zu bringen, kann er nicht umhin zugleich den Wunsch auszusprechen, dafs das gelehrte Publicum dieser Zeitschrift, welche das Glück hat, die gröfsten Philologen unserer Zeit unter ihre Mitarbeiter zu zählen, nicht allein ferner seine Gunst möge zu Theil werden lassen, sondern auch sein Wohlwollen in gesteigertem Maafs zu erkennen gebe, denn nur dann wird es möglich sein der Wissenschaft dieses Institut zu erhalten, dessen Existenz nur durch stets neue Opfer bis jetzt noch gefristet werden konnte.

Darmstadt im Januar 1836. E. Heil.

Eben erschienen:

Lukianos Werke. Uebersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Joh. Minckwitz. 1. Theil: Der Traum. Der Hahn. Der Menschenfeind. Die Freundschaft. Göttergespräche. Todtengespräche. 8. (32½ Bog. Velinpap.) geh. 2 Thlr.

Marbach, G. O., über moderne Literatur. In Briefen an eine Dame. 1. Sendung. Einleitung. Menzel. 8. (9 Bog. Velinpap.) geh. ⅔ Thlr.

Das Ganze wird eine Besprechung aller Richtungen moderner Literatur nach ihren Tendenzen, vom Standpunkte der durch Göthe und Hegel begründeten Weltanschauung, enthalten.

R. Montgomery Martin, die Britischen Colonien, nach ihren geschichtlichen, physischen, statistischen, administrativen, finanziellen, merkantilen und übrigen socialen Beziehungen. Aus dem Engl. bearbeitet von Dr. P. Frisch. Zweite Liefg. Westindien. gr. 8. (12⅓ Bog. Velindruckpap.) geh. 1⅙ Thlr.

Dieses in seiner Art einzige fast offizielle Werk ist in Grofs-Britannien mit dem entschiedensten Beifall aufgenommen worden, wie 44 Beurtheilungen in engl. Zeitschriften beurkunden. — Die 1. Liefg. Ostindien kostet auch 1⅓ Thlr. — Die 3. Liefg., Nordamerika, ist unter der Presse.

Leipzig im Januar 1836.

J. C. Hinrichssche Buchhandlung.

Bei **Duncker und Humblot** in **Berlin** erscheint auch für 1836

Literarische Zeitung.

Herausgegeben von Dr. *Karl Büchner*.

Der Zweck der Literarischen Zeitung ist, den Leser mit den neuen literarischen Erscheinungen des In- und Auslandes so schnell als möglich bekannt zu machen, und ihm von den wichtigeren und interessanteren derselben eine kurze Beurtheilung des Inhalts und Standpuncts zu geben. Sie zerfällt demgemäfs in zwei Abtheilungen. Die erste bespricht unter den 17 Rubriken: I. Philosophie. II. Theologie. III. Geschichte. IV. Philologie. V. Jurisprudenz. VI. Staats- und Cameralwissenschaften. VII. Naturwissenschaften (Zoologie, Botanik, Mineralogie, Physik, Chemie). VIII. Physiologie und Medicin. IX. Geographie. X. Reine und angewandte Mathematik. XI. Kriegswissenschaften. XII. Pädagogik. XIII. Handelswissenschaft. Gewerbskunde. XIV. Land- und Hauswirthschaft. Forst- und Jagdkunde. Viehzucht. XV. Schöne Literatur und schöne Künste. XVI. Encyklopädien und vermischte Schriften. XVII. Allgemeine Journalistik. — mehr oder minder ausführlich die wichtigeren und interessanteren neuen Werke des In- und Auslandes, liefert eine Titelanzeige der Dissertationen und Programme, giebt den Inhalt der wissenschaftlichen Zeitschriften an, und weis't die in den bedeutenderen kritischen Journalen enthaltenen Recensionen nach. — Ein Anhang: Miscellen enthält Nachrichten von Todesfällen, Beförderungen, Ehrenbezeugungen der Schriftsteller, von Gelehrten-Gesellschaften und wissenschaftlichen Instituten, von Preisaufgaben, Bücherauctionen u. dgl. — Die zweite Abtheilung unter der Ueberschrift: Vollständige Bibliographie der neuesten Literatur, enthält wöchentlich ein vollständiges, wissenschaftlich geordnetes Verzeichnifs der jüngst erschienenen Bücher, Journale etc., und Nachricht von künftig erscheinenden. — Von der Literarischen Zeitung erscheint wöchentlich einmal, am Mittwoch, eine Nummer von 1 bis 1½ Bogen gr. 4. Der ganze Jahrgang nebst Register (zusammen über 60 Druckbogen) kostet bei den Buchhandlungen und allen Königl. Postämtern nur 2⅔ Thaler.

Digitized by Google

Vortheilhaftes Anerbieten

für

Freunde der Literatur,

besonders aber für

Lesegesellschaften und Leihbibliotheken.

Die nachstehenden Werke rühren meist von Autoren her, welche zu den ausgezeichnetsten Schriftstellern unserer oder früherer Zeit gehören. Jede Empfehlung derselben ist daher überflüssig. — Um ihre Anschaffung zu erleichtern und oft an uns gerichteten Wünschen zu genügen, bieten wir sie hiermit von heute bis Ende März 1836 zu folgenden günstigen Bedingungen an. Die ganze Sammlung besteht aus 140 Bänden, welche zusammen 184⅓ Thlr. kosten; auf einmal genommen wollen wir sie aber zu 66⅔ Thlr. erlassen. — Wer für 100 Thlr. von obigen Werken wählt, soll nur 40 Thlr. bezahlen; für 50 Thlr. — nur 25 Thlr.; für 25 Thlr. — 16⅔ Thlr.; für 12 Thlr. — 9 Thlr. — Es giebt wol keine günstigere Gelegenheit für Freunde der Literatur, Lesegesellschaften und Leihbibliotheken sich eine werthvolle Sammlung neuerer literarischer Erscheinungen anzuschaffen, und ihre Bibliotheken zu ergänzen.

Alle Buchhandlungen sind in den Stand gesetzt, die vorstehenden Bedingungen zu gewähren. Berlin, den 1. Octbr. 1835.

Duncker und Humblot.

Alexis, Willibald, gesammelte Novellen. 4 Bde. 5⅓ Thlr.
— — — die Geächteten. Novelle. (Steht nicht in den „gesammelten Novellen"). 1¾ Thlr.
Blum, K., Vaudevilles für deutsche Bühnen und gesellige Zirkel; nach dem Französischen bearbeitet. 2 Bände nebst Musikbeilagen. 2⅔ Thlr.
Boccaccio, das Decameron; übersetzt von D. W. Soltau. 3 Bde. 4½ Thlr.
Briefe eines Lebenden, herausgegeben von F. F. 2 Bde. 3½ Thlr.
Bruchstücke aus Karl Berthold's Tagebuch. Herausgegeben von Oswald. 1⅔ Thlr.
Buntes Leben. Roman, aus dem Englischen übersetzt von Th. Hell. 2 Bde. 2½ Thlr.
Chezy, Helmina v., Aurikeln; eine Blumengabe von Deutschen Händen. 1½ Thlr.
Cooper's, James Fenimore, Romane, übersetzt von G. Friedenberg.
Der Bravo. 3 Bände. 3½ Thlr.
Conanchet und die Puritaner in Connecticut. 3 Bde. 3½ Thlr.
Die Prairie. 3 Bde. 3½ Thlr.
Red Rover. 3 Bde. 3½ Thlr.
Die Wassermixe oder der Streicher durch die Meere. 3 Bde. 3½ Thlr.
Eichendorff, J. v., Dichter und ihre Gesellen. Novelle. 1¾ Thlr.
Felicitas. Ein Roman von der Verfasserin der Erna. 1½ Thlr.
Friedrich, Th. H., dialogische Turnspiele. ¼ Thlr.
Furchau, F., Arkona. Ein Heldengedicht in zwanzig Gesängen. 2½ Thlr.
Goethe u. Zelter, Briefwechsel in den Jahren 1796 bis 1832. Herausgegeben v. Dr. F. W. Riemer. 6 Thle. 12 Thlr.
Grattan's Skizzen u. Romane, übersetzt von Will. Alexis, Th. Hell und K. L. Meth. Müller.
Die Erbin von Brügge. 4 Bde. 4½ Thlr.
Jacqueline von Holland. 3 Bde. 4 Thlr.
Heer- und Querstraßen, oder Erzählungen. 5 Bände. 6⅔ Thlr.
Reisebilder. 2 Bände. 3 Thlr.
Hoffmann, E. T. A., die Elixiere des Teufels. 2 Bde. 2 Thlr.
Holtei, K. v., Lenore. Schauspiel. ⅚ Thlr.
Irving's, Wash., Schriften, übersetzt von S. H. Spiker und Th. Hell.
Bracebridge Hall. 2 Bände. 2 Thlr.
G. Crayons Skizzenbuch. 2 Bände. 3 Thlr.
Erzählungen eines Reisenden. 2 Bde. 3 Thlr.
Jonathan Oldstyle's Briefe. ⅚ Thlr.
Das Alhambra. 2 Bde. 2½ Thlr.
Kotzebue, A. v., Erinnerungen aus Paris. 2 Bde. 1⅔ Thlr.
— — Erinnerungen von einer Reise aus Liefland nach Rom und Neapel. 3 Theile. 3 Thlr.
Lüdemann, W. v., Züge durch die Hochgebirge und Thäler der Pyrenäen. 1⅔ Thlr.
Meißner, A. G., das Leben des Julius Cäsar, fortgesetzt von J. Ch. L. Haken. 4 Bände. 6 Thlr.
Memoiren des Grafen Alexander von T— (Tilly). 3 Bde. 6 Thlr.
Mollien, G., Reise nach Columbia. 1⅔ Thlr.
Müchler, K., Anekdoten-Almanach für die Jahre 1810. 1811. 1812. 1813. 1815. 1817 bis 1834. 23 Jahrgänge und Register. 31⅓ Thlr.
Müller, Wilh., Rom, Römer und Römerinnen. Eine Sammlung vertrauter Briefe aus Rom u. Albano. 2 Bde. 2½ Thlr.
(Nicht in der Gesammt-Ausgabe von W. Müller's Schriften enthalten.)
Ossian's Gedichte; rhythmisch übersetzt v. J. G. Rhode. 3 Theile. 4 Thlr.
Rellstab, L., Erzählungen, Skizzen und Gedichte. 3 Thle. 4 Thlr.
Rumohr, K. F. v., Deutsche Denkwürdigkeiten. 4 Thle. 4½ Thlr.
Die Schleichhändler, Novelle von J. v. G. 1½ Thlr.
Scott's, Walter, Romane, übersetzt von W. A. Lindau und S. H. Spiker.
Der Alterthümler. 3 Bände. 3½ Thlr.
Der Pirat. 3 Bände. 3½ Thlr.
Quintin Durward. 3 Bde. 3 Thlr.
Straparola's Mährchen, übers. v. F. W. V. Schmidt. 1 Thlr.
Streckfuß, K., Gesammelte Erzählungen. 2 Bände. 2 Thlr.
Töpfer's, K., Lustspiele. 2 Bände. 3⅔ Thlr.
Trueba, D. T. de, Salvador, der Guerillaführer, übersetzt von G. Friedenberg. 3 Bände. 3½ Thlr.
Voß, Jul. v., Travestieen und Burlesken. ⅔ Thlr.
Woltmann, Karol. v., Die Bildhauer. Roman. 2 Bde. 3 Thlr.
Wundersage, die, von Alroy. Vom Verfasser des Vivian Grey. Uebersetzt von Th. Hell. 2 Bde. 3 Thlr.

Gedruckt in Berlin bei **J. F. Starcke.**

Digitized by Google

Anzeigeblatt
zu den
Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik.

1836. (Erstes Semester.) № 3.

Personal-Chronik.

Des Königs Majestät haben den katholischen Pfarrer *Annegarn* zu Selm, im Regierungsbezirk Münster, zum Professor der katholischen Theologie bei dem Lyceum Hosianum zu Braunsberg zu ernennen geruht.

Des Königs Majestät haben den Professor Dr. *Hasenbalg* am Gymnasium in Stralsund zum Direktor des neuerrichteten Pädagogiums in Putbus auf der Insel Rügen zu ernennen geruht.

Der bisherige Adjunkt Dr. *Biese* am Joachimsthalschen Gymnasium zu Berlin ist zum ersten Oberlehrer am neu errichteten Pädagogium in Putbus mit dem ihm von des Königs Majestät verliehenen Prädicat eines Professors ernannt worden.

Des Königs Majestät haben dem Medicinalrath, Professor Dr. *Otto* zu Breslau, das Prädicat eines Geheimen Medicinalrathes zu verleihen geruht.

Des Königs Majestät haben den bisherigen aufserordentlichen Professor Dr. *Barkow* zum ordentlichen Professor in der medicinischen Fakultät der Universität zu Breslau zu ernennen geruht.

Der Schulamtskandidat Dr. *Arndt* am Gymnasium zu Guben ist als Lehrer der Mathematik beim Gymnasium zu Torgau angestellt worden.

Des Königs Majestät haben dem bei der evangelischen Mariengemeinde zu Dortmund angestellten Lehrer *Hahn* das allgemeine Ehrenzeichen zu verleihen geruht.

Der Gymnasialdirektor *Rigler* in Cleve ist als Direktor an das Gymnasium zu Potsdam und der Direktor *Blume* vom Gymnasium zu Potsdam als Direktor an die Ritterakademie zu Brandenburg versetzt worden.

Der Professor Dr. *Demme* zu Braunsberg ist zum Professor der Exegese des alten und neuen Testaments in der katholisch-theologischen Fakultät der Universität zu Breslau ernannt worden.

Des Königs Majestät haben den Historienmaler und Lehrer bei der Akademie der Künste *Lengerich* zum Professor zu ernennen geruht.

Des Königs Majestät haben den Ober-Konsistorialrath *Natorp* zu Münster zum Vice-Generalsuperintendenten der Provinz Westphalen und den Konsistorialrath *Küpper* zu Trier zum Vice-Generalsuperintendenten der Rheinprovinz, so wie zum Mitgliede des Konsistoriums zu Coblenz zu ernennen geruht.

Sr. Majestät der König haben den Konsistorialrath *Schriewer* zu Coblenz in derselben Eigenschaft an die Regierung zu Trier zu versetzen geruht.

Sr. Majestät der König haben den Professor ordinarius bei der medicinischen Fakultät der Universität zu Breslau Dr. *Betschler* zum Medicinalrath und Mitglied des dortigen Medicinal-Kollegiums zu ernennen geruht.

Der Prosector Dr. *Lauer* in Greifswald ist zum aufserordentlichen Professor in der medicinischen Fakultät der dortigen Universität ernannt worden.

Sr. Majestät der König von Dänemark haben dem Hauptman a. D. und Konservator der Sternwarte zu Breslau *v. Boguslawsky* die für die Entdeckung eines teleskopischen Kometen gestiftete goldene Medaille zu verleihen geruht; ferner hat demselben die Universität zu Jena die philosophische Doktorwürde ertheilt und die Akademie der Wissenschaften zu Paris ihm den Lalandeschen Preis zuerkannt.

Dem Oberlehrer *Monski* und dem Dr. *Beneke* am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium in Posen ist das Prädicat Professor beigelegt worden.

Des Königs Majestät haben den wirklichen Ober-Konsistorialrath, Hof- und Domprediger Dr. *Ehrenberg*, zum Ober-Hofprediger mit dem Range eines Rathes erster Klasse zu ernennen geruht.

Des Königs Majestät haben den Hof- und Domprediger, Professor Dr. *Strauſs* zum Ober-Konsistorialrath und vortragenden Rath im Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten zu ernennen geruht.

Des Königs Majestät haben die Geheimen Regierungsräthe *Keller*, Dr. *Schweder* und Dr. *Kortüm* im Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten zu Geheimen Ober-Regierungsräthen und den Geheimen Medicinalrath Dr. *Trüstedt* in demselben Ministerium zum Geheimen Ober-Medicinalrath zu ernennen geruht.

Der bisherige Privatdocent, Licentiat *Redepenning* in Bonn ist zum aufserordentlichen Professor in der evangelisch-theologischen Fakultät der dortigen Universität ernannt worden.

Sr. Majestät der König haben dem Geheimen Justizrath und Professor Dr. *Heffter* zu Berlin die Erlaubniſs zur Annahme des von des Kurprinzen und Mitregenten von Hessen Königl. Hoheit ihm verliehenen Ritterkreuzes des hessischen Hausordens vom goldenen Löwen zu ertheilen geruht.

Digitized by Google

Des Königs Majestät haben den Professor Dr. *Toelken* zu Berlin zum Direktor des Antiquariums des Königlichen Museums zu ernennen geruht.

Der Dr. *Pinder* ist als Assistent bei dem Antiquarium und der Dr. *Panofka* als Assistent bei der Skulpturengallerie des Königlichen Museums ernannt worden.

Des Königs Majestät haben den Professor Dr. *Rathke* zu Königsberg zum Medicinalrath und Mitglied des Medicinal-Kollegiums der Provinz Preufsen zu ernennen geruht.

Des Königs Majestät haben den bisherigen aufserordentlichen Professor in der medicinischen Fakultät der Universität zu Halle Dr. *Hohl* zum ordentlichen Professor in der gedachten Fakultät zu ernennen geruht.

Sr. Majestät der König haben dem Weihbischof des Bisthums Ermeland Dr. *von Hatten* den rothen Adlerorden 2ter Klasse zu verleihen geruht.

Sr. Majestät der König haben dem Professor Dr. *Erman* dem Jüngeren zu Berlin den rothen Adlerorden 4ter Klasse zu verleihen geruht.

Sr. Majestät der König haben dem Geheimen Regierungsrath *von Rehfues* zu Bonn den rothen Adlerorden 2ter Klasse zu verleihen geruht.

Sr. Majestät der König haben den bisherigen Kammergerichtsrath *von Wolff* zum Geheimen Regierungsrath und vortragenden Rath im Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten zu ernennen geruht.

Todesfälle.

Der Kurator des Gymnasiums zu Lissa, Fürst *Sulkowski* ist am 13. April l. J. verstorben.

Der Professor Dr. *Parow* an der Universität zu Greifswald ist am 20. Februar l. J. verstorben.

Der aufserordentliche Professor in der philosophischen Fakultät der Universität zu Greifswald Dr. *Illies* ist am 25. März l. J. verstorben.

Der aufserordentliche Professor in der philosophischen Fakultät der Universität zu Halle Dr. *Billroth* ist am 28. März l. J. verstorben.

Der ordentliche Professor *von Münchow* in der philosophischen Fakultät der Universität zu Bonn ist mit Tode abgegangen.

Der aufserordentliche Professor in der medicinischen Fakultät der Universität zu Königsberg, Dr. *Dies*, ist mit Tode abgegangen.

Ministerial-Verordnungen.

Das Ministerium hat aus wichtigen Gründen und besonders deshalb, weil gegenwärtig eine so grofse Zahl tüchtig vorgebildeter Kandidaten des evangelischen Predigtamts vorhanden ist, für nöthig erachtet, hierdurch festzusetzen, dafs die Dispensation vom canonischen Alter, wenn Kandidaten oder Kirchen-Patrone dieselbe für solche erbitten, nur in den Fällen ertheilt werde, wenn der Kandidat bei der Wahlfähigkeits-Prüfung die Censur: „vorzüglich bestanden" erhalten hat.

Die Königlichen Konsistorien, imgleichen die Königlichen Regierungen haben in vorkommenden Fällen die betreffenden Patronats-Behörden und die Kandidaten des Predigt-Amts hiernach zu bescheiden.

Berlin, den 19. März 1836.

Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten.

Wissenschaftliche Institute.

Frequenz

der Preufsischen Universitäten im Wintersemester $18\frac{35}{36}$.

Universität.	Evangelische Theologen		Katholische Theologen.		Juristen.		Mediciner.		Philosophen.		Ueberhaupt		Nicht Immatriculirte.	Zusammen.
	Inländer.	Ausländer.	Inländer.	Ausländer.	Inländer.	Ausländer.	Inländer.	Ausländer.	Inländer.	Ausländer.	Inländer.	Ausländer.		
Berlin	378	129	—	—	418	141	227	139	232	109	1255	518	469	2242
Breslau	180	2	199	—	165	4	110	8	132	5	786	19	103	908
Bonn	65	17	140	10	171	30	119	14	95	15	590	86	22	698
Greifswald	56	5	—	—	20	1	59	8	35	10	170	24	—	194
Halle-Wittenberg	333	79	—	—	71	12	74	36	51	7	529	134	24	687
Königsberg	154	8	—	—	67	5	68	9	90	5	379	27	—	406
	1166	240	339	10	912	193	657	214	635	151	3709	808	618	5135
	1406		349		1105		871		786		4517			
Akademie zu Münster	—	—	124	34	—	—	—	—	62	7	186	41	—	227
			158						69		227			
	1406		507		1105		871		855		4744		618	5362

Digitized by Google

Zu den von der Kommission der Universität zu Berlin an arme Studierende zu vertheilenden Unterstützungen und zu den von dieser Kommission zu gewährenden Freitischen ist durch die Kommunalbehörde zu Berlin aus städtischen Fonds, vom 1. Januar 1836 an, vorläufig auf 5 Jahre ein jährlicher Beitrag von 600 Thlr. bewilligt worden, welche in halbjährlich an die einzelnen Individuen zu zahlenden Unterstützungen von 25 Thalern verwendet werden sollen. Die Vertheilung wird von einer besondern Kommission erfolgen, und diese aus dem Ober-Bürgermeister, einem zweiten Mitglied des Magistrats, vier Stadtverordneten, dem Rektor, dem Universitätsrichter und den Dekanen der vier Fakultäten bestehen. Bei gleicher Würdigkeit soll diese Unterstüzung vorzugsweise geborenen Berlinern zu Theil werden.

Von dem vorigen Chef des Königlichen Französischen Ministeriums des öffentlichen Unterrichts, Herrn Guizot, ist einer jeden der sechs preufsischen Universitäten ein Exemplar der auf Kosten der Französischen Regierung herausgegebenen Sammlung wichtiger Dokumente zur Geschichte von Frankreich, als Geschenk verehrt worden.

Berichtigung: der Herausgeber der in No. 47. Sept. v. J. der Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik angezeigten neuen Ausgabe der Lebensbeschreibung des Benvenuto Cellini ist nicht der neuerdings verstorbene Prof. *A. Wagner*, sondern der Prof. Dr. *Ludwig Choulant* in Dresden.

Literarische Anzeigen.

Bei uns ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Lexicon Platonicum

sive

Vocum Platonicarum

Index.

Condidit

Dr. *Fridericus Astius.*

Voluminis I. fasciculi 4 et 5.

20 Bogen. gr. 8. Velinpapier.

broschirt 1⅓ Thlr.

Hiermit ist der erste Band dieses Werkes (A—E) geschlossen. Der Druck geht ununterbrochen fort, und das ganze Werk, aus 3 Bänden bestehend, wird noch in diesem Jahre beendigt werden

Leipzig, Januar 1836.

Weidmannsche Buchhandlung.

Beim Buchhändler Anton in Halle ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Rosenkranz, K., Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter. 8. 830. 2⅓ Rthlr.

Das Ganze dieses gediegenen Werks ist nach den formellen Unterschieden des Epischen, Lyrischen und Didactischen in drei Bücher getheilt. Es lag in der Absicht des Verfassers, alle Citate und streng gelehrte Noten zu vermeiden, da dies Buch weniger für den Gelehrten vom Fach, als für das allgemeine, gebildete Publikum bestimmt ist, dem solche Citate meist nur lästig sind. Desto mehr gewinnt dies Buch das Ansehn einer bequem zu lesenden, fortlaufenden Geschichte, ausgeschmückt mit der Darstellung des Inhalts vieler gröfseren Gedichte. Wer aber den grofsen wissenschaftlichen Werth dieses Werks kennen lernen will, möge die gründliche Recension in den Wiener Jahrbüchern 1831. 2r Bd. nachschlagen.

Bei K. F. Köhler in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das römische Privatrecht

und der Civilproceſs bis in das erste Jahrhundert der Kaiserherrschaft. Ein Hülfsbuch zur Erklärung der alten Klassiker, vorzüglich für Philologen nach den Quellen bearbeitet

von

Dr. *Wilhelm Rein.*

gr. 8. 36 Bogen. Preis 2⅔ Thlr.

Mit Recht bemerkt der Herr Verfasser, dafs trotz der durch den grofsen Philologen Fr. A. Wolf herbeigeführten Erweiterung des Gebietes der Philologie diese doch in neuerer Zeit wenig an den Römisch-juristischen Studien Theil genommen habe, obgleich diese durch die sogenannte historische Schule eines Hugo und Savigny der philologischen Behandlungsweise näher gebracht worden seien. Für die Kenntnifs des attischen Rechts ist von mehreren Gelehrten (Otto, Platner, Hudtwalker, Schömann, Meier, K. F. Hermann u. A.) viel gethan worden; für das römische Recht hat man bis jetzt in gleicher Weise, d. h. für Philologen, Gleiches vergebens erwartet. Der Herr Verf. sucht nun dies Bedürfnifs zu befriedigen. Als Philolog ein Schüler Beck's und Hermann's, ausgerüstet mit tüchtiger Belesenheit und zu dem Gegenstande seit langer Zeit besonders hingezogen (dem er auch bei seiner Anwesenheit in Berlin besonders sich widmete), hat er dies Werk geschrieben, welches nicht blos dem Philologen, sondern auch jedem Juristen, welcher in seiner Wissenschaft die historische Basis sucht und auf etwas mehr, als blofsen Broterwerb sieht, willkommen sein wird.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Düsseldorfer

auf zwanzigjährige Erfahrung gegründetes

Kochbuch.

Oder

Unterricht in der Koch- und Haushaltungs-Kunst.

Nebst Anweisung zur Bereitung von Getränken, zum Einmachen und Trocknen des Obstes und der Gartenfrüchte, Pflege und Wartung des Hausgeflügels, Mästung der Schweine, Kühe und Kälber, Butter- und Käse-Machen, Brodbacken, Bierbrauen u. s. w.

Von

Sophie Hölscher.

Düsseldorf, bei J. E. Schaub. 216 Seiten in 8. Gebunden. Preis 20 Sgr.

Digitized by Google

So eben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Dr. Ernst Ludwig Heim's
vermischte
medicinische Schriften.

Im Auftrage des Verfassers nach hinterlassenen Papieren gesammelt und herausgegeben von

Dr. *A. Paetsch*,
ausübendem Arzte zu Berlin.

Gr. 8. 1⅔ Thlr.

Diese Schriften bilden den literarischen Nachlafs eines Arztes, der durch seine praktische Wirksamkeit so grofse Verdienste sich erworben hat, und ergänzen gewissermafsen, was uns der Verfasser seiner im vorigen Jahre erschienenen Biographie:

Leben des königl. preufsischen Geheimen-Rathes und Doctors der Arzneiwissenschaft Ernst Ludwig Heim. Aus hinterlassenen Briefen und Tagebüchern herausgegeben von Georg Wilhelm Kessler, wirkl. Geh. Oberfinanzrath. Zwei Theile. Gr. 12. Geheftet. 3 Thlr.

über diesen so ausgezeichneten und seltenen Mann mittheilt.

Leipzig, im Februar 1836.

F. A. Brockhaus.

Wichtig für die Herren Theologen.

Bei W. Langewiesche in Iserlohn und Barmen ist so eben erschienen und zu haben:

Handbuch der neuesten theologischen Literatur, oder Anleitung zur Kenntnifs der in den neuesten Zeiten (in den letzten 17 Jahren) erschienenen vorzüglichen und brauchbaren theologischen Schriften für Theologie-Studirende, für Candidaten und Mitglieder des Predigtamts. Von W. D. Fuhrmann, evangelischem Pfarrer in Hamm. Erster Band. 48 Bogen. gr. 8. Erster Subscriptionspreis. 3 Thlr.

Dieses, mit unermüdlichstem Fleifse ausgearbeitete, bereits von der Kritik rühmlichst anerkannte Werk gewährt, wie kein anderes, eine Uebersicht über das so reiche Feld der neueren theologischen Literatur, giebt aufs genaueste Titel, Umfang und Preis der einzelnen Schriften an, beurtheilt sie mit bündiger Kürze und weiset die ihnen in Journalen zu Theil gewordenen Recensionen nach; kurz, es ist jedem Theologen, der sich für die Literatur seines Faches interessirt oder sich eine seinen Bedürfnissen entsprechende Bibliothek anschaffen will, fast unentbehrlich. Das Ganze, wissenschaftlich geordnet und mit alphabetischen Sach- und Namenregistern versehen, wird nur 2 Bände stark werden.

Im Verlag von Friedrich Perthes ist erschienen:

Beckers, Hubert, über Göschels Versuch eines Erweises der persönlichen Unsterblichkeit vom Standpunkte der Hegelschen Lehre aus. Nebst einem Anhang über die Anwendung der Hegelschen Methode auf die Wissenschaft der Metaphysik. ⅔ Thlr.

Krabbe, Otto, über die Lehre von der Sünde und vom Tode in ihrer Beziehung zu einander und zu der Auferstehung Christi. 1¼ Thlr.

Schäfer's, H., Geschichte von Portugal. 1r Theil. 2½ Thlr.

Schmidt's, E. Al., Geschichte von Frankreich. 1r Thl. 3 Thlr. (Diese beiden Theile bilden die 11. Lieferung der Geschichte der Europäischen Staaten)

Tholuck, Aug., die Lehre von der Sünde und vom Erlöser. Fünfte Auflage. 1½ Thlr.

— — — Kommentar zum Briefe an die Hebräer. 1⅔ Thlr.

— — — Das Alte Testament im Neuen Testamente; Beilage zum Briefe an die Hebräer. ⅓ Thlr.

Ullmann, C., Commentatio de Beryllo Bostreno ejusque doctrina. ⅓ Thlr.

Bei A. Wienbrack in Leipzig ist so eben erschienen:

Casualreden von J. H. L. Fischer. gr. 8. 13¾ Bogen. 1¼ Thlr.

Der rühmlichst bekannte Verfasser, der sich bereits durch seine trefflichen Predigt-Entwürfe über sämmtliche Episteln, Achtung und Vertrauen erworben hat, liefert hier seinen Herren Amtsbrüdern eine reichhaltige Auswahl gediegener Reden, die bei den verschiedensten Amtsverrichtungen gehalten, eine würdige Sprache mit lebendiger Darstellung vereinigen und von ächt christlichem Elemente getragen werden. Bei compressem Druck und gutem Papier ist der Preis höchst billig gestellt.

Anzeige für Prediger, Schullehrer und Bibelfreunde.

Bei A. Wienbrack in Leipzig ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen Deutschlands versandt:

Summarien

oder kurzer Inhalt, Erklärungen, und erbauliche Betrachtungen der heiligen Schrift des neuen Testaments zum Gebrauch bei kirchlichen Vorlesungen, zur Vorbereitung für Prediger auf freie, erklärende und erbauliche Vorträge über ihre Vorlesungen, auch für Schullehrer zur Erklärung für die Schulkinder und zur häuslichen Erbauung für jeden fleifsigen Bibelleser. III. Band 1. 2. Abtheilung. Der Brief Paulus an die Römer und der Brief Paulus an die Korinther. Von F. A. G. Gutbier, Superintendenten und Konsistorialrath in Ohrdruff. gr. 8. 21¼ Bogen. Preis 1¼ Thlr.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Der Rathgeber bei dem Schief- und Buckeligwerden

oder fafsliche Darstellung der verschiedenen Verkrümmungen des Rückgrates und der diätetisch-gymnastischen Mittel, durch welche diese Verkrümmungen verhütet und leichtere Grade derselben geheilt werden können, von Dr. A. Schmidt. 2te Ausgabe. 8. Leipzig, Wienbrack. Preis ⅓ Thlr.

Bei F. H. Köhler in Stuttgart sind so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

J. G. Vaihinger, Stadtpfarrer, über die Widersprüche, in welche sich die mythische Auffassung der Evangelien verwickelt. Ein Sendschreiben an Herrn Dr. D. J. Strauss. 8. geh. 1⅓ Thlr.

Chr. Märklin, Diaconus, über die Nothwendigkeit einer umfassenderen Volksbildung und Erziehung. 8. geh. ⅓ Thlr.

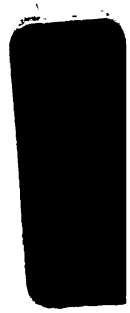
Digitized by Google

Digitized by Google

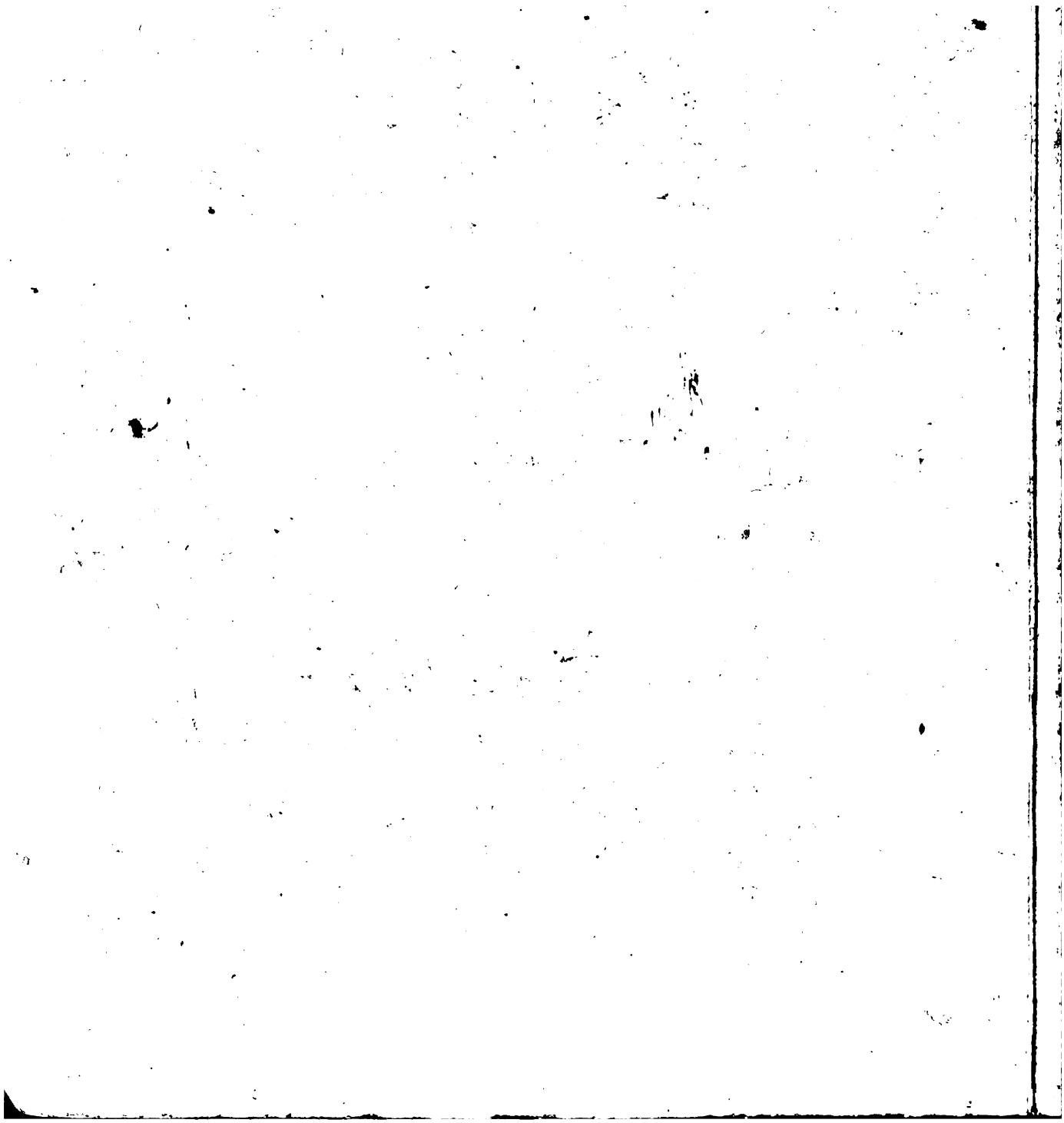
Digitized by Google

Digitized by Google

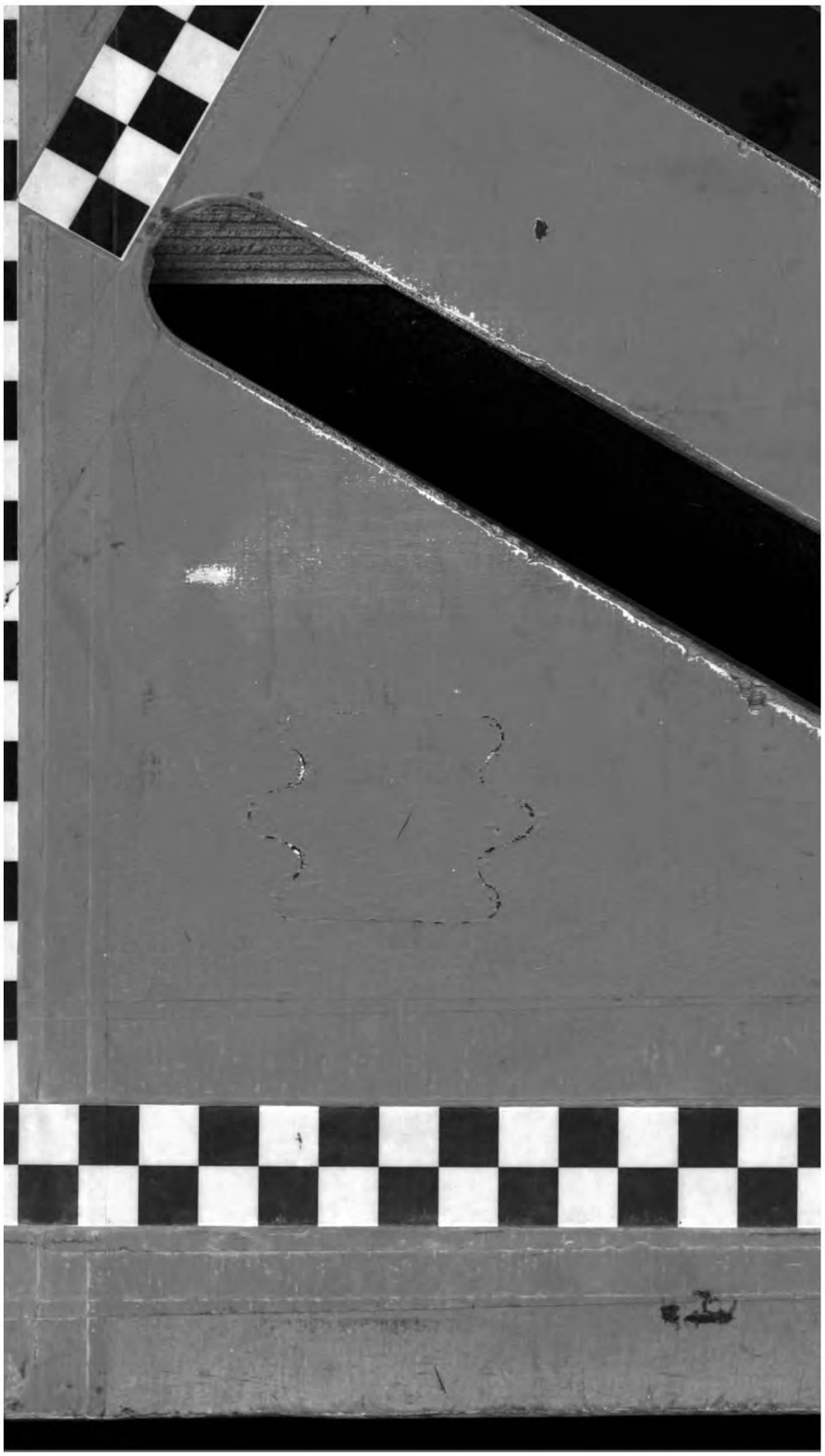
Digitized by Google



Digitized by Google

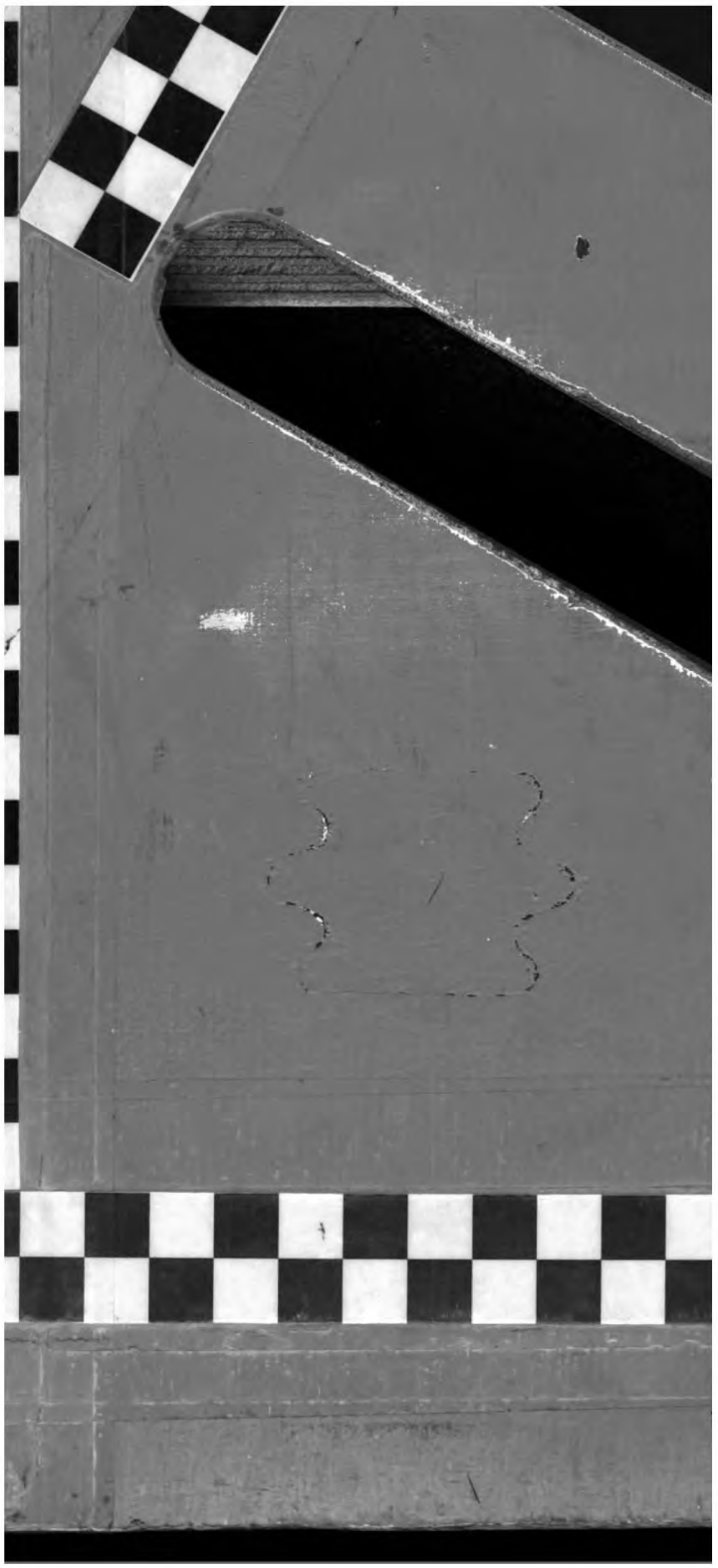


Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google